<36607507120018

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Zweite Section

H — N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Vierzehnter Theil.

JACOBIA — IBA.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1837.

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.
Zweite Section.
H — N.

Vierzehnter Theil.

JACOBIA — IBA.

J A C O B I A.

JACOBIA, eine von de Candolle (Prodrom. III, 125) vorgeschlagene Unterabtheilung der brasilischen Pflanzengattung Trembleya, welche zu den Melastomaceen gehört. (*Zenker.*)

JACOBILLI (Ludwig), geboren zu Rom im J. 1598 und gestorben 1664 oder 1670 zu Foligno, ein durch fleißige Sammlungen bekannter Doctor juris, Presbyter und apostolischer Protonotar. Durch den Cardinal Baronius, welcher sein Pathe war, wurde in ihm die Neigung zu historischen Forschungen geweckt und eine zahlreiche Bibliothek, welche er zusammengebracht hatte (sie zählte ungefähr 8000 Bände), setzte ihn in den Stand, seine Neigung zu befriedigen. Die von ihm veranstalteten Sammlungen für politische, Kirchen- und Literargeschichte, besonders von Umbrien und den benachbarten Provinzen Italiens, hat er in 27 Bänden verarbeitet, welche alle zu Foligno, wohin er sich zurückgezogen hatte, von 1626 bis 1659 gedruckt worden und großentheils in italienischer Sprache verfaßt sind. Die wichtigsten darunter sind folgende: 1) Vita del beato Tomasuccio, del terz' ordine di S. Francesco, con le sue profetie in terza rima, da lui dettate. 2) Vite de' vescovi di Foligno. 3) Rime di diversi poëti dell' Umbria. 4) Vite de' santi e beati di Foligno etc. (1628. 4.) 5) Vite de' santi e beati di Gualdo e della regione di Taino nell' Umbria. (1638. 4.) 6) Discorso della città di Foligno, cronologia de' vescovi, governatori e podestà etc. (1646. 4.) Hierin werden die Podestas dieser Stadt von 1198 bis 1642 verzeichnet und sehr genaue und specielle statistische Listen der einzelnen Ortschaften in der Diöces Foligno mitgetheilt. 7) Cronica della chiesa e monastero di santa Croce di Sassovino, nel territorio di Foligno. (1653. 4.) 8) Di Nocera nell' Umbria e sua diocesi, e cronologia de' vescovi di essa città. (1653. 4. Mit Wappen in Holzschnitt.) 9) Vite de' santi e beati dell' Umbria e di questi i corpi de' quali riposano in essa provincia. (1647—56. 3 Vol. 4.) 10) Bibliotheca Umbriae, sive de scriptoribus provinciae Umbriae, volumen primum. (1658. 4. Mehr ist nicht erschienen.) Die Schriftsteller selbst sind hierin alphabetisch geordnet und die Schriftenverzeichnisse beschränken sich nicht blos auf die gedruckten Sachen, sondern umfassen auch das Handschriftliche. Man vermißt aber bibliographische Genauigkeit und wahrhaft kritisches Urtheil. Die Zahl der Schriftsteller beläuft sich auf 946, wozu noch in einem Anhange 36 kommen, welche in der Reihe ausgelassen waren. 11) Vita della B. Angelina (Corbara) institutrice delle monache claustrali del terz' ordine di S. Francesco; con le vite tre beati della famiglia de Montemarti, edite da D. Tadeo Terzi. (Bologne 1659. 4.) 12) Vite del Santiss. sommo pontefice Pio V., del B. Bonaparte, della B. Filippa, e delli servi di Dio P. Paolo, uno de' quattro institutori de' Teatini, e del D. P. Francesco, riformatore ed ampliatore della congregatione di S. Salvatore di Bologna, tutti cinque della famiglia Ghisiliera, con un' elogio genealogico sopra 112 huomini illustri de Ghisilieri. (Foligno 1661. 4.) Unter den handschriftlichen Werken Jacobilli's, von denen er selbst in der Bibliotheca Umbriae (p. 189) 35 beschreibt, ist das wichtigste eine sehr umfangreiche Chronik der Stadt Foligno *). Von gleichnamigen Gelehrten werden in seiner Bibliotheca Umbriae folgende angegeben: 1) Bernardin, ein Jurist, gest. am 26. Sept. 1570, welcher unter andern Eusebius' Leben des Kaisers Constantin ins Lateinische übersetzte. 2) Franz, ein Mathematiker, gest. zu Rom am 5. Jun. 1623. 3) Michel Angelo, Kanonikus im Stifte Foligno, und gestorben daselbst im J. 1649, als Belletrist einiger Beachtung werth, und endlich 4) Vincenz, gest. im J. 1601, Vater des vorhergehenden, ebenfalls wegen mehrer belletristischer Werke zu seiner Zeit geachtet. (*R.*)

Jacobina, s. Jacobe.

JACOBINA, der westliche Regierungsbezirk (Comarca) der Provinz Bahia im mittlern Brasilien, zwischen dem 9—13° südl. Br. Die Grenzen sind im Westen und Norden der Fluß S. Francisco; nach Süden und Osten sind sie nur künstlich, und deshalb nicht genau bekannt. Der Rio verde grande soll zwar gemäß früherer Übereinkünfte die Provinz Minas von Jacobina trennen, aber dennoch gehört der Flecken Malhada als Zollstation, obgleich nördlich von der Einmündung jenes Flusses in den S. Francisco gelegen, nach Villaricca. Über die Grenze im Osten zwischen Jacobina und der

*) Vergl. *Mandosi*, Bibliotheca Romana. p. 56. Biographie universelle. T. XXI. p. 329 sq. (Artikel von Pillet); Jöcher, Gel.-Lex. 2. Th. Col. 1825. Außerdem Jacobilli selbst in der Bibliotheca Umbriae.

Comarca von Bahia fehlen um so mehr alle sichere Nachweisungen, als sie durch ein sehr dünn bevölkertes, strichweise sogar unbewohnbares Land läuft. Die Oberfläche ist ziemlich bergig und stellt sich als ein im Osten nach dem Meere und im Westen nach dem S. Francisco langsam absinkendes Geländ dar, welches die höchsten Erdebungen des Bodens der ganzen Provinz in sich schließt. Der Hauptzug dieses langgedehnten Bergrückens erstreckt sich unter dem Namen der Serra de Tiuba von Südwest nach Nordost durch die Comarca und mag mit Recht als die nördlichste Verzweigung des bedeutenden Gebirgssystems angesehen werden, welches von den Ebenen der Provinz S. Paulo ansteigt, und unter vielfachen Benennungen, namentlich aber derjenigen der Serra Mantiqueira, durch die Provinz Minas sich verbreitet. Die Bergketten von Jacobina sinken nach ihren nördlichen Endpunkten hin zu unbedeutenden Hügelreihen zusammen, und erreichen selbst an ihren Trennungsorten von den größern Zügen von Minas, also auf der Südgrenze des Bezirks, kaum die mittlere Höhe von etwa 3000′, die jedoch nie wirklich gemessen worden ist. Die erhabenste Spitze scheint die Serra de Itaubira, nördlich von dem Flecken Rio de Contas, zu bilden, indem sie sich nicht selten mit Reif bekleidet zeigt, also die Vermuthung rechtfertigt, daß sie gegen 5000′ hoch sei. Einen subalpinischen Charakter tragen diese Berge, zumal in Hinsicht ihrer Vegetation nur im Süden, wo sie als Serra dos montes altos, Serra de Caytetê, Serra Gamelleira in unordentlichen, selten parallelen, Reihen verlaufen. Auch die Serra de Tiuba tritt unter den mannichfachsten Namen auf, denn während sie weiter nach Süden als Serra chapada erscheint, empfangen ihre drei Hauptzüge im Norden die Namen Serra de Cassucá, Serra da Pedra branca und Serra grande, ohne die Benennungen zu erwähnen, mit welchen das Volk ihre vielen Seitenzweige unterscheidet, die jedoch alle von geringer Bedeutung sind. Alle diese Höhen besitzen denselben Charakter, indem sie weder von ihren Spitzen anziehende Fernsichten bieten, noch selbst aus der Entfernung gesehen, malerische Umrisse zeigen, großentheils von Vegetation entblößt und wasserarm da liegen und in ihrem geognostischen Verhalten kaum bedeutende Abweichungen bemerken lassen. Sie erscheinen als langgestreckte, abgerundete Rücken, auf welchen sich hin und wieder stumpfe Kuppen erheben, sind zwar vielfach zerrissen und durchfurcht, aber ohne steile Wände und tiefe Engthäler, also in sehr gewöhnlichen zahmen Verhältnissen, welche jede Vermuthung ehemaliger durch unterirdisches Feuer oder allgemeine Überfluthung veranlaßter Veränderungen ausschließen. Die vorwaltende Gebirgsart ist Granit in verschiedenen Graden der Zusammensetzung, in mannichfachen Abstufungen der Farbe, bald röthlich, bald als Grünstein, als Gneißgranit entweder gelblich oder schwärzlich. Quarzschiefer erscheint an vielen Orten, namentlich aber im Süden, bisweilen in dünnen Tafeln, und gibt den Charakter der Berge von Minas auch diesen niedrigern Ausläufern. Wie dort, so enthält auch in der Comarca Jacobina diese Gebirgsart ziemlich viel Gold, z. B. um Villa velha und den Hauptort des Districts, die kleine Stadt Jacobina. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts trieb man noch den Bau auf dieses Metall mit bedeutendem Gewinne, hat ihn jedoch aufgeben müssen, indem das Klima selbst Schwierigkeiten entgegenstellt, deren Überwindung bei dem unbergmännischen Verfahren der Brasilier unverhältnißmäßige Kosten veranlaßt haben würde. Salpeter wird in verschiedenen Gegenden dieser Berge gefunden, allein als Handelsgegenstand nur wenig benutzt. Alabaster kommt in den Bergen der Südgrenze vor, und dient zur Verfertigung von Heiligenbildern, die man nach Minas verkauft. Übrigens ist nur in den letztgenannten Gegenden bisher Kalkstein gefunden worden, denn diese Formation geht nicht über Urubu am Rio S. Francisco nördlich hinaus, und folgt überhaupt nur diesem Flusse. Mit Kochsalz ist der Boden an vielen Orten sehr reichlich geschwängert. Über das Vorkommen anderer Mineralkörper fehlen die Nachrichten. Merkwürdig als Fremdling, und daher eigentlich nicht hier zu erwähnen ist der große Block gediegenen Eisens, der sich im Norden der Comarca unfern dem Orte Bembegó vorfindet, und wegen des geognostischen Verhaltens der Umgegend als meteorisches Erzeugniß angesehen werden muß. Er wiegt 17,300 par. Pfund, bei einem Cubikinhalte von 31—32 par. Fuß, bildet wol den größten aller bekannten Meteorsteine, und ist in den neuesten Zeiten zweimal durch ebenso gelehrte als scharfsichtige Beobachter untersucht worden (*A. F. Mornay* in philos. Transact. 1816. p. 270. Martius Reise II, 734 fg.) Reste von vorweltlichen Thieren erfüllen einzelne jener flachen Thäler, deren Boden bald eine Mergellage, bald die verwitterten Trümmer bilden, die von den benachbarten Bergen herabgewaschen worden sind. Nur wenige Fuß unter der Oberfläche stößt man schon auf jene Zeugen einer untergegangenen Schöpfung, zum Theil sehr zerbrochen, wenn auch in erstaunlicher Menge, wie im Norden um den Monte santo; zum Theil besser erhalten, wie im Süden am Rio S. Antonio. Der Boden der ganzen Comarca zeichnet sich eben nicht durch Fruchtbarkeit aus, denn einmal fehlt es sehr weitausgedehnten Landstrichen an aller Dammerde, und dann leidet das Land an periodischem Wassermangel ebenso wie das benachbarte Piauhy, welches mehrmals durch einjährige Dürre ergriffen seine Bewohner theils dem Hunger erliegen, theils entfliehen sah. Quellen sind Seltenheiten, und fast alle versiegen mit dem Aufhören der periodischen Regen gleich den vielen kleinen Flüssen, die zwar in allen Richtungen den Boden tief durchfurcht haben, aber weit davon entfernt, in der trockenen Zeit den Bewohnern nützlich zu sein, dann nur kahle, trockene Betten zeigen, in denen sich höchstens einzelne Pfützen eines brackischen Fieber erzeugenden Wassers verhalten, während sie in der entgegengesetzten Jahreszeit Fluthen fortwälzen, die den geringen Meierhöfen an ihren Ufern den Untergang bringen, oder ihnen doch das wenige gute Erdreich entführen. Eben dieser Mangel an Feuchtigkeit verhindert auf den felsigen Bergrücken die gradweise Bildung von vegetabilischer Erde mittels jenes Processes, durch welchen die Natur schon manches ähnliche Land im

Laufe der Zeit in ein bewohnbares verwandelte. Wenn auch das Klima im Allgemeinen den äquatorialen Typus befolgt, so ist der Wechsel der zwei Hauptperioden des tropischen Jahres doch oft durch örtliche Ursachen gestört. Die Regenzeit (Sept. — Febr.) stellt sich oft sehr spät, bisweilen gar nicht ein, eine Erscheinung, die sich vielleicht aus dem Mangel an ausgedehnten Wäldern und hochhervorragenden, die Wolken anziehenden Bergspitzen erklären läßt, und nicht verfehlt von den verderblichsten Folgen zu sein. Nur die höher gelegenen Gegenden des Südens sind diesen Unfällen weniger ausgesetzt, obwol auch ihnen dasselbe Leiden des Wassermangels alljährlich einige Monate vorbehalten bleibt. Ihr Klima ist auch in Beziehung auf Wärme milder, und gleicht daher den höhern Gegenden von Minas. Die Vegetation trägt einen diesen Umständen entsprechenden Charakter. Während überaus große Strecken kahl oder allein mit jenen Saftpflanzen bedeckt sind, die von den Jahreszeiten und der Bodenfeuchtigkeit ziemlich unabhängig, höchstens des Felsens, den sie bewohnen, als eines Befestigungspunktes bedürfen, nähren andere nur schnell vergängliche Kräuter oder Gräser und strichweise jene eigenthümliche Busch- oder Waldvegetation, die in allen höhern, aber unfruchtbaren Gegenden Brasiliens sich wiederholt, von den neuern Reisenden unter dem Namen Catingas vielfach beschrieben worden ist, und oft außerordentlich große, aber völlig undurchdringliche Dickige darstellt, die während der Trockenheit die Blätter abwerfen, erstarrt dastehen und dem Bewohner des Landes von keinem Nutzen sind. Von einer saftigen Wiesenvegetation können auf einem solchen Boden und unter solchen klimatischen Einflüssen sich keine Zeichen ergeben. Die Thäler und Niederungen sind meistens mit Gestrüpp erfüllt, aber höher an den Bergen hinauf wachsen größere Waldbäume; dasselbe Verhältniß, welches gleichfalls in vielen Gegenden von Peru beobachtet wird. Ein solches Land eignet sich nur wenig zum Ackerbau, und vermag nie eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren. Die letztere sieht sich nicht nur in ihrer Betriebsamkeit durch den Wassermangel gehindert, sondern oft einem unglaublichen Grade von persönlichen Leiden ausgesetzt. Man liefert sich, wie in Piauhy, blutige Gefechte um den Besitz einer kleinen Ansammlung von Wasser, welches nur durch Beimischung trinkbar wird, ist gezwungen Cisternen anzulegen, ohne in ihnen stets die Mittel der Hilfe erwarten zu dürfen, und erfährt nach längerer Dauer der Trockenheit sogar solche Hungersnoth, daß man aus dem nahrungslosen Marke einer Palmenart brodähnliche Kuchen bereitet, die fast ungenießbar sind. Die Heerden, deren Zucht die einzige mit einigem Vortheile verknüpfte Beschäftigung bildet, fallen dann in ungezählten Mengen; die Maulthiere erliegen gleichfalls, welche den einzigen Reichthum einer Classe von Besitzern ausmachen, die den Transport von Waaren von Bahia nach Piauhy und Minas besorgen, und die Reisenden sind verloren, die ohne die gehörigen Vorräthe an Mais und Wasser, statt einen langen Umweg zu nehmen, den Durchzug in gerader Linie wagten. Nur die nächsten Ufergegenden des Rio S. Francisco sind gegen das volle Maß dieser allgemeinen Noth gesichert, die mehr oder minder in jedem Jahre zurückkehrt. Der Feldbau steht nothwendig auf einer niedrigen Stufe, bezweckt wenig mehr als die Herbeischaffung der nöthigen Lebensmittel, und erstreckt sich in den meisten Gegenden nicht über Cultur von Mais, den gewöhnlichen eßbaren Wurzeln des tropischen Amerika und von Zucker. Mit den Viehheerden treibt man Handel nach Bahia und vergrößert diesen dadurch, daß man die aus Piauhy herbeigetriebenen Heerden auf Speculation aufkauft. Der Zwischenhandel beschäftigt auf den die Comarca in doppelter Richtung durchschneidenden Straßen eine Zahl der Bewohner, von deren sonstiger Industrie nichts zu melden ist. Die Bevölkerung besteht zum großen Theil aus Mischlingen, namentlich Mestizen, indem hier nicht, sowie in der Provinz Pará, die Weißen in Massen die Eroberung betrieben und durch das Mitführen ihrer Familien der Vermischung mit Indiern überhoben wurden, sondern vielmehr einzeln einwandernd mit den Urbewohnern verschmolzen, sodaß die in vielen Beziehungen nicht empfehlenswerthe Sinn- und Handelsweise des braunen Sertanejo entstand und herrschend wurde. Uncultur und Gesetzlosigkeit finden in jenen entlegenen, die großen Städte entbehrenden Landstrichen noch immer einen günstigen Schauplatz, sodaß es kein Wunder ist, wenn man in den Provinzen Maranham und Pará sich wenig vortheilhaft über die Bevölkerung von Piauhy, dem westlichen Bahia und Pernambuco ausspricht, die sich im Allgemeinen ziemlich gleicht.

Die Topographie der Comarca bietet wenig Erhebliches. Hauptort der Comarca ist der Flecken **Jacobina**, in welchem der Ouvidor und die Behörden sich aufhalten. Er wurde im J. 1723 erbauet, rühmt sich einer verhältnißmäßig fruchtbaren Umgegend, die nach Süden in einen Landstrich übergeht, der selbst zur Viehzucht unpassend mit geringen Unterbrechungen bis fast zum Rio de Contas reicht und kaum bewohnt ist. Die Bäche der Umgegend sind sehr goldreich, aber der Bergbau auf dieses Metall ist seit geraumer Zeit schon aufgegeben. — **Joazeiro**, ein kleines Dorf von 50 Häusern und 200 Einwohnern, ehedem eine Mission, gegenwärtig besonders dadurch lebhaft, daß die Straße nach Piauhy daselbst über den Rio S. Francisco führt, der selbst in der trocknen Jahreszeit etwa 2000′ breit (Martius) das Land befruchtet und einem jeden arbeitlustigen Volke die vielfachsten Mittel des Reichthums liefern würde, hier aber fast ungenutzt vorbeifließt. Das vorzüglichste Product ist Kochsalz (jährlich gegen 1,200,000 Pfund) dessen Gewinnung in den Händen weniger bemittelter Grundbesitzer sich befindet. Die Armuth und Arbeitscheu der niedern Classen ist gleich groß, und ohne Zufuhr auf dem Strome von Minas herab, vermöchten die Bewohner nicht zu bestehen. Der Fluß liefert viele Fische, besonders in den trocknen Monaten des Jahres; theils eingesalzen, theils in Thran verwandelt geben sie einen Handelsgegenstand ab. **Rio do Salitre**, wenige Stunden von Joazeiro, besitzt bedeutende, aber vernachlässigte Salpetergruben. **Monte Santo**, kleines Dorf am Fuße des gleichna-

migen Berges, der isolirt aus der Ebene sich erhebt, ungefähr 1760′ über das Meer hoch ist (Martius), aus Glimmerschiefer besteht, und einen in der Umgegend hochberühmten Wallfahrtsort trägt. In einer Entfernung von sechs Leguas bei dem Meierhofe Anastasio liegt der schon erwähnte Block von Meteoreisen. Villa nova da Rainha oder gewöhnlich Jacobina nova am Fuße mehrer niedriger Bergketten in verhältnißmäßig fruchtbarer, zu Cultur geeigneter Gegend gelegen, ist dennoch nur ein ärmlicher Flecken, dessen Wohlstand von der Lebhaftigkeit der großen Heerdenstraße von Bahia nach Piauhy, welche hier durchführt, abhängt. Cayteté oder Villa nova do Principe, 16 Leguas westsüdwestlich von Villa do Rio de Contas, seit 1810 zur Villa erhoben, genießt ein angenehmes Clima, dem der Provinz Minas novas gleich und treibt bedeutenden Handel mit Baumwolle, sowol selbsterbauter als aufgekaufter. Schöne in der Umgegend gefundene Amethyste machen einen andern Handelsartikel aus. Villa do Rio de Contas liegt an der Straße von Bahia nach Goyaz in einer sehr bergigen Gegend, deren geognostische Verhältnisse, Clima und Vegetation an gleichhohe Landstriche der Provinz Minas erinnern. Das freundliche im J. 1724 unter Johann V. erbaute Städtchen hat 900, der ganze Kirchsprengel gegen 9000 Einwohner, ist der Sitz des Generalvicars der ganzen Comarca, und treibt Handel und Bergbau auf Gold, indem der Boden dem Ackerbaue wenig günstig ist. Villa velha, eine Legua südwestlich vom ebengenannten Orte gelegen, unfern des Rio Brumado, ist eine der ältesten Niederlassungen im Innern von Bahia, sank durch Anlegung des benachbarten Fleckens und die Entdeckung der dortigen Goldbergwerke, und treibt mit Erfolg die Cultur der Baumwolle. (*E. Poeppig.*)

JACOBINER. Der weitschichtige Begriff dieses Wortes ist ein Kind der neuen vielbewegten Zeit (im gewissen Sinne doch hat es zu allen Zeiten und in allen civilisirten Staaten Jacobiner gegeben), das seine Entstehung — die Jacobiner sagen es selbst — in der neuen französischen Philosophie erhielt. Diese schuf, alte Vorurtheile, Misbräuche und Gebrechen zerstörend, neue Begriffe von Recht, Staat und Kirche, gerieth darüber in den schroffesten Gegensatz mit allem Positiven und Herkömmlichen, und rief sonach Anhänger von etwas Altem und Neuem und dazwischen Vermittler neben allerlei Auswüchsen hervor. Also war sie eine schwer verdauliche Speise, die zwar von Vielen gekostet, aber von Wenigen verdauet wurde, sie war zugleich ein Licht, welches die Fehler und Schwächen der französischen Regierung beleuchteten, darum auch die Volksbewegungen 1789 und folgender Jahre, deren Entwickelung so wenig, als die Angabe ihrer Ursachen hierher gehören, erzeugen und somit den Zeitpunkt bestimmen half, in welchem Theorie und Praxis mehr als je in einander flossen, folglich von reiner Wissenschaft weniger, als vielmehr von politischen Parteien die Rede sein konnte, die den großen Staat Jahre lang zerfleischt haben. In solcher merkwürdigen Zeit nun bildeten sich vier Parteien: Royalisten, Gemäßigte, Republikaner und Anarchisten. Die Ersten, auch Weiße genannt, und im vendéer Kriege mit den Chouans vermengt, vertheidigten das Alte ausschließlich und mußten nachgeben, untergehen oder auswandern. Der Prinz von Conti, der als Bettler aus dem Lande lief, konnte nur als Hosenloser und echter Jacobiner in sein Vaterland zurückkehren! Die Gemäßigten oder Schwarzen, die Mehrzahl des französischen Volkes umfassend, hielten an einer constitutionellen Monarchie oder an einem Volkskönigthume fest, dem die Republikaner, anfänglich in geringer Zahl, doch kräftig und bestimmt, entgegentraten mit dem Plane zur Gründung eines Freistaates nach den decretirten Bestimmungen von Freiheit und Gleichheit der Menschenrechte, welche aber übel und verwegen gedeutet, den Ursprung zur rasenden (tollen) Partei, den Anarchisten, gaben, d. h. zum wahren Werkzeuge der Revolution, das in allen Volksclassen Anklang und Anhang, in sich selbst jedoch kein selbständiges, geschweige reinmenschliches Ziel fand, sondern anfänglich zur Ausführung gewisser Zwecke von der einen, wie von der andern Partei benutzt wurde, und später erst eine Zeit lang sich selbst genug, sobald persönlicher Eigennutz und Herrschsucht befriedigt wurden, planlos wüthete und tobte. Indessen wurden alle Parteien von Eitelkeit, Ehrgeiz, Herrschsucht und Eigennutz geleitet, woraus häufig Wechsel der Gesinnungen und Übertritt von der einen zur andern Partei flossen, und wenn auch zwei Parteien, die andern niederschlagend, ihr Haupt emporhoben, großes Aufsehen und blutige Zwietracht erregten, so trug doch keine von ihnen einen vollständigen Sieg auf die Dauer davon, wie auch keine in ihrem ursprünglichen System eine reine, in sich abgeschlossene Basis festhielt, was die abwechselnden Namen und noch mehr die Masse von Nebenparteien, in die sie sich zersplitterten, zur Genüge beweisen. Wer erinnert sich nicht, außer den Jacobinern und Feuillans, noch der Orleanisten, Cordeliers, Fayettisten, Constitutionellen, Monarchisten, Aristokraten, Demokraten, Independenten, Dolchritter, Föderalisten, Brissotisten, Hebertisten, Dantonisten, Maratisten, Girondisten, Terroristen, Ministeriellen, Patrioten, Antipatrioten, Würger, Blutsauger und vieler anderer absondernder Bezeichnungen mehr! Wie die eine Partei ihr Haupt emporhob, so zog sie auch Gegner mit charakteristischen Namen gegen sich heran, wie der Berg z. B. die Ebene (oder das Thal) mit ihren Sumpfkröten (crapauds du Marais) zu Tage brachte, so die Hosenlosen (Sansculottes) wiederum die Lakaymänner (Carmagnoles) und Stutzer (Muscadins). Indem kaum erwartet werden kann, daß in den verschiedenen Epochen der französischen Revolution die Systeme der Parteien bei dem steten Wechsel der Zustände, bei mehr oder weniger streng gehaltenen Begriffen und bei ewigem Ineinanderlaufen der Thorie in die Praxis und umgekehrt unerschüttert und ungeändert geblieben seien, so würde man auch dem Jacobinismus — zumal da er ursprünglich der tollen Partei nicht eigenthümlich war — Unrecht thun, wenn ihm ein sich zu allen Zeiten der Revolution gleichgebliebenes System beigemessen werden sollte. Nur nach und nach, vornehmlich nach Ablauf der ersten beiden Revolutionsjahre, möchte wol folgender Ge-

danke, aus dem zugleich der Begriff von einem Jacobiner hergeleitet werden kann, leitender Grundzug des Jacobinismus geworden sein: Umsturz der Throne und Altäre in Folge weitschichtiger Begriffe von politischer und religiöser Freiheit, von Gleichheit der Menschenrechte und der daraus hergeleiteten, jedoch ungeläuterten Volkssouverainität, woraus für das Allgemeine Vertheidigung wirklicher Verbrechen, Ungehorsam, Zuchtlosigkeit, tyrannische Bedrückung und Rohheit mit allen persönlichen Gefahren und mit aller Unsicherheit des Eigenthums, für Einzelne hingegen bei stetem Toben und Würgen wahrhaft despotische Herrschaft erwuchsen, obschon in geradem Widerspruche mit jenen Menschenrechten, die gegen Despotie gerichtet wurden. Hierin liegt zugleich die frevelhafte Begierde nach ausschließendem Einflusse auf Staatsverwaltung und Gesetzgebung mit Zurücksetzung oder Vernichtung aller Andersgesinnten, also das gefährlichste Element für allen Aufruhr, der nur immer je erstanden sein und gewaltet haben mag. In der Regel hat man den Begriff des Jacobinismus oberflächlich genommen, und selbst Franzosen, die ihn entstehen und festwurzeln sahen, geben ungenügende Deutungen. So verstanden Eiferer darunter den Grundsatz: Jeden zu ermorden, der nicht jacobinisch ist, und dessen Vermögen und Besitzthum an gute Hosenlose zu vertheilen, in den Clubs offenen Anarchiehandel zu treiben und die Volkssouverainität in den Auswurf des Pöbels zu setzen; Mallet Dupan dagegen: alles Eigenthum national und gemeinschaftlich zu machen; Brissot aber: eine Gleichheit aller irdischen und weltlichen Dinge allgemein durchgehend zu machen, wie man die Gleichheit der Rechte ansah und praktisch einzuführen versuchte. Der Graf von Puisaye versteht endlich unter einem Jacobiner den, welcher bei willkürlicher Anwendung gleichgültiger Mittel entweder mehr haben will, als er besitzt, oder wenn er zuvor Nichts besessen hat, Etwas zu besitzen begehrt; während man in Petersburg einen solchen Jacobiner nannte, der einen runden Hut und lange Hosen trug; in manchen Gegenden Teutschlands: welcher die Abschaffung irgend eines im Lande bestehenden Misbrauches wünschte, in andern wiederum: welcher französische Zeitungen las, und Emigranten endlich Alle, die nicht an Ludwig XVIII. glaubten, Jacobiner schalten. Im Übrigen war es nicht nöttig, daß man, um Jacobiner zu heißen, einem organisirten Vereine dieser Sekte angehörte; wol aber darf nicht übersehen werden, daß die Jacobiner und ihre Gesellschaften aus dem Club der Constitutionsfreunde oder der Bretagner hervorgegangen sind. Derselbe entstand nämlich gleich bei dem Zusammentreten der allgemeinen Reichsstände Frankreichs 1789 zu Versailles, als die Volksvertreter der Bretagner das Bedürfniß fühlten, sich an gewissen Tagen abgesondert und insgeheim zu versammeln, um sich ihres wichtigen Berufes klar und bewußt zu werden, sich zur Einigkeit im Handeln zu stimmen und in Grundsätzen zu stärken. Bald gestatteten sie Deputirten anderer Provinzen Zutritt, und ihnen folgten, besonders seitdem die in eine Nationalversammlung umgewandelten Reichsstände ihre Sitzungen nach Paris verlegt hatten, schnell nach einander Männer aus allen Ständen, sodaß der Verein, unter Lameth's und Barnave's Leitung — vielleicht hatte auch Sieyes wesentlichen Antheil daran — zahlreicher wurde, als die Nationalversammlung selbst, daß Ehrgeizige in ihm ein Werkzeug erblickten, jene beherrschen und in ihr allen Widerstand von sich abwehren zu können, und daß junge Ankömmlinge für lange Zeiten in ihm eine Schule und einen Kampfplatz zur Entwickelung ihrer Talente fanden. Man wollte hier nicht blos die Decrete der Nationalversammlung im Ansehen erhalten und befestigen und sich über die Gegenstände bevorstehender öffentlicher Verhandlungen und Beschlüsse berathen, sondern man beabsichtigte auch die Fortbildung und Anwendung der errungenen neuen (besonders republikanischen) Ideen und deren Verbreitung unter dem Volke, wobei namentlich der durch seine Aufstände wichtig gewordene pariser Pöbel im Auge behalten und zum Club hinaufgezogen werden sollte. Daher gebrauchte dieser frühzeitig auch Schriftsteller und Volksredner; und da er endlich seine Privatbeschlüsse und Vorschriften der Nationalversammlung zu machen erstrebte, bildete sich in ihm zugleich die Schutzwehr des emporkommenden Republikanismus, sowie ununterbrochene Späherei und Angeberei gegen seine Widersacher. Der Club nahm endlich, jedoch unkluger Weise, den Rest der Orleanisten, d. h. die tolle oder rasende Partei, in seine Mitte auf, und so allmälig manches Gesindel, um die eintretende Anarchie zu benutzen und zu seinen Zwecken zu verwenden. Daher mochte er, so preiswürdig seine Stiftung auch Vielen erschien, in seinem Anfange schon ohne festen Halt, rohe und ungeläuterte Elemente sowol, als die Keime zu frühzeitiger Entartung genährt, zu eifrige und unvorsichtige Handlungen gepflegt haben, sowie er auch den wahren Herd des Revolutionsfeuers befestigen und fort und fort schüren wollte [1]), folglich ist es auch sehr wahrscheinlich, daß unter Condorcet's Mitwirkung schon im August 1789 ein enger Ausschuß von Gliedern dieses Clubs zur Verbreitung der revolutionairen Ideen hervortrat, den Barruel, Girtanner, Schirach und Andere den Club der Propaganda nennen, Mehre aber völlig bezweifeln und dessen Wirkungen lieber der überall (als in Teutschland, Polen, Rußland, Schweden, Italien und England) gefundenen Empfänglichkeit für solchen Sinn, als dieser demagogischen Propaganda zuschreiben wollen. Sei dem auch, wie ihm wolle, das Bestehen dieses geheimen Ausschusses, von innern und äußern Gründen vielfach bestätigt, war mit den Freunden der Constitution und nachmals mit den Jacobinern verbrüdert, ordnete sich die Clubs der gesammten Sekte unter und ließ dieselben unbewußt in seine Hände arbeiten. Er soll in sechs Committéen zu besondern Arbeiten und Verrichtungen eingetheilt gewesen sein und seine Mitglieder durch furchtbare Schwüre ge-

---

1) Bekanntlich nahm dieser Club schon die Frevler des 5. und 6. Oct. 1789 in Schutz und widersetzte sich kräftig den Untersuchungen über die von ihnen begangenen Verbrechen. Derselbe Club soll auch nach Dulaure's Angaben den Vorschlag, die allgemeine Reichsständeversammlung in eine Nationalversammlung umzuwandeln, zuerst gethan haben.

sichert haben. Vielleicht stand er mit dem Reste der ähnlich gesinnten Illuminaten in Teutschland in Verbindung, da seine Apostel überallhin gesendet und für solche Schickungen große Summen verschwendet wurden, wie nachgewiesen wird, daß ein solcher Freiheitsapostel 1791 in den Niederlanden mit einem von 100,000 Thalern gespickten Koffer ertappt wurde, und bekannt ist, daß Dumouriez sechs Millionen Livres zur Verbreitung der neuen Grundsätze in Belgien erhielt, um den Entwurf des Krieges dort darnach zu machen. Man brauchte auch die Glieder dieses Ausschusses auf Gesandtschaftsposten, damit die Gesinnungen der Cabinete desto sicherer erforscht werden sollten. Einer 1790 zu Paris erschienenen Schrift zufolge[2]) bestand dieser Ausschuß aus sechs bis siebentehalbhundert Mitgliedern, die sich an gewissen Zeichen erkannten und in Europa schnell genug Anhang fanden. Die in Paris erschienene Zeitschrift: **Bouche de fer**, war Organ dieser engen Verbrüderung.

Es konnte sonach nicht fehlen, daß dem schnell mächtig werdenden bretagner Club aufgeklärte, milder denkende Männer gegenübertraten, die ihre Meinung ebenso bestimmt festhalten und verbreiten wollten. Es vereinten sich um Lafayette und Bailly viele solche, die Mäßigung der neuen politischen Ideen und Aufrechthaltung der constitutionellen Monarchie erzielten. Sie stifteten daher zur Bezähmung des bretagner Clubs den sogenannten Club von 1789, mit welchem mehre später entstandene und den Jacobinismus befehdende Vereine verwandt sind. In dieser feindseligen Stellung zu einander jedoch griffen beide Clubs mehr und mehr um sich, sogar in den Provinzen, und verriethen nur durch ihre Wirksamkeit ihr anfänglich verborgen gehaltenes Dasein, bis der bretagner Club unter dem Namen Jacobinerclub (**club des Jacobins** oder auch **Jacobinière** und **Jacobinerie**) und der von 1789 unter dem Namen Club der Feuillans bekannt und öffentlich wurden. Dieser erhielt seinen Namen von der Kirche der Feuillans (Mönche vom Ordensgelübde des h. Bernhard), wo seine Versammlungen gehalten wurden, und jener aus demselben Grunde den seinen von der Kirche, oder wie Dulaure will, von dem Bibliotheksaale des großen Jacobinerklosters auf der Sainthonoréstraße, mithin erst seit Aufhebung der Klöster, die bekanntlich am 13. Febr. 1790 decretirt wurde. Eigentlich war es das Volk, das ihnen diese Namen zulegte, und haben sich die Constitutionsfreunde später selbst auch Jacobiner genannt, so blieb doch daneben noch der ursprüngliche Name, welcher mit dem der patriotischen Gesellschaft, häufiger aber mit denen des **Corps surveillant**, oder der **société surveillante** abwechselte, um dadurch allen Schein von angemaßter Macht und gesetzgebender Gewalt von sich abzuwenden. Das Wort club entlehnten sie von der Bezeichnung patriotischer Gesellschaften in England, ohne doch dieselben zum Muster zu nehmen, vielmehr schlugen sie einen eigenthümlichen Weg ein, und beachteten auch die Einrichtung inländischer Freimaurerlogen wenig oder gar nicht, obschon deren Zahl damals sehr groß und deren Mitglieder meistens Jacobiner waren, durch welche die außerordentlich schnelle Verbreitung des Jacobinismus und die Anlegung der Filialclubs, wie die Jacobinervereine in den Provinzen genannt wurden, mitbewirkt worden sein mögen.

In dem ebengenannten geräumigen Klostergebäude nun hielten die Jacobiner bald täglich, bald viermal wöchentlich ihre Versammlungen von 6 Uhr Abends bis zehn oder noch später bei spärlicher Lampenbeleuchtung, wie Lacretelle der Jüngere versichert. Der Raum des Gewölbes selbst bildete ein längliches Viereck mit Amphitheatern auf allen Seiten für die Mitglieder, deren Anzahl verschieden bald zu 1500, bald zu 3500 Mann angegeben wird. Diese pflegten runde papierne Abzeichen vor der Brust, wie sie Archenholz 1791 sah, zu tragen, und später kamen die rothen Mützen dazu[3]). Kein Mitglied konnte ohne Erlaubniß der Gesellschaft, die fast niemals versagt wurde, einen Laien mitbringen. Hingegen waren für die Neugierigen jeden Standes zwei sehr große, an jedem Ende des Saales über einander amphitheatralisch angebrachte Galerien bestimmt, deren untere ausschließlich dem weiblichen Geschlechte und die obern, welche bis an die hohe Decke reichten, Männern, sowie überhaupt Jedermann, wer einen Platz zeitig gewinnen konnte, angewiesen wurden. Sie waren gemeiniglich sehr gefüllt. An den Brustlehnen dieser Galerien las man in „ellenlangen rothen" Buchstaben die Worte: **Vivre libre ou mourir!** An der einen Wand noch des Saales Mitte zu stand die kathederähnliche Rednerbühne, und ihr gegenüber zu unterst ein Tisch für die Secretaire des Clubs, und über demselben in einer Erhöhung ein zweiter Tisch für den Clubpräsidenten, hinter welchem ein Altar aufgebaut war. Diesem schief gegenüber war die Loge für die Geschwindschreiber angebracht, die alle Reden und Verhandlungen der Gesellschaft aufzeichneten. Den untern und mittlern leeren Raum des Saales nahm eine große stattlich verzierte Tafel ein, auf ihr die „prächtiggedruckten" Menschenrechte und über ihr die Büsten Rousseau's, Mirabeau's und Helvetius', zu welchen später noch andere, so die von Robespierre, kamen, unter dem Schatten dreier aufgerollten Freiheitsfahnen, die um ein Bündel Piken mit der Bürgerkrone, der rothen Mütze (dem Sinnbilde der Freiheit) gestellt waren. Rings an den Wänden herum hingen Bilder und Kupferstiche mit Anspielungen auf die Revolution. Zu diesen Ausschmückungen fügte man noch im April 1792 die (an den Wänden in Festons aufgehangenen) Ketten der allerdings strafbaren, aber von den Jacobinern als Märtyrer der Freiheit gefeierten Soldaten vom Regiment Chateauvieux.

2) Sie heißt: **Denonciation à toutes les Puissances de l'Europe, d'un Plan de Conjuration contre sa tranquillité générale, suivie d'un Discours prononcé au Club de la Propagande.** Man kann noch eine zweite im J. 1791 erschienene Schrift vergleichen: **Les Jacobins devoilés, suivi d'une Liste fidelle des Membres de la Propagande par M. *B.*, Deputé.**

3) Im Äußern zeichneten sich die Jacobiner sonst nicht weiter aus, sondern sie pflegten, wie ein teutscher Berichtgeber, welcher im J. 1791 und 1792 in Paris lebte, versichert, einen runden Hut, einfache Kleidung und rundabgeschnittene Haar zu tragen.

Die Ämter im Club wurden häufig gewechselt, und Alle, die sie bekleideten, dienten unentgeltlich. Es gab demnach beständig andere Präsidenten — gewöhnlich alle 14 Tage aus Deputirten der Nationalversammlung oder des Nationalconvents gewählt, — andere Secretaire, andere Schatzmeister und andere Censoren. Die Letzten verwalteten das Amt der Huissiers oder Gesellschaftsdiener. Philipp von Orleans (Bürger Egalité) war 1791 selbst Secretair, und sein Sohn, der Erherzog von Chartres, Censor. Im Übrigen waren die Häupter dieses Clubs seit der Mitte des Jahres 1790, als Sieyes, Barnave, Lameth und Duport zu den Feuillans übertraten, stets ränkesüchtige, boshafte, an gediegenem Charakter und gründlichem Wissen beschränkte Männer, wüthende Volksführer, die das Außerordentliche ihrer Thaten nur mit jesuitischen Grundsätzen vollbrachten, und darum mit Geschick Leute benutzten, die rücksichtlich ihres Äußern und Innern von jedem Rechtlichen verabscheut waren. Sie verfügten, wie ihre ganze Faction, eigentlich nur über die Laster der einzelnen Franzosen. Die Bedeutendsten unter den Häuptern waren der pariser Maire Pethion und der Volksvertreter Robespierre, beide geraume Zeit ziemlich übereinstimmend, unverschämt und unternehmend (ersterer noch den Weibern sehr ergeben), Lieblinge des Pöbels, und setzten allen Anstand oft bei Seite; Brissot, der bis zum Abfalle von Robespierre vor der Gunst der Jacobiner kroch; Merlin, der als einflußreicher, ungezogener und schamloser junger Mann geschildert wird, äußerlich einem liederlichen teutschen Musensohne gleichend, aber als Gesetzgeber gar hoch geschätzt; Chabot, ein gewesener Capuciner und in allen Dingen verwahrlost und verworfen, der gefühl- und schamlos sehr gewöhnliche Reden in einem Provinzialdialekt seines gemeinen Sprachorganes von der Rednerbühne herabgurgelte; Collot d'Herbois, ein pöbelhafter, erbärmlicher Mensch im Denken und Handeln, einem Cyniker ähnlich, ehedem Komödiant bei einer umherziehenden Truppe, schrie auf der Bühne wie ein Besoffener mit widrigen Geberden, und Carra, ein verwegener Sprecher und schamloser Schriftsteller. Diesem Gesindel standen treulich bei Lasource, Duhem, Taillefer, Albitte, Bazire, Lecointre, Thuriot, der unverschämte Manuel und etliche Andere; die aber noch am meisten Geist besaßen, waren Condorcet, Vergniaux, Fauchet, Guadet, Gensonné, Ducos und Röderer. Was sonst noch die innere Einrichtung dieses berüchtigten Clubs betrifft, so fand man Alles nach dem Muster der Nationalversammlung gestaltet. Die Sitzungen wurden mit Lesen des Protokolles eröffnet, darauf schritt man zur Tagesordnung, die Erlaubniß zum Sprechen gab auf Verlangen der Präsident, man sprach mit unbedecktem Haupte. Die besten Reden pflegten gedruckt und entweder unentgeltlich vertheilt oder am Eingange des Saales verkauft zu werden. Man stimmte durch Aufstehen, man klatschte, schrie und pochte, gewiß auch in Begleitung aller der Unarten und Gemeinheiten, wie sie sich in der Nationalversammlung einschlichen, wo zu Zeiten geprügelt wurde. Daß die Sitzungen des Clubs mit Revolutionsgesängen traurigen und barbarischfröhlichen Inhalts eröffnet wurden, versichert Lacretelle der J., sowie dieser auch den Gang der Verhandlungen burlesk und schrecklich, ja wahnsinnig schildert, sodaß man an Ergebnissen der Debatten zweifeln möchte, obschon dies nie der Fall war, da man nie ohne gefaßte Beschlüsse, nie ohne gewählte Maßregeln zu schneller That aus einander ging. Der Club nahm (doch gewiß erst seit seiner Öffentlichkeit, aber ungewiß bleibt, ob dieselbe bald oder spät im J. 1790, weniger wahrscheinlich 1791, eintrat) wie ein machthabender Körper, Bittschriften und Klagen an, berathschlagte sich über Dinge, zu denen er keine Befugniß hatte, selbst mit Verachtung aller Decrete, über alle Zweige der Regierung, untersuchte vorläufig die Gegenstände, welche in der Nationalversammlung und später in dem Nationalconvent berathen werden sollten, stimmte darüber ab, und wirkte dann für das Beschlossene in den Zeiten seiner Glanzperiode gewöhnlich siegreich in der Deputirtenversammlung, wobei hin und wieder auch Pöbelgewalt zu Hilfe gerufen wurde. Dem gemeinen Volke predigte er, vorzüglich durch Bevollmächtigte, durchgehende Gleichheit der Bürger und ihres Vermögens, also Krieg gegen die Eigenthümer und Wohlhabenden, Sittenverderbniß und Mord, und gründete dadurch den Sanscu'ottismus, dessen Grundzüge Gemeinheit und Schamlosigkeit waren. Der Club forderte ferner, je mächtiger er wurde, Nationaldeputirte, Minister, Generale und andere hohe Beamte vor seine Schranken; und diese beugten bei ihrer Erscheinung, sagt Brissot, ihre Kniee demüthig vor den Barbaren. Mußte doch Dumouriez in den ersten Tagen seiner Ministerschaft in dem Jacobinerclub einem gemeinen Fleischer geduldig zuhören, wie dieser von der Rednerbühne herab ihm Lehren und Ermahnungen für sein neues Amt gab. Alle diese Beamten mußten dem Club Bericht von ihren Verrichtungen abstatten, sich vor ihm auf eingelaufene Beschuldigungen verantworten, und willigen Gehorsam leisten. Seit dem März 1792 waren ohnehin alle Minister Jacobiner. Sodann correspondirte der Club unter sich über Alles, wirkte vielfach mit unwürdigen Kunstgriffen, griff das ihm Misfällige in zügelloskühner Sprache an, richtete unverschämte Klagen gegen anerkannt rechtschaffene Männer, verschrie wie wüthend Alle, die seine Mitglieder verachteten, und empfing die abscheulichsten Anzeigen. Bedeutende Glieder der Nationalversammlung oder des Nationalconvents durften, wenn sie Jacobiner waren, in den Clubversammlungen nicht fehlen, obschon es sich oft fügte, daß ihre Gegenwart in den Berufssitzungen sehr nöthig war, während sie doch nur, sobald sie in den Club geeilt, unsinniges Geschwätz über tolle Gegenstände, Zänkereien und Ränke anhören, oder sich als achtbare Männer gegen zerlumpte Lotterbuben vertheidigen mußten, wie es Ministern und andern hochgestellten Männern auch widerfuhr. Daneben hörte man hier Klagen jeder Art vorbringen und entscheiden — jeglicher Bürger konnte im Club sein Recht suchen, jeder Schauspieler und jede Schauspielerin konnten ihre Direction daselbst verklagen, wie der unglückliche Ehemann seine treulose Gattin.

Außer einer Menge Volksvertreter, deren zu einer

Zeit 300 Jacobiner waren, zählte dieser pariser Jacobinerclub zu seinen Mitgliedern noch viele berühmte Männer und Gesetzgeber, auch sehr Viele, die ihren Beschlüssen Kraft und Ausdehnung geben, und wiederum Viele, die durch ihre Mittel dem Ganzen sehr nützlich sein konnten, sodaß er in den Zeiten seines Glanzes und seiner ausgebreiteten Macht — wie bei Errichtung der Republik und nach dem Siege über die Gironde — die reichsten, angesehensten und klügsten Staatsbürger besaß, die durch ihre Verhältnisse durch ganz Frankreich wirkten [4]). In allen Provinzen hatten sich innerhalb Jahresfrist, berichtet ein ungenannter, doch wohl unterrichteter Franzose, die Jacobiner verbreitet, und nach dem Muster- oder Mutterclub zu Paris Vereine ähnlichgesinnter Männer gebildet, und es mochten bis zum Jahre 1793 wenige Städte — selbst viele Dörfer, wird mehrfach versichert, besaßen ihre Jacobinerclubs — ohne einen solchen aufzuweisen sein. Im J. 1792 zählte man schon, sobald man die verschiedenen Angaben auffaßt, zwischen 760 und 1800 Jacobinerclubs, und wenn man, wie Einige wollen, 44,000 oder gar 54,000 Clubs dieser Art aufzählt, so sind jedenfalls unter ersterer Zahl die Municipalitäten zu verstehen, welche der Mutterclub nach und nach unter sein Joch beugte, und unter letzterer zügellose Banden und nicht statutenmäßig eingerichtete Filialvereine; wie hätte sonst ein solcher ausgedehnter organischer Bund, dem kein Gegenbund in solchem Umfange bekanntlich gleich kam, sobald untergehen und in sich zerfallen können! Die Zahl der Mitglieder aller dieser Clubs wird gewöhnlich zwischen 3 und 500,000 Personen, nach übertriebenen Angaben sogar 4,000,000 geschätzt. Außerhalb Frankreichs gab es noch 52 Clubs, davon in Teutschland zwölf gewesen sein sollen. Sie alle standen in enger geregelter Verbindung mittels Correspondenzen mit dem Mutterclub, dessen Winke sie, mit geringen Ausnahmen, gewissenhaft befolgten, doch erlaubten sie sich auch, nach Lacretelle's Angaben, gegen ihn Ermunterungen oder Tadel über Schwäche und Langsamkeit. Am meisten maßte sich der marseiller Club an, welcher überhaupt für Viele eine Zeit lang Tonangeber, und für den Mutterclub so einflußreich war, daß ohne ihn nicht leicht ein verderblicher Plan entworfen und ausgeführt wurde. Man sagt ihm ohnehin nach, daß die schändlichsten Mordthaten in den Städten des Reichs vorzüglich durch ihn angestiftet, und kein Verbrechen ohne sein Zuthun begangen worden wäre. Sein Agent zu Paris war lange Zeit der bekannte Barbaroux. Es war sonach nicht zu verwundern, wenn ein Verein von solcher Ausdehnung auch schnell auf Millionen andere Menschen wirken konnte. Schon zu Anfange des J. 1791 soll er mittels seiner Filialclubs ziemlich ganz Frankreich beherrscht haben, wobei zu bedenken ist, daß diese Macht hier, wie in den Nationalversammlungen und in dem Nationalconvent nur von temporärem Übergewichte abhing, wozu in Paris z. B. nicht selten alle niedere Volksclassen, die Kohlen- und Mehlsackträger (ein sehr handfester Menschenschlag), die Damen der Halle, die Höker- und Fischweiber sammt allem lüderlichen Gesindel miteingerechnet, aufgerufen wurden. Freilich zogen sie auch die Beamten und obrigkeitlichen Personen aller Orten, am liebsten die städtischen Behörden, in ihre Zunft, sodaß es schien, als wären nur für Jacobiner die öffentlichen Ämter geschaffen worden. Man konnte sonach diesen Verein oder Bund als eine bevorzugte und bestätigte Kaste des gesammten französischen Volkes betrachten, ohne deren Zustimmung die höchsten Behörden keine Stelle besetzen durften, sowie auch die Municipalbeamten, nach Baraly, erst die Jacobiner und dann das Gesetz in entscheidenden Fällen zu Rathe zogen, auf daß es in der Macht dieser Secte stände, Jemanden niederzudrücken oder aufrecht zu halten. Selbst das Militair war vor den Schlingen der Jacobiner nicht sicher, man zog es in ihre Gemeinschaft, und waren die Gemeinen gewonnen worden, so wurden sie gegen ihre Officiere aufgewiegelt, sobald diese dem Jacobinismus abhold waren. Vor Ausbruche des Kriegs mit dem Auslande waren fast alle Garnisonen schon davon angesteckt worden; nicht geringeres Glück machte derselbe Geist auch bei den Feldtruppen, wodurch Unordnung und Verletzung der Zucht veranlaßt wurden. So melden gute Nachrichten, daß 1794 ein Gendarme ohne Erlaubniß aus seiner angewiesenen Stellung in einen benachbarten Jacobinerclub gegangen und nach seiner Rückkehr vom Brigadechef in's Gefängniß geworfen worden war. Als Jacobiner aber die Form der Anklagen und deren gefährlich machende Umstände genau kennend, schrieb dieser rohe Mensch eine Menge Verleumdungen gegen seinen Chef zusammen und schickte sie, nachdem der General Souham und die Bezirksbehörde zu Lille die Anklage als ungesetzlich abgewiesen hatten, an den berüchtigten Jacobinerclub zu Paris, der sie ohne Säumniß annahm und die Absetzung des Brigadechefs durchsetzte. Überdies wirkten die Jacobinerclubs durch die Summen ihrer Cassen, die aus ordentlichen und außerordentlichen jährlichen Beisteuern unterhalten wurden [5]). Hierzu kamen viele Privatopfer und freiwillige Gaben, aus Ehrgeiz oder reinem Eifer gespendet. Mancher verschenkte nach und nach sein ganzes Vermögen an einen Club. Aus diesen Mitteln wurden außer den gewöhnlichen Unkosten eine Menge unbemittelte Leute besoldet, die den Clubs zur Ausführung von Absichten und Planen dienen mußten. So besoldete der pariser Club eigene Redner, die im Palais Royal, in den Kaffeehäusern, wo man gern die Wirthe selbst dazu erwählte, und auf den Spaziergängen und

4) Thiers in seiner hist. de la révolution française (V, 105) sagt von den Jacobinern: Ils avaient acquis une très grande importance par leur nombre, par l'illustration et le haut rang de la plupart de leurs membres, par le vaste cortége de leurs sociétés affiliées, enfin par leur ancienneté et leur longue influence sur la révolution.

5) Die jährlichen Beiträge in die Clubcassen richteten sich nach den steigenden oder fallenden Ausgaben. Die außerordentlichen übertrafen gemeiniglich die ordentlichen Steuern, und diese betrugen im J. 1792 36 Livres auf den Kopf. Sie wurden vierteljährlich bezahlt. Zu den gewöhnlichen Ausgaben gehörten Postporto und Druckkosten. Im Jahre 1791 zahlte der pariser Club 40,000 Livres Briefporto und 47,000 Livres Druckkosten.

öffentlichen Plätzen den gemischten Volkshaufen Vorträge halten und dieselben stimmen mußten; er besoldete ferner unter dem gemeinen Pöbel Straßenredner, Aufwiegler, Caricaturenfabrikanten und Beifallklopfer für die Tribunen der Nationalversammlung, des Nationalconvents und anderwärts. Hierzu pflegte man auch Weiber zu benutzen, wie namentlich der berüchtigten Bergpartei als Maxime nachgewiesen wird, daß ihr eine Menge gemeiner Weiber auf den Galerien des Nationalconvents dienten. Diese verließen regelmäßig jeden Morgen früh ihren Haushalt, um die bestimmten Posten einzunehmen, wobei sie allerhand weibliche Arbeiten verrichteten, aber immer auf die Winke ihrer Faction Acht haben mußten, um bald Hohn und Spott aus Leibeskräften zischen und heulen, bald Beifall mit Händeklatschen verbunden brüllen zu können, während die Arbeiten auf die Seite geworfen wurden. Auch lag ihnen ob, die Berathungen der Volksvertreter hin und wieder durch Unverschämtheiten und unanständige Gespräche zu stören, worin sich besonders eine Negerin hervorthat. Unterhalten wurden endlich von den Jacobinern Zeitungsschreiber, Journalisten und Pamphletisten. Als Journalisten dienten ihnen der fanatische und sich selbst Procureur-général de la lanterne nennende Camille Desmoulins [6]), (Verf. des vieux Cordelier, worüber ihn Robespierre auf das Schaffot brachte), der verwegene und schamlose Carna (er schrieb das Schmähblatt: Annales patriotiques, zu welchen aber Mercier, kaum einigen Antheil daran habend, seinen Namen hergab), der berüchtigte Marat in seinem Ami du peuple, der schlaue Brisset, welcher aber nach seinem Abfalle von Robespierre gegen die Jacobiner schrieb, unter andern in der Broschüre: A tous les républicains de France, sur la Société des jacobins, Octbre 1792, der philosophische Condorcet in seiner Chronique de Paris und mehre Andere, die in Verbindung mit verschiedenen Jacobinischen Flugschriften und Pöbeljournalen Grundsätze verbreiten, Wahrheiten entstellen, Vorurtheile hervorrufen und vorzüglich die öffentliche Meinung durch ganz Frankreich gängeln und bestimmen sollten.

Zu Gunsten der Jacobiner und ihrer Herrschsucht wirkten ferner, ohne doch deren Mutterclub affiliirt zu sein, mehre andere ähnlichgesinnte patriotische Gesellschaften, die 1792 in Paris, 22 an der Zahl, sämmtlich viele Mitglieder hatten, ja Manche dem großen Jacobinerclub an Stärke gleich kamen, zu dessen Sitzungen sie Alle je zwei Abgeordnete entsendeten, um dadurch mit ihm im engen Verkehre zu bleiben. Doch ließ keine von ihnen Etwas drucken, keine führte auswärtige Briefwechsel, auch zahlten sie in ihre Cassen nur geringe Beisteuern. Die wichtigsten von ihnen hießen Société de deux sexes, les Defenseurs de la liberté, les hommes du 14. Juillet, la Société des droits de l'homme, und Société fraternelle, welche letztere ihre Versammlungen im Jacobinerkloster hielt, und aus Weibern gemischten Standes und einer geringen Anzahl Männer zusammengesetzt, durch Schamlosigkeit und Frechheit berüchtigt war [7]). Endlich schloß sich häufig der Barfüßerclub oder die Cordeliers, auch Société de conspiration active genannt, an die Jacobiner mitwirkend an; irrig wird er hin und wieder für den engen Ausschuß des Jacobinerclubs gehalten, im Grunde aber waren die Cordeliers nur die heftigsten Jacobiner, handelten mit ihnen bald übereinstimmend, bald getrennt, und wurden von ihnen endlich aus Eifersucht unterdrückt, oder richtiger nach Vernichtung ihrer Führer mit ihnen verschmolzen, während sie 1792 überwiegend, die Jacobiner beherrscht und deren Filialclubs in ihre Correspondenz gezogen hatten. Robespierre selbst wird ein Cordelier genannt. Sie waren die heftigsten Feinde Ludwig's XVI., aller Bourbone und des Königthums überhaupt, sowie sie Alle zu vertilgen strebten, die der Mäßigung und Aristokratie verdächtig waren. Geleitet wurden die Cordeliers (ihr Name kommt von einem aufgehobenen Barfüßerkloster, in dem sie zusammenkamen) von Hebert, Chaumette, Vincent, Momoro, Ronsin und den Gliedern des pariser Gemeinderathes, bis sie im April 1794 von Robespierre gestürzt und ebengenannte Häupter mit Ausnahme Vincent's hingerichtet wurden.

Wenn es aber auch unter solchen Umständen, Verhältnissen und Verbindungen kein Wunder war, daß der pariser Club mit seinen Filialen so furchtbar als gefährlich für Frankreich schon in den ersten beiden Jahren seines Bestehens geschildert wird, wenn Ludwig XVI. in seiner auf der Flucht nach Varennes hinterlassenen Denkschrift der Nationalversammlung im Junius 1791 klagt: „Beinahe in allen Städten, in vielen Flecken und Dörfern des Reiches sind Gesellschaften errichtet worden, die unter dem Namen Freunde der Constitution (Jacobiner) keine andere Verbindung neben sich dulden, als nur die mit ihnen affiliirten, wodurch eine ungeheure Verbindung entsteht, die gefährlicher ist, als irgend eine der vormaligen;" und wenn endlich durch sie schon damals und etwas früher eine barbarische Auflösung im Reiche einzubrechen drohte, von der die Kaiserin Katharina von Rußland treffend sagte: In Frankreich gibt es 1200 Gesetzgeber, denen Niemand, als der König gehorcht: so lag doch schon die Hinfälligkeit dieses mächtigen Bundes zuerst in dem täuschenden Umstande tief begründet, daß er neben Männern von anerkannt gutem Rufe auch unvermerkt, wie Anfangs, und öffentlich, so später, verdächtige Leute, alle aufrührische Schriftsteller, alle bekannte Volksführer und solche, die der Unordnung nützlich sein konnten, zu jeder Zeit in seine Mitte zog, um alle Ehre, Klugheit, Vorsicht, Politik und jegliche Tugend zu vertilgen, jesuitische Grundsätze zu erheben, nichtswürdige Ränke und teuflische Verfolgungen braver Menschen und Mordentwürfe zum herrschenden System zu machen, das auch in Mar-

6) Man hält ihn auch für den ersten Franzosen, der im Juli 1789 im Palais Royal die Nationalcocarde aufsteckte.

7) Ces femmes jacobines, heißt es bei Montgaillard (III, 244), se répandant dans les lieux publics, dans les carrefours, y entretiennent la frénésie de la populace. Nombreuses dans les tribunes de la salle législative et du conseil de la commune, elles couvrent d'injures et de huées les orateurs, dont elles improuvent les doctrines ou suspectent les opinions, excitent et applaudissent les plus violens démagogues.

seille, Bordeaux, Lyon, Strasburg und andern ansehnlichen Städten angenommen wurde. Dies konnte der sorgfältigen Aufmerksamkeit der Ordnungsliebenden, der Rechtlichen und vieler Staatsbeamten so wenig entgehen, als jeglicher unbesonnene und tollkühne Streich dieser Secte. Gehörten sie zu ihr, so enthielten sie sich allmälig unter allerlei Vorwänden der Clubsitzungen, bezahlten ihre Beiträge fort, und traten dann erst, wenn sie nicht furchtsam, verblendet oder schwach waren, vorsichtig aus dem Vereine, wenn sie die Wüstlinge nicht bezähmen konnten, während sich Filialclubs ohne Umstände losrissen. Auch wurden sie von den Jacobinern selbst aus dem Club gestoßen, sobald man merkte, daß sie nicht eifrig mitwirken wollten. So erlitten z. B. am 25. Sept. 1791 Goupil, Chapellier und Andere dieses Schicksal, weil sie in den letzten Sitzungen der Nationalversammlung nicht eifrig jacobinisch gestimmt und sich den Verdacht geheimer Einverständnisse mit dem Hofe zugezogen hatten; ebenso wurden im Sommer 1792 wegen Widersprüche Condorcet, Brissot und Vergniaux und später weit mehre aus dem Mutterclub gestoßen. Nach Robespierre's Sturze schloß man aus dieser Genossenschaft noch mehre Andersgesinnte aus, namentlich solche, die unbeschränkte Preßfreiheit verlangten. Solche Männer nun traten gewöhnlich zur Gegenpartei, zu den Feuillans, und verschrien und verrusten die Jacobiner. Diese sogenannte gemäßigte Partei aber bestand theils aus Leuten, die an der constitutionellen Monarchie festhielten, theils aus solchen, die entweder neutrale Gesinnungen hegten, oder minder blutdürstig, als der große Jacobinerhaufe, oder so gebildete Redner waren, daß sie mit der Kraft der Überzeugung wirken konnten, oder endlich aus Eifersucht gegen Danton, Robespierre und ähnliche Männer gereizt und gestachelt wurden, folglich gegen emporklimmende Dictatur und Alleinherrschaft eines Jacobinerhauptes eiferten, im Grunde aber den Sturz der constitutionellen Monarchie so sehnlich verlangten, als sie selbst in einer romantischen Republik glänzen wollten. Mit Theorien angefüllt, entging ihnen häufig der richtige praktische Blick in der rohen aufgelösten Zeit, und so fielen sie, unter den Schlechtern die Bessern, früher als das Heer von Wütherichen, denen sie entgegengearbeitet hatten, nachdem Furcht oder getäuschte Hoffnung andere nicht minder Angesehene zuvor schon aus diesem Club verscheucht hatte. Aus den Trümmern desselben aber erhob sich die berühmte Gironde, oder sie vermischten sich vielmehr mit derselben, welche hin und wieder in einzelne Nebensekten zerfallend, wie in Brissotiner und Rolandisten, vielfältig, jedoch nicht immer mit Grund, für die edelste und redlichste Partei gehalten wurde. Sie entstand folgender Maßen: In der zweiten Nationalversammlung, welche im Herbste 1791 zusammentrat, zeichneten sich die Vertreter des Girondedepartements, besonders die Advocaten Guadet, Vergniaux und Gensonné aus Bordeaux sammt den geübten Rednern Ducos, Jay und Boyer aus. Jacobiner wie früher, waren sie jetzt in den Mutterclub gezogen und von Brissot, Condorcet, Roland und Clavière hauptsächlich berücksichtigt worden. Von diesen lernten sie noch, was ihnen an Kenntnissen der Politik und andern zur Gesetzgebung erfoderlichen Studien abging. Diese Männer stimmten fast immer zusammen und handelten nie gegen einander, und da der Maire Pethion ihr Freund war, so ist leicht zu vermuthen, daß sie der Pöbelherrschaft so wenig abhold waren, als die andern Jacobiner; dagegen traten sie im Club schroffer auf, als Robespierre's Ansichten zu despotisiren anfingen und in Folge der daraus hergeleiteten Widersprüche stieß man sie alle nach und nach, zuerst Condorcet, Vergniaux und Brissot, aus der Gemeinschaft, worauf sie unter einander enger in einem besondern Vereine, der Gironde (nicht aber in einer ernannten Commission, wie Barruel fälschlich behauptet), im Sommer 1792 zusammentraten, an deren Spitze Brissot stand. Aber bei Aufnahme ihrer Mitglieder war man so wenig streng, als bei den Jacobinern; sie nahmen Neutrale, Feuillans, alle Verzweifelnde, und, wie die Feuillans früher, gewiß auch Getäuschte und Betrogene auf. Ihre Tugenden bestanden in geringerm Blutdurste, in größerm Rechtssinne und in Ordnungsliebe, ohne daß sie musterhaft genannt werden konnte. Wurden sie durch große Rednertalente bei Charakterschwäche im In- und Auslande geachtet und berühmt, so konnte man sie doch in den Tagen der heftigsten Bewegung mit den wildesten Demagogen in einerlei Classe werfen. Was die Gironde im Kampfe so mannichfacher persönlichen Leidenschaften eigentlich erzielen wollte, ist fast schwer zu sagen. Die Meinungen darüber sind getheilt; doch unbestritten mag sein, daß die Gironde in kritischen Augenblicken aus ganz Frankreich bald so viele Republiken, als Departements vorhanden waren, unter Leitung eines gemeinschaftlichen Bandes, bald eine constitutionell-monarchische Regierung schaffen wollte, bald wieder mit dem Plane eines unzertheilbaren republikanischen Regierungssystems, wornach die Jacobiner strebten, einverstanden war, aber immer in Ermangelung kühner Entschlossenheit den richtigen Zeitpunkt zum Siege aus den Augen verlor und die energische Anwendung der dahin zielenden Mittel versäumte. Indessen mag, obschon Brissot das „Il faut incendier les quatre coins de l'Europe, notre salut est là!" für ein nöthiges Mittel des girondischen Zweckes hielt, in der Gironde zum wesentlichen Unterschiede von den Jacobinern mehr feine Beredsamkeit, Politik, ja wol mehr Wissenschaftlichkeit und sonach auch mehr Humanität obgewaltet haben, folglich auch die öffentliche Meinung für sie gewesen sein. Denn diese blieb doch eigentlich die gefährlichste Feindin der Jacobinergesellschaften und deren Grundsätze; sie verhinderte, daß die Übel nicht auf einmal den höchsten Gipfel erreichten, daß der Gemeingeist, war er auch langsam vergiftet, wieder geheilt und gestärkt wurde, daß die Filialclubs dem Mutterclub nicht immer gehorchten, und durch ihre Widersetzlichkeit schon nützlich wurden, wenngleich ihre eigene Anmaßlichkeit strafbar war. Hierzu kamen die Angriffe besserer Schriftsteller auf den Jacobinismus, ein Mann z. B., wie Baraly (Verf. der **Jacobins demasqués**), der vor Abschaffung der Königswürde den Jacobinismus hoch verehrte, und dem pariser Club ansehnliche Dienste

für das allgemeine Beste zuschrieb, verrufte denselben seit Errichtung der Republik — Archenholz sah in ihm schon im October 1791, also ein Jahr früher, eine scheußliche Gesellschaft — aus dem Grunde, weil ehr- und ränkesüchtige Taugenichtse den guten Ruf der ersten Jacobiner vernichtet hätten[8]), wiewol gute und rechtschaffene Bürger genöthigt wären, bei ihnen Schutz zu suchen, wie überhaupt der nur ein guter und ehrlicher Bürger heißen könnte, welcher ein Glied des Mutter- oder irgend eines Filialclubs wäre, und dem würde es wiederum zum Verbrechen angerechnet, welcher an den Greueln der Tyrannei keinen Theil nähme. Eine Verbindung solcher Art, schließt derselbe Ankläger, durch ein geregeltes System der Anarchie gehalten, die Männer ohne Beruf, ohne Charakter, Sitte und Einsicht zu Rathgebern und Stimmführern hat, gab mit aller ihrer Anmaßung den Ursprung zu mangelhafter Gesetzgebung in der Nationalversammlung. Bei solchen und ähnlichen Anklagen konnte es nicht fehlen, daß der Jacobinismus stets zu kämpfen hatte, und daß es nichts Auffallendes war, wenn das Decret der Nationalversammlung vom 29. Sept. 1791 die Jacobinerclubs ihrem Sturze nahe brachte[9]). In Betracht, daß sie sich von ihrem wahren Endzwecke entfernt und eine Art politischen Charakter angenommen hatten, wurde ihnen geboten, sich keiner obrigkeitlichen Verordnung zu widersetzen, sich über keine gesetzgebenden und politischen Dinge zu berathen, bei Verluste des französischen Bürgerrechts und bei Strafe von 1200 bis 3000 Livres Geldbuße. Gleichzeitig verbot der Kriegsminister dem Kriegerstande das Besuchen der Jacobinerclubs bei Strafe des Gefängnisses; zugleich gebot man allen Clubs die Briefschaften wegzunehmen und sie zu verbrennen. Allein wie in Alles, so auch in die neuen Wahlen der Volksvertreter sich mischend, standen die Jacobiner beim Auftreten der neuen Nationalversammlung (Oct. 1791) mächtig, ja öffentlicher als zuvor, wieder auf. Von nun an verstanden sie den Pöbel fester an sich zu ketten und dessen Kräfte zu benutzen. Ein Robespierre, Pethion, Orleans, Condorcet, Brissot, Isnard und andere Wütheriche lenkten den Mutterclub, wußten durch die Errichtung eines **Comité de surveillance**, aus zwölf Erzjacobinern zusammengesetzt, das Bestehen ihrer Sekte zu sichern, alle öffentlichen Ämter in ihre Gewalt zu bekommen, und zwangen dem Könige Jacobinische Minister (März 1792) auf. Gleichzeitig erschien auch ihr Siegeszeichen, die rothen Mützen, sowol in den Sitzungen der Clubs als auf den Straßen, zum Beweise, daß die republikanische Freiheit gesiegt und das constitutionelle Königthum untergraben worden sei. Fast drei Vierteljahre früher hatten Gemäßigte und Hofleute diese Rasenden Hosenlose (**Sansculottes**) genannt, und der Abt Maury soll dieses Wort zuerst in der Nationalversammlung mit Verachtung gegen zwei Weiber gebraucht haben, die seine Rede laut misbilligt hatten. Dies benutzten aber listiger Weise die Jacobiner, um mit den Worten **sansculotte, sansculottisme** und **sansculottisation** ihrem Anhange aus den niedern Ständen alle die Theilnahme zu verschaffen, welche die Armuth einflößt, dagegen die Reichen mit Vorwürfen des Übermuthes und der Unbarmherzigkeit zu beladen und verhaßt zu machen, während sich Dumouriez zur Erhaltung der Pöbelgunst einen General der Ohnehosen nannte[10]). Durch diesen Sansculottismus der Jacobiner wurde der Wahlspruch: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft oder Tod! festgestellt, und das Dutzen selbst für die Vornehmsten unvermeidlich, worüber manche obscene und lächerliche Auftritte in den Clubversammlungen sowol als in den Zusammenkünften der verschiedenen Abtheilungen der pariser Gemeinde veranlaßt wurden. Ein ehemaliger Graf pflegte mit der rothen Mütze auf dem Kopfe einer solchen Zusammenkunft regelmäßig beizuwohnen; einst kam er neben die Frau eines Hosenlosen, die ihr Kind säugte, zu sitzen. Die Unsauberkeiten, die dabei vorfielen, nöthigten den Grafen sich behutsam zu entfernen, die Frau aber hielt ihn mit Schimpfreden und Vorwürfen fest, und um sie zu beruhigen, mußte er ihr die Windeln säubern, reiben und das Kind frisch einwickeln helfen, wobei er versicherte, auch ein braver und freier Hosenloser zu sein. Eine andere Tollheit erzählt Baudy[11]): Als einst Collot d'Herbois und Clavière die Loslassung der Galeerensklaven in einer Clubversammlung vorschlugen und somit die Aufnahme allen Lumpengesindels und aller Landstreicher in ihre Gesellschaften anempfahlen, wendeten einige Jacobiner ein, daß diese Kerle kahlköpfig wären und dadurch auffallenden Anstoß verursachen würden. Darüber entstanden Debatten, welche endlich zur scheinbaren Beruhigung edler und feiner Gemüther in dem Beschlusse des Clubs endeten, ohne Ausnahme sich die Haare knapp scheeren zu lassen, damit die äußern Zeichen der Freiheit und Gleichheit nicht gestört würden. Auf diese Art war allen Räubern, Bösewichtern und jeglicher Art nichtsnutzigen Volkes in den Jacobinerclubs eine sichere Freistätte gewährt, wie sie auch alle Aufstände und Frevelthaten in Schutz nahmen. Dieselbe Gesellschaft verfügte über Krieg und Frieden (eine wichtige Angelegenheit, welche Jacobiner und Girondisten zuerst verfeindete; letztere wünschten den Krieg, erstere den Frieden, um vielleicht keine Militairdictatur entstehen zu lassen), verhöhnte die auswärtigen Cabinete und scheuete sich nicht, öffentlich zu sagen: Die Könige haben Furcht vor uns! Kaum

---

8) Der Speichellecker Lacretelle spricht übrigens sehr wahr von den Jacobinern, wenn er irgendwo sagt: Il y avoit parmi eux des fanatiques, des hypocrites et des hommes, qui voulaient à tout prix sauver l'indépendance de leur patrie: les uns étaient plus avides de sang, les autres plus avides d'or: pour ceux-là la cruauté était un besoin, pour ceux-ci elle était un calcul. On s'y faisait une loi d'insulter publiquement à la pitié comme à la dernière bassesse du coeur. 9) Schon etliche Monate zuvor meinten Manche, die der Jacobiner Kräfte nicht kennen mochten, que la ligue jacobite disparoitrait au moindre choc.

10) Es gab in Paris auch hosenlose Zeitungen, wie die Journal-Affiches des Sans-Culottes. 11) In seinen Causes particulières de la Révolution française (London 1795). Im Sinne des Sansculottismus versagten sich die pariser Jacobiner am 30. Jan. 1792 den Genuß des Kaffees und Zuckers; denn sie seien Gegenstand niederträchtiger Speculation und Veranlassung zu Tumulten.

war im Mutterclub der Vorschlag zur Abschaffung des Königthums gethan worden, so hallte das Geschrei: „Keinen König mehr!" in den Straßen der Hauptstadt und in den Provinzen wieder. Wie derselbe Club sich mit seinen Filialen über die Vertheidigung der Grenzen berieth, so that er ein Gleiches über das Schicksal Ludwig's XVI. Wenn ein Jacobinischer Volksvertreter dem Könige mit einer Klage drohte, weil ihm mit seinem Stocke die Schildwache an den Tuilerien den Durchgang verweigert hatte, so setzte ein Anderer demselben und seiner Gemahlin bei dem Aufruhre am 20. Jun. 1792 eine Jacobinermütze auf [12]). Und doch verbrannten Gleichgesinnte neun Tage nachher öffentlich des Königs Bildniß. Um diese Zeit (7. Jul.) errichteten sie zur Sicherung ihres herrschenden Mutterclubs einen Reunionsclub und beantworteten das furchtbare und unvorsichtige Manifest des Herzogs von Braunschweig mit dem Beschlusse zur Vernichtung ihrer königlichen Familie [13]), mit den Greueln des 10. Augusts, des 2. und 3. Septembers, und endlich mit der Gründung der Republik „eines souverainen Volkes" am 21. Sept. 1792. So viel Kraft und Entschiedenheit in diesen Thatsachen liegt, so viel Veränderung und Wechsel der Ansichten brachte die letzte Handlung im Club der Jacobiner hervor. Indessen ist nicht zu leugnen, daß sie der vollständigste Sieg des Clubs über seine Nebenbuhler, die Feuillans, war, die, obschon österes niedergeschlagen, doch immer ihr Haupt wieder emporgehoben hatten. Das Beil, Anklagen, Verhaftungen und Verfolgungen vernichteten ihre Häupter. Seit diesem Siege bemerkte man, erzählt Thiers, ein gewaltiges Drängen aller Stände zu Paris nach den Sitzungen des Mutterclubs, um sich hier aufnehmen zu lassen. Fast alle eben angekommene Volksvertreter eilten, zur Darlegung ihres lebhaften Patriotismus, dahin, und man behauptet, daß deren in einer Woche 113 im Club aufgenommen wurden; solche aber, die keinen rechten Ernst zeigten, baten wenigstens zum äußern Scheine um Aufnahme. Da stand nun freilich den Jacobinern Nichts mehr im Wege, um den Gesetzen zum Trotze einen Correspondenzausschuß mit den 44,000 Municipalitäten des Reichs zu errichten und im Nationalconvent — so hießen die Vertreter des souverainen französischen Volkes seit dem Schlusse der zweiten Nationalversammlung — ihren Vorschlag, daß dem Könige der Proceß gemacht werde, durchzusetzen. Ein Jahr später geschah ein Gleiches mit der Königin. Ja sie verhießen in einem Decret desselben Convents vom 19. Nov. 1792 allen Völkern, die zur Freiheit gelangen wollten, brüderliche Hilfe, und die Generale der Conventsarmeen bekamen Auftrag, allen solchen Bürgern beizustehen, die wegen ihrer Freiheit beunruhigt werden würden. Bereits hatte Custine am 24. Oct. d. J. einen Jacobinerclub zu Mainz feierlich einrichten lassen, in dessen Saale er zwei Bücher niederlegte zum Reize für den Freiheitschwindel. Er erließ an die Einwohner die Auffoderung, sich entweder in das rothgebundene, mit der Jacobinermütze geschmückte, oder in das schwarzgebundene Buch einzuzeichnen. Das erstere war für die Freiheit, das andere für die Sklaverei. In Vorderitalien wiederholten sich ähnliche Possen; in Belgien betrieb sie Dumouriez. Derselbe weihte am 15. Nov. 1792 einen Jacobinerclub zu Brüssel mit einer Rede ein. Als sonderbare Erscheinung wird erzählt, daß um diese Zeit einem teutschen Reichsfürsten (dem in Concurs gerathenen Fürsten von Salm-Kyrburg) die Lust nach dem Jacobinismus anwandelte, und daß er, nach Schirach, den Nationalconvent wirklich ersuchte, ihn zum französ. Bürger zu machen, und in seinem Ländchen Freiheit und Gleichheit herstellen zu helfen, was sich aber seine Unterthanen bei Ankunft der französ. Commissare verbaten. In der That decretirte der Nationalconvent am 15. Dec. 1792, daß in allen Ländern, wohin die französischen Truppen kämen, die neue französ. Verfassung mit der Volkssouverainität ausgerufen und mit aller Waffenmacht vertheidigt werden sollte, wenngleich grade in dieser Zeit der Convent selbst dem leidenschaftlichsten Meinungszwiespalte der Jacobiner (damals wegen ihrer erhöhten Sitze der Berg genannt) mit der Ebene oder dem Thale, wie die Girondisten wegen ihrer in der Tiefe des Deputirtensaales befindlichen Bänke gleichzeitig bezeichnet wurden, unterlag, sodaß der Präsident des Jacobinerclubs in einer Sitzung schrie: Je suis en insurrection, j'assassinerai le premier girondin, que je rencontrerai! In der That siegte der Berg damals über die Gironde nur mit Hilfe der Galerien und rohen Massen, ebenso im Jan. 1793 bei Abstimmung über des Königs Tod, als der Berg des Königs Schicksal durch den Convent schnell und unverzüglich entscheiden, das Thal hingegen die Entscheidung an's Volk bringen lassen wollte. Nach diesen vollständigen Siegen traten dem Berge am 6. April 1793 noch die Errichtung des Wohlfahrtsausschusses und den 9. Mai d. J. die des Revolutionstribunals schützend zur Seite, obschon Marat's Proceß ihn mit der Ebene abermals zusammenhetzte. Kühn erklärte Einer vom Berge Marat's Verfolgung für unstatthaft, weil derselbe nur behauptet habe, es müßten noch 200,000 Köpfe abgeschlagen werden, da man doch überzeugt sein könne, daß mehr als eine Million Menschen noch geköpft werden müssen. In diesen Tagen des Processes und der Freisprechung Marat's fielen die abscheulichsten Auftritte im Nationalconvent zwischen Berg und Thal vor; nicht genug, daß diese Parteien einander in's Gesicht schimpften, sie faßten sich vielmehr bei den Kragen, und drohten mit den Fäusten oder schlugen wol gar zu, zogen Säbel, Dolche, Degen und Pistolen, stießen hin und wieder einander nieder oder jagten sich aus dem Saale hinaus; Alles dies geschah von den souverainen Herren unter stetem Gebrülle des Volkes von den Tribunen: O, die Schurken! die Bösewichter! während auf den Straßen über 40,000 Bewaffnete umherliefen. Sol-

---

12) Andere Beispiele mehr von Jacobinischer Brutalität siehe in *Mallet du Pan*, Considérations sur la nature de la révolution de France, et sur les Causes qui en prolongent la durée 1793. p. 63 sq. 13) Obschon die Bessern unter ihnen den König für den ehrlichsten Mann von Frankreich hielten, wie selbst Dumouriez bekannte; allein man sagte sich: Nous savons qu'il ne mérite pas la mort, mais, citoyens, notre liberté a besoin de ce sacrifice.

che Scenen bereicherten freilich auch die Sprache mit neuen Wörtern, wie die Ausdrücke Coquinisme und Cannibalisme kundgeben. Der Kampf der Meinungen dauerte indessen fort, die Balgereien am 27. und 28. Mai machten die Conventssitzungen scandalös, worüber die Verwirrung groß und der Zweck gegenseitiger Bestrebungen, obschon von Beiden auf Sicherstellung der Republik gezielt wurde, durch Vermischung persönlicher Beziehungen und Leidenschaften so unklar wurde, daß sich Berg und Thal öffentlich der Vernichtung des Republikanismus und der Herstellung der Monarchie bezüchtigten. Nachdem endlich die Jacobiner am 29. und 30. Mai den Pöbel zu Hilfe gerufen hatten, siegten sie am 1. und 2. Jun. über die Gironde. Vier und dreißig Conventsglieder, meist Girondisten, wurden verhaftet, hierauf noch 73, als sie ihre Mitbrüder vertheidigen wollten, von denen Allen Mehre der Haft wieder entkamen, Andere sich selbst entleibten und die Mehrzahl auf dem Schaffot blutete, während die meisten Provinzen, wohin sich der Kampf verbreitet hatte, den unglücklichen Girondisten zugethan blieben und von allen Departements nur dreizehn dem Berge zustimmten. In Aufruhr gerathen, sandten sie aus dem Süden und Norden Heere gegen den Berg in der Hauptstadt, der sie im Anrücken (August 1793) mit List und Geld, zum Theil auch mit Gewalt, zerstreute. Nur Bordeaux, Toulon, Marseille und Lyon blieben halsstarrig; Marseille war am 25. August wieder gewonnen und die an dieser Stadt, wie später an Lyon und Bordeaux, verübte Rache schreckte Andere zur Nachgiebigkeit. Toulon warf sich der englisch-spanischen Flotte in die Arme. Trotz seines Triumphes gebrauchte der Berg fortwährend Versprechungen oder strenge Maßregeln — Mittel des Schreckens, gegen Andersgesinnte, beschloß unter sich, jeglichen Verleumder seiner Partei als Majestätsverbrecher zu behandeln, und ließ schleunig eine neue Verfassung zu seiner Sicherheit entwerfen, die zwar vom Nationalconvent bestätigt, in der Öffentlichkeit aber verspottet wurde. Unter solchen Umständen und bei der drohenden Gefahr von Außen erklärte der Berg den gesammten Staat so lange in Revolutionszustand, bis dessen Unabhängigkeit von den auswärtigen Mächten anerkannt werden würde, und ließ mit Zuziehung des Wohlfahrtsausschusses die revolutionaire Regierung von wenigen Schreckensmännern verwalten. Unter diesen eilf Terroristen schwang sich Robespierre und durch ihn die Bergpartei zu gräßlicher Allmacht empor. Säbelhiebe und Guillotinen richteten binnen 18 Monaten, wie ein gleichzeitiger Berichterstatter sagt, über eine Million Menschen hin. Und wie konnte es fehlen, daß die Jacobiner unter solchen Greueln, Aufregungen und Verfolgungen zuletzt gegen sich selbst wütheten? Darum hoben sie alle Akademien auf und beschlossen, alle Reiche und Kaufleute zu verhaften [14]) und die Geistlichen zu verjagen; ja da man der politischen Verfolgungen gleichsam müde war, veranstaltete man die christlichen, nachdem die christliche Gottesverehrung abgeschafft und der Dienst der Vernunft eingeführt worden war. Auch die Einführung der neuen republikanischen Zeitrechnung an die Stelle der christlichen war ihr Werk. Doch mochte Robespierre schon nach Verlauf von einem halben Jahre vor den frevelhaften Possen dergestalt erschreckt worden sein, daß er am 7. Mai 1794 das Dasein des unsichtbaren höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele wieder als gesetzmäßig decretirte.

Nach dem Sturze der Cordeliers konnten keine Neben- und Gegnerclubs wieder aufkommen. Die Jacobiner säuberten durch Robespierre, ihren Beschützer und Gebieter, den Mutterclub fortwährend von verdächtigen Gliedern, und jagten sie mit Schimpf davon. Ebenso strenge Zucht sollen sie über die Öffentlichkeit durch die Revolutionstribunale und wandernden Guillotinen gehalten und über die öffentlichen Blätter strenge Censur verhängt haben. Darüber abermals Angeberei und Verhaftung ohne Ende. Eine Frau gab binnen zwei Tagen 124 Personen als Verdächtige an [15]), und für solche Unglückliche konnten wegen ihrer Menge — nicht selten schmachteten 7 bis 8000 Personen in den Kerkern, über deren Eingängen das Wort Liberté prangte — weder Zeugen noch Vertheidiger gestattet werden. Gleichwol hatten bis zum 27. Jul. 1794 (9. Thermidor) Unzufriedenheit, Murren und Sehnsucht nach Besserung die Gemüther dergestalt gereizt, daß Tallien's Kühnheit darauf bauend und von den aus dem Mutterclub verstoßenen Jacobinern kräftig unterstützt, den Tyrannen angriff und den Haftbefehl gegen ihn und seine Freunde im Nationalconvent auswirkte. Erfoderliche Entschlossenheit hätte Robespierre'n und den Berg retten können; allein die Besinnung war ihnen entschwunden. Mit Robespierre bluteten binnen zwei Tagen 82 bis 91 Jacobiner. Obschon ihre Anarchistenhöhle in der Nacht vom 27. zum 28. Julius im Namen des Nationalconvents geschlossen wurde, so war sie doch noch nicht zerstört: ein großer „Schweif Robespierre's" war noch vorhanden, und die diesen schrecklichen Mann gestürzt hatten, waren zum Theil in der That und im Sinne selbst Jacobiner, sogar Terroristen, wie Collot d'Herbois, wenn nicht fürchterlicher, als ihre vernichteten Gegner. Also gab der Nationalconvent den Jacobinern schon am 31. Jul. die Schlüssel zu ihrem Versammlungssaale zurück, und erkannte sie sonach als gefürchtete und viele heimliche Gewalt besitzende Männer an, deren Hilfe man für die von allen Seiten her bedrohte republikanische Freiheit bedurfte. Daher auch die anbefohlene Reinigung des Clubs von unsaubern Gliedern mit vieler Schonung betrieben wurde, wie denn Ansehen und Schutz nicht fehlen konnte, sobald

14) Man sagte: Wir wollen keinen Handel mehr; denn der Handel macht Wohlstand, und dieser untergräbt die Republik. Nach Thiers geschah dieser Antrag von Robespierre, und gleichzeitig jagte man alle ehemalige Adelige, Geistliche, Banquiers und Fremde ohne Unterschied aus dem Mutterclub.

15) Von dem Prinzen Karl von Hessen-Rothenburg, der auch Jacobiner war, wird — wenn auch in Übertreibung, so doch im Charakter der Zeit — erzählt, er habe Luckner und Custine, über 1000 Edelleute, 6 Notare, 30 Kaufleute, 250 Gräfinnen und Marquisen, und ungefähr 50 Jungfern auf das Schaffot gebracht. Dieser Prinz soll auch Mitarbeiter an dem Jacobinischen Journal des Hommes Libres gewesen sein.

der wieder geöffnete Mutterclub seine durch Robespierre's Despotismus verwundeten Filiale aufgemuntert hatte. Im Grunde aber hatte die Basis des Jacobinismus, die Volkssouverainität, zu große Erschütterungen erlebt und zu vielen Ekel erregt, als daß eine dauernde Jacobinerherrschaft hergestellt werden konnte. Hatte doch Rabaud im Nationalconvent selbst erklärt, er sei seiner Portion Souverainität herzlich müde, wie es gewiß Mehren seiner Genossen ebenso ergehen werde. Andere souveraine Volksvertreter hatten früher schon zum Gespötte und zur Verächtlichkeit ihrer hohen Würde beigetragen, als Cloots öffentlich versicherte, seine Seele sei ohne Hosen, und Philipp Egalité: in seinen Adern fließe wahres Blut von Hosenlosen. Wenn nun diese und andere Jacobinische Souveraine im Nationalconvent einander ohrfeigten, prügelten, stachen, schossen, oder aus dem Saale hinauswarfen, oder wenn sogar Einzelne von ihnen, wie von Barrere und St. Just erzählt wird, sich aus Häuten guillotinirter Menschen Schuhe und Stiefeln machen ließen: wie mußte dies — anderer Grausamkeiten, Gemeinheiten und Albernheiten zu geschweigen — auf das gesammte französ. Volk wirken? Wenn endlich in den Clubsitzungen stets und sogar von gemeinen Soldaten unter allgemeinem Beifalle alle gemäßigte Conventsglieder für Bösewichter und Verbrecher erklärt wurden und Volksvertreter selbst in die Vernichtung aller Gemäßigten einstimmten, so konnten die Jacobinerclubs nicht anders, als wahre Werkzeuge ungeheurer Verbrechen betrachtet werden, deren Nothwendigkeit so sehr als ihre Furchtbarkeit bisher anerkannt worden war; allein die Meinung der Gutgesinnten und Gemäßigten, durch Robespierre's Sturz siegreich geworden, mußte die Überzeugung verbreiten, sichern und erhalten, daß der Jacobinismus mit jeder Regierungsart unverträglich sei, und Frankreich überhaupt, so lange noch ein Jacobiner bei der Staatsverwesung thätig, verzweifeln müsse, je wieder Ordnung im Innern hergestellt zu sehen. Hierauf wies der Sturz vieler Beamten, welche Robespierre's Geschöpfe gewesen waren, und das stete Bemühen des Convents, den sogenannten „Schwanz Robespierre's" auszurotten. Darüber entstanden zwar große Reibungen zwischen den Jacobinern und den Gemäßigten. Der Mutterclub beklagte sich bei seinen Filialen über Verfolgungen und Beschuldigungen; die Filiale zu Dijon, Marseille, Toulouse, Lyon und in andern Städten begannen allerdings zu tyrannisiren, allein sie untergruben dadurch auch ihr Bestehen; ja der Nationalconvent verbot schon am 16. Oct. 1794 alle Correspondenzgemeinschaft der Filiale unter sich und mit dem Mutterclub, und das Bestehen der Filiale selbst. Gelang es auch nicht, dem Mutterclub die gefährlichen Mitglieder zu entziehen, welche zugleich im Convent saßen, so war doch die öffentliche Meinung über die Jacobinischen Grundsätze so entschieden sicher und feindselig geworden, daß fast alle Verfasser der gegen den Jacobinismus gerichteten Flugblätter von jetzt an ihre Namen ohne Gefahr auf den Titeln derselben nannten, und in Verbindung mit mehren Journalen diesen unglückseligen Dämon auf das Heftigste bekämpften. Die wichtigsten dieser Schriften waren: **Les Jacobins demasqués; Le Front de Robespierre et de sa Clique; Les Jacobins convaincus d'imposture; C'est la queue qui est la plus difficile à écorcher; Les Jacobins traités comme ils le méritent; Vive la Convention et plus de Jacobins;** und **Les Jacobins assassins du peuple.** Ein anderer, doch nur mittelbarer Angriff auf die Jacobiner war der Abfall der Hosenlosen und vieler Anderer; ein dritter bestand in dem Zerfallen der Jacobinermasse in Strenge und Gemäßigte, und endlich der vierte in der Verhaftung und dem Proceß des schrecklichen Ungeheuers Carrier. Nebenher trugen sich noch die Verhaftungen vieler Jacobiner und des Mutterclubsecretairs zu. Letzterer wurde zwar mit etlichen andern seiner Genossen wieder befreit; allein die Versuche, Aufruhr durch die Filiale in den Provinzen zu erregen, gelangen so wenig, als das Herbeiziehen der Hilfe in die Hauptstadt, da selbige ein Conventdecret vom 24. Sept. wieder hinauswies. Hierzu kam nun die Entfernung der strengen Jacobiner aus öffentlichen Ämtern, der allmälige Verschluß der Filialclubs; und sprachen auch Thibeaudeau, Duhem, Barrere, Collot d'Herbois und andere strenge Jacobiner noch sehr laut in Paris, so fehlte es ihnen doch an einem großen Anhange, durch Aufruhr Etwas geltend machen zu können, vielmehr fanden sie sich seit Anfange Novembers nicht mehr sicher in ihren Versammlungsräumen. Nachdem etliche Tage lang Unruhen unterhalten worden waren, wurde der Club am 9. Nov. Abends, als die Jacobiner sich über Carrier's gewaltsamer Befreiung und über einen Angriff auf den Nationalconvent berathschlagten, von den Gegnern bestürmt, erobert, und von seinen Mitgliedern, ohne Schutz vom Convent zu erhalten, gesäubert. Zwei Tage nachher wagten sie sich bewaffnet wieder zu versammeln, aber ein gewisser Fréron führte einen gewaltigen Volkshaufen vor die Thüren des Clubsales; die Jacobiner mußten der Übermacht weichen, und wer nicht zeitig flüchtete, unterlag Mishandlungen. Hierauf am 12. Nov. 1794 decretirte der Nationalconvent den vorläufigen und am 24. Jan. 1795 den beständigen Verschluß des Clubs, wobei ein Volksvertreter erklärte, es geschehe zur Rettung des früher ehrwürdig gewesenen Namens dieser ehrenwerthen Genossenschaft aus gegenwärtiger Schande; denn die Jacobiner seien jetzt Diebe, Räuber und zusammengelaufene Menschen ohne Sitte, Tugend und Vaterland, ohne andern Gott als das Gold, und ohne andere Gefühle, als das Bedürfniß nach Menschenblute. Der Sicherheitsausschuß hatte die Schlüssel des Clubsaales an sich genommen, während sich die Jacobiner nur in zwei Vorstädte — die übrigen waren gegen sie — St. Marceau und St. Antoine, flüchten konnten; in letzterer nahm sie die Gesellschaft der Quinze-Vingts auf, auch der Electoralclub, der ihnen bisher treulich beigestanden hatte, setzte seine Theilnahme fort, und so versuchten sie am 14. und 24. Nov. sich mittels Aufruhrs gegen den Convent zu empören. Aber statt durchzudringen, mußten sie viele Verhaftungen erdulden und ihren neuen Versammlungsort gesperrt sehen. Die Filialclubs wurden nun allenthalben häufiger geschlossen, womit Einkerkerung der heftigsten Mitglieder

und Versiegelung der Papiere verbunden waren [16]). Indem aber eine Menge von den Clubs besoldeter Menschen durch diese Niederlagen brodlos geworden und nun zu Raub und Mord angetrieben und aufgelegt waren, so unterhielten sich gleichsam von selbst stete Gährungen der Jacobinerrotten, die man fortwährend den Schwanz der Jacobinischen Bergpartei zu nennen pflegte. Zu Statten kamen ihnen nach und nach die Freilassung mehrer Verhafteten, der Wiedereintritt von 73 in Haft gewesenen Volksvertretern in den Nationalconvent, Carrier's und anderer heftigen Jacobiner Hinrichtung, Collot d'Herbois', Barrere's, Billaud's und anderer ihrer Genossen Verhaftung und Landesverweisung, die Hungersnoth zu Paris und endlich das Bedürfniß einer neuen Regierungsform, was Alles ränkesüchtige Jacobiner, wie Duhem, Choudieu, Gaston und Thuriot als das Grab der republikanischen Freiheit deuteten, und worüber sie eine drohende Partei im Nationalconvent den Gemäßigten gegenüber zu bilden wagten. Es kam zu Ende des J. 1794 und zu Anfange 1795 abermals zu Stürmen und endlich zu Raufereien, die an die Zeiten des Kampfes zwischen Berg und Thal in dieser verehrlichen Versammlung erinnerten. Die allerdings wieder ausgebreitete Gährung der Gemüther in der Hauptstadt hätte die Jacobiner in solchen Zuständen wieder furchtbar machen können, wenn sie klügere Rathgeber gehabt, weisere Benutzung der Zeit verstanden und Sieyes mit seiner Partei sich nicht mit Tallien's und Fréron's Anhange eng verbunden hätten. Aus diesen Gründen wurden die Jacobiner in den Empörungen am 21. März, 1. und 2. April, in den schwachen fortgesetzten Versuchen und endlich in dem äußerst hartnäckigen Kampfe am 20. Mai 1795 geschlagen. Die strengen Maßregeln gegen sie zogen Tausenden Verhaftung und Andern wegen ihres greulichen Andenkens bei dem Volke allenthalben eine wilde Jagd, wie auf reißende Thiere, zu. Die Filiale, wo ihrer noch Etliche bestanden, zerfielen von selbst, und schon am 18. Mai deff. J. war vom Nationalconvent die Zerstörung des Mutterclubsaales auf der Sainthonoréstraße und die Umschaffung des Raumes in einen Marktplatz (Marché des Jacobins, späterhin Marché de Saint-Honoré) beschlossen worden. Allein der Jacobinismus war tief gewurzelt, die Persönlichkeit vieler seiner Verehrer hatte große Kraft, seine Grundsätze waren so verführerisch, als seine Mittel zu Zwecken abscheulich, und die Verfolgungen trugen gewiß auch gar sehr zur Verstärkung der Kräfte wie der Partei selbst bei; demnach lebten die Jacobiner fort, Manche von ihnen erhielten die geraubte Freiheit wieder, sie versammelten sich in der Hauptstadt unvermerkt und einiger geheimer Schutz für sie bei dem Schlusse des Nationalconvents sowol als bei dem Austreten der beiden Kammern dürfte nicht bestritten werden können, wenngleich ihre Säle im Beginne des Herbstes wieder geschlossen und ihre Papiere in Beschlag genommen worden waren; denn bald erschienen sie, wie ein Phönix aus seiner Asche, in einem schnell zu 4000 Personen angewachsenen Club im Pantheon vereint wieder, anfänglich ohne Bureau, Präsidenten und Brevets, wie ohne merklichen Unterschied zwischen Mitgliedern und Zuschauern, bald aber im Charakter einer organisirten politischen Gesellschaft mit allen Einrichtungen des ehemaligen Mutterclubs, und ihre Zeitblätter waren der Tribun du Peuple, Ami du Peuple, Éclaireur du Peuple, Orateur plébéien und das Journal des Hommes Libres. Der schreckliche Baboeuf, Herausgeber des tribun du Peuple, predigte laut Plünderung der Reichen und der Krambuden, und lud Alles zu Jacobinischer Gleichmachung ein, worüber das Directorium aufmerksam, den gefährlichen Club am 26. (? 27.) Febr. 1796 schließen und dessen Glieder verfolgen ließ. Allein Befehdung und Verfolgung ketteten diese Rotte fester zusammen, sie setzte ihre Verschwörung insgeheim fort, wählte sich vier Häupter, darunter Baboeuf und Drouet, welche das Directorium eines geheimen Wohlfahrtsausschusses bildeten und mittels zwölf Gehilfen, die man Agenten nannte, in der ganzen Stadt patriotische Gesellschaften gründeten, um das öffentliche Directorium zur Rettung der Volkssouverainität zu vernichten; daher dieses mit der Baboeuf'schen, der Büchsen- (Schnupftuchs-) und der brüderlichen Verschwörung zu kämpfen hatte. Baboeuf endlich wurde mit seinen Gehilfen am 9. Mai 1796 verhaftet, eingekerkert und hingerichtet; allein seine Drohung im Verhöre: „Ihr könnt mich und Einige meiner Verbündeten wol treffen, aber meine Partei werdet Ihr nicht erreichen, sie lebt noch ganz und lebt, mich zu rächen, und Euch, die Ihr mich richtet, zu vertilgen!" traf zwar nicht buchstäblich ein, sondern man fand sie in Verschwörungen und endlich in der Gründung des Clubs von Montmorency (oder von Salm; Thiers kennt ihn blos unter dem Namen cercle constitutionel) dem (royalistischen oder monarchischen) Club von Clichy gegenüber bewahrheitet, zum Beweise, daß die Ereignisse vom 9. Thermidor an die Rasenden nicht gebessert hatten, sondern diese im Sansculottismus verharrend den gemäßigtern Republikanern zu Werkzeugen bestimmter Reactionen fortwährend dienten. Diese Gemäßigten von höherer Bildung fanden sich allerdings in großer Anzahl im Club von Montmorency, man hörte Benjamin-Constant und Talleyrand öfters daselbst Reden halten, und man wußte, daß sie die gebildeten Gesellschaften bei Barras und bei der Frau von Staël besuchten; auch erfuhr man, daß der Club bald mit aller Öffentlichkeit des alten Mutterclubs zu Werke ging und in den Provinzen Nebenclubs bildete, worüber er bei weitem mehr Aufsehen als der Club von Clichy machte und Frankreich mit anarchischen Gefahren bedrohte. Dies erweckte lebhafte Besorgnisse im Allgemeinen, ernste Warnungen in den Journalen, und in der gesetzgebenden Versammlung Untersuchungen, und nach heftigen, bittern Streitigkeiten ein strenges Verbot dieses, wie aller andern Clubs zu Ende Julius 1797, und somit wurde das Bestehen organisirter politischer Vereine abermals unmöglich gemacht; allein das verderbliche Gift des Jacobinismus war zu süß geworden, seine Grundsätze und

16) Thiers nimmt an, daß seit dem Schlusse des Mutterclubs im Nov. 1794 bis zum Mai 1795 gegen 20—25,000 Jacobiner eingekerkert worden wären.

Vorurtheile, sein Sinn zur allgemeinen Zerrüttung des Eigenthums lebten fort und erregten neue Besorgnisse für gefährliche Krisen des Staatskörpers. Gewiß ist, der Jacobinismus führte seine Anhänger zu Paris allmälig wieder zusammen unter dem Namen **Réunion du Manège** im alten Saale der Reitbahn. Gegen die Befehle der obersten Behörde nahm der Club eine berathende Form unter Präsidenten und Secretairen an. Hier glänzten als Redner Bouchette, Drouet, Felix Lepelletier, Arena und alle Schüler Baboeuf's; ihr öffentliches Organ war das fortbestehende **Journal des Hommes Libres**, und unter dem geheimen Schutze der Directoren Gohier und Moulins gedieh der Club zu solcher Furchtbarkeit, daß die Gemäßigten zitterten. Poultier's heftiger Eifer in dem **Ami des loix**, Sieyes und Fouché, als dieser ehemalige Jacobinerfreund zum Polizeiministerium gelangt war, wirkten mit aller Kraft gegen ihn und brachten endlich den Verschluß dieser Versammlung in der Reitbahn zu Stande. Allein die verjagten Jacobiner fanden sich schnell wieder in einem großen Raume der Bacstraße zusammen, und von Fouché abermals ausgespürt, wurden sie von ihm, Sieyes, Barras und Andern von Neuem verfolgt; aber von Gohier und Moulins immer noch in Schutz genommen angeblich zur Belebung des öffentlichen Geistes, konnte ihr Versammlungsraum erst gegen die Mitte Augusts 1799 (23. Thermidor) geschlossen werden. Obschon zerstreut und getrennt, wirkten die Jacobiner doch durch eilf Journale mit solcher Heftigkeit gegen ihre Feinde so wüthend fort, daß Fouché am 3. Sept. dess. J. im Auftrage des Directoriums die Herausgeber dieser Zeitblätter verhaften und deren Pressen versiegeln ließ. Das Geschrei der Jacobiner über diesen Staatsstreich wurde bald durch Bonaparte's Ankunft aus Ägypten und dessen Sieg über das Directorium am 10. Nov. 1799 gedämpft, und Tages darauf sah man 36 der bekanntesten Jacobiner im Kerker; nach und nach erlitten Mehre gleiches Schicksal, sodaß bis zum 5. Jan. 1800 schon 133 Jacobiner zur Landesverweisung verdammt werden konnten. Die Sekte erhielt sich und nach ihrem Mordversuche an dem ersten Consul am 24. Dec. 1800 mittels einer Höllenmaschine wußte Fouché wieder 130 Jacobiner anzugeben, die (worunter Lepelletier und Prinz Karl von Hessen-Rothenburg), wenn auch nicht schuldig, doch mächtig waren, es zu werden. Ihr Einfluß blieb trotz strenger Wachsamkeit der Regierung, die aus dem Consulat schnell genug eine Monarchie zu bilden suchte. Und als die Jacobiner es nicht hindern konnten, wünschten sie wenigstens die Bourbone vom französ. Throne auf immer ausgeschlossen; daher die Sage, daß sie entschiedenen Einfluß auf Bonaparte's Plan, den Herzog von Enghien ermorden zu lassen (1804), gehabt hätten. Wie dem auch sei, der Jacobinismus lebte und wirkte, wenn auch in andern Gestalten und Namen, in Frankreich fort, er trat sogar 1814 bei der Rückkehr der Bourbone nach Frankreich mit seinem berüchtigten Namen in den Ultras wieder hervor, und alte berühmte Jacobiner waren es, wie Thibeaudeau, Tallien, Fouché und Carnot, die an dem Sturze der Bourbone und an der Rückkehr Napoleon's von Elba arbeiteten. Unter dem Namen von Föderationen standen die alten Jacobinerclubs wieder auf; hier und da sah man Freiheitsbäume aufrichten, und rothe Mützen auf Piken und Bajonetten umhertragen. Die marseiller Hymne und andere Revolutionsgesänge hörte man bei Napoleon's Wiederkunft 1815 ertönen, die Jacobiner glaubten durch ihn Freiheit und Gleichheit herzustellen, er hingegen durch sie das Kaiserreich[17]). Der Schweif des Marat und Robespierre glänzte am politischen Horizonte Frankreichs, in Paris wurden vor Napoleon's Augen Jacobinische Aufzüge angeordnet, dieser schmeichelte der Hefe des Volkes, wie einst die Terroristen den Hosenlosen. Föderationen entstanden, wie man sagt, auf Carnot's und Fouché's Betrieb, in der Bretagne, an der Rhone, Loire, Isère, Aine, im Pui de Dome und Cantal, in der Franche Comté, in Cote d'Or, an der Saone und Marne. Die Centralbündner zu Nantes, Dijon und Lyon sendeten überallhin im Reiche Abgeordnete, diese politischen Verbrüderungen zu befestigen. Napoleon aber bediente sich ihrer zur Stütze seiner Operationen, und als er zum zweiten Male gestürzt wurde, zerfielen die Jacobiner in weiße und schwarze; erstere fügten sich in die neue Ordnung der Dinge, waren sonach constitutionelle Monarchisten und letztere (auch Thränenvergießer genannt, weil sie ihre Anhänglichkeit an den Exkaiser mit Seufzen über den verfinsterten Nationalruhm verbargen) waren Anhänger Napoleon's. Die weißen Jacobiner bildeten seit dem Zusammentreten der Kammern im October 1815 einen Club in der Sainthonoréstraße unter des Herzogs von Richelieu und des Polizeiministers Decaze Begünstigung. Er mehrte sich täglich, hielt Dinstags seine Sitzungen, zählte 120 oder mehr Volksvertreter, die Minister und Staatsräthe zu seinen Mitgliedern, und war gegen den Club von S. Germain streng royalistischen Sinnes gerichtet, dessen Mitglieder von ihrem Haupte Hyde de Neuville die Hideux, sowie die weißen Jacobiner wegen der constitutionellen Charte auch die Chartiers genannt wurden. Die schwarzen Jacobiner (auch im J. 1816 unter dem Namen rothe Jacobiner bekannt) bildeten eine geheime, nicht unansehnliche Gesellschaft, die viele alte Schreckensmänner in ihrer Mitte hatte, und schon zu Anfange Mai's 1816 zerstört wurde. Auch die Zeit tilgte ihre Absicht, einen Napoleon auf den französischen Thron zu heben, aber dafür pflegten sie einen neuen Jacobinismus, das republikanische System, das 1830 neue Nahrung bekam und insgeheim noch fortwährend unterstützt wird. Im Auslande konnte der französische Jacobinismus nie zur terroristischen Raserei ausarten. Nur im Königreiche beider Sicilien drohte er gefährlich zu werden. Hier, in der Hauptstadt Neapel, hatten sich bis zum J. 1794 zwölf Jacobinerclubs durch In- und Ausländer gebildet, die aus Vorsicht wenig in Schriften verhandelten und das Pro-

17) Nur in diesem Sinne kann man des berühmten von Wangenheim Urtheil treffend finden, daß der französische Jacobinismus der Vater des Bonapartismus und umgekehrt dieser der Vater des heutigen (1816) Jacobinismus gewesen sei.

tokollwesen so sorgfältig als jegliche Gemeinschaft mit auswärtigen gleichgesinnten Gesellschaften vermieden, außer mit der zu Genua, von welcher alle Jacobinischen Ränke in Italien ausflossen. Ihr Plan soll gewesen sein, die öffentlichen Gebäude zu Neapel in Brand zu stecken, die Verbrecher auf den Galeeren loszulassen und nach Ermordung der königlichen Familie ein neues Reich, wie es scheint, in Verbindung mit dem Kirchenstaate, zu gründen. Indem sie aber die Lazeronis durch Bestechungen in ihre Gemeinschaft ziehen wollten, wurden der Plan und seine Urheber entdeckt; 64 Jacobiner geriethen sogleich, und die Übrigen auf der Flucht in Haft. Die Errichtung eines Jacobinerclubs am Hofe des Bürgersultans zu Seringapatnam im mysore'schen Staate 1797 durch Abenteurer war die letzte auffallendste Tollheitsscene dieser so gefürchteten als berüchtigten Sekte außerhalb der Grenzen des französischen Reiches [18]). *(B. Röse.)*

Jacobins, s. **Dominikaner** und **Jacobiner**.

JACOBITEN hießen zunächst 1) die durch Jacob Baradai oder Jacob Zanzalus in der Mitte des 6. Jahrh. zu einer kirchlichen Gemeinschaft vereinigten monophysitischen Christen in Asien und vorzugsweise in Syrien, Mesopotamien (in der jetzigen Provinz Al Dschesira) und Babylonien; später jedoch wurden unter diesem Namen alle Monophysiten verstanden. Näheres über sie s. unt. d. Art. **Monophysiten**. 2) Legte man diesen Namen im 15. Jahrh. denjenigen bei, welche nach dem Vorgange des Jacobellus oder Jacob von Misa das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genossen und diese Form des Sacraments als die den Einsetzungsworten allein entsprechende vertheidigten. Vgl. darüber den Artikel **Jakaubek**. 3) Ist es Bezeichnung der Wallfahrer zum Grabe des heil. Jacob von St. Compostella (s. d. Art. **Compostella**), und 4) der Anhänger des Königs **Jacob II.** von England (s. d. Art.). Endlich wurde der Name auch den Nothmünzen beigelegt, welche der letztgenannte König in den Jahren 1689—90 in Irland schlagen ließ; sie sind so geringhaltig, daß die halbe Crown mit dem Nominalwerthe von 30 Pence, nur den wahren Werth eines Penny hat. *(A. G. Hoffmann.)*

JACOBS (Johann August), geb. den 27. April 1788 zu Pietzbuhl im Magdeburgischen, der Sohn eines dortigen königl. Oberamtmanns, der schätzbare ökonomische Kenntnisse besaß, verdankte seine Bildung der Schulpforte, nachdem er früher durch Hauslehrer unterrichtet worden war. In der genannten Lehranstalt beschäftigte er sich vorzugsweise mit philologischen Studien. Im J. 1805 bezog er die Universität Wittenberg, wo er, wie späterhin in Leipzig und Halle, sich der Jurisprudenz widmete. Er verband damit, unter F. A. Wolf's Leitung, sehr gründliche philosophische, philologische, archäologische und historische Studien. Selbst mit mehren Zweigen des theologischen Wissens ward er bekannt. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn erhielt er an dem königl. Pädagogium in Halle eine Lehrerstelle. Späterhin ward er Inspector.

Als akademischer Privatdocent trat er im J. 1812 auf. Vier Jahre später ward er außerordentlicher und 1821 ordentlicher Professor der Philosophie, auch noch vor letzterer Beförderung Mitarbeiter an dem pädagogischen Seminar. Ein noch größerer Wirkungskreis für seine rastlose Thätigkeit eröffnete sich ihm, als er 1825 Director der königl. wissenschaftlichen Prüfungscommission ward. Nach Knapp's Tode (1825) erhielt er die Mitdirection der Francke'schen Stiftungen. In seinem ausgebreiteten Geschäftskreise bot sich ihm mehrfache Gelegenheit, seine Einsicht und seinen Scharfblick zu zeigen. Als sein Schwiegervater, der Kanzler Niemeyer, 1828 starb, trat Jacobs als erster Director der Francke'schen Stiftungen in einen sehr mannichfaltigen Wirkungskreis, in welchem sich jener fast ein halbes Jahr hindurch mit großer Anstrengung, aber auch zugleich mit dem segensreichsten Erfolge bewegt hatte. Niemeyer war sein Vorbild, und so verschieden auch in mancher Hinsicht Beider Charakter war, so hatte sich doch Jacobs vieles angeeignet von dem Geiste und der Handlungsweise jenes ausgezeichneten Mannes, dessen Mitarbeiter und Nachfolger er war, und den er selbst so schön und treu geschildert *). Was ihm Niemeyer gewesen, und wie viel er an ihm verloren, das sprach er tieffühlend aus bei seiner Gedächtnißfeier den 1. September 1828. Drückender als je ward ihm jedoch die Last einer ausgebreiteten Geschäftsverwaltung, besonders seit häufige und heftige wiederkehrende Krankheitszufälle, in einem tiefverborgenen organischen Uebel begründet, seinen Eifer lähmten. Ohne die ihm eigene Leichtigkeit und Gewandtheit im praktischen Geschäftsgange würde er die verschiedenartigen Arbeiten, die sein Beruf von ihm foderte, kaum haben leisten können. Mochte auch sein Muth bisweilen sinken, seine Thätigkeit ruhte ebenso wenig, als sein Eifer für das Wohl der ihm anvertrauten Anstalten erkaltete. Er starb nach einer schmerzhaften Operation den 21. December 1829, mit stiller Resignation in den Willen des Ewigen. Hatten auch überhäufte Geschäfte ihm nicht gestattet, als Schriftsteller viel zu leisten, so spricht doch seine Ausgabe des Theokrit, Bion und Moschus **) für die Gründlichkeit seiner philologischen Studien ***). *(Heinrich Döring.)*

18) Außer Thiers', Montgaillard's und Anderer bereits angeführten Werke wurden noch hierzu benutzt das politische Journal von 1788 bis 1795 und von 1814 bis 1816. Minerva von Archenholz 1792 bis 1805. *Ségur*, Décade historique, éd. quatr. *Mallet du Pan*, Correspondance politique; dessen Betrachtungen in der teutschen Bearbeitung von G. Schaz. Brissot's Schilderung der jetzigen Anarchie Frankreichs (1794) und die teutsche Bearbeitung von Barruel's Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Jacobinismus.

*) A. H. Niemeyer. Zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken von J. A. Jacobs. Herausgegeben von J. G. Gruber (Halle 1831). **) *Theocriti*, *Bionis* et *Moschi*, quae supersunt, graece, cum scholiis graecis. Textum ad optimorum editionum et codicum Manuscriptorum fidem, quam diligentissime exprimi curavit, carminum argumenta indicavit, varias codicum manuscriptorum et editionum veterorum lectiones conjecturasque virorum doctorum subjunxit, indices locupletissimas adjecit. Tom. I. (Halae 1825). ***) Vergl. Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten. Herausge-

Jacobsau, s. Jakubjan.

JACOBSBERGEN, kathol. Pfarrdorf im königl. preuß. Kreise Hörter, des Reg.-Bezirks Minden, in der Provinz Westfalen, 22 St. 15. Min. von Minden entfernt. (*Rauschenbusch.*)

Jacobsdorf, s. Jacob (St.), und Jakubowjani.

JACOBSHAGEN, auch Jakobshagen, im Mittelalter Jacoppeshagen (n. B. 52° 21′ — ö. L. 33° 19′), kleine Stadt im Kreise Satzig und Regierungsbezirke Stettin der preußischen Provinz Pommern. Sie liegt am satziger See und einem Arme der Ihna, welcher die halbe, die gestohlene oder auch die getheilte Ihna genannt wird, und zählt 179 Häuser und 1200 Einwohner, welche sich vom Ackerbau und der Viehzucht ernähren. Die Erbauung dieser Stadt fällt in eine sehr frühe Periode des Mittelalters, doch kennt man den eigentlichen Zeitpunkt derselben nicht. Der Anwuchs des Ortes zu seiner jetzigen Größe ergibt sich aus Folgendem. Jacobshagen hatte

	Häuser:		Einwohner.
im Jahre 1740:	—	mit	586
„ „ 1782:	148	„	922
„ „ 1791:	161	„	856

Im Jahre 1523 stellte die Stadt 10 Mann zu Fuß zu der in diesem Jahre von den Herzogen Georg und Barnim I. abgehaltenen Musterung. (*Klähn.*)

JACOBSHAUN, eine dänische Colonie in dem nördlichen Inspectorat der Insel Grönland, ist im J. 1741 angelegt, liegt unter 68° 48′ n. Br. auf einer Halbinsel, hat eine Kirche, und treibt bedeutenden Handel mit Speck, Thran, Bälgen und Dunen. (*R.*)

Jacobskreuz, s. unt. Kreuz.

JACOBSLILIE ist die schöne merikanische Amaryllis formosissima *L.* (*Zenker.*)

JACOBSON[1]) (Israel), geb. den 17. Octbr. 1768[2]) zu Halberstadt, aus einer reichen und angesehenen jüdischen Familie stammend, genoß eine sorgfältige Erziehung, und bildete sich theils durch Hauslehrer, theils in der Schule seiner Vaterstadt. Früh entwickelten sich seine Naturanlagen bei seiner leichten Fassungskraft, regen Phantasie und seinem kühnen Unternehmungsgeiste. Körper und Geist schienen seinen Jahren voraus eilen zu wollen. 1786 hatte er sich mit einer Tochter des Hofagenten Herz Samson in Braunschweig verheirathet, den er zugleich in seinen vielverzweigten Geschäften unterstützte. Nach dem Tode seines Schwiegervaters ward Jacobson herzogl. braunschweigischer Hof- und Kammeragent. Seiner rastlosen Thätigkeit in seinen großartigen Planen und Entwürfen dankte er die Gunst des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Für die Dienste dieses Fürsten schien er ganz geeignet durch das Imposante und Einnehmende in seinem Wesen, durch seinen seltenen Scharfblick und seine Gewandtheit im praktischen Geschäftsgange. Durch mehre vom Glück begünstigte Unternehmungen legte er den Grund zu einem bedeutenden Vermögen, das er größtentheils zur Errichtung einer Erziehungsanstalt verwandte, die er 1801 zu Seesen, zwischen Braunschweig und Göttingen, ins Leben rief. Dies Institut, welchem Hunderte seiner Glaubensgenossen ihre Bildung verdankten, erhielt den Namen der Jacobsschule. Den von ihm erbauten, zu religiösen Uebungen bestimmten Jacobstempel weihete er selbst (den 20. Juli 1810) feierlich ein, mit einer Rede über die Worte des 127. Psalms: „Wenn der Herr nicht das Haus bauet" u. s. w.[3]). Durch diese gemeinnützigen Anstalten wirkte Jacobson in mehrfacher Hinsicht vortheilhaft ein auf die Bildung der israelitischen Jugend, indem er sie dem elenden Kleinhandel entriß und ihr ein Interesse einzuflößen suchte für Vaterland und Bürgerleben. Religion war die Basis seines Unterrichts, und die Verbesserung des Gottesdienstes lag ihm sehr am Herzen. Über diesen Beschäftigungen versäumte er indessen nicht den zweiten Theil seines Berufs. Wie emsig und mit welchem Erfolge er ihn betrieben haben muß, beweisen die Auszeichnungen, die ihm von mehren teutschen Fürsten zu Theil wurden. Der Großherzog von Baden ernannte ihn zum Hofagenten, der Großherzog von Hessen zum Commerzienrathe, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin zum Finanzrathe. Die Gnade und Gunst jener Fürsten nutzte er besonders für seine Glaubensgenossen, und seiner eindringlichen Verwendung gelang es, die Israeliten an mehren Orten von dem gehässigen Leibzoll und andern Beschränkungen zu befreien.

Eine neue Laufbahn hatte sich ihm im J. 1808 eröffnet. Um diese Zeit trat er, nachdem 1806 mit dem Tode des Herzogs von Braunschweig seine Agentur erloschen war, in die Dienste des westfälischen Hofes. Dort suchte er seinen Einfluß zu einer religiösen und sittlichen Reformation seines Volkes zu benutzen. Auf seinen Betrieb ward, unter dem Namen eines Consistoriums, ein oberster Gerichtshof in Cassel gegründet, vor welchem alle religiöse und sittliche Angelegenheiten der jüdischen Nation in Westfalen in letzter Instanz verhandelt werden sollten. Er selbst ward zum Präsidenten dieses Consistoriums ernannt. Seine Thätigkeit in dieser Periode seines Lebens war sehr groß. Unermüdet sorgte er für die Errichtung neuer Schulen, belohnte die dabei angestellten Lehrer oft mit seltener Freigebigkeit, und unterstützte mehre talentvolle Jünglinge in ihren Studien. Auch die Verbesserung des religiösen Cultus und die Abstellung mancher bisherigen Misbräuche blieb ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Unterstützt ward er in diesen Bemühungen durch den Consistorialrath Heinemann, den nachherigen

---

geben von H. A. Niemeyer (Halle 1830), 77. St. S. VI. fg. J. K. Bullmann's Denkwürdige Zeitperioden der Universität Halle (Halle 1833). S. 312 fg. Den halle'schen Curier. 1829. Nr. 103. Den neuen Nekrolog der Deutschen. VII. Jahrg. 2. Th. S. 844 fg. Meusel's Gel. Teutschl. 23. Bd. S. 7.

1) Oder Jacobsohn. So nannte er sich, bis im October 1808 die königl. westfälische Verordnung erschien, nach welcher die Israeliten unveränderte Zunamen annehmen mußten. 2) Nach andern, minder verbürgten Angaben 1769 und 1770.

3) S. diese Rede in der casselschen allgemeinen Zeitung. 1810. 89. St.

Vorsteher einer israelitischen Erziehungsanstalt in Berlin, der sich auch durch die Herausgabe der Zeitschrift Jedidjah bekannt gemacht hat. Zutritt, Trost und Hilfe in Bedrängnissen fand jeder bei ihm, und nicht blos seine Glaubensgenossen, sondern auch Christen von allen Confessionen. Während er sich auf mehrfache Weise des ihm anvertrauten Postens würdig machte, ward ihm gerechte Anerkennung seiner Bestrebungen und Verdienste. Bereits im Jahre 1807 hatte er den Grad eines Doctors der Philosophie erhalten. Späterhin verdankte er seinem Monarchen die Ertheilung des Ordens der westfälischen Krone.

Als ihm jedoch sein Aufenthalt in Cassel durch mancherlei Umstände verleidet ward, nahm er noch vor der Auflösung des Königreichs Westfalen und der Entthronung Hieronymus Napoleon's, im J. 1813 seine Dienstentlassung. In stiller Zurückgezogenheit lebte er seitdem auf seinem Schlosse Wöldingen im Hildesheimischen, wo er außerdem noch mehre Rittergüter besaß. Er entsagte indessen dem unthätigen Leben, als sich ihm eine Aussicht wies, zum Nutzen der Menschheit wirken zu können. Die neue Verfassung, welche die Juden in den preußischen Staaten erhalten sollten, lockte ihn nach Berlin, wo aber seine Vorschläge zu manchen zeitgemäßen Verbesserungen nicht überall Eingang fanden. Im Gefühle seines edeln und gemeinnützigen Strebens schmerzte es ihn, sich von Vielen verkannt und angefeindet zu sehen. Er ging daher, nach ländlicher Zurückgezogenheit sich sehnend, nach Mecklenburg, wo er sich auf dem von ihm erkauften Gute Tressow niederließ. Manchen Genuß fand er dort im häuslichen Kreise und in landwirthschaftlichen Beschäftigungen. Doch sorgte er auch, wie früher, für die Verbesserung der Schulen, und gründete auf seinem Gute Grambow ein Armenhaus, in welchem alte hilflose und gebrechliche Leute, gegen eine jährliche Beisteuer von 100 Thalern, ein ruhiges und sorgenfreies Asyl fanden. Unbemittelte Kranke erhielten dort unentgeltlich Hilfe und die nöthigen Arzeneien. Um so größere Trauer verbreitete die Nachricht seines Todes. Er starb plötzlich und unerwartet an einem heftigen Blutsturze zu Berlin im 60. Lebensjahre den 13. September 1828, nachdem bereits im Jahre 1818 ein Nervenschlag seinen Körper und seine Geistesthätigkeit sehr geschwächt hatte.

Als Literator hat sich Jacobson nur durch einige Reden und Gelegenheitsschriften bekannt gemacht, zu denen unter andern seine an den Kurfürsten von Baden gerichtete Bittschrift um Aufhebung des Juden-Leibzolls gehört. Man findet diese Rede in Häberlin's Staatsarchiv. 1804. Bd. XI. Heft 43. S. 340 u. f. Eine andere Rede, in welcher Jacobson dem Könige von Westfalen für das den Israeliten ertheilte Bürgerrecht dankt, steht in dem westfälischen Moniteur. 1808. St. 22. Erwähnt mag noch werden, daß Jacobson nicht blos eine sehr gründliche Kenntniß der hebräischen Sprache, sondern auch der Mosaischen Gesetzgebung und überhaupt der jüdischen Theologie besaß.

Sein Bildniß hat Schröder in Folio gestochen; ein anderes, in Octav, befindet sich vor der von D. Fränkel herausgegebenen Zeitschrift Sulamith, vor dem ersten Bande des zweiten Jahrgangs vom J. 1808 [4]). *(Heinrich Döring.)*

JACOBSON oder **JACOBZE** (Jurian, d. i. Georg) geb. zu Hamburg gegen 1630, gest. 1685, oder nach Füßli's Angabe schon 1664 zu Leeuwarden in Friesland, wo er in Diensten des dasigen Statthalters sich befand, war ein sehr tüchtiger Thiermaler und Schüler des berühmten Franz Snyders, bei dem er sich längere Zeit in Antwerpen aufhielt. Später lebte er auch in Amsterdam und wählte dann Leeuwarden zu seinem Aufenthalte. Früher soll er bedeutende Reisen, besonders in die Schweiz, unternommen haben. Er arbeitete lange Zeit mit dem glücklichsten Erfolge, und malte jagdbare Thiere in großen Compositionen, wobei der auf ihn übergegangene Geist seines großen Lehrers sich verrieth. Doch widmete er sich auch historischen Darstellungen, worin er aber weniger Erhabenheit erreichte. Die königl. Gemäldegalerie zu Dresden besitzt von ihm ein großes treffliches Gemälde von 8 Fuß Länge und 6 Fuß Breite, welches einen Eber, der von Hunden angefallen wird, darstellt; Lebendigkeit, großes Studium der Natur und hoher Geist mit einer tüchtigen freien und ungebundenen Behandlung des Pinsels spricht sich darin aus. In Behandlung der Thierhäute hatte Jacobson eine eigene Manier; um nämlich das Haar oder Rauche der Felle auszudrücken, kratzte er auf die dick aufgetragene halbtrockene Farbe mittels des Pinselstiels in freier Bewegung die darzustellenden Haare ein. Dadurch kam eine Erhabenheit (eine Art Relief) zum Vorscheine, wodurch der nicht genau untersuchende Beschauer getäuscht wird, sodaß er glaubt, die Ausführung sei mit dem Pinsel in lichtern oder dunkeln Tönen vollendet*). Jacobson's Gemälde gehören übrigens zu den Seltenheiten in einer Galerie, da er sehr jung starb, weßhalb wohl Füßli's Angabe über sein Todesjahr die richtigere sein möchte, und im Verhältniß wenig von ihm aufzufinden ist. *(Frenzel.)*

JACOBSORDEN. Der Orden des heiligen Jacob oder vom Schwert — **Orden de Santjago de la espada** — blüht in Portugal und in Spanien, hier geistlich, dort weltlich. Ursprung und frühere Geschichte beider sind dieselben. In Hinsicht des Ursprungs hat er Ähnlichkeit mit den ältesten in Palästina entstandenen Ritterorden. Wie es Zweck der letztern war, Pilgrime, welche zum heiligen Grabe wallfahrteten, gegen die Sarazenen zu schützen, und wenn sie erkrankten, zu verpflegen, so beabsichtigte dieser, dieselben Pflichten gegen diejenigen zu üben, welche das Grab des heiligen Jacob

---

4) Vergl. D. G. Salomon's Predigt zur Gedächtnißfeier des verstorbenen geh. Finanzraths J. Jacobson (Berlin 1828). Nationalzeitung der Teutschen. 1827. Nr. 86. Den neuen Nekrolog der Teutschen. VI. Jahrg 2. Th. S. 695 fg. Meusel's Gel. Teutschl. 14. Bd. S. 219., 18. Bd. S. 248., 23. Bd. S. 9.

*) Der große Architektur- und Perspectivmaler Bernard Bellotto, genannt: Canuletto, welcher die schöne, in einer eigenen Galerie zu Dresden aufbewahrten Ansichten von Dresden und andern sächs. Orten malte, hatte dieselbe Manier, indem er auf die halb trocken angelegten Töne der Simse an den Gebäuden oder auch im Weißen die Linien einriß, sodaß sich eine förmliche Erhabenheit der Gegenstände zeigte.

von Compostell besuchten, da solche den Anfällen der Mauren ausgesetzt waren. Es verbrüderten sich nämlich im J. 1170 13 edle Ritter durch feierliches Gelübde, den Verfolgungen und Greuelthaten der Mauren ein Ende zu machen. Mit ihnen vereinigten sich hierzu Chorherren von St. Eligius, welche schon früher ein Kloster im Königreiche Galicien besaßen und auf dem Wege nach Compostella Hospitäler angelegt hatten, Pilgrime darin zu beherbergen. Gemeinschaftlich verdrängten sie die Mauren überall, nahmen viele ihrer Ortschaften weg, welche König Ferdinand II. von Leon ihnen als gute Beute schenkte, und erhielten auch im J. 1174 vom König Alfons von Castilien das Schloß Urles, bei welchem sie ein Kloster baueten, das der Hauptsitz des Ordens wurde. Die guten Fortschritte des Ordens in seinen Eroberungen, das Ansehen und der Reichthum, die er sich erwarb, und die kräftige Unterstützung der Könige, bewirkten im Jahre 1175 die Bestätigung desselben vom Papst Alexander III. Die Chorherren von Eligius wurden Kapläne des Ordens, und den Rittern, welche die Regeln des heiligen Augustin annahmen, wurde die Erlaubniß, sich zu verheirathen, ertheilt. Ihre Kleidung war ein weißer Rock, mit einem rothen Schwerte auf der Brust, welches Zeichen ihnen auch den Namen der Schwertritter gab. Gemeinschaftlich mit den Tempelherren und den Rittern von Calatrava führten sie immerfort Krieg gegen die Mauren, den Feind aller, und durch die Eroberungen, welche sie hierbei machten, vermehrte sich der Reichthum Aller. Ihre frühe Geschichte ist daher durchaus kriegerisch, und unzertrennbar von der ältern portugiesischen und spanischen Geschichte.

Anfänglich hatte der Orden einen selbst gewählten Großmeister, dem ein Collegium, unter dem Namen der Dreizehner, beigegeben war. Späterhin trennten sich die Ritter in Portugal von dem Großmeister in Castilien, und wählten einen eigenen Großmeister. Darüber entstanden Mishelligkeiten, besonders wegen des Ranges der beiden Großmeister, welche in Thätlichkeiten übergingen. Die Folge war, daß die Könige in Portugal und Spanien im ersten Viertel des 16. Jahrh. die Großmeisterwürden selbst übernahmen, und dadurch den Orden in zwei Linien, wenn man so sagen darf, theilten, die noch jetzt blühen. Die Päpste bestätigten diese Trennung mit der Bestimmung, daß die Könige in geistlichen Angelegenheiten des Ordens nicht selbst handeln dürften, sondern deren Besorgung Ordensgliedern übertragen müßten. Dies veranlaßte Kaiser Karl V, als König von Spanien, zur Besorgung solcher Geschäfte einen eigenen Ordensrath zu bestellen, und diesem auch die Angelegenheiten seiner beiden andern geistlichen Orden, von Alcantara und Calatrava, zu übertragen, welche Einrichtung ebenfalls die Bestätigung der Päpste erhielt.

Außer den Gelübden des Gehorsams, der ehelichen Keuschheit, und der Verpflichtung, die unbefleckte Empfängniß der Mutter Gottes zu vertheidigen, haben die Ritter auch das der Armuth abzulegen, obgleich der Orden, in Portugal wie in Spanien, einer der reichsten ist. In beiden Ländern ist zur Aufnahme die Adelsprobe von 16 Ahnen väterlicher und mütterlicher Seits nöthig. In Spanien wird, selbst bei den Chorherren oder Kaplänen, genau untersucht, ob die Vorfahren etwa Juden, Sarazenen oder Ketzer waren. Die Novizen müssen da auch sechs Monate auf den Galeeren gedient, sich einen Monat in einem der Ordensklöster aufgehalten haben, um mit den Ordensregeln bekannt zu sein, wovon sie indessen, gegen Erlegung einer Summe, dispensirt werden.

In Spanien ist der Jacobsorden noch immer ein geistlicher. In Portugal war er dies bis 1789, wo ihn die Königin Marie in einen Civilverdienst-Orden umwandelte und in drei Classen abtheilte, deren Benennung Großkreuze, Commandeurs und Ritter ist. Von der ersten sind 6, von der zweiten 150. Die Zahl der letztern ist unbestimmt. Auch nach dieser Umwandlung hat der Orden hier die Güter behalten, welche ihm gehörten. Das Ordenszeichen ist noch das alte: ein rothemaillirtes Christuskreuz, dessen obere und Seitenspitzen sich blumenartig enden, dessen untere aber gerade ausläuft, daher es auch einem niedergehaltenen Schwerte gleicht. Die beiden ersten Classen unterscheiden sich durch ein darüber befindliches rothemaillirtes Herz, welches die Königin Marie, als das geheiligte Herz Christi, unter dessen Obhut sie alle portugiesische Orden stellte, hinzufügte. Die Großkreuze tragen das Zeichen an einem violetten Bande von der Rechten zur Linken, die Commandeurs um den Hals, die Ritter im Knopfloche. Die erstern beiden Classen haben einen silbernen Stern auf der linken Brust mit dem Ordenskreuze in der Mitte, und darüber, in den Strahlen des Sternes, das Herz Christi.

Einen zweiten Orden des heil. Jacob gab es einst in Holland. Er wurde (nach Miräus) von Florenz V, Grafen von Holland, Irland und Friesland in Haag, im Jahre 1290 gestiftet. Das Ordenszeichen war eine goldene Kette mit sechs Muscheln besetzt, woran als Medaillon das Bild des heiligen Jacob hing. Jeder Ritter mußte einen Eid in die Hände des Bischofs von Utrecht auf das Evangelium schwören. Nach Ablegung dieses Eides gab er dem Herolde seinen Schild mit dem darauf abgebildeten Wappen seines Hauses, der im Palast aufgehangen ward. Vom Aufhören dieses Ordens ist bestimmte Nachricht nicht vorhanden. (*F. Gottschalck.*)

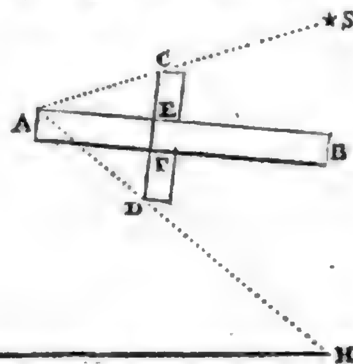
JACOBSSON (Johann Karl Gottfried), geboren 1726 zu Elbing in Preußen, studirte in Jena und Leipzig die Rechte. Ein unglücklicher Zweikampf nöthigte ihn, aus Dresden, wo er 1747 bei der dortigen Regierung angestellt worden war, zu fliehen. Die Noth trieb ihn zum Militairstande. Er nahm Dienste unter der sächsischen Fußgarde, ward jedoch bald nachher von dem König August unter die reitenden Trabanten versetzt, und stieg bis zum Grade eines Wachtmeisters. Der siebenjährige Krieg lockte ihn, sein Glück in preußischen Diensten zu versuchen. Als Unterofficier machte er jenen Feldzug mit; da sich ihm jedoch wenig Aussichten zu weiterer Beförderung zeigten, beschloß er wieder zurückzukehren zu den Wissenschaften; einstweilen jedoch, um sich die Mittel zu seiner Subsistenz zu sichern, bei dem Militair zu bleiben. Um mehr Zeit und Ruhe zu

seinen Studien zu gewinnen, gab er den beschwerlichen Unterofficierdienst auf, und trat als Musketier in das Ramini'sche Infanterieregiment zu Berlin, wo er fast alle Zeit auf seinen Posten mit Bücherlesen zubrachte. Ein besonderes Interesse fühlte er für das technologische Fach. Er besuchte daher, während seines zehnjährigen Aufenthalts in Berlin, fleißig die Fabriken und Manufacturen. Nach dem Feldzuge im J. 1778, welchem er noch beiwohnte, erhielt er endlich den erwünschten Abschied. Er lebte einige Zeit ohne Anstellung, bis er 1784 von Friedrich II. zum Inspector der Fabriken im Königreiche Preußen ernannt ward. Sein Tod, den 14. September 1789, unterbrach die Vollendung seines schätzbaren technologischen Wörterbuchs, durch welches er seinen literarischen Ruhm begründet hatte [1]. Auch ein technologisches Compendium von Jacobsson blieb unvollendet [2]. Seine technologischen Kenntnisse hatte er bereits früher gezeigt in dem von ihm herausgegebenen Schauplatze der Zeugmanufacturen in Teutschland [3]. Antheil hatte er an Sprengel's Sammlung der Handwerke und Künste, und an Nicolai's Beschreibung von Berlin und Potsdam. In dem zuletztgenannten Werke ist er größtentheils Verfasser der darin mitgetheilten Nachrichten vom Handel, von den Manufacturen und vom Militair [4]. (*Heinrich Döring.*)

JACOBSSTAB, *ein gewöhnlicher Name für den gelben Affodill*, **Asphodelus luteus** *L.* (*Zenker.*)

JACOBSSTAB. Eine unter dem Volke übliche Benennung der drei Sterne zweiter Größe δ, ε, ζ, im Sternbilde des Orion, die man sonst auch den Gürtel des Orion nennt. Bei den Astronomen kommt dieser Name fast gar nicht vor. (*Stern.*)

JACOBSSTAB (holländischer Gradbogen, **balista, crux geometrica**, bei den Franzosen **arbalète, arbalestrille, croix géometrique, rayon astronomique, radiomètre**, auch in älterer Zeit **bâton de Jacob**, bei den Engländern **Jacobsstaff, cross-staff, fore-staff**). Ein Instrument, dessen sich besonders die Seefahrer früher zu Winkelmessungen bedienten, das aber, weil es keine genaue Resultate geben kann, von den bessern Instrumenten fast gänzlich verdrängt worden ist. Aus diesem Grunde wird es nicht nöthig sein, hier alle Einzelnheiten und verschiedene Abänderungen desselben ausführlich zu erläutern, und es wird folgende allgemeine Beschreibung genügen. Man denke sich einen vierkantigen prismatischen Stab AB (s. folg. Fig.), auf welchem ein anderer Stab



CD, der Laufer (bei den Franzosen **coureur** oder **marteau**, bei den Engländern **vane** oder **cross** genannt) senkrecht steht. Der Laufer hat in der Mitte ein viereckiges Loch, in welches der Stab AB genau hineinpaßt, sodaß er sich jedoch, ohne Gewalt, vorwärts und rückwärts schieben läßt. Die Länge CE des obern Theils des Laufers muß der Länge FD des untern Theils gleich sein. Auf dem Stabe AB sind von A nach B hin, die Längen der Cotangenten aller Winkel, von halben zu halben Graden, für den Halbmesser CE = FD aufgetragen und die Größe der entsprechenden Winkel an den Theilpunkten beigeschrieben. Diese Vorrichtung ist der Jacobsstab in seiner einfachsten Gestalt. Man braucht ihn auf folgende Weise zum Winkelmessen. Will man z. B. die Höhe eines Sternes S finden, so bringt man das Ende A des Stabes an das Auge und rückt den Laufer CD so lange, bis die Verlängerung der Linie AC den Stern in S, und die Verlängerung der Linie AD den Horizont in H trifft. Man liest alsdann die Zahl ab, die an dem Punkte E des Stabes AB steht, bis zu welchem CD fortgerückt worden ist; das Doppelte ist die Höhe des Sterns, oder der Werth des Winkels SAH. Es ist nämlich (wenn man von der Dicke des Stabes abstrahirt)

$$CAE = \tfrac{1}{2}\ CAD = \tfrac{1}{2}\ SAH$$

und

$$\frac{AE}{CE} = \frac{\cot CAE}{r} = \frac{\cot \tfrac{1}{2}\ SAH}{r}$$

oder

$$AE = \cot \tfrac{1}{2}\ SAH$$

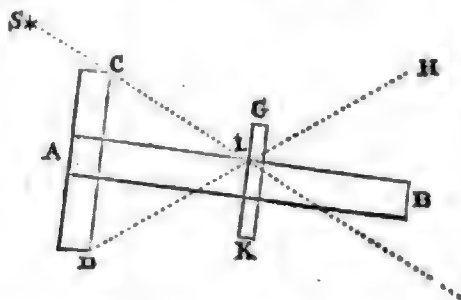
Eben dieser erforderlichen Verdoppelung wegen muß man, wenn man auch nur die ganzen Grade der Winkel finden will, dennoch die Cotangenten von halben zu halben Graden auftragen. In der Regel setzt man aber den Längen der Cotangenten nicht den Werth der entsprechenden Winkel, sondern sogleich das Doppelte bei, sodaß diese Zahlen alsdann den Werth des gesuchten Winkels

1) Der vollständige Titel dieses Werks, das von G. E. Rosenthal zu Berlin 1793—1795 in vier Quartbänden fortgesetzt ward, lautet: Technologisches Wörterbuch, oder alphabetische Erklärung aller nützlichen mechanischen Künste, Manufacturen, Fabriken und Handwerke, wie auch aller dabei vorkommenden Arbeiten, Instrumente, Werkzeuge und Kunstwörter, nach ihrer Beschaffenheit und wahrem Gebrauche, herausgegeben von O. L. Hartwig, Prediger zu Buchholz unweit Treuenbrietzen. Mit einer Vorrede von J. Beckmann, Professor der Ökonomie auf der Universität Göttingen (Berlin 1781—1784). 4 Theile. gr. 4. 2) Es erschien nur des ersten Bandes erstes und zweites Stück (Elbing 1787—1788). 3) Der vollständige Titel lautet: Schauplatz der Zeugmanufacturen in Teutschland, d. i. Beschreibung aller Leinen-, Baumwollen-, Wollen- und Seidenwirkerarbeiten, vornehmlich, wie sie in den königl. preuß. Landen verfertigt werden (Berlin 1773—1776). 4 Bde. 4) s. Goldbeck's Literarische Nachrichten von Preußen, 1. Thl. S. 147—151. Vorrede zum fünften Theile seines technologischen Wörterbuchs. Höck's Nachrichten von Cameralisten, S. 21 fg. Salzmann's Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutschen des achtzehnten Jahrhunderts (Schnepfenthal 1802). S. 687 fg. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 209 fg.

unmittelbar angeben. Mit dieser einfachsten Einrichtung ist aber die Schwierigkeit verknüpft, daß entweder der Stab AB eine sehr beträchtliche Länge haben muß, oder die Länge der Cotangenten sehr großer Winkel nur sehr klein ausfällt und daher die Theilung des Stabes sehr schwierig wird. Wäre z. B. der Laufer einen Fuß lang, so würde die Länge der Cotangente eines Winkels von 7° schon über 8 Fuß betragen, wollte man aber dem Laufer nur eine Länge von 4 Zollen geben, so würde z. B. die Länge der Cotangente eines Winkels von 84° ungefähr $\frac{4}{10}$ eines Zolles betragen. Man hat daher in der Regel vier Laufer angebracht, von welchen immer einer länger als der andere ist, und für jeden Laufer als Halbmesser eine besondere Seite des vierkantigen Stabes AB auf die angegebene Weise eingetheilt, sodaß z. B. der größte Laufer der Seite entspricht, auf welcher die Cotangenten der Winkel bis zu 10°, der nächste der Seite, auf welcher sie von 10° bis 30° u. s. w. aufgetragen sind.

Wie man mit diesem Instrumente den Winkelabstand zweier Sterne findet, ergibt sich aus dem Vorhergehenden von selbst.

Bei der eben beschriebenen Einrichtung hat man den beobachteten Gegenstand vor sich, weswegen auch die Engländer dieses Instrument the fore-staff nennen, im Gegensatze zu dem back-staff oder Davisischen Quadranten (s. d. Art. Quadrant). Dies ist aber, wenn Sonnenhöhen genommen werden sollen, sehr unbequem, und außerdem leidet die Genauigkeit dadurch, daß man zu gleicher Zeit nach zwei Gegenständen, der Sonne und dem Horizonte, visiren muß. Man hat ihm daher zu diesem Zwecke eine andere Einrichtung gegeben, die, wie es scheint, zuerst in Frankreich eingeführt worden ist. Man schiebt den Laufer CD (s. folg. Fig.) bis an das Ende



A des Stabes AB, wo die Eintheilung anfängt, sodaß die Fläche CD mit der quadratischen Grundfläche des Stabes in einer Ebene liegt, am untern Ende D des Laufers ist ein Visier angebracht, und es wird noch ein kleinerer Laufer GK auf den Stab AB geschoben, an welchem ebenfalls ein Visier angebracht ist. Um nun die Höhe der Sonne, die in S stehen mag, zu finden, kehrt man ihr den Rücken zu, bringt das Visier D vor das Auge und verschiebt den kleinen Laufer so lange, bis der Schatten des Laufers CD sich in dem Punkte L des Stabes AB endigt, wo der kleine Laufer steht, während man zugleich durch die Visiere bei D und L den Punkt H des Horizontes erblickt. Die Zahl, welche man bei L aufgetragen findet, gibt alsdann den gesuchten Winkel an. Es ist nämlich SLD = 180° — SLH oder der Höhe der Sonne gleich und AL = cot ½ SLD.

Der Jacobsstab ist zuerst von Johannes Werner (geboren zu Nürnberg im Jahre 1468) im Jahre 1514 beschrieben worden [1]); er empfiehlt dieses Instrument den Seefahrern, um die Meereslänge vermittels des Abstandes des Mondes von den Sternen zu finden. Gemma Frisius ist der erste, der von mehren Laufern spricht (princip. astron. cosmogr. 1530). In ältern Zeiten stand dieses Instrument in großem Ansehen, sodaß es nach Ozanam (Dictionnaire p. 256) sogar wegen seines Nutzens la verge d'or genannt wurde. (*Stern.*)

JACOBSTAD, eine See- und Stapelstadt in der finnischen Provinz Österbotten, Län Wasa, unter 63° 41' 6'' Polhöhe, ¼ M. vom Ufer des bothnischen Meerbusens, mit gutem Hafen und im J. 1815, 1103 Einwohnern in 239 Haushaltungen; im J. 1820, 1241 Einwohner. Sie ward 1653 von der verwitweten Gräfin de la Gardie, geborenen Ebba Brahe, angelegt, und nach ihrem verstorbenen Ehegatten, Grafen Jacob de la Gardie, benannt, dem 1650 die Königin Christina das Kirchspiel Pedersöre verliehen hatte, mit dem Rechte, eine Stadt dort anzulegen. Sie treibt Handel mit Theer und Holzwaaren. Unweit der Stadt ist ein Gesundbrunnen. In kirchlicher Hinsicht gehört Jacobstad zur Mutterkirche des Pastorats Pedersöre (finnisch Pietarsaari). Nach der Stadt hat eine Propstei den Namen.

Bis 1760 war ein Geistlicher (Adjunct) zugleich Schullehrer; dann ward diese Adjunctenstelle aufgehoben, und der Lehrer stand nur der Schule vor, und ward seit 1811 sein geringes Einkommen erhöhet; die Stadt bauete und erhält das Schulhaus. Diese Schule, Pädagogium genannt, ward 1818 durch die Stiftung des nachherigen Commerzienraths Adolf Lindskag und dessen Ehegattin Anna Kath. Malm von 3333⅓ Thlr. schwed. Banco mit einer neuen Classe und einem Lehrer erweitert; der Kaiser bestätigte diese Stiftung am 18. Januar 1820 nicht nur, sondern bestimmte auch noch 15 Tonnen Korn jährlich als Zulage für den neuen Lehrer; auch Kinder der Umgegend, wie der Städte Alt- und Neu-Carlebis dürfen dieser Classe, in welcher ein umfassenderer Unterricht, als in den übrigen finnischen Pädagogien, ertheilt wird, besuchen; doch haben, bei entstehender Überfüllung, die Kinder aus Jacobstad den Vorzug. Unterrichtsgegenstände der neuen Classen sind: Christenthum, Geschichte, Geographie, Briefschreiben und Rechnen, und für diejenigen, welche es begehren: Teutsch, Französisch und Englisch; die ersten Grundbegriffe der Mathematik und lateinische Grammatik, um dadurch den Übergang zur Trivialschule zu vermitteln. Das Domcapitel in Åbo hat eine Schulordnung ausgefertigt. Der neue Lehrer heißt **Paedagogiae Rector**, hat mithin die Leitung der gan-

1) Diese Beschreibung findet sich in der dritten Anmerkung zu dessen Ausgabe des ersten Buches der Geographie des Ptolemäus; diese Anmerkungen schließen mit den Worten: a *Johanne Vernero* — — — explicit. Anno 1514. Vgl. Kästner's Geschichte der Mathematik, 2. Bd. S. 501.

zen Schule. Nur die Kinder wohlhabender Ältern zahlen Schulgeld. Am 11. Dec. 1821 schenkte Lindskag noch 700 Rubel Bank-Anweisungen, damit aus den Zinsen für Unterricht im kirchlichen Gesange gesorgt werde; andere Freunde in Liverpool gaben noch 500 Thlr. schwed. Banco zur Vermehrung des Fonds, aus welchem der Rector besoldet wird. (*v. Schubert.*)

JACOBSTADT, Stadt in der Oberhauptmannschaft Seelburg des russischen Gouvernements Kurland. Sie liegt an der Düna unter 56° 20′ n. Br. und 43° 25′ L. Hat eine unirte, eine griechische, 1 katholische und eine Lutherische Kirche, Jahrmärkte, Branntweinbrennereien und gegen 1500 Einw. Hier ist der Hauptsitz der herumziehenden Bärenführer. (*R.*)

Jacobstadt, Marktflecken in Slavonien, s. Deakovar.

JABOBSSTRASSE. Eine unter dem Volke übliche Benennung der Milchstraße, deren sich die Astronomen fast niemals bedienen. (*Stern.*)

JACOBSWALDE, poln. Kotlarnia, abliges Dorf und Poststation im preuß. Schlesien, Reg. Oppeln, Kr. Kosel, vom Kreisorte S.O. 2 M., an der Birawka, 83 H., 892 E., 1 ev. K. und Schule, 1 kathol. Schule, Kupferhammer, Frischfeuer, hoher Ofen; man formt Branntweintöpfe. Eine Löffelfabrik, welche gegen 40,000 Dutzend liefert; 1 Zainhammer und ¼ M. S.O. vom Dorfe ein Messinghammer, mit 1 Brennofen, 3 Lattunhütten, 6 Schwarz- und 4 Scheiben-Drahtzüge; man fertigt Tafel-, Messingblech und Draht. (*Knie.*)

JACOBUS. Von früh an ist es in der Kirche zweifelhaft erschienen, wie viele Männer dieses Namens im neuen Testament genannt werden, und in welchem Verhältnisse sie zu einander und zur Sache des Evangeliums stehen. Auch in neuester Zeit ist diese Frage mehrfach erörtert, doch keineswegs einstimmig entschieden worden. Zuerst begegnen wir einem Jacobus (*ὁ τοῦ ζεβεδαίου*), Sohn des Zebedäus, den Jesus nebst seinem Bruder Johannes unter die Zahl der zwölf Apostel aufnimmt (Matth. 4, 21. Mrc. 1, 19). Beide erscheinen später unter derselben Bezeichnung, als Brüder und Söhne des Zebedäus, in der Gesellschaft Jesu (Mrc. 1, 29. Luc. 5, 10), und werden in gleicher Weise auch in dem Apostelverzeichnisse Matth. 10, 2. Mrc. 3, 17. coll. Luc. 6, 14. A.-G. 1, 13 aufgeführt, bei welcher Gelegenheit Marcus zugleich berichtet, daß diesen beiden Brüdern von Jesus der Beiname *βοανεργές*, Donnersöhne, gegeben worden. Im N. T. findet sich keine weitere Andeutung über Sinn und Bedeutung dieses Namens, da die Beziehung auf Luc. 9, 54 insofern unpassend erscheint, als die Erwähnung dieses Beinamens bei Marcus nicht sowol einen tadelnden, als vielmehr ehrenvollen Sinn zu haben scheint. Da sich derselbe demnach nur aus Vermuthung deuten läßt, so möchte die Erklärung der altkirchlichen Ausleger noch immer den Vorzug verdienen, welche diese Benennung auf die Kraft und den Eifer beider Brüder in Rede und That deuten. So namentlich Theophylakt: *υἱοὺς δὲ βροντῆς ὀνομάζει — — ὡς μεγαλοκήρυκας καὶ θεολογικωτάτους.* Vergl. Gurlitt, über die Bedeutung des Beinamens *βοανεργές*, in Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit. B. 2. St. 4. S. 715 ff. Dieser Jacobus gehörte nebst seinem Bruder Johannes und Petrus zu den vertrautern Jüngern Jesu, die häufig allein Begleiter und Zeugen Christi waren (Matth. 17, 1. Mrc. 5, 37. 9, 2. 13, 3. 14, 33. Luc. 8, 51. 9, 28). Nach A.-G. 12, 1. 2 wurde Jacobus, der Bruder Johannis, unter Herodes (Agrippa) durchs Schwert hingerichtet. Bei diesem frühen Tode des Apostels Jacobus, Sohnes des Zebedäus, konnte seine Wirksamkeit in der christlichen Gemeinde nicht sehr bedeutend gewesen sein, weßhalb auch die kirchliche Sage nichts Besonderes von ihm zu berichten weiß. Er wird jedoch erwähnt in den Act. Thom. §. 1.

2) Außer Jacobus, dem Sohne des Zebedäus, wird ebenfalls unter den ersten Jüngern und zwölf Aposteln Christi ein zweiter Jacobus (*ὁ τοῦ ἀλφαίου*, oder nachlässiger *ἰάκωβος ἀλφαίου*), Sohn des Alphäus, genannt (Matth. 10, 3. Mrc. 3, 18. Luc. 6, 15. A.-G. 1, 13). Bei Lucas (a. a. O.) wird auch der Apostel Judas in einem Verhältnisse der Angehörigkeit zu einem Jacobus dargestellt (*ἰούδας ἰακώβου*). Bei der nachlässigen Bezeichnung ohne Artikel läßt sich nur annehmen, daß einer der unmittelbar vorhergehenden Jacobus, und zwar der letztvorhergenannte, darunter zu verstehen sei, wenn dem Evangelisten Lucas nicht unverzeihliche Ungenauigkeit des Ausdrucks beigemessen werden soll, wofür sich kein ähnliches Beispiel finden dürfte. Es fragt sich daher, in welchem Verhältnisse der Apostel Judas zu Jacobus, dem Sohne des Alphäus, gestanden habe. Die gewöhnlichste Ergänzung eines solchen Genitivs ist freilich *υἱός*. Allein sollte dasselbe hier ergänzt werden, so dürfte ebenfalls schwerlich der Artikel fehlen; überdies aber würde ein kaum denkbares Misverhältniß des Alters zwischen dem Apostel Jacobus und Jesus entstehen, wenn schon dessen Sohn mit dem Vater zugleich unter den Jüngern Jesu gewesen sein sollte. Es muß daher in diesem Falle durch den Genitiv ein anderes Verhältniß ausgedrückt sein, und zwar am wahrscheinlichsten das des Bruders, um so mehr, da noch andere Brüderpaare unter den Aposteln genannt werden, die namentlich bei Matthäus paarweise geordnet zu sein scheinen. Bei Matthäus und Marcus wird nun zwar an der Stelle des Judas bei Lucas ein Lebbäus oder Thaddäus genannt, was indessen nur zwei Eigenschaftsnamen des Judas zu sein scheinen: לִבִּי von לֵב, Herz = der Beherzte, und תַּדִּי von תַּד, Brust, etwa der Muthige, würde ungefähr denselben Sinn ausdrücken. Wenn nun dieser Lebbäus oder Thaddäus bei Matthäus mit Jacobus, dem Sohne des Alphäus, eng verbunden erscheint, wie in den vorhergehenden Gliedern die Brüderpaare verbunden vorkommen, und Lucas ein näheres Verhältniß des Judas zu demselben Jacobus andeutet, so wird die Annahme nicht zu gewagt erscheinen, daß dieser Apostel Jacobus einen Bruder Judas ebenfalls unter den Aposteln hatte. Ob aber der bei Lucas zwischen beiden Brüdern, und bei den übrigen Evangelisten unmittelbar nach demselben genannte Simon ebenfalls als ein Bruder des Jacobus und des Judas angesehen wer-

den dürfe, läßt sich nicht so bestimmt ermitteln, als es von mehren Auslegern angenommen wird.

Unter der Bezeichnung „Sohn des Alphäus" kommt in den Berichten der Evangelisten dieser Jacobus nicht weiter vor; wol aber wird ein **Jacobus** erwähnt, dessen Mutter Maria hieß, und es muß also erörtert werden, in welchem Verhältnisse dieser Jacobus zu ersterm stehe. Matthäus, Marcus und Johannes nennen einige Frauen, die sich in der Nähe des Kreuzes Christi versammelten (Matth. 27, 56. Mrc. 15, 40. Joh. 19, 25. coll. Luc. 24, 10). Nach Matthäus waren es: Maria, die Magdalenerin, — Maria, die Mutter des Jacobus und Joses, — und die Mutter der Söhne des Zebedäus. Marcus dagegen nennt sie: Maria, die Magdalenerin, — Maria, die Mutter Jacobus des Jüngern (*τοῦ μικροῦ*) und des Joses — und Salome. Da wir bei der offenbaren Verwandtschaft beider Angaben annehmen dürfen, daß beide Evangelisten dieselben Frauen namhaft machen wollen, so ersehen wir aus Vergleichung beider Stellen, daß die Mutter der Söhne des Zebedäus Salome hieß, und daß der hier genannte Jacobus bei Marcus, offenbar zum Unterschiede von einem andern Jacobus, der kleine oder wol besser der Jüngere genannt wird. Abweichender lautet die Angabe bei Johannes, indem statt der genannten Frauen die Mutter Jesu, — und die Schwester seiner Mutter, Maria des Klopas Frau (*ἡ τοῦ κλωπᾶ*), — und Maria, die Magdalenerin, genannt werden. Maria, die Magdalenerin, wird also von allen drei Evangelisten genannt, während die Mutter Jesu nur von Johannes erwähnt wird, es müßte denn die Mutter des Jacobus, nach Marcus, Jacobus des Jüngern, und Joses dafür gehalten werden. Gegen letztere Annahme ist aber mit Recht bemerkt worden, daß namentlich bei Marcus nur solche Frauen namhaft gemacht werden, die Jesum auf seinen Reisen mit ihrem Vermögen unterstützt hatten, was nicht wohl von der Mutter Jesu ausdrücklich bemerkt werden konnte, und daß es ferner eine ganz unangemessene und durchaus unwahrscheinliche Annahme sei, Matthäus und Marcus hätten hier die Mutter Jesu nicht, wie gewöhnlich, als seine Mutter, sondern nach andern Söhnen bezeichnet, obgleich freilich Fritzsche zu Matth. 27, 56 behauptet: „**maluit eam scriptor Jacobi et Joses, superstitum filiorum, quam Jesu, qui quum maxime exspiraverat, matrem vocare.**" Johannes nannte vielmehr die Mutter Jesu unter diesen Frauen, weil er berichten wollte, daß Jesus sie ihm, dem vertrauten Jünger, zum Schutze empfohlen habe, was von den andern Evangelisten nicht berichtet wird. Dagegen läßt sich nicht ohne Grund annehmen, daß die Maria, welche Johannes als Frau des Klopas bezeichnet, dieselbe Maria sei, welche nach Matthäus und Marcus, Mutter Jacobus des Jüngern und des Joses ist, und daß ferner dieser Jacobus der Jüngere derselbe sei, der in den Apostelverzeichnissen als Sohn des Alphäus bezeichnet wird. Alphäus nämlich ist nach Obigem der Vater eines Apostels Jacobus. Ein Jacobus, der nach der Art, wie er namentlich bei Marcus (Marc. 15, 40. coll. Matth. 27, 56) bezeichnet wird, Einer von zwei gleich bekannten Männern des Namens sein muß, wobei sich fast nur an die beiden Apostel Jacobus denken läßt, war der Sohn einer Maria. Diese Maria wird in der Parallelstelle bei Johannes (Joh. 19, 25) Frau des Klopas genannt; Klopas und Alphäus sind aber nur verschiedene Formen des Aramäischen חלפי, indem das ח bald gar nicht ausgesprochen, z. B. חגי = *Ἀγγαῖος*, Hagg. 1, 1, bald sehr scharf gesprochen wird, z. B. תחש = *Ταβέκ*, 1 Mos. 22, 24. פסח = *Φασέκ*, 2 Chron. 30, 1. Die wechselnde Aussprache des פ als *π* und *φ* ist hinlänglich bekannt. In dieser Annahme stimmen auch die meisten Ausleger überein, oder gestehen doch die Möglichkeit der Identität dieser Personen zu. Sobald aber Wahrscheinlichkeitsgründe für eine Annahme so nahe liegen, wie hier, und keine Gründe für das Gegentheil angeführt werden können, so möchte dieselbe wol mehr, als bloße Wahrscheinlichkeit haben. Da nun ferner Maria, die Frau des Klopas oder Alphäus und Mutter des Jacobus, nach Johannes, Schwester der Mutter Jesu ist, so folgt aus dem Bisherigen, daß Jacobus ein Blutsverwandter, ein Vetter Jesu war. Nach Obigem aber war der Apostel Judas ein Bruder des Jacobus, sodaß demnach zwei Vettern Jesu unter seinen Jüngern waren. Ein zweiter Bruder des Jacobus, Namens Joses, der in den letztbesprochenen Stellen erwähnt wurde, gehörte nicht zur Zahl der Apostel.

Nach dem A.-G. 12, 1. 2 berichteten Tode des ältern Jacobus, des Sohnes des Zebedäus, wird in den Berichten des Lucas und auch sonst im neuen Testament nur Ein Jacobus ohne nähere Bezeichnung erwähnt, und zwar so, daß sich nur an einen Apostel dieses Namens denken läßt. Als Petrus, auf wunderbare Weise aus dem Gefängnisse befreit, sich einigen seiner Freunde zeigt und ihnen sein Geschick erzählt hat, fügt er hinzu: „Verkündet dies dem **Jacobus** und den Brüdern." A.-G. 12, 17. Paulus und Barnabas kamen aus Kleinasien nach Jerusalem, um den übrigen Aposteln die in den auswärtigen Gemeinden vielfach und heftig bestrittene Frage in Betreff der Beschneidung der Heidenchristen vorzutragen. Die Apostel und Ältesten versammeln sich; nach längerm Hin- und Herreden hält Petrus eine Rede, Paulus und Barnabas berichten darauf über die Art und den Fortgang ihrer Wirksamkeit, dann tritt **Jacobus** auf, wiederholt die Hauptgedanken der Rede des Petrus und legt der Versammlung den zu fassenden Beschluß vor, der auch angenommen wird (A.-G. 15, 13 ff.). Als Paulus das letzte Mal von seinen Missionsreisen nach Jerusalem kam, wurde er, wie es heißt, von den Christen freundlich aufgenommen. Des andern Tages aber ging er mit seinen Gefährten zu **Jacobus**, bei dem alle Älteste versammelt waren (A.-G. 21, 17 ff.). Unleugbar geht aus diesen Stellen hervor, daß es nach dem Tode des ältern Jacobus nur noch Einen dieses Namens gab, der irgend Ansehen und Bedeutung in der apostolischen Zeit erlangt hatte. Dieses kann aber nur Jacobus der Jüngere sein, der in den bezeichneten Stellen als Vorsteher und Lenker der Gemeinde zu Jerusalem geschildert wird.

Wenn ferner Paulus im Briefe an die Korinther (1 Kor. 15, 7) einen Jacobus ohne nähere Bezeichnung nennt, dem Christus nach seiner Auferstehung erschienen sei, so läßt sich kaum an einen andern, als an Jacobus, den Sohn des Alphäus, denken. Ebenso wenn Paulus im Briefe an die Galater (2, 9) berichtet, daß er nach längerer Zwischenzeit abermals nach Jerusalem gereist sei, um den Aposteln und Angesehensten der dortigen Gemeinde den glücklichen Erfolg seiner Predigt unter den Heiden zu berichten, und unter diesen den Jacobus, Kephas und Johannes nennt, die man für Säulen der Kirche achte, so finden wir bei unbefangener Betrachtung hier denselben Jacobus an der Spitze der drei ersten Apostel, der nach den Berichten der Apostelgeschichte an der Spitze der ganzen Gemeinde zu Jerusalem stand. Noch deutlicher bezeichnet ihn Paulus in gleicher Weise Gal. 2, 12. Paulus berichtet, wie wankelmüthig sich Petrus zu Antiochien betragen, und deßhalb von ihm öffentlich getadelt worden sei. Ehe nämlich Einige von Jacobus (τινὲς ἀπὸ Ἰακώβου), die als eifrige Judenchristen geschildert werden, dort angekommen seien, habe Petrus mit den Heidenchristen gegessen, nach der Ankunft Jener aber habe er sich zurückgezogen. Gewöhnlich werden darunter Abgesandte des Jacobus verstanden; allein das liegt nicht nothwendig in den Worten, und ist besonders aus dem Grunde überhaupt nicht wahrscheinlich, weil Paulus in diesem Falle schwerlich unterlassen haben würde, das Betragen des Jacobus ebenso streng zu tadeln, als das des Petrus. Vielmehr scheinen die Worte, wie sie schon Chrysostomus verstand, nur den Ort zu bezeichnen, von wo diese Judaisirenden kamen: vom Jacobus her, von da, wo er Gemeindevorsteher war. Für diesen Gebrauch des ἀπὸ läßt sich Mrc. 5, 35 anführen. Wären aber auch wirkliche Abgesandte des Jacobus darunter zu verstehen, so läßt sich auch dieses nur unter der Voraussetzung denken, daß dieser Jacobus ein entschiedenes Ansehen in Jerusalem hatte; denn wol nur als Vorsteher der Gemeinde hätte er Abgeordnete als Kundschafter aussenden können. Derselbe Jacobus war auch der Einzige, den Paulus nach Gal. 1, 19 bei seiner ersten Anwesenheit in Jerusalem außer Petrus sah. In dieser Stelle wird Jacobus, sicher derselbe, der im Verlaufe des Briefes ohne nähere Bezeichnung vorkommt, „Bruder des Herrn" genannt. Jacobus, Sohn des Alphäus und der Maria, war aber nach Obigem nicht sowol Bruder, als vielmehr Vetter Jesu, und es kann daher zweifelhaft erscheinen, ob der im Briefe an die Galater genannte Jacobus wirklich der bekannte Apostel Jacobus, mit dem Beinamen der Jüngere, sei. An sich würde es freilich keine Schwierigkeit haben, das Griechische ἀδελφός, wie das hebräische אָח in der weitern Bedeutung: Blutsverwandter, consobrinus, zu nehmen, die es bei den LXX 1 Mos. 13, 8. 29, 15. 31, 23 ebenfalls hat, sodaß Jacobus, der Mutterschwestersohn Jesu, sehr wohl zum Unterschiede von Jacobus dem Ältern, — der in der Zeit, worauf sich die Stelle Gal. 1, 19 bezieht, noch lebte, — „Bruder des Herrn" genannt werden konnte. Dagegen tritt aber eine andere Schwierigkeit ein, daß nämlich in den Berichten der Evangelisten wirkliche Brüder Jesu erwähnt zu werden scheinen, unter denen auch ein Jacobus genannt wird, weßhalb sehr häufig angenommen worden, daß sowol hier, als an einigen andern Stellen des neuen Testaments an diesen wirklichen Bruder Jesu als an einen dritten Jacobus zu denken sei.

Man hat zwar neuerlichst diese Schwierigkeit dadurch zu heben gesucht, daß überall, wo im neuen Testament Brüder Jesu erwähnt werden, nur die auch sonst bekannten Vettern und zum Theil Apostel Jesu zu verstehen seien. Vergl. Kuhn, die Brüder Jesu. In den Jahrbüchern für Theologie und christliche Philosophie 1834. H. 1. S. 1 ff. Allein bei unbefangener Prüfung der betreffenden Stellen möchte sich diese Annahme schwerlich genügend rechtfertigen lassen. Marcus (3, 21) berichtet, daß die Angehörigen Jesu (οἱ παρ' αὐτοῦ) auf das Gerücht, Jesus sei von einem Dämon besessen, ihn aufgesucht hätten, um ihn in Verwahrung zu bringen. Und Vers 31 heißt es mit Beziehung darauf: es seien seine Mutter und seine Brüder zu ihm gekommen, und hätten nach ihm gefragt. Letzteres berichtet auch Matth. 12, 14 ff. coll. Luc. 8, 19 ff., wo diese „Brüder" ausdrücklich den Jüngern und Schülern (μαθηταί) entgegengesetzt werden, was in der Weise nicht geschehen konnte, wenn diese Brüder keine Andern als jene Blutsverwandten Jesu unter den Aposteln wären. Matth. 13, 55. Marc. 6, 3 werden ebenfalls Brüder und Schwestern Jesu in Verbindung mit der Mutter Jesu genannt, nicht weniger Joh. 2, 12, und es bliebe wirklich unerklärlich, weshalb diese „Brüder", d. i. Blutsverwandten, überall neben der Mutter Jesu, und als ihr angehörig erwähnt werden, und niemals in Gesellschaft ihrer eigenen Mutter, der Maria, des Alphäus Frau, die doch ebenfalls zu den begleitenden Freundinnen Jesu gehörte. Noch entschiedener spricht aber für die Unterscheidung dieser „Brüder" von jenen Verwandten Jesu unter den Aposteln, wenn Johannes (7, 3 ff.) berichtet, daß diese ἀδελφοί Jesum einst bereden wollten, auf das Fest nach Jerusalem zu reisen, um sich dort öffentlich und vor seinen Jüngern wunderthätig zu zeigen, indem als erläuternder Grund hinzugefügt wird: „denn seine Brüder glaubten nicht an ihn." In dem gegebenen Zusammenhange lassen sich diese Worte in der That nicht so deuten, wie es neuerlichst geschehen ist, daß nur ein unvollkommener und noch nicht überzeugungsvoller Glaube damit ausgesprochen sein sollte. Vielmehr scheint es unleugbar, daß diese „Brüder" wenigstens um die Mitte der öffentlichen Wirksamkeit Jesu noch keineswegs zur Zahl seiner Schüler gehörten. Nur A.-G. 1, 14, wo diese ἀδελφοί abermals neben der Mutter Jesu und in einem außer den Aposteln genannten Kreise erwähnt werden, scheint es, daß sie sich später der Sache des Evangeliums gläubig zugewandt hatten. Da indessen, wie aus Obigem hinlänglich klar ist, nur zwei Jacobus in der Geschichte der apostolischen Zeit vorkommen, die zu Ansehen und Bedeutung in der christlichen Gemeinde gelangt waren, und darunter nur die bekannten beiden Apostel des Namens gedacht werden können, so müssen wir den letztbesprochenen Stellen zu-

folge zwar einen dritten Jacobus, einen wirklichen Bruder Jesu, im neuen Testament anerkennen, der jedoch in der Geschichte durch Nichts bemerklich wurde, und keinenfalls zu solchem Ansehen gelangte, als in den genannten Stellen des Galaterbriefes einem Jacobus, „Bruder des Herrn," zugeschrieben wird. Vgl. Schott, über die Brüder Jesu. In Röhr's Magazin für christliche Prediger. 1830. 3. B. 1. St. S. 33 ff.

Verfolgen wir diese neutestamentlichen Angaben in den Nachrichten der ältesten christlichen Kirche, so finden wir nicht nur in den apokryphischen Producten, dem Protevangelium Jacobi minoris (*Thilo*, Cod. apocr. Nov. Test. Vol. I. p. 159 ss.) cap. 9. 17, coll. cap. 25., in dem Evangelium Thomae Israelitae (*Thilo*, l. c. 279 ss.) cap. 16., in der Historia de nativitate Mariae et de infantia salvatoris (*Thilo*, l. c. p. 340 ss.) cap. 8., in dem Evang. infantiae servatoris Arab. (*Thilo*, l. c. p. 66 ss.) cap. 35. 43. und in der historia Josephi fabri lignarii (*Thilo*, l. c. p. 1 ss.) cap. 2. 4. 11. die Meinung, daß Jesus wirkliche Brüder und Schwestern gehabt habe, unter denen, wie in den betreffenden neutestamentlichen Stellen, auch ein Jacobus genannt wird, sondern auch Origenes (Commentar. ad Matth. XII. Homil. VII. in Lucam), Hieronymus (ad Matth. XII.) und Theodoret (ad Gal. I, 19) bestätigen das frühe Vorhandensein dieser Meinung, obwohl von allen Kirchenlehrern nur Tertullian (de monogam. cap. 8., de carne Christi cap. 7, 23. de veland. virgin. cap. 6) und Eusebius (Hist. eccl. II, 1) selbst diese Ansicht theilen, denen der Verfasser des Chronic. Paschale ed. Bonn. p. 382 beistimmt. Während nun von denen, welche sich für diese Annahme erklären, gegen die neutestamentlichen Berichte diesem dritten Jacobus, als wirklichem Bruder Jesu, eine apostolische Wirksamkeit und Auctorität, in der ältesten christlichen Kirche beigelegt wird, sodaß derselbe fälschlich an der Stelle Jacobus' des Jüngern, des Alphäus Sohns, erscheint, so spricht sich bei weitem die Mehrzahl der ältern kirchlichen Schriftsteller, jedoch nicht ohne dogmatisches Interesse, gegen die Annahme wirklicher Brüder Jesu aus, indem sie nur die beiden Apostel dieses Namens anerkennen, von denen Jacobus der Jüngere, Mutterschwestersohn Jesu, auch „Bruder des Herrn" genannt werde. So namentlich Clemens Alexandr. (bei *Euseb.* hist. eccl. II, 1 und *Georg. Sync.*, Chronograph. ed. Bonn. p. 619 s.), Origenes (außer den schon angeführten Stellen auch contra Cels. I, 47) und Andere. Die bei Eusebius aufbewahrte Stelle des Clemens Alexandr. lautet so: „Nach der Himmelfahrt des Erlösers haben Petrus, Jacobus und Johannes, obgleich sie der Herr selbst den übrigen Aposteln vorgezogen, doch nicht über die erste Ehrenstelle mit einander gestritten, sondern vielmehr den Jacobus, mit dem Beinamen der Gerechte (ὁ δίκαιος), zum Bischofe von Jerusalem gewählt." Unter dem zuerst erwähnten Jacobus, von dem es heißt, Jesus habe ihn nebst dem Petrus und Johannes besonderer Auszeichnung gewürdigt, kann den evangelischen Berichten zufolge nur Jacobus, der Bruder des Johannes, Sohn des Zebedäus, verstanden werden, der zu den vertrautern Jüngern gehörte. Der zweite Jacobus aber, der nach Clemens von den drei ersten Aposteln zum Vorsteher der Gemeinde zu Jerusalem gewählt wird, kann nach der Apostelgeschichte kein anderer sein, als Jacobus der Jüngere, Sohn des Alphäus. Ein zweites Citat des Clemens Alex., welches uns ebenfalls Eusebius am a. O. aufbehalten hat, enthält die bestimmte Aussage, daß es nur zwei des Namens Jacobus gegeben habe, welche beide den Märtyrertod erlitten: der Eine, „der Gerechte", sei von der Höhe des Tempels herabgestürzt, der Andere enthauptet worden. Zur nähern Bestimmung wird noch hinzugefügt: von Jacobus dem Gerechten rede auch Paulus Gal. 1, 19.

Hegesippus, ein früherer Schriftsteller, der nach Eusebius bis an die Zeiten τῆς πρώτης τῶν ἀποστόλων διαδοχῆς hinaufreicht, spricht in den ebenfalls von Eusebius (Hist. eccl. II, 23) mitgetheilten Auszügen sehr ausführlich und mit Einflechtung manches Fabelhaften über den sittlich strengen, asketischen Lebenswandel und die letzten Schicksale dieses Jacobus, des Bruders des Herrn, der vor Allen der Gerechte genannt worden. Von diesem Jacobus, „dem Gerechten, und Bruder des Herrn", berichtet auch das Evangelium secundum Hebraeos, wie schon Origenes in der oben angeführten Stelle bemerkt, daß Christus demselben nach seiner Auferstehung besonders erschienen sei. Vergl. *Hieron.* de viris illustr. cap. 2. *Epiphan.* Haeres. 39, 3. coll. 1 Kor. 15, 7. Auch der jüdische Geschichtschreiber Josephus wird schon von Eusebius und Andern unter denen genannt, die über Jacobus, den Bruder des Herrn, mit dem Beinamen der Gerechte, berichten. Josephus erzählt nämlich (Antiquitt. XX, 9, 1), ein Jacobus, Bruder Jesu, sei nach dem Tode des römischen Procurators Festus auf Veranstaltung des Hohenpriesters Ananus zu Jerusalem gesteinigt worden. Vgl. *Euseb.* hist. eccl. II, 23 in fine. Josephus, Hegesippus und Clemens Alexandr. schildern demnach in ihren vereinten Berichten diesen Jacobus als einen Mann von großem Ansehen, der nicht nur bei Christen, sondern auch bei Juden wegen seiner strengen Rechtschaffenheit und eifrigen Religiosität allgemein anerkannt worden. Die Abweichungen in Betreff der Todesart und der Zeitrechnung, namentlich bei Hegesippus, sind keinesweges so bedeutend, daß erhebliche Schwierigkeiten daraus hergenommen werden könnten. Dieselbe angesehene Stellung nimmt Jacobus in den Clementinen ein, wo er ganz auf derselben Linie mit Petrus erscheint. Patr. apost. ed. *Cotel.* Vol. I. p. 602 ss. Auch wird der Beiname desselben, „Bruder des Herrn" Homil. XI, 35 näher bestimmt als ὁ λεχθεὶς ἀδελφὸς τοῦ κυρίου: „sogenannter Bruder des Herrn", womit demnach auf das allgemeinere und wahre Verwandtschaftsverhältniß Jesu und unsers Jacobus hingedeutet zu sein scheint. Auch Origenes hält den Jacobus nur für einen Mutterschwestersohn Jesu, indem er die Brüder Jesu als ἀνεψιοί, consobrini, bezeichnet. Derselben Ansicht sind Hieronymus und Theodoret, der Verfasser des Chron. Pasch., außer der schon angeführten

Stelle auch ad Ann. 30. et 69. ed. Bonn. p. 399, 460. und die meisten der Spätern.

Nur diesem Jacobus, dem geschichtlich bekannten und angesehenen Vorsteher der Gemeinde zu Jerusalem, will, der Überschrift zufolge, der unter diesem Namen bekannte Brief des neutestamentlichen Kanons angehören. Ebenso will der Verfasser des Briefes Judä, indem er sich als „Bruder des Jacobus" bezeichnet, sicher für den Bruder dieses angesehenen Apostels und Verwandten Jesu gelten, der den obigen Erörterungen zufolge allerdings einen Bruder Judas unter den Aposteln hatte. Ob der Inhalt beider Briefe dieser Voraussetzung entspreche, oder ob andere Gründe die Richtigkeit derselben zweifelhaft machen, ist eine andere Frage, die wenigstens in Betreff des dem Jacobus zugeschriebenen Briefes hier nicht ganz unberücksichtigt bleiben darf. Abgesehen davon, daß der Inhalt dieses Briefes auf eine Zeit führt, in der Jacobus der Ältere nicht mehr lebte, sodaß auch schon deshalb an diesen nicht gedacht werden kann, hat die Überschrift desselben unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Eingange des A.-G. 15, 13 ff. mitgetheilten Schreibens der zu Jerusalem versammelten Apostel, das wahrscheinlich von Jacobus selbst, als Vorsteher der Gemeinde und als Vorsitzendem in der Versammlung abgefaßt wurde.

Ferner spricht es günstig für den Brief, daß er sich in dem Kanon der Peschito findet und demnach von der syrischen Kirche als eine apostolische Schrift anerkannt zu sein scheint. Auch gebraucht ihn Ephräm der Syrer als solche und schreibt ihn dem Jacobus, dem Bruder des Herrn, zu. Opp. graec. III, 51. Unter den apostolischen Vätern hat Clemens Romanus sicher diesen Brief gekannt und gelesen. Selbst der neueste Bestreiter der Echtheit desselben gesteht, daß sich der erste Brief des Clemens Rom. an die Korinthier und der neutestamentliche Brief des Jacobus in einer Weise berühren, daß nicht gezweifelt werden könne, der eine Schriftsteller habe den andern benutzt, doch stehe der Brief des Jacobus an Geist und kräftiger Eigenthümlichkeit hoch über dem Briefe des römischen Clemens, und die Nachahmung zeige sich deutlich auf Seiten des letztern. Kern, der Charakter und Ursprung des Briefes Jacobi. Tübing. Zeitschr. für Theologie, 1835. H. 2. Nicht weniger scheint Irenäus den Brief gekannt zu haben. Origenes dagegen erwähnt denselben mit Zweifeln; Eusebius setzt ihn unter die Antilegomena, indem er ausdrücklich bemerkt, daß Zweifel gegen die Echtheit desselben erhoben worden, die aber, wie aus dem Beisatze hervorzugehen scheint, hauptsächlich darauf beruhen mochten, daß wenige der ältern Kirchenschriftsteller diesen Brief ausdrücklich erwähnten. *Euseb.* hist. eccl. II, 23. Theodor von Mopsveste verwarf den Brief entschieden; Hieronymus kannte frühere Zweifel an der Ächtheit desselben; schrieb ihn jedoch selbst Jacobus, dem Bruder des Herrn, mit dem Beinamen der Gerechte, zu, und bemerkt, daß derselbe im Laufe der Zeit apostolische Geltung erlangt habe. Seit dem vierten Jahrhunderte galt er dann allgemein für kanonisch, bis zur Zeit der Reformation von Erasmus und Luther neue Zweifel an der Echtheit desselben erhoben wurden, die indessen mehr dogmatischen als kritischen Grund hatten, insofern man in diesem Briefe einen graden Gegensatz gegen die Paulinische Lehre vom Glauben und von den Werken zu finden glaubte. Während dagegen in neuerer Zeit ein solcher Widerspruch zwischen Jacobus und Paulus nicht anerkannt, und der Brief fast allgemein als eines der ältesten Denkmale der urchristlichen Zeit angesehen worden, hat Kern a. a. O. zu erweisen gesucht: der Brief Jacobi gehöre in die Reihe der Schriften, welche seit dem Schlusse des apostolischen Zeitalters und hierauf im Verlaufe des zweiten Jahrhunderts aus der judenchristlichen Gemeinschaft hervorgingen, und von welchen uns ein hauptsächliches Erzeugniß in den zu dem Briefe im Verwandtschaftsverhältnisse stehenden, aber jüngern Clementinischen Homilien erhalten sei, und wohin im neutestamentlichen Kanon auch der zweite Brief Petri und der Brief Judä gehören. (*K. Meier.*)

JACOBUS, Name vieler kirchlicher Schriftsteller, s. unter Jacob. (*R.*)

JACOBUS (Brief des). Der unter dem Namen des Jacobus im neutestamentlichen Kanon befindliche Brief ist laut seiner Aufschrift (*ταῖς δώδεκα φυλαῖς ταῖς ἐν τῇ διασπορᾷ*) an sämmtliche außerhalb Palästina in der Zerstreuung lebenden Juden gerichtet, und trägt mithin, da er einen so ausgedehnten Kreis von Lesern voraussetzt, mehr das Gepräge einer paränetischen Lehrabhandlung als eines eigentlichen Briefes. Nach dieser sehr allgemeinen Bestimmung könnte man zunächst veranlaßt sein, so befremdlich es auch scheinen möchte, wirkliche Juden, die noch nicht zum Christenthume bekehrt waren, als intendirte Leser des Briefs zu denken, wenn nicht die Bemerkung, daß z. B. an den Stellen 1, 3 und 2, 1 den Lesern ein Glaube an den Herrn Jesus Christus zugeschrieben wird, daß dieselben 2, 5 mit den Worten *ἀδελφοὶ ἀγαπητοί* angeredet werden, daß 1, 18 und 21 von einem ihnen eingepflanzten Wort der Wahrheit, durch welches sie wiedergeboren wären, die Rede ist, u. A. — eine solche Meinung sogleich als unstatthaft erwiese. Da, wie aus diesen Stellen unwiderleglich erhellt, die Leser des Briefs Christen gewesen sein müssen, so entsteht die Nöthigung, die Aufschrift des Briefs des Jacobus, nach einem im Urchristenthume üblichen Sprachgebrauch anders zu deuten. In den ersten Zeiten des Christenthums nämlich, wo sich die Bekenner dieser Religion noch nicht von den Juden auch äußerlich geschieden hatten und noch nicht unter einem besondern Namen neben diesen existirten, wurden die Christen wol häufig noch mit dem Namen der Nation, von welcher sie grade abstammten, benannt. So bezeichnet Paulus Gal. 2, 13 mit dem Ausdrucke *Ἰουδαῖοι* Christen, welche aus den Juden stammten, Judenchristen. Nun war es aber gewöhnlich, daß sich die Juden als Abkommen der Erzväter, denen die Verheißung des Messias von Gott gegeben war, um sich dadurch als das theokratische Volk, als das heilige Volk Gottes, darzustellen, auch gradezu als die zwölf Stämme (*δώδεκα φυλαί* oder auch *τὸ δωδεκάφυλον* A.-G. 26, 7, *Clem. Rom.* 1 Cor. 55. Protev. Jac. c. 1.) bezeichneten. Diese Bezeichnung ward auch auf die Christen überge-

tragen, insofern sie von den Erzvätern abstammten und unter ihnen die denselben von Gott gegebenen Verheißungen ihre Erfüllung gefunden hatten (Matth. 19, 28). Mithin könnte man auch die *δώδεκα φυλαί* Jac. 1, 1 von der Gesammtheit der Judenchristen, und da der Ausdruck durch den Zusatz: *ταῖς ἐν τῇ διασπορᾷ* beschränkt ist, von der Gesammtheit der außerhalb Palästina lebenden Judenchristen, im Gegensatze sowol zu den ungläubigen Juden, wie zu den Heidenchristen, verstehen. Diese Erklärung ist nun aber Vielen deshalb als ungenügend und schwierig erschienen, weil sich doch so vieles in dem Briefe finde, was offenbar nur für Juden passend oder von Bedeutung wäre, und was einem Christen kaum erst gesagt zu werden brauche. So werde ja 1, 22 ff. vorzüglich die strenge Beobachtung des Gesetzes empfohlen, vgl. 2, 8 ff.; es werde durchweg in dem Briefe ein Gegensatz zwischen Armen und Reichen, der viel Veranlassung zu Mishelligkeiten unter den Lesern gebe, vorausgesetzt, und zwar so, daß man deutlich merke, wie der Verfasser auf Seiten der Armen sei, vgl. 2, 5—7, 5, 1—5. Da man nun unter den ersten Christen schwerlich viele Reiche zu suchen habe, so erklärten sich die gerügten Mishelligkeiten leicht, wenn man Bedrückungen, welche die ungläubigen, reichen, handeltreibenden (4, 13) Juden gegen ihre gläubig gewordenen christlichen Volksgenossen ausübten, als Ursache davon ansehe. Ferner sieht man, daß diejenigen, an welche Jacobus schreibt, sich noch in Synagogen zu ihren gottesdienstlichen Übungen versammelten (2, 2). Die dramatische Anrede 2, 19: „du glaubst, daß ein Gott sei" — scheint auch ein blos jüdisches religiöses Bewußtsein vorauszusetzen, indem dieser Satz nur im Gegensatze zu einem heidnischen Polytheismus steht. Ja, was das Schlagendste sein dürfte, es wird sogar Gewicht auf die Abstammung der Leser von Abraham gelegt 2, 21. u. dgl. m. Alles dieses, meint man, zeige zur Genüge, daß Jacobus auch Juden als solche wenigstens nebenbei mit berücksichtige. Man nimmt daher an, daß der Brief an Juden überhaupt, sowol gläubige als ungläubige, gerichtet sei, um einem gespannten Verhältnisse, welches zwischen Juden und deren ehemaligen Glaubensgenossen, jetzigen Judenchristen, eingetreten sei, zu wehren und beiden Theilen noch andere angemessene Ermahnungen zu geben. Demgemäß hätte man auch den Ausdruck, *δώδεκα φυλαί* 1, 1 von Juden überhaupt zu verstehen[1]). So vielen Schein diese Annahme beim ersten Anblicke hat, so erweiset sie sich doch bei einer genauern Betrachtung als unhaltbar. Hätte Jacobus sein Schreiben an eine zwiefache Classe von Lesern gerichtet, so sollte man doch erwarten, daß er jedesmal irgendwie bemerklich machte und anzeigte, welche von den beiden Classen er bei jeder Rede oder Ermahnung meine. So hat es wenigstens der Apostel Paulus gethan, der z. B. Röm Cap. 2, nachdem er vorher von den Heiden gesprochen, es sich deutlich genug merken läßt, daß das nun folgende von den Juden gelten soll und zum Überflusse V. 17 die Juden ausdrücklich anredet, und so wird es jeder verständige Schriftsteller thun, der bei seinen Lesern nicht Verwirrung und Misverständniß absichtlich veranlassen will. Wo nun findet sich in dem Briefe des Jacobus irgend eine Spur davon, daß sich der Verfasser bald an Christen, bald an Juden wende? Er faßt immer seine sämmtlichen Leser unter der Anrede: *ἀδελφοί μου (ἀγαπητοί)* zusammen 1, 19. 2, 1. 5; 3, 10; 5, 7 u. a., und gibt nirgends zu verstehen, daß er hier oder da nur eine bestimmte, äußerlich geschiedene Classe derselben meine. Ja, es kommen Äußerungen, welche für das Christenthum, und andere, welche für das Judenthum der Leser zeugen sollen, in einem und demselben Zusammenhange vor. So wendet sich z. B. 2, 1 *ἀδελφοί μου, μὴ ἐν προσωποληψίαις ἔχετε τὴν πίστιν τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ τῆς δόξης* — offenbar an ein christliches Bewußtsein. Im folgenden V. führt aber, um seine Vorschrift zu erläutern, Jacobus ein Beispiel an, welches von den Verhältnissen in der Synagoge hergenommen ist, und welches also nach der Voraussetzung den Juden unter den Lesern gelten müßte. Ebenso ist doch die Rede 2, 14 ff. ohne Zweifel gegen eine von christlichem Standpunkte aus veranlaßte Überschätzung des Glaubens vor den Werken gerichtet. Wie kämen nun mitten in diese für Christen bestimmte Belehrungen Ansprachen an jüdische Leser, wie sie in 2, 19 und 21 vorausgesetzt werden? Diese wenigen Anführungen werden hinreichen, um jede Annahme, daß Jacobus dergestalt eine Trennung zwischen verschiedenen Classen seiner Leser mache, daß er bald blos Juden, bald blos Christen berücksichtige, als unzulässig darzustellen.

Der eben besprochenen Ansicht gegenüber ist der Ängstlichkeit derer, die den Ausdruck der „zwölf Stämme" nur auf die Judenchristen beschränkt wissen wollten, von einer andern Seite her gespottet worden, indem man denselben auf die Christen überhaupt, sowol Juden- als Heidenchristen, ausdehnte. Sofern sich diese Erklärung auf die Behauptung hat stützen wollen, daß der Ausdruck: *δώδεκα φυλαί* mystisch zu verstehen sei und die gesammte christliche Kirche, als eine Familie Gottes (*οἶκος Θεοῦ*, 1 Tim. 3, 15) als das heilige Volk Gottes (2 Kor. 6, 16, vgl. Röm. 9, 25 ff. 1 Petr. 2, 9 f.), bedeute, wie etwa Paulus den Ausdruck *Ἰσραήλ* in solchem Sinne brauche Gal. 6, 16, vgl. Röm. 9, 6[2]), — ist sie aber gewiß im Unrecht. Denn ein solcher „mystischer" Sinn kann einem Ausdrucke nur dann zukommen, wenn er durch den Zusammenhang hinlänglich angezeigt ist, wie dieses in den angeführten Paulinischen Stellen in Bezug auf *Ἰσραήλ* wirklich der Fall ist, indem an der ersten Stelle (Gal.) das Wort den Zusatz: *τοῦ Θεοῦ* (*Ἰσραήλ τοῦ Θεοῦ*) hat, und an der andern (Röm.) der Gegensatz von dem eigentlichen Israel (*Ἰσραήλ κατὰ σάρκα*) mit angedeutet ist (*οὐ γὰρ πάντες οἱ ἐξ Ἰσραήλ* [sc. *κατὰ σάρκα*], *οὗτοι Ἰσραήλ* [sc. *τοῦ Θεοῦ*, das wahre, geistige Israel]). Aber in einem ganz abgebrochenen Satze, wie die Überschrift eines Briefes ein solcher ist, und ohne

1) S. *Theile*, commentarius in ep. Jac. (Lips. 1833.) p. 49. Credner, Einleitung in d. N. T. (Halle 1836). 1. Thl. S. 595.

2) Vgl. Köster, über die Leser der Briefe Jac. u. 1 Petr. in den „Studien und Kritiken" 1831. 3. H.

irgend einen darauf hindeutenden Zusatz kann unmöglich ein Ausdruck in einem solchen Sinne gemeint sein. Indessen ist dieselbe Ansicht mit einer sehr scharfsinnigen Begründung ganz neuerdings wieder aufgestellt worden. Es ziehet sich nämlich 1) durch den ganzen Brief ein großer Gegensatz zwischen Armen und Reichen, und zwar so, daß derselbe im Fortschritte der Erörterung allmälig als trennender Unterschied von ganzen Classen von Menschen dargestellt wird. Schon 1, 9. 10 wird der Gegensatz zwischen Armen und Reichen erwähnt, und es wird hier ausgesprochen, wie das Verhältniß zwischen beiden auf christlichem Standpunkte sein sollte. Hierauf wird 2, 1—7 auseinandergesetzt, wie dieses Verhältniß in der Wirklichkeit ist, im Widerspruche damit, wie es sein sollte. Endlich werden die einzelnen sich entgegengesetzten Theile als eigene Classen von Menschen angeredet; zuerst 4, 13 ff. *Ἄγε νῦν οἱ λέγοντες κ. τ. λ.* — denn daß man hier an die Reichen zu denken habe, ergibt sich daraus, daß diesen Menschen der Mangel an Demuth zum Vorwurfe gemacht wird, was nach 1, 9 und 2, 1—7 grade das charakteristische Merkmal der Reichen war — und dann in der prophetischen Strafrede, 5, 1 ff. *Ἄγε νῦν οἱ πλούσιοι κ. τ. λ.* „Alles dieses überzeugt davon, daß hier ein besonderes Verhältniß, aus dessen Erfahrung heraus der Verfasser des Briefes schrieb, generalisirt und unter einen allgemeinen Gesichtspunkt gebracht ist." Nun sind aber die sich gegenübergestellten Armen und Reichen als Christen zu betrachten, sodaß der ganze Gegensatz auf dem christlichen Gebiete erscheint. Es erhellt dieses schon daraus, daß 1, 9 der Arme mit der dem Christen charakteristischen Benennung *ἀδελφός* (*ὁ ἀδ. ὁ ταπεινός*) bezeichnet wird, welche nothwendig bei dem folgenden *πλούσιος* ergänzt werden muß. Allein es wird die Bedeutung des Gegensatzes noch erweitert, indem sogleich V. 10 (*ὅτι ὡς ἄνθος χόρτου παρελεύσεται*) der Reiche auch von Seiten seiner Nichtigkeit, Weltlichkeit, ins Auge gefaßt wird, sowie ja auch später Liebe zur Welt und Fleischeslust, unmäßiges Streben nach irdischen Gütern und ihrem Genusse und arge Verachtung und Unterdrückung der Armen als Fehler der Reichen gerügt werden (4, 13 — 5, 6). Somit erscheint denn der Gegensatz zwischen Armen und Reichen nicht nur als ein Gegensatz zwischen (wahren, demüthigen) Christen und (aufgeblasenen, lieblosen) Christen, sondern auch als Gegensatz zwischen göttlich und weltlich Gesinnten überhaupt. Da nun diese Gegensätze durch zwei besondere Classen unter den Lesern des Briefs repräsentirt werden, wo sollen wir einerseits die Armen und andererseits die Reichen suchen? Sie unter der Gemeinschaft der Judenchristen finden zu wollen, verwehrt die Geschichte, welche lehrt, daß in dieser nie ein solch durchgreifender charakteristischer Gegensatz hervortrat. Daher sind, sofern der Gegensatz als ein Gegensatz zwischen Christen und Christen zur Sprache gebracht ist, die Reichen unter den Heidenchristen zu suchen, indem wir bestimmt die Armen als judenchristliche Gemeinschaft zu betrachten haben. Sofern aber der Gegensatz im Allgemeinen in die Antithese des Göttlichen und Weltlichen übergegangen ist, müssen die Reichen überhaupt als in der ungöttlichen Welt vorhanden gedacht werden. Dann ist ja auch 2) vorzüglich an den Lesern getadelt, daß sie auf das bloße Glauben zu viel Werth legten und daneben die Werke vernachlässigten (2, 14—26). Man kann nun nicht anders als annehmen, daß diese Äußerungen des Jacobus, wenn sie auch nicht eine ausdrückliche Polemik gegen die Paulinische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben sein sollten, doch wenigstens mit Rücksicht auf sie gethan sind. Es müssen also doch wol auch (Paulinische) Heidenchristen sich unter den Lesern befunden haben. Dazu kommt, daß gleich nach der Rüge des todten Glaubens eine Warnung vor der Sucht, als Lehrer aufzutreten, folgt (3, 1 ff.). Dem Zusammenhange nach muß dieses auf die Lehrstreitigkeiten, welche eben über die Paulinische Rechtfertigungslehre von den Judenchristen den freiern Heidenchristen gegenüber schon in den ersten christlichen Jahrhunderten erregt wurden, bezogen werden. Auch dieser Umstand weiset darauf hin, daß inmitten der Leser, für welche der Brief des Jacobus bestimmt ist, eine Heidenchristengemeinschaft neben einer judenchristlichen existirt haben muß, wenngleich in der Überschrift, die entschieden von Judenchristen allein zu deuten ist, dieses Verhältniß nicht angedeutet ist [3]).

Dieser unstreitig sehr scheinbaren Argumentation könnte man leicht versucht sein sich gefangen zu geben, wenn nur nicht der Urheber derselben in manchen Punkten stillschweigend auf unerwiesene Voraussetzungen sich gestützt hätte, und also die Beweisführung hie und da als eine erschlichene erschiene. Es ist nicht zu leugnen, daß der Briefsteller sich das eine Mal ausschließlich an die Armen (2, 1. 5), das andre Mal ausschließlich an die Reichen mit seiner Rede wendet (5, 1, vgl. 4, 13). Ebenso bündig ist der Beweis, daß man den Gegensatz zwischen den Armen und Reichen nur innerhalb des Christenthums zu suchen habe, indem es ja auch in der äußerlichen Christengemeinschaft noch Weltkinder gibt, die ebenfalls unter den *πλουσίοις* mit begriffen sein sollen. Aber woher kommt denn dem Verf. das, daß er so bestimmt die Armen als judenchristliche Gemeinschaft betrachten und daher die Reichen blos unter den Heidenchristen suchen zu müssen glaubt? Soll es unter den Judenchristen gar keine Reichen und Weltkinder, und andererseits unter den Heidenchristen gar keine Armen und göttlich Gesinnte gegeben haben? Wohl, aber a potiori fit denominatio, und vom Standpunkte des Briefstellers aus mußten ihm die Judenchristen vorzugsweise als die Armen und die Heidenchristen vorzugsweise als die Reichen (beides in dem eben bestimmten Sinne) erscheinen! Doch wie kommt Jacobus dazu, den Gegensatz zwischen dem weltlichen und göttlichen Sinne, als relativen Mangel und Vorzug der Heiden- und Judenchristen, als einen Gegensatz des Reichthums und der Armuth darzustellen? Kern antwortet: Er konnte dies, weil in dem nachapostolischen Zeitalter sich die Judenchristengemeinschaft, als die Gemeinschaft der Armen

3) Vgl. Kern, der Charakter und Ursprung des Briefs Jacobi (Tüb. 1835); aus der tüb. Zeitschr. f. Theol. J. 1835. 2. H. besonders abgedruckt S. 25 ff. 61 f.

(Ebjoniten), zu einer in sich geschlossenen Gemeinschaft vereinigt hatte, welche der größern christlichen Kirchengemeinschaft, sowie der Welt überhaupt, abstoßend gegenüberstand; denn daß innerhalb der Judengemeinschaft allein ein Gegensatz wie der beschriebene stattgefunden hätte, davon findet sich in der Geschichte keine Spur. Wie aber? Ist es nicht viel natürlicher, jenen Gegensatz in dem Briefe des Jacobus davon herzuleiten, daß er schon vor der apostolischen, ja überhaupt vor der christlichen, Zeit unter den Juden existirte, und sich unter diesen in die christliche Zeit und in das christliche Leben mit herüber gerettet hat? Auf diese Erklärung konnte aber Kern nicht verfallen, weil sie seiner Hypothese von dem nachapostolischen Ursprunge des Briefs des Jacobus hinderlich gewesen wäre. Und dann; woher läßt sich denn beweisen, daß je, auch von ebjonitischer Seite selbst, die den Ebjoniten gegenüberstehende Gemeinschaft von Christen unter der Bezeichnung *πλούσιοι* zusammengefaßt worden wäre? Was ferner den zweiten Punkt anlangt, so sieht das *μὴ πολλοὶ διδάσκαλοι γίνεσθε* 3, 1, besonders wenn man auch noch das Folgende dazu lieset, gar nicht darnach aus, als sollten dadurch nur die Lehrstreitigkeiten über den Werth des Glaubens verwehrt und niedergeschlagen werden. Denn 1) ist *διδάσκειν* nicht so viel als Lehrstreitigkeiten anregen, führen — dafür wäre eher *ζηλοῦν* oder dergl. das rechte Wort gewesen —, und 2) zeigt das Folgende, daß nicht von dem Lehren über den Glauben, sondern von der Lehrsucht überhaupt, als einem Zeichen von Weisheitsdünkel, von Hochmuth und Anmaßung und einer Neigung, durch die man sich die größte Verantwortlichkeit zuziehe, die Rede ist. Die Erwähnung von *ζῆλος πικρός* und *ἐριθεία* 3, 14 ff. ist nicht dagegen. Der Gedanke ist dort der: man solle seine Weisheit nicht blos durch sein Wissen, das man durch Lehren beurkunden wolle, sondern vielmehr durch ein frommes und gerechtes Leben beweisen (V. 13). Vor Allem solle man — was vorzüglich als ein fauler Fleck bei den Lesern vorausgesetzt wird — den Zank und Streit unter einander meiden (V. 14); sonst sei die Weisheit, deren man sich rühme, doch immer nur eine irdische, teuflische (V. 15. 16). Die wahre, von Oben stammende, praktische Lebensweisheit zeige sich dagegen nicht im Lehren und Wissen, sondern in einem ihr entsprechenden liebreichen, einigen und göttlichen Wandel (V. 17). Und wenn wir ferner auch hier zugeben wollten, daß Jacobus 2, 14—26 die Paulinische Rechtfertigungslehre berücksichtige, war denn dann die von Jacobus bekämpfte Auffassung derselben nur bei Heidenchristen und Paulinern möglich? Konnte sie nicht auch in judenchristliche Gemeinden eingedrungen sein und von Einzelnen als ein sittliches Ruhekissen gemisbraucht werden? So findet man sich denn auch durch die zuletzt besprochene Ansicht über die Beschaffenheit und die Verhältnisse der Leser, die der Brief Jacobi voraussetzt, nicht befriedigt, und sieht sich daher immer wieder auf die schon angeführte Meinung zurückgewiesen, daß man nach der Andeutung der Aufschrift unvermischte judenchristliche Gemeinden als diejenigen zu betrachten habe, an die das Schreiben gerichtet ist — eine Meinung, welche, wie die einfachste, so auch die haltbarste sein dürfte[4]).

Von dieser Ansicht aus erklärt sich nämlich die oben berührte auffallende Erscheinung, daß vieles im Br. Jacobi sich auf rein jüdische Verhältnisse zu beziehen scheine, sehr leicht, sofern man nur annimmt, daß Jacobus solche Leser vor Augen hat, bei denen sich im innern, wie im äußern Leben das christliche Element noch nicht vollkommen von dem jüdischen getrennt und losgerungen hatte, und die noch nicht aus ihrem jüdischen Geiste und Wesen heraus zu dem eigentlichen Kerne des Christenthums hindurchgedrungen waren. Dieses läßt sich erweisen aus der Betrachtung sowol des innern wie des äußern Zustandes der Empfänger des Briefes, wie er in diesem selbst vorausgesetzt ist. Was zuvörderst jenen anlangt, so können 1) die Vertheidiger der zuletzt genannten Meinung sich auf den im Briefe aufgestellten Gegensatz zwischen den Armen und Reichen berufen und dabei den von Kern so bündig geführten Beweis, daß dieser Gegensatz auf christlichem Gebiete stattfinde und wesentlich der Gegensatz des Göttlichen und Weltlichen sei[5]), als einen willkommenen Fund zu ihrem Nutzen verwenden. Es ist ja nämlich dieser Gegensatz in dem angegebenen Sinne schon bei den Juden sehr gewöhnlich. Wo äußerer Reichthum, Überfluß an den eitlen und nichtigen Gütern der Erde ist, da ist man in der Regel nicht reich an Gott (Luc. 12, 21), sondern überläßt sich dem irdischen Trachten und den irdischen Genüssen im weltlichen Sinne. Vgl. Luc. Cap. 16. Wo aber Armuth ist, da ist in der Regel auch Demuth und frommer, gottergebener und göttlicher Sinn; daher schon im A. T. die עֲנָוִים, דַּלִּים, אֶבְיוֹנִים gradezu die Frommen und Gottesfürchtigen sind. Ebenso bezeichnet ja auch Jesus die Reichen (*πλουσίους*) als vom Reiche Gottes ausgeschlossen (Luc. 6, 24—26), während er den Armen (*πτωχοῖς*) dasselbe verheißt (das. V. 20—23). Wie ist es daher zu verwundern, wenn Jacobus den hochmüthigen und auf das Eitle und Weltliche gerichteten Sinn, welcher der Grund von so manchen Bedrückungen und Mishandlungen der Geringern von Seiten der Höhern (2, 5—7; 5, 1—6), von so manchem streitsüchtigen Betragen und lieblosen Zurechtweisungen (4, 1 ff. 5, 20), von so mancher Anmaßung (3, 1 ff.) und so manchem sittlichen Leichtsinne (1, 13) war, gegenüber der wahren, demüthigen, christlichen Frömmigkeit, aus seinem gewohnten jüdischen Ideenkreise heraus unter den Typus des Gegensatzes von Reichthum und

---

4) Vgl. Schneckenburger, Beitr. zur Einl. in's N. T. (Stuttg. 1832) Nr. 18.; und: dessen Annotatio ad ep. Jac. (Stuttg. 1832) p. 128. 5) Auch die Stelle 2, 7: *οὐχ αὐτοὶ (οἱ πλούσιοι) βλασφημοῦσι τὸ καλὸν ὄνομα τὸ ἐπικληθὲν ἐφ' ὑμᾶς;* — widerspricht dem nicht, mag man nun diesen Namen von dem Namen *Χριστιανοί*, oder, was wahrscheinlicher ist, von dem bei der Taufe eines jeden Christen ausgesprochenen Namen Jesu verstehen. Denn es konnte ja dieser Name nicht allein von dem Christenthume feindlichen Nichtchristen, sondern auch von weltlich gesinnten Christen, die die Armen mißhandelten, gelästert werden. Sonderbar ist die Meinung Credner's (Einl. in's N. T. S. 596), der hier an den Namen *πτωχοί* denkt, welcher den Christen gegeben worden wäre.

Armuth stellte? 2) Das zweite Gebrechen, welches von dem Briefsteller an den Empfängern seines Schreibens gerügt wird, ist ein eigenthümliches Verhalten derselben in Betreff des Glaubens (πίστις, 2, 14—26). Vorläufig davon abgesehen, wie Jacobus selbst sich über diesen Irrthum erklärt, und welcher Motive er sich bedient, um denselben in seiner Verkehrtheit darzustellen, so entstehen hier die Fragen: 1) Worin hat der von dem Verfasser des Briefs bei seinen Lesern vorausgesetzte Irrthum in Betreff des Glaubens bestanden? und 2) Läßt sich das Vorhandensein eines solchen Irrthums in einer unvermischten Judenchristengemeinschaft hinlänglich erklären? Daraus, daß Jacobus den Glauben, welchen seine Leser zu haben behaupteten, den Werken (ἔργοις) schlechthin entgegensetzt (2, 14), erhellt zur Genüge, daß der Glaube jener Menschen seiner Bethätigung im Leben ermangelte und also ein bloßes abstractes Fürwahrhalten von irgendwelchen Religionswahrheiten (wie etwa, daß nur ein Gott sei 2, 19) war. Zugleich ergibt sich aus der Form der Frage: τί τὸ ὄφελος; und: μὴ δύναται ἡ πίστις σῶσαι αὐτόν; — daß die Leser ein solches abstractes theoretisches Fürwahrhalten doch für die Bedingung des Heils (σωτηρία), also für etwas Wesentliches und Verdienstliches, gehalten haben müssen, was allein schon den Menschen zum Ziele seiner Bestimmung vor Gott und zur Seligkeit führen könne. Wenn aber weiter Jacobus zu den Gegnern spricht, es sei nichts nütze, wenn einer sage, er habe den Glauben (ἐὰν πίστιν λέγῃ τις ἔχειν), und habe doch die Werke nicht: so liegt darin genau genommen weder, daß die hier getadelten Menschen sich besonders ihres irgendwie beschaffenen Glaubens gerühmt, noch auch — und noch weniger — daß sie ihn blos vorgegeben hätten; sondern es zeigt der Ausdruck weiter nichts an, als daß es unter den Lesern des Briefes solche gegeben habe, welche, während andere durch Werke (ἔργα) gerecht zu werden trachteten, sich dagegen auf ihr abstractes Fürwahrhalten von irgendwelchen Religionswahrheiten beriefen (λέγειν), und in diesem den Grund und die Bedingung ihres Heils zu besitzen glaubten, und behaupteten (λέγειν). Nach der von Jacobus bekämpften Ansicht ward das theoretische Glauben an sich, im Gegensatze zu den Werken, ebenso einseitig als ein opus operatum betrachtet, durch welches das Heil zu verdienen sei, wie nach der entgegenstehenden Meinung die Werke als solche, im Gegensatze zu der innern Gesinnung des Glaubens, als ein rechtfertigendes opus operatum gelten. Freilich ist der Glaube in dem beschriebenen Sinne immer nur ein Namensglaube, ein Scheinglaube, und die Behauptung, daß man durch ihn das Heil erlange, ist überall nur ein leeres, irriges Vorgeben; aber daß die Leser unseres Briefes einen solchen Glauben wirklich besaßen (ἐὰν πίστιν λέγῃ τις ἔχειν), und daß sie glaubten, durch ihn das Heil sich erwerben zu können, das war in der That der Wahrheit gemäß und kein bloßes Vorgeben. Hiernach ist zu beurtheilen, wie es sich mit der Richtigkeit von der Behauptung Kern's [6]) verhalte, daß der bei den Lesern des Briefes Jacobi vorausgesetzte Glaube nirgends als ein solcher bezeichnet werde, der schon für sich, als abstractes Fürwahrhalten, für etwas Verdienstliches, für eine belohnungswürdige Tugend angesehen werde, und daß vielmehr derselbe als ein blos vorgegebener beschrieben sei.

Aber, fragt man, wie konnte denn ein solcher Irrthum in Betreff des Glaubens, der doch auch auf das ganze christliche Leben den verderblichsten Einfluß äußern mußte, auf dem Gebiete des Judenchristenthums entstehen? Bedenkt man, daß das Charakteristische der jüdischen Gesinnung darin bestand, daß grade auf die Werke, auf das Thun und Ausüben des Gesetzes, bei dem Streben nach Gerechtigkeit vor Gott und Erlangung des Heils gebaut ward — bedenkt man ferner, daß grade diese jüdische Gesinnung von dem Apostel Paulus mit allem Eifer und mit der größten Energie bekämpft und zurückgewiesen, dagegen aber der Glaube allein, ohne des Gesetzes Werke, als das wahre und einzige Rechtfertigungsmittel dargestellt wird: so kann man nicht umhin, unter den Lesern des Briefes Jacobi, welche den in demselben bekämpften Irrthum über den Glauben hegten, sich solche Christen zu denken, auf die der Apostel Paulus Einfluß geübt hatte, die aber freilich seine Lehre arg misverstanden hatten. Da nun diese Christen ihre Ansicht gegen die entgegenstehende Partei, die es mit den Werken hielt, geltend zu machen suchten und dadurch ärgerliche Lehrstreitigkeiten veranlaßten (3, 1 ff.), und da die letzte Partei ihrer eigenthümlichen religiösen Richtung wegen nur unter den Judenchristen gesucht werden kann, so muß die erste Partei aus Heidenchristen zusammengesetzt gewesen sein; zumal da das Vorkommen von Debatten über das Verhältniß einerseits des Glaubens und andererseits der Werke zu der Rechtfertigung innerhalb des judenchristlichen Gebietes allein sich historisch nicht nachweisen läßt, wogegen dieses einen sehr häufigen Streitpunkt grade zwischen Juden- und Heidenchristen in den ersten Zeiten der Kirche abgegeben hat. Dagegen ist aber zu bemerken, daß nach dem Obigen von Lehrstreitigkeiten (3, 1), die über den fraglichen Punkt unter den Empfängern des Briefs geführt worden wären, gar nicht die Rede sein kann, mithin eine jede Annahme, welche sich auf diese Voraussetzung stützt, wie hier die, daß unter dem Leserkreise, den der Brief berücksichtigt, eine Gemeinschaft von Heidenchristen als neben der der Judenchristen bestehend von dem Verfasser gedacht werde, eine unbegründete ist. Sodann läßt sich in der That schwer begreifen, wie die Paulinische Lehre auf heidenchristlichem Standpuncte durch ein Misverständniß in den Irrthum verkehrt werden konnte, daß zur Erlangung des Heils ein bloßes theoretisches Fürwahrhalten genüge und ein Thun, ein Ausüben des für wahr Erkannten ganz unnöthig sei. Denn was war denn der trennende Streitpunkt zwischen Juden- und Heidenchristenthum? Doch nichts anderes als die Frage über die Verbindlichkeit des Mosaischen Gesetzes auch im Christenthume, welche letztere von den Juden behauptet, von den Heiden geleugnet wurde! Gründeten die Heidenchristen nun ihren Wider-

6) a. a. O. S. 57.

spruch auf den Paulinischen Satz, daß der Mensch allein durch den Glauben gerechtfertigt und selig werde, so konnte sich ihre Polemik, dem Judenchristenthume gegenüber, vernünftiger Weise doch wol nur als Antinomismus aussprechen, und sich nur gegen die Gültigkeit des Mosaischen Gesetzes im Christenthume, oder im schlimmsten Falle gegen die Nothwendigkeit eines das Gute gebietenden Gesetzes überhaupt, durch welches das Heil zu erlangen sei, richten. Gingen sie aber so weit, daß sie zu dem von Jacobus bekämpften Irrthume gelangten, der Glaube allein, in seinem Unterschiede von den Werken, genüge zur Rechtfertigung, so mußten sie die Werke, also das gesammte Handeln und Leben des Menschen, für indifferent und mithin auch die Sünde für sittlich gleichgültig achten. Wie war aber das bei ihnen möglich, bei denen doch das Gefühl der Sündenschuld und der Erlösungsbedürftigkeit, das grade Paulus bei den Heiden immer zuerst zu erwecken suchte (A.-G. 17, 30. 31. Röm. 1), wo nicht allein, doch vorzüglich den Anschließungspunkt für das Christliche abgab? Sie hätten ja dann mit sich selbst im grellsten Widerspruche gestanden und die Lehre des Apostels Paulus nicht misverstanden, sondern auf die ärgste Weise verdrehet (Röm. 3, 8); sie hätten von ihrem Standpunkte aus so unvernünftig gehandelt, wie man es keinem Menschen gern zutraut. — Viel eher könnte man sich in der That zu der Annahme entschließen, daß der von Jacobus bekämpfte Irrthum über den Glauben in einer falschen Auffassung der Paulinischen Lehre von judenchristlicher Seite seinen Grund habe. An sich ist dieses keineswegs unwahrscheinlich. Denn, wenn wir nach der Überschrift des Briefes (*ταῖς — ἐν τῇ διασπορᾷ*) zunächst veranlaßt sind, die intendirten Empfänger desselben wenigstens vorzugsweise mit in Kleinasien zu suchen (vgl. 1 Petr. 1, 1), so hatte ja der Apostel Paulus hier sich einen weiten Wirkungskreis eröffnet, und es ist nicht nur denkbar, sondern auch wahrscheinlich, daß die Lehre des angesehenen Apostels auch auf Judenchristen mannichfachen Einfluß geübt hat. Nun hatte aber Gott durch Moses gesprochen, welcher Mensch seine Gebote thue, der solle leben (3 Mos. 18, 5, vgl. Röm. 10, 5). Dem Juden mußte also jede Handlung, insofern sie ihm das Heil verdienen sollte, eine durch das Gesetz gebotene sein, und jedem Werke konnte nur insofern eine rechtfertigende Kraft zukommen, als es ein durch das Gesetz gebotenes, ein Gesetzeswerk (*ἔργον νόμου*), war. Wer nun wie Paulus die rechtfertigende Kraft der Gesetzeswerke leugnete und allein dem Glauben dieselbe zuschrieb, der mußte nach jüdischen Begriffen die rechtfertigende Kraft der Werke überhaupt leugnen. Daher wäre es nicht zu verwundern, wenn Judenchristen, von einem Extrem zum andern überspringend, während sie früher allein die Werke für rechtfertigend gehalten hätten, nun auf einmal diese für indifferent erklärt und dagegen dem Glauben, in dem sie freilich im Gegensatze zu den Werken nichts anderes als ein nur theoretisches Fürwahrhalten erkennen konnten, die heilswirkende Kraft zugeschrieben hätten. Indessen wäre ein solches plötzliches Überspringen blos auf die Autorität Pauli hin, deswegen immer sehr auffallend, weil die neue Lehre mit dem eigenthümlichen jüdischen Geiste, der doch immer nur in dem Thun (*ἐργάζεσθαι*) das Heil Verdienende und Wirkende und das vor Gott Rechtfertigende erkennen konnte, in den ärgsten Conflict hätte treten müssen. Es ließe sich dasselbe doch auch nur dann erklären, wenn in der jüdischen Richtung schon an sich etwas lag, was den Übergang vermitteln konnte, und wenn die neue Lehre von dem Judenchristen in einem Sinne aufgefaßt werden konnte, bei welchem sich sein eigenthümlicher jüdischer Geist beruhigen durfte. Man sieht sich demnach darauf verwiesen, den Versuch zu machen, ob sich der von Jacobus bekämpfte Irrthum in Betreff des Glaubens auf dem Gebiete des Judenchristenthums nicht aus der religiösen Grundrichtung des Judenthums selbst, ohne die Annahme irgend eines Einflusses von Seiten der Paulinischen oder einer andern Lehre, ableiten lasse. Wol war der ursprüngliche Geist des Mosaismus ein erhabener und rein sittlicher, indem gleicher Weise auf Heiligung des Herzens wie des Wandels gedrungen ward. Allein nach dem Exil war dieser Geist aus mancherlei Ursachen sehr ausgeartet, was hier nicht weiter ausgeführt werden kann. Genug, wir finden, daß die Religion des spätern Judenthums zu einem leeren und todten Schein- und Formelwesen geworden war, bei welchem das Innere, der Geist und das Gemüth des Menschen, sich fast gar nicht interessirt fand, und aller Werth und alle religiöse Bedeutung nur auf einzelne Äußerlichkeiten gelegt wurde, durch deren Beobachtung allein das göttliche Wohlgefallen erlangt werden könnte. Dieser ausgeartete jüdische Geist hatte sich vorzüglich nach zwei Richtungen hin ausgesprochen. Die erste zeigt sich in der pharisäischen Werkheiligkeit und in einer peinlichen Askese. Man hatte das (Mosaische) Gesetz durch eine Masse von menschlichen, durch Tradition fortgepflanzten Satzungen, die von den Schriftgelehrten aufgestellt waren, vermehrt und erkannte alle Frömmigkeit nur in der äußerlichen Ausübung der durch diese Satzungen vorgeschriebenen sogenannten guten Werke, bei welcher die innere fromme Gesinnung des Herzens gänzlich aus dem Spiele blieb. Diese Richtung des Judenthums hält man oft für die einzige, weil sie, besonders aus dem N. T., die bekannteste ist. Allein es bestand daneben noch eine andere. Denn wenn man schon die Ausübung der durch das Gesetz und die mündlichen Satzungen vorgeschriebenen Gebote für so wichtig und werth hielt, so mußte man ja wol die (jüdische) Schriftgelehrsamkeit, aus welcher die Auslegung des Gesetzes und jene Satzungen geflossen waren, noch höher achten. Dazu kam, daß die Juden nach dem Exil, wo sie in nähere Verbindung mit heidnischen Völkern gekommen waren, und den Vorzug ihres monotheistischen Glaubens vor dem heidnischen Polytheismus klar zu erkennen Gelegenheit hatten, vor ihrem angestammten Gottesglauben eine nur noch größere Achtung erhielten. Schon durch den bloßen Besitz desselben dünkten sie sich über alle andern Völker erhaben, und schon in das blos äußerliche Bekenntniß dieses Glaubens und die nackte Erkenntniß ihres Gottes setzten sie

allen Werth; um so mehr, als sie hierin in Bezug auf ihre Rechtfertigung vor Gott einen Ersatz für die Gerechtigkeit des Wandels zu haben meinten, die ihnen so sehr abging. Daher ward ihnen das bloße Haben einer bessern Religion, die Kenntniß des Gesetzes (Röm. 2, 17), sowie der Glaube an den einen Gott (Jac. 2, 19) und das Vertrauen auf ihn für sich, auch ohne ein dieser Erkenntniß und diesem gläubigen Vertrauen entsprechendes Leben, zu einem Äußerlichen, durch dessen Beobachtung sie sich Gottes Wohlgefallen und das Heil verdienen könnten — es ward ihnen diese Erkenntniß und dieser Glaube selbst zu einem guten Werke (*ἔργον*), einem opus operatum. So wird nicht nur in den uns übriggebliebenen schriftlichen Denkmalen des palästinensischen Judenthums, sondern selbst bei Philo der Glaube an Gott gerühmt, welcher z. B. (de Abrah. II, 39. ed. *Mang.*) sagt: *μόνον ἀψευδὲς καὶ βέβαιον ἀγαθὸν ἡ πρὸς Θεὸν πίστις, παρηγόρημα βίου, πλήρωμα χρηστῶν ἐλπίδων, κακοδαιμονίας ἀπόγνωσις, εὐσεβείας γνῶσις, εὐδαιμονίας κλῆρος, ψυχῆς ἐν ἅπασι βελτίωσις κ. τ. λ.* So sagt Justin der Märtyrer (Dial. c. Tryph. Jud. p. 370. ed. Col.) von den Juden: *ἀλλ' οὐχ ὡς ὑμεῖς ἀπατᾶτε ἑαυτοὺς καὶ ἄλλοι τινὲς ὑμῖν ὅμοιοι* (nämlich die Judenchristen), *κατὰ τοῦτο, οἳ λέγουσιν, ὅτι κἂν ἁμαρτωλοὶ ὦσι, Θεὸν δὲ γιγνώσκωσιν, οὐ μὴ λογίσηται αὐτοῖς κύριος ἁμαρτίαν.* Auch in den Schriften der Rabbinen finden sich manche hierher gehörige Belege. Selbst Philo findet sich veranlaßt, diese heuchlerische, scheinheilige Gotteserkenntniß zu tadeln. Vgl. de congressu p. 430. ed. *Mang.*: *ἡ γὰρ ἄνευ πράξεως θεωρία ψιλὴ οὐδὲν ὄφελος τοῖς ἐπιστήμοσιν.* Ja, es war für dieses gläubige Vertrauen auf Gott, wie man schon aus den angeführten Aussprüchen des Philo und auch aus andern jüdischen Schriften (vgl. z. B. Psalt. Salom. 8, 35. Sir. 2, 10. 4 Macc. p. 518. ed. *Haverk.*) sieht, der Ausdruck *πίστις* technisch geworden. Was war darum natürlicher, als daß, da das Christenthum in die Welt getreten war und das in ihm dargebotene Heil ebenfalls nur unter der Bedingung der *πίστις* von Seiten der Menschen verhieß, nun Einzelne oder ganze Gemeinschaften aus dem Judenthume ihre eigenthümlichen jüdischen Begriffe von der *πίστις* mit in's Christenthum herüberbrachten und etwa nur das Object derselben erweiterten, indem sie sie noch mit auf Christus bezogen, bis der Geist und das Licht des Christenthums auch ihnen allmälig die Decke von den Augen hinwegnahm und sie zur wahren Heiligung führte? Es konnte dieses gewiß leicht, auch ohne einen Einfluß von Seiten des Apostels Paulus geschehen, bei welchem ja noch obendrein nicht das Dringen auf den Glauben als den Rechtfertigungsgrund überhaupt, sondern das Entgegensetzen des Glaubens und der Gesetzeswerke das Eigenthümliche und Charakteristische seiner christlichen Lehre ausmacht. Mit dieser Grundrichtung, nach welcher die Empfänger des Briefs Jacobi sich mit ihrem unlebendigen, nur in sich ruhenden und für sich schon verdienstlichen Glauben begnügten, hing es dann sehr natürlich zusammen, daß sie einerseits auch das Gesetz lieber hören und studiren, als ausüben mochten, weshalb ihnen Jacobus die eindringlichen Ermahnungen 1, 22—27 und 2, 8—12 ertheilt, und daß sie andererseits sich darin gefielen, ihre Weisheit vor der Welt auszukramen und sich Andern als Lehrer aufzudringen (3, 1 ff.), eine jüdische Eigenthümlichkeit, auf welche auch Paulus Röm. 2, 17 anspielt [7]).

Wie die in dem Briefe des Jacobus vorausgesetzte innere Beschaffenheit seiner Leser gezeigt hat, daß ihr christliches Glaubensbewußtsein noch wenig entwickelt und sehr mit jüdischen Elementen vermischt war, so war auch ihr äußerer kirchlicher Zustand noch unentwickelt und hatte sich noch nicht zu einem geordneten christlichen Gemeindewesen herausgebildet. Wenn auch aus den Stellen 2, 2. 7 nicht grade folgt, daß noch Juden die christlichen gottesdienstlichen Versammlungen besuchten, indem ja nach dem Obigen die *πλούσιοι* auch unter den Christen zu suchen sind, so sieht man doch aus der einen jener Stellen (2, 2), daß die Christen noch keine eigenen heiligen Versammlungsörter hatten, sondern noch in den jüdischen Synagogen ihren Gottesdienst mit hielten [8]). Ferner konnte es unter den Empfängern des Briefs noch keine öffentlich verordnete Lehrer geben, da es ja einem jeden Andern so leicht war, sich als Lehrer aufzuwerfen (3, 1 ff. vgl. 1, 19; 2, 26). Nur in dem jüdischen Institut der Ältesten, welches auch bei ihnen bestand (5, 14. 15), ist eine Art von Gemeindeverband sichtbar. Freilich hatten aber auch diese kein eigentlich bestimmtes und begrenztes Amt, sondern nur vorzugsweise die auch jedem andern Christen zukommende Obliegenheit der Krankenverpflegung und der christlichen Fürbitte.

Indem der Verfasser des Briefs die Tendenz verfolgt, hauptsächlich jene zwei vorzüglichsten Gebrechen abzustellen, die in dem gespannten Verhältnisse zwischen den Reichen und den Armen und in dem praktisch so gefährlichen Irrthume in Betreff des Glaubens und der Werke bestanden, und daneben noch mannichfache Ermahnungen, die sich auf andere Verhältnisse beziehen, einfließen zu lassen, nimmt er folgenden Gang: Er beginnt damit, seine Leser über die Leiden und Trübsale, denen sie unterworfen wären, und die so leicht zu Versuchungen zum Bösen ausschlagen könnten [9]), zu trösten, indem er sie darauf aufmerksam macht, daß grade durch Versuchungen, wenn der erprobte Glaube in ihnen obsiege, die sittliche Kraft des Menschen geübt und seine Tugend vervollkommnet würde (1, 2—4). Wenn die Weisheit, welche

7) Vgl. zu dem Ganzen: Neander, Geschichte der Pflanzung und Leitung der christl. Kirche durch die Apostel, 2. Bd. S. 419 fg. und *Schneckenburger*, Annot. ad. ep. Jac. p. 123 fg. 8) Denn das Wort *συναγωγή* wie *ἐπισυναγωγή* Hebr. 10, 25 von den Versammlungen selbst, und nicht von dem Versammlungsorte zu verstehen, dürfte sich nicht rechtfertigen lassen, s. *Theile*, comm. in ep. Jac. p. 49, 50. u. p. 101. 9) Wenn Credner (Einl. I. §. 217) die *πειρασμοί* bestimmt auf die Scrupel beziehet, welche bei den ungläubigen Juden durch die Aufforderung von Seiten der Gläubigen sich zu Jesu zu bekehren, erregt worden seien, so ist diese Bedeutung des Wortes hier ganz willkürlich angenommen und wird weder durch den Zusammenhang, noch durch die im Briefe vorausgesetzten Verhältnisse seiner Leser empfohlen.

nöthig ist, um in dieser Prüfung durch die Versuchungen zu bestehen, irgend Einem fehle, so möge er nur mit festem und zuversichtlichem Vertrauen Gott um Verleihung dieses Gutes bitten, und dann der Erhörung seines Gebets gewiß sein (V. 5—8). Ebenso sollten die Leser sich nicht etwa darüber betrüben, daß sie überhaupt in armem und niedrigem Stande lebten, und sich dieses Verhältniß etwa zu einer Versuchung werden lassen, der sie unterlägen; sondern sie sollten bedenken, daß sie innerlich grade einen großen Vorzug vor den Höheren und Reichen besäßen (V. 9—12). Überhaupt aber müßten sie ernstlich die Versuchungen bekämpfen und nicht etwa leichtsinnig sich verführen lassen, weil sie ja von Gott kämen, dem zu widerstehen, nutzlos sei. Die Versuchungen würden vielmehr zu solchen erst durch die eigene Lust und die Begierde des Menschen; von Gott könne nur Gutes und Vollkommenes kommen (V. 13—17). Durch die Gnade dieses guten Gottes seien ja auch sie zu Kindern Gottes wiedergeboren, und hätten darum alle Ursache, alle Unreinigkeit und Bosheit von sich abzuthun und z. B. im Verkehre mit ihren Brüdern fern von vorlauter Anmaßung und Leidenschaftlichkeit sich friedfertig und sanftmüthig zu betragen (V. 18—21). — Nachdem so von dem Troste und der liebreichen Zusprache der Übergang zu den Ermahnungen gemacht ist, erinnert der Verfasser seine Leser, daß sie ihre Gesetzeskenntniß auch durch ihr Leben bethätigen sollten, weil eine Tugend und Vollkommenheit, die nur im Wissen und in Worten bestände, aber noch der Unreinigkeit des Herzens Raum lasse und sich nicht in einem liebreichen Betragen gegen die Nebenmenschen und durch einen unbefleckten Wandel zeige, gar keinen Werth habe (V. 22—27). Dagegen sollten sie aber auch in Bezug auf ihr Verhältniß zu den Nebenmenschen nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen, und etwa aus irdischen und weltlichen Rücksichten die Reichen unter ihnen, die es doch niemals mit ihnen gut meinten, bevorzugen vor den Andern. Zwar sei es gut, das Gesetz zu erfüllen, das die Nächstenliebe gebiete; man solle aber auch nur nicht in einen andern, von dem Gesetze ebenfalls verpönten Fehler, in den der Parteilichkeit aus Ansehen der Person, verfallen (2, 1—13). Es sei auch unrecht, wenn man sich, um sich wegen des Mangels an einem guten werkthätigen Leben zu entschuldigen, auf seinen Glauben berufe. Denn dieser an sich, ohne die Werke, sei todt und könne das Heil dem Menschen nicht erwerben. Erst wenn er in Werke auslaufe und durch die entsprechenden Werke vollkommen zu Stande käme, könne er rechtfertigende Kraft haben (2, 14—26). Ebenso wenig solle man seine Weisheit durch ein unberufenes Lehren, durch welches man sich vor Andern geltend mache, zeigen wollen. Denn einmal setze man sich dabei der größten sittlichen Verantwortlichkeit aus, indem es ja so leicht sei, in Worten zu fehlen und solche Fehler doch von der größten Wichtigkeit wären. Und dann sei ja eine Weisheit, bei der man doch noch in gespanntem und feindseligem Verhältnisse mit den Nebenmenschen leben könnte, eine falsche, irdische, ja teuflische; wogegen die wahre himmlische Weisheit sich in einem friedfertigen und frommen Leben zeige (3, 1—18). Überhaupt stammen doch offenbar die Feindseligkeiten und Zwistigkeiten, die zwischen ihnen stattfänden, aus ihrem weltlichen und ungöttlichen Sinne (4, 1—7). Diesen müßten sie daher ablegen, Gott müßten sie sich nahen, ihr Herz reinigen und heiligen, und demüthig sich selbst vor dem Herrn erniedrigen. Dann würden sie nicht mehr ihre Brüder lästern, noch sie richten, sondern das Gericht allein Gott überlassen (4, 8—12). In diesem göttlichen Sinne sollten sie demuthsvoll durch ihr ganzes Leben sich fort und fort ihrer Abhängigkeit von Gott bewußt bleiben und von dem Hochmuthe fern halten, der da meinte, ohne Gott für sich bestehen zu können (4, 13—17). Die Reichen aber und weltlich Gesinnten, die auf ihren Reichthum pochten, würden ihre Götzen in den Staub sinken sehen; die schreiende Ungerechtigkeit, die sie an ihren Brüdern verübt hätten, würde über ihr Haupt kommen und ihnen einst das Gericht und die Verdammniß zuziehen (5, 1—6). Indem nun der Verf. wieder auf den anfänglichen Gedanken zurückkommt, fügt er nunmehr Trostgründe für seine armen, niedrigen Leser hinzu. Sie möchten in ihrem gedrückten Zustande nur nicht verzagen, noch die Geduld verlieren; denn die Wiederkunft Christi, von welchem sie ihren Lohn empfangen würden, sei nahe (5, 7—11). Nun folgen noch einzelne Ermahnungen: eine Warnung vor leichtsinnigem Schwören (V. 12); eine Ermunterung zum Gebete und Danke gegen Gott in den verschiedensten Lagen des Lebens (V. 13); ein Rath, wie die Kranken die geistliche Zusprache, Tröstung und Hülfleistung bei den Ältesten der Gemeinde suchen sollten (V. 14. 15); eine Ermunterung zum gegenseitigen Bekenntnisse der Sünden und gegenseitiger Fürbitte für einander bei Gott (V. 16—18), und endlich die Ermahnung, daß man den fehlenden Bruder mit Liebe zurechtweisen und auf den Pfad der Frömmigkeit zurückführen solle (V. 19. 20).

Aus dieser summarischen Inhaltsanzeige geht hervor, daß die Empfänger des Briefs, wie sie Jacobus sich denkt, arme und vielfach leidende, aber fromme Judenchristen waren, unter denen nur ein zu sehr auf das Theoretische und Verstandesmäßige in der Religion gerichteter Sinn die wahre Heiligung des Herzens und Wandels verhindert hatte, und unter denen sich auch eine Anzahl von Weltkindern (Reichen) befand, welche theils an sich ein ungöttliches, nur im sinnlichen Genuß und in irdischen Freuden das Heil suchendes Leben führten, theils im Verhältnisse zu ihren christlichen Brüdern zu mancherlei Zwistigkeiten und Unfrieden Anlaß gaben. Daher geht denn durch den ganzen Brief der Hauptzweck des Verfassers dahin, jener blos theoretischen Richtung aus allen Kräften entgegenzuarbeiten und zur Eintracht und Friedfertigkeit durch die eindringlichsten Gründe zu ermahnen. Viel specieller ist der Zweck des Briefs von einem neuern Forscher [10]) bestimmt, wenn derselbe darin bestehen soll, daß der Verfasser seinen durch den fortwährenden Aufenthalt in Jerusalem auf diese

10) Credner, Einl. 1. §. 217.

Stadt und auf Palästina beschränkten Wirkungskreis auch auf auswärtige Juden ausdehnen wolle. Dazu sei er durch die Wahrnehmung der Hindernisse veranlaßt worden, die der Verbreitung des Christenthums unter den Juden auswärts am meisten im Wege standen. Diese Hindernisse wären aber gewesen: 1) das trotzige, kalte Zurückweisen der Auffoderung, an Jesus als den Messias zu glauben, darum, weil diese Auffoderung eine Versuchung sei; 2) der Einfluß, der dem Christenthume nicht geneigten vornehmen und reichen Juden; 3) das Gezänk um die Paulinische Lehre vom Glauben (vgl. A.-G. 21, 21); 4) von Seiten der gläubigen Juden eine lästige Geschwätzigkeit (?) und Zudringlichkeit (?). — Allein es ist dieses Alles, was von den angeblichen Hindernissen, die der Verbreitung des Christenthums unter den auswärtigen Juden entgegengestanden hätten, gesagt ist, wenn das Obige Gültigkeit hat, im Briefe selbst durch gar Nichts begründet.

Der im Vorstehenden vertheidigten Ansicht von dem Zustande der Leser, den der Brief Jacobi voraussetzt, und von dem Zwecke, zu welchem er geschrieben ist, wird die *Betrachtung des Verfassers selbst*, wie wir ihn aus dem Briefe, vorzüglich von Seiten seines theologischen Charakters, kennen lernen, noch besonders zur Bestätigung dienen.

Suchen wir nämlich zu erforschen, von welcher bestimmtern Gestaltung des religiösen Bewußtseins Jacobus in seinem Briefe bei seinen Belehrungen, Ermahnungen und Ermunterungen ausgeht, so ist nicht zu verkennen, daß dasselbe entschieden den christlichen Charakter besitzt. Der *Glaube* an Christus ist es, welcher auch ihn beseelt (2, 1), und welcher, wie er den Reichthum des Christen ausmacht (2, 5. vgl. 1, 9), so auch das ganze Leben desselben durchdringen, heiligen und vervollkommnen (2, 22) und alle Christen als Brüder unter sich verbinden und in völliger Gleichheit darstellen soll (2, 1). Christus selbst ist ihm, insofern Gott in ihm sich geoffenbart hat, der *Herr* (*κύριος*, 1, 1; 5, 7. 8. 14), ebenso wie Gott selbst (1, 1. 7; 4, 15). Ja es ist Christus der verklärte Herr, der göttlicher Majestät theilhaftig ist (*κύριος τῆς δόξης* 2, 1), und der einst wieder erscheinen wird zum Gerichte (*παρουσία*, 5, 7 fg.). Und zwar wird der Glaube dargestellt als das innigste, zuversichtlichste Vertrauen (1, 6; 5, 15) und als die eigentliche Grundstimmung des christlichen Gemüths (1, 3). Auch dem Gebete schreibt Jacobus eine große Kraft zu (1, 5; 5, 15), und stellt den echt christlichen Satz an die Spitze seines ganzen Schreibens, daß man über die Leiden der Welt sich nicht betrüben, sondern sie zur Belebung seiner Hoffnung und zur Stärkung der Tugend benutzen solle (1, 2; vgl. Matth. 5, 11; A.-G. 5, 41; Röm. 5, 3; 2 Kor. 8, 4; Hebr. 12, 11; 1 Petr. 2, 20). Endlich ist es vielfach bemerkt, daß mehre Stellen bei Jacobus sich sehr deutlich als Anspielungen auf Aussprüche Christi zu erweisen scheinen. Vgl. 1, 5. 6 mit Matth. 7, 7; 21, 22; — 2, 8 mit Matth. 22, 39; — 2, 13 mit Matth. 5, 7; — 25, 34—36; — 3, 18 mit Matth. 5, 9; — 5, 6 mit Matth. 5, 39; — 5, 12 mit Matth. 5, 34—37.

Dabei ist es aber doch in hohem Grade auffallend, daß das Charakteristische und Unterscheidende des Christenthums, sein eigentlicher Kern, in dem Briefe gar nicht berührt und gänzlich ignorirt wird. Dahin gehört z. B. die ganze Erlösungslehre; die Darstellung der göttlichen Gnade, die den verirrten Sünder durch den Sohn Gottes vom Verderben erretten will; die Bedeutung und Kraft des Todes Jesu; die Lehre von der Versöhnung mit Gott durch Christum und von dem Heile, welches die Gläubigen in dem durch Christus ihnen mitgetheilten ewigen Leben besitzen — lauter Lehren, die wesentlich in einem christlichen Glaubensbewußtsein doch irgendwie eine Stelle haben müssen, die von den übrigen Aposteln, einem Paulus, Johannes, Petrus und im Briefe an die Hebräer mehr oder weniger hervorgehoben sind, und deren dessenungeachtet in dem Briefe des Jacobus mit keinem Worte Erwähnung geschieht. Man darf aber nicht etwa meinen, daß eben wegen des besondern Stoffs, den der Brief behandelt, und wegen des eigenthümlichen Tons, in welchem er gehalten ist, kein Raum zur Erklärung über jene Dinge gewesen sei. Im Gegentheil treffen wir es häufig an, daß der Verfasser zur Motivirung seiner einzelnen Vorschriften und Ermahnungen auch da nur aus rein jüdischem Bewußtsein redet, wo ihm leicht andere passende specifisch christliche Beweggründe zu Gebote stehen mußten. Wenn z. B. Jacobus zur Bruderliebe ermahnen will, so weiß er dafür keinen andern Grund anzuführen, als daß dieselbe im Gesetze geboten sei, welches seine Übertreter richten würde (2, 8—13). Wie ganz anders verhält sich in gleichem Falle Johannes (1 Joh. 3, 10), der sogleich auf den Zusammenhang dieser Pflicht mit dem ganzen christlichen Glauben hinweiset! Vgl. noch 1 Joh. 2, 14—18; 4, 7—12. 17—21; 5, 2; Röm. 14, 10; 1 Petr. 1, 17—22, in welcher letztern Stelle namentlich die Motive zu einem heiligen Wandel und zu einer herzlichen Bruderliebe aus dem innersten Kerne des christlichen Glaubens, aus der Betrachtung der unendlichen Liebe Gottes, die sich in der Erlösung der Menschen durch Christum so herrlich bethätigt hat, geschöpft sind. — Um seine Leser vor dem Misbrauche der Zunge zum Fluche gegen die Nebenmenschen zu warnen (3, 9—13), beruft er sich nur darauf, daß ja Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen habe, und ziehet dann noch einige aus der Betrachtung der Natur hergenommene Gründe herbei, während doch grade hier hervorzuheben war, daß die Christen als Genossen *eines* Heils und als Kinder *eines* himmlischen Vaters unter einander Brüder seien, und noch obendrein eine Berufung auf das Beispiel Christi, wie 1 Petr. 2, 21—24, so sehr an ihrer Stelle gewesen wäre. Ebenso würde das Thema der Schlußverse, daß man verirrte Sünder zu bekehren suchen solle, z. B. von einem Petrus (nach 1 Petr. 3, 18 ff.) ganz anders und in einem mehr specifisch-christlichen Geiste behandelt worden sein. Überhaupt ist Christus selbst so wenig in den Mittelpunkt des religiösen Lebens des Verfassers gestellt, daß er sich nirgends auf sein Beispiel oder seine Lehre oder auf sein Wirken bezieht, sondern immer alttestamentliche Vorbil-

der und Beispiele anführt. So wird die Nothwendigkeit der Werke zur Erlangung des Heils an dem Beispiele Abrahams und der Rahab, die doch so zweideutigen sittlichen Charakters war, gezeigt (2, 21—25). Um die Tugend der Geduld zu empfehlen, fällt es dem Verfasser nicht ein, auf den leidenden Christus zu verweisen, wie es der Verfasser des Br. an die Hebr. thut (12, 2), sondern er stellt die Propheten des A. B. und Hiob als Exempel auf (5, 10. 11). Auch für die Kraft und die Wirksamkeit des gläubigen Gebets weiß er keinen ausdrücklichen Ausspruch Christi anzuführen, sondern es muß hier das Beispiel des Elias zum Beweise dienen (5, 15. 17).

Wir sehen also, daß auch das christliche Bewußtsein des Jacobus selbst sich noch nicht völlig aus der Schale des Judenthums gelöset hatte. Er glaubt zwar an Christum, und legt diesen Glauben zuweilen seinen sittlichen Ermahnungen zum Grunde (2, 1), aber er kennt ihn nur als den *κύριος τῆς δόξης*, womit er sich an den jüdischen Glauben anschließt, nach welchem der Messias ganz mit der Schechina verglichen wird. Außerdem verehrt er Christum nur noch als den Richter der Welt, der bei seiner nahe bevorstehenden Wiederkunft sein Amt verrichten werde (5, 7 ff.). Er kennt zwar eine Wiedergeburt, durch welche die Menschen zu Geschöpfen Gottes selbst würden (1, 18), aber er weiß diese Wiedergeburt nicht in Zusammenhang mit dem ganzen Leben des Menschen in einem Reiche Gottes zu setzen. Ja, was die ganze Stärke des Briefes ausmacht und worin der ganze Sinn desselben liegt, das ernstliche und eifrige Dringen auf ein frommes Leben, die praktische Richtung, der durchaus und streng sittliche Geist, der in ihm herrscht, — ist denn alles dieses etwas anderes als die gesetzliche jüdische Richtung freilich in voller Reinheit, ausgeprägt? Und wenn diese Jacobus durch seinen Brief im Namen des Christenthums geltend macht, thut er da etwas anderes, als daß er das Christenthum als ein vervollkommnetes und verklärtes Gesetz betrachtet? Wol nennt er es ein Gesetz der Freiheit und scheint sich dadurch dem Apostel Paulus (Gal. 5, 1) weit genug zu nähern, um dem Vorwurfe des jüdischen Geistes füglich entgehen zu können. Allein wenn er denn doch das Christenthum noch als ein Gesetz (*νόμος*) betrachtet, sei es auch ein Gesetz der Freiheit, so hat er es in seinem Unterschiede von dem Judenthume so wenig begriffen und das Jüdische mit dem Christlichen so gemischt, daß man kein Bedenken tragen kann, den Jacobus als Repräsentanten des echten Judenchristenthums anzusehen. Es ist der Brief des Jacobus ganz in demselben Sinne geschrieben wie das Evangelium des Matthäus, und es ist oft bemerkt worden, daß er in seinem einen strengen sittlichen Ernst und eine so reine praktische Lehr- und Lebensweisheit athmenden Geiste am meisten der einfachen und doch so erhabenen Bergrede Jesu zu vergleichen sei[11]). Die Hypothese von Augusti[12]), daß Jacobus zu der Secte der Essäer gehört habe, weil einzelne seiner Aussprüche eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den essäischen Grundsätzen hätten, dürfte sich deshalb weniger empfehlen, weil der ganze auf die Besserung des Lebens gerichtete praktische Geist des Jacobus doch dem mystischen und contemplativen Wesen jener anachoretischen Secte schnurstracks zuwiderläuft. Es hat daher diese Hypothese auch außer Pott[13]) kaum sich besondere Anhänger erworben.

Es entsteht hier die nicht nur für die Ansicht über den Brief des Jacobus, sondern auch überhaupt für die biblische Theologie und die Geschichte des Urchristenthums wichtige Frage, wie sich die Lehre des Jacobus von dem Glauben und den Werken zu der des Apostels Paulus von der Rechtfertigung durch den Glauben verhalte. Die Literatur über diesen sehr häufig und in verschiedenem Sinne behandelten Gegenstand s. bei Theile (comm. in ep. Jac. p. 145 sqq.). Um die Untersuchung über die verschiedenen Ansichten, entweder daß eine von Jacobus beabsichtigte Polemik gegen Paulus geübt worden sei, oder daß von Jacobus nur ein von Seiten seiner Leser begangenes Misverständniß der Paulinischen Lehre gerügt werde, oder endlich, daß überhaupt nur ein Einfluß der Paulinischen Lehre auf das Glaubensbewußtsein des Jacobus stattgefunden habe, zu vereinfachen, stellen wir 1) die Frage, ob sich die Art, wie sich Jacobus über das Verhältniß des Glaubens und der Werke erklärt, nur aus einer irgendwie geschehenen Berücksichtigung der Paulinischen Lehre, oder auch auf andere Weise, ohne die Annahme eines derartigen Einflusses, hinreichend erklären lasse, um darauf 2) erörtern zu können, ob zwischen der Lehrform des Jacobus und der des Paulus ein wirklicher Widerspruch stattfinde oder nicht.

Es ist in der That eine bemerkenswerthe und auffallende Erscheinung, daß Jacobus, indem er den blos theoretischen abstracten Glauben seiner Leser als einen völlig leeren und todten darstellen und dagegen die Nothwendigkeit der Werke zur Rechtfertigung erweisen will (2, 14—26), hier und da so spricht, daß er in denselben Formeln und Ausdrücken das zu behaupten scheint, was Paulus leugnet. Bei Jacobus heißt es 2, 24: *Ὁρᾶτε, ὅτι ἐξ ἔργων δικαιοῦται ἄνθρωπος, καὶ οὐκ ἐκ πίστεως μόνον* — wogegen Paulus spricht Röm. 3, 28: *Λογιζόμεθα γὰρ δικαιοῦσθαι πίστει ἄνθρωπον, χωρὶς ἔργων νόμου.* Vgl. auch noch Jac. 2, 17; 2, 25 mit Röm. 3, 20; Gal. 2, 16; Jacobus sagt 2, 21: *Ἀβραὰμ ὁ πατὴρ ἡμῶν οὐκ ἐξ ἔργων ἐδικαιώθη;* — Paulus aber Röm. 4, 1 fg.: *Εἰ γὰρ Ἀβραὰμ ἐξ ἔργων ἐδικαιώθη, ἔχει καύχημα, ἀλλ' κ. τ. λ.* So finden sich hier die Paulinischen Stichwörter: *πίστις, ἔργα, δικαιοῦσθαι* angewendet, und grade in der bei Paulus stehend gewordenen Verbindung *ἐκ πίστεως, ἐξ ἔργων δικαιοῦσθαι*, welche in den nicht Paulinischen Schriften, den Pauliner Lucas (Ev. 18, 14) ausgenommen, nirgends, und auch in dem Briefe des Jacobus nicht weiter, vorkommt. Ferner dürfte es kaum als zufällig zu achten sein, daß beide, Jacobus und Paulus, in der Anführung des Beispiels

11) Vgl. Schneckenburger, Beitr. S. 196 fg. Neander, Gesch. der Pflanzung u. Leitung u. s. w., II, S. 419 fg. 656 fg. Kern, der Charakter u. Ursprung d. Br. Jac. S. 7—23.
12) Die kath. Brr. neu übers. u. erkl. 1. Thl.

13) N. T. graece etc. ed. *Kopp.* IX. Vol. Fasc. I.

Abrahams zur Erhärtung ihrer beiderseitigen Lehre zusammentreffen. Endlich müßten wir uns sehr wundern, wie Jacobus grade, der strenge Sittenprediger, darauf verfiel, die Rahab, eine Hure (Jos. Cap. 2, vgl. 6, 17), als Beispiel eines werkthätigen Glaubens anzuführen, zumal da sie doch im A. T. gar nicht in dieser Beziehung gerühmt wird, wie dies wohl bei Abraham der Fall ist, wenn wir nicht glücklicherweise fänden, daß auch der Verfasser des Br. a. d. Hebr. (11, 31), der aber freilich durch seinen eigenthümlichen Gedankengang darauf geführt wurde, diese Person neben Abraham grade auch ihres Glaubens wegen gepriesen hat, und sich uns so leicht das Räthsel durch die Annahme einer Abhängigkeit des Jacobus von dem Briefe an die Hebräer löste. Da nun der Verf. dieses Briefs offenbar ein mit der Paulinischen Lehre vertrauter Mann war, so würde dieses wieder mittelbar für eine Abhängigkeit des Jacobus von Paulus sprechen[14]).

Indessen dürften sich doch hiergegen gegründete Einwendungen erheben lassen. Daß der Ausdruck *δικαιοῦσθαι*, *δικαιοσύνη* ꝛc. schon im jüdischen Sprachgebrauche gegeben war, um diejenige sittliche Beschaffenheit des Menschen zu bezeichnen, welche als die Bedingung des göttlichen Wohlgefallens an ihm und der göttlichen Hulderweisung gegen ihn, mithin die Bedingung seines Heils (*σωτηρία*), galt, dürfte als allgemein zugestanden angesehen werden können. Findet man ja doch eben darin, daß der Apostel Paulus auch noch als Christ die *δικαιόσυνη ἐνώπιον τοῦ θεοῦ* als das Ziel des christlichen Lebens hinstellt, mit Recht ein Zeugniß davon, daß auch bei ihm die Bekehrung nicht magisch geschah und der Glaube an Christum etwas von seinem übrigen geistigen Leben ganz Isolirtes war, sondern sich im Gegentheil organisch mit seinem ganzen bisherigen religiösen Bewußtsein und Leben verband! Wenn daher Jacobus sich dieses terminus auch in der besprochenen Stelle bedient, so braucht er ihn gar nicht erst aus der Paulinischen Lehrform hergenommen zu haben; sondern es bot sich ihm eben der Ausdruck aus dem allgemeinen jüdischen Sprachgebrauche wie von selbst dar. Das zeigt sich hier noch klarer daraus, daß im Anfange seiner Exposition Jacobus diesen Ausdruck gar nicht gebraucht. Er bezeichnet vielmehr die Verwerflichkeit des von ihm bekämpften Glaubens so, daß er — die *δικαιοσύνη* als Mittelglied zwischen der *πίστις* und der *σωτηρία* überspringend — ihm die Heilskraft unmittelbar abspricht (*μὴ δύναται ἡ πίστις σῶσαι*; V. 14), und ihn überhaupt als einen in sich selbst todten schildert (*νεκρὰ καθ' ἑαυτήν* V. 17. vgl. V. 20). Erst, als er auf das Beispiel Abrahams zu reden kommt, gibt ihm die Stelle 1 Mos. 15, 6, die er eben aus der alexandrinischen Übersetzung anführen will, wo die Formel *ἐλογίσθη αὐτῷ εἰς δικαιοσύνην* vorkommt (V. 23), Veranlassung, sich dieses technischen Ausdrucks zu bedienen V. 21. — Ebenso ist oben nachgewiesen, daß es eine religiöse Richtung unter den Juden gab, welche einen großen Werth auf die *πίστις* als solche legte und sie als etwas Verdienstliches, Heilskräftiges betrachtete. Daß endlich auch der Begriff der *ἔργα* im Judenthume schon gegeben war, wird ohnehin nicht in Abrede gestellt, da ja dasselbe grade wesentlich auf das Thun des im Gesetze Gebotenen (das *ἐργάζεσθαι*) gerichtet war. Der Gebrauch dieser einzelnen termini an sich von Seiten des Jacobus wird daher auch gar nicht als etwas Besonderes angesehen. Aber die Zusammensetzung dieser Ausdrücke zu den Formeln *ἐκ πίστεως δικαιοῦσθαι* und *ἐξ ἔργων δικαιοῦσθαι*, diese ist aus dem jüdischen Sprachgebrauche nicht nachzuweisen, sondern ist dem Apostel Paulus so ausschließlich und „von Vorn herein" eigen, daß ihr Vorkommen bei Jacobus sich nur durch die Annahme seiner Abhängigkeit von Paulus erklären läßt[15]). — Aber wenn zugestandenermaßen mit den einzelnen Begriffen der Rechtfertigung, des Glaubens und der Werke, auch die bestimmten Ausdrücke *δικαιοσύνη* (*δικαίωσις*, *δικαιοῦσθαι*), *πίστις* und *ἔργα* gegeben waren, und wenn entweder die *πίστις* oder die *ἔργα* schon im Judenthume als die Bedingung und als der Grund der Rechtfertigung angesehen wurden, was war denn dann, wenn der Begriff einer durch das Eine oder durch das Andere zu vollziehenden Rechtfertigung ausgedrückt werden sollte, natürlicher, als daß man eben diesen Begriff mit dem Ausdrucke *δικαίωσις* (*δικαιοῦσθαι*) *ἐκ πίστεως* oder *δικαίωσις ἐξ ἔργων* bezeichnete? Ja was für eine andere Ausdrucksweise war denn überhaupt möglich? Was für ein besonderes Wagniß hat also Paulus gethan, oder was hat er Neues und Eigenthümliches aufgebracht, wenn er sich der zusammengesetzten Formel der *δικαίωσις ἐκ πίστεως* im Gegensatze zu der *δικαίωσις ἐξ ἔργων* bediente, um den Unterschied zwischen Christen- und Judenthum zu bezeichnen? Das Neue und Eigenthümliche besteht nicht in dem Gebrauche dieser Formel, sondern in dem eigenthümlichen Begriffe, den Paulus mit dem Worte *πίστις* verbindet, und kraft dessen jener Gegensatz erst seine rechte Spitze erhielt. Ebenso gut wie Paulus konnte daher jeder Andere, und also auch Jacobus, wenn er in den Fall kam, von einer durch den Glauben oder von einer durch die Werke zu erzielenden Rechtfertigung reden zu müssen, sich jener Ausdrucksweise bedienen, und konnte sie unmittelbar aus dem jüdischen Gedanken- und Gesichtskreise entnehmen, ohne sie erst von dem Apostel Paulus erborgen zu müssen. Und wenn jene Formel bei keinem andern neutestamentlichen Schriftsteller, nicht einmal im ersten Briefe Petri, „dem so sichtbar Paulus und seine Lehre als Vorbild vorschwebt", ja, wenn sie auch nicht bei Philo vorkommt, der „doch sonst so viele Parallelen für die neutestamentliche Lehr- und Ausdrucksweise darbietet:" so erklärt sich diese Erscheinung sehr einfach daraus, daß eben diese nach der eigenthümlichen Bestimmung und Abzweckung ihrer Schriften, sowie nach ihrer besondern religiösen Richtung gar nicht in den Fall kamen, von einem christlichen oder jüdischen Bewußtsein, das sich in Form einer *δικαίωσις ἐκ πίστεως* oder *ἐξ ἔργων* ausgesprochen hätte, reden zu müssen.

14) S. de Wette in den theol. Studien und Kritiken 1830. 2. H.

15) Kern a. a. O. S. 41.

Noch weniger kann aber die Bemerkung verschlagen, daß in seiner Berufung auf Abraham Jacobus dem Paulus nachgeahmt haben müsse. Wie viel die Auctorität des Abraham bei den Juden galt, und wie immer auf den Stammvater als auf ihr Vorbild von ihnen hingewiesen wurde, ist bekannt, und legt sich aus vielen derartigen Anführungen des N. T. zu Tage. Es konnten daher auch die Apostel ihrer Lehre bei ihren Landsleuten keine größere Empfehlung angedeihen lassen, als wenn sie dieselbe durch das Beispiel Abraham's bekräftigten. Nun war aber dieser vorzüglich wegen der Tugend, um deren willen er in der von Paulus und Jacobus citirten Stelle 1 Mos. 15, 6 gerühmt wird, wegen seines Gottvertrauens, hochgeachtet und gepriesen, und grade die citirte Stelle scheint in Aller Munde gewesen zu sein. Vgl. Sir. 44, 20; 1 Macc. 2, 52; Hebr 11, 8. Wie konnten es daher die beiden Apostel, Paulus und Jacobus, umgehen, sich wegen ihrer Lehre mit Abraham in Verhältniß zu setzen? Daß beide so durch die Umstände gezwungen wurden, das Beispiel des Erzvaters für sich anzuführen, ergibt sich daraus, daß bei beiden dasselbe zu ihrem besondern Zwecke eigentlich nicht recht paßt. Bei Paulus nicht, weil der Glaube des Abraham keineswegs dem von ihm besonders in seiner Schärfe und christlichen Bedeutung ausgeprägten Begriffe vom Glauben adäquat, sondern nur etwas dem Analoges ist; bei Jacobus aber nicht, weil die von Abraham handelnde citirte Stelle nach dem exegetischen Augenscheine seinem Satze eher widerspricht als einen Beweis dafür angibt. Denn 1) heißt es ja doch in der Stelle ausdrücklich, daß Abraham wegen seines Glaubens gerechtfertigt ward (*ἐπίστευσε — καὶ ἐλογίσθη αὐτῷ εἰς δικαιοσύνην*); und 2) folgte ja die Opferung Isaak's, durch welche nach Jacobus (2, 21) seine Rechtfertigung bedingt sein soll, erst eine geraume Zeit nach jener göttlichen Belobung des Abraham, vgl. 1 Mos. C. 22. Es geschieht daher nicht ohne alle Willkür, wenn Jacobus mit seinem: *καὶ ἐπληρώθη ἡ γραφή* (V. 23) durch die Aufopferung des Isaak den Glauben des Abraham erst vollendet werden läßt, und es kann mithin seine Anführung nur so viel beweisen, daß seine Behauptung von der Nothwendigkeit der Werke zur Rechtfertigung durch das Beispiel Abraham's **nicht widerlegt** werde, indem ja bei Abraham neben seinem Glauben auch die dazu gehörigen Werke sich vorgefunden hätten. Wir müssen also wol glauben, daß Jacobus, wie Paulus, kaum darauf verfallen sein würden, ihre Sätze durch Abraham's Beispiel zu erhärten, wenn nicht ein solches Verfahren zu sehr in ihrer, wie in der jüdischen Denkweise überhaupt, begründet gewesen wäre.

Daher ist man denn auch geneigt, diesen Grund für eine Abhängigkeit des Jacobus von Paulus preiszugeben; pocht aber dann um so stärker auf das sonderbare und anstößige Beispiel der Rahab, deren Andenken doch nicht so in Saft und Blut bei den Juden übergegangen sein konnte, daß eine Berufung auf ihre gefällige Gastfreundschaft, die sie den spionirenden Boten des Josua erwiesen, und wobei sie noch obendrein sich einer Unwahrheit gegen ihren angestammten König schuldig gemacht, bei jeder Gelegenheit als unerläßlich hätte erscheinen müssen. Um es uns nun erklärlich zu machen, wie Jacobus von sich selbst, ohne grade von dem Verf. des Br. a. d. Hebr. irgendwie abhängig zu sein, auf die Erwähnung der Rahab verfallen konnte, mögen wir allerdings leicht auf den Grund verzichten, daß nach **Meuschen**[16]) die Rahab zu den vier Frauen gehörte, welche von den Juden als die schönsten des Alterthums gefeiert waren. Mehr schon könnte es bedeuten, daß die Rabbinen, wenn sie etwas durch Beispiele belegen wollten, Beispielen von Männern auch ähnliche von Frauen an die Seite zu setzen pflegten[17]). Wiewol man auch hier sagen kann, daß Jacobus in seinem Falle besser gethan haben würde, sich der Anführung einer Rahab zu enthalten, als sich auf eine so übel berüchtigte Person[18]) zu berufen. Wäre es ihm blos um das Beispiel einer Frau zu thun gewesen, so hätte er sich ja viel füglicher auf Sara beziehen mögen, (vgl. Hebr. 11, 11). Wir wollen daher nur fragen: worauf beruhet denn der eigenthümliche Gedankengang," durch welchen der Verfasser des Br. a. d. Hebr. zur Erwähnung der Rahab geführt ward, wenn dieses doch so etwas Anstößiges sein soll? So viel man entdecken kann, findet sich in jener Stelle des Briefs a. d. Hebr. nichts Eigenthümliches weiter, als daß der Verfasser seine Leser ermahnen will, im Glauben recht standhaft zu verharren, auch wenn sie den Gegenstand ihres Glaubens und ihrer Hoffnung nicht sogleich erfüllt sehen sollten, und daß es ihm also darauf ankam, der Paränese wegen recht viele Exempel der Tugend, die er empfehlen will, neben einander zu stellen. Daher zählt er aus der heiligen Geschichte eine Menge von Glaubenshelden auf, indem er nicht etwa an verlegene und weit hergeholte Dinge und Thatsachen erinnert, sondern sich auf Personen und Geschichten beruft, die zu den allgemein bekannten und gefeierten gehörten. Schon daraus also, daß in dem Briefe an die Hebr. die Rahab in so ehrenwerther Gesellschaft erscheint, ist zu schließen, daß das Anstößige, welches in ihren Verhältnissen liegen konnte, in den Augen der damaligen Juden seine Bedeutung verloren haben mußte. Und so war es auch! Rahab war die erste, welche von den abgöttischen Kanaanitern sich zu dem einzigen, wahren Gott Israel's bekannte, und ihren Glauben an Jehovah durch die Errettung der Botschafter Josua's bethätigte. Sie war die erste Proselytin, indem sie mit ihrer ganzen Familie zu dem Judenthume übertrat (Jos. 6, 25). Durch ihre That hauptsächlich hatte der Herr die Stadt Jericho in die Hände der Israeliten gegeben. Was bedurfte es bei dem particularistischen Geiste der Juden mehr, um die Makel ihres frühern Lebens vergessen zu machen, und ihren Namen, an welchen sich die Erinnerung an die Eroberung Jericho's, die erste glückliche und bedeutende Waffenthat, durch welche Israel festen Fuß

---

16) N. T. ex Talmude etc. illustr. zu Matth. 1, 5. S. 41. 17) Vgl. Hebr. 11, 35. S. *Schneckenb.* annot. zu 2, 25. 18) **Meuschen** a. a. O.: Quia dixit *Mor* (Doctor aliquis Talmudicus), Nullum fuisse principem et ducem, qui non congressus fuerit cum Rachab meretrice.

im gelobten Lande gewann, knüpfte, fort und fort für alle Zukunft in frischem Andenken zu erhalten? Die Juden behaupteten von ihr, daß sie ihren frühern losen Lebenswandel herzlich bereut, daß Josua sie zur Frau genommen habe, und daß acht Propheten und Priester, sowie die Prophetin Hulda, unter ihren Nachkommen gezählt würden [19]). Wegen dieser Celebrität der Rahab konnte also wol Jacobus ebenso gut selbständig auf ihre Erwähnung verfallen, als der Verfasser des Briefs an die Hebräer, und die Berücksichtigung grade dieses Briefs von Seiten des Jacobus ist darum um so unwahrscheinlicher, weil ja in demselben vom Glauben in einem ganz andern Sinne, als bei Jacobus, geredet wird. Denn an jener Stelle des Br. a. d. Hebr. wird nicht von dem Glauben als Bedingung der Rechtfertigung, sondern insofern er in einem festen und unwandelbaren Vertrauen und in einem bestimmten Fürwahrhalten auch der übersinnlichen Dinge erkannt wird, gehandelt [20]). Dazu kommt, daß sehr begreiflich ist, wie grade Jacobus dringende Veranlassung haben mußte, der Rahab zu gedenken. Denn wegen des gottlosen Lebenswandels, den sie geführt hatte, konnten sich ja seine Gegner mit vorzüglichem Scheine auf sie berufen, und beriefen sich vielleicht auch wirklich auf sie, um zu beweisen, daß nur der Glaube, als bloßes theoretisches Fürwahrhalten gedacht, Gottes Gnade und Huld dem Menschen erwürbe. Darum mußte es dem Jacobus wichtig sein, vor Allem diesem Beispiele seine Beweiskraft in der genannten Beziehung zu rauben. Es war daher die Anführung der Rahab neben dem durch seinen gottesfürchtigen Wandel ebenso sehr, wie durch sein Vertrauen auf Gott berühmten und gepriesenen Abraham nichts weniger als überflüssig.

So wenig daher das Vorkommen des besprochenen Irrthums über den Glauben auf Seiten der Leser des Jacobus nothwendig nur seine Erklärung in einem Misverständnisse der Paulinischen Lehre haben muß, ebenso wenig findet irgend eine Nöthigung statt, den Gebrauch der eigenthümlichen technischen Formeln, deren sich Jacobus bedient, aus einer auf die Paulinische Terminologie genommenen Rücksicht herzuleiten und daraus auf eine Abhängigkeit des Jacobus von Paulus zu schließen. Wenn nun aber dennoch nicht zu leugnen ist, daß die oben verglichenen beiderseitigen Aussprüche des Paulus und Jacobus sich wie Affirmation und Negation, also ganz antithetisch, zu einander zu verhalten scheinen, so könnte dieses auf die Meinung führen, daß Jacobus mit Willen und Absicht die Paulinische Rechtfertigungslehre leugnen, und seine eigene, die freilich eine ganz andere ist, dagegen geltend machen wolle, ohne grade diese Absicht auszusprechen, und daß er es vermieden habe, seine Ansicht als eine der Paulinischen entgegengesetzte einzuführen, weil ein Gegensatz gegen den angesehenen Apostel, den er selbst offen und ausdrücklich bekannt hätte, offenbar dem Eindrucke seiner eigenen Lehre bedeutenden Eintrag hätte thun müssen. Diese Meinung wird sich am besten in ihrer Unstatthaftigkeit erweisen, wenn wir das Verhältniß der Lehre des Jacobus zu der des Paulus in's Auge fassen, und daraus, um dieses Resultat einstweilen voraus anzudeuten, die Überzeugung gewinnen, daß grade über den bestrittenen Irrthum und über die Unerläßlichkeit eines thätigen Glaubens beide Apostel in der vollsten Übereinstimmung sich finden und mithin eine desfallsige Polemik gegen Paulus von Seiten des Jacobus etwas ganz Nutz- und Zweckloses, ja ein Kampf mit Windmühlen, gewesen sein würde.

Suchen wir uns deutlich zu vergegenwärtigen, wie Jacobus den bei seinen Lesern vorhandenen Irrthum widerlegt, so finden wir leicht, daß seine Rede auf den zweifachen Beweis gerichtet ist: 1) daß ein Glaube, der der Werke entbehrt, gar kein rechter Glaube sei und diesen Namen gar nicht verdiene, weil er, ohne alle Lebenserweisungen, todt an sich selber sei (V. 15—17), weil es dann auch gar keine Kriterien gebe, aus welchen man auf sein Vorhandensein schließen könne (V. 18), und weil, weit entfernt, daß er den Menschen zu bessern vermöchte, im Gegentheil das gottloseste und unseligste Leben bei ihm bestehen könnte (V. 19); und 2) daß ein solcher Glaube auch todt in Bezug auf die ihm zugeschriebene Wirkung sei (V. 20), indem er, wie aus einigen biblischen Beispielen gezeigt wird, die Rechtfertigung nicht zu Wege zu bringen vermöge (V. 21—26). Das Zweite folgt nothwendig aus dem Ersten. Denn da dem Jacobus der Glaube an sich, wie ihn seine Leser zu haben behaupteten, gar kein rechter Glaube ist, so kann er natürlich auch keine rechtfertigende Kraft haben, sondern es bedarf dazu, daß er erst die aus ihm fließenden Werke mit zu Stande bringe, zu ihrer Hervorbringung mitwirke (*βλέπεις, ὅτι ἡ πίστις συνήργει τοῖς ἔργοις αὐτοῦ;* V. 22). Dadurch wird erst der Glaube vollendet (*καὶ ἐκ τῶν ἔργων ἡ πίστις ἐτελειώθη* V. 22), indem er nun, da er durch die Werke sein nothwendiges Complement gefunden, nicht mehr eine bloße Scheinexistenz, sondern wirklich Realität hat, und daher die durch seine vollkommene Erscheinung in den Werken bedingte Wirkung der Rechtfertigung äußern kann. So sind denn die Werke gleichsam nur die äußere Seite, die Erscheinungsform des Glaubens, und wie die Seele die Bedingung des Lebens bei dem Körper ist, so sind die Werke die Äußerung des Lebens bei dem Glauben (V. 26). Ohne dieses in den Werken sich kundthuende Leben, wenn er allein bleibt, kann der Glaube den Menschen nicht rechtfertigen, sondern diese Kraft besitzt er nur vermöge der seinen Begriff ergänzenden, aus ihm fließenden und von ihm zu Stande gebrachten Werke (*ἐξ ἔργων δικαιοῦται ἄνθρωπος καὶ οὐκ ἐκ πίστεως μόνον* V. 24). Diese Erklärung über den Glauben stimmt ganz damit überein, wie sich Jacobus auch außerdem, ohne jene specielle Beziehung auf den Irrthum seiner Leser, über den Glauben erklärt. Denn wenn durch die Leiden der Glaube des Menschen geprüft und dadurch einerseits das gläubige Vertrauen und Hoffen auf Gott in der Geduld (*ὑπομονή*), andererseits aber die sittliche Vollkommenheit des Lebens (*ἔργον τέλειον*) zu Wege gebracht wird (1, 3), so

19) S. *Meuschen.* l. c. p. 40. 20) S. Bleek, Einl. zu dem Br. an die Hebräer S. 310 fg.

ist ja doch eben damit der Glaube nicht nur als eine durch die Anerkenntniß Jesu als des Messias (2, 1) bedingte Lebensstimmung des Menschen bezeichnet, sondern auch zugleich nach seiner innern (ὑπομονή) und äußern Seite (ἔργα) beschrieben. Halten wir an diese Darstellung des Jacobus die Erklärungen des Apostels Paulus über den Glauben, so wird Niemand leicht den vollen Einklang, in welchem beide stehen, verkennen. Auch dem Paulus ist der Glaube so sehr ein thätiges Lebensprincip, daß man mit allem Rechte behaupten kann, Paulus könne von einem todten Glauben gar nicht reden [21]), weil ein solcher ihm ein Unding sein müßte. Auch dem Apostel Paulus ist der Glaube wesentlich ein durch die Liebe thätiger (πίστις δι' ἀγάπης ἐνεργουμένη Gal. 5, 6; vgl. Jac. 1, 21 fg. 2, 8); das sittliche Verhalten ist nach ihm so wenig gleichgültig, daß davon sogar das Wohl oder Wehe des Menschen im künftigen Sein abhängig ist (2 Kor. 5, 10), und der Glaube ist nur insofern Bedingung der Rechtfertigung, als durch ihn ein Leben in Christo und für Christum gewirkt wird (Röm. 6, 8). Ebenso gibt sich auch in Betreff der Wirkung des Glaubens, der Rechtfertigung vor Gott, zwischen den beiden Aposteln keine Differenz zu erkennen. Nach dem Paulinischen Begriffe der δικαιοσύνη παρὰ τῷ θεῷ hat dieselbe zu ihrer nothwendigen Voraussetzung 1) von Seiten des (zu rechtfertigenden) Menschen das Bewußtsein der ihm mangelnden eigenen Gerechtigkeit und seiner Sündenschuld, vermöge welcher er als ein von Gott Entfremdeter unter dem Zorne Gottes stehet und in dem Verderben (ἀπώλεια) sich befindet, und 2) von Seiten (des rechtfertigenden) Gottes die göttliche Gnade, welche den Menschen, der ein ἄδικος ist, doch als einen δίκαιος behandelt, indem er ihm ohne sein Verdienst eine Gerechtigkeit gleichsam geschenksweise (δωρεάν) zurechnet, ihn dadurch selbst zu einen δίκαιος macht und somit in ein Verhältniß setzt, in welchem er des Heils (σωτηρία) theilhaftig werden kann. Der Zustand, in welchem sich da der Mensch befindet, ist eben die δικαιοσύνη παρὰ τῷ θεῷ (ἐνώπιον τοῦ θεοῦ) im Gegensatze zu der ἰδία δικαιοσύνη, und der göttliche Act, durch welchen dieser Zustand herbeigeführt wird, ist die δικαίωσις (τὸ δικαιοῦν) und geschieht auf den Grund des Glaubens (πίστις), durch welchen ein neues Lebensprincip in den Menschen eingepflanzt wird. — In ganz gleicher Weise ist auch Jacobus durchdrungen von dem Bewußtsein der menschlichen Sündhaftigkeit, welche es zu einer eigends erworbenen Gerechtigkeit nicht kommen läßt (3, 2). Gottes Gnade ist es vielmehr, die durch das Wort der Wahrheit, welches sie durch Christum in die menschliche Natur einpflanzt, hier eine neue Schöpfung bewirkt und die Wiedergeburt des Menschen veranlaßt (βουληθεὶς ἀπεκύησεν ἡμᾶς κ. τ. λ. 1, 18). Durch den thätigen Glauben, welcher den Zustand der Wiedergeburt durch das Wort der Wahrheit hervorruft, tritt dann der Mensch in das Verhältniß der Rechtfertigung vor Gott, die von Jacobus als eine Freundschaft Gottes (καὶ φίλος θεοῦ ἐκλήθη 2, 23; vgl. Jes. 41, 8.; 2 Chron. 20, 7) beschrieben wird. In diesem Zustande mag sich der Mensch der göttlichen Liebe und des Wohlgefallens Gottes trösten, indem er nun als ein Kind Gottes Heil und Leben erlangt. So bestand ja auch die Rechtfertigung der Rahab darin, daß sie wegen ihres gegen Gott bewiesenen thätigen Glaubens von dem allgemeinen Verderben der Bewohner Jericho's ausgenommen ward und durch Gottes Huld und Gnade fortan unter den Israeliten glücklich leben durfte (Jos. 6, 17. 25). Daher behandelt denn auch Jacobus die Begriffe von Heil und Rechtfertigung als Wechselbegriffe (vgl. Jac. 2, 14; σῶσαι mit V. 21 fg. δικαιοῦσθαι), indem das erste durch die zweite bedingt ist (vgl. Röm. 1, 16. 17). So treffen denn beide Apostel in Beziehung auf das praktische Resultat ihrer beiderseitigen Lehre vollkommen zusammen. Paulus würde ebenso wenig die Rechtfertigung und das Heil von einem todten Glauben abhängig machen können, als Jacobus solchen Werken, die nicht aus dem Glauben geflossen wären (οἷς ἡ πίστις μὴ συνήργει) irgendwie eine Heilskraft vindiciren würde.

Etwas anders dürfte sich freilich die Sache gestalten, wenn wir auf den positiven Inhalt der beiderseitigen apostolischen Lehre merken und auf die subjectiven Erfordernisse von Seiten des Menschen achten, auf welche das Heil und die Rechtfertigung gegründet wird. Paulus, der früher auf dem Standpuncte des gesetzlichen Judenthums durch vollkommene Gesetzeserfüllung die Rechtfertigung und das Heil sich zu verdienen trachtete, und die Erfahrung gemacht hatte, daß eine solche von dem schwachen Menschen durch sich selbst unmöglich zu realisiren sei (Röm. C. 7), war dadurch zu der Überzeugung gekommen, daß das Gesetz selbst, eben weil es nicht die Kraft zur Heiligung verleihe, ein unvollkommenes Rechtfertigungsmittel und eine nur untergeordnete Stufe der göttlichen Offenbarung sei. Das einzig wahre und vollkommene Rechtfertigungsmittel ist erst in der höchsten Offenbarung Gottes durch Christum, den absolut Gerechten (δίκαιον), der für die Sünde der Welt gestorben ist, erschienen, indem Gott aus Gnade den Gläubigen um Christi willen die Sünde vergibt, ihnen die Gerechtigkeit Christi anrechnet, sie demnach als Gerechte behandelt und ihnen so alles das Heil, welches eigentlich nur durch vollkommene Gesetzeserfüllung bedingt wäre, ohne diese, umsonst (χάριτι) angedeihen läßt. Es kommt mithin nur darauf an, daß der Mensch diese im Christenthume objectiv dargebotene δικαιοσύνη θεοῦ, die durch Gottes Gnade verliehen wird, sich auch subjectiv aneigne. Das Organ dazu ist aber nur der Glaube, welcher nichts Anderes ist als der durch das feste Vertrauen auf die in Christo erschienene freie Gnade Gottes, die sich hauptsächlich in dem Tode des Erlösers erweiset, bedingte Eintritt in die Lebensgemeinschaft mit dem Erlöser, in welcher dem Gläubigen das Bewußtsein jener Gnade als einer rechtfertigenden zu Theil wird, und in welcher ihm eben aus diesem Bewußtsein der Antrieb und die Kraft zur vollendeten Heiligung erwächst. Der Glaube in diesem Sinne allein, nicht aber, weil irgendwelche Werke,

---

21) De Wette a. a. O.

seien es Erfüllungen des Mosaischen Gesetzes oder des allgemeinen Sittengesetzes, mit ihm verbunden wären, ist also nach Paulus das Rechtfertigende. Bei Paulus ist der Glaube ursprünglich eine Gemüthsstimmung des Menschen, in welcher er sich zu Christo hingezogen fühlt, um die in diesem geoffenbarte göttliche Gnade sich anzueignen, und indem er dieselbe ergreift, weiß er sich auch sogleich als einen von Gott Gerechtfertigten. Eine Beziehung auf den Nächsten oder auf das glaubende Subject ist also ursprünglich bei dem Glauben gar nicht vorhanden, sondern blos ein Verhältniß zwischen dem Subject und Gott in Christo ist hier gegeben. Indem so die Rechtfertigung zugleich mit dem Glauben gesetzt und mit ihm zumal in dem Menschen da ist, erscheinen die Werke oder das sittlich vollkommene Leben erst als die nothwendige Folge der durch den Glauben vollzogenen Rechtfertigung, und es sind diese nichts als die nothwendige Äußerung der **Liebe**, welche der Grund des Glaubens und des Kommens zu Gott in Christo ist (*πίστις δι' ἀγάπης ἐνεργουμένη* Gal. 5, 6). Folglich kann man sagen, daß nach Paulus der Glaube, weil er der rechtfertigende ist, Grund und Quelle der Werke oder des sittlich vollkommenen Lebens, der Heiligung, ist. — Bei Jacobus dagegen ist der Glaube — und zwar nicht blos im Gegensatze zu der von ihm gerügten falschen Auffassung seiner Leser, sondern nach seinen eigenen Bestimmungen — vorherrschend als **Thätigkeitsprincip** aufgefaßt. Der Glaube kann nur gedacht werden, insofern er zur Realisirung der Werke, eines sittlichen Lebens, mitwirkt (*ἡ πίστις συνήργει τοῖς ἔργοις* 2, 22). Erst durch die hinzutretenden Werke wird der Glaube vollendet (*καὶ ἐκ τῶν ἔργων ἡ πίστις ἐτελειώθη* 2, 22); erst durch sie wird er also das, was er sein soll. So sind denn mit dem Glauben zugleich auch die Werke gesetzt, und die Werke sind in dem Begriffe des Glaubens dergestalt das Wesentliche, daß er erst um ihretwillen der rechtfertigende Glaube wird (*ἐξ ἔργων δικαιοῦται ἄνθρωπος* 2, 24, vgl. V. 21) und ohne sie der Glaube allein keine rechtfertigende Kraft besitzt (*καὶ οὐκ ἐκ πίστεως μόνον* V. 24). Es ist mithin die Rechtfertigung die nothwendige Folge der aus dem Glauben fließenden sittlichen guten Werke, und der Glaube ist darum der rechtfertigende, weil er der Grund und die Quelle der Werke oder des sittlich vollkommenen Lebens ist. Während daher bei Paulus die Rechtfertigung zwischen dem Glauben und den Werken in der Mitte steht, stehen dagegen bei Jacobus die Werke in der Mitte zwischen dem Glauben und der Rechtfertigung. Diese allerdings reale und keineswegs auszugleichende Differenz hat aber ihren Grund in der eigenthümlichen Auffassung des Glaubens, die sich bei Jacobus findet. Denn wenn er auch ebenso wie Paulus den Glauben als eine Seelenstimmung, als ein das ganze Leben des Menschen bestimmendes inneres Princip, auffaßt, so findet doch eine Verschiedenheit in Bezug auf das Object des Glaubens statt, indem derselbe bei Jacobus nicht in so enge Beziehung zu dem Tode des Erlösers gesetzt ist, wie bei Paulus, und das Moment, nach welchem der Glaube das Ergreifen und Sichaneignen der in Christo erschienenen göttlichen Gnade ist, bei Jacobus nicht hervorgehoben erscheint. Dieses aber hängt wiederum genau mit dem gesammten **judenchristlichen** Standpunkte des Jacobus zusammen, nach welchem er hauptsächlich auf das **Thun** (*ποίησις* 1, 22 ff.) dringt, und in diesem Thun, in dem sittlich vollkommenen Leben, die Seligkeit des Menschen begründet denkt (*Ὁ — ποιητὴς ἔργου [γενόμενος], οὗτος μακάριος ἐν τῇ ποιήσει αὐτοῦ ἔσται* 1, 25, mag man nun das: *ἐν τῇ ποιήσει* = „**durch** sein Thun," oder — was wol das Richtige ist = „**in** seinem Thun" verstehen, sodaß die Seligkeit als das das Thun begleitende Gefühl erscheint)[22]. Sich an die Gnade Gottes zu wenden, die im Christenthume den Gläubigen sich mittheilt (1, 18), und von ihr die Rechtfertigung als ein Geschenk dahin zu nehmen — das konnte dem Jacobus minder nothwendig erscheinen, weil ihm auf seinem Standpunkte die Einsicht in die Unzulänglichkeit der blos menschlichen Kraft zur Herstellung eines vollkommenen Lebens durch Gesetzeserfüllung und die Unvollkommenheit des Gesetzes selbst als einer Rechtfertigungsanstalt noch nicht aufgegangen war. Es dürfte der **Kern**'schen Abhandlung zum besondern Verdienste anzurechnen sein, daß sie — in Übereinstimmung mit **de Wette** (a. a. O.) — gegenüber der andern Annahme von einer durchgängigen und völligen Vereinbarkeit der beiderseitigen apostolischen Lehre, welche hauptsächlich durch **Knapp**[23], **Neander**[24] und **Schneckenburger** (a. a. O.) neuerlich befestigt war, das oben dargelegte Verhältniß zwischen der Rechtfertigungslehre des Jacobus und Paulus klar herausgestellt und erwiesen hat[25]. Nur möchte es minder passend erscheinen, wenn man dieses allerdings gegensätzliche Verhältniß als einen **Widerspruch**, der zwischen den beiden Aposteln stattfinde, darstellt. Denn da in diesem Ausdrucke doch immer der Nebenbegriff des Absichtlichen oder Verschuldeten liegt, so könnte jenes Verhältniß nur insofern unter den Gesichtspunkt des Widerspruchs fallen, als man etwa auf dem allgemeinen biblisch-theologischen Standpunkte das Interesse hätte, die christliche Lehre in ihrer Einheit zu begreifen; keineswegs aber, wenn man die beiden Apostel, welche auf so wesentlich verschiedenen Standpunkten des christlichen Glaubens stehen, für sich betrachtet und nur unter sich vergleicht.

Neben dem theologischen Charakter des Jacobus legt aber auch seine **schriftstellerische** Eigenthümlichkeit ein sprechendes Zeugniß für seinen judenchristlichen Standpunkt ab. Freilich tritt uns hier gleich die oft und mit Recht gemachte Bemerkung entgegen, daß die in dem Briefe des Jacobus herrschende Diction im Ganzen genommen sehr gut griechisch ist und sich sogar durch eine gewisse Classicität sehr vortheilhaft vor andern neutestamentlichen Schriften auszeichnet. Die Sprache ist ziemlich frei von Hebraismen, die Wortfügung leicht, gewandt und fließend, der Ausdruck elegant und oft gewählt. Da-

22) Vgl. *Schneckenb.* annot. ad l. 23) Scripta varii argum. p. 413. 24) a. a. O. und: „Kleine Gelegenheitsschriften" S. 1 fg. 25) Hiermit gibt der Verf. des Art. das, was er selbst früher (Studien und Kritiken. 1833. 1. H. S. 102 fg.) in modificirtem oder wesentlich anderm Sinne ausgesprochen hat, gern preis

bei ist die Rede lebhaft, bilderreich (1, 6. 10 ff 23 ff.; 2, 26; 3, 2—6. 10 ff.; 4, 14; 5, 7) und oft erhaben und poetisch (1, 9—11. 14—18; 3, 5—9; 5, 1—6). Wenn daher Schneckenburger[26]) behauptet: „Hebraismen der Sprache sind bei aller oft überraschenden Classicität des Ausdrucks fast häufiger als bei einem andern neutestamentlichen Schriftsteller" — so kann diese Behauptung, da sie ohne allen Beweis dasteht, nur als ein willkürlicher Machtspruch gelten. Allein dagegen ist es wahr, daß, wie sehr auch die Sprache und der Ausdruck sich der guten griechischen Redeweise nähert, doch der Gedankenstyl ganz das hebräische Colorit an sich trägt. Es findet sich durchweg in dem Briefe die dem jüdischen Styl eigene gnomologische und sententiöse Redeweise, welche der vollkommene Gegensatz zu der in dem occidentalischen Styl gewöhnlichen periodischen Schreibart ist. Einfach, oft ohne Bindungspartikel, ja oft ohne einen leicht erkennbaren Übergang, reiht sich ein Spruch an den andern. Dabei sind die ausgesprochenen Gedanken so recht aus der hebräischen Denk- und Anschauungsweise hergenommen, und athmen so sehr den hebräischen alttestamentlichen Geist, daß man oft einen alten Propheten zu hören meint. Vgl. besonders 5, 1—6. Auch die in dem Briefe angewandte Dialektik und Argumentationsweise hat ganz die jüdische Farbe an sich (2, 5—13. 14—26; 3, 11 ff.), sowie dann endlich die häufigen unverkennbaren Anspielungen auf die apokryphischen Schriften des A. T., besonders auf das Buch der Weish. und Sirach[27]), den Beweis für den jüdischen Charakter des Briefstellers vollenden.

Durch das Bisherige ist die Entscheidung der Frage über die Zeit, in welche wir etwa die Abfassung des Briefs Jacobi zu setzen haben, hinlänglich vorbereitet. In dieser Beziehung sind neuerlich zwei sehr extreme Ansichten aufgestellt worden, indem die Einen behaupten, der Brief sei das früheste Denkmal einer christlichen Literatur und sei jedenfalls vor dem ersten Apostelconvent zu Jerusalem (A.-G. C. 15) geschrieben. So schon J. D. Michaelis[28]), dann Schneckenburger und Theile (a. a. O.), denen sich auch Neander[29]), wiewol weniger entschieden, anschließt. Die Andern rücken dagegen den Brief in eine verhältnißmäßig sehr späte Zeit herab und weisen ihn dem nachapostolischen Zeitalter zu. So z. B. de Wette (Einleit. in's N. T.) und Kern (a. a. O.). Beide Theile berufen sich auf den judenchristlichen Charakter, in welchem sowol der Verfasser, wie die Leser des Briefs mit ihren Verhältnissen erscheinen; nur daß die Einen diesen judenchristlichen Zustand als einen noch nicht entwickelten christlichen, als einen noch von der Schale des Judenthums umhüllten christlichen Kern, der die Hoffnung seiner Lösung aus derselben noch in sich trüge; die Andern aber als einen schon zur Reife und Entwickelung gediehenen jüdisch-christlichen Zustand, der im Gegensatze zu dem freiern Heidenchristenthume, sich an die Form eines jüdischen Bewußtseins anschließend, sich schon zu einer eigenthümlichen festen Richtung im Christenthume ausgebildet hätte, betrachten.

Kern, welcher die letztere Ansicht vorzüglich vertheidigt hat, und zwar in der bestimmten Gestalt, daß er sich den Brief als ein Product des ebjonitischen Geistes, aus einer ebjonitischen Gemeinschaft entsprungen, denkt, hat mehre Gründe für seine Meinung beizubringen gewußt. Insofern dieselben von dem im Briefe abgeschilderten Verhältnisse zwischen den Armen und Reichen, das nur in der ebjonitischen Gemeinschaft seine Erklärung finde; oder von den Lehrstreitigkeiten, die, wie es in späterer Zeit gewöhnlich war, in Betreff des Glaubens und der Rechtfertigung zwischen Heiden- und Judenchristen, als besondern abgeschlossenen christlichen Gemeinschaften, geführt worden seien; oder endlich von den eigenthümlichen Ansichten über das Verhältniß zwischen dem Glauben und den Werken bei den Lesern sowol, wie bei dem Verfasser, welche nur aus einer Abhängigkeit, wenn nicht grade von den Briefen, doch im Allgemeinen von der mündlich überkommenen Lehre des Apostels Paulus abzuleiten wären und also ebenfalls auf eine spätere Zeit deuteten — hergenommen sind, haben sie freilich schon durch das Vorige ihre Erledigung gefunden. Aber es hat der Urheber dieser Hypothese sich auch noch auf andere Thatsachen und Erscheinungen zur Stützung derselben berufen. Zuerst meint er, daß die Vergleichung des Briefs des Jacobus mit andern Denkmalen der christlichen Urzeit aus dem Ende der apostolischen Periode seiner Ansicht wesentlichen Vorschub leiste. Denn hält man mit dem Briefe Jacobi den ersten Brief des römischen Clemens an die Korinthier zusammen, welcher sich sehr deutlich als eine Nachahmung des Briefs Jacobi zu erkennen gibt, so setzt jener denselben Zustand, dasselbe Verhältniß und Bedürfniß der Leser, und zwar namentlich mit Bezug auf Glauben und Werke, voraus, wie dieser. Man kann also nicht umhin, zu glauben, daß Jacobus aus einer Anschauung der kirchlichen Verhältnisse heraus schrieb, wie sie in der unmittelbar nachapostolischen Zeit, dem Zeitalter des röm. Clemens, sich gestaltet hatten. Dasselbe Resultat ergibt sich auch aus einer Vergleichung der Clementinischen Homilien. Wie aber? Fließen die in dem Briefe des Jacobus und den verglichenen andern Schriften berührten kirchlichen Verhältnisse nicht unmittelbar aus dem Charakter des Judenthums, sodaß sie also wol zu verschiedenen Zeiten, zu der des Jacobus und der des Clemens, in judenchristlichen Gemeinden vorkommen konnten? Und ist es denn so undenkbar, daß Clemens in seinem ersten Br. an die Kor. sich oft so genau an Jacobus anschloß, weniger weil er in kirchlichen Verhältnissen lebte, die denen, welche dessen Brief abschildert, ähnlich waren, als weil er grade in Jacobus einen geistesverwandten Mann erkannte, dessen Lehren und Grundsätze er gern zu den seinigen machen mochte? Daß auch die Clementinischen Homilien so viele Parallelen zu dem Briefe Jacobi darbieten, beweiset jedenfalls, daß dieser zu bedeutendem Ansehen unter der judenchristlichen Partei gelangt war. Es dürfte dagegen die relative Vortrefflichkeit des Briefs des Jacobus vor diesen

26) Beitr. S. 198.
27) S. dieselben gesammelt bei Theile, a. a. O. S. 46.
28) Einl. in d. göttl. Schr. des N. B. II. S. 1437 fg.
29) Gesch. der Pflanzung rc.

nachapostolischen literarischen Producten, wozu auch noch der Pastor *Hermae* zu rechnen ist, immer noch mit Schneckenburger [30]) als ein Grund angesehen werden müssen, diese letztere Art von Schriften in eine spätere Zeit zu setzen, die des frischen, lebendigen und kräftigen apostolischen Geistes schon verlustig gegangen war.

Sodann macht Kern auf einzelne Anzeigen in dem Briefe des Jacobus selbst aufmerksam. Nämlich 1) ist es sehr auffallend, daß in demselben weder des Todes noch der Auferstehung Jesu Erwähnung geschieht, da doch grade in der ersten apostolischen Predigt diese beiden Momente vorzüglich hervorgehoben wurden (A.=G. 2, 23 ff., 38 ff.; 3, 13 ff.; 4, 10 ff.), so sehr, daß sich die Apostel selbst gradezu „Zeugen der Auferstehung Christi" nennen (A.=G. 3, 15 u. a.). Zwar stimmen in dieser eigenthümlichen Mangelhaftigkeit auch die Clementinen mit dem Briefe Jacobi zusammen; allein dieser Grund würde eigentlich nur gegen die Abfassung jenes Briefs durch den Apostel Jacobus beweisend sein können; würde aber ganz unbedeutend sein, wenn man (wovon unten) Jacobus, den Bruder Jesu, als Schreiber desselben annehmen wollte. Ja auch bei der Voraussetzung von einem wirklich apostolischen Ursprunge des Briefs Jacobi würde daraus die Nothwendigkeit, denselben in die nachapostolische Zeit zu verlegen, noch nicht erhellen. Denn die Bezeugung der Auferstehung Jesu nach seinem Tode in der apostolischen Predigt hatte doch nur einen kerytisch=apologetischen Zweck, insofern sie dazu diente, die Hörer von der Messianität Jesu zu überzeugen und sie dadurch zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Denken wir uns nun einen Apostel in dem Falle, daß er sein Amt unter solchen zu verwalten hatte, die das Christentbum schon angenommen hatten, und daß er die dogmatische Bedeutung des Todes und der Auferstehung Jesu noch nicht mit seinem christlichen Bewußtsein zu einigen und sie noch nicht in dasselbe aufzunehmen gewußt hatte — in welchem Falle sich Jacobus befand —: so kann das Übergehen jener beiden wichtigen Momente aus dem Leben Jesu gar nicht mehr als besonders schwierig erscheinen. Wenn es aber hierin der Verfasser der Clementinen dem Jacobus gleich that, so erklärt sich das von selbst aus der Gleichheit des judenchristlichen Standpunktes, auf welchem sich beide befanden. — Es wird darauf aber auch 2) zu bedenken gegeben, daß die Sprache des Jacobus sich sehr durch ihre Reinheit und Classicität auszeichnet, und sich, worauf vorzüglich Schneckenburger [31]) aufmerksam gemacht hat, sehr verwandt mit der Sprache Philo's zeigt, der seit dem apostolischen Zeitalter auf die christliche Bildung so viel Einfluß gewonnen hatte. Das weiset auf einen Verfasser hin, welcher unter dem Einflusse hellenistischer Bildung stand, die sich späterhin auch in der Judenchristengemeinschaft, am meisten in den Clementinen, hervorstellte. Ja, Jacobus verräth auch große Bekanntschaft mit den Apokryphen des A. T., vorzugsweise mit dem Buche der Weisheit und Sirach — eine Erscheinung, welche auch Clemens und die apostolischen Väter überhaupt darbieten. Da nun eine solche Bekanntschaft mit den Apokryphen des hellenistischen Judenthums bei einem palästinensischen Juden kaum vorauszusetzen ist, so sieht man sich wieder auf einen spätern und zwar hellenisch gebildeten Mann als Verfasser des Briefs Jacobi hingewiesen. Es wird dieses noch bestätigt durch die Wahrnehmung, daß der Brief Jacobi manche Parallelen zu Paulinischen Aussprüchen enthält [32]), und sich öfters auf Aussprüche Jesu, wie sie Matthäus namentlich überliefert, bezieht [33]), worin er wiederum einen gewissen Zusammenhang mit den Clementinen an den Tag legt. Denn es scheint Jacobus jene Beziehungen auf Aussprüche Christi aus dem sogenannten Evangelium der Hebräer, welches dem Evangelium des Matthäus zu Grunde lag, genommen zu haben; und dasselbe Evangelium ist es auch, das in den Clementinen benutzt ist [34]).

Diese Gründe in ihrer Totalität und in ihrem Zusammentreffen könnten wol als bedeutend erscheinen, wenn sich nicht ihre Beweiskraft in der Weise theilte und spaltete, daß die einen für die hellenistische Bildung des Verfassers des Briefs Jacobi, die andern für sein spätes Zeitalter zeugen. In keiner dieser beiden Beziehungen können sie aber als schlagend anerkannt werden. Denn, um vom Letzten anzufangen, so ist der Beweis, daß Jacobus das Hebräerevangelium benutzt habe, der sich allein auf die Stelle 5, 12 stützt, sehr mislich; und sollte sich ja eine gewisse Übereinstimmung mit diesem Evangelium nachweisen lassen, so ist ja dieselbe leicht aus der judenchristlichen Gemeinschaft erklärlich, in welcher der Verfasser lebte, und aus welcher das Hebräerevangelium entsprang. Und wenn auch die Clementinen sich an dieses Evangelium anschließen, so ist das ebenfalls aus dem judenchristlichen Charakter ihres Verfassers begreiflich, und macht die Annahme, daß sie zu einer Zeit mit dem Briefe Jacobi geschrieben seien, gar nicht nothwendig. — Daß aber Jacobus die Schriften des Paulus gekannt, ist aus einzelnen ähnlichen Aussprüchen bei ihm keineswegs zu schließen, indem die in denselben enthaltenen Gedanken gar nicht so eigenthümlich Paulinisch sind, daß sie nicht auch ein Anderer hätte aussprechen können. — Die Bekanntschaft des Jacobus mit Philo — welche überdies nur in sehr bedingter Weise zuzugeben sein dürfte — weiset auch nicht nothwendig auf eine verhältnißmäßig späte Zeit hin. Denn es läßt sich ja gar nicht bestimmen, seit welchem Zeitpunkte Philo auf die palästinensischen Juden Einfluß zu gewinnen anfing. Der lebhafte Verkehr der alexandrinischen Juden mit dem Mutterlande macht die Annahme, daß der Geist der alexandrinischen Theologie überhaupt schon um die Zeit der Entstehung der christlichen Kirche auf Palästina einwirkte, keineswegs unstatthaft. Wenn endlich aus der Reinheit der Sprache des Jacobus und der Benutzung der Apokryphen auf eine hellenistische Cultur geschlossen werden muß, so ist einmal zu erinnern, daß die Reinheit der Sprache neben dem durchaus hebräischen Styl und Gedankengange nicht zu

30) Beitr. rc. S. 203. 31) Annot. ad ep. Jac. 32) Vgl. Theile a. a. O. S. 45. 33) Vgl. Theile a. a. O. S. 44. 34) Vgl. Kern a. a. O. S. 90 fg.

hoch angeschlagen werden darf; und dann ist zu bedenken, daß um die Zeit der Entstehung des Christenthums das hellenistische Idiom und eine gewisse Art griechischer Bildung auch den palästinensischen Juden keineswegs ganz fremd war.

Endlich wird noch 3) auf die Stellen 5, 12 und 5, 14 aufmerksam gemacht. In der ersten Stelle, welche auf Matth. 5, 34—37 anspielt und einen Gedanken ausspricht, welcher auch in den Clementinen (Hom. 3, 55: *ἔστω ὑμῶν τὸ ναὶ ναί, τὸ οὒ οὔ· τὸ γὰρ περισσὸν τούτων ἐκ τοῦ πονηροῦ ἐστιν*) zum Theil mit Jacobus und zum andern Theil mit Matthäus übereinstimmend ausgesprochen wird, ist ein absolutes Verbot des Schwörens enthalten. Aber grade über das Schwören scheint Paulus freier und milder gedacht und den Eid in gewissen Fällen als erlaubt geachtet zu haben. Das gehet daraus hervor, daß er selbst bisweilen sich nicht entblödet, irgend etwas unter einer Formel zu versichern, die dem Schwure gleichgeachtet werden kann (s. Röm. 1, 9; Phil. 1, 8; 1 Theff. 2, 5. 10; 2 Kor. 11, 11. 31; Gal. 1, 20; 1 Tim. 5, 21; 1 Kor. 15, 31; 2 Kor. 1, 23; vgl. Röm. 9, 1; 2 Kor. 2, 17. 11, 10; Eph. 4, 17; 1 Theff. 5, 27), wie denn auch der Brief an die Hebräer (6, 16) den Eid gradezu als erlaubt voraussetzt. Es ist also wahrscheinlich, daß sich in diesem Verbote des Jacobus eine Opposition gegen das Paulinische Christenthum zu erkennen gibt, welche sehr füglich als aus der ebjonitischen Gemeinschaft hervorgehend angenommen werden kann. Denn seit in diese ein essäisches Element eingedrungen war, welches sich auch in der Verwerfung des Eides als einer unrechten Handlung aussprach [35]), war hier wol auch der Eid als etwas absolut Unerlaubtes angesehen [36]). — Die andere Stelle aber (5, 14) spricht eine Foderung an die Presbyter aus, welche unmöglich sich auf das bei allen Gläubigen mögliche urchristliche *χάρισμα ἰαμάτων* beziehen kann. Es ist vielmehr von einer den Presbytern kraft ihres Amtes zustehenden seelsorgerischen Function am Krankenbette, mit welcher auch gottesdienstliche Formen (*προσευξάσθωσαν*, vgl. *εὐχὴ τῆς πίστεως* V. 15), und der Gebrauch des Öls als eines religiös-geweihten Heilmittels (*ἀλείψαντες — ἐλαίῳ ἐν τῷ ὀνόματι τοῦ κυρίου*, vgl. Marc. 6, 13) verbunden waren, die Rede. In so bestimmter Gestalt, welche eine schon sehr entwickelte und ausgebildete Gemeindeordnung voraussetzt, können aber die amtlichen Functionen der Presbyter erst im nachapostolischen Zeitalter festgesetzt gewesen sein.

Was nun jene erste Stelle von der absoluten Verwerflichkeit des Eidschwurs betrifft, so ist von Wichtigkeit, daß auch das Evangelium des Matthäus diese strengere Ansicht ausspricht — wenn wir nämlich wirklich das Factum, daß Jacobus und Matthäus ebenso wie die Clementinen von einem absoluten Verbote des Eides reden, gelten lassen wollen, worüber sich indessen wol noch streiten ließe [37]). Die Abfassung des Matthäusevangeliums, oder gar, falls der fragliche Ausspruch Christi aus dem judenchristlichen Evangelium der Hebräer stammen sollte, dieser evangelischen Schrift muß nun aber doch wol noch in die apostolische Zeit heraufgerückt werden. Somit hätten wir grade an dem Evangelium des Matthäus einen Beweis, daß die strenge Ansicht vom Eide schon in der apostolischen Zeit unter den Judenchristen galt, noch ehe sie durch essäischen Einfluß in eine ebjonitische Gemeinschaft eingedrungen sein konnte. Warum soll sie daher sich nicht auch bei dem Verfasser des Briefs Jacobi finden können, der sich doch durchweg in diesem Schreiben als einen sehr strengen Moralisten zeigt, auch wenn er noch in der apostolischen Zeit schrieb? Zudem sollte man erwarten, daß Jacobus, wenn er es mit seiner Lehre vom Eide auf die anders urtheilende Paulinische Partei abgesehen hätte, dieses wol bemerklich gemacht hätte, damit seine Leser wüßten, woher die Gefahr der Verführung in diesem Punkte kommen könne, und damit sie vor derselben sich hätten hüten mögen. — Eine ähnliche Bewandtniß hat es wol auch mit der andern Stelle 5, 14. Nimmt man nämlich auch hier, als die richtigste Auslegung diejenige an, nach welcher die geistliche Zusprache bei Kranken, als ein seelsorgerischer Act, als ein den Presbytern zustehendes Geschäft erscheint, so ist es doch gewiß ein Sprung, wenn man sofort schließt, daß diese Function zu den bestimmten amtlichen Geschäften der Presbyter gehörte, zu welchen dieselben vermöge einer förmlichen Anstellung im Kirchendienste verpflichtet gewesen wären — wobei man dann freilich an eine spätere Zeit zu denken hätte, in welcher erst dergleichen Bestallungen in der Kirche vorkommen konnten. Viel natürlicher sieht man jene theilnehmende, tröstende und fürbittende Zusprache bei den Kranken unter den Brüdern als eine Äußerung jener innigen christlichen Liebe an, durch welche die Bekenner des Herrn in der ersten christlichen Gemeinde mit einander verbunden waren. So wie sie hier in der äußern Gemeinschaft ein Herz und eine Seele waren und Keiner etwas für sich allein besaß, sondern sein Gut als gemeinschaftliches Gut der Gemeinde ansah (A.-G. 2, 44 ff. 4, 32 ff.), so war unter ihnen auch jene innere christliche Gemeinschaft verwirklicht, in welcher jeder Einzelne auch den Glauben und die Gaben des Geistes nicht für sich allein besitzen wollte, sondern je nach dem ihm davon zugetheilten Maße auch auf Andere dessen Bedürftige anregend, fördernd und stärkend damit einzuwirken sich bemühte. Gegen wen aber konnte diese christliche Liebe mehr sich zu äußern verbunden sein, als gegen die Kranken in der Gemeinde, die eben um ihrer leiblichen Noth willen auch des geistlichen Beistandes, des geistlichen Trostes und der Stärkung des geistlichen Lebens am meisten bedurften? Wer konnte ferner zu solcher geistlichen Zusprache geeigneter erscheinen, als grade die Presbyter, die Ältesten der Gemeinde, welche nach Vorgang der jüdischen Synagogeneinrichtung auch in der ersten christlichen Kirche das höchste Ansehen genossen, welche als die Stärksten im Glauben, als die Geförderttsten im Christenthume, als die vollkommensten Träger des Geistes des Herrn und als die natürlichen Berather und Leiter in

35) Vgl. Dähne, Geschichtl. Darstellung der jüdisch-alexandr. Religionsphilos. I. S. 494. 36) Vgl. *Clem.* Hom. und Ev. Matth. a. a. O. 37) Vgl. Tholuck, Auslegung der Bergpredigt Christi zu Matth. 5, 34 fg.

den öffentlichen und Privatverhältnissen betrachtet werden mußten? Der Gebrauch des Öls, der bei diesen geistlichen Zusprachen stattfand, als eines religiös-geweihten Heilmittels, kann uns auch nicht in eine spätere Zeit verweisen, da ja bekannt genug ist, wie schon im alttestamentlichen Hebraismus dem Öle eine symbolisch-religiöse Bedeutung zugeschrieben ward (s. die Ausleger zu u. St.), und auch Jesus selbst schon seinen Jüngern den Gebrauch desselben empfahl (Marc. 6, 13). Viel eher könnte man auf eine amtliche Bestallung der Presbyter, wie wir sie erst in einer spätern Zeit voraussetzen dürfen, schließen, wenn sich etwa im Briefe des Jacobus Spuren zeigten, daß sie den Dienst am Worte in der Gemeinde verrichtet hätten. Aber das war so wenig der Fall, und das Lehramt so wenig äußerlich geordnet, daß es noch jedem Einzelnen einfallen konnte, sich dasselbe anzumaßen (3, 1 ff.).

Wenn sich auf diese Weise die für die Nothwendigkeit einer Verlegung des Briefs Jacobi in eine verhältnißmäßig so späte Zeit des Christenthums beigebrachten Gründe nicht als zwingend erweisen, so dürfte sich auch positiv Manches gegen dieselbe Ansicht erinnern lassen. Es ist diese Ansicht von Kern genauer so bestimmt worden, daß man unter der nachapostolischen Zeit, in der der Brief entstanden sei, zwar die Zeit seit dem Untergange des jüdischen Staats, aber doch die zunächst an das apostolische Zeitalter sich anschließende Zeit zu verstehen habe, und daß man sich die Überschrift, nach welcher der Brief von dem so angesehenen Bruder des Herrn herrühren und an die zwölf Stämme in der Zerstreuung gerichtet sein soll, als eine Fiction, die sich der judenchristliche Briefsteller erlaubt hätte, denken müsse (S. 62 ff.). Diese letztere Annahme ist nun freilich nicht unbedingt schon von Vorn herein als eine unschickliche abzuweisen. Sie ließe sich wenigstens durch manche Analogien aus dem Urchristenthume (vgl. z. B. den 2. Br. Petri, die Apokalypse u. a.) rechtfertigen. Auch ließe sich die Schwierigkeit heben, daß man annehmen müßte, der Verfasser des Briefs habe im Widerspruche mit den Verhältnissen seiner Zeit seinem Machwerke eine Bestimmung für die Juden in der Zerstreuung (*ἐν τῇ διασπορᾷ*) angedichtet, indem ja dieser Ausdruck, der einen Gegensatz zu den Juden im Lande der Väter und der Verheißung und in der Nähe des Heiligthums zu Jerusalem involvirt, nach der Zerstörung der heiligen Stadt seine Bedeutung verloren hatte [38]. Denn es ließe sich eben sagen, daß man dieses der Geschicklichkeit des Verfassers anzurechnen habe, der sich sehr gut in die Zeit, der er seinen Brief anweisen wollte, zurückzuversetzen wußte; ja es ließe sich bemerken, daß, abgesehen davon, die Überschrift grade sehr passend erscheine, indem nach der Zerstörung Jerusalems sich eben alle Juden (*αἱ δώδεκα φυλαί*) in der Zerstreuung befanden und nur durch das innere Band des Haltens am Gesetze vereinigt waren, und daß dieses grade die Eigenschaft der Juden ist, um deren willen sich das Schreiben an sie richtet. Aber auf der andern Seite ist auch darauf zu bestehen, daß, wenn wirklich von dem Verfasser eine Opposition gegen das Paulinische Heidenchristenthum beabsichtigt wäre, man dieselbe ausdrücklich bezeichnet und schärfer ausgesprochen erwarten müßte, als es wirklich in dem Briefe der Fall ist, sowie daß das Bestehen einer heidenchristlichen Gemeinschaft neben einer judenchristlichen unter den Lesern, auf deren Annahme die ganze Ansicht gegründet ist, sich, wie oben zu zeigen versucht wurde, nicht exegetisch erweisen läßt. Auch müßte es bei der Voraussetzung eines ebjonitischen Ursprungs unsers Briefs sehr auffallen, daß in demselben die Propheten des A. T., die im Namen Gottes geredet hätten (*οἳ ἐλάλησαν τῷ ὀνόματι τοῦ κυρίου* 5, 10, vgl. V. 17), als Muster für die Leser dargestellt werden, da es doch der ebjonitischen religiösen Richtung eigenthümlich war, die Propheten gegen Moses sehr herabzusetzen, die göttliche Erleuchtung derselben nicht anzuerkennen und in ihnen sogar Vertheidiger von Irrthümern zu erkennen [39].

Wenden wir uns zu der Betrachtung der andern Ansicht, nach welcher der Brief des Jacobus als eines der frühesten Denkmale der christlichen Literatur betrachtet wird, so folgt diese frühe Entstehung desselben nicht aus dem judenchristlichen Charakter weder der Empfänger, noch des Verfassers derselben. Denn von beiden hat man keinen Grund anzunehmen, daß sie zur Zeit der Abfassung des Briefs in einer noch unentwickelten christlichen Verfassung sich befunden hätten, welche sich nachher reiner ausgebildet und mehr specifisch christlich gestaltet habe. Da aber auch die Herabrückung der Entstehung des fraglichen Briefs in eine nachapostolische Zeit ihre bedeutenden Schwierigkeiten hat, so bliebe uns das ganze apostolische Zeitalter als die Periode übrig, in welcher wir seine Abfassung anzunehmen hätten. Ein bestimmter Zeitpunkt dürfte schwer namhaft zu machen sein. Diejenigen, welche die Stelle 2, 7 von dem Christen-Namen (*Χριστιανοί* A.-G. 11, 26) verstehen, haben nach einer Seite hin wenigstens einen Grenzpunkt, über welchen hinauf die Abfassung des Briefs Jacobi nicht gesetzt werden kann. Es muß dann nothwendig derselbe erst nach dem Aufkommen des Christen-Namens, und kann also wol nicht vor der zweiten Reise des Apostels Paulus nach Jerusalem (A.-G. 11, 29 f.) geschrieben sein. Wenn man aber — wie dieses wol das Richtige ist (s. oben) — jene Stelle von dem bei der Taufe der Christen angerufenen (*ἐπίκλησις* ist dafür das technische Wort!) Namen Jesu versteht, so muß man auf jenen Vortheil der genauern Zeitbestimmung verzichten. Indessen dürfte sich doch nach der andern Seite ein Grenzpunkt mit einiger Wahrscheinlichkeit festsetzen lassen, unter welchen hinab die Abfassung des Briefs nicht zu rücken ist. Bedenkt man nämlich, daß in dem Briefe die Lehre von der Nothwendigkeit der Gesetzes-Beobachtung zum Heile des Menschen keineswegs schon als ein zwischen Juden- und Heidenchristen streitiger Punkt dargestellt ist; und nimmt man hinzu, daß dieser Gegenstand schon früh Streitig-

38) Vgl. Credner, Einl. §. 220.

39) Vgl. Neander, Allgem. Gesch. der christl. Religion und Kirche 1. Bd. 2. Abthl.

keiten hervorrief, welche den apostolischen Convent zu Jerusalem (A.-G. C. 15) veranlaßten, so ist wahrscheinlich, daß die Abfassung des Briefs noch vor jenen Zeitpunkt fällt und daß man dieselbe also nicht später als zur Zeit um die dritte Reise des Apostels Paulus nach Jerusalem (A.-G. C. 15, vgl. Gal. 2, 1 ff.) annehmen darf[40]).

Dieser Ansicht wird nun aber nicht ohne vielen Schein das entgegen gehalten, daß Verhältnisse von Judenchristengemeinden, wie sie der Brief Jacobi voraussetzt, in der apostolischen Zeit nirgends außer Palästina (unter den zwölf Stämmen in der Zerstreuung) angetroffen würden. Überall, sagt man, brachen unter den Juden, sobald irgendwo unter ihnen das Christenthum Anhänger gewann, Spaltungen aus, in deren Folge die Anhänger Christi in der allerkürzesten Zeit von den übrigen Juden unter den ärgsten Mißhandlungen ausgestoßen wurden. Außer Palästina aber seien auch unvermischte Judenchristen-Gemeinden nicht vorauszusetzen; wenigstens sei in der Apostel-Geschichte keine Spur von deren Existenz zu finden. Und wolle man an die syrischen und kleinasiatischen Gemeinden denken, auf welche damals das Christenthum eingeschränkt gewesen sei (A.-G. 15, 23), so sehe man wenigstens aus dem ersten Briefe Petri, der doch auch an kleinasiatische Gemeinden gerichtet gewesen (1 Petr. 1, 1 f.), daß die Verfassung derselben eine ganz andere wie die im Briefe Jacobi vorausgesetzte gewesen sei[41]). — Die Thatsache, daß sich von einem solchen Verhältnisse von judenchristlichen Gemeinden, wie sie der Brief Jacobi voraussetzt, keine historische Spur außerhalb Palästina findet, ist allerdings nicht zu leugnen. Aber die hieraus für die aufgestellte Ansicht erwachsende Schwierigkeit läßt sich wol umgehen, sobald man zu einer Annahme sich entschließt, zu welcher man aus anderweitigen Gründen ohnedies fast gezwungen wird. Es ist nämlich, wie schon de Wette[42]) richtig sah, auffallend, daß sich aus dem Briefe Jacobi kein bestimmtes Verhältniß des Schreibers zu den Lesern und keine bestimmte Veranlassung zum Schreiben ergibt; daß in demselben überhaupt gar nichts bestimmtes Persönliches hervortritt. Freilich hängt dieses mit dem Umstande zusammen, daß der Brief an alle Judenchristen außer Palästina gerichtet ist. Da die Verhältnisse eines so ausgedehnten Kreises von Lesern dem Briefsteller unmöglich bekannt sein konnten, so mußte der ganze Brief einen mehr allgemeinen Inhalt bekommen und mußte sich auf Verhältnisse beziehen, die überall in jeder Judenchristengemeinschaft möglich, und vielleicht hier und da auch wirklich eingetreten, waren. Dadurch verlor aber das Schreiben auch seinen besondern brieflichen Charakter und ward eine allgemeine Lehrabhandlung, durch welche der Verfasser, der ein bei der ganzen Judenchristengemeinschaft sehr angesehener Vorsteher der christlichen Gemeinde zu Jerusalem war, (denn es ist kein Grund vorhanden, an der Identität des Verfassers unsers Briefs und jenes Vorstehers der jerusalemischen Gemeinde [A.-G. 15 und 21 Gal. 1, 19; 2, 9] zu zweifeln) seine Wirksamkeit auch auf die auswärtigen Judenchristen ausdehnen und vor mehren auf ihrem Standpunkte so leicht möglichen Verirrungen warnen wollte. Dabei ist aber wieder auffallend, daß dennoch die im Briefe gerügten Verirrungen ziemlich speciell sind, und daß man sieht, wie der Verfasser aus einer lebendigen Anschauung der im Briefe berührten Verhältnisse heraus schrieb. Das führt auf die Annahme, daß Jacobus in seinem Schreiben vorzüglich seine eigene Gemeinde zu Jerusalem im Auge hat, die dort zur Erscheinung gekommenen Übelstände als allgemeine, die in allen judenchristlichen Gemeinschaften vorkämen, voraussetzt, und demgemäß seine Warnungen und Ermahnungen einrichtet. So sind wir denn der Mühe überhoben, die Empfänger unsers Briefs an bestimmten Orten des Auslandes aufzusuchen; und daß wir nicht irre gehen werden, wenn wir das in dem Briefe Jacobi uns vorgehaltene Bild von dem Zustande einer judenchristlichen Gemeinde als das der ersten christlichen Kirche zu Jerusalem betrachten, dürfte wol leicht von Allen zugestanden werden. Demnach würde man auch Jerusalem als den Ort der Abfassung dieses Briefs anzunehmen haben.

Über die Person des Verfassers ist aus dem Briefe unmittelbar nichts Sicheres zu schließen. Denn die Bezeichnung: *Θεοῦ καὶ κυρίου Ἰησοῦ Χριστοῦ δοῦλος* (1, 1) muß nicht nothwendig von einem Apostel gemeint sein, wie sich allerdings Paulus öfters so nennt (vgl. Röm. 1, 1; Tit. 1, 1), sondern kann auch jeden andern Christen bedeuten. So schließt auch Paulus (Phil. 1, 1) den Timotheus unter der Benennung: *δοῦλοι Ἰησοῦ Χριστοῦ* mit ein. Allein daß sich eben der Verfasser ohne Angabe seines genauern Charakters oder amtlichen Verhältnisses schlechtbin als „Diener Gottes und Jesu Christi" kenntlich machen kann, ist ein Beweis dafür, daß er unter dem vorausgesetzten Leserkreise ein allgemein und hinlänglich bekannter Mann gewesen sein muß. Für diese bedeutende Stellung und dieses allgemeine Ansehen in der Judenchristengemeinschaft, dessen Jacobus genoß, spricht auch der Umstand, daß es sich Judas (Br. Jud. V. 1) zur Ehre rechnet, sich „Bruder des Jacobus" nennen und dadurch seinen Lesern kenntlich machen zu dürfen. Daß hier derselbe gemeint ist, der sich als Verfasser des Briefs Jacobi überschrieben hat, leidet keinen Zweifel. Wir werden daher am natürlichsten veranlaßt, denselben Jacobus, der nach anderweitigen Nachrichten im N. T. (A.-G. 15, 13; 21, 18; Gal. 1, 19; 2, 9. 12) Vorsteher der Gemeinde zu Jerusalem war und als einer der bedeutendsten Männer in der Kirche galt, als Verfasser des Briefs Jacobi anzunehmen. Dieser Annahme gereicht die Art, wie sich Jacobus (A.-G. 15, 13) über die Verbindlichkeit des Mosaischen Gesetzes auch für die Christen ausspricht, noch zur besondern Empfehlung. Denn während er dort die zum Christenthume übertretenden Heiden von dieser Verbindlichkeit losspricht, will er die Beobachtung des Gesetzes für die Juden doch noch beibehalten wissen, und spricht sich also hierin ganz übereinstimmend mit dem

40) Vgl. Schneckenburger, Beitr. S. 209 f.; annot. p. 138 sqq. 41) Kern a. a. O. S. 26 fg. 42) Einl. in's N. T. S. 317. 2. Ausg.

Briefe aus. Eine andere Frage, die aber nicht hierher gehört, ist freilich, ob man unter diesem Jacobus den Sohn des Alphäus und Vetter Jesu, welcher zu der Zahl der zwölf Apostel gehörte, oder den wirklichen leiblichen Bruder Jesu, der kein Apostel war, zu verstehen habe. Je nachdem man das Eine oder das Andere annahm, waren die Urtheile über den Brief Jacobi auch immer sehr verschieden in der Kirche. Nur wo er als eines Apostels Schrift angesehen wurde, ward ihm ein kanonisches Ansehen zuerkannt [43]).

Der Brief des Jacobus scheint schon früh in der Kirche in Gebrauch und in Ansehen gekommen zu sein. Im 1. Br. Petri finden sich nämlich schon ziemlich viele Stellen, welche sehr an den Brief Jacobi erinnern (1 Petri 1, 6. 7, vgl. Jac. 1, 2. 3 — 1 Petr. 1, 24, vgl. Jac. 1, 10. 11 — 1 Petr. 2, 1. 2, vgl. Jac. 1, 21. — 1 Petr. 4, 8, vgl. Jac. 5, 20 — 1 Petr. 5, 5—9, vgl. Jac. 4, 6—10 [44]) und eine Abhängigkeit des Petrus von diesem Briefe höchst wahrscheinlich machen. Offenbar setzen aber die Schriften des Clemens Romanus, vorzüglich der erste Brief an die Korinthier und die unter seinem Namen vorhandenen Homilien, Bekanntschaft mit dem Briefe des Jacobus voraus. — Daß Justinus M. den Brief des Jacobus gekannt habe, läßt sich daraus, daß er hie und da, wie apol. I, c. 8, die Theorie des Jacobus über Glauben und Werke vorträgt [45]), noch nicht schließen. Dagegen hat man wol mit Sicherheit in der Stelle des Irenäus (adv. haer. 4, 16, 2: Abraham — — credidit Deo, et reputatum est illi ad justitiam, et amicus Dei vocatus est) — eine Anspielung auf Jac. 2, 23 anzuerkennen; wobei indessen zu bemerken ist, daß Irenäus, der sonst die kanonischen Schriften des N. T. so häufig anführt, grade den Brief des Jacobus nirgends mit Namen erwähnt. — Tertullian erwähnt denselben nirgends; kaum daß er (adv. Jud. 2) eine leise Anspielung auf Jac. 2, 23 sich erlaubt. — Auch in der alexandrinischen Kirche war das Urtheil über diesen Brief nicht festgestellt. Von Clemens Alex. wissen wir aus Eusebius (H. E. 6, 14) daß er die sämmtlichen katholischen Briefe, also auch den Brief des Jacobus, mit einem Commentar in seinen Hypotyposen versehen hat. Wenn er jedoch sonst in seinen Schriften dieses Briefs nicht Erwähnung thut, so läßt sich das leicht erklären aus dem dogmatischen Charakter desselben, welcher dem alexandrinischen Kirchenlehrer minder zusagen mochte, und man ist darum noch nicht zu dem Schlusse berechtigt, daß er ihn nicht für eine apostolische Schrift gehalten habe. Zuerst finden wir den Brief namentlich angeführt bei Origenes [46]) — ὡς ἐν τῇ φερομένῃ Ἰακώβου ἐπιστολῇ ἀνέγνωμεν. Das φερομένη soll hier nicht irgend einen Zweifel gegen die allgemeine Anerkennung des Briefs ausdrücken, indem Euseb. (3, 25) selbst von dem nie bezweifelten 1 Br. Joh. sich dieser Formel bedient, sondern es hat den Sinn von „verbreitet," „allgemein bekannt." — Eusebius rechnet den Brief unter die ἀντιλεγόμενα und bemerkt noch dazu, daß Zweifel gegen seinen apostolischen Ursprung erhoben wären [47]). Auch Hieronymus gedenkt solcher Zweifel [48]). Am günstigsten ward in der syrischen Kirche über den Brief Jacobi geurtheilt. Hier war er schon durch die Aufnahme in die (in's zweite Jahrh. gehörige) Peschito als apostolische Schrift anerkannt, sowie er auch später von Ephräm [49]) als Schrift vom Bruder des Herrn citirt wird. Als gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, hauptsächlich durch Augustin's Einfluß, alle ἀντιλεγόμενα in den Kanon aufgenommen wurden, ward auch dem Briefe des Jacobus diese Gunst zu Theil, und er ward seitdem auch im Abendlande als kanonisch anerkannt [50]). — Dieses zum Theil minder günstige Urtheil der alten Kirche über den Brief kann seinem Ansehen indessen wenig Eintrag thun, da dasselbe, wie bemerkt, immer fast mit der Ansicht, daß nicht der Apostel, sondern der Bruder des Herrn, Namens Jacobus, der Verfasser desselben sei, zusammenhing. — Um die Zeit der Reformation war es vorzüglich die dogmatische Eigenthümlichkeit des Briefs Jacobi, welche ihm harte Urtheile und Verkennung zuzog. Vor Allem hat sich Luther sehr kräftig gegen ihn erklärt. Da die Paulinische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben von so großer Wichtigkeit für ihn war, so mußte ihm wegen des Gegensatzes gegen dieselbe und wegen des Mangels an der Erwähnung des Leidens und Todes Christi diese Epistel als eine „ströherne" vorkommen, „denn sie doch keine evangelische Art an ihr hat." So ward er ungerecht gegen die übrigen Vorzüge dieser Epistel, und mochte sie weder als eines Apostels Werk achten, noch sie in seiner Bibel „in der Zahl derer rechten Hauptbücher" haben. S. Vorr. zum Br. Jac. [51]). Zweifelhaft über unsern Brief sprach sich auch Erasmus [52]) aus. Einen heftigen Gegner fand er an Althammer [53]), der den Jacobus der Lästerung der Apostel, der Unwissenheit über den Glauben u. dgl. m. bezüchtigt. Nur Calvin war in damaliger Zeit fähig, bei unbefangener Betrachtung dem Briefe Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. S. dessen Comment. in ep. Jac. Zu den neuesten — kritischen — Bestreitern der Echtheit unsers Briefs gehört außer Kern noch de Wette [54]), deren Ansicht durch das Obige schon beurtheilt ist; und Schott [55]) sah sich durch die Betrachtung, daß die griechische Diction des Briefs Jacobi so rein und gewandt sei, wie man sie einem palästinensischen Juden kaum zutrauen könne, veranlaßt, die Echtheit desselben zwar nicht entschieden in Abrede zu stellen, aber doch es für wahrscheinlich zu halten, daß entweder ein uns ganz unbekannter Jacobus sein

43) Vgl. hierüber Credner, Einleitung in d. N. T. I. Thl. §. 210 ff. 44) s. de Wette, Einl. §. 172 und Hug, Einl. II. 541 fg. 45) Credner a. a. O. S. 609. 46) Comment. in Joann. Tom. XIX. ed. *Lommatzsch*. II, 190.

47) Hist. eccl. 3, 25, vgl. 2, 23. 48) De vir. illustr. 2, quae (sc. ep Jac.) et ipsa ab alio quodam sub nomine ejus (sc. Jacobi, fratris domini) edita asseritur. 49) Opp. graec. III, 51. 50) s. *Hieron.* l. l., wo es nach den angeführten Worten weiter heißt: licet paulatim tempore procedente obtinuerit auctoritatem. 51) Ausgabe der Werke Luther's von Walch XIV, 148. 52) Annot. ad ep. Jac. 53) Diallage, hoc est, conciliatio locorum scripturae, qui prima facie pugnare inter se videntur (Argentor. 1527). 54) Einl. in's N. T. §. 167. 55) Isagoge in libros N. T. sacros §. 90.

Verfasser, oder daß er eine Übersetzung aus einem aramäischen Original sei. Auch dieser Grund hat in dem Obigen schon seine Erledigung gefunden.

An diese Ansichten von Solchen, welche den Brief in Absicht auf seine Echtheit im Ganzen bestreiten, reiht sich noch eine vereinzelte Meinung, welche sich gegen die **Integrität** desselben ausgesprochen hat. Es ist nämlich von Rauch [56]) behauptet worden, daß der Schluß des Briefs 5, 12—20 nicht von dem Verfasser des übrigen Theils desselben herrühren könne. Allein die von ihm dafür aufgebrachten Gründe reichen nicht hin, um seine Ansicht wahrscheinlich zu machen. Daß nämlich 1) in diesem Schlusse des Briefs der strenge Zusammenhang der einzelnen Gedanken vermißt wird, und man mehre Aussprüche in demselben an andern Stellen des Briefs passender würde gefunden haben (wie z. B. 5, 12 im 3. Cap., 5, 13 ff. bei 1, 5 ff.), darf gar nicht Wunder nehmen, da theils im ganzen Briefe des Jacobus ein strenger Zusammenhang im Einzelnen mangelt, theils in den Schlußermahnungen der apostolischen Schreiben in der Regel die einzelnen Vorschriften ohne eine feste innere Verbindung an einander gereiht erscheinen. Es wird aber auch 2) behauptet, daß sich in diesem Schlusse eine starke Benutzung von neutestamentlichen Schriften zeige. — Vorausgesetzt, daß die Thatsache richtig ist — obwol bei Weitem nicht alle von Rauch angeführte Beispiele nothwendig als Anspielungen auf anderweitige neutestamentliche Stellen sich documentiren — so würde dieser Grund nur dann etwas bedeuten, wenn in den übrigen Theilen des Briefs sich gar keine Benutzung von den anderweitigen neutestamentlichen Schriften zeigte; was aber, wie sich aus dem oben Bemerkten ergibt, nicht der Fall ist. Wenn dann 3) die Stelle 5, 14, wo doch eine Einrichtung erwähnt werde, die ein geordnetes christliches Gemeindewesen voraussetze, in Widerspruch mit 2, 2 und 3, 1 ff. stehen soll, welche Stellen für einen gänzlichen Mangel an eigenthümlichen christlichen Gemeindeinstituten zeugten: so ist erst noch die Frage, ob denn jene Folgerung aus 5, 14 richtig sei. Was endlich 4) bemerkt ist, die ganze Form und Ausdrucksweise des letzten Theils stimme nicht mit dem Frühern; es herrsche nicht der gleiche Schwung und die gleiche Lebendigkeit der Gedanken, und es fänden sich viele sonst nicht im Briefe gebrauchte Ausdrücke: so ist ein solches Urtheil immer ein sehr einseitiges Geschmacksurtheil, welchem Andere, die die Lebendigkeit und den Schwung der Rede auch in dem letzten Theile des Briefs nicht vermissen, mit gleichem Rechte widersprechen werden. Daß aber in einem Theile eines so kleinen Redeganzen, wie der Brief des Jacobus ist, ἅπαξ λεγόμενα, die sich sonst im Briefe nicht finden, vorkommen, kann im Geringsten nicht auffallend erscheinen; so wenig als man sich daran stoßen darf, wenn in diesem ganzen Briefe ein Wechsel in den grammatischen Formen (wie z. B. 5, 12 ἤτω, wofür sonst ἔστω steht) kund gibt. Ist ja dieses doch auch grade bei demselben Beispiele bei dem Apostel Paulus der Fall. Vgl. 1 Kor. 16, 22 mit 2 Kor. 12, 16 [57]).

Wenn sich aus der gegebenen Darstellung allerdings ergeben hat, daß sich der Brief des Jacobus in Inhalt und Form bedeutend und wesentlich von den übrigen schriftlichen Denkmalen des Urchristenthums, die aus der apostolischen Zeit uns übrig sind, und hauptsächlich von den Paulinischen Briefen unterscheidet, so ist doch auch auf der andern Seite anzuerkennen, daß der Brief einen nicht geringen Werth ansprechen kann und einen integrirenden Theil unsers neutestamentlichen Kanons bildet. Denn abgesehen von seinen Vorzügen, rein als literarisches Product eines zwar nicht reich gebildeten, aber mit einer scharf ausgeprägten und charakteristischen geistigen Eigenthümlichkeit angethanen Verfassers betrachtet, abgesehen auch von dem religiösen, streng sittlichen und ernsten Geiste, der in ihm wehet — haben wir ja grade an diesem ersten unter den katholischen Briefen ein anschauliches Bild, aus welchem wir erkennen mögen, wie der freie göttliche Geist des Christenthums Anfangs in der engen Hülle, in der er zum Leben erwacht war, noch eingeschlossen und festgehalten ward, bis er dann die Hülle durchbrechen und frisch und kräftig seine Schwingen entfalten konnte, um mit der Zeit die Erde zu durchfliegen und die Menschheit im Leben des Einzelnen wie der Gemeinde zu Gott und dem Himmlischen emporzutragen. Es bezeichnet die Erscheinung und das Wirken des Jacobus eine eigene Entwickelungsstufe des Christenthums, welche, wie rein sich auch der Geist Christi auf ihr aussprechen mochte, doch nur als eine unvollkommnere gegen den Standpunkt betrachtet werden muß, welchen den heiligen Organen desselben Geistes, einem Paulus und nach ihm Johannes, zu ersteigen vergönnt war. Und so dient denn Jacobus neben Petrus wesentlich zur Vervollständigung und Ergänzung des biblischen Christenthums, welches in Paulus und Johannes seine Spitze erreicht hat, und welches ohne jene in seinem Gedeihen und allmäligen Wachsthume für uns minder begreiflich sein würde.

Die wichtigsten und brauchbarsten Erläuterungen und Auslegungen des Briefs Jacobi aus der neuern Zeit sind folgende: *Bensonii* Paraphr. et nott. philoll. in Ep. Jac. lat. vertit et suas ubique obss. addidit *J. D. Michaelis* (Hal. 1747). **Herder**, Briefe zweier Brüder Jesu (Jac. u. Jud.) in unserm Kanon (Lemgo 1775). *Semler*, Paraphrasis Ep. Jacobi cum notis et latt. translationum varietate (Hal. 1781). *Storr*, Diss. exegetica in Ep. Jac. (Tub. 1786) [wieder abgedr. in *ejusd.* Opuscc. Vol. II.] (Tub. 1797). *Pott*, Epistolae catholicae graece perp. annotat. illustratae (ed. *Kopp.* Vol. IX, fasc. I.) (Goth. 1786, 1799, 1816). *Morus*, Praelectiones in Jacobi et Petri epp. ed. *Donat.* (Lips. 1794). **Augusti**, die kathol. Briefe neu übers. und erklärt mit Excursen und einleitenden Abhandlungen (Lemgo 1801). **Hensler**,

56) s. **Winer's** und **Engelhardt's** neues krit. Journal der theol. Litteratur, Jahrg. 1827, 6. Bd. 3. St.

57) s. **Hagenbach** in ders. Zeitschr. 1827. 4. St. im 7. Bd. **Schneckenburger** in der Tüb. Zeitschr. f. Theol. Jahrg. 1829. 3. St. *Theile*, Comment. in Ep. Jac. p. 54 sqq.

der Br. des Apostels Jac. übersetzt und erläutert (Hamburg 1801). *Hottinger*, Epp. Jacobi atque Petri I. cum vers. germanica et commentario lat. (Lips. 1815). *Schulthess*, Ep. Jacobi comm. copiosissimo et verborum et sententiarum explanata (Turici 1824). Gebser, der Brief des Jacobus mit genauer Berücksichtigung der alten griech. und latt. Ausleger übersetzt und ausführlich erklärt (Berl. 1828). *Schneckenburger*, Annotatio ad ep. Jac. perpetua cum brevi tractatione isagogica (Stuttg. 1832). *Theile*, Commentarius in Ep. Jacobi. Lips. 1833. (*K. Frommann.*)

Jacobze (Jurian), s. Jacobson (Jurian).

JACOMOT (Johann), einer der vielen nach Genf ausgewanderten französ. Reformirten, gebürtig von Bar-le-Duc. Er erhielt das Bürgerrecht zu Genf im Jahre 1569; wurde Geistlicher, und im J. 1586 zum Rector der Hochschule gewählt. Mit Einwilligung des Rathes ging er 1591 nach Neufchatel, wo man seine Gegenwart und seinen Rath für kirchliche Angelegenheiten gewünscht hatte. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten kehrte er nach Genf zurück. Eine ähnliche Reise machte er 1603 nach dem Wallis zu den dort damals noch vorhandenen reformirten Gemeinden. Nach der Sitte der Zeit wurde er auch vom Rathe als Gesandter nach Zürich und Bern geschickt, um die Verwendung dieser Cantone beim Herzoge von Savoyen auszuwirken, damit den im Frieden 1564 an Savoyen zurückgegebenen Herrschaften Thonon, Ternier und Gaillard die früher zugesicherte Religionsfreiheit gelassen werde. Sein Todesjahr fällt 1609 oder 1615 — Jacomot hat sich durch seine lateinischen Gedichte bekannt gemacht; er gehört zu den bessern lateinischen Dichtern der neuern Zeit. Man hat von ihm: Musae neocomenses (Genevae 1597), die Frucht seines Aufenthaltes zu Neufchatel, worin unter Andern ein Theil der Salomonischen Proverbien sich in lateinischen Versen findet. Ferner: Agrippa ecclesiomastix (Genev. 1597) eine Tragödie. Ehud seu τυραννόκτονος, tragoedia (1601). Variorum poematum liber (Lugduni 1601). Ob liberatam Genevam Poema eucharisticum (1603) betrifft die Escalade oder den verrätherischen Angriff des Herzogs von Savoyen auf Genf. Sein Sohn Theodor hat sich durch Übersetzungen von Hall's asketischen Schriften aus dem Englischen ins Französische bekannt gemacht. (*Escher.*)

Jacoponus, s. Benedictis.

JACOTTA (Jayacata), eine kleine Stadt Vorderindiens an der Seeküste der Provinz Malabar, im District Cochin, unter 10° 14′ nördl. Br. und 76° 1′ östl. L. Die Stadt ist befestigt und hat einen sehr alten Hafen, in dem, nach einer alten Sage, der Apostel Thomas gelandet sein soll. (*J. C. Schmidt.*)

JACQMEL, Stadt und Seehafen der Insel Hayti oder S. Domingo, liegt unter 28° 21′ nördl. Br., 72° 39′ westl. von Greenwich an der südlichen Küste der südlichern Halbinsel, und gehört daher wahrscheinlich in den Regierungsbezirk von Leogane. Die Umgegend gehört keineswegs zu den fruchtbaren, indem die steilen Kalkgebirge wasserarm und ohne reichliche Pflanzenerde sind. Der Zuckerbau wird daher dort nirgends getrieben, dafür aber um so mehr Kaffee gewonnen, dem dieser Boden besonders zusagt. Jacqmel soll nach Einigen der älteste Ort der Kaffeecultur auf S. Domingo sein, hat aber nebst seiner Umgegend während der Revolution so sehr gelitten, daß die Exportation sich noch nicht auf die Stufe von 1789 (= 4 Mill. Pfund Kaffee) wieder erhoben hat. Die Stadt ist als Stapelort für einen großen Theil der Insel ziemlich lebhaft, treibt einen bedeutenden Zwischenhandel mit dem 7½ M. entfernten Port au Prince, liegt aber zum Theil in Ruinen. (*E. Pöppig.*)

JACQUE, ein See in dem südafrikanischen Küstenlande Senegambien, welcher durch den Fluß Casamanza (nach Einigen ein Arm des Gambia) gebildet wird und den Fluß von Vintain (ein Arm des Gambia) in sich aufnimmt. (*R.*)

Jacquelot, s. Jaquelot.

Jacquemard, Jacob d'Arteveld (Artevelle) s. unt. Flandern.

JACQUERIE. Mit diesem Worte bezeichnet die Geschichte einen Bauernaufruhr in Frankreich, welcher genau in die Mitte des 14. Jahrh. fällt, aber nicht, wie andere ähnliche Aufstände im Mittelalter bis zu dem allgemein bekannten deutschen Bauernkriege des 16. Jahrh. so vereinzelt dasteht, daß nicht dessen Veranlassung und Geist alle Stände der Monarchie ergriffen und sich in so vielfachen Richtungen geäußert hätten, als die verschiedenen Verhältnisse und Zustände von der gänzlichen Auflösung der Staatsverfassung bedroht und sogar verletzt worden waren. Der Klerus, Adel-, Bürger- und Bauernstand waren wesentlich von einander geschieden: der letzte, in einem der Leibeigenschaft ähnlichen Frohndienste gehalten, sah weder Person noch Selbsterwerb vor der Willkür seiner adeligen Gebieter geschützt [1]); der Bürgerstand, durch Handel, Gewerbe und Kunst gehoben, mußte den Königen, da der Adel durch die Kreuzzüge erschöpft war, die Mittel zur Kriegführung darreichen, und dadurch auf seine Wichtigkeit im Staate gewiesen, erhielt er seit dem Beginne des 14. Jahrh. stete Theilnahme an den Ständeversammlungen, und um die Mitte desselben gleiches Stimmrecht mit Adel und Geistlichkeit, ohne jedoch von sich den drückenden droit de prise gänzlich abzuwälzen, d. h. das Recht der Könige, den Bewohnern der Städte, in denen sie sich aufhielten, durch ihre Diener Alles, was zu ihrem und ihrer Familie augenblicklichen persönlichen Bedarfe gehörte, ohne Vergütung wegnehmen zu lassen. Nur den Handelsstand allein bemerkt man bis zum Jahre 1356 so bevorrechtet und bevorzugt vor den übrigen gewerbtreibenden Bürgern, daß er ein erstaunenswerthes Übergewicht erlangt hatte. Der Adel, aus Prachtsucht und Verschwendung habgierig, steigerte bei Flauheit seiner patriotischen Gesinnungen, seinen Übermuth so sehr, daß er sich, wie Zeitgenossen klagen, den Prinzen vom Geblüte (Seigneurs de fleurs-de-Lys

1) vergl. hierüber *Beaumanoir*, Coustumes de Beauvoisis p. 257. Auch *Mezeray*, histoire de France I, 831 bemerkt, les paysans estoient la pluspart serfs des Gentils-hommes.

oder Messieurs du Sang) zum Trotze Seigneurs très hauts und très-puissants nannte. Die Verarmten unter ihnen aber lebten vom Raube, und allmälig aus Verachtung deshalb chevaliers à la proie genannt, übertrugen sie das Räuberhandwerk ihrer Bedienung, welche coureurs genannt wurden, wie die königlichen Diener chevaucheurs und preneurs, welche den berüchtigten droit de prise ausübten [2]). Die Geistlichkeit, meist in Habsucht, Lüderlichkeit und Betrug versunken, verdarb — den droit de l'église ungerechnet — das Volk durch Ablaß auf längere und kürzere Lebensperioden, während durch eine Bulle des P. Clemens VI. König Johann der Gute und seine Nachkommen von allen Gelübden, Verbindlichkeiten und Schwüren entbunden wurden [3]). Sieht man nun bei Zunahme der Sittenlosigkeit, Prachtliebe und thörichter Verschwendung, Vermehrung der Abgaben seit Philipp dem Schönen, Überhandnahme der Gewalt und Ungerechtigkeit durch die Könige, Unordnung der Finanzen, scandalöses Glück der Beamten dieses Verwaltungszweiges, wie Gaillard bemerkt, Verschlechterung und häufige Verfälschung der Münzen, wodurch der Verkehr so sehr gehemmt als endlich Geldnoth herbeigeführt wurde (wie denn nach der Schlacht bei Poitiers das im 12. Jahrh. gehandhabte Mittel, lederne Münzen zu prägen, wieder hervorgerufen wurde [4]); und erinnert man sich der Verdorbenheit, Nichtswürdigkeit und Bestechlichkeit anderer Staatsbehörden, wovon empörende Beispiele aufgezählt werden; so ist kein Wunder, wenn die Umtriebe des bösen Königs Karl von Navarra während der zunehmenden Kriege Frankreichs mit England, sein bestechendes Geld und seine giftige Beredsamkeit viele Gemüther in der Geistlichkeit, im Adel- und Bürgerstande mit Gewissenlosigkeit und Untreue, wie mit Verachtung und Haß gegen die Regierung erfüllten, ja sogar Verschwörung gegen die Valois anzetteln, und die drei Stände der Monarchie einander näher bringen konnte. Die Folgen davon waren zuerst Einschränkung der königlichen Gewalt durch die berühmte Ordonnanz vom 28. Decbr. 1355, die schmähliche Niederlage des französischen Heeres am 19. Septbr. 1356 bei Poitiers, die lange Gefangenschaft Königs Johann des Guten, und endlich die zugemuthete Verantwortlichkeit des Dauphins Karl, welcher die Zügel der Regierung in des gefangenen Vaters Namen führte, unter Vormundschaft einer aus 36 Gliedern der drei theils uneinigen, theils willenlosen Reichsstände gewählten und bestellten Commission, während die höchsten Staatsbeamten, 22 an der Zahl, abgesetzt, aber nicht gerichtet wurden. Unter diesen Reichstagsausschuß gerieth bald Zwietracht, welche ihn von den Zwecken seiner Bestimmung abzog, während Manche seiner Glieder den Staatsgeschäften nicht gewachsen waren, sodaß dem Johann von Pecquigny, Robert le Cocq und Stephan Marcel, Männern aus den drei Reichsstandschaften, vorzüglich den beiden letztern, das Heft der Verwaltung blieb, dem Staate aber gewiß nicht zum Nutzen. Denn Ohnmacht, Ungehorsam, Zuchtlosigkeit und Gefährdung der öffentlichen Ruhe offenbarten sich in allen Theilen der Monarchie. Abenteuerliche Heerhaufen, aus den verabschiedeten Armeen Eduard's III. und Johann's des Guten sich bildend, schweiften plündernd und brennend zur unsäglichen Qual der Nation, wie 200 Jahre später die Landsknechte in Teutschland, von einer Provinz zur andern, und unter ihnen wurden die Banden des Wallisers Griffith, des Engländers Robert Canolle's (? Knolles) und die Società dell' aquisto des Franzosen Arnold von Cervoles, eines Verwandten des Cardinals Talleyrand von Perigord, die furchtbarsten, sodaß selbst Innocenz VI. zu Avignon sich vor dem Erzpriester, wie Cervoles genannt wurde, beugen mußte. Während dieser Verwirrung predigte der eben aus 20monatlicher Haft befreite Karl von Navarra im nördlichen Frankreich (damals noch Langue-d'oïl, im Gegensatze des südlichen, Langued'oc genannt) unter Eröffnung der Gefängnisse Aufruhr, stimmte bald heimlich, bald öffentlich mit dem pariser Handelsrichter Stephan Marcel und dem Bischofe von Laon Robert le Cocq zusammen, welche eine Volkspartei in der Hauptstadt an sich rissen, ihr ein öffentliches Abzeichen (Pers) zum Unterschiede von Andersgesinnten auf die Köpfe setzten, und diese farbigen Käppchen in kurzem, mit Ausnahme der Universitätsverwandten fast über die ganze Einwohnerschaft von Paris verbreiteten, selbst den gezwungenen Dauphin und dessen Gefolge mit Familie nicht ausgenommen [5]). Marcel — von Manchem mit Robespierre verglichen — wußte seine demokratischen Gesinnungen auch in viele Städte der Provinzen zu verbreiten. Da regte sich die Eifersucht des Adels und der Geistlichkeit gegen den mächtig gewordenen Bürgerstand; und als am 22. Febr. 1358, neben dem Dauphin in dessen Palaste zwei Marschälle ermordet wurden, sowie Marcel's Verwegenheit und Taktlosigkeit manchen Bürger irre machten, gohr plötzlich in allen drei Reichsständen, vorzugsweise im Adel eine neue, der Demagogie feindselige Stimmung auf, die der Dauphin, bisher wie gefangen gehalten, durch schnelle Abreise von Paris in die nördlichen Provinzen zu benutzen äußerst bemüht war.

Genau um diese Zeit nun, nämlich in der Mitte des Frühjahrs 1358, rührte sich ein Geist unter den französischen Bauern, wie er sich bisher noch nicht gezeigt hatte. Sie ohnehin schon zur Prunksucht und Prasserei des Adels über die Maßen steuernd, waren seit etlichen Jahren ihren Gebietern wegen recht- und hilflosen Zustandes ein Gegenstand kurzweiligen Spottes geworden, der

2) Cf. *Dulaure*, histoire de Paris III, 285 sqq.

3) *Lucae d'Achery* spicilegium III, 724. die Bulle ist datirt am XII. Cal. Maii 1351.

4) Gollut in s. Mémoires des Bourgougnes bemerkt S. 521 zur Schlacht bei Poitiers: „Cette bataille apportat une confusion si grande et telle paoureté en la maison Royale, que l'on fut contrainct de faire courir la monnaie de cuir pour argent. Vergl. noch Dulaure a. a. O. III, 275, au centre de chaque pièce, fügt der Verfasser hinzu, était un petit clou d'or ou d'argent.

5) s. den Chronisten bei d'Achery, gewöhnlich der Continuator chronici *Guill. de Nangis* genannt III, 116 und *Gaillard* histoire de la querelle de Philippe de Valois et d'Edouard III. II, 45 sqq.

sich bald unter dem Beinamen **Jacques bon homme**, etwa unsern „gutmüthigen, einfältigen Töffel" bezeichnend, weit verbreitete[6]). Zum Sprüchworte unter dem Adel wurde: „der gute Töffel hält sein Geld fest, wenn man ihn nicht braun und blau schlägt, er wird es aber herausgeben, sobald er sich geprügelt sieht." Ein anderer Hohn des Übermuthes im Adel sprach sich in Rücksicht der Worte **vil, vilain** und **vilenie**, womit man den Bauernstand charakterisirte, in dem alltäglich gewordenen Urtheile aus: Je besser man schlechte Leute (Bauern) behandelt, desto undankbarer sind sie, je schärfer aber, desto dienstfertiger[7]). Daher war kein Wunder, daß man als eine große Menge Adels bei Poitiers „mit ihren ungeheuren Schätzen" den Engländern in die Hände gefallen und durch hohe Summen wieder ausgelöst werden sollte, lieber zu den Habseligkeiten des verachteten Bauernstandes griff, um die erfoderlichen Summen der Ranzion zur Stelle zu bringen, als den Verkauf oder doch wenigstens die Verpfändung der ritterschaftlichen Besitzthümer wählte, was ohnehin schwer gefallen wäre, da die Ächtung der Juden und Lombarden seit Philipp's von Valois letzten Tagen keine Darlehen gestattete. Man griff also nach den Geräthschaften, Geschirren, Ernten und dem Viehe der Landleute, bemächtigte sich, wenn der Erlös daraus nicht zureichte, ihrer Personen und quälte sie, neben Schändung ihrer Weiber und Töchter, mit raffinirten Martern so lange, bis sie ihre Barschaft herausgaben. Und da es wenige adelige Familien geben mochte, welchen trotz der eingebüßten großen Schätze nicht einen gefangenen Ritter auszulösen oblag, so gab es auch fast keine Herrschaft, von der nicht dergleichen Qualen und Gewaltthätigkeiten verübt wurden zur Befreiung theils feiger, theils pflichtvergessener Edelleute[8]). Sieht man überdies das umherschweifende Gesindel abgedankter Heeresmassen das platte Land mehr als verschlossene und befestigte Städte quälen, die Landleute hier in Wälder, dort in die Städte (so diente Paris der Isle de France zur Zuflucht) verscheuchen, so ist leicht begreiflich, daß diese Gedrangsalten, jeglicher Aussicht auf Linderung und Schutz durch ihre losgekauften Herren beraubt, endlich zur verzweiflungsvollen Wuth und Verwegenheit gereizt und getrieben wurden, wobei die gährenden Zustände der Hauptstadt und das Beispiel ihrer Kameraden in der Bretagne, wo während des langwierigen Erbfolgekriegs die Bauern auch aus Noth die Waffen ergriffen, Städte belagerten und eroberten, gewiß verführerisch eingewirkt haben mochten. In der Aufklärung damals nicht weiter gediehen, als höchstens Standbilder und Gemälde der Schutzheiligen zu beleidigen oder zu zertrümmern, wenn selbige ihrem finstern Wahne nach in Nothfällen keine Hilfe gewährt hatten[9]), waren sie bisher gegen die allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes gleichgültig gewesen, nun aber in der aufgeregten und ungestümen Lage der Dinge aufmerksam auf dieselben geworden und lernten zugleich das Betragen ihrer Herrschaften mustern. Da ergab sich denn freilich, daß ihre Herren in Überzahl von einem geringen Haufen Engländer geschlagen, den König verlassen, und sich keine Mühe gegeben hatten, denselben wieder zu befreien (s. den Art. König Johann der Gute), vielmehr als Ungeheuer erschienen, welche Andere gleichsam auffräßen und ihre Schwerter nur gegen ihre Untergebenen zückten, während die Regierung unfähig war, das Staatsschiff, von Wogen der Leidenschaften überall umbraust, mit Festigkeit zu lenken, und sie gleichwol die Prunksucht ihrer Gebieter wie deren Feigheit in genannter Schlacht bezahlen mußten, ohne sich eines Schutzes zu erfreuen. Solche Stimmung theils ausgesprochen, theils dumpf verhalten, scheint nur im nördlichen, nicht aber im südlichen Frankreich, wo laut glaubwürdigen Nachrichten mehr Gehorsam und Ergebenheit gegen die Regierung sich kund gab, überhand genommen zu haben; aber auch Viele in den bewegten Provinzen mochten sich der Ursachen nicht klar bewußt sein, da man oft zur Erklärung des wüthenden Beginnens auf Befragen antworten hörte, sie, die Jacques, hätten es von Andern nicht besser gesehen[10]) — ein Umstand, der das viehische Verhalten der Bauern nicht wenig beleuchtet.

Gewiß ist, im Mai 1358 hielten bei Beauvais 20—30 vom Weine erhitzte Landleute in Obigem, mit Schimpf- und Schmähworten auf den Adel vermengten Styl ein Gespräch über ihre und des Staates Angelegenheiten, wobei sie sofort einmüthig die Ausrottung des Adels beschlossen. Mit Hebebäumen, Mistgabeln, Äxten, Messern, Sensen und beschlagenen Stöcken bewaffnet griffen sie im ersten Ausbruche der Wuth ein nahegelegenes Edelmannshaus an und tödteten den Besitzer desselben mit Frau und Kind. Hierauf mit den Bewohnern des nächsten Dorfes vereint, überwältigten sie ein zweites zur

6) Vergl. d'Achery III, 114. 7) S. von Sismondi gibt in s. histoire des Français X, 488 beide Gemeinplätze so: Jacques bon homme ne lâche point son argent, si on ne le roue de coups; mais Jacques bon homme paiera, car il sera battu; den andern: Oignez vilain il vous poindra, poignez vilain il vous oindra. Ähnliches gibt das Couplet zur Betrachtung:

Jacques Bonshommes,
Cessez, cessez, gens d'armes et piétons
De piller et manger le bon homme,
Qui de long temps Jacques Bonhomme
Se nomme.

8) Gollut a. a. O. S. 521 hat ein Verzeichniß dieser Gefangenen mitgetheilt und schätzt sie auf 1700 der Angesehensten, darunter 17 Grafen; die Chronique des Rois de France (1553) zählt 1500—1700 de gros Seigneurs, Chevaliers et Barons, qui furent pris und nach Sismondi's Berechnung (X, 472) ist die Zahl noch bedeutender. Mezeray in s. hist. de fr. I, 821 bemerkt über die Verluste des Adels an Reichthümern zur Schlacht: Nostre noblesse avoit apporté là comme pour honorer ses funerailles, tout l'or, les riches manteaux, la vaiselle d'argent et les pierreries de ses maisons, de telle sorte que les ennemis ne sçachant emporter tant de nobles despouilles, ne tenaient conte que de l'argent, des joyaux et des pièces d'orfeverie, laissant sur le champ les habits, les armes, les tentes, et le reste de l'équipage. Siehe noch des Abtes von Choisy hist. du Roi Jean p. 201.

9) Vgl. Dulaure a. a. O. III, 306 f. 10) Dies bemerkt die Chronik Froissart's allein: „qu'ils ne sçavoient, mais qu'ils faisoient ainsy qu'ils veoient les autres faire und nach ihr Mezeray I, 882 und *Villaret*, hist. de fr. IX, 312.

Hand gelegenes Schloß, und ließen, nachdem sie die Edelfrau genothzüchtigt und deren Kinder erwürgt hatten, den Herrn in den Flammen des angezündeten Hauses verbrennen. Diese Rasenden nannten sich **Jacques** und ihre Thaten **Jacqueries**, sowie die Nachwelt ebenfalls gewohnt wurde, die Gesammtthaten der französisch. Bauern in dem beschriebenen Sinne durch das Wort Jacquerie zu bezeichnen, sei es, weil ihr erster Anführer, nach der Vermuthung Einiger, **Jacques bon homme** hieß, oder weil Etliche unter ihnen, wie Wilhelm Caillet, in Panzerjacken (**jacques de maille**) einhergingen [11], oder weil sie, nach Angabe des Paters Daniel, in linnene Kittel (**jacques de toile**) gekleidet waren, oder endlich, was am Wahrscheinlichsten ist, gab der verbreitete Spottname **Jacques bon homme** den Anlaß dazu. Wie dem auch sein mag, die Hoffnung auf Beute vermehrte den kleinen, Anfangs kaum aus 100 Mann bestehenden Haufen bald auf 6000 und endlich auf 100,000 Mann, die in kleinern und größern Haufen unter verschiedene Anführer getheilt, in Isle de France, in der Picardie, in Soissonnois, Artois, Brie, Laonnois und Beauvoisis, ja fast im ganzen nördlichen Frankreich umherschweiften, und ihres Gleichen sogar tödteten, wenn selbige sich nicht an sie anschließen wollten. Alle hegten dieselbe Meinung, daß jeglicher Adelige das Königreich verunehrte und es ein großes Glück wäre, wenn sie sammt und sonders ausgerottet würden. Im Ganzen aber zeigte sich dabei ein regelloser leidenschaftlicher Ausbruch langverhaltenen Ingrimmes ohne moralischen und politischen Zweck, ohne überlegte Plane und ohne Einmüthigkeit der Anführung, wobei merkwürdigerweise weder eine Verbindung mit den pariser Volksführern, noch mit den umherziehenden Kriegerbanden, noch mit dem Regenten entdeckt werden kann; und letzterer ist getadelt worden, daß er die Stimmung und Kraft dieser gemeinen Volksmasse weder gelenkt noch in ihrer Verbindung Frankreich von einheimischen und fremden Feinden gesäubert hätte. Allein in großer Verlegenheit einer ähnlichen Empörung zu Paris entschlüpft, suchte er in den nördlichen Provinzen hauptsächlich die, welche die Jacquerie befehdete, an sich zu fesseln, um mit ihrer Hilfe die Hauptstadt anzugreifen. Der Adel aber im ersten Taumel seines Schreckens über den plötzlichen Aufruhr seiner Bauern, floh in feste Städte und gutverwahrte Schlösser, und rief nach einiger Erholung auswärtige Ritter um Hilfe an. Flamänder, Deutsche und Böhmen sollen herbeigeeilt sein; der Regent sammelte zu Compiegne zwar auch ein Heer von etwa 7000 Mann, mit welchem er sich aber zu einer Belagerung der Hauptstadt entschloß, um sie vielleicht von einer Verbindung mit der Jacquerie abzuhalten, nach Froissart und Andern hingegen, sie wegen ihres Ungehorsams zu bestrafen. In der That lebte er mit seinen Truppen in der Umgegend von Paris nach Art der umherziehenden Banden, ohne einen festen Beschluß zu fassen; wenigstens wird nirgends bemerkt, daß er seinen Adel gegen die Bauern zunächst in kräftigen Schutz nehmen, oder die Hauptstadt nachdrücklich hätte angreifen wollen. Sonach konnte sich die Jacquerie schnell verbreiten und die scheußlichsten Qualen am Adel ausüben. Man erzählt von 100 Schlössern, welche die Bauern binnen **14** Tagen eingeäschert hatten, wobei die Besitzer derselben meistens lebendig angespießt, am Feuer gebraten und ihren eignen Frauen oder den Hunden zur Speise vorgelegt worden waren. Schändung und Ermordung der Edelfrauen und Fräulein war etwas Gewöhnliches, bis die Edelleute von fremden Rittern verstärkt, vielleicht auch schon früher einzeln, da ihnen Harnische und Übung in Waffen großen Vortheil vor den fast nackten und schlecht bewehrten Landleuten gewährten, gegen kleine Haufen solchen Gesindels auszogen, sie trennten, tödteten oder gefangen nahmen, und dann hinrichteten. Zu Dutzenden sollen die Bauern an den Bäumen auf den Heerstraßen gehangen haben. Täglich fielen nun Kämpfe dieser Art vor; gleichwol waren durch den Kleinkrieg diese Cannibalen nicht zu tilgen, weil, wie man sagt, sie nach und nach von den Bürgern begünstigt und unterstützt wurden; wenigstens mögen die Städtebewohner geringern Standes sich hier und da an ihre Haufen angeschlossen haben, da man weiß und Dulaure bestätigt es, daß in mehren Städten der gemeine Mann, selbst in Paris, zu jener Zeit selten oder niemals Recht vor seiner Behörde erhielt und zu des heiligen Ludwig's Zeiten wirklich Auswanderungen dieser Volksclasse stattgefunden hatten. Dieser Umstand und die Wuth der Ritter, selbst Schuldlose nicht zu schonen, und somit alle Dörfer zur Vertheidigung zu zwingen und gleichsam zu Waffenplätzen zu machen, waren Ursache, daß dieser Bauernkrieg Monate hindurch wüthete. Einen Hauptschlag erlitt indessen die Jacquerie durch den bösen König Karl von Navarra.

Wilhelm Caillet, auch Carle genannt [12]), aus dem Flecken Mello in Beauvoisis, streifte mit einem furchtbaren Bauernhaufen umher und stieß bei Clermont auf eine Reiterschar dieses Königs, welche in dem eingeleiteten Kampfe, zum großen Verdrusse der pariser Volkshäupter, gegen 3000 Landleute niedermetzelte, obschon diese, wie ihr Anführer früher, freundschaftliche Verbindungen mit dem Könige gesucht hatten. Caillet wurde entweder in diesem Treffen oder vorher, gefangen, als er mit einigen Freunden in Navarra's Lager gekommen sein soll und Unterhandlungen mit Karl habe anknüpfen wollen. Er wurde aufgeknüpft, weil er zwei Glieder aus der adeligen Familie Pecquigny, welche des Königs treueste Anhänger waren, ermordet hatte. Ein anderer Haufe der Jacquerie, den Mezeray auf **10** bis 12,000 Mann, Andere aber etwas geringer angeben, hatte sich in die Nähe von Paris gewagt, wo sich etwa 300 Mann aus der niedrigsten Volksclasse, Sackträger und Schiffer, an sie anschlossen und Willens waren, Meaux zu überfallen, wohin sich der Herzog von Orleans mit Gemahlin und der des Regenten, dessen Tochter und Schwester Isabelle, sammt 300 Frauenzimmern unter Bedeckung des Grafen von Joigny mit 60 geharnischten Rittern geflüchtet hatten [13]). Sie

11) Cf. *Favyn*, histoire de Navarre p. 436.

12) Dies bemerkt der Chronist bei d'Achery III, 119 allein.

13) s. Villaret a. a. O. S. 301.

bewohnten das befestigte Schloß (marché) und hatten eben den Captal von Buch [14]) und Grafen Gaston von Foix, die von einem Kreuzzuge in Preußen zurück und dem französ. Adel zu Hilfe gekommen waren, mit etwa 60 Lanzen in ihre Mauern aufgenommen, als das Gesindel gegen die Mitte Junius 1358 vor der Stadt ankam, von den auf die Edelleute und Truppen des Regenten unwilligen Bürgern gastfreundschaftlich aufgenommen, und nachdem sie gezecht und getobt hatten, vor das durch die Marne und einen Kanal von der Stadt getrennte Schloß geführt wurde, um es in Abwesenheit des Dauphins, der grade in Sens sich befand, zu überraschen. Der pariser Gewürzhändler Peter Gilles (einige Nachrichten geben ihm den Münzwardein Johann Levaillant bei), scheint Hauptanführer dieser Truppe gewesen zu sein. Der Captal und der Graf im Schlosse hielten es für unwürdig, sich von dem gemeinen Gesindel einschließen zu lassen, öffneten demnach das Brückenthor und stürzten mit 60, nach Andern nur mit 25, geharnischten Reitern, denen jedenfalls auch die Besatzung des Schlosses nachgefolgt sein mag, auf die Belagerer hervor. Der unerwartete Angriff brachte die Bande in Verwirrung und in wilde Flucht; aber in den Straßen der Stadt eingeengt, wurden sie theils niedergeritten, theils zusammengehauen, theils auch, wer in offenen Gassen entkam, in die Marne gejagt. An 7000, dies ist die einmüthige Angabe der Quellen, kamen auf diese Weise jämmerlich um's Leben. Hierauf wurde die Stadt angezündet, auf die treulosen Bürger Jagd gemacht, und was dem Schwerte entrinnen konnte, großentheils in den Flammen verbrannt. Vierzehn Tage, sagt Villaret, habe die Stadt gebrannt. Der Stadtschultheiß wurde ergriffen und hingerichtet. Durch diesen Sieg ermuntert, wuchs die Zahl der Gegner der Jacquerie; der Dauphin befehdete sie endlich am heftigsten in der Picardie, sodaß am St. Johannistage fast 20,000 Bauern getödtet wurden, und der Sire von Coucy richtete in allen seinen Besitzungen ein ähnliches Schlachten an, unter Verübung fürchterlicher Grausamkeiten, während in andern Gegenden, als in Touraine und Orleannois, in der Champagne, in Chartrain, Maine und Bretagne, von wo aus die Engländer hervorbrachen und auf die Bauern losschlugen, weil sie Franzosen waren, nicht geringeres Blutbad angerichtet wurde. An der Loire suchten sich die Bauern dadurch zu halten, daß sie auf die Inseln oder vorhandenen Schiffe sich flüchteten, Andere in andern Gegenden sich in Höhlen verkrochen, oder Graben um ihre Dorfkirchen zogen, Steine und Wurfmaschinen auf die dazu hergerichteten Thürme schafften und an denselben Warten für Schildwachen anbauten; entdeckten diese nun einen annähernden Feind, so gaben sie mit der Glocke oder in deren Ermangelung mit einem Horne das Zeichen, worauf alle Bewohner in die Kirche liefen, und sich in derselben zur Vertheidigung einschlossen, wobei von den Chroniken hin und wieder seltener Bauernheroismus erzählt wird. Das merkwürdigste Beispiel hiervon gaben die Einwohner des Fleckens Longueil bei Compiegne, etwa 200 an der Zahl, welche sich einen gewissen Wilhelm Lalouette zum Anführer gesetzt hatten [15]). Eine kleine englische Heerabtheilung wollte das in der Nähe von Longueil gelegene feste Schloß Creil belagern, was die Bauern zu verhindern suchten. Bei dem ersten Angriffe wurde Lalouette durchbohrt; aber sein Diener von handfestem Körperbau und riesenmäßiger Kraft, Namens Grand-Ferré, ermuthigte seine Kameraden zur Fortsetzung des Kampfes. Mit einer Axt bewaffnet, schlug er mit jedem Hiebe einen Gegner zu Boden, und nachdem achtzehn Mann seine Überlegenheit empfunden hatte, entriß er ihnen die Fahne und zerstreute den Haufen. Die Engländer sammelten aber und stärkten sich schnell wieder zu einem erneuerten Angriffe, wurden wiederum geschlagen, und Grand-Ferré soll dabei mit eigner Hand 40 Mann erlegt haben. Der Chronist erhebt die Wunderkraft des Mannes noch mehr, wenn er erzählt: daß der Held auf diese Erhitzung einen Trunk kalten Wassers genommen, sich dadurch ein hitziges Fieber zugezogen hätte und in seinen Geburtsort Rochecour zurückgebracht worden wäre, wovon die Engländer unterrichtet, 12 Mann zu einem Überfalle in seinem Hause abgesendet hätten. Grand-Ferré's Frau aber spürt die Kommenden aus, verkündet ihm die Gefahr, der statt zu erschrecken — mährchenhaft genug — aufsteigend nach seiner Axt greift, sich an die Mauer der Wohnung lehnt und die Anrückenden mit Schmähworten zum Kampfe auffodert. Fünf Engländer erschlug der Fieberkranke sogleich und die Übrigen ergriffen die Flucht. Darauf legte er sich wieder zu Bette, die Anstrengung verzehrte vollends seine Kräfte und nach den Sacramenten verlangend, starb er in christlicher Demuth. Sismondi behauptet, die Jacquerie habe nur sechs Wochen gewüthet, sie dauerte aber höchst wahrscheinlich vom Monate Mai bis wenigstens zum August 1358. An ihrer gänzlichen Vertilgung soll der junge Enguerrand, Sire von Coucy, am Meisten gearbeitet haben, nachdem durch die tobenden Bauern einige Hundert adelige Familien vernichtet und gegen 200 Schlösser ein Raub der Flammen geworden sein mochten. Die Jacquerie ist unstreitig die schrecklichste Erscheinung unter allen schauderhaften Begebenheiten dieser aufgelösten Zeit, die, weil man ihre Opfer nur einem wüsten Ziele dargebracht sieht, an menschlichem Mitleide verliert. Ihre Kraftanstrengungen hatten Nichts erreicht, als was gleich Anfangs cannibalischer Vorsatz gewesen war. Darum ging es den rasenden Jacques wie den Bürgern aufgewiegelter Städte, die dem Adel gleich gram waren, nicht besser, als, wie ein Chronist bemerkt, den Schafen in der Fabel vom Hunde und vom Wolfe. Doch erinnerte

14) Er hieß eigentlich Johann Grailly, und war, da er aus Guienne stammte, englischer Vasall. Die Würde Captal oder Capitalis, von den Franzosen Chef übersetzt, war nur in dieser Provinz gewöhnlich gewesen, und hatte sich nach Ducange nach und nach bis auf zwei Captalate verringert, nämlich das von Buch und das von Trene.

15) Der Chronist bei d'Achery III, 125 fg., welcher die Thatsache zuerst erzählt und dem alle spätere Geschichtschreiber nachgeschrieben haben, nennt diesen Capitain Guillermus dictus Alaudis, und seinen Diener Magnus Ferratus.

der Name Jacquerie noch lange an beispiellose Verwegenheit und Tollkühnheit, ohne daß der Spottname Jacques bon homme getilgt worden war[16]). (*B. Röse.*)

Jacquerius, s. Jacquier.

Jacques, s. Jacob.

JACQUES (Frère). Unter diesem Namen ist in der Geschichte der Chirurgie ein Mann bekannt, dessen eigentlicher Name Jacques Beaulieu ist. Der Sohn eines Tagelöhners, wurde er 1651 zu Beaufort in der Franche-Comté geboren. Seine ganze Erziehung, als er im 16. Jahre das väterliche Haus verließ, bestand darin, daß er Lesen und Schreiben gelernt hatte. Einer Krankheit halber kam er um diese Zeit in's Hospital zu Lous-le-Saulnier. Nach der Genesung gab er Neigung zur Krankenbehandlung zu erkennen, namentlich hätte er gern das Aderlassen gelernt; allein man kümmerte sich nicht um ihn. Aus Verdruß trat er in ein Cavalerieregiment, und machte hier die Bekanntschaft eines empirischen Chirurgen, Namens Pauloni, der durch seine Kunst des Steinschnitts mittels des großen und kleinen Apparats berühmt war. Im Alter von 21 Jahren erhielt er den Abschied, und begleitete von jetzt an 5 oder 6 Jahre lang den Pauloni auf den Reisen durch verschiedene Länder. Er beobachtete genau das Verfahren seines Herrn, und als er sich im Stande glaubte, selbständig zu handeln, verließ er ihn auf dem Wege nach Venedig und begab sich in die Provence. Er übte nun 8—10 Jahre lang die Kunst des Steinschnittes, indem er sich dabei auf gewöhnliche Weise kleidete. Im J. 1690 oder 1691 kam er indessen auf den Einfall, eine Art Mönchskleid zu tragen, und von dieser Zeit an nannte er sich **Frère Jacques**.

Er hatte seine Kunst in der Provence, besonders in Marseille, in Languedoc und Roussillon geübt, und in Perpignan soll er mit dem Seitenschnitte angefangen haben. 1695 operirte er in Besançon unter andern Personen mit Erfolg einen Kanonikus, der ihn antrieb, nach Paris zu gehen. Mit einem Empfehlungsbriefe an einen Kanonikus von Notre-Dame und mit mehren Certificaten kam er im August 1695 in die Hauptstadt; der Kanonikus führte ihn zum Präsidenten des Parlaments de Harlai, und dieser beauftragte die Ärzte und Wundärzte des Hotel-Dieu, die Fähigkeiten des neuen Steinschneiders zu prüfen und darüber Bericht zu erstatten. Die Ärzte des Hotel-Dieu lachten zuerst über den einfachen, anspruchslosen Mann, der sie mit einer bessern Methode des Steinschnitts bekannt machen wollte. Sie ließen ihn die Operation an einem Cadaver vornehmen, in dessen Blase ein großer Stein eingebracht worden war, und er führte dieselbe durch den Seitenschnitt mit großer Gewandtheit aus. Sie untersuchten nachher die durch die Operation verletzten Theile, und einige, namentlich Méry, gaben der Operation vor jener mit dem großen Apparat den Vorzug; während andere aus Gründen auf den Schluß drangen, daß man dem **Frère Jacques** die Operation an einem Lebenden nicht gestatten könne. Alle stimmten übrigens dahin überein, daß derselbe mit der Anatomie und den Regeln der Kunst gänzlich unbekannt sei.

Unzufrieden verließ **Frère Jacques** Paris im October 1697; er ging nach Fontainebleau, wo sich der Hof damals aufhielt. Er wandte sich mit Empfehlungsbriefen und Certificaten an den Leibarzt Duchesne, der ihn mit den Leibärzten Fagon und Bourdelot bekannt machte. Sie wurden einig, ihn operiren zu lassen, und da sich bald ein Schusterlehrling mit dem Steine behaftet fand, so machte **Frère Jacques** an diesem die Operation in Gegenwart der genannten Leibärzte und des Chirurgen Félix; der Erfolg war so glänzend, daß der Kranke nach 3 Wochen ausging. Nach dieser Operation interessirte sich der König selbst für ihn, und er machte während seines Aufenthaltes in Fontainebleau noch sechs Steinschnitte, unter andern auch an einem Irländer, der eine Flintenkugel in der Blase hatte. Er kam dadurch in großen Ruf, und erregte bei der Rückkehr nach Paris die größten Erwartungen; wenngleich daher eine Operation, die er am 10. April 1698 im Hotel-Dieu an einem 16jährigen Burschen vornahm, unglücklich ablief, so sicherte ihn doch sein früherer Ruf und spätere Operationen. Die Ärzte und Chirurgen des Hotel-Dieu beschlossen jetzt, ihn hier und in der Charité operiren zu lassen, um den Werth seiner Methode kennen zu lernen. Er operirte in beiden Anstalten 60 Patienten, von denen indessen 29 starben, und deshalb beschloß man, ihm ferneres Operiren nicht zu gestatten. Man tadelte seine Unkenntniß der Anatomie, und leitete seine Ruhe bei der Operation davon her, daß er die Gefahr nicht kennte; man fand es sonderbar, daß er seine Kranken in keiner Weise vorbereitete, und daß er für die Verbindung der Wunde nach der Operation gar keine Sorge trug.

Im Juli 1698 war **Frère Jacques** in Orleans, im August in Aachen, wo er gegen 60 Operationen gemacht haben soll. Im folgenden Jahre operirte er in Holland. Im J. 1700 ließ ihn der Leibarzt Fagon, der selbst am Steine litt, nach Versailles kommen, damit er sich an Cadavern übe, und foderte Duverney ein Urtheil ab. Dieser gab der Operation den Vorzug vor der ältern Methode, empfahl aber statt der runden Sonde eine gerinnte. Im J. 1701 operirte er nun mit den verbesserten Instrumenten eine Menge Steinkranker im Hospitale von Versailles, und er bekam darüber von den dortigen Wundärzten sehr vortheilhafte Certificate. Im J. 1702 operirte er auch zu Angers zwei angesehene Männer mit

16) Benutzt wurden noch, außer d'Achery III, 119, *Mezeray* histoire de France I, 831 sqq., *P. Daniel*, histoire de Fr. II, 582 sqq., des fleißigen Forschers *Villaret*, histoire de Fr. IX, 309 sqq., *Choisy*, histoire de Ph. et de Jean de Valois p. 228 sqq., *Gaillard*, Querelles II, 56 sqq., *Pigoult-Lebrun*, hist. de Fr. IV, 328 sqq., *Sismondi*, X, 530 sqq. Die Nachrichten in *Sleidani* Epitome Frossardi 55 sq. verdienen kaum erwähnt zu werden. J. v. Bourdigue's Annales et cronicques (Angiers 15?9) kennen diese Begebenheit äußerst oberflächlich und halten sie für ein Werk der gens mécanicques et de bas. Wachsmuth hat in v. Raumer's histor. Taschenbuche V, 360—373 der Jacquerie neuerdings schätzbare Aufmerksamkeit gewidmet und in ihr dieselbe Ansicht — die Capefigue'schen Forschungen mögen wol wenig Erhebliches an die Hand gegeben haben — bestätigt gefunden, die der geistreiche Hume schon ausgesprochen hat.

Glück, und er fand hier an Hunauld einen Lehrer und Vertheidiger. Auch machte er in diesem Jahre seine Methode auf einem halben Bogen bekannt. Im J. 1702 sollte er Herrn Fagon operiren; allein durch den Einfluß der Familie wurde die Operation Herrn Mareschal übertragen, der sie mit Glück vollbrachte. Dagegen vertraute sich ihm 1703 der Marschall de Lorges an, in dessen Palaste er vorher, gleichsam zur Probe, 22 arme Steinkranke mit Glück operirt hatte. Allein der Marschall starb. Diese beiden Umstände brachten ihn zu dem Entschlusse, Paris mit seinem Geburtsorte zu vertauschen; vorher aber erst noch Genf zu besuchen, wo man ihn wünschte. Er operirte hier sieben Personen, von denen zwei starben; dennoch empfing er Geschenke vom großen und kleinen Rathe. Im J. 1704 begab er sich auf besonderes Verlangen nach Holland, wo er in Amsterdam, Delft, Utrecht und im Haag mit solchem Glücke operirte, daß die Behörde von Amsterdam sowol, als vom Haag, eine Münze auf ihn schlagen ließ. In Amsterdam operirte er vor Professor Rau, der seine Methode tadelte, aber ihr doch Vorzüge zugestand, wenn sie von geschicktern Händen ausgeübt würde.

Er hielt sich längere Zeit in Flandern auf, und kehrte dann wieder nach Frankreich zurück. In Versailles bot ihm Fagon Geschenke an; er begehrte blos Certificate und die Erlaubniß, überall in Frankreich operiren zu dürfen. Das J. 1708 brachte er in und um Lyon zu. Im J. 1709 mußte er wieder nach Genf kommen, und das Jahr 1710 brachte er in Nancy beim Duc de Lorraine zu. Den Winter von 1711 verlebte er in Lüttich; 1712 ging er nach Strasburg und von da nach Wien. Von dort reiste er über Venedig, Padua nach Rom, operirte hier einige Male, und kehrte dann zu seinem Geburtsorte zurück. Er wollte hier ein frommes, ruhiges Leben bei den Benedictinern führen; doch verließ er ihr Kloster bald, und starb am 7. December 1714 (nach andern Angaben im Jahre 1720). *(Fr. Wilh. Theile.)*

JACQUES (Jacques), ein französischer Dichter des 17. Jahrh., voll der heitersten Laune, war geboren zu Embrun, erhielt ein Kanonikat an der dortigen Kathedrale und lebte noch um das Jahr 1680. Unter seinen Schriften ist: „**Le faut mourir et les excuses inutiles qu'on apporte à cette nécessité le tout en vers burlesques** (Lyon 1657. 12. 1662, 1702 et Rouen 1710) wol die interessanteste; sie enthält Dialogen zwischen dem Tode und Personen verschiedenen Standes (Finanzmann, Richter, Arzt, Erzbischof, Papst), welche nach Vorwänden suchen, sich ihm zu entziehen. Ungeachtet der scherzhaften Form sind treffliche Wahrheiten darin niedergelegt. Gleich komisch sind auch **Le médecin charitable; Le démon travesti, découvert et confus**, und **L'ami sans fard, qui console les affligés** (Lyon 1664. 12). Außerdem legt Saint-Marc in seinen **Remarques sur Boileau** diesem Dichter auch **La Passion de Jésus-Christ en vers burlesques** bei, welche einen Theil der blauen Bibliothek bildet*). *(R.)*

*) Biographie universelle Tom. XXI. p. 372 ff. (Art. von Weiß.)

Jacquet (Elisabeth Claude de la Guerre), s. Guerre.

Jacquet-Droz, s. Droz.

JACQUETOT, eine der berühmtesten Porcellan- und Emailmalerinnen des 19. Jahrhunderts, die ihre meisterhaften trefflichen Leistungen in den öffentlichen Ausstellungen zu Paris und in der berühmten Porcellanmanufactur zu Sevres darstellte. Es ist kaum glaublich, wie harmonisch die Künstlerin die Schmelzarbeit auf der Porcellanmasse auszuführen wußte, indem das Großartige des Charakters, was nur durch die Ölmalerei gegeben werden kann, sich in den Werken der Künstlerin wiederfindet und der anmuthige klare Farbenton der Masse sich im schönsten Verhältnisse mit dem Ausdrucke und mit hoher geistiger Vollendung im grandiosen Style vereinigt. Die Künstlerin wurde sowol durch die französische Regierung unter Napoleon, als auch später mit bedeutenden Aufträgen beschäftigt, Copien der größern Meisterwerke der französischen oder andern Museen von sehr bedeutender Größe, welche ebendeshalb dann Ungemächlichkeiten beim Brennen der Masse oft sehr zum größern Schaden veranlassen, brachte sie auf die glücklichste Weise zu Stande, und erwarb sich dadurch einen herrlichen Nachruf. Besonders bewunderte man nur eine Copie der **Madonna della Seggiola** nach Rafael. *(Frenzel).*

Jacqui, s. Hiaqui.

JACQUIER, JACQUERIUS, 1) François, ein geschickter Mathematiker und Physiker, geb. zu Vitri-le-Français den 7. Juni 1711. Seine erste Erziehung war einem achtbaren Geistlichen anvertraut, der früh an ihm treffliche Anlagen für Mathematik und Naturwissenschaften wahrnahm und dieselben auszubilden sich bemühte. Als J. das 16. Jahr zurückgelegt hatte, trat er in den Minoriten-Orden, und wurde, nachdem er Profeß gethan hatte, nach Rom gesandt, wo er seine Studien in dem dortigen französ. Kloster dieses Ordens la Trinité-du-Mont genannt, beendigte. Seine Obern gestatteten ihm seiner Neigung zu den mathematischen Wissenschaften zu folgen. Zu seiner Erholung beschäftigte sich J. mit den alten Sprachen und erwarb sich bald eine genaue Kenntniß des Hebräischen; das Griechische soll er so geläufig wie seine Muttersprache gesprochen haben. Innige Freundschaft, auf Gleichheit des Geschmacks und der Talente gegründet, verband unsern J. mit seinem Landsmanne und Ordensbruder, dem Pater Leseur, mit welchem gemeinschaftlich er den nachher anzuführenden trefflichen Commentar zu Newton's **principia philosophiae naturalis** ausarbeitete. J.'s Kenntnisse und gelehrte Arbeiten erwarben ihm die Gunst der Cardinäle Alberoni und Portocarrero. Ersterer nahm ihn mit in seine Legation nach der Romagna und beauftragte ihn mit der Prüfung der dort von dem berühmten Manfredi begonnenen hydraulischen Arbeiten, wodurch diese reiche Provinz vor Überschwemmungen gesichert werden sollte. Bei seiner Rückkehr nach Rom im J. 1733 erhielt er den Lehrstuhl der heiligen Schrift am Collegio der Propaganda, und wurde zugleich von dem zu Marseille versammelten Generalcapitel seines Ordens beauftragt, an den Annalen der Minoriten zu arbeiten. Dieser heterogenen Ge-

schäfte ungeachtet erlosch dennoch sein Eifer für die Mathematik nicht. Schon im J. 1739, also im 28. seines Lebens, gab er den ersten Band seines Commentars über Newton heraus. Um seine durch übermäßiges Arbeiten geschwächte Gesundheit wieder herzustellen, ging J. auf ein Jahr in sein Vaterland, wo Ludwig XV. ihm einen Gehalt von 500 Livres aussetzte. Im J. 1745 ernannte ihn der König von Sardinien zum Professor der Physik an der Universität zu Turin, aber der Cardinal Valenti, erster Minister Benedict's XIV., rief ihn nach Rom zurück und übertrug ihm im November 1746 das Lehramt der Experimentalphysik am Collegio romano. Bei allen Gelegenheiten, wo man des Raths eines Mathematikers bedurfte, wurde Jacquier zugezogen. Als z. B. die Kuppel der Peterskirche den Einsturz zu drohen schien, wurden Jacquier, Leseur, Boscovich und der Marchese Poleni beauftragt, die Mittel anzugeben, wodurch sich diesem Unfalle vorbeugen ließe. Ebenso übertrug Clemens XIII. im J. 1763 unserm J. die Prüfung der Projecte zur Anlegung von Canälen im Bolognesischen und in der Romagna; und in demselben Jahre ließ Keralio ihn nach Parma kommen, um den Infanten Ferdinand in den physisch-mathematischen Wissenschaften zu unterrichten. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens im J. 1773 wurde J. nach Rom zurückberufen, um den Lehrstuhl der Mathematik am Collegio romano einzunehmen. Pius VI. beehrte ihn mit demselben Vertrauen, wie seine Vorgänger, indem auch ferner alle im Kirchenstaate auszuführenden Projecte, bei denen mathematische Kenntnisse erforderlich waren, unserm J. zur Beurtheilung vorgelegt wurden. Im ununterbrochenen Genusse allgemeiner Achtung beschloß J. nach zurückgelegtem 77. Jahre sein arbeitvolles Leben den 3. Juli 1788. Er gehörte zu den Akademien der Wissenschaften in Paris, St. Petersburg, Berlin, zur royal society in London, zur Akademie der schönen Künste in Lyon, zum Institut von Bologna, und zu den übrigen vornehmsten literarischen Gesellschaften Italiens. In der Gesellschaft der Arkadier führte er den Namen Diofante Amicleo, und in dieser Gesellschaft hielt ihm nach seinem Tode der Abbate Ceruti (als Arkadier Giacinto genannt) die übliche feierliche Lobrede, welche späterhin im Druck erschienen ist. Ausführlicher ist die im Jahre 1790 erschienene Lobrede auf ihn vom Grafen J. B. Avanzo. Jacquier's Werke sind folgende: 1) *Isaaci Newtoni* **philosophiae naturalis principia mathematica perpetuis commentariis illustrata communi studio PP.** *Th. Leseur* et *Fr. Jacquier* 1739—40—42. 4 Theile in 3 Bdn. in 4. (gedruckt zu Genf unter der Aufsicht von J. L. Calandrini), welcher einige mit einem Sternchen bezeichnete Noten und verschiedene Abhandlungen beifügte. Im J. 1780 wurde dies Werk mit neuen Commentarien von J. Tessaneck vermehrt, zu Prag abgedruckt. 2) **Parere e riflessioni sopra i danni della cuppola di St. Pietro** (Rom 1743 in 4.) 3) **Discorso sopra la mal' aria e le malattie, che cagiona principalmente in varie spiaggie d'Italia in tempo di estate** (ebendas. 1743 in 4.) 4) **Dissertazione accademica di Diofante Amicleo sopra l'aria di Roma** (Venedig 1745. 4., und 1755). 5) **Elementi di perspettiva secundo i principi di** *Taylor* (Rom 1755). 6) **Institutiones philosophicae ad studia theologica potissimum accommodata** (Rom 1757 6 Bde. 12., nachher wiederholt abgedruckt zu Rom, Venedig und in Teutschland); auch ins Spanische übersetzt von Santos Diaz Gonzales (Madrid 1787) 2 Bde. 4., und (1791) 6 Bde. 7) **Dissertazione sul lago Trasimeno** zu Rom gedruckt, aber selten und gesucht. 8) **De vetere quodam solari horologio nuper invento epistola** in der **Antiquorum monumentorum sylloge** von. G. H. Martini (Leipzig 1783) S. 93—110. 9) **Osservazioni critiche sulle instituzioni filosofiche** (Lucca 1765). 10) **Eléments du calcul intégral** (Parma 1768) 2 Bde. 4. 11) **Trattato intorno la sfera** (Parma 1775), als Einleitung zu einer italienischen Übersetzung der Geographie von Büffier, welcher Jacquier eine **geographia sacra** beifügte. 12) **Elogio accademico del cel. matematico signor abate** *Frisi* **recitato in Arcadia** (Venedig 1786). Außerdem verschiedene Dissertationen und akademische Reden über Baukunst, Musik, über die Glocken, über die Erfindung der Aërostaten, die, nach Jacquier's Meinung, schon lange vor Montgolfier bekannt waren, über den Hafen von Rimini, über den Weg nach Viterbo u. s. w. Von J.'s Arbeiten an den Annalen der Minoriten ist blos ein Leben des heil. Franciscus von Paula erschienen*). *(Gartz.)*

2) **Nicolas**, ein Dominikaner, geb. im Anfange des 15. Jahrh. zu Dijon in der Bourgogne (im jetzigen Dep. Côte d'Or) wurde wegen seiner Gewandtheit zu verschiedenen wichtigen Angelegenheiten gebraucht. Er ist es wahrscheinlich, welcher bei Gelegenheit des zwischen König Karl VII. von Frankreich und Philipp dem Guten von Burgund im J. 1435 zu Arras abgeschlossenen Friedens zum Könige von England gesendet wurde, um diesen zur Beistimmung zu bewegen. Äneas Sylvius gedenkt auch in der Geschichte des baseler Concils eines aus Burgund gebürtigen Dominikaners Nicolas, welcher gegen Papst Eugen IV. Streit erhoben habe in der Mitte des April 1439, womit derselbe Mann bezeichnet zu sein scheint. Er lebte längere Zeit zu Evreux (im Dep. Eure), wurde um das J. 1450 zum Inquisitor in Frankreich bestellt, begab sich 1464 in die Niederlande, verweilte besonders in Tournay und unterließ auch dort nicht, Häretiker auszuspüren und Bestrafung derselben zu bewirken. Im J. 1466 wurde er nach Böhmen geschickt, um die Hussiten mit der katholischen Kirche wieder zu befreunden; im J. 1468 jedoch befand er sich schon wieder in Tournay, sowie 1469 in Gent und Brügge. Im J. 1471 hatte ihn der Bischof von Tournay Wilhelm de Filastre mit der Untersuchung der von der Clarissierin Coleta verrichteten Wunder beauftragt, zu welchem Ende sich J. nach Gent begab; doch plötzlich ergriff ihn eine Krankheit und führte ihn zum Tode im J. 1472. Seine Schriften bestehen in einem **tractatus de calcatione daemonum** (oder **malorum spirituum**); **dialogus de sacra com-**

*) Nach Pillet in der Biogr. univ. T. 21.

munione contra Hussitas (Tornaci 1466); flagellum haereticorum fascinariorum (herausgegeben durch Joh. Myntzenberg, Frankf. a. M. 1581, der von Einigen angeführte tractatus de haeresi Waldensium ist nicht davon verschieden); Excerpta ex tractatibus quorumdam editis Basileae tempore generalis concilii adversus sectam Bohemorum asserentium communionem sub utraque specie esse etiam laicis necessariam ad salutem. Auch hielt er auf dem allgemeinen Concilium zu Basel zwei Reden *). (*A. G. Hoffmann.*)

JACQUIN 1) Armand Pierre, geb. am 20. Dec. 1721 zu Amiens, und gebildet in dieser seiner Vaterstadt und zu Paris, war zuerst an der Kathedrale zu Amiens, dann aber seit dem J. 1771 bei dem Grafen von Provence als Kapellan angestellt, und hat sich durch mehre Schriften bekannt gemacht. Obschon ihn der Graf von Artois 1773 zu seinem Historiographen ernannte, so hat er doch kein geschichtliches Werk verfaßt, starb aber wahrscheinlich auch schon vor dem J. 1780. Lobenswerth war es, daß er in seinen entretiens sur les romans (1754. 12.) auf das Gefährliche der Lectüre von Romanen, deren Ursprung er bei den Ägyptiern vermuthet, aufmerksam zu machen suchte. Dagegen zeugte es von theologischer Beschränktheit, wenn er in seinen Lettres philosophiques et théologiques sur l'inoculation de la pétite-vérole (1756. 12.) behauptete, die christliche Religion sei der Pockenimpfung entgegen. Obschon er in einer Schrift De la santé (1762. 12.), wovon 1771 eine vierte vermehrte Auflage und von G. Neuhofer eine teutsche Übersetzung (Augsb. 1764) erschien, recht schätzbare Bemerkungen und Erfahrungen über Erhaltung der Gesundheit mittheilt, so erreichte er selbst doch kein hohes Alter. Im Mercure befinden sich in den Jahrgängen 1755—75 mehre Aufsätze von ihm; darunter Lettres sur les pétrifications trouvées à Albert en Picardie. Andere Schriften desselben sind: Discours sur la connaissance et l'application des talents (1760. 12.); Lettres parisiennes sur le desir d'être heureux (2 Theile 1758 u. 1761. 12.); Les préjugés (1760. 12.); Sermons pour l'Avent et le Carême (1769. 2 Bde. 12.). Wahrscheinlich sind mit der letztern die von Ersch [1]) angeführten Sermons sur divers sujets (1768. 2 Bde. 12.) einerlei. Außerdem erwähnt derselbe Bibliograph auch noch einen Almanach des voyageurs (1759. 16.), welcher in *Daire's* Histoire littéraire de la ville d'Amiens fehlt. Endlich hat Jacquin auch *Th. Mangeart's* introduction à la science des médailles (1763 fol.) zum Drucke fertig gemacht und die Herausgabe davon besorgt [2]). (*R.*)

2) Nicolaus Joseph v. J., besonders als Botaniker berühmt, wurde am 16. Februar 1727 zu Leyden geboren. Er studirte in Antwerpen, Löwen und Leyden, besuchte hierauf Paris, und wählte alsdann, durch van Swieten dazu bewogen, Wien zu seinem Aufenthaltsorte. Er ergab sich hier mit allem Eifer dem Studium der Botanik in dem neuangelegten Garten zu Schönbrunn, und Kaiser Franz I. schickte ihn deshalb nach Westindien. Er durchforschte vier Jahre lang, ungeachtet des nachtheiligen Einflusses des Klima's auf seine Gesundheit, die Antillen und einen Theil des südamerikanischen Festlandes, und kehrte 1759, reich mit botanischen Schätzen beladen, nach Wien zurück. Von jetzt an wirkte er nicht nur als sehr thätiger Schriftsteller und Lehrer, sondern auch als praktischer Arzt. Im J. 1763 folgte er dem Rufe als Professor der Chemie und Mineralogie an der neugestifteten Bergakademie von Schemnitz, kehrte aber 1768 als Professor der Chemie und Botanik nach Wien zurück. Kaiser Leopold II. übertrug ihm die Aufsicht über den schönbrunner Garten und Kaiser Franz II. erhob ihn zum Freiherrn. Jacquin starb in Wien am 24. Octbr. 1817 in einem Alter von 90 Jahren und hat folgende Schriften herausgegeben: Enumeratio systematica plantarum, quae in insulis Caribaeis vicinaque Americae continente detexit novas, aut jam cognitas emendavit (Leyd. 1760); Enumeratio stirpium plerarumque quae sponte crescunt in agro Vindobonensi et in montibus adjacentibus (Viennae 1762. mit Abbild.); Selectarum stirpium Americanarum historia (ib. 1763 fol.); Observationum botanicarum Part. I—IV. (ib. 1764—71 fol. mit Abbild.); Examen chymicum doctrinae Meyerianae de acido pingui et Blackianae de aëre fixo respectu calcis (ib. 1769); Hortus botanicus Vindobonensis, seu plantarum rariorum in illo cultarum descriptio (ib. 1770—1776. 3 Voll. fol.); Florae austriacae, sive plantarum selectarum in Austriae Archiducatu sponte crescentium icones, ad vivum coloratae et descriptionibus ac synonymis illustratae (ib. 1773—1778. 5 Voll. fol.); Index regni vegetabilis, qui continet plantas omnes, quae habentur in Linnaei systematis editione novissima duodecima (ib. 1777. 4.); Miscellanea austriaca ad botanicam, chemiam et historiam naturalem spectantia (ib. 1778. 2 Voll. 4.); Icones plantarum rariorum (Viennae 1781—1794. 4 Voll. fol.); Anfangsgründe der medicinisch-praktischen Chemie, zum Gebrauche seiner Vorlesungen (das. 1783.); Collectanea ad botanicam, chemiam et historiam naturalem spectantia (ib. 1786—1790. 4 Voll. 4. und ein Supplement 1796); Oxalidis monographia (Vienn., Lond. et Lugd. Bat. 1794. 4.); Pharmacopoea austriaca provincialis emendata (Vienn. 1794); Plantarum rariorum hort. Caesarei Schönbrunnensis descriptiones et icones (1797. 9 Voll. fol.); Stapeliarum in hortis Vindobonensibus cultarum descriptiones, figuris coloratis illustratae (1806. fol.).

(*Fr. Wilh. Theile.*)

Jacquin's Familie stammte aus Frankreich; sein Vater besaß eine bedeutende Manufactur in Tuch und Sammet und scheint ihn nicht grade zum Gelehrten bestimmt zu haben. Die bei den Holländern überhaupt herrschende Liebe zu den großen unvergänglichen Vorbildern jeder na-

---

*) *Quétif* et *Echard* scriptores Ord. praedicatorum T. I. p. 847, 848. T. II. p. 825. 1) La France litéraire T. II. p. 198. 2) Cf. Biographie universelle T. XXI. p. 375 ff. (Art. von Beuchot.)

turgemäßen geistigen Entwicklung, welche das griechische und römische Alterthum darbietet, gab die nächste Veranlassung dazu, daß Jacquin schon in früher Jugend zum Besuch des Gymnasiums zu Antwerpen angehalten wurde. Während er aber dort seine Zeit sehr gut anwendete, änderten sich die Familienverhältnisse desselben; denn das Vermögen des väterlichen Hauses ging großentheils durch Unglück im Handel verloren und der Vater selbst starb. So sahe sich denn J. ganz auf eigne Kraft verwiesen, sein Lebensplan war gestört; er durfte in den Wissenschaften nicht mehr blos Erheiterung, Schmuck des Lebens suchen, sondern mußte darauf denken, durch seine Kenntnisse sich fortzuhelfen. Mit sehr günstigen Zeugnissen verließ er 1744 das Gymnasium; zu Löwen, wo er zuerst studirte, beschäftigten ihn nur propädeutische Vorlesungen, und die Philosophie, wie sie damals noch dort betrieben wurde, konnte ihm für die Lectüre der Classiker keinen oder doch sehr wenig anziehenden Ersatz bieten. Auch der Medicin, welche er in seiner Vaterstadt zu studiren sich vorgenommen hatte, wußte er kein rechtes Interesse abzugewinnen, weshalb er seine Mußestunden der Philologie widmete, Lesarten zu Classikern sammelte und eine griechische Anthologie vorbereitete. Durch Achtung classischer Gelehrsamkeit und humanistischer Bildung war seine Familie mit dem Hause der berühmten Gronovius verbunden gewesen und er selbst fühlte sich ganz vorzüglich zu Theodor Gronovius, einem der ersten Schüler Linné's in Holland, hingezogen und wurde durch diesen für diejenige Wissenschaft gewonnen, welche ihm später so vieles zu verdanken hat. Die botanischen Excursionen desselben, an welchen er häufig Theil nahm, waren für ihn ebenso belehrend als angenehm; allmälig entwickelte sich in ihm Neigung für das Lieblingsfach seines Freundes und Gönners. Entscheidend aber wurde ein schöner Sommermorgen, wo ihm Gronovius im botanischen Garten an einem prachtvollen **Cactus speciosus**, welcher dort eben zum ersten Male blühete, die Gesetze der Pflanzenwelt erklärte. Von diesem Augenblicke an war sein Beruf entschieden, und die Erforschung des vegetabilischen Lebens blieb von da an bis zu seinem Tode sein höchstes, mit wahrer Leidenschaft verfolgtes Ziel. Kein Wunder also, wenn er darin nunmehr die schnellsten Fortschritte machte; weniger halfen dazu die Vorlesungen Adrian's von Royen, desto mehr aber Theodor Gronovius und der botanische Gärtner Meerburgh. Ja die Botanik söhnte ihn allmälig auch mit der Medicin aus. Von jetzt hörte er daher nicht nur Muschenbroek's Vorlesungen über die Naturlehre und die chemischen von Gaubius mit Fleiß und Eifer, sondern studirte auch unter Anleitung der Gebrüder Bernhard und Siegfried Albinus die Anatomie, Physiologie und Anthropologie. Jedoch behielt er immer ein Vorurtheil gegen die Pathologie und Therapie der innern Krankheiten und beabsichtigte daher, nur die Chirurgie praktisch auszuüben. Theils um sich in dieser noch mehr zu vervollkommnen, theils aber um seine Bildung überhaupt zu vollenden, unternahm er eine Reise nach Frankreich. Die Stelle eines wundärztlichen Gehilfen, welche er zu Paris erhielt, behinderte ihn nicht, seinem Lieblingsfache der Pflanzenkunde einen ansehnlichen Theil seiner Zeit zu schenken; er besuchte dort Anton Jussieu's Vorlesungen darüber und Bernhard Jussieu's Anlagen. Der Freiherr Gerhard van Swieten war ein alter Freund des Jacquin'schen Hauses und lud aus Anhänglichkeit an dasselbe den jungen hoffnungsvollen Mann zu sich nach Wien ein, damit er an der dortigen neuen medicinischen Anstalt sich noch alles das aneigne, was ihm an seiner völligen ärztlichen Ausbildung noch etwa abginge, vielleicht auch in der Hoffnung, in ihm sich einen tüchtigen Nachfolger zu erziehen. Jacquin beachtete diesen günstigen Wink des Schicksals und benutzte die Reise von Paris nach Wien, nicht nur um manches Merkwürdige kennen zu lernen, sondern trieb auch auf derselben praktisch botanische Studien. Nach seiner im J. 1752 erfolgten Ankunft in Wien fand er in v. Swieten's und de Haen's Vorlesungen vielfache Belehrung, trat mit andern vorzüglichen jungen Männern, welche sich zum Theil später rühmlichst auszeichneten, in ein vertrautes Verhältniß, z. B. mit Anton Freiherrn von Störk, Lagusius, Joseph Schreibers, und erklärte ihnen den Hippokrates im griechischen Urterte. Seine Neigung für die Pflanzenkunde blieb dem Kaiser Franz nicht unbekannt, da er öfters im Garten zu Schönbrunn ihr nachhängend und bei den dortigen Gärtnern van Steckhoven und Richard van der Schot sich damit beschäftigend von demselben angetroffen wurde. Die nächste Folge davon war, daß der Kaiser ihm auftrug, die Pflanzenschätze des kaiserlichen Kunstgartens zu Schönbrunn nach den damals in Österreich noch nicht hinlänglich in seinem Werthe erkannten System des unsterblichen Linné zu verzeichnen, und als er den Plan gefaßt hatte, seine Sammlungen von Naturproducten zu vervollständigen und sich von Westindiens Reichthume mit Recht eine vorzügliche Ausbeute versprach, übergab er ihm die Leitung dieses wichtigen Unternehmens. Während eines kurzen Aufenthaltes im mittäglichen Frankreich untersuchte J. die Rollandsgrotten, **Beaume de Laubière** und **Carry**, und brachte 17 Kisten voll Zoophyten und Fossilien zusammen für die wiener Sammlung. In Marseille machte er die Bekanntschaft des berühmten **de la Condamine**, in Montpellier des sehr geachteten Sauvage, ferner des Helvetius und Andrer, und schiffte sich am 1. Jan. 1755 [3]) zu Livorno nach seinem eigentlichen Bestimmungsorte ein, in Gesellschaft mit dem Gärtner van der Schot und zweier italienischer Vogelsteller. Seine Reise ging über Martinique, St. Eustache, St. Martin, Guadeloupe, St. Christoph, Curaçao, St. Domingo, Jamaika bis nach Karthagena auf dem Festlande; die Rückreise geschah über Cuba. Wie es überhaupt in der Natur einer solchen Reise liegt, viele Gefahren und Hindernisse entgegen zu bringen, vielfache Entbehrung und Resignation aufzulegen und durch verschiedenartige Unfälle den Muth

---

3) Wenn die Biographie universelle T. XXI. p. 376 von der Reise sagt, daß sie fünf Jahre gedauert und im J. 1754 begonnen habe, so ist dies richtig, wenn man den Aufenthalt J.'s im südlichen Frankreich mitrechnet.

und die Ausdauer auf harte Proben zu stellen, so kam hier noch Manches hinzu, um die Beschwerden derselben zu vermehren. Nachdem van der Schot die Rückreise nach Europa angetreten hatte, ruhte die ganze Last der Sorge für das Gesammelte, sogar die Pflege und Wartung der zusammengebrachten Thiere, auf J.'s Schultern. Dessenungeachtet behielt er seinen Zweck immer scharf im Auge und auf solche Weise war er denn im Stande, etwa 50 Kisten mit Natur- und andern Merkwürdigkeiten als Lohn seiner Anstrengungen aus Amerika nach Europa zu schaffen, darunter viele Seltenheiten, auch in historischer oder ethnographischer Beziehung wichtige und der Aufbewahrung würdige Gegenstände. Besonders aber ist anzuerkennen, daß er die Foderungen der Wissenschaft vollkommen befriedigte, ohne dabei den blos schaulustigen Besucher der Naturalien-Cabinete aus den Augen zu verlieren. Thätigkeit im Aufsuchen, einsichtsvolle Auswahl dessen, was aufbewahrt zu werden verdiente, Uneigennützigkeit und begeisterte Aufopferung für eine große Aufgabe, unablässige Sorgfalt für das mit Anstrengung Gewonnene, waren die rühmlichen Eigenschaften dieses echten Naturforschers auf seiner wichtigen Entdeckungsreise. Die von ihm mitgebrachte prachtvolle Sammlung von Pflanzen erhielt dadurch einen um so höhern Werth, daß jede einzelne derselben genau untersucht, beschrieben und gezeichnet worden war. Allerdings hatten schon Andre vor Jacquin dieselben Gegenden besucht und einen ansehnlichen Theil ihres vegetabilischen Reichthums geschildert (z. B. Plumier, Sloane, Browne), allein er machte eine viel größere Zahl der dort wachsenden Pflanzen bekannt, als jene zusammengenommen, und da er Linné folgte, so befriedigten auch seine Arbeiten ungleich mehr und hatten für die Wissenschaft bleibenden Erfolg. Um seine Verdienste vollkommen zu würdigen, muß man sich den damaligen Zustand der Naturkunde recht vergegenwärtigen und damit dasjenige vergleichen, was er für sie gethan hat. Ein Tagebuch hat er zwar über seine Reise geführt, hat es aber nicht drucken lassen; dagegen lieferte er in seiner ersten Schrift Enumeratio systematica u. s. w. ein Verzeichniß der von ihm in Amerika zuerst gefundenen Pflanzen. Durch ihn gelangten nun die kaiserlichen Gärten zu Wien und zu Schönbrunn, besonders der letztere, zu dem hohen Range, welchen sie unter ihres Gleichen von da an einnahmen. Die kostbaren Schätze derselben, vorzüglich aber die des botanischen Gartens der Universität zu Wien, dessen specielle Aufsicht ihm übertragen wurde, machte er in einer Reihe trefflicher Schriften bekannt, wie er schon in der Vorrede zu seinem ersten Werke hoffen ließ. Die Erwartungen, welche er durch seine Reise erregt hatte, erfüllte er in der Selectarum stirp. American. historia vollkommen; sie ist seinem hohen Gönner, dem römisch-deutschen Kaiser Franz I., gewidmet und wirklich musterhaft durch Genauigkeit und Vorsicht sowol in der Bestimmung des Einzelnen als auch in der Classification. Die Beschreibung der Pflanzen ist deutlich und präcis, dabei fern von unnützer Breite. Die 183 Zeichnungen, welche diese Schrift zieren, hatte J. selbst an Ort und Stelle gemacht und sie auch selbst colorirt. Das Buch wurde 1781 wieder gedruckt, endlich auch zu Mannheim 1788 in 8., doch blieben in dieser letzten Ausgabe die Abbildungen hinweg [4]).

Jacquin's Liebe für die Pflanzenpracht der Tropenländer machte ihn keineswegs blind gegen das, was die nächste Umgebung seines nunmehrigen Aufenthaltes und das Land, dem er zu Folge seiner äußern Stellung angehörte, von Vegetabilien erzeugte. Seit den Zeiten von Charles de l'Ecluse (Clusius), d. h. seit dem Anfange des 17. Jahrh., hatte die Flora Österreichs wenig Berücksichtigung gefunden; J. ließ es sich daher angelegen sein, sie in Aufnahme zu bringen. Noch ehe sein Verzeichniß der amerikanischen Pflanzen an's Licht trat, lieferte er schon eine Enumeratio stirpium — quae sponte crescunt in agro Vindobonensi. In den Observationes botanicae behandelte er sowol inländische als ausländische Pflanzen, welche in seinen andern Schriften übergangen worden waren, und zwar ohne systematische Anordnung. Nachdem er hierauf den damals sehr in Verfall gerathenen botanischen Garten am Rennwege zu Wien ungemein gehoben hatte, bemühte er sich mit dem glücklichsten Erfolge, die Wichtigkeit desselben in dem Hortus bot. Vindobonensis anschaulich zu machen; die darin abgebildeten 300 Pflanzen sind unter seinen Augen gezeichnet und waren großentheils bis dahin noch nicht bekannt gemacht. Dies Buch erschien auch Berlin 1803—1808 Fascic. I—V in Fol. Die Flora Austriaca ist ein prachtvolles Werk mit 500 Kupfern, jeder Band mit 100, und vereinigt alle Vorzüge der frühern Schriften; die Abbildungen darin sind geschmackvoll ausgemalt [5]). So konnte es denn nicht fehlen, daß J. von allen Seiten zu neuen Arbeiten aufgemuntert wurde und nicht blos deutsche Fürsten, sondern auch der König von Dänemark und die Kaiserin Katharina II. von Rußland für dieselben ein lebhaftes Interesse an den Tag legten. Die Miscellanea austriaca ad botanicam geben die Beschreibung der in den Icones plantarum rariorum [6]) auf 649 Tafeln abgebildeten Pflanzen. Beide bilden gleichsam eine Ergänzung zu den beiden Schriften: Hortus bot. Vindobonensis und Florae Austriacae. Die Collectanea ad botanicam, chem. et histor. natural. hatten zwar eine umfassendere Bestimmung; allein der größere Theil ihres Inhalts betrifft doch die Pflanzenwelt. Nachdem unter Kaiser Joseph II. für die Vervollkommnung des schönbrunner Gartens mit wahrhaft kaiserlicher Freigebigkeit

---

4) *Eyriès* in der Biogr. univers. T. XXI. p. 378 bezeichnet als davon verschieden Selectarum stirpium americanarum historia, in qua ad Linneanum systema determinatae descriptaeque sistuntur plantae illae, quas in insulis Martinica, Jamaica, St. Domingo etc. observavit rariores N. J. a Jacquin, adjectis iconibus ab authoris archetypo scriptis, welches Werk um das J. 1780 zu Wien in Fol. erschienen sei, 137 Blätter und 264 gemalte (nicht gestochene) Abbildungen enthalte, aber außerordentlich selten angetroffen werde, da nur 12 Exemplare davon abgezogen worden. Meusel's gelehrtes Teutschland erwähnt das Werk nicht. 5) Sonderbar, daß in Meusel's gelehrtem Teutschland diese vorzügliche Schrift J.'s übersehen ist. 6) Dieses letztgenannte Werk hat nicht, wie die Biogr. univers. a. a. O. S. 377 angibt, drei, sondern vier Bände.

gesorgt worden war, erhielt J. vom Kaiser Leopold II. und Franz I. den Befehl, den kostbaren Inhalt desselben durch seine Mittheilung von Abbildungen und Beschreibung derselben gemeinnützig und für die wissenschaftliche Benutzung zugänglich zu machen. Er erfüllte diesen ehrenvollen Auftrag in dem trefflichen Werke **Plantarum rar. hort. Caes. Schoenbrunnensis**, wobei sein als Gelehrter ebenfalls sehr geachteter Sohn Joseph Friedrich v. J., ihn unterstützte; es sind 500 Abbildungen dabei. Im Ganzen hat er seine Lieblingswissenschaft mit 50 neuen Pflanzengattungen bereichert, außerdem aber viele Bestimmungen und Schilderungen, welche durch Andere früher von Gattungen, Arten u. s. w. der Pflanzen gegeben worden waren, berichtigt und mehr begründet, und die Literatur mit 33 Bänden wichtigen botanischen Inhalts beschenkt. Die Monographie der Gattung **Oxalis** ist nach Exemplaren des schönbrunner Gartens gearbeitet und in ihrer Art musterhaft; sie ist Thunberg dedicirt, welcher selbst einige Arten dieser Gattung beschrieben und mehre davon an Jacquin geschickt hatte. Seine Untersuchung über die Stapelien sind nicht vollständig mitgetheilt und seine Untersuchung der Geschlechtstheile der Asklepiadeen, womit er sich in seinen letztem Lebensjahre beschäftigte, liefert einen Beweis, daß auch im hohen Alter J.'s Eifer für seine Wissenschaft nicht erloschen war. Selbst Wildenow nennt das darüber erschienene Werk **genitalia asclepiadearum controversa cum tab. col.** (Vindob. 1811 fol.) ein **aureus libellus**. Endlich sind noch zu erwähnen die **Fragmenta botanica figuris color. illustrata** (vom J. 1800 bis 1809 in fol.); und seine Anleitung zur Pflanzenkenntniß, nach Linné's Methode (Wien 1792), war ein Lehrbuch für die Vorlesungen. Sein Name wurde verherrlicht von Linné, indem er eine Gattung aus der natürlichen Familie der Sapoteen Jacquinia bezeichnete.

Ungeachtet J. an der Botanik das größte Interesse nahm, so blieb er doch andern Zweigen der Naturwissenschaft nicht fremd, namentlich interessirten ihn die zu seiner Zeit beginnenden Fortschritte der Chemie. Als daher Black in England mit der Behauptung auftrat, daß es auch gasförmige Körper gebe, welche keine atmosphärische Luft wären, und der Apotheker Meyer zu Osnabrück mit demselben über den Grund des milden und ätzenden Zustandes des Kalkes in einen Streit verwickelt wurde, trat J. mit seinem **Examen chymicum etc.** auf, (es erschien auch teutsch Frankf. u. Leipz. 1770) und zeigte, indem er sich für Black erklärte, daß die aus dem Kalke entwickelte fixe Luft eine Säure sei, lehrte auch durch sinnreiche Werkzeuge das Gas messen. Seine Anfangsgründe der medicinisch praktischen Chemie erschienen auf Anordnung des Kaisers Joseph II., sie wurden beifällig aufgenommen und mehrmals aufgelegt (zweite Auflage Wien 1785; dritte Aufl. 1791). Die Pharmakopoe kommt nicht allein von ihm her, sondern er hat sie gemeinschaftlich mit seinem Sohne, A. v. Störk und J. M. Schosulan herausgegeben. Übrigens waren seine Bemühungen in der Chemie so erfolgreich, daß selbst Lavoisier sie als verdienstlich anerkannte. Die **Collectanea** enthalten, wie schon der Titel lehrt, auch mehre Abhandlungen aus der Chemie und Naturgeschichte, namentlich auch interessante Forschungen über Insektologie [7]. Endlich finden sich in Gilbert's Annalen der Physik vom J. 1804 oder 18. Band an, geachtete Beiträge Jacquin's. Die äußern Lebensschicksale dieses ausgezeichneten Mannes nach seiner im Juli 1759 erfolgten Rückkehr von seiner Reise lassen sich mit wenigen Worten zusammenfassen. Er lebte in Österreich nicht als Privatgelehrter und Schriftsteller, sondern hat sich auch als öffentlicher Lehrer wesentliche und bleibende Verdienste um diesen Staat erworben. Schon im J. 1763 ernannte ihn die Kaiserin Maria Theresia zum Bergrath und Professor der Chemie und Mineralogie an der Akademie zu Schemnitz. Da er der teutschen Sprache damals nicht vollkommen mächtig war, so glaubte er dieses Amt ablehnen zu müssen, allein er mußte doch dem Wunsche der Kaiserin nachgeben, und er hat sonach einige Jahre lang zu Schemnitz die genannten Fächer, so wie Berg- und Hüttenkunde und Scheidekunst vorgetragen. Doch gelangte er bereits 1768 zu einem seiner Neigung noch angemessenern Wirkungskreise; er wurde Laugier's Nachfolger in der Professur der Botanik und Chemie an der Universität zu Wien. In dem für Österreich so verhängnißvollen J. 1809 bekleidete er grade das Rectorat bei der Universität. Schon unter Maria Theresia wurde er geadelt; Kaiser Leopold II. vertraute ihm die wissenschaftliche Oberaufsicht über den schönbrunner Garten an, und Franz II. erhob ihn 1806 in den Freiherrnstand, ertheilte ihm auch den St. Stephansorden. Als Zeichen der Achtung, welche J. auch im Auslande genoß, ist zu erwähnen, daß er vom Könige von Dänemark zum Ritter des Danebrogordens ernannt wurde. Die Chemie trat er später an seinen Sohn Joseph Franz v. Jacquin ab, und lehrte blos noch Botanik. Neben seinen sehr zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten und vielen amtlichen Gutachten, welche abzufassen ihm oblag, wußte er doch so viel Muße zu erübrigen, daß er mit den größesten Gelehrten seiner Zeit: Linné, Haller, Lavoisier, Banks, Gronovius, Pallas, Thunberg, Schreber, Gleditsch, Murray, Thouin, brieflich zu verkehren im Stande blieb. Er starb nach einer zehnwöchentlichen Krankheit in einem Alter von 90 Jahren und acht Monaten am 26. Oct. 1817. Sein Bildniß befindet sich vor dem 91. Bande der allgemeinen teutschen Bibliothek und vor dem zweiten Bande von Schrader's Journal für die Botanik; von Kininger erschien es geschabt zu Wien bei Riedl, und zwar wohl getroffen [8]). *(R.)*

---

7) Fr. v. Lupin auf Illerfeld (Biographie jetzt lebend. od. erst im Laufe d. gegenw. Jahrh. verstorb. Personen 1. Bd. S. 452) schreibt ihm auch beifällig aufgenommene „Beiträge zur Gesch. der Vögel mit ausgemalt. Kupfern" (Wien 1784) zu, welche jedoch Meusel's gelehrt. Teutschl. 3. Bd. S. 496. (5. Ausg.) und die Biographie médicale T. V. p. 339 seinem Sohne Jos. Franz v. Jacquin beilegen. 8) s. Meusel's gel. Teutschl. 5. Ausg. 3. Bd. S. 496, 497; 10. Bd. S. 7; 14. Bd. S. 220; 18. Bd. S. 248; 23. Bd. S. 9. Fabricius, Briefe auf e. Reise durch Teutschl. im histor. Portefeuille 1786 6. Stück S. 675 fg.; All.

JACQUINIA eine in die fünfte Classe, erste Ordnung (**Pentandria Monogynia** *L.*) des Linné'schen Sexualsystems oder in die Familie der **Myrsineae** RBr. (**Ardisiaceae** *Bartl.*) gehörige amerikanische Pflanzengattung, welche Linné nach dem um die Botanik so hoch verdienten ältern v. Jacquin (Nikolaus Joseph Edler v. Jacquin, starb als Professor der Botanik zu Wien 1817) benannte. Ihre unterscheidenden Merkmale sind: Kelch fünftheilig, stehendbleibend. Blumenkrone fast glockenförmig mit 10 lappigen Saume, mit abwechselnd kleinern Lappen, Staubfäden der Blumenkronenbasis eingefügt; Antheren rückwärts gekehrt. Narbe stumpf. Beere 1—6samig. Die hierher gehörigen Arten sind baum- oder strauchartig. Als die wichtigsten sind zu nennen:

1) **Jacquinia arborea** *Vahl.*, baumartige Jacquinie, mit fast vierzähligen, verkehrt eiförmigen, länglichen, stumpfen, lederartigen, ganz glatten Blättern, Endtrauben, an der Spitze verdickten Blüthenstielen und ganz stumpfen Kelchen. — In Westindien (namentlich auf der Insel Montserrat) und auch im südlichen Amerika.

Dieser Baum erreicht wol eine Höhe von 20—30 F. und hat weiße Blumen.

2) **J. armillaris** *Jacq.* Armband-Jacquinie. Blätter quirlförmig, verkehrt eiförmig, länglich, stachelspitzig, lederartig, Äste knotig, Blüthenstiele traubig, achselständig, Kelche stumpf. In Amerika, bei Cumana, Karthagena, auf Martinique.

Ein niedriger 4—6 F. hoher Strauch mit kleinen weißen, jasminähnlich duftenden Blumen und orangenfarbenen, erbsengroßen, wie Johannisbeeren aussehenden traubigen Früchten. Jacquin (Amer. S. 39. oder in der Ausgabe mit gemalten Abbildungen T. 56) gab davon eine sehr gute Abbildung, sowie ihn bereits *Sloane*, hist. II. t. 190. F. 2 und Löffling's Reise (ic. 204. 277) unter dem Namen von **Chrysophyllum Barbasco** bildlich darstellten. Bei den Spaniern heißt er nämlich Barbasco, bei den auf den caraibischen Inseln wohnenden Franzosen aber: **bois bracelets**; weil die glatten gelbbraunen Samen von den Caraiben durchbohrt und zur Verfertigung von Armbändern benutzt werden. Fische sollen von den gestoßenen Blättern und Zweigen betäubt werden; ja Löffling erzählt, daß sie dadurch sogar getödtet werden könnten, und auch Sloane bezeichnet die Beeren als giftig.

Übrigens ist noch zu ermitteln, ob J. **arborea** *Vahl.* und J. **armillaris** *Jacq.* wirklich zwei echte Arten sind, oder ob sie zusammengehören.

3) **J. pubescens** *Kunth.*, feinhaarige J. (J. **mucronata** *Willd.*), Blätter zerstreut, wovon die obersten fast quirlförmig sind, verkehrt eiförmig länglich, an der Spitze abgerundet und stachelspitzig-dornig, unten feinhaarig; Blumen traubig. Am Amazonenflusse.

Von der sehr ähnlichen J. **macrocarpa** *Cav.* unterscheidet sich diese Art vornehmlich durch die verkehrt-eiförmigen, länglichen, unten feinhaarigen Blätter.

4) **J. macrocarpa** *Cav.* (wohin nach Sprengel auch **Bonelia Cavanillesii** *Bert. Jacq*; J. **aurantiaca** *Ait.*, J. **caracasana** *Kunth* gehören) großfrüchtige J., Blätter zerstreut, länglich, an beiden Enden fast zugespitzt, stachelspitzig, stechend, lederartig, ganz glatt; Doldentrauben achselständig, wenigblüthig. In der Nähe des Meeres zu Panama und Acapulco, Mexico, Portorico.

Cavanilles (icon. rar. t. 483) lieferte eine Abbildung davon. Das Bäumchen wird oft höher als 8 F., hat eine violette Rinde und orangenfarbene Beeren. Die J. **aurantiaca**, welche in der zweiten Ausgabe des Hort. Kew. II. p. 6 folgendermaßen charakterisirt wird: mit verkehrt-eiförmigen oder lanzettförmigen, zugespitzten, stechenden Blättern, soll auf den Sandwichinseln wild wachsen.

5) **J. ruscifolia** *Jacq.* (**Medeola aculeata** *Linn.* Spec. I. ed. 1), wohin auch Sprengel J. **linearis** *Jacq.* zieht, mäusedornblätterige Jacquinie: Blätter quirlförmig, lanzett-linienförmig zugespitzt-stechend, lederartig, völlig glatt, Blüthenstiele einblütig, herabhängend, Stengel fast strauchartig, Äste ausgespreizt. In Amerika und auf den westindischen Inseln.

Jacquin hat sowol die J. **linearis** (Amer. t. 40 f. 1. ausgemalte Ausg. t. 58) als die eigentliche J. **ruscifolia** (S. 54., ausgemalte Ausg. S. 57) abgebildet. Auch findet sich bei Dillenius (hort. Elth. t. 123. f. 119) eine Abbildung derselben. Der Strauch erreicht eine Höhe von 2—3 Fuß und zeichnet sich durch seine starren, spitzigen, fast vierzähligen Blätter aus.

6) **J. Berterii** *Spr.* Bertero's Jacquinie: Blätter zerstreut, fast spathelförmig, ziemlich spitzig, lederartig, ganz glatt, Blüthentraube endständig, wenigblüthig. In Hispaniola.

Sprengel gibt (Linn. syst. veget. I, 668) noch eine siebente Art aus demselben Lande an, die er J. **ferruginea** nennt und durch: wechselweis stehende, linienförmige, straffe, zugespitzte, fast lederartige, unten rostfarbene, adrige Blätter und fast traubige, achselständige, wenigblüthige Blüthenstiele charakterisirt. (*Zenker.*)

JACTAR, JAKTAR, ein nächst der Stadt Troppau liegendes, zur Herrschaft des Domcapitels zu Olmütz gehöriges Dorf im troppauer Kreise des kaiserlich österreichischen Antheils am Herzogthume Schlesien, mit einer zum troppauer Dekanat des olmützer Erzbisthums gehörigen katholischen Curatie, welche von zwei Priestern besorgt wird und nach dem Diöcesan-Schematismus für das Jahr 1831 in den eingepfarrten Dörfern Jacktar, Pallhauitz, Milostowitz, Wistowitz, Jarkowitz und Wawrowitz 1780 katholische Einw. zählte; einer katholischen Kirche und Schule, über welche dem Erzbischofe von Olmütz das Patronatsrecht zusteht; 61 Häusern und (nach der Conscription des J. 1825) 389 teutschen Einw., welche in demselben Jahre 55 Pferde, 95 Kühe und 194 Schafe unterhielten und bei der Nähe der Stadt Troppau ihre Erzeugnisse mit großem Vortheil absetzen. (*G. F. Schreiner.*)

JACTUS (Wurf), kommt bei den Römern in meh-

---

gem. medic. Annalen auf das J. 1818 S. 1295 fg.; Flora (1818) Nr. 1. S. 22 fg.; Fr. v. Lupin auf Illerfeld, Biographie u. s. w. 1. Bd. S. 428 fg.; Conversationslexik. unter d. W.; Biographie universelle T. XXI. p. 376 sqq. (Art. von Eyries); Biographie médicale T. V. p. 337.

ren Verbindungen vor, z. B.: **jactus basilicus** oder **jactus Veneris, jactus venereus**, der beste Wurf im Würfelspiele (s. d. Art.); **jactus disci**, s. **Diskos. Jactus lapilli**, das Werfen eines Steines an den von Jemandem unternommenen neuen Bau, ist eine symbolische Handlung, wodurch nach dem Rechte der Römer ein Widerspruch desjenigen ausgedrückt werden sollte, welcher durch diesen Bau entweder wirklich beeinträchtigt war, oder es doch zu sein glaubte. **Jactus mercium**, s. **Rhodia lex de jactu mercium.** *(R.)*

JACUB (يعقوب) oder **Jacob**, ist durch den Patriarchen in Arabien einheimischer Name geworden, und hat sich von da aus in die übrige Muhammedanische Welt verbreitet. Hier sollen nur die Männer des Namens aufgeführt werden, welche eine entschiedene historische oder literarische Wichtigkeit erlangt haben.

1) **Jacûb Ben Leith**, der Stifter der Dynastie der Soffariden in Sedschestan und Khorasan, war einer jener glücklichen Abenteurer des Orients, die im Abendlande unter sonst gleichen Bedingungen, eben weil es das Abendland ist, nie zu dem günstigen Erfolge ihrer Unternehmungen gelangt wären. Jacûb war, wie sein Bruder Amru, von Hause aus seines Handwerks ein Kupferschmied (صفّار Soffâr, daher der Name der Soffariden), hatte aber nie rechten Gefallen an seiner Kunst gefunden. Sein schon in seiner Jugend sichtbarer Eifer für gesteigerte, selbst asketische Frömmigkeit, mochte diese nun wahrhaftig oder blos scheinbar sein, ließ ihm Nahrung in der Unternehmungslust freiwilliger Glaubenskämpfer in Sedschestan finden, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, die gegen die herrschende Religion und gegen ihr rechtmäßiges Oberhaupt, den Khalifen von Bagdad, auftretenden Feinde, wo es galt, selbst mit den Waffen in der Hand zu verfolgen und zu bekämpfen. Leider aber mochten unter dieser Ägide oft mancherlei Plünderungen und gewaltsame Streiche ausgeführt werden, was mehrfache Andeutungen bestätigen. Kurz Jacûb und sein Bruder fanden das ruhige Arbeiten in der Werkstätte bald lästig, und schlossen sich an den damals größten jener Glaubenshelden in Sedschestan, den Kenaniden Sâlih, den Sohn des Nadhr aus Arabien, an. Letzterer wurde alsbald selbst Rebell, indem ihm mit dem Glücke auch die Lust als selbständiger Herrscher aufzutreten ankam. Er bemächtigte sich 237 d. Fl. (um 852 Chr.) wirklich der Provinz Sedschestan, wobei ihm Jacûb treulich Dienste leistete; dessenungeachtet war dieser Erfolg von kurzer Dauer, indem der Emir Khorasan's, Tâhir Ben Abdallah, den Usurpator wieder vertrieb. Indessen gelang es bald darauf einem andern Glücksritter, Derhem, sich jener Provinz mit Hilfe seines Feldherrn Jacûb zu bemächtigen. Wie dieser nun zu jenem gekommen, wird gewöhnlich auf folgende Weise erzählt: Jacûb, heißt es, zog auf eigene Gefahr bewaffnet umher und verschmähte nicht da und dort einzubrechen, jedoch die, denen er seinen Besuch zugedacht hatte, nicht völlig auszuplündern, sondern ihnen einen Theil ihrer Habe zu lassen und sich dadurch vor der Welt und seinem Gewissen eine eigene Art Ehrbarkeit zu bewahren. So wagte er es auch einmal in den Palast jenes Derhem nächtlich einzudringen, und mit dem Zusammenraffen der Beute fertig, stolperte er über einen glänzenden Stein, den er in der Finsterniß der Nacht für einen Juwel hielt, und um sich zu überzeugen, seinem Munde näher brachte. Aber sobald sich seine Zunge an ihm versucht, bemerkte er, daß es Salz war, und es ergriff ihn, da er das unverletzliche Zeichen gastfreundschaftlicher Aufnahme im ganzen Morgenlande gekostet, eine solche Scheu vor seinem Vorhaben, daß er mit Zurücklassung aller Beute davon eilte. Die Spuren seiner That veranlaßten allerlei Nachforschungen nach ihrem Urheber, der sich endlich selbst dem Fürsten entdeckte und durch aufrichtige Mittheilung aller den Vorfall begleitenden Umstände sich eine solche Achtung bei demselben erwarb, daß Derhem ihn in seiner nähern Umgebung zu haben wünschte. Durch das Glück nun, welches ihm in allen seinen Unternehmungen zur Seite stand, gelang es ihm, sich bis zur ersten militairischen Würde empor zu schwingen. In dieser Stellung zu seinem Oberhaupte blieb es der Armee nicht lange verborgen, daß ebenso schwach, unvermögend und ohne Umsicht im Regiment Derhem war, ebenso thatkräftig, gewandt und mit den Regierungsgeschäften vertraut Jacûb erschien. Das Heer übertrug ihm sogleich alle Gewalt, und Derhem trat, ohne irgend große Schwierigkeiten zu erheben, von der Regierung zurück. Alsbald befestigte sich auch der neue Staat. Als unumschränkter Herrscher von Sedschestan, dessen Hauptstadt Zarendsch war, dachte Jacûb unaufhörlich daran, seinen Staat durch Eroberungen zu vergrößern und sein erster Zug 238 (d. i. 862) galt der nahen Stadt Herat, die aber mit Puscheng (arab. Busandsch und Fusandsch) erst im J. 253 (867) völlig in seine Gewalt gerieth, nachdem er überall in Sedschestan und der Umgegend die Macht der Türken gebrochen hatte. An die Stelle des Tâhir war unterdessen sein Sohn Muhammed zum Emir in Khorasan erhoben worden, und dieser vermochte ihn ebenso wenig, wie sein Gouverneur Muhammed Ben Aus Anbâri trotz ihres bewaffneten Widerstandes von der Einnahme jener Städte abzuhalten. Bei diesen Eroberungen geriethen auch viele Tahiriden in Gefangenschaft, die Jacûb alle nach Sedschestan abführte. Ein Brief des Khalifen Motezz billah bewirkte alsbald ihre Freilassung, und der Sieger ermangelte nicht, sein scheinbares Oberhaupt in Bagdad durch die kostbarsten Geschenke von seiner Ergebenheit zu überzeugen. Unter andern überschickte er ihm eine silberne Moschee, in der 15 Andächtige ihr Gebet verrichten konnten, hiermit zugleich aber auch die Bitte, ihm die Statthalterschaft von Persien um den Preis von 15 Millionen zu überlassen. Anstatt dessen aber gab ihm sehr bald ein anderer Vorfall Gelegenheit, seine Nachbarn mehr noch von der Zukunft fürchten zu lassen, als selbst die Gegenwart den Anschein hatte. Der Gouverneur von Kerman, Abbas Ben-elhosein, der Bruder des Statthalters von Persien Ali Ben-elhosein, versperrte dem Bruder des Jacûb, Ali, mit Ahmed Ibn-elleith, auf ihrem Wege nach

Schiras, da jener nach Bem auf der Grenze von Kerman und Sedschestan und nach Sirbedschân wollte, den Marsch, nahm eine Menge der Anhänger Jacûb's, die auf Fourage ausgegangen waren, gefangen, und tödtete sie, während Andere diese Nachricht dem Jacûb überbrachten. Dieser brach sogleich selbst nach Kerman auf, schlug den Anführer des Ali, Tauk, mit 15,000 Truppen so, daß 2000 auf dem Platze blieben, und 1000 nebst Tauk in Gefangenschaft geriethen. Hierauf setzte er seinen Weg nach Persien fort, und Ali versuchte von Schirâs aus sich damit zu entschuldigen, 255 (869), daß Alles, was Tauk gethan, er nicht auf sein Geheiß gethan habe. Nach langem Briefwechsel kam es dennoch zu ernstern Feindseligkeiten, und noch in demselben Jahre fiel nicht nur Ali, sondern selbst Schirâs in die Gewalt des Soffariden. Erstern nahm er in festen Gewahrsam, der eroberten Stadt aber, die harte Plünderung fürchtete, gelobte er zwar Sicherheit, zog jedoch in demselben Jahre nicht weniger als fünf Millionen Goldstücke durch den Charadsch oder die Ertrágnißsteuer aus dem Lande. Unterdessen war Mohtedi billah dem Motezz in Bagdad gefolgt und auch diesem Khalifen huldigte Jacûb durch ein Schreiben, 10 Jagdfalken, 100 Moschuskugeln und andere Geschenke, setzte aber dabei ungestört seine Eroberungen fort, deren nächste Beute im Frühjahre 872 Balch wurde. Ganz Khorasan, das ebenfalls eine Apanage der Tahiriden war, Taberistân und ein Theil von Dschordschan mußte sich unterwerfen, und selbst Kabul sah den Sieger in seinen Mauern. Auch von hier aus schickte er dem Khalifen Geschenke, unter denen sich vorzüglich die Götzenbilder der dortigen indischen Einwohner auszeichneten. Einen tödtlichen Schlag ferner versetzte er der Dynastie der Tahiriden durch die Einnahme von Nisabur im Sept. 873 an einem Sonntage, und auch Muhammed Ben Tahir, der in Gefangenschaft gerieth, mußte in dieser bis zum J. 876 verweilen. In diesem Jahre nämlich vertrieben die Truppen des Khalifen Motamed den Jacûb, und Muhammed gelangte glücklich nach Bagdad, wo er in seine frühern Würden wieder eingesetzt wurde. Der Khalif nämlich hatte Jacûb 874 für einen Rebellen erklärt, und ob wol jener den Plan, gradezu auf Bagdad zu marschiren, durchzusetzen sich bemühte, wurde er doch durch die klugen Maßregeln des Bruders des Khalifen und obersten Feldherrn Mowaffek vereitelt, und es blieb ihm nichts übrig, als sich mit einem großen Verluste an Truppen zurückzuziehen. Er entschädigte sich jedoch durch die Eroberung von Ahwâz um 876, und gedachte selbst im J. 879 den Khalifen von Neuem in seiner Residenz zu bedrohen. Ein wohlbewaffnetes Heer, das sich vorzüglich durch eine vortreffliche, von ihm selbst unterhaltene Reiterei auszeichnete, aus der er 2000 Mann, zur Hälfte mit goldener, zur Hälfte mit silberner Keule bewaffnet, zu seiner Leibgarde erwählte, war bereits unter seinem Oberbefehle aufgebrochen, als ihn im Monate Juli 879 zu Dschendisabûr in Khusistan eine sehr heftige Darmgicht ergriff, die, da er alle ärztliche Hilfe verschmähte, die grade in dieser Stadt, wo die Medicin ihren Hauptsitz hatte, von Erfolg sein konnte, nur mit seinem Tode endigt. Wie ernst es ihm aber mit seiner Bekämpfung des Khalifats war, beweist die Antwort, die er dem Gesandten des Motamed gab, der ihn durch ein huldvolles Schreiben besänftigen und vom weitern Eindringen in Irâc abhalten sollte. Der kranke Jacûb ließ ihn eintreten, während sich neben ihm ein Schwert, Schwarzbrod und Zwiebeln befanden. „Sage dem Khalifen," antwortete er, „sterbe ich, so hat er Ruhe vor mir und ich vor ihm, werde ich aber gesund, so kann nur dieses Schwert zwischen ihm und mir entscheiden. Würde dagegen meine Macht gebrochen und ich jeder Hilfe beraubt, so kehre ich zu diesem Brode und zu diesen Zwiebeln zurück." Übrigens wußte man, daß Jacûb gern Wort hielt, und schon früher hatte er dem Tahiriden Muhammed, als er sich den Staaten desselben näherte, und dieser ihn durch einen Gesandten fragen ließ, ob er zu diesem Einfalle Befehle des Khalifen erhalten habe, geantwortet: Mein Schwert (indem er dasselbe aus der Scheide zog) ist der Freiheitsbrief, unter dem ich euern Herrn mit Krieg überziehe; sonst kenne ich keine Befehle. Obwol also Tapferkeit, persönlicher Muth und besonnene Entschlossenheit ein hervorstechender Zug in dem Charakter Jacûb's war, so wurden doch diese Eigenschaften eines Kriegers keineswegs von einer wilden Blutgier geleitet und jene Grausamkeit, die man sonst an orientalischen Eroberern kennt, war ihm fremd. Es durfte es selbst kein einziger Soldat nach gewonnener Schlacht oder eroberter Stadt wagen, ohne besondere Erlaubniß zu plündern. Er liebte Gerechtigkeit und eine Mäßigkeit, die bisweilen an Entbehrung grenzte, und hatte nie einen Vertrauten seiner Plane, sodaß er selbst in den entscheidendsten Augenblicken den Rath seiner Officiere völlig bei Seite setzte. Er wollte in allen Tugenden eines Kriegers seinen Soldaten Beispiel sein, und suchte jedem Übel eher vorzubeugen, als das Eintreten desselben abzuwarten und sich dann erst nach Hilfsmitteln umzusehen. Bei solchen Grundsätzen, denen eine moralische Idee nicht fremd war, konnte er seine zwanzigjährige kriegerische Laufbahn nicht anders als ruhmvoll beschließen. Er hinterließ sein Reich, d. h. die Statthalterschaften Khorasan, Isfahan, Sedschestan, Tabaristan, Sind und Kerman seinem Bruder Amru, der den Khalifen sogleich als seinen Oberherrn anerkannte und sich überhaupt nur bis 287 (900 n. Chr.) gegen die Samaniden zu halten wußte. Amru starb um 911 im Gefängnisse vor Hunger, und 305 (917 oder 918) ging mit seinem Sohne Tzahir die Dynastie der Soffariden nach 50jährigem Bestehen völlig unter und ihr Reich an die Samaniden über.

2) Jacûb, Sohn Joseph's, mit dem ehrenden Beinamen Mansûr bi fadhlallah, d. i. der durch die Gnade Gottes Siegreiche, war der Enkel des Stifters der Mowahhediten oder Almohaden, wie sie gewöhnlich genannt werden, des Abd-el-mumin Ben Ali, und der erste unter 18 Brüdern. Schon Abd-el-mumin hatte sich Emir-el-muslimin nennen lassen, nachdem er von 1130 an eine Stadt nach der andern in Spanien wie in Afrika an sich gerissen hatte. Es gelang ihm so, den ganzen Länderstrich, den die Araber Afrika nennen d. h. Mau-

retanien und einen Theil von Libyen und das karthagische Gebiet seinem Sohne und Nachfolger Jusuf zu hinterlassen. Dieser hatte es hauptsächlich mit Dämpfung innerer Unruhen zu thun, und auch Jacûb, der 1184 zur Regierung kam, fand neue Spaltungen in den afrikanischen Staaten vor, die durch die Nachricht von dem Tode seines Vaters in den entferntern Provinzen entstanden waren. In der Hauptstadt Marokko dagegen kamen die Scheiche der Mowahhediten und die Benu Abd-el-mumin zusammen, seine Wahl zu beschließen und ihm unter dem Khalifentitel: Emir-elmuminin, Fürst der Gläubigen, zu huldigen. Als Ehrenname wurde ihm Mansûr, d. i. der Siegreiche, beigelegt, und er selbst war auch in jeder Beziehung dieser Auszeichnungen werth. Mit der Schönheit des Körpers verband er eine offene Geradheit des Gemüths, Wahrhaftigkeit, sicheres Urtheil, Erfahrung in den Verwaltungsgeschäften, wie in den Künsten des Kriegs. Auch bekleidete er schon das Vezirat unter seinem Vater und hatte an der Spitze der Armee mehrfach siegreich gefochten. Er verherrlichte den Glanz seines Reichs und erhob die Fahne des heiligen Kampfes, sagt sein Berichterstatter. Er stellte die Wage der Gerechtigkeit auf, verlangte strenge Gesetzlichkeit in allen Dingen, haßte das Unrecht, schützte den Glauben, und schonte selbst die Verwandten nicht, wenn sie dem Gesetze nicht gehorsam waren; er setzte sie sogar in dergleichen Fällen jedem seiner andern Unterthanen gleich. Seine nächste Aufmerksamkeit nahmen die Vasallen von Tunis und Tremesen in Anspruch, die längst das fremde Joch abzuschütteln gewünscht und selbst die entferntesten Stämme aufgereizt hatten, um die Verlegenheiten Jacûb's zu vermehren. Dieser stellte eine Armee in's Feld, ordnete die Angelegenheiten in Spanien und Afrika vorzüglich durch Concentrirungen von Truppen, züchtigte die rebellische Stadt Kassa 1187, führte die ihn bedrohenden Stämme nicht nur zum Gehorsam zurück, sondern sogar in den Verband seiner Staaten, wo er sie von einander trennte, und durch diese Maßregel, die später alle marokkanischen Herrscher mächtigen Stämmen gegenüber befolgten, gelang es ihm, jene für immer sich und dem Staate unschädlich zu machen. In demselben Jahre schickte er auch gegen den rebellischen Ali Ben Jshac Ben Muhammed von Majorca 20,000 Reiter und eine Flotte, die Küsten von Tunis bis zur Meerenge wurden alsbald die seinen und er legte so den Grund zu einer Macht, in der kein andrer Herrscher nach dem Khalifen ihm in Afrika gleich kam. Im J. 1190 beschäftigten ihn die Einfälle und Eroberungen der Christen im Westen Spaniens; er setzte mit Mowahhediten und Arabern nach Europa über, eroberte das Verlorene zurück und außerdem vier Städte, die die Christen schon seit 40 Jahren wieder in ihre Gewalt gebracht hatten. Selbst der Herrscher von Toledo, Alfons, zitterte, bat auf fünf Jahre um Frieden, den Jacûb zugestand. In Afrika ausgebrochene Unruhen verlangten sogleich auch seine Gegenwart, und es bleibt ungewiß, ob schon früher oder jetzt erst ein Theil seiner Armee unter den Befehlen des Don Ferdinand Ruis de Castro, der, wie Marmol berichtet, aus Unzufriedenheit über die von seinem christlichen Herrscher erfahrne Behandlung in Jacûb's Dienste getreten war, in Spanien zurückblieb. Allein schon um 1195 wagten es die Christen und vorzüglich Alfons III. von Neuem, Jacûb, der von einer heftigen Krankheit befallen, aber wider Erwarten genesen war, zu reizen, indem sie den günstigen Augenblick benutzen zu müssen glaubten. Jacûb kündigte den Feldzug gegen die Ungläubigen an, und sogleich versammelte sich auch alle kriegsfähige Mannschaft. Sein Zug galt Toledo. Alfons, der weder über die Menge der Feinde, noch über ihren tapfern Anführer erschrak, stellte sich ihm heldenmüthig entgegen, unterlag aber doch Angesichts der Stadt Alarcos nicht weit von Calatrava völlig, 19. Jul. 1195. Dieses zweite entscheidende Treffen war so blutig, daß, wenn nicht die Nacht eingebrochen, alle Christen ermordet worden wären. Die Beute war unermeßlich; Toledo wurde belagert, erobert und geplündert, Salamanca und andere Städte und zuletzt Sevilla, in dessen Nähe Jacûb bis zum J. 1197 blieb, unterlagen in der schnellsten Zeit nach einander. Jener obenerwähnte Ali Ben Jshac von Majorca hatte jedoch abermals den Zeitpunkt für seinen Einfall in Afrika und die Verwüstungen daselbst benutzt. Jacûb eilte zurück, nachdem er dem Könige von Castilien und den andern christlichen Staaten einen fünfjährigen Frieden zugesagt, ward aber doch genöthigt von Marokko aus den Feldzug gegen das sogenannte Afrika zu verschieben, da seine Soldaten nach dreijähriger Abwesenheit einige Ruhe wünschten. Nach Andern mußte er selbst seine Hauptstadt belagern und erobern, da der Gouverneur eine völlige Empörung eingeleitet hatte. Ja er habe, heißt es, die Einnahme nach einem Jahre nur erst dadurch durchgesetzt, daß er die Soldaten darauf aufmerksam machte, wie jetzt ihre Frauen und Kinder in der Gewalt der Feinde wären. Diese Idee ergriff sie so, daß alsbald die Mauern erstiegen waren, und wer gegen sie gekämpft hatte, ihrem Schwerte erliegen mußte. Jacûb befahl, um nach maurischem Glauben den Getödteten den Genuß der Seligkeit zu entziehen, diese nicht zu begraben, und erwiderte auf die Bemerkung, daß ihre Fäulniß schädlich werden könnte, kurz die Worte: Nichts rieche so gut, als der Körper eines todten Feindes und vorzüglich eines Verräthers. Auffallend aber ist es, daß von nun an der Geschichte alle Gewißheit über die fernern Schicksale und über den Tod Jacûb's abgeht. Er habe, sagen die Einen, den Gouverneur, der sich in die Citadelle geflüchtet und diese nur durch Vermittelung eines Marabut oder maurischen Heiligen unter der Bedingung seiner Begnadigung übergeben hatte, sobald er in seiner Gewalt war, umbringen lassen. Gewissensbisse und Vorwürfe jenes Heiligen über diese Treulosigkeit habe er nur durch eine bußfertige Wallfahrt als einfacher Privatmann zu sühnen geglaubt, er sei einsam und unbekannt bis nach Asien gekommen, aber dort gestorben, sodaß man noch sein Grab in späterer Zeit zu wissen vorgab. Nach Andern starb er kurz vor Anfange des J. 1199 oder bald nach demselben in Marokko, nachdem er vorher den Aufbau der großen Stadt Rabât el-fath (vgl. Edrisi Afr. S. 166 fg. — nicht Ribât?) nach dem Muster Alexan-

briens, dem sie an Schönheit, Größe und Festigkeit gleichkommen sollte, eifrig betrieben und durch seine persönliche Gegenwart sich von demselben überzeugt hatte. Sie war zu einem Waffenplatze bestimmt, der vorzüglich bei den Expeditionen nach Spanien wichtige Dienste leisten sollte. Überdies legte er den Bau mehrer anderer Festen an, führte herrliche Paläste auf, und bewies auch hier die ihm eigenthümliche großsinnige Freigebigkeit, während er selbst der einfachste Mann war und sich statt in Seide nur in Wolle kleidete. Ihm folgte sein Sohn Abu Abdallah Muhammed, mit dem ehrenden Beinamen Nâsir, der Siegende, in der Regierung.

3) Jacûb, ein Sohn des Abd-el-hakk, bekannt unter dem Namen Mansûr, einer der größten Herrscher aus dem Hause der Meriniden in Marokko, durch den die Macht der Mowahhediten vollends gebrochen ward. Er bestieg im J. 1258 den Thron und war einer der gefürchtetsten Feinde der Christen in Spanien. Gegen diese zu ziehen, gab ihm die im J. 1260 erhaltene Nachricht, daß sie sich der Stadt Sala bemächtigt und einen großen Theil der Einwohner entweder niedergemacht oder als Sklaven fortgeführt hätten, Veranlassung. Nach 24 Tagen hatte er dieselbe bereits zurückerobert, was zu schnell geschah, als daß sich die Christen in sattsam befestigten Zustand der Vertheidigung hätten setzen können. Dagegen suchte er die Stadt durch Mauern vorzüglich an der Flußseite zu schützen und fernere Einfälle abzuwehren, und trug selbst Steine zu, um den Bau zu beschleunigen und die Arbeiter anzufeuern. Mit dem gegen ihn und seine Vorgänger feindselig gesinnten Könige von Marokko, Omar Murtedha, suchte er sich durch einen Frieden und durch die Bestimmung zu setzen, daß der Fluß die Grenze ihrer Reiche bilden sollte. Allein dem Omar war es mit diesem Vergleiche nicht Ernst, vielmehr eröffnete er im J. 1261 die Feindseligkeiten auf's Neue, wurde aber trotz der gewaltigsten Zurüstungen und eines portugiesischen Hilfsheeres völlig geschlagen. So konnte der Besiegte es nicht hindern, daß Jacûb im folgenden Jahre gradezu an die Belagerung von Marokko dachte, und nur der Verlust eines seiner in einer unterwegs gelieferten Schlacht gefallenen Söhne bewog ihn zur Rückkehr nach Fes. Dagegen schickte er im Jahre 1264 ein Corps von 3000 Mann nach Spanien, um dort gegen die Christen zu kämpfen, und das waren die ersten merinidischen Truppen, die Europa sah. Von der andern Seite sah er sich durch einen besondern Zufall von seinem nächsten Feinde befreit. Abu Dabbûs nämlich, der Feldherr des Omar, dessen Treue diesem verdächtig wurde, floh, um seiner Verurtheilung zu entgehen, zu Jacûb, der ihm ein Heer anvertraute, durch dessen Hilfe Omar entthront und im J. 1266 getödtet wurde. Die Bedingungen nun, welche Abu Dabbûs gegen Jacûb eingegangen war, die Hälfte der eroberten Staaten an letztern abzutreten, wurden, weil sie Abu Dabbûs, der, seit er Herrscher geworden, den Titel Wâthikbillah angenommen hatte, nicht erfüllte, vielmehr eine Gesandtschaft des Jacûb wegwerfend behandelte, eine neue Veranlassung zu noch ernstern Kämpfen in Afrika. Doch konnte Jacûb erst, nachdem er den von Abu Dabbûs aufgewiegelten Herrscher von Telmesen Jagmurasen besiegt und seine Staaten geplündert hatte, an die verdiente Züchtigung des erstern denken. Die List, durch eine scheinbare Flucht den Wâthik, der den Verwüstungen seiner Staaten nicht länger zusehen wollte, weit von seiner Hauptstadt wegzulocken, gelang ihm völlig. Ein unverhoffter Angriff und ein ebenso blutiger Kampf zwang den Wâthik zur Flucht, auf der er vom Pferde stürzte und seinen Kopf dadurch den ihn Verfolgenden Preis gab, 8. Sept. 1269. So entstand auf den Trümmern des Reiches der Almohaden das der Meriniden, indem Jacûb nicht zögerte, augenblicklich von Marokko Besitz zu nehmen und seinen neuen Thron durch gerechte Behandlung der Unterthanen und Besiegung der in der Anarchie der letzten Zeiten da und dort aufgetretenen Tyrannen zu befestigen. Der Einladung des Königs von Granada jedoch nach Spanien herüberzukommen, vermochte er nicht eher Folge zu leisten, bis er Ceuta und Tanger, die ihren eigenen Fürsten hatten, erobert und den Jagmurasen, mit dem er von Neuem wegen des Besitzes von Sedschelmesa in Kampf gerathen war, zum Frieden genöthigt hatte. Jenes geschah im J. 1273, dieses durch die Einnahme der oben genannten Stadt um das J. 1274. Jetzt erst, 16. Aug. 1275, schiffte er sich nach dem wiederholten Wunsche Muhammed's II. von Granada, der ihm sogar schon im Voraus Tarifa und Aldschesira abgetreten hatte, mit 50,000 Mann Infanterie und 17,000 Mann Cavalerie ein, nachdem bereits eine bedeutende Reiterschar unter einem seiner Söhne drei Monate früher den Übergang bewerkstelligt hatte. Nach seiner Ankunft war man bald über den zu verfolgenden Plan einig. Jacûb drang in Andalusien bis zu dem Guadalquivir vor, und als es der Gouverneur dieser Provinz, Don Nuño de Lara, allein mit den Afrikanern aufzunehmen wagte, fiel er nicht nur bei Ecija d. 8. Sept. 1275, sondern mit ihm noch 18,000 seiner christlichen Kämpfer. Die Schädel derselben wurden zu einer Pyramide aufgethürmt, von deren Spitze herab der Muezzin zum Gebete rief, und unermeßliche Beute wurde nach Aldschesira fortgeführt. Nach halbjährigem Aufenthalte in Spanien, während dessen J. zum zweiten Male vor Ecija und Sevilla unentschieden gefochten, kehrte er nach Afrika zurück, wozu ihn überdies die Furcht bestimmte, nicht nur in Spanien aus Mangel der verwüsteten Ernte seine Armee nicht unterhalten zu können, sondern auch noch überdies durch eine feindliche Flotte von der Rückkehr nach Afrika abgehalten zu werden. Ein zweijähriger Waffenstillstand mit Alfons X. von Castilien wurde noch abgeschlossen, alsbald aber auch die ausgebrochenen Unruhen in Afrika beseitigt und manche unternommene Bauten, z. B. in Fes, um so wirksamer durch Jacûb's Gegenwart beschleunigt. Seine nächste Rückkehr nach Spanien zeichnet sich nur durch einen Sieg, 13. Aug. 1277, über den König von Castilien bei Sevilla, durch die Einnahme von Alcala und Zahra und durch Verwüstungen aus. Alfons schloß jedoch mit Muhammed von Granada Friede und Jacûb unterschrieb ihn als Bundesgenosse. Malaga, das er noch unterwegs weggenommen,

verkaufte der daselbst von Jacûb zurückgelassene Statthalter an Muhammed, und Alfons brach durch die Belagerung von Aldschesira den Waffenstillstand. Jacûb, der es mit einem Rebellen in der Umgegend von Marokko zu thun hatte, ließ sogleich seinen Sohn, Jusuf, von Tanger aus mit 60 Schiffen, an die sich zwölf andere des Muhammed anschlossen, unter Segel gehen; dieser landete zu Gibraltar und schlug 23. Juli 1279 die christliche Flotte vollständig. Zu Folge dieses Sieges hob auch der Infant Don Pedro die Belagerung von Aldschesira zu Lande mit Zurücklassung der Belagerungsmaschinen auf. Dessenungeachtet vollzog Jacûb den Waffenstillstand, den sein Sohn Jusuf mit dem Könige von Castilien abgeschlossen hatte, nicht, und Muhammed, der unterdessen vorzüglich wegen des Besitzes von Malaga anderer Gesinnung geworden, verband sich mit Jagmurasen, den Jacûb an den Ufern der Tafna im J. 1281 schlug und selbst bis nach Telmesen verfolgte. Alfons, gegen den sich sein Sohn Don Sancho empört hatte, und sich die andern christlichen Fürsten sehr kalt betrugen, mußte sich ebenfalls in die Arme des Meriniden werfen, der ihn auf das Großmüthigste unterstützte, aber doch Cordova, wo Don Sancho sich eingeschlossen hatte, nicht zu erobern vermochte. Alfons starb vor Gram, da er noch überdies das ganze Land den Verwüstungen der afrikanischen Truppen Preis gegeben sah. Don Sancho, der die Friedensanträge des Jacûb zurückwies, widerstand diesem nach seiner abermaligen Landung in Spanien muthig bei Xeres, mußte aber doch, da Jacûb sein Verheerungssystem auf das Entschiedenste fortsetzte, um Frieden bitten, nach dessen Abschluß Jacûb in seinem Palaste zu Aldschesira 20. März 1286 starb in einem Alter von fast 77 Jahren und nach 23jähriger Regierung zu Fes und 19jähriger zu Marokko. Er war ein gerechter, wohlthätiger und freigebiger Fürst, der mitten im Waffenkampfe doch auch die Künste des Friedens nicht vergaß, Kranken- und Irrenhäuser, Moscheen, Akademien und Schulen gründete und unstreitig als der eigentliche Gründer der Dynastie der Meriniden angesehen werden muß. Er hatte seinen Sohn Jusuf zum Nachfolger.

4) **Jacûb Beg**, Bruder des Chalil Beg und zweiter Sohn des Hasan Begh oder Uzunhasan, wurde durch die Grausamkeiten seines Bruders veranlaßt, denselben zu stürzen. Er war von diesem zum Statthalter Mesopotamiens eingesetzt worden und nahm seinen Sitz zu Dijarbekr, von wo aus er sich an der Spitze einer Armee in Bewegung setzte. Bei Tauris angekommen, ließ er sich auch sogleich in einen Kampf ein, in dem Chalil nach einer nur sechsmonatlichen Regierung den Tod fand, und seinem Bruder als den achten Fürsten von der Dynastie der Turkomanen vom weißen Schöpse im J. 1481 Platz machte. Unter seiner Regierung unternahm es der Scheich und Sofi Heider Ali aus Ardebil, durch seine neue Lehre sich einen Anhang zu verschaffen, der selbst politisch gefährlich wurde. Schon ging er damit um, den König von Georgien und Schirwan Taruchzadeh anzugreifen, als diesem Jacûb Beg zu Hilfe eilte, den Scheich tödtete, und seine beiden Söhne Ali Mirza und Schah Ismail gefangen nahm. Durch das Schicksal seines Vaters klug gemacht unterhielt er stete Freundschaft mit den Osmanen, fand aber durch seine Gemahlin, die eine der am Hofe befindlichen Schönheiten liebte, seinen Tod. Sie mischte ihm einen Gifttrank, den er aber nur erst dann an seine Lippen brachte, nachdem auch sie getrunken. Beide starben an demselben Tage nahe bei Tauris in Karabag, wahrscheinlich im J. 1491, und Jacûb Begh erst 28 Jahre alt.

5) **Abu Jusuf Jacûb**, der Sohn Ibrahim's und Nachkomme des Gefährten Muhammed's aus Medina Sa'd, eines Sohnes der Chabta (nicht Cheitama, wie Abulfeda [1]) hat), war der berühmteste Schüler des Abu Hanifa, und der thätigste Verbreiter und Vertreter der Ansichten dieses Imams, und ihm kann als nächster in dieser Beziehung nur Zofar, der Sohn Hodheil's, der im J. 158 (774—775) starb, zur Seite gesetzt werden. Außer Abu Hanifa hatte er Abu Ishak Scheibâni, Soleiman Ben Temimi, Jahja Ibn Sa'd den Ansarier und andere ausgezeichnete Männer seiner Zeit zu Lehrern; doch folgte er selbst dem Abu Hanifa nicht blindlings, sondern sprach sich frei und da und dort in entgegengesetzter Meinung über manche Punkte aus, die jener Lehrer vertheidigte. Seine Kenntniß des Rechts verschaffte ihm bald den Titel Imam und die Stelle des Richters von Bagdad, die er unter den drei Khalifen Mehdi, Hadi und Harûn El-Reschîd bekleidete. Vorzüglich schätzte ihn Letzterer hoch, und J. war auch der erste, der den Titel und die Würde eines Kâdhi el-kodhât, eines Richters der Richter, d. h. eines obersten Richters, erhielt. In dieser Stellung gab er den Gesetzgelehrten der Muhammedaner zuerst die besondere Amtstracht, die sie noch zur Zeit des Ibn Challekân hatten und die sich auch mit wenig Verschiedenheit bis in die neueste Zeit herab erhalten hat, und zwar so, daß die verschiedenen Grade der Würden, die bis jetzt äußerlich durch gar kein unterscheidendes Abzeichen sich bemerklich machten, äußerliche Abzeichen erhielten. Auch war Jacûb durch die Treue seines Gedächtnisses ausgezeichnet, sodaß er für einen der zuverlässigsten Überlieferer gehalten wurde. Scharfsinn und eine leicht unterscheidende Übersicht der Rechtsfälle und der darauf zu gebenden Entscheidung machte ihn zu dem tüchtigsten Praktiker, wie auch Ibn Challekân durch mehre Erzählungen nachweist und darauf aufmerksam macht, daß, obwol Jacûb seinen Vater frühzeitig verloren habe und seine Mutter nicht wohlhabend genug gewesen sei, um ihm eine freie Wahl des Berufs überlassen zu können, er sich doch selbst durch seinen Verstand seinen Lehrern so empfohlen habe, daß diese ihn nicht von sich ließen, und sich vorzüglich Abu Hanifa seiner auf das Sorgsamste annahm. Dafür hieß es aber auch, daß, wenn Jacûb nicht gewesen, man auch von Abu Hanifa nicht sprechen würde. Später fand Ersterer sogar den Weg bis in die Umgebung Harûn's, der ihn an seine Tafel zog. Außer seinen Rechtskenntnissen, die sich auf eine gründliche Erklärung des Korans stützten, hatte er gleich vollständige Einsicht in der Geschichte der Araber, ihrer Glaubenskrie-

1) Annales muslemici II. 76.

ge und Schlachttage erlangt. Jacûb starb Ende Aprils 798 in Bagdad (nach Abulfeda Ann. muslem. II, 76. ein Jahr früher, während Andere ihn noch unrichtiger zehn Jahre früher sterben lassen), nachdem er um das Jahr 783 das Richteramt angetreten und das 67. Jahr seines Alters erreicht hatte. Auch sein Sohn Jusuf wurde ein ausgezeichneter Gesetzgelehrter. Als Überreste von Jacûb's schriftstellerischer Thätigkeit, der Abu Hanifa auch das zu verdanken hat, daß durch sie zuerst die Grundlehren des Rechts nach seinen Ansichten schriftlich entwickelt wurden, sind uns zwei Werke geblieben: 1) Ein weitläufiges (Mabsût) über die speciellen hanefitischen Rechtslehren, das, weil es das erste dieses Gegenstandes ist, auch den Titel des Originals (Asl) trägt. 2) Ein Werk über den Charâdsch oder die Grund- und Erträgnißsteuer der höher als auf das Zehntel der Ernte besteuerten Gründe. Überdies war Jacûb ein tüchtiger Lehrer, der durch das mündliche Wort noch mehr und weiter wirkte, als durch das schriftliche. Er dictirte die Rechtsfragen und commentirte sie, worauf seine Schüler sie in alle Welt hin verbreiteten [2]).

6) **Abu Muhammed Jacûb Ben Ishac Ben Zeid Hadhremi**, der Basrenser, einer der berühmten zehn Koranleser, d. h. von dem eine der zehn Recensionen des Korans benannt ist, und zwar der Ordnung nach der achte, war übrigens in der gelehrten und volksthümlichen Sprache der Araber und in der Rechtswissenschaft vorzüglich bewandert. Seinen größten Ruhm jedoch erwarb er sich als Kritiker des Korans, in welcher Eigenschaft ihn vorzüglich seine genaue Kenntniß der Überlieferungen unterstützte. Die Koranleser der beiden heiligen Städte, aus Irak, Syrien und andern Ländern folgten vorzüglich seiner Recension; er selbst aber hatte auch Lehrer, die von Mund zu Mund bis hinauf zu Muhammed den Koran hatten recitiren hören. Unter seinen vorzüglichern Schülern waren Ruh Ben Abd-elmumin, Muhammed Ben-elmotewakkel, Abu Hâtim Sedschestâni und andere. Auch ist er Verfasser eines Hauptwerkes über die Koranlesekunst, der Sammler (Dschâmi') betitelt, in dem er die gewöhnlichsten verschiedenen Lesarten zusammentrug und die Auctorität der einzelnen Buchstaben auf ihre Urheber zurückführte, wie er überhaupt in Basra als Imam der richtigen Lesung galt. Jacûb starb 821, wahrscheinlich im Mai, oder im Novbr. 820, wie Andere wollen.

7) **Abu Awâna Jacûb**, ein Sohn Ishak's und Enkel Ibrahim's, der zuerst in Nisabûr und dann in Asferaïn seinen Aufenthalt hatte, war einer der größten Traditionskenner, der alles einem frommen Muhammedaner Wissenswerthe mit sich im Kopfe herumtrug. Auch hatte er, um Überlieferungen zu sammeln, Syrien, Ägypten, Basra, Kufa, Wasit, Hedschâz, Mesopotamien, das glückliche Arabien, Isfahan, Rei und Persien besucht, in Damaskus, Kahira, Irak, Khorasan, Mesopotamien die ausgezeichnetsten Lehrer gehört, und fünfmal die heilige Wallfahrt vollzogen. Aber auch er hatte wieder gelehrte Schüler, wie den Abu Bekr Ismaili, Ahmed Ben Ali Bazi, Soleiman, Taberani, Abu'lwelid, den Rechtsgelehrten, und seinen eigenen Sohn, Abu Mosab Muhammed. Er starb 928 und liegt in Asferäïn in der Nachbarschaft mehrer berühmter Lehrer begraben. Er hatte in dieser Stadt seit seiner Rückkehr aus Ägypten vorzüglich die schafitischen Rechtslehren entwickelt. Unter seinen hinterlassenen Schriften zeichnen wir sein Mosnad Sehih oder die Sammlung glaubwürdiger Überlieferungen aus. Das Werk ist eigentlich ein Auszug aus der größern Traditionssammlung des Moslim, bekannt unter dem Titel Sahih. Vielleicht ist jener Auszug, der aber durch die darin herrschende Kritik seine Selbständigkeit behauptet, ein und dasselbe mit dem Mostachredsch. Auch sagt man schlechthin Sahih, wenigstens lassen sich die Angaben nicht anders vereinigen, oder er müßte mehre Werke nach demselben Plane und über denselben Gegenstand verfaßt haben, und das ließe sich so erklären, daß das erste wirklich ein Auszug, die andern aber selbständige Werke wären.

8) **Abu Jusuf Jacûb Ben Ishac**, gewöhnlich Ibn-elsikkit, d. i. der Sohn des Schweigsamen, genannt (er selbst aber war dieser Schweigsame, sodaß das vorgesetzte Ibn nichts anderes als Spott andeuten soll), genoß zwar die Ehre, vor der ihn Andere wegen des Charakters seines Principals gewarnt hatten, Erzieher der Söhne des Khalifen Motewakkel zu werden, wurde aber das Opfer seiner Ansichten über den Khalifen Ali. Als diese nämlich bekannt wurden, stellte ihm einmal Motewakkel die verfängliche Frage: Wer ist dir lieber, diese meine beiden Söhne oder Hasan und Hosein (die Söhne Ali's)? Ibn-elsikkit, ohne jene nur zu nennen, entschied sich für die letztern, worauf der Khalif sogleich seine Türken herbeirief, die ihm auf dem Leibe herumtraten, sodaß man ihn halbtodt in sein Haus trug. Die Folge dieser Behandlung war sein Tod, der am zweiten Tage darauf erfolgte, 858 oder 859 in einem Alter von 58 Jahren. Nach dem Bericht Anderer antwortete Ibn-elsikkit: Canbar, der Sklave des Ali, ist mehr werth als du und deine Söhne. Für diesen Frevel habe ihm Motewakkel die Zunge ausreißen, seinem Sohne Jusuf aber 10,000 Dirhem als Sühnungsgeld für den Vater zustellen lassen. Dieses soll im November 858, nach Andern jedoch früher oder später geschehen sein. Während seiner Jugend unterrichtete Jacûb mit seinem Vater Kinder in Bagdad und erlangte dadurch schon tüchtige Kenntnisse in der arabischen Sprache, sodaß seine Schüler nur den Ibn-elarâbi über ihn setzten. Daher werden auch seine grammatischen Schriften vor allen andern gerühmt, und unter diesen wieder das Islâh el-mantic oder die Berichtigung der Sprache, von dem Einige sagen, es sei ein Buch ohne Vorrede, wie das Edeb el-kâtib oder der Unterricht des Secretair von Ibn Coteiba eine Vorrede ohne Buch sei, indem jene etwas lang gerathen war. Andere meinten, es sei nie über die Brücke von Bagdad ein besseres linguistisches Buch gegangen als jenes Islâh, das allerdings klein an Umfang, aber groß an Inhalt ist. Trotz seiner Kürze jedoch verfaßte der Vezir Abu'lcâsim Hosein Ben Ali, gewöhnlich Ibn elmaghrebi genannt, einen Auszug desselben, und Abu Zakarija Tebrîzi besorgte dessen Durchsicht. Andere Commentare, Bearbeitungen

2) Vgl. Pend-nameh S. 16 und 17. Abulf. a. a. O.

und Widerlegungen des Werkes zählt Hadschi Khalfa (Tom. I. p. 328. n. 828) auf, und Casiri (I, 8) spricht über den Inhalt desselben nach einer Handschrift im Escurial. Ein zweites Werk von ihm hat den Titel Bewân, d. i. Auseinandersetzung, wahrscheinlich rhetorischen Inhalts, dagegen wird ihm das lexikologische Werk Fesih fälschlich zugeschrieben. Noch erwähnen wir genauer ein weitläufiges Werk (Wesît) über die abgeleiteten schafiitischen Rechtslehren, wie es heißt in 10 Bänden, zu dem viele spätere Gelehrte Glossen herausgaben. Außerdem kennt man von ihm noch 20 andere Schriften lexikalischen, grammatischen und schöngeistigen Inhalts, über die zunächst außer Hadschi Khalfa noch Ibn Challekân n. 837 nachzusehen ist[8].

9) **Abu Abdallah Jacûb Ben Dawud Ben Omar Ben Othman Ben Tehmen**, und wegen seiner Freilassung durch Abu Sâlih Abdallah auch Selomi geheißen. Letzterer war Statthalter von Khorasan und Secretair des Ibrahim, des Urenkels Hosein's, der sich mit seinem Bruder Muhammed gegen den Khalifen Mansûr in Basra und dem Gebiete dieser Stadt empörte. Beide fielen im J. 145 (762), nachdem auch Jacûb etwa ein Jahr früher oder ein Jahr später in Gefangenschaft gerathen war. Die Freigebigkeit des Letztern ward Gegenstand von Lobgedichten, die die größten Dichter damaliger Zeit abfaßten. Sobald auch Mansûr gestorben, machte ihn dessen Sohn und Nachfolger frei, zog ihn ganz in seine Nähe und überließ ihm fast ausschließlich alle Regierungsgeschäfte, machte ihn auch im J. 163 (779 oder 780) zu seinem Vezier oder ersten Minister. Doch war die verschwenderische Freigebigkeit des Letztern Schuld, daß er auch den Khalifen zur Vergeudung des ihm vom Vater hinterlassenen Schatzes von 900,060,000 Dirhems verleitete, und ihm Geschmack am Trinken und am Gesange beibrachte. Dafür wurde der Vezier vielfach verleumdet, und als er auch der Anhänglichkeit an die Aliden beschuldigt ward, ließ ihn endlich Mehdi in's Gefängniß setzen, wo er bis zur Regierung Hârun El-Reschîd's blieb, sodaß, als der Barmekide Jahja seine Freilassung bewirkte, er das Gesicht verloren hatte. Hârûn suchte ihm seinen Zustand zu erleichtern, gab ihm sein Vermögen zurück, und überließ ihm auch die Wahl eines Orts zu seinem künftigen Aufenthalte. Jacûb wählte Mekka, wo er bis an seinen Tod 187 (803) oder 182 (798) blieb. Nach dem Berichte seines Sohnes hatte ihn Mehdi in einer Grube gefangen setzen und darüber eine gewölbte Kuppel bauen lassen, sodaß er 15 Jahre in diesem Gefängnisse geblieben.

10) **Abu'lfaradsch Jacûb Ben Killis**, von Hause aus ein Jude, der in Bagdad 318 (930) geboren, erzogen und im Schreiben und Rechnen unterrichtet wurde. Sein Vater verließ mit ihm jene Stadt, ging nach Syrien (Damaskus), und schickte ihn von da im J. 331 (942 oder 43) nach Ägypten. Dort wurde er mit einigen Vertrauten des Kafur Achschidi bekannt, der ihn zu seinem Haushofmeister machte. In dieser Stellung zeichnete er sich so sehr durch seine Eigenschaften aus, daß ihn Kafûr zum Mitglied im Diwan, d. h., in seinem geheimen Rathe, machte. Hier griff er bald in alle Geschäfte ein, sodaß er auch oberster Kämmerer ward, aber durch seine Uneigennützigkeit auch seine ganze Umgebung zur Achtung für sich zwang, indem er nichts von Kafûr annahm, als eben seinen nöthigen Unterhalt. Bald aber verließ er auch seinen Glauben und wurde 18 Schaban 356 (August 967) ein so eifriger Muhammedaner, daß er sich einen eigenen Lehrer in's Haus nahm, der mit ihm beten, lesen, Grammatik und den Koran treiben mußte. So stieg fortwährend sein Ansehen bei Kafûr, bis dieser starb, worauf auch sogleich dessen Vezier Ibn-elforât alle Secretaire und im Diwan Angestellte gefangen setzen ließ, und unter diesen auch Jacûb, den er vorzüglich haßte. Nach seiner Befreiung borgte dieser Geld von seinem Bruder und andern, und floh heimlich nach Mauretanien und schloß sich unterwegs an Dschauher Ben Abdallah Rumi, den Freigelassenen des Moazz Obeidi, der mit Heeren und Schätzen zur Unterjochung Ägyptens heranzog, an, oder, wie Andere wollen, setzte er seinen Weg nach Mauretanien fort, kehrte aber später zurück und wußte sich so auszuzeichnen, daß er endlich das Vezirat von dem Fatemiden Azizbillah Nezar, dem Sohne des Moazz, erhielt, 368 (978 oder 979). Er wußte das Reich zu befestigen, was um so nöthiger war, als er der erste Vezier der Fatemiden, die ihren Sitz aus Mauretanien durch Eroberung nach Ägypten verlegten, in Ägypten war, trotz dem, daß er als Secretair im Dienste des Usurpators Kafûr gestanden hatte. Dabei war Jacûb ein großer Freund der Wissenschaften, hatte immer Gelehrte in seiner Umgebung und richtete sich selbst eine kleine gelehrte Akademie ein, die allemal in der Freitagsnacht bei ihm zusammen kam. Hier wurden seine Werke gelesen in Gegenwart von Richtern, Gesetzgelehrten und Grammatikern, Überlieferungskundigen und den ausgezeichnetsten Männern des Hofes, und war die gelehrte Sitzung geschlossen, so erhoben sich die Dichter und sangen sein Lob. Überdies unterhielt er in seinem Hause Leute, die den Koran abschrieben, und die Traditionssammlungen, ferner juristische, schöngeistige und selbst medicinische Bücher. Auch verglich man sie und machte sie auf jede Weise correct. Ferner setzte er Koranleser und Imame in einer von ihm selbst erbauten Moschee ein, und errichtete ebenso verschiedene Küchen für sich, für seine Gesellschafter, seine Sklaven und das übrige Gefolge. Für Fremde war sein Haus stets offen, und er hielt täglich öffentliche Sitzung, wo er Bittschriften und Klagen über erlittenes Unrecht entgegennahm. Die ihm von Aziz angewiesenen Lehen warfen ihm jährlich 100,000 Goldstücke ab, und bei seinem Tode zählte man nicht weniger als 4000 Sklaven und Mamluken in seinem Dienste. Auch fand man an kostbaren Edelsteinen jeder

---

8) *S. de Sacy* Anthol. grammat. p. 187. not. 116, wo auch eine Anekdote aus Ibn Challekân von ihm erzählt wird; *Hamaker*, Spec. p. 5 (28), 167 (595), 289; d'Herbelot unter Jacoub Ben Sakit und in den Supplem. unter Sakkit; *de Rossi*, Dizion. degli Autori Arabi p. 160 unter Sachit (Ben) Abu Josef und S. 171 unter Sekaiti, wo unbegreiflicherweise dieselbe Person als eine zweite verschiedene aufgeführt wird, und Abulfeda Annal. musl. ed. *Reiske* II. p. 202.

Art den Werth von 500,000 Goldstücken, doch seine an die Kaufleute zu zahlende Schuld von 10,000 Goldstücken ließ Azîz aus dem Staatsschatze berichtigen. Andere erzählen (wie Ibn Asâkir), er sei von Ramla wegen schlechter Verwaltung der ihm von Kaufleuten anvertrauten Gelder nach Ägypten geflohen, wo er dem Kafûr sich sehr bald durch seinen Scharfsinn, Verstand, seine Gewandtheit in Geschäften empfohlen habe, sodaß dieser sich zu der Äußerung veranlaßt fand: Wäre Jacûb Muslim, so gebühre ihm die Stelle eines Veziers. Nach dieser begierig sei er zum Islâm übergetreten, habe aber vor dem zeitigen Vezier Ibn-elforât, der jenen Ausspruch gehört, nach Mauretanien fliehen müssen. Darauf sei er mit Moazz nach Ägypten zurückgekehrt und unter Azîz Vezier geworden, im J. 365 (975 oder 976). Er starb im März 991, und sein Begräbniß bewies, wie ihn das ganze Volk schätzte. Selbst Azîz begleitete ihn in großer Trauer, betete für ihn und weinte, und mehr als 100 Dichter drückten ihren Schmerz durch Trauerlieder aus.

11) **Abu Jusuf Jacûb Ben Sâbir**, mit dem Beinamen Mendscheniki, gewöhnlich Nedschmed-dîn genannt, ein berühmter Dichter, der aus Harran abstammte, aber in Bagdad 27. Jan. 1159 geboren war, und auch dort wohnte. In seiner frühern Zeit that er Kriegsdienste, später aber zeichnete er sich vor Allem durch Verfertigung von Wurfmaschinen (Mendschenîk, *μάγγανον*, daher sein Name) und was dazu gehört, aus, sodaß es ihm Niemand in Bagdad gleich that. Dabei dichtete er und hatte auch unter Abu'lmotzaffer Samarcandi und Abu Mansûr Schetrendschi die Überlieferungskunde studirt. In seinem ganzen Wesen zeigte er eine außerordentliche Milde und Bescheidenheit, was auch seine Gedichte, die sehr gedankenreich sind, und zum Theil das Lob mehrer Khalifen besingen, verrathen. Er sammelte einen Auszug derselben, der unter dem Titel Moâsî el-meâni bekannt geworden ist. Ibn Challekân sah Jacûb selbst nicht, obwol er sich in der Nähe von Bagdad, in der Stadt Arbel, aufhielt, hörte aber so viel von ihm aus dem Munde seiner Freunde und Schüler, und studirte seine Gedichte so emsig, daß er ebenso vertraut mit ihm wurde, als ob sie als Nachbarn zusammen lebten. Auch führt er mehre seiner Gelegenheitsgedichte wörtlich an. Ibn Sâbir starb 28. Sefer 626 (im Jan. 1229), und hinterließ ein unvollendetes Werk unter dem Titel: Stützpunkt des Laufenden (oder der Wege) über die Regierung der Reiche (Umdet el-sâlik oder Umdet el-mesâlik), das alles enthielt, was sich auf Krieg, die Zurüstungen zu demselben, die Einnahme hoher Schlösser, Erbauung von Festungen, auf equilibristische Künste, auf langwierige Belagerungen von Burgen, auf Abrichtung und das Zureiten von Kriegspferden, auf die verschiedenen Arten Kampf mit den Waffen, auf Anfertigung von Werkzeugen zum Kriege, auf die verschiedenen Arten und Eigenschaften der Pferde bezog. Das Ganze hatte er in Capitel, und diese wiederum in Abschnitte getheilt. Überdies ist das Werk in seiner Art von großer Bedeutung, da nicht viele Schriftsteller außer ihm diese Gegenstände in ihrer Gesammtheit mit dieser Ausführlichkeit und Umsicht behandelt haben.

12) **Jacûb Ben Othmân Dscherhi**, zu dem Orden der Nakischbendi gehörig, dessen Geburts- und Sterbejahr, sowie sonstige Lebensumstände, nicht bekannt sind, hat einige Schriften hinterlassen, die näher gekannt zu werden verdienen. Sie sind: 1) Eine persische kurz gehaltene Erklärung der ersten Sure des Korans (Tefsîr El-Fâtihet). 2) Ein Sendschreiben (Risâlet), das eine Sammlung der Aussprüche des Behâ-ed-dîn vom Orden de Nakischbend enthält, ebenfalls persisch; 3) will d'Herbelot (siehe Jacoub Gerkhi oder Tcherkhi) einen Commentar desselben unter dem Titel Scharh el-asmâ, d. i. Erklärung der schönen Namen Gottes oder seiner Eigenschaften, kennen, der sich wahrscheinlicherweise auf der Bibliothek von Paris befindet, von dem aber orientalische Bibliographen keine Nachricht geben. 4) Ein Commentar des Koran (Tefsîr).

13) **Jacûb** der Kleine (El-Asgar) aus Karamanien hielt sich in Kahira auf, und hatte mit den dortigen Gelehrten literarische und hauptsächlich exegetische Streitigkeiten, wie zum Beispiel über den Widerspruch, der in den Stellen des Korans: „Wir helfen unsern Gesandten" und „sie tödten die Propheten ohne Recht" enthalten sei. Er verfaßte darauf zur Widerlegung dieses Widerspruchs ein Sendschreiben unter dem Titel: **Risâlet fi daf' el-teârodh** oder auch Untersuchung des Widerspruchs (**Bahth el-teârodh**). Die Schrift beweist nach den Kritikern des Orients seine tiefe Gelehrsamkeit und sein eifriges Studium [4]).

14) **Emîn-ed dîn oder Emîn-ed-dewlet Abu'lfaradsch Jacûb Ben Ishac**, gewöhnlich **Ibn-elcoff** genannt, der Mediciner, wurde im Jahr 630 (1232 oder 1233) geboren zu Kerek, auf der Grenze von Syrien und dem petraischen Arabien, von christlichen syrisch redenden Ältern, und wie so vielen seiner Nation ward ihm das Studium der Medicin und Chirurgie, in der er sich theoretisch und praktisch auszeichnete, Lebensaufgabe. Er hinterließ auch mehre bedeutende Schriften in diesem Fache, von denen wir die vorzüglichsten hier bemerkbar machen wollen: 1) Sammler der Absicht über die Bewahrung der Gesundheit und Vertreibung der Krankheit (**Dschâmi' el-gharadh fi hifiz el-sahhat**); 2) Buch der Heilung (**Schâfi**); 3) Stütze der Chirurgen (**Umdet el-dscherrâhîn**), ein Hauptwerk, das nach dem Urtheile Hadschi Khalfa's und seiner Vorgänger alle andern über diesen Gegenstand entbehrlich macht und in 20 Abtheilungen zerfällt. Auch führt es den Titel: Stütze über die Kunst des Chirurgen, oder theoretische und praktische Darstellung der Chirurgie (**Umdet fi sinâat el-dscherrah**); 4) ein Commentar über die Aphorismen des Hippokrates (**Fosûl Bucrât**); 5) ein Commentar zu den allgemeinen Grundregeln des Kanon von Ibn Sina in sechs Bänden. Er starb im Jahre 685 zu Damaskus, das ist 1286 nach Christi Geburt.

15) **Jacûb Ben Ishac Ben-elsebbâh**, gewöhnlich **Abu Jusuf Kindi** oder schlechtweg Kindi (كندى, Al-Kindi, oder Kendi, oder Al-Chindi) genannt, ist einer

4) Cf. *Hadschi Chalfa* n. 1633.

der größten philosophischen, medicinischen, mathematischen, astronomischen, rhetorischen und musikalischen Schriftsteller, die unter den Muhammedanern bekannt geworden sind. Auch war er nicht nur in den Kenntnissen seines Volkes, sondern auch in denen der Perser und Indier bewandert. Seinen Ursprung leitete er von dem jemenischen Königsgeschlechte Kindeh ab, das Einige zu Juden, Andere zu Christen, noch Andere zu Muhammedanern machen. Sie waren arabischer Herkunft von Kahtan und wohnten in Jemen an der Grenze von Hadhramaut. Da sie aber sich selbst auf Tod und Leben verfolgten, erhoben sich Fürsten aus ihnen, die selbst Hira unter ihre Botmäßigkeit brachten [5]). Jacûb selbst war der Sohn des Gouverneurs von Kufa, Ishac Ben Sebbâh, unter der Regierung der Abbasiden Mahdi und Harun El-Reschid, was um so mehr beweist, daß die Familie sich zum Islam bekannte und also wenigstens ohne erwiesenen Grund behauptet wird, daß Kindi Jude oder Christ gewesen sei. Silv. de Sacy hat [6]) die Gründe dafür und dagegen erwogen, glaubt aber doch auch obiges Resultat, er sei Muselmann gewesen, trotz aller möglichen Einwürfe gewonnen zu haben. Auch sagt Ibn-elcosti, was wir zu seinen Gründen hinzufügen, in seiner von Casiri so fleißig benutzten **Bibliotheca Philosophorum** [7]), daß er sich durch seine tiefen Kenntnisse unter den Muhammedanern (**fi el-millet el-islâmijet Cas. I, 357**) auszeichnete, und dasselbe wiederholt Abu'lfaradsch in seiner **Historia dynastiarum** p. 273 des Textes und S. 179 der Übersetzung. Auch fügt Ibn-elcosti in seiner Bibliothek in dem noch ungedruckten Theile derselben (vergleiche Wiener Manuscript S. 424) hinzu, daß einer seiner Vorfahren Aschath (أشعث), der Sohn des Keis, welcher letzterer ein Sohn des Madi Kerib und Herrscher über alle Zweige der Familie Kindeh war, und von Ascha Ben Keis (أعشى بن قيس) in vier Kasiden, deren Anfang Ibn-elcosti angibt, besungen wurde, ein Gefährte des Propheten war, und durch diesen Ausspruch, sowie durch andere Angaben über seine Vorfahren, die hier anzuführen zu weitläufig sein würde, scheint jener Streit um so mehr beseitigt werden zu können. Ein gleicher Zweifel herrscht über das Geburts- und Todesjahr dieses Kindi, dessen genaue Bestimmung bisher trotz aller andern Nachrichten über ihn nicht ermittelt werden konnte. Sprengel [8]) setzt seinen Tod zwar auf das Jahr 267 (880 oder 881) fest, allein ohne jede Auctorität, wenn nicht die von Lackemacher (Helmst. 1719) herausgegebene, mir nicht zugängliche Dissertation über Kindi nähere Thatsachen enthält. Auch läßt sich, wie Silv. de Sacy bemerkt, an Letzterm zweifeln, da Brucker [9]), der jene Dissertation ebenfalls benutzt hat, nichts Sicheres über sein Todesjahr beibringt. So viel geht aus Allem hervor, daß J. unter Mamun, Motasem und auch noch unter Motewakkel und dessen Sohn Motamed (s. **Histor. Dynast.**), also wenigstens bis zum Jahre 255, lebte. Er ward unstreitig in Basra geboren, und heißt auch oft der Basrenser, genoß aber in Bagdad seine Erziehung und hatte den Kosta Ben Luca aus Baalbek zu seinem Zeitgenossen. Es ist eine ganze Legion Schriften, die er über die obengenannten Wissenschaften, die Philosophie, Logik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astrologie und Astronomie, über die Medicin, Politik, Meteorologie, Optik, über eine Menge philosophischer, theologischer, psychologischer Streitfragen, und über sonst verschiedene Gegenstände verfaßte. Ibn Abi Oseiba in seiner Geschichte der Medicin und Ibn-elcosti [10]), haben ein ziemlich vollständiges Verzeichniß derselben hinterlassen, und wir verweisen hiermit auf den letztern, als gedruckt, am meisten zugänglichen Schriftsteller. Als Philosoph gehörte J., wie sonst alle die vornehmsten arabischen Philosophen, den dem Aristoteles nachphilosophirenden Denkern an, und ebendaher, daß er sich als freier Denker nicht recht mit den Satzungen des Islam hatte vertragen können, mag es auch gekommen sein, daß man ihn später für einen Juden oder Christen hielt. Jedoch vermied er, wie aus dem Katalog seiner Schriften hervorgeht, wol absichtlich jede Erörterung über Glaubenssätze, da hier sein selbständiges System hinsichtlich der Theologie offenkundiger hätte hervortreten können, auch er sich unstreitig noch härtere Verfolgungen hätte zuziehen müssen, als er so schon erfuhr. So erzählt Ibn Abi Oseiba, daß ihm die als Mechaniker bekannten Söhne des Musa und Enkel des Schâkir, Ahmed und Muhammed bei Motewakkel aus Neid und Eifersucht so hinterlistig verleumdeten, daß ihn der Khalif schlagen ließ, und seinen beiden Feinden die Erlaubniß ertheilte, ihm alle seine Bücher zu nehmen, aus denen sie eine besondere Bibliothek unter dem Namen der Bibliothek des Kindi bildeten, bis er sie ihm vier Monate vor seinem Sturze wieder zustellen ließ. Dessenungeachtet wurde er hinsichtlich seines Glaubens zu den Verdächtigen gezählt, wie Jafii [11]) ausdrücklich sagt, und ihm als gleichschuldig die beiden andern Philosophen Farâbi und Ibn Sina beigesellt. Nach Reiske [12]) war er auch einer von den Vieren, denen Mamûn griechische Schriftsteller in's Arabische zu übertragen befahl (was freilich ein Beweis wäre, daß manche Muhammedaner auch griechisch gelernt hätten, was in diesem Grade, daß Kindi selbst hätte übersetzen können, allerdings etwas Zweifelhaftes ist, und daher als Grund für sein Juden- und Christenthum geltend gemacht werden könnte). De Rossi [13]) führt einige Lobsprüche an, die diesem Philosophen schon in früher Zeit von dem im J. 1575 zu Rom verstorbenen Hieronymus Cardanus [14]), welcher ihn zu den 12 ausgezeichnetsten Geistern, die bis zu seiner Zeit auf der Welt erschienen wären, rechnet, und von Andres [15]) gespendet wurden. Letzterer nennt ihn den Phönix seines Zeitalters und den Grundstein aller Kenntnisse der Ara-

5) Vgl. über sein Geschlecht Annl. Musl. I. Anm. 189 p. 102. 6) Abdoll. p. 487, 488. 7) Denn daß Ibn-elcosti Verfasser jener einem Unbekannten zugeschriebenen Bibliothek sei, darüber vergleiche meine Bemerkung in *Albufedae* Annal. Anteislam. ed. *Fleischer* p. 233—235. 8) Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. 9) Hist. phil. III. p. 69.

10) Cf. *Casiri* Biblioth. p. 353—360. 11) *Pococke* Porta Mosis p. 236 in den Noten. 12) Anhang zu d'Herbelot S. 143. 13) Dizionario s. *Alchind cl. Chendi.* 14) de subtilitate l. XVI. 15) In seinem Werke über den Ursprung und die Fortschritte der gesammten Literatur Th. 5. S. 508.

der seiner Zeit. Unter seinen Schülern nennt Ibn-elcofti den Hasanaweih, Nestaweih, Rahmaweih und Samaweih, als den vorzüglichsten aber den Ahmed, Sohn des Tajjib. Noch müssen wir aber des Abu'lmaschar aus Balch gedenken, der aufgebracht über eine Äußerung Kindi's, die uns d'Herbelot erzählt, seine Vaterstadt verließ, und nach Bagdad in der Absicht kam, ihn zu erdolchen. Mit dem Messer in seiner Kleidung stellte er sich als einen Schüler vor, Kindi aber entwaffnete ihn durch seine Rede so, daß aus dem Mörder einer seiner ausgezeichnetsten Schüler in der Astronomie ward. Eine andere Verfolgung erzählt uns auch noch Abu'lfaradsch. Bayle gibt unter Alchindi einen weniger bedeutenden Artikel und Jöcher zählt (unter Alchindas) die lateinischen Titel mehrer seiner Werke auf. Seine medicinische Schrift über die Grade der Zusammensetzung der Arzneimittel findet sich in Mesue's Werke in der Übersetzung gedruckt [16]). Ibn Abi Oseiba bestimmt selbst die Zahl seiner Werke auf zweihundert [17]).

16) Der Molla Jacûb Ben Sejjid Ali, durch seine grammatischen Kenntnisse bekannt, hat uns einen Commentar zu dem Commentar hinterlassen, den ein Unbekannter über die Einleitung des grammatischen Werkes Misbâh, d. i., die Leuchte vom Imam Nâsir Motarrezi, der im J. 610 (1213—1214) starb, schrieb. Dieser Commentar beschäftigte sich mit den vorzüglichsten Grundlehren der Grammatik.

17) Der Molla Jacûbpascha, Sohn des Molla Hadhrbeg, ein Rechtsgelehrter des 15. Jahrhunderts, hat uns sein Andenken durch einen weitläufigen Commentar erhalten, den er zu dem berühmten juristischen Werke der Hanefiten Wicâjet el-riwâjet schrieb. Der Verf. des letztern ist Mahmud, bekannt unter dem ehrenden Beinamen Beweis des Gesetzes (Borhân el-scheriat). Jacûbpascha hat sehr viel aus den Commentaren des Hidâjet und Telwîh, über welches erstere das Wicâjet geschrieben ist, entlehnt. Beides sind juristische Werke von dem größten Ansehen. Jacûbpascha starb im J. 891 (1486 Chr.).

18) Ahmed Ben Jacûb aus Ägypten, der Geschichtschreiber, von dessen nähern Lebensumständen nichts Genaueres bekannt ist, hat eine Geschichte der abbasidischen Khalifen hinterlassen unter dem Titel Achbâr beni Abbâs, Nachrichten von den Nachkommen des Abbâs.

19) Der Scheich Abu Bekr Muhammed Ben Ibrahim Ben Jacûb, von dessen Todesjahre ebenfalls nichts verlautet, ist Verf. eines Commentars von 30 Überlieferungen des Propheten, den er unter dem Titel Ichbâr bi fewâïd el-achbâr, d. i. Nachricht über die nützlichen Belehrungen, die die Traditionen enthalten, herausgab. (*Gustav Flügel.*)

JACUBSCHOWITZ, JAKUBSCHOWITZ, ein zu den Stadtgütern der Stadt Troppau gehöriges, nach Grätz (Erzbisthum), und Olmütz eingepfarrtes, großes Dorf im troppauer Kreise des kaiserlich österreichischen Antheils am Herzogthume Schlesien, nächst Olbersdorf, 1½ Meile südlich von der Kreisstadt am Gebirge gelegen, mit einer Schule, 68 Häusern und (nach der Conscription des J. 1825) 458 teutschen und slawischen Einwohnern, welche in dem genannten Jahre 15 Pferde, 19 Ochsen und 53 Kühe unterhielten und nebst dem Feldbaue auch Spinnerei treiben. (*G. F. Schreiner.*)

JACUI, JACUHÝ, bedeutender Fluß in der Provinz Rio grande do Sul im südlichen Brasilien. Er entspringt auf der Serra S. Francisco, nimmt viele Seitenflüsse auf, unter welchen besonders diejenigen der linken Seite, Rio pardo und Taquarahy genannt zu werden verdienen, und fällt endlich in die große Laguna de los Patos. (*E. Pöppig.*)

JACUIPE, JACUHYPE, 1) unbedeutender Küstenfluß der Provinz Alagoas im mittlern Brasilien, welcher dichte Wälder durchströmt und nahe dem Meere sich mit dem Rio Unna verbindet. 2) Fluß, der den westlichen Theil der Provinz Bahia bildenden Comarca Jacobina, welcher auf der Serra Orobó entspringt, in einem Bogen nach O. und S. O. fließt und bei dem gleichnamigen Flecken, einige Stunden oberhalb der Stadt Caroeira, sich in den Paraguaçú ergießt. (*F. Pöppig.*)

JACULA LAPIDEA (Oryctozoologie). Eine Benennung, welche die Oryktologen früherer Zeit den Belemniten, Fossilen, Echiniden-Stacheln, Dentalien und andern etwas dolchartig gestalteten Körpern geben. (*G. H. Bronn*).

Jaculum, s. Wurfspiess.

JACULUM (Astrognosie), heißt der Stern auf der Spitze des Pfeils, den der Schütze abschießt; bei Baier wird er mit γ bezeichnet. Dieser Name wird jetzt wenig oder gar nicht gebraucht. (*Stern.*)

Jaculus, s. Dipus.

JACUNDAZ (eigentlich Hyacundá), Fluß des nördlichen Brasiliens, und zwar der Provinz Pará. Er entspringt ungefähr unter 4° 30′ südl. Breite auf einem verhältnißmäßig hochliegenden, nach Norden stufenweis absinkenden Lande, und ergießt sich zwischen den Ortschaften Oeiras und Portel in die sogenannte Bahia das Bocas, jenes wunderbare Süßwassermeer, welches als Erweiterung des den Amazonas und Parástrom verbindenden Tagipurú angesehen werden mag, aber seine bedeutendern Zuflüsse von Süden erhält. Die Ufergegenden des Jacundaz sind hoch und daher den periodischen Überschwemmungen nicht ausgesetzt; in der Nähe seiner Quellen erstrecken sich grasreiche natürliche Wiesen und Hügel aus Glimmerschiefer, sodaß die Vegetation ein von den gewöhnlichen Formen des Amazonasthales sehr abweichendes Ansehen erhalten soll. Das Wasser des übrigens weit hinauf schiffbaren Flusses ist klar und kühl. Niederlassungen finden sich nur in kurzen Entfernungen von der Mündung. Befahren wird der Jacundaz selten, indem die Ureinwohner an seinen Ufern nicht immer in gutem Vernehmen mit den Weißen sind, und keine werth-

16) Ed. *Marin.* fol. Venet. 1562. 17) Außerdem siehe noch Pococke im Anhange zum Spec. Histor. Arab. Ed. I. p. 365; *Gartz* de interpret. et explanat. Euclid. arabicis §. 24. — *Hadschi Chalfa* n. 1098. 1437. 1438. 1606.

vollen Handelsgegenstände besitzen. Das gleichnamige Volk bildet mit den Taconhapez und Pacajas einen Zweig des großen Stammes der Topinumbazes, soll aber zur Verbindung mit Brasiliern weniger sich neigen als seine Nachbarn. Indessen ist es den Karmelitern ehedem doch gelungen, einige Familien zu civilisiren und in die Nähe des Rio das Bocas zu verpflanzen. (*E. Pöppig.*)

JACÛT, ein selbst seiner Bezeichnung nach (er bedeutet Ὑάκινθος, Sapphir) glänzender Name in der arabischen Literatur-Geschichte, der sich vielseitig in den verschiedenen Gebieten orientalischer Gelehrsamkeit geltend gemacht hat, und deshalb verdient, näher in's Auge gefaßt zu werden. Vorzüglich sind es vier Männer, die ihm diesen Ruhm verschafften, und unter diesen wieder einer, der vor allen übrigen hervorglänzte. Gezwungen, der üblen Gewohnheit arabischer Biographen zu folgen, in ihren Artikeln gewöhnlich nur die Todesjahre der von ihnen geschilderten Männer anzugeben und somit fast immer das Alter unbestimmt zu lassen, nennen wir auch hier, da sich nicht von allen vier Gelehrten das Geburtsjahr ermitteln läßt, den zuerst verstorbenen

1) **Abu'ldorr Jacût Ben Abdallah**, mit dem ehrenden Beinamen **Emîn-ed-dîn**, der Glaubenstreue, auch Mausili, weil er sich in Mosul niedergelassen hatte, und gewöhnlich Meleki genannt, weil er im Dienste des Sultan Abu'lfath Melikschâh Ben Seldschûc (Ben Muhammed Ben Melikschâh des Großen) stand. In Mosul hatte er den Abu Muhammed Saîd, unter dem Namen Ibn-eldebhân (starb im J. 569, d. i. 1173 oder 1174) bekannt, zum Lehrer in der Grammatik, und las unter seiner Leitung mehre seiner (des Ibn-eldebhân) Werke, den Diwan des Motenebbi und die Mecâmen des Harîri, und war fortdauernd in seiner Umgebung. Jacût selbst schrieb ebenfalls viel; seinen größten Ruhm aber erwarb er sich durch seine außerordentliche Fertigkeit im Schönschreiben, in welcher er es so weit brachte, daß in seiner spätern Zeit ihm kein anderer Kunstfertiger zur Seite gesetzt werden konnte, und Ibn Bewwâb in ihm nicht nur einen glücklichen, sondern ihn selbst überbietenden Nachahmer in der Neschischrift gefunden hatte. Vorzüglich waren es Abschriften des Wörterbuchs Sehhâh von Dschauhari, die man von ihm überall hin verlangte. Er drängte durch seine Schrift dieses große Werk in einen Band zusammen, der ihm jedes Mal mit hundert Goldstücken bezahlt wurde. Durch diese Copien, die nun wiederum als Schriftmuster galten, bildeten sich andere Schreiber vielfach aus, und sein Ruf versammelte aus vielen Ländern Lernbegierige um ihn, und veranlaßte den Abu Abdallah Hosein Ben Ali aus Wâsit auf, seine schöne Schrift in einem Lobgedichte zu verherrlichen, das uns Ibn Challekân aufbewahrt hat. Emîn-ed-dîn starb in Mosul im J. 618 (1221 oder 1222) in einem hohen Alter, das Unsicherheit in seine Hand gebracht und sie mehr und mehr entstellt hatte[1]). Ein Zeitgenosse von ihm war

2) **Abu'ldorr Jacût Ben Abdallah Rumi**, mit dem Ehrennamen Mohadzdzib-ed-dîn, ein ausgezeichneter Dichter und Freigelassener des Abu Nasr Dschili. Er beschäftigte sich vorzüglich mit schöngeistigen Studien, und sein eigenes Dichtertalent that sich alsbald in mancherlei Schöpfungen kund, die vorzüglich in Irak, in den östlichen Ländern und in Syrien ihre Verehrer fanden. Als er seinen Ruhm dadurch begründet, legte er den Namen Jacût, um seine Abkunft zu verleugnen, ab, und nannte sich von nun an Abd-el-rahman, d. i. Knecht, Diener des Allerbarmenden. Seine Wohnung hatte er in der Medrese Nizâm's in Bagdad, wo er auch seine erste Erziehung genossen und den Koran auswendig gelernt hatte, wie später Andere seine Gaselen und Liebesgedichte, in denen er sich vorzüglich auszeichnete, auswendig lernten. Nach Ibn Challekân ist auch ein kleiner Diwan seiner Gedichte vorhanden, den dieser aber Anfangs nur aus einer Menge Bruchstücken kennen lernte, bis er selbst später zwei Abschriften besaß, die er sich in Damaskus verschafft hatte. Doch enthielt die ganze Sammlung nicht mehr als 100 Blätter. Nach einigen Chronikenschreibern ward J. in einem Menzile in Bagdad im Mai 1225 todt gefunden, nach Andern starb er einige Zeit früher. Ibnelneddschâr aber läßt ihn in seiner Geschichte Bagdads in seinem eigenen Hause an einer Mittwoch in der Mitte des Mai todt gefunden werden, nachdem er gezwungen die Medrese verlassen und sich eine Wohnung in der kleinen Dinarstraße gemiethet hatte. Berühmter als diese beiden ist

3) **Abu Abdallah Jacût Ben Abdallah**, wie die andern seinem Ursprunge und seiner Geburt nach (er war, wie er selbst sagt, im J. 574 oder 575 (d. i. zwischen 1178 und 1180 geboren) ein Grieche, und seinem Stande nach ein Freigelassener, der den ehrenden Beinamen Schehâb-ed-dîn, Fackel des Glaubens, sich erwarb. Noch klein wurde er aus seinem Vaterlande gefangen weggeführt, und an einen in Bagdad ansässigen, aber aus Hamat gebürtigen Kaufmann, mit Namen Askar, verkauft, der ihn im Schreiben unterrichten ließ, um ihn zur Führung seiner Geschäfte als Commis in dem Waarenlager zu benutzen, zumal da er selbst schlecht schrieb und außer seinem Kaufmannsgeschäfte nichts verstand. Mehr herangewachsen las Jacût, der in Bezug auf seine Geburt und Verhältnisse bald Rumi, bald Hamawi, bald Bagdadi heißt, etwas über Grammatik und Sprache, während sein Herr ihn überdies viel mit Reisen in seinen Angelegenheiten beschäftigte, sodaß er Kisch, die bekannte Insel des persischen Meerbusens, Omân in Arabien und die nahen Gegenden vielfach durchwanderte[2]) und darauf nach Syrien zurückkehrte. Von nun an trat er zu seinem Herrn in das Verhältniß eines Sohnes, das auf der einen Seite seine Freilassung bedingte, zugleich aber auch seine Entfernung aus dem Hause seines eigennützigen Herrn nach sich zog im J. 597 (1200 oder 1201). In diesem Zustande suchte Jacût seinen Erwerb im Abschreiben um

1) Cf. *Ibn Challekan* n. 798. Biogr. univ. Art. Yacout, und Chrest ed. *Silv. de Sacy* II, 330 cl. 315, wo über seine Schrift Ibn Challekân spricht.

2) Die Handschriften haben hier Freytag in den Fundgruben zu wunderbaren Angaben verleitet.

Lohn, strebte aber zu gleicher Zeit durch Lesen sich fortzubilden. Nach geraumer Frist wandte sich ihm sein Herr wieder zu, vertraute ihm ein Capital an, und schickte ihn wiederum nach Kisch. Von da nach Hause zurückgekehrt, findet er seinen Herrn todt, legt der Witwe und den Waisen von dem in seinen Händen befindlichen Capital Rechenschaft ab, und von dem Theile, der ihm übrig blieb, bildete er den ersten Fond seines Vermögens, setzte damit seine Handelsreisen fort, und führte als einen Hauptartikel seiner Waaren auch Bücher. Um jede Spur seines Emporkommens zu verwischen und als selbständig aufzutreten, nannte er sich von nun an Jacûb statt Jacût, da dieser und ähnliche bezeichnende Namen nur Sklaven oder Freigelassenen beigelegt wurden. In der gelehrten Welt jedoch kennt man ihn nur unter seinem griechischen Namen. Nach der Lesung einiger ketzerischer Schriften ward er so sehr gegen den Khalifen Ali eingenommen, daß er von Haß ganz gegen denselben erfüllt war. Mit solchen Gesinnungen reiste er im J. 613 (1216 oder 1217) nach Damaskus, und ward auf einem der dortigen Märkte, wo er feil hielt, mit einem Anhänger Ali's, den er diesen vertheidigen hörte, in ein Gespräch verwickelt, in welchem sich Jacût höchst unziemliche Dinge von Ali zu sagen verleiten ließ. Alsbald entstand ein Tumult, der ihm fast das Leben gekostet hätte; er entkam aber dem Pöbel glücklich durch die Flucht, nachdem der Gouverneur bereits Kenntniß von dem Vorfalle erhalten hatte und ihn aufsuchen ließ. Von Furcht getrieben, begab sich Jacût nach Haleb, verließ aber auch diese Stadt zu Ende des Jahres 1216, eilte nach Mosul, von da nach Arbela, und auch hier in Angst endlich nach Khorasan. Vorzüglich scheute er Bagdad zu berühren, weil sein Gegner aus dieser Stadt war, und er fürchtete, seine Rede möchte auch dort bekannt geworden sein, und er dadurch sein Leben verwirkt haben. In Khorasan, wo er Meru auf drei Jahre[3]) zu seinem Aufenthalte wählte, setzte er zwar seinen Handel fort, ging aber nachher nach Nesa und Khowarezm, wo ihn der Einbruch der Tataren und die Kämpfe derselben mit dem Khowarezmschah Sultan Muhammed Tekesch übereilten 616 (1219 und 1220). Er floh hier so entblößt von Allem, daß er froh war, wie der Berichterstatter sagt, sich wie einer, der am Auferstehungstage sein Grab verläßt, unter den drückendsten Entbehrungen nach Mosul retten zu können. Von hier aus schrieb er den Musterbrief, den uns Ibn Challekân aufbewahrt hat, an den Kadhi und Vezier zu Haleb, Dschemâl-ed-dîn Abu'lhasan Ali Ben Jusuf Ibn Ibrahim Ben Abd-el-wâhid Scheibâni Kofti, um seinen Zustand, und was er von den Tataren erfahren hatte, zu schildern. Nach einiger Zeit zog er nach Sindschâr und von da nach Haleb, wo er sich außerhalb der Stadt in einem Khan aufhielt, und im August 1227 starb. Seine Bücher hatte er der Moschee Zeidi in der Dinarstraße zu Bagdad vermacht, und dem Scheich Izz-ed-din Abu'lhasan Ali Ben-elathîr, dem Verfasser des großen Tarich, übergeben, um sie an den Ort ihrer Bestimmung zu schaffen. Als darauf Ibn Challekân im Octbr. selbst nach Haleb ging, um sich mit diesen Büchern zu beschäftigen, fand er große Trauer über sein Ableben, und es wurden mehre Lobgedichte auf ihn und zum Ruhme seiner Gelehrsamkeit verfaßt.

Trotz aller seiner wechselvollen Schicksale hatte sich Jacût viel mit den Wissenschaften und vorzüglich mit der Geschichte und Geographie beschäftigt, und legte die Resultate seiner Studien in mehren höchst gehaltreichen und nützlichen Werken nieder. Als das erste derselben nennt er selbst die Leitung der Verständigen zur Kenntniß der Philologen (Irschâd el-alibbâ) in vier großen Bänden, die nach Hadschi Khalfa auch unter dem Titel: Geschenk an die Verständigen (**Tohfet-el-alibbâ**) bekannt geworden zu sein scheinen. Vorzüglich hatte er es darin auf Nachrichten von Grammatikern, Lexikologen, Genealogen, berühmten Koranlesern, Geschichtserzählern, Geschichtsschreibern, ausgezeichneten Secretairen und Epistolographen, Schönschreibern und von denen, die sich mit schönen Wissenschaften beschäftigt hatten, obwol in möglichster Kürze, dennoch auch mit Erwähnung der wichtigsten von einem Biographen nie zu übersehenden Punkte, und sogar mit Auszügen aus Dichtern, abgesehen. Zwei andere diesem ähnliche Werke sind ebenfalls literarisch-historische Wörterbücher, das erste Moaddschem el-schoarâ umfaßt die ältern und neuern Dichter in 42 nach dem Alphabet angelegten Fascikeln, mit denen er im Mai 1234 zu Stande kam. Diese genauern Angaben sind aus Hadschi Khalfa entlehnt; da dieser aber das andere, Achbâr el-schoarâ, Nachrichten von Dichtern, nicht kennt, und unter Moaddschem el-Schoarâ bemerkt, daß Jacût in dasselbe die frühern und spätern Dichter, wie es nach Ibn Challekân in den Achbâr geschehen, aufgenommen habe, so scheint eine Verwechslung beider Werke vorgefallen zu sein, oder das Moaddschem müßte auch den Titel Achbâr führen. Dagegen hat auch Hadschi Khalfa ganz kurz die Angabe des Moaddschem el-odabâ oder des alphabetischen Verzeichnisses der Philologen. Am meisten hat man bis jetzt, als aus vorliegenden und benutzten Handschriften am bekanntesten, sein geographisches Wörterbuch, **Moaddschem el-boldân**, gerühmt und besprochen. Seine Reisen mochten nicht wenig dazu beigetragen haben, die Idee eines größern Werkes dieser Art auszuführen und durch Selbstanschauung dasselbe so viel als möglich zu vervollkommnen. Exemplare desselben sind noch bis zu dieser Stunde etwas Seltenes, und das Bodlejanische wie das petersburger zu Anfange defect. Von jenem, das in fünf Folio-Bänden bestand, fehlt der erste, der zweite beginnt mit Ende A, und diese wie die übrigen finden sich unter Nr. 928, 929, 932 und 933 verzeichnet. Das petersburger ist vollständiger und ihm fehlt nur der Anfang der langen Einleitung, alle Theile der Geographie betreffend. Der Akademiker Frähn hat[4]) die beste und neueste ausführliche Beschreibung mit Berichtigung so mancher Irrthümer seiner Vorgänger gegeben, und auf diese müssen wir hier vor Allem verweisen. Die Hand-

3) Ibn Foszlan ed. *Fraehn* p. XLIII.

4) Ibn Foszlan p. XL. sqq.

schrift besteht aus zwei Foliobänden, zusammen aus 1329 enggeschriebenen langen Zeilen, ist aber sehr nachlässig und flüchtig geschrieben, sodaß selbst kleinere und größere Lücken nichts Seltenes sind. Noch muß bemerkt werden, daß Frähn's Schrift (Ibn Foszlan) sich hauptsächlich mit dem höchst interessanten Artikel Jacût's über die Russen beschäftigt, und sich daselbst Text, getreue Übersetzung und fruchtbare Anmerkungen finden. Die dritte und letzte europäische Handschrift endlich bewahrt die königliche Bibliothek in Kopenhagen in zwei dicken Quartbänden, die aber nur 12 Buchstaben des ganzen Werkes, und also noch nicht die Hälfte des arabischen Alphabets, enthalten[5]). Das Werk, so schätzenswerth es auch in jeder Beziehung ist, ward dennoch selbst von spätern arabischen Geographen wenig benutzt, mehr dagegen ein Auszug, den Jacût selbst unter dem Titel كتاب المشترك وضعا والمختلف صقعا d. i. das Buch der Örter von gleicher Benennung, aber von verschiedener Lage, verfaßte. Es befindet sich letzterer auf der königlichen Bibliothek von Paris, aber ohne Nummer, und ist vorzüglich von Silv. de Sacy oft befragt worden[6]) und ebenso in Leyden Nr. 1705[7]). Ein anderer Auszug ist der Angabe nach von Sojûti unter dem Titel **Merâsid el-ittilâ**, d. i. die Warten der Aussicht auf die Namen der Örter und Länder. Er befindet sich auf der pariser Bibliothek unter den Manuscripten ohne Nummer[8]) und ebenso in Leyden MS. 1703 (295)[9]). Durch Köhler[10]) und Lee[11]), welche beide das früher Pococke'sche, jetzt in Uri mit 909 bezeichnete Exemplar jenes Auszugs in der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford benutzten, ist dem Vielschreiber Sojûti die Verfasserschaft desselben abgesprochen und dem Safi-ed-din Abd-el-mumin Ben Abd-el-hacc, der, wie beiden unbekannt, in Bagdad zu Hause war, und zur Zeit, als Hulagu dort einfiel, in seiner Blüthe stand, auch mehre andere Werke verfaßte, um der Aufschrift jenes Manuscripts willen zugewiesen worden. Beides kann richtig sein, unter der Voraussetzung, daß beide, Sojûti und Safi-ed-din, einen Auszug aus dem Werke Jacût's verfaßten. Diese Voraussetzung aber wird fast Gewißheit, da der Überarbeiter des bibliographischen Wörterbuchs von Hadschi Khalfa in seinen Zusätzen zum Moadschem el boldân wirklich auch den Safi-ed-din als Epitomator aufführt, anderer Gelehrten nicht zu gedenken, die dasselbe nach dem Zeugnisse Hadschi Khalfa's thaten. Die Brauchbarkeit jenes Auszugs wird von allen Gelehrten[12]), die ihn benutzten sehr gerühmt und hat schon oft zu dem Wunsche Veranlassung gegeben, ihn gedruckt zu sehen.

Ferner erwähnt Ibn Challekân 6) das Werk Onwân Kitâb el-agâni, d. h. Vorrede oder Prolegomena zu der berühmten und größten Dichter-Anthologie, Buch der Gesänge überschrieben, von Abu'lfarabsch Ali Jsfahani. Hadschi Khalfa kennt es nicht[13]). Dann 7) eine Sammlung der Aussprüche des Grammatikers Abu Ali Hasan Farisi[14]). Auch dieses Werk blieb dem türkischen Bibliographen unbekannt. 8) Das Geschichtswerk unter dem Titel: Buch des Anfangs und der Wiederkehr, Kitâb el-mabdâ we el-meâl. 9) Eine Schrift über die Genealogie der Araber, betitelt: Kurzgefaßter Abriß, Muctebheb. 10) Eine Geschichte der Dynastien, Kitâb el-dowal. Daß 11) das Kitâb fi ilm el-inschâ[15]) über die Regeln der Epistolographik, in welchem Werke sich Briefe von fürstlichen und andern ausgezeichneten Personen befinden, ihn zum Verfasser habe, scheint aus dem Beisatze Hamawi hervorzugehen[16]).

Von allen den genannten drei Männern rühmt man mehr oder weniger die große Kunstfertigkeit im Schönschreiben, und sie werden sämmtlich unter den Kalligraphen genannt, welche das Neschi bis zu der Vollkommenheit ausbildeten, deren es überhaupt fähig ist. Noch aber ist zu erwähnen

4) **Dschemâl-ed-din Abu'ldorr Jacût Ben Abdallah**, der von seinem Vaterlande Rumelien Rumi, und da er im Dienste des letzten Abbasidischen Khalifen zu Bagdad Mostasem (fiel ermordet 1258) stand, auch Mostasemi heißt. Mit ihm machte uns zuerst Köhler[17]) nach einer Reiske'schen Abschrift vom Coder 404 der dresdener Bibliothek, der uns im Original vorliegt, bekannt. Es findet sich nämlich daselbst Bl. 19. recto eine Glosse, die nur wenige kurze biographische Angaben enthält und überhaupt nicht sehr lang ist. Dagegen rühmt dieselbe die große kalligraphische Kunst Jacût's, in der er alle seine Vorgänger und Namensvettern übertraf, und sagt zum Preise seines Schriftzugs unter andern nichts weniger, als daß er durch die Zauberkraft seines Griffels die magischen Künste des Harut und Marut vernichte, und das Papier von seinem Namen Perle (Dorr) und Sapphir (Jacût) wiederstrahle. Ebenso mühsam in Erschöpfung seines Ruhms ist Taschköprizadeh (Miftâh el-seâdet in dem wiener Exemplare Bl. 31), der ihm auch die Abfassung eines sehr nützlichen Tractats über die Schreibkunst beilegt, seine Gelehrsamkeit in der Kenntniß des Arabischen und seine Fertigkeit im prosaischen und poeti-

5) s. Wahl's Magazin III, 145. Fundgr. des Or. IV, 323. und *Lemming* ad Mob. Ben Abi Scherif p. 44 die Note. 6) z. B. in seiner Chrest. I, 89. 7) Cf. *Hamaker* Spec. p. 69 und Köhler S. 38. 8) *Silv. de Sacy* l. l. I. 54. 66. 9) Cf. *Hamaker* l. l. p. 67 sqq. 10) Eichhorn's Repert. II, 37 fg. 11) Ibn Batuta Übersetzung XV. 12) z. B. *Golius*, *Schultens* ad vit. Salad., Köhler in Descript. Syr.

13) s. *Hamaker* Spec. p. 91 und Not. 368. 14) Cf. Annales Mosl. II. 552 ed. *Reiske* und Anm. 405; ebendas. p. 562. Abdoll. 481 (29); *Silv. de Sacy* Anthol. grammat. p. 38. 190 (31); *Hamaker* spec. p. 43 n. 163; *Ibn Challek.* n. 162. 15) *Uri* p. 113. 1434. 16) Außer den schon angeführten Quellen, unter denen Hamaker das Leben des Jacût vollständig aus Ibn Challekân nebst Übersetzung und Anmerkungen gegeben, *Silv. de Sacy* (Biogr. univers. unter Yacout) und Freitag dasselbe in den Fundgruben a. a. O. in größerer oder geringerer Abkürzung übersetzt haben, vergleiche noch Wahl's Altes und Neues Vorder- und Mittelasien S. 183—184 (ganz nach Köhler) und Ostindien I, 72, und *de Rossi* im Dizion. degli autori Arabi p. 103—104, wo sich sehr vieles falsch unter einander geworfen findet. Was d'Herbelot hat, ist fast von keiner Bedeutung. 17) a. a. O. S. 43—44.

schen Ausdruck erhebt, seine Schönschreibekunst aber über jede nähere Bezeichnung erhaben schildert, auch seinen übrigen Namensgenossen ihren Ruhm läßt, sie aber doch alle von dem Letztern überstrahlt sieht. Überdies wird Jacût auch als glücklicher Dichter gepriesen und in jenem dresdener Codex eine Probe seiner Verse mitgetheilt. Zu bemerken ist ferner, daß diese Kalligraphenfamilie griechischen Ursprungs war, und daß also auch dieser von den Morgenländern so hochgeschätzten Kunst des Schönschreibens Griechen die Krone aufsetzten. *(Gustav Flügel.)*

JACÛTI, Abu'lhasan Ali Ben-elhosein Jacûti, der um 535 (um 1141 Chr.) lebte, war wahrscheinlich Grammatiker, und hinterließ, wie Hadschi Khalfa nach dem Werke Keschf berichtet, ein Werk über die in der Koranlesekunst bestehenden Fehler (Ilel el-kirât). *(Gustav Flügel.)*

JACUT-LANDOUART (St.), Dorf im Canton Ploubalary, des Arrondissements Dinan, des französischen Departements der Nordküsten, liegt am Kanale la Manche und zählt 755 Einw., welche eine starke Makrelenfischerei unterhalten. Es befindet sich hier ein Garten von Austern, die von Cancale hierher gebracht und weiter nach Paris versandt werden. *(Klaehn.)*

Jacuy, s. Jacui.

JÁCZ 1) Nagy-Jácz (spr. Nadj-Jatz), teutsch Groß-Jatzowitz, slowakisch Welke Gazowce, ein im bodóker Bezirke der neutraer Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Nieder-Ungerns gelegenes, ½ Meile nord-nord-westlich von Nagy Tapolcsány entferntes Dorf, von 97 Häusern und 675 slowakischen Einwohnern, welche sich durch Ackerbau und Handel ernähren, und 517 Katholiken und 158 Juden unter sich zählen, mit einer kathol. Pfarre, Kirche und Schule, welche zum Bisthume Neutra gehört. In diesem Dorfe besitzen mehre adelige Familien Grundeigenthumsantheile. 2) Kis-Jácz, (spr. Kisch-Jatz), deutsch Klein-Jatzowitz, slowakisch Male-Gazowce, ein nach Nagy-Jácz eingepfarrtes, der adeligen Familie Bossányi gehöriges mit dem vorigen Orte vereintes Dorf desselben Bezirkes, Comitats und Landes mit 25 Häusern und 215 slowakischen Einwohnern, deren 186 sich zur kathol. Kirche bekennen und 29 Juden sind. 3) Nemes-Jácz, slowakisch Zemanske Gazowce, ein mit Nagy- und Kis-Jácz verbundenes, mehren adeligen Familien gehöriges Dorf desselben Bezirkes, Comitats, und Landes von 18 Häusern und 128 slowak. Einwohnern, welches nach Nagy-Jácz eingepfarrt ist. *(G. F. Schreiner.)*

JACŻKOW, Jatzkau, ein zur gräflich Wallis'schen Herrschaft Mährisch-Budwitz, nach Budwitz (Dekanat Tarmeritz, Bisthum Brünn) eingepfarrtes Dorf im znaymer Kreise des Markgrafthums Mähren, eine halbe Stunde westwärts von dem Hauptorte der Herrschaft im Gebirge gelegen, mit einem alten Schlößchen, einem Meierhofe, einer Mühle, 22 Häusern und 177 slawischen Einwohnern. Zu diesem Dorfe gehören, mit Inbegriff von 127 Jochen Feldern des Meierhofes, 439 Joche ziemlich guten Ackerlandes, 14 Joche Gärten, 54 Joche Wiesen, 102 Joche Hutweiden und 113 Joche herrschaftlicher Nadelholzwaldungen. Bis zur zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts bildete das Dorf ein besonderes Gut und gehörte schon im 13. Jahrhunderte mit dem nahe gelegenen Orte Lukau dem Kloster der Cistercienser-Nonnen zu Tischnowitz, hatte damals noch bis zum J. 1459 eine eigene Pfarre. Im J. 1597 vertauschte aber das Kloster das Dorf Jatzkau an Hineck von Waldstein auf Budwitz. Später besaßen es die Herren von Schaumburg und zwar bis in das achtzehnte Jahrhundert. *(G. F. Schreiner.)*

JACZMIRZ, eine den Erben des Sebastian von Ostaszewski gehörige Herrschaft im westlichen Theile des sanoker Kreises des Königreichs Galizien mit einem eigenen Wirthschafts- und einem Justizamte, das gegenwärtig in Brzozow verwaltet wird, und dem Markte gleiches Namens, welcher ½ Meile nördlich von der Karpathenstraße seitwärts von dem Markte Zarszyn, in hügeliger Gegend, an einem in den Wislok, rechts sich ergießenden Bache liegt, eine zur Przemysler Diöcese gehörige Pfarre, Kirche und Schule und zwei beträchtliche Jahrmärkte, die in der Mitte der Fastnacht und am Tage Johannes des Täufers abgehalten werden, hat, auf welchen der Handel mit Mastochsen, welche von da nach Olmütz gehen, sehr beträchtlich ist. Der Markt ist vier Stunden von Sanok, dem Orte der Briefsammlung, und acht Stunden von Jassienica entfernt. *(G. F. Schreiner.)*

JADANIE, ein zur Herrschaft Zelechow wielki gehöriges Dorf im westlichen Theile des zloczower Kreises des Königreichs Galizien, am linken Ufer des reißenden Bugflusses, oberhalb des Städtchens Karnionka Strzumilowa in der Nähe großer Wälder, in einer übrigens flachen Gegend, mit einer lateinisch und griechisch katholischen Kirche. Die Einwohner sind Rußniaken, die größtentheils vom Feldbaue leben. *(G. F. Schreiner.)*

JADAR, JADHAR, in der neuern nordischen Sprache Jäder, mit dem angehängten Artikel Jäderen oder Jederen [1]), latinisirt Jathria, hieß der südliche Theil von Rogaland [2]); er spielt in der Sage und Geschichte eine nicht unbedeutende Rolle. Der Sage fällt anheim jener Jathriae regulus Oddo (Otto) Fylkis-König [3]) von Jadar, der von Ring seines Erbes beraubt wurde, und

1) Über die Voigtei Jederen im Stifte Bergen s. Büsching's Erdbeschreib. I. Thl 8. Aufl. S. 350. Da der Name Jadar in Jäder sich bis auf die neuere Zeit erhalten hat, Rogaland hingegen nur noch in den Geschichtswerken lebt, so hat man später Rogaland durch Jäder erklärt. So sagt Peder Clausson in seiner dänischen Übersetzung der Hákonar Sverrissonar, Guttorms Sigurdarsonar ok Inga Bárdarsonar Saga (in der Fortsetzung der sich an die Heimskringla anschließenden Geschichtswerke bei B. Thorlacius und Werlauff IV. Bd. S. 383, in den Fornmanna-Sögur 9. Bd. S. 60: „Rogeland d. i. Jäderen," doch sind Jadar und Rogaland nicht verschiedene Namen für einen und denselben Landesstrich, sondern Jadar nur der südliche Theil Rogalands. 2) s. Schöning's Karten a) Facies trium regnorum borealium Europae. Ad normam veterum scriptorum expressa zum ersten Theile der großen Ausgabe der Heimskringla. b) Norwegia antiqua a fluvio Gotelf ad Halogalandiam delineata zum II. Thl. der gr. Ausg. der H. K. 3) König einer Volkschaft, Landschaft; s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis 1. Bd. S. CXXV—CXXVII, 156.

Omunden gegen den Räuber seines Erbes Beistand leistete [4]). In das Licht der Geschichte tritt Jadar mit der berühmten Schlacht im Hafursfiördr (muthmaßlich im Jahre 885) [5]); denn es heißt bei Snorri Sturleson: „begegnete sich da das ganze Heer [6]) im Norden von Jadar [7]), und legen da hinein nach Hafursfiord; davor lag König Haralld mit seinem Heere" u. s. w. Es wird eine Seeschlacht geschlagen, in welcher König Haralld der Haarschöne siegt, und am Schlusse heißt es: „Hierauf floh alles ihr Volk ein Theil auf den Schiffen, aber ein Theil lief an das Land empor, und so höher südwärts durch Jadar" [8]). Haralld's des Haarschönen Sohn Gudrod **Liómi** (Glanz) ist den Winter über bei seinem Pflegevater, dem berühmten Skalden Thiodolf in Hwin, und will dann nordwärts nach Rogaland fahren. Thiodolf sucht ihn durch eine Weise, die er singt, von der Fahrt auf der Sturm verkündenden See abzuhalten. Die Strophe schließt: **nú er brim fyrir jadri (jadhri)**, nun ist Brandung vor Jadar. Gudrod ließ sich durch Thiodolf nicht umstimmen. Aber als sie kamen vor Jadar, da sank das Schiff unter ihnen, und alle kamen dort um [9]). Auch lieferte Jadar Ansiedler für Island oder gab Andern Veranlassung zur Auswanderung dahin. So begaben sich Thorwaldr, der Sohn Aswalld's, des Sohnes Alf's Yrnathorir's und Eirekr Raudi sein Sohn von Jadar wegen Todtschlagssachen nach Island, und nahmen Land auf Hornstrandir. Der Schwede Thormdr hinn **Rami** (der Starke) erschlug Griden, den Muttervater Skealg's, auf Jadar, ward deshalb landflüchtig vor dem Könige Biörn zu Haugr, und fuhr nach Island u. s. w. Audolfr fuhr von Jadar nach Island und nahm Horgardal innerhalb des Flusses Thwera bis zum Flusse Bugisa [10]). Vorzüglich ward aber Jadar berühmt durch Erlingr Skjálgsson. Schon sein Vater wohnte hier und wird bezeichnet durch Thórólfr Skjálgi af Jadhri (von Jadhar), und sein Sohn durch Erlingr Skjálgsson af Jadhri, auch blos durch Erlingr af Jadhri, sowie auch durch Erlingr á Sóla [11]); denn so hieß sein berühmter Hof und Landgut, wo er seinen Sitz hatte; wie unter andern folgende Stelle in der Olafs-Saga Helga veranschaulicht, wo es von Skjalgr Erlingsson und seinen Mannen heißt [12]): „und kommen in der Frühdämmerung auf (nach) Jadhar; gingen sodann sogleich hinauf zu dem Hofe (Wohnung) auf Sola und zu dem Zimmer [13]) (auf dem Söller), in welchem Erlingr schlief." Erlingr ward einer der bedeutendsten Gegner Olafs des Heiligen, und deshalb wird Jadar an vielen Stellen der Olafs-Saga Helga genannt, da es als Sitz der Macht Erling's das Ziel der Angriffe des Königs ward. Bei diesen Unruhen treten auch die Jadharbyggvar oder Jadharbyggjar (Jadhar-Bewohner) auf, da sie es mit Erling hielten, sowie es in der Olafs-Saga Helga heißt [14]): „ihm (dem König Olaf) ward gesagt, daß Erlingr Skialgsson lag in Versammlung und die Jadhar-Bewohner, und hatten (brachten zusammen) Manns-Heer." Weiter unten werden dann auch die Jadharbyggvar oder Jadharbyggjar vom Könige als die Urheber (**upphafsmenn**, Anfangsmänner) dessen betrachtet, daß man die Waffen gegen ihn ergriffen hatte. Aber Erlingr und seine Helfer wurden in einem Seetreffen besiegt, und nun sang Sighvatr in dem Flock (Gegensatz zur Drapa, s. d. A.), den er auf Erlings Fall machte:

> Der König röthete das breite
> Berdgefild [15]) im Norden von Jadhar [16]);

und derselbe Skalde sang oder vielmehr soll gesungen haben, auch diese Weise, welche aber wahrscheinlich unecht ist [17]):

> Nicht trank ich froh zu Weihnachten
> Den Trank den Tag, als (sie) mir sagten
> Erlings Trug [18]), dessen,
> Der über Jadhar herrschte [19]).

In der Weise spricht der Skalde auch seinen Schmerz über den Fall des ausgezeichneten Mannes aus. Doch mit Erlings Falle hörte Jadhar nicht auf eine Rolle zu spielen; denn seine Söhne setzten den Krieg gegen den König Olaf fort [20]), wovon die Olafs-Saga Helga von

---

4) *Saxo Grammaticus*, Histor. Dan. L. VIII. Baseler Ausg. v. 1534. S. 74. Sp. 2. Vgl. d. Art. Otto, Oddo, Omund, (letzteren in den Nachträgen zu O.) 5) Cf. *Schöning*, Chronologia ad historiam Snorrii, Sturlae filii, illustrandam pertinens p. LII. 6) Nämlich das Heer der gegen Haralld den Haarschönen verbundenen Fylkis-Könige. 7) *Fyrir nordan Jadar* (Jadhar) ad boream Jadriae. 8) ok sua it efra sudr um Jadar (Jadhar), wörtlich: und so das Obere südwärts durch Jadar. Das Nähere über die Schlacht s. in der Saga Haralld's des Haarschönen 19. Cap.; bei F. Wachter Snorri Sturleson's Weltkreis 1. Bd. S. 188—192 oder in der Urschrift der Heimskringla bei Peringskiöld 1. Bd. S. 92—94; bei Schöning 1. Thl. S. 94—96. 9) Saga Haralld's des Haarschönen 37. Cap. bei F. Wachter 1. Bd. S. 229, 230, oder in der Urschrift bei Peringskiöld I. S. 114, 115; bei Schöning I. S. 114 115 u. VI. S. 21. Die Olaf's-Saga Helga 1. Cap. in den Fornmanna-Sögur 3. Bd. S. 10. sagt: „Gudhrodhr Glanz ertrank vor Jadhar in Norwegen." 10) Islands Landnámabók P. II. Cap. 14. (Kopenhagen. Ausg. von 1774 S. 100) P. III. Cap. XI. p. 225; P. III. Cap. 14. p. 238. 11) über Sola als Hof (baer) und Landgut (bú) auf Jadar vgl. *Schöning* Nov. Hist. III. p. 251.

12) ok koma í naetrelding á Jadhar; gengu sídhan thegar til baejarins á Sóla, ok til lopts thess, er Erlingr svaf í. 13) über Lopt s. F. Wachter 1. Bd. S 39. 14) Honum var sagt at Erlingr Skjálgsson lá í samnadi, ok their *Jadharbyggjarnir*, ok höfdu her manns. 15) Meer.

16) Bragningr raudh fyrir breidhum
Bordhvöll Jadhar nordhan.

17) Sie findet sich nur in den spätern Zusätzen zu der Olafs-Saga Helga in der Fornmanna-Sögur 5. Thl. S. 235. 18) oder Tod, wie es Sweinbjörn Egilsson (Scripta Historica Islandorum de rebus veterum borealium Vol. V. p. 233) überträgt.

19) Drak éigi ek drekkju
Dag thann, er mér sögdhu
Erlings tál at jólum
Allgladhr thess, er rédh Jadhri.

20) Das Nähere, wie Erlingr, seine Söhne und seine übrigen Verwandten in Beziehung auf Jadhar, und wie die Jadharbyggvar vorkommen, s. bei Snorri Sturleson, Olaf's-Saga Helga, bei Peringskiöld 1. Bd. S. 304, 578, 579, 623, 717 u. fg.; bei Schöning II. 185, 187, 190, 220, 238, 239, 301, 303 (vgl. den 6. Bd. S. 102); II, 325, in den Fornmanna-Sögur IV, 67, 254, 257, 260, 263, 306, 322, 323; V, 9, 10, 12, 16, 17, 36, 44, 255, 311, 304; Tháttr. Eindridha ok Erlings ib. p. 304.

Snorri Sturleson das Nähere angibt. In seiner Saga af Haralldi Hardrada heißt es Cap. 42: damals war auf Jadhar ostwärts auf Sola Aslakr Erling's Sohn[21]). In der Saga af Magnusi Berfaeti Cap. 4. (bei Schöning S. 199) sagt Snorri Sturleson: „Skialgr hieß ein mächtiger und rei[illegible] Mann, Erlingsson von Jadar.“ Den Ort der Schlacht, wo Tryggwi, der Sohn Olaf's Tryggvason's gegen König Olaf den Heiligen (muthmaßlich im J. 1033) fiel, „war der Fund derselben (sie trafen sich) im Norden von Jadhar, im Skonarsund innerhalb Bokn“ [22]). Der berühmte Traum des Königs Sigurd, des Jerusalem-Fahrers, beginnt: Ich dünke mir zu sein draußen (im Freien), gestättet hier auf Jadar, und zu sehen in's Meer[23]). Bemerkt muß auch werden Knútr Sweinsson af Jadri (von Jadhar) der Sohn Swein's Rimhilldarson's[24]). Auch in der Geschichte der berühmten norwegischen Parteien, der Baglar und der Birkibeinar, wird J. erwähnt. Nach dem Tode des Königs Swerrir's, im J. 1202, ward sein Sohn Hakon zum Könige genommen. Die Baglar dagegen hatten noch ihren König Ingi, und gedachten eine Heerfahrt nach Bergen zu thun. Hiervon benachrichtigt, rückte Sigurd Konúngsfraendi (des Königs Blutsfreund) ihnen entgegen, fand die Baglar im Süden auf Jadar, trieb sie von den Schiffen und nahm sie ihnen und all ihr Gut. Aber Ingi floh ostwärts und von da nach Upplönd. Auch an andern Stellen der Saga Inga Bárdasonar und sonst, wo bald die Baglar, bald die Birkibeinar an Jadar hinsegeln, kommt J. vor. Bei einer dieser Fahrten trafen die Baglar vor Jadar ein englisches Fahrzeug (Handelsschiff, Englandzfar), beraubten es, und nahmen großes Gut. Wegen seiner Lage an der Küste ist J. häufig genannt, wenn von Seefahrten die Rede, so z. B. daß König Hakon Hakonarson von oder nach Rott fahrend, vor Jadar vorübergesegelt sei, oder daß, als er vor Jadar vorübersegelte, ein Sturm entstanden. Vgl. darüber die Saga Hákonar Kononarsonar[25]). Auch in andern nordischen Geschichtswerken, so z. B. im 11. Bd. der Fornmanna-Sögur, kommt dieses wichtige Land vor.

(*Ferdinand Wachter.*)

Jadzchasaka, s. Maimonides.

21) Bei Peringskiöld 2. Bd. S. 104 in der von Thorlacius fortgesetzten großen Ausg. der Heimskringla 3. Bd. S. 100. 22) Olaf's Saga Helga in der Fornmanna-Sögur Cap. 134. 2. Bd. oder 5. Bd. der ganzen Sammlung S. 116. 23) s. das Weitere bei Snorri Sturleson, Saga af Sigurdi Jorsalafara Cap. 29; bei Peringskiöld II, 267. Cap. 30; bei Thorlacius 3. Bd. S. 276 u. fg. 24) Dieselbe Sage 32. Cap. bei Peringskiöld II, 272. 35. Cap.; bei Thorlacius III, 284. Saga Hákonar Sverrissonar, Guttorms Sigurdarsonar ok Inga Bárdarsonar 1. Cap.; bei Thorlacius und Werlauff 4. Bd. S. 335. 5. Cap. S. 344, 9. Cap. S. 350, 16. Cap. S. 366, 367; in den Fornmanna-Sögur 9. Bd. S. 2, 19, 41. 25) Saga Hákonar Hákonarsonar 106. Cap.; bei B. Thorlacius und Werlauff 5. Bd. S. 164. 141. Cap. S. 145, 227. Cap. S. 238, in den Fornmanna-Sögur 9. Bd. 106. Cap. S. 345, 141. Cap. S. 397, welches Capitel, sowie auch dasselbe bei B. Thorlacius und Werlauff die Überschrift hat: Hákon konúngr sigldi fyri Jadhar, König Hakon segelte vor Jadhar vorüber, 227. Cap. S. 508.

Jade, s. Saussurit.

Jade, Küstenfluß s. unter d. A. Oldenburg.

JADELOT (Nicolas), wurde im Jahre 1738 zu Pont-à-mousson im Departement der Meurthe geboren; er widmete sich der Medicin, und wurde bereits im 25. Jahre durch Concours Prof. der Anatomie und Physiologie an der Universität seiner Vaterstadt, die fünf Jahre später nach Nancy verlegt wurde. Hier wirkte er als Lehrer und praktischer Arzt, und starb daselbst im Jahre 1793. Außer mehren lateinisch geschriebenen Dissertationen hinterließ er: Tableau de l'économie animale (Nancy 1766. 4.); Mémoire sur la pulsation des artères (1771); Cours complet d'anatomie (1773. unvollendet); Éloge historique de Bagard, médecin ordinaire du roi de Pologne (1773); Physica hominis sani, sive explicatio functionum corporis humani (1781. 2 Voll. 12.); Pharmacopée des pauvres (1784).

(*Fr. W. Theile.*)

JADELOTSCHER RIESENSCHÄDEL (Zoologie). Ein in der Erde gefundener Wasserkopf, welcher für den Schädel eines urweltlichen Riesen gehalten worden *).

(*H. G. Bronn.*)

JÄDER, 1) eine Kirche in der schwedischen Provinz Südermannland. Hier liegt der berühmte schwedische Reichskanzler Graf Axel Oxenstierna begraben. In dieser Pfarrei ist auch das Stammgut der Familie Oxenstierna, Fiholm, weshalb Axel unterzeichnete: auf (til) Fiholm, belegen. Lange war dort sein Schlafzimmer in unverändertem Zustande zu sehen. Jetzt ist Fiholm Eigenthum der gräflichen Familie Beckfriis, und führt nebst Börringe Kloster den Namen Grafschaft seit 1791 als Fideicommiß[1]).

2) Ein Dorf und ansehnliche Eisenmanufactur am Flusse Arboga, ½ Meile von der gleichnamigen Stadt, in welche es eingepfarrt ist, in der schwedischen Provinz Westmannland. Schon im 17. Jahrh. wurden hier Schmieden angelegt. Jetzt bestehen fünf Schmieden, die die verschiedensten Eisenwaaren verfertigen, mit 16 Meistern, 22 Gesellen und 16 Lehrlingen, wie drei Drahtziehereien mit 18 Arbeitern. Eine Karden (Kratzen-) fabrik ward 1807 privilegirt. Das Bruk gehört jetzt der Familie Mannerstrale[2]).

(*v. Schubert.*)

3) Das Land, s. Jadar.

JADERA oder **JADRA**. Der Name der Hauptstadt des heutigen Dalmatiens im Mittelalter, wie des alten Liburniens, oder der großen Halbinsel, welche zwischen den beiden Flüssen Tedanius und Titius, jetzt Zermagna und Kerka, sich in's adriatische Meer erstreckt. Ob aber das alte Jadera und das heutige Zara ein und derselbe Ort gewesen, ist noch zweifelhaft. Mehr Gründe sprechen dafür, das vier geogr. Meilen südlich von Zara liegende Zara Vecchia, das im Mittelalter Belgrad hieß und der Sitz kroatischer Fürsten war, für das alte Jadera anzunehmen †). Nach dem Ende der Römerherr-

*) Cf. *Cuvier*, Ossem. fossil.

1) nach Tuneld, 8. Aufl. 1. Bd. 1827. 2) nach Tuneld. 1. Bd. 8. Aufl. 1828.

†) Mannert, VII. S. 329.

schaft bildete die Stadt eine freie Republik, begab sich aber im J. 1000 unter den Schutz von Venedig. Vom J. 1103 bis 1423 besaßen sie abwechselnd bald die Ungern, bald die Venetianer; vom letztern Jahre an bis zum J. 1797 ausschließlich die letztern. Im J. 1154 schuf Papst Anastasius IV. das schon seit dem vierten Jahrh. daselbst bestandene Bisthum in ein Erzbisthum um, das noch bis auf den heutigen Tag besteht (s. d. Art. **Zara**). *(Gamauf.)*

Jadhar, Jadharbyggjar, Jadharbyggvar, s. **Jadar.**

JADLOWA, JODLOWA, ein dem Herrn Lucian von Krainski gehöriges Gut im jasloer Kreise des Königreichs Galizien mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte und dem Dorfe gleiches Namens, welches 3600 Klafter westlich von Brzostek, zwischen niedrigen Bergen, an einem Bache liegt, der unterhalb des Dorfes eine Mühle treibt, mit einem Edelhofe, einer zum strzyzover Decanat des przemysler Bisthums vom lateinischen Ritus gehörigen katholischen Pfarre, welche von zwei Priestern besorgt wird und (nach dem Diöcesan-Schematismus für das J. 1834) in dem Pfarrbezirke, zu welchem noch ein Dorf gehört, 4040 Katholiken und 224 Juden zählt, einer katholischen Kirche und einer Pfarrschule, über welche dem Gutsherrn das Patronatsrecht zusteht. *(G. F. Schreiner.)*

JADOWNIKI, 1) ein Dorf, ehemaliges Kameralgut, im bochiner Kreise des Königreichs Galizien, an der nach Lemberg führenden wiener Hauptcommercialstraße zwischen dem Städtchen Brzesko (spr. Brschesko) und dem Dorfe Jastew (von dem erstern 1500 und vom letztern 1000 österr. Straßenklafter entfernt) in einer von sanften Anhöhen durchzogenen Gegend, mit einer alten zum woynniczer Dekanat des tarnower Bisthums gehörigen katholischen Pfarre des lateinischen Ritus, welche von einem Priester besorgt wird, unter dem Patronat des woyniczer Pfarrers steht, und im Jahre 1834 nach dem Diöcesan-Schematismus in ihrem Sprengel 2681 Katholiken und 38 Juden zählte; einer katholischen Kirche und Schule. Die Einwohner sind Polen; die nächste Poststation ist Brzesko. 2) **Jadowniki mokre,** ein zur gräflich Ossolinski'schen Herrschaft Wietrzychowice (spr. Wietrschichowitze) gehöriges Dorf im bochiner Kreise Galiziens, in sumpfiger, waldreicher Gegend, nächst Miechowice Male. *(G. F. Schreiner.)*

Jadra, s. **Jadera.**

JADRAQUE, Villa in der spanischen Provinz Guadalaxara, am Henares, mit einem Schlosse und 2000 Einwohnern. *(R.)*

Jadrin (Geogr.), s. **Tschadrin.**

JADSCHÛDSCH (ياجوج) bedeutet, den arabischen Lexikographen zufolge, eigentlich einen, der hin und her zieht, der hastig herumschweift, also mehr den wild nomadisirenden Krieger, als den da und dort friedlich weidenden Hirten. Das Wort ist aber durch seine Aufnahme in den Koran auf den schon im A. T. genannten Gog übergetragen worden, weshalb wir hier auf jenen Artikel verweisen und uns nur an die Vorstellungen halten, die die Araber mit jenem Worte verbinden. Es knüpft sich an dasselbe eine mythisch-ethnographische Idee, von der wir hier ausgehen müssen. Ihr gemäß lag im hohen Norden Asiens ein Land Magog (arab. ماجوج), dessen Herrscher Gog, d. i. Jadschudsch, hieß. Diese erste einfache Vorstellung aber ging dem Hebräer schon zeitig verloren, und er machte aus Gog und Magog, und ihm nach der Araber aus Jadschudsch und Madschudsch zwei verschiedene Reiche und Völkerschaften. In diesem Sinne finden wir jene Namen an zwei Stellen des Koran (18, 93; 21, 96), der, wie schon bemerkt ward, diese unter den Arabern bereits vorhandene Kunde dieser Völker heiligte und die Sage auf folgende Weise ausschmückte, dadurch zu gleicher Zeit aber auch Veranlassung zu noch größern Ausschmückungen gab. Dhu'lcarnein, d. i. der Zweihörnige (δικέρατος), so genannt um seiner Kraft und Macht willen, durch die der Bezeichnete die Herrschaft über den Orient und Occident vereinigte oder überhaupt eine Doppelherrschaft seinem Scepter unterwarf, wahrscheinlich ein alter himjarischer König, schwerlich aber Alexander der Große, unternahm ausgedehnte Eroberungszüge zuerst nach Westen (vgl. Sur. 18), alsdann nach Osten und zuletzt nach Norden. Hier fand er zwischen zwei Bergen Leute, die seine Sprache kaum verstanden. Diese klagten ihm, wie Jadschudsch und Madschudsch ihre Länder verwüsteten, und baten ihn, eine Schutzwehr zwischen ihnen und jenen aufzuführen. Er versprach ihnen solches zu thun, befahl Stücken Eisen zu bringen, um den Raum zwischen beiden Bergen auszufüllen, und hieß sie zu blasen, bis es glühte. Er goß das so geschmolzene Erz darauf, wodurch es den beiden Völkern unmöglich ward, je wieder diesen Damm zu übersteigen. Zwar, fügt die spätere Sage hinzu, bemühten sie sich fortwährend, ihn zu durchbrechen, indem sie täglich mit ihren wie Feilen scharfen Zungen denselben so dünn als eine Eierschale lecken, aber bei Aufgang der Sonne auch so dick wie zuvor wieder fänden. Erst wenn das jüngste Gericht naht, wird es ihnen gelingen, nach Durchbrechung des Dammes die Erde zu verwüsten (Sur. 21, 96), und das sei eins der Vorzeichen des Unterganges der Welt mehr. Zur nähern Beschreibung der Völker selbst wird weiter hinzugefügt, daß sie aus dem Stamme Japhet's hervorgegangen seien, keiner, wie **Dschelâl-ed-din** will, von ihnen stürbe, bis er nicht tausend männliche Nachkommen hinterlassen, die alle die Waffen zu tragen fähig seien. Sie haben eine doppelte Gestalt, entweder übermäßig groß oder außerordentlich klein. Wie groß ferner der Flächenraum sei, den sie inne haben, geht aus der Beschreibung des Chalil Dhaheri (Chrest. Arab. ed. *S. de Sacy* II, 2 des Textes) hervor, der der bewohnten Erde die Ausdehnung eines 100jährigen Marsches zuschreibt, von dem allein die von Jadschudsch und Madschudsch beherrschten Ländereien 80 Jahre verlangten. Er setzt sie an den äußersten Norden der Erde und bezeichnet den atlantischen Ocean als ihre Grenze, jenen aber nennt er das Meer der Finsternisse. Sadic Isfahani bestimmt die Lage unter 139° 30' Länge und 48° 0' Breite. Aber

auch diese Angabe führt zu keinem historischen Resultat, und ist nichts als ein gehaltloser Zusatz zu der im Koran niedergelegten Sage. Also weder eine genauere geographische noch historische Bestimmung läßt sich aus den Arabern gewinnen, sondern aus allen Zusammenstellungen der Nachrichten bei den einheimischen Schriftstellern geht nur so viel hervor, daß man sich unter Jadschudsch und Madschudsch weit hin ausgebreitete kriegerische und wilde Völkerschaften dachte, die zunächst im nordwestlichen und nordöstlichen Asien gesucht wurden, und etwa dieselben unbestimmten Grenzen angewiesen erhielten, wie das Skythenland der Griechen und Römer. Alle jene Barbaren, die im Norden hausten und durch räuberische Einfälle sich den südlichen Völkern bemerkbar machten, erhielten jenen Namen als Bewohner einer terra incognita, sodaß man sich das Land der Tataren als das bezugreichste darunter vorstellen möchte. Ebenso hat jene von Dhulcarnein aufgeführte Mauer zu mannichfachen Vermuthungen Veranlassung gegeben. Man hat sie ebenso wie die beiden Bergrücken nachzuweisen gesucht. Jene Mauer aber hält man gewöhnlich für die kaukasische, welche von Derbend aus am westlichen Ufer des kaspischen Meeres fort bis an den Pontus Euxinus sich hingezogen haben soll, natürlich so, daß man von ihr nur steinerne, nicht eiserne oder eherne Spuren auffindet. Also das Vorhandensein jener Mauer, deren erste Anlage schwer nachzuweisen sein möchte, und die Felsenklüfte des Kaukasus in jener Ausdehnung lagen dunkel der Vorstellung unserer Berichterstatter vor; natürlich waren sie nicht erstanden, übernatürliche Kräfte mußten hierbei thätig gewesen sein, und wie alle historische Thatsachen der vormuhammedanischen Zeit sich in der Vorstellung des Muhammedaners gern in verunstaltete Phantasiebilder auflösen, so auch die vorliegenden; wozu noch kommt, daß einzeln vernommene Dinge alsbald zu einem mythischen Ganzen verschmolzen wurden. Übrigens sehe man Gog und Magog. Was das Ma sei, bleibt ungewiß. Bald stellt man Madschudsch mit Massageten zusammen, bald hält man Ma für eine Bezeichnung des Aufenthaltsortes, oder findet endlich einen Zusammenhang darin mit dem sanskr. mah, d. i. groß. Ähnlich sagt man Tschin und Matschin für Sina. Vgl. *Assem.* Bibl. Orient. T. III. P. II. 16, 17, 20. d'Herbel. unter Jagiugh. Die Erklärer zu Ezech. Cap. 38 und 39 und zu Offenbar. Joh. 20, 8. Ferner hauptsächlich über die Angaben der arab. Schriftsteller Klaproth's asiat. Magazin 1. Thl. S. 138. *Michael.* Spic. geogr. T. I. p. 24—35, vor Allem aber am ausführlichsten Rosenmüller, Handb. der bibl. Alterthumskunde 1. Bd. 1. Thl. S. 240 fg., und Wahl's Altes und Neues Vorder- und Mittelasien 1. Thl. S. 420 fg. (*Gustav Flügel.*)

Jadua (a. Geogr.) s. Viadus oder Viadrus.

JADWIEGI, ein im südöstlichsten Theile des przemysler Kreises, dicht an der Grenze des samborer Kreises, im Gebirge liegendes Dorf des Königreichs Galizien. Auf dem Gebiete dieser zur gräflich Mniszek'schen Herrschaft Radenice gehörigen Dorfschaft, durch welches sich der wasserscheidende europäische Hauptrücken hinzieht, entspringt der Wisźniabach, der zum Flußgebiete des San gehört, und zu einer Kanalverbindung des Dniesters mit dem San in Vorschlag gebracht worden ist. (*G. F. Schreiner.*)

JAEL (יָעֵל), Gattin des Keniten Heber, in der hebräischen Geschichte dadurch bekannt, daß sie den kanaanitischen Feldherrn Sissera, welcher sich nach einer von den Hebräern erlittenen Niederlage in ihr Zelt geflüchtet hatte, vermittels eines Nagels tödtete. Ermattet von den Anstrengungen und nichts Böses ahnend, war er nämlich in Schlaf gesunken und Jael benutzte diesen Zeitpunkt, ihm den Nagel in die Schläfe zu treiben. Vgl. Richt. 4, 17—22; 5, 24—27. (*A. G. Hoffmann.*)

JAEN, eine Provinz des Königreichs Spanien, früher mit dem Titel Königreich und ein Bestandtheil der Krone Castilien, liegt zwischen 13° 19′ bis 14° 35′ östl. L. und 37° 29′ bis 38° 38′ nördl. Br., und wird nebst den Königreichen Cordova und Sevilla unter dem gemeinschaftlichen Namen Andalusien (s. d. A.) mitbegriffen. Die alte, zum Theil in der maurischen Zeit entstandene, politische Rangeintheilung der europäischen Provinzen der spanischen Monarchie in 13 Königreiche, zwei Fürstenthümer, drei Landschaften und zwei Herrschaften (Señorios)[1]) hatte schon unter den Königen aus dem Hause Bourbon mehr eine historische, als eine staatsrechtliche Bedeutung; der Regierung und dem Verwaltungssystem lag die Eintheilung des Königreichs in 31 Provinzen zu Grunde, von denen jede ihren eigenen Intendanten hatte[2]). Nur in einigen ehemaligen Königreichen und Fürstenthümern wurden, wie es auch noch jetzt geschieht, in militairischer Hinsicht Statthalterschaften oder General-Capitanias, überhaupt 13, errichtet; in Navarra mit dem Titel Vicekönig; so gab es auch in mehren Hauptprovinzen königliche Audiencias; allein der Titel Königreich wird keiner Provinz in den uns vorliegenden Schriften amtlich beigelegt[3]).

Eine von diesen 31 Provinzen, und zwar die 21., war auch das ehemalige Königreich Jaën. In der durch das königl. Decret vom 30. Novbr. 1833 angeordneten, aber noch nicht in's Leben getretenen Eintheilung des Königreichs in 43 Provinzen — ohne die baskischen Provinzen und die Inseln, mit diesen 49 Provinzen — oder Departements ist Jaën ebenfalls eine von den Provinzen Andalusiens geblieben, und soll daher in Hinsicht der Civilverwaltung unter einem Delegato del fomento (des Innern) stehen[4]). Die Provinz Jaën bildet den nordöst-

---

1) s. Descripcion de la provincia de Madrid (Madrid 1763) p. 20. 2) Dies ersieht man u. a. aus dem amtlichen Estado general de la real hacienda año de 1806, und aus dem Estado militar de España, año de 1806. Der aus amtlichen Berichten der Behörden auf Befehl der Regierung 1799 fg. zusammengesetzte Censo de Frutos y manufacturas de España etc. (Madrid 1803) folgt ganz der Ordnung der 31 Provinzen. 3) s. den Calendario manual para el año de 1806 p. 128 sqq. und den oben angeführten Estado militar p. 95 sqq. 4) Nach dieser Eintheilung wird ganz Andalusien aus sieben Provinzen bestehen, welche Granada, Almeria, Malaga, Sevilla, Cordova, Jaen und Huelva heißen. Im Gegensatze von Oberandalusien oder dem Königr. Granada, wurden Sevilla, Cordova und Jaen auch Nieder-

lichen Theil von Andalusien; sie ist von Murcia östlich, von Granada südlich und südöstlich, von Cordova westlich und von Neu-Castilien, namentlich von der Provinz la Mancha, nördlich begrenzt, durch Cordova von Sevilla, und durch die Sierra Morena (s. d. A.), wo das Grenzdorf Los Carboneros zu der neuen Colonie gehört, von la Mancha geschieden. Ohne die in der Sierra Morena, welche ehemals zu Jaèn gehörte, gelegenen Colonien, worunter La Carolina der Hauptort ist, hatte die Provinz Jaèn 268 □leguas [5]), oder 209¼ geogr. □Meilen, mit 206,807 Einwohn. (41,361 Familien) im J. 1799; nach einer Angabe vom J. 1827 aber 276,905 Einw., in fünf Ciudades, 57 Villas, 13 Dörfern und 133 Kirchspielen. Jaèn stand bisher, als ein Theil von Niederandalusien, unter dem Generalcapitain von Puerto Maria, unter der königl. Audienz in Sevilla, und unter der Diöces von Jaèn. Es gehorchte, als ein Bestandtheil der Krone Castilien, castilianischen Gesetzen.

Die ganze Provinz ist ein von Hügelketten durchschnittenes Thal, welches der Länge nach südwestlich von dem Guadalquivir durchströmt wird, mit einigen Hochflächen und Ebenen. Der Guadalquivir hat hier auf den Bergen von Cazorla und in der Sierra Morena seine Quellen, und empfängt viele Zuflüsse von der S. Morena und von den hohen Bergketten Granada's. Auf seinem rechten Ufer nimmt er unter mehren andern den Guadalimar auf, auf dem linken, den Guadalbullon oder Jaèn, den bedeutenden Xenil aus der Sierra Nevada u. a. m. Im Norden, Osten und Süden umgürten hohe Bergketten das Land; der Bergpaß Despeña Perros, mit der einsamen, nach Art einer morgenländischen Karavanserai eingerichteten Venta de Cardenas, bildet den Übergang zu dem castilianischen Hochlande. Die Sommer sind warm, aber nur zuweilen sehr heiß; die Berggegenden im Winter weniger kalt, als die in Granada. Hier ist ein Theil der Sierra Nevada, welche die höchsten Gipfel der Halbinsel, namentlich den 11,000 Fuß hohen Cumbre de Muleyhacem enthält, unweit Alcala la Real (in Jaèn) so gestaltet, daß die Gewässer auf der Nordseite dem atlantischen, auf der Südseite dem mittelländischen Meere zufließen.

Jaèn ist fruchtbar; der Boden in den Ebenen und Thälern fett. Die nördliche Ebene ist mit hohen Encinas (Querc. ilex) bedeckt; die tiefern Thäler mit Orangen, Cactus, Pistazien. Alle Thäler sind vortrefflich angebaut; besonders zeichnet sich die Umgebung der Hauptstadt durch große Fruchtbarkeit und die Schönheit ihrer Huertas aus. Man erbaut viel Wein und mehre Arten Getreide, auch Mais; die Gemüse sind von vorzüglich guter Beschaffenheit. Bedeutend sind die Olivenpflanzungen; außerdem viele Südfrüchte, Anis, Saffran und Esparto. Die Pferde- und die Rindviehzucht sollen in neuerer Zeit sich gehoben haben; in der Gegend von Baylen findet man eine der schönsten Gattungen andalusischer Pferde; wichtiger ist die Zucht der Esel, Schafe, Schweine und Ziegen. Es fehlt nicht an Wildpret und wildem Geflügel; man gewinnt viel Honig und Seide; auch sammelt man Kermes und Kanthariden. Der Bergbau hat den alten Umfang noch nicht wieder erhalten; doch werden Blei, Schmergel, Kobalt, Steinkohlen, Thon, Salz und Salpeter gewonnen. Die Fabriken in Wolle, Seide und Leinwand sind ebenso wenig von Bedeutung, als der Handel, da die Provinz vom Meere entfernt liegt [6]), und der Guadalquivir erst bei Cordova kleine Schiffe trägt. Indessen führt Jaèn Wein, Öl, Seide, Honig, Wolle, Häute, Salz, Schweinefleisch, Schinken und Würste aus. Einige Hauptstraßen, die das Gebirge und das Land durchschneiden, sowie die Lage der Provinz zwischen Toledo, Murcia, Granada und Cordova, nebst der Verkettung seiner Thäler geben Jaèn militairische Wichtigkeit, und es ist fast in allen Kriegen Andalusiens und Castiliens der Hauptturmmelplatz für beide Theile gewesen.

Der südlich feurige, leidenschaftliche Charakter des Andalusiers zeigt sich in Jaèn sehr gemildert. Die Einwohner nähern sich schon mehr dem ernsten Castilianer.

Unter den Städten haben historische Merkwürdigkeit: Jaèn, die Hauptstadt mit 30,000 Einw., liegt 51 Leguas von Madrid am Flusse Guadalbullon, 2 Leguas vom Guadalquivir, am Fuße eines Marmorgebirgs, auf dessen Gipfel die Ruinen eines maurischen Schlosses stehen. Die mit Mauern umgebene, aber nicht befestigte Stadt hatte vor der Aufhebung der Klöster 15 Klöster und 12 Pfarrkirchen, in denen die Reisenden ehemals Gemälde von Sebastian Martinez und Ang. Nardi bemerkten. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich die bischöfliche Domkirche aus. J. war bisher der Sitz der Intendencia der Provinz J. [7]) und eines Militairintendanten; auch lag daselbst noch bis zur Revolution der Stab des 1793 errichteten Linien-Infanterieregiments Jaèn. — Hauptnahrungszweig der Einwohner ist Acker- und Gartenbau; auch sind einige Seidenstühle im Gange und einige 20 Ölmühlen. Außer Jaèn haben historische Merkwürdigkeit die Ciudades: 1) Andujar (s. d. Art.). Noch erhielt Andujar in dem Interventionskriege 1823 durch die von dem Generalissimus des französischen Heeres, dem Herzoge von Angoulème, aus Andujar am 8. Aug. 1823 gegen die politische Reaction erlassene Ordonnanz, die aber von der absoluten Regierung Ferdinand's VII. nicht beachtet wurde, eine traurige historische Merkwür-

andalusien genannt. Übrigens hat ein wechselvolles Schicksal jene sieben Provinzen im Mittelalter so in einander verflochten, daß mit der Geschichte der einen Provinz auch die der übrigen erzählt werden muß, was sich weiter unten aus der Geschichte von Jaen ergeben wird. Die von den Cortes 1821 angeordnete Eintheilung Spaniens in 51 Provinzen kam nicht zur vollständigen Ausführung und scheint ganz beseitigt zu sein.

5) Vgl. den oben angef. Censo S. 41.

6) Über das Nähere des Ertrags und des Erwerbs am Ende des 18. Jahrhunderts vgl. m. den Art. Andalusien. Seitdem haben sich jedoch mehre Zweige der Ökonomie sehr erweitert. 7) s. den Estado gener. de la real Hacienda I, 324. Überhaupt sind außer Antillon, Miñano, Bory de St. Vincent u. a. bekannten Schriften, vorzüglich des Grafen de Le Borde Itinéraire descriptif de l'Espagne 3. Aufl. Paris 1827, hier zu vergleichen.

digkeit. Baylen, Baëza, Ubeda, Alcala la Real (s. diese Art.); ferner die Villas Alcaudete (s. d. Art.), Lináres mit 5600 Einw., hat Blei- und Kobaltgruben; Baños (s. d. Art.); Cazorla, auch Caçorla (s. d. Art.) in der Sierra gleiches Namens im östlichsten Jaën, zwei Stunden von den Quellen des Guadalquivir; Martos, 6000 Einw., hat viel Ölmühlen; es gibt daselbst römische Alterthümer; Porcunna (s. d. Art) und das Dorf Las Navas de Tolósa mit einem verfallenen Schlosse, bekannt durch den Sieg des Königs Alfons VIII. über die Araber, 12. Juli 1212, und der Spanier über die Franzosen 1812.

Jaën insbesondere; Cordova und Andalusien überhaupt. Geschichte des Landes [8]). In den ersten Zeiten der bekannten Geschichte bewohnten das Land die Iberer; dann durchzogen es karthagische Handelscaravanen von ihren Ansiedelungspunkten aus; hierauf eroberten es die Römer und legten schon im zweiten punischen Kriege befestigte Colonien an [9]). Jaën gehörte zur römischen Provinz Bätica (vom Bätis, Guadalquivir so genannt), und ward von den Oretanern (Oretani) bewohnt. Über Obulco Pontificense, auch Bulcona, ein Municipium mit Münzrecht (Porcuña), ging die Heerstraße der Römer von den südlichen Pyrenäen bis Gades (Cadiz). In den ersten Jahrhunderten des Kaiserthums war auch diese Gegend sehr bevölkert, betriebsam und wohlhabend. Aber seit Constantin des Großen Zeit verarmte Spanien [10]). Nach Reichard (Orbis terrar. antiquus) und Ukert (Handb. der Griechen und Römer rc.) ist der von Ptolemäus angegebene Ort Baniana, das heutige Baños; nach Reichard ist des Plinius Ebura cerealis das heutige Alcala la Real; des Polybius Elingas, oder des Livius Silpia, das heutige Linàres; der auf einer Inschrift bei Muratori genannte Ort Flavium Aurgitanum, im Mittelalter und in Isidor's Chron. Gothor. Flaviensis civitas, dann Giene, von den Gräbern Gien genannt, ist das heutige Jaën; das von Livius und Ptolemäus genannte Iliturgi (auch im Itiner. Ant.) oder das Forum Julium des Plinius, das heutige Ubèda la vieja; das von Plinius und im Itiner. Ant. genannte Mentesa Bastia (bei'm Livius Mentissa), vermuthlich das heutige Baëza; des Ptolemäus Tucci, beim Plinius und auf Münzen Colonia Augusta Gemella, beim Strabon Tuccis, das heutige Martos, wo noch römische Alterthümer vorhanden sind; das im Itiner. Ant. genannte Uciense, beim Ptolemäus Ulciae das heutige Andujar, welches Andere aber, z. B. Büsching und der Verf. des Art. Hispania (Sect. II. IX. p. 55) für das alte Iliturgis oder Forum Julium halten; Bulcona, das heutige Porcuña. Ob das heutige Corçola das alte Castulo (die karthagische, dann römische Colonie) sei, wie man sonst annahm, wird von Reichard in Zweifel gezogen [11]). Unter den Römern war in Bätica der Feldbau äußerst blühend, wie der dort geborne Columella bezeugt. Auch war die Schafzucht berühmt. Allein der Einbruch der germanischen Völker, Vandalen, Alemanen, Sueven, seit 409 fg., hatte auch hier Zerstörung, Pest und Hungersnoth im Gefolge. Ein Zweig der Vandalen, die Silinger, ließ sich in Bätica nieder; aber schon um das Jahr 418 wurden sie von dem Eroberer Spaniens, dem Westgothen Wallia, besiegt und ausgerottet. Nur das Reich der Vandalen blieb von ihm unberührt. Als hierauf Geiserich seit 429 das Vandalenreich in Afrika gründete, nahmen die Römer Bätica auf's Neue in Besitz, konnten sich aber nicht behaupten. Sie wurden im J. 438 von dem Könige der Sueven Rechila am Flusse Singulis (Xenil) in Bätica geschlagen, und im Jahre 441 vereinigte der Sieger die alte berühmte Hispalis (Sevilla) und ganz Bätica nebst der carthaginensischen Provinz mit dem Suevenreiche. Die Treulosigkeit der Sueven in Erfüllung der Verträge und ihre Raubzüge in die römischen und westgothischen Provinzen führten endlich den Untergang ihres Reiches herbei. Die Westgothen eroberten Bätica schon im J. 459 und ihr König Eurich herrschte um 476 fast über ganz Spanien. Indessen verloren sie den wichtigsten Theil ihres Reichs in Gallien; daher nahmen die gothischen Könige seit dem J. 531 ihren Sitz bald in Hispalis, bald in Cordova, bis sie von Toledo (Toletum) aus das Land regierten. Hier befestigte Leuwigild, nachdem er das Suevenreich im J. 585 aufgelöst hatte, die Macht der Westgothen in ganz Spanien [12]).

Für die Beruhigung der Länder und für die Herstellung einer gesetzlichen Ordnung, auch in Andalusien, war es wichtig, daß unter Reccared (starb im J. 601) der Arianismus dem römischen Glauben wich, worauf Römer und Gothen in Spanien als ein Volk von demselben Glauben, nach einem Rechte und nach einem Gesetze regiert wurden. Die 11 Bischöfe der bätischen Provinz standen schon damals unter dem Metropolitan von Hispalis. Unter Reccared's Nachfolgern aber bedurfte es strenger Maßregeln, um die auch in Andalusien oft gestörte Ruhe wieder herzustellen. Bisher wurde unter den Westgothen noch die römische Gesetzgebung befolgt; diese war namentlich dem Schutze des Eigenthums, der ausschließlichen Benutzung der Grundstücke, folglich dem Feld- und Gartenbaue, sehr günstig [13]). Am Ende des siebenten Jahrh. aber trat an die Stelle des römischen Rechts das unter Receswinth (starb im J. 672) verfaßte Gesetzbuch.

---

8) Da bei den Art. Andalusien und Cordova die Gesch. dieser Provinz fehlt, Jaen aber mit Cordova lange Zeit verbunden war, so hat der Verf. hier die Geschichte beider Provinzen verbunden. 9) s. K. Mannert's Geogr. von Hispanien 3. Aufl. S. 303 fg. *Cellarii* Notit. Orbis Ant. Ed. *Schwartz* (Lips. 1773) T. I. p. 99 sqq. Sickler's Handb. der alten Geogr. S. 14 fg.; Ukert's Geogr. der Gr. und Römer 2. Th. 1. Abth. u. den Art. Hispania. 10) s. C. W. Lembke's Geschichte von Spanien S. 7 fg.

11) Nach dem Art. Hispania a. a. O. S. 56 soll es das heutige Castona oder Caplona sein, und im Alterthume reiche Silbergruben gehabt haben. 12) Nur einige Küstenplätze behaupteten die Oströmer noch bis zum J. 623. s. Lembke a. a. O. S. 77. 13) s. D. Gasp. Melch. de Jrvellano's Gutachten der ökonom. Ges. zu Madrid vom J. 1795. Aus dem Span. von H. von Beguelin (Berlin 1816) S. 46. Über die Beförderung der Landwirthschaft durch die Gesetze der Westgothen vgl. man Lembke a. a. O. S. 233 fg.

Nach und nach schwächten die Herrschsucht der Großen und der sittliche Verfall des von Feudallasten gedrückten Volkes, das Gothenreich. Als nun nach Witiza's Tode (im J. 711) dessen Söhne vom Throne ausgeschlossen wurden, indem Roderich, der Sohn des auf Witiza's Befehl geblendeten Herzogs Theudebert zu Corduba, sich des Reichs bemächtigte, so unternahmen die Araber von Nordafrika aus die Eroberung Andalusiens, Toledo's und der Halbinsel; man sagt, durch Witiza's Söhne dazu veranlaßt, wol aber mehr durch Musa's Eroberungslust getrieben, durch gothische Flüchtlinge und von dem Grafen Julian, einem Verwandten der verdrängten Königsfamilie und Roderich's Feinde angereizt. Auch kannten sie das schöne Land schon von frühern Einfällen her.

Als Corduba und Malacca gefallen waren, und der Sieger Tarek durch das Land Jayen [14]) (Jaën) gegen Talaitola (Toledo) zog, wurde die alte Bätica, Andalusien, folglich auch Jaën, den arabischen Statthaltern der Khalifen in Damaskus unterworfen. Die maurischen Beherrscher Spaniens nahmen Anfangs ihren Sitz zu Hispalis, dann in Corduba. Bald aber brachen unter den Arabern in Spanien innere Kriege aus. Es wollten nämlich die mit ihnen aus Afrika herübergekommenen Berbern, als sie hörten, daß die Berbern den dortigen Statthalter des Khalifen von Damaskus völlig geschlagen hätten (im J. 742 nach Ch. G.) auch in Spanien das Joch der Araber abwerfen. Der Kampf entbrannte vorzüglich in Oberandalusien; aber vor Corduba's und vor Toledo's Mauern ward die Macht der Berbern vernichtet. Nun bekriegten sich aber die arabischen Feldherren und Statthalter (oder Walis) selbst unter einander, um die Emir- oder obere Statthalterwürde zu erlangen, und aus Afrika strömten Mogrebinen, Berbern, Syrer, Ägypter, Palästiner, Perser u. A. nach Spanien, welche sämmtlich in dem schönen Lande sich feste Wohnsitze erstreiten wollten. Der Emir Abul Khafar nahm daher eine Vertheilung der Landgüter vor und gab mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der verlassenen Heimath jedem eine so viel als möglich entsprechende Besitzung; so verlegte er die Leute von Kennasrin nach Jaën [15]). Allein der verheerende Parteikrieg um die Emirwürden oder Wali (Statthalter-) Stellen in Corduba, dem Sitze des obersten Statthalters, wozu auch Jaën gehörte [16]), in Sevilla, Toledo u. s. w. dauerte fort. Verfall des Ackerbaues, Hungersnoth und Elend waren die Folgen; dazu kam der Haß zwischen der alten Bevölkerung, in welcher Gothen und Römer ein Volk geworden waren, und der herrschenden, aus Arabern, Berbern und Syrern gemischten Volksmenge; doch blieben die Christen im Besitze ihrer Kirchen geschützt, so lange sie die drückenden, vom Sieger willkürlich bestimmten Abgaben entrichteten; auch behielten sie ihren eigenen Gerichtsstand unter einem obersten Beamten, der den Grafentitel führte.

Die Zerrüttung des Landes erleichterte dem letzten Ommaijaden, Abdorrahman el Dakhel, die Ausführung seines kühnen Unternehmens, in Spanien ein selbständiges Khalifat zu gründen (im J. 755 fg. n. Ch.). Für ihn erklärten sich die Anhänger seines Hauses in Cordoba, in ganz Andalusien und in Malaga. Der Gewaltherrscher Jussef ward geschlagen und auf der Flucht durch Jaën nach Toledo von seinen Leuten ermordet, im J. 759 n. Ch. [17]). Nun unterwarfen sich auch Sevilla und Toledo dem Ommaijaden, der in Cordoba seinen Sitz nahm. Allein der Krieg mit den beutelustigen Scharen der Abassiden, der Khalifen des Orients, die aus Afrika herüberkamen, dauerte fort bis 772 n. Ch., und noch in den Jahren 781 bis 785 führten Empörer einen hartnäckigen Gebirgskrieg. Nachdem der letzte Rebell unterdrückt war, wandte Abderrahman seine Sorgfalt auf die Herstellung des verheerten Andalusiens. Er begann in Cordoba, wo auch seine Münzstätte war, den Bau der großen Moschee, des Meisterwerkes arabischer Baukunst [18]), starb aber schon im J. 788 [19]). Er hatte sich nur Emir, nicht Khalif, genannt. Sein Nachfolger war sein Sohn Haschem, bei Conde Hirem. Ihm hatten, wie es überhaupt bei den maurischen Fürsten in Spanien herkömmlich war, die Walis, oder Statthalter der sechs Provinzen Toledo, Merida, Saragossa, Valencia, Granada und Murcia, ferner die 22 Befehlshaber der vornehmsten Städte und 24 Veziere, nebst den obersten Beamten in Cordova, schon bei Lebzeiten des Vaters gehuldigt. Haschem mußte seine rebellischen Brüder bekämpfen, ehe er das Land durch seine Weisheit beglücken konnte. Ihm verdankt Cordova u. a. seinen schönen Brunnen und die Brücke. Er starb im J. 796. Auch Haschem's Sohn, der große, talentvolle, aber ausschweifende el Hhakem mußte mit Verwandten und Empörern kämpfen. Nach dem Falle der Burg Ubeda unterwarf sich Jaën. Dann brachen in Cordova und anderwärts Verschwörungen aus, die el Hhakem mit grausamer Strenge unterdrückte. Er starb im Wahnsinne im J. 822. Unter seinem trefflichen Sohne und Nachfolger Abdorrahman II. erhielten Cordova und mehre Städte schöne Brunnen, Bäder und Wasserleitungen; die Schulanstalten wurden vermehrt, Wissenschaften und Künste überall freigebig ermuntert. Die meisten Khalifen und Emirs waren selbst Dichter; vor allen Abdorrahman II.

---

14) s. Conde's Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien, teutsch von Rutschmann I. S. 38. Die frühern Einfälle der Araber in Spanien hat schon Maskow nachgewiesen in seiner Geschichte der Teutschen 2. Bd. Anmerk. 25, S. 163. 15) s. Lembke a. a. O. S. 301. 16) Nach der von Jussuf el Fehri gemachten Eintheilung der Halbinsel in fünf Provinzen, s. Lembke a. a. O. S. 313, gehörten zu Andalos (Andalusien), oder dem Lande zwischen den Flüssen Wadi-el-Kebir (Guadalquivir) und Wadi-Ana (Guadiana) die Städte Cordova, Eschbilia (Sevilla), Carmuna (Carmona), Estadja (Ecija), Taleca (Italica), Schedhuna (Sidonia), Arkosch (Arcos), Libla (Niebla), Malaca (Malaga), Elbira (Illiberis), Djejan (Jaen). Ein Theil der Provinz Jaen mit Ubeda, Bayeza ic. gehörte zur Provinz Tolaitola (Toledo), die frühere Carthaginensis; s. Conde, von Rutschmann I, 126.

17) s. Lembke S. 335. Er widerlegt Conde's Behauptung, daß Jussef in der Schlacht gefallen sei. 18) s. die Beschreibung bei Conde a. a. O. S. 226. 19) s. den Beweis bei Lembke S. 350.

Er starb nach Ch. im J. 852. Seit dieser Zeit erhob sich der Fabrikfleiß in den Städten Andalusiens. In Toledo und Cordova waren die berühmtesten Waffenfabriken. Unter Abdorrahman's Nachfolgern, Muhammed (starb im J. 886), Almondhir (starb im J. 888), Abdala (starb im J. 912), Abdorrahman III. (starb im J. 961) gab es fast ununterbrochen innere Unruhen; und im J. 889 bemächtigten sich die Rebellen der Provinz Jaën. Nun eroberte zwar Abdala die Städte Jaën und Loja, wo er Festungswerke anlegen ließ; allein im J. 922 fg. wurde diese Provinz abermals von einem nach Unabhängigkeit strebenden Vasallen dem Reiche Cordova entrissen, und erst im J. 924 konnte Abdorrahman III. nach einem verzweifelten Kampfe Jaën sich wieder unterwerfen. Seinem Sohne El Hhakem II. (von 961—976), der Wissenschaften und Künste mit Eifer beförderte, verdankte Cordova, damals der Hauptsitz arabischer Gelehrsamkeit, Kunst und Bildung, die hohe Schule für Europäer und Orientalen, den Reichthum seiner im ganzen Orient aufgekauften Büchersammlungen [20]). Unter ihm lebte das berühmte Dichterpaar, die Brüder Ahmed ben Ferah und Abdala, beide aus Jaën gebürtig; aber ungerechte Verfolgung brachte sie in langwierige Haft. Auch der Statthalter von Jaën, Muhammed ben Abdelwahib, der seine Provinz trefflich verwaltete, war ein berühmter Dichter. Übrigens scheint Andalusien, nach dem Verzeichnisse zu urtheilen, das El Hhakem von allen Ortschaften seines Reichs abfassen ließ, damals das blühendste und volkreichste Land in Spanien gewesen zu sein. Der Guadalquivir allein bewässerte die Fluren von 12,000 Dörfern, Schlössern und Meierhöfen. Die Hauptstadt Cordova soll 200,000 Häuser, 600 Moscheen, 50 Spitäler, 80 öffentliche Schulen und 900 öffentliche Bäder gezählt haben [21]). Auf Rechnung des Königs und auch von Privatpersonen wurden viele Bergwerke auf Gold, Silber und andere Metalle, namentlich in den Gebirgen von Jaën, betrieben. El Hhakem II. starb im J. 976. Unter seinem Sohne, dem willenlosen, unfähigen Hixem, oder Haschem III., verwaltete das Reich der ruhmvolle Almansor siegreich gegen die Christen (im J. 983—996), dann von ihnen geschlagen im J. 998. Er starb im J. 1001. Hierauf nach einander Almansor's Söhne Abdelmelic (starb im J. 1008), und Abdorrahman, der aber, weil er Haschem III. entthronen wollte, eine mächtige Partei in und außer Cordova gegen sich aufreizte, und nach einem blutigen Kampfe in Cordova selbst verwundet, gefangen und an's Kreuz geschlagen wurde. Darauf ließ sein Gegner, Muhammed, ein Vetter des Königs, indem er vorgab, Haschem sei gestorben, sich als König in Cordova ausrufen. Jetzt fingen die benachbarten christlichen Könige Spaniens an, sich in die Händel der Araber einzumischen. Muhammed hatte die zuchtlose afrikanische Leibwache aus der Hauptstadt vertrieben; Suleiman, der Anführer derselben, verband sich aber mit dem christlichen Könige Sancho in Castilien, und zog nach einer gewonnenen Schlacht in Cordova ein, wo das Volk ihn als König ausrief. Muhammed, der nach Toledo entflohen war, nahm nun ebenfalls christliche Hilfstruppen in Sold, schlug das Heer Suleiman's und nahm Cordova wieder in Besitz; allein nach einem unglücklichen Angriffe auf das Lager Suleiman's wurde er von diesem in seiner Hauptstadt belagert. Nun beschlossen Muhammed's geheime Gegner, den todt geglaubten Haschem wieder auf den Thron zu setzen. Es gelang; Muhammed wurde enthauptet, und Toledo mit Hilfe der Christen, gegen Abtretung einiger festen Plätze, wieder gewonnen; aber Suleiman setzte den Krieg fort. Seine wilden Afrikaner plünderten Jaën und Oberandalusien aus; Pest und Hungersnoth brachten das Volk zur Verzweiflung. Endlich überfiel Suleiman die Hauptstadt und bemächtigte sich derselben nach einem mörderischen Kampfe in den Straßen. Cordova wurde drei Tage lang geplündert (im J. 1011). Die ausgezeichnetsten Männer, Gelehrte, Dichter und Ritter kamen um's Leben. Suleiman bestieg den blutigen Thron, und Haschem verliert sich in dem Jammer dieser Zeit. Die Afrikaner herrschten, aber der Bürgerkrieg wüthete fort, vorzüglich in Andalusien und bei dem öftern Wechsel der Unterstatthalter in den Provinzen gab es nirgends in dem vormals so blühenden Reiche eine geordnete und feste Verwaltung. Endlich erlag der Afrikaner Suleiman im J. 1016 der Übermacht seiner Feinde, welche sofort Sevilla und Cordova besetzten. Der Sieger Ali Ben Hamud enthauptete, um Haschem's angebliche Ermordung zu rächen, mit eigner Hand die schwer verwundeten Brüder Suleiman und Abdorrahman, nebst deren altem Vater, im Alkazar zu Cordova. Darauf ließ Ali sich als König ausrufen; allein sein mächtigster Anhänger, der Feldherr Hairan, der ihn erhoben, erhielt nicht die erwartete Belohnung; er beschloß daher, in Verbindung mit mehren Ameriden, den Alkaiden von Arjona, Jaën, Baeza u. a. O., einen Ommaijaden, den Wali von Jaën, Abdorrahman (IV.), einen ebenso reichen, als rechtlichen und allgemein geschätzten Mann, einen Urenkel Abdorrahman's III. des Großen, der ihnen dafür die Erblichkeit ihrer Statthaltereien und Ämter zusichern mußte, auf den Thron von Cordova zu erheben. Die Huldigung erfolgte in der Stadt Jaën unter großen Feierlichkeiten, worauf auch die Walis von Valencia, Tortosa, Tarragona und Zaragoza sich ihm unterwarfen. Ali Ben Hamud erkämpfte jedoch über ihn mehre Siege; Abdorrahman's Feldherr Hairan wurde im Kampfe vor Almeria, von Wunden erschöpft, gefangen, und Ali selbst hieb ihm den Kopf ab. Darauf drängte er den König Abdorrahman in die Gebirge von Jaën und schloß ihn in seiner Hauptstadt ein. Aber in Sevilla und Cordova traten insgeheim die Misvergnügten und die vornehmsten Männer auf die Seite der Ommaijaden; sie gewannen Ali's Sklaven, welche ihren Herrn in seinem Badezimmer erdrosselten (im J. 1017). Die Leibwache rief jetzt dessen Bruder Alkasim zum König aus, welcher die vermeintlichen Theilnehmer an der Ermordung Ali's, ohne Untersuchung, so grausam verfolgte, daß eine Menge Ritter aus Cordova nach Jaën entflo-

20) Das Nähere hierüber bei Conde II. v. Rutschm. S. 455 fg. 21) s. Conde II. bei Rutschm. S. 483.

hen, wo Abdorrahman in den Alpujarren große Vortheile erkämpft hatte. Die Partei der Hamuden erhielt aber aus Afrika eine mächtige Verstärkung an Reiterei unter tüchtigen Anführern, welche Ali's Sohn, Jahye, ihren Feldherrn auf den Thron von Cordova setzen wollten. Nun flüchtete sich Alkasim vor seinem Neffen, der in Cordova einrückte, nach Malaga. Nach mehren, nichts entscheidenden, Treffen schlossen endlich Oheim und Neffe im J. Chr. 1021 (im J. der Hedschra 412) einen Vergleich. Beide theilten unter sich das Reich, und ihre Truppen zogen gegen Jaèn, wo Abderrahman sich behauptete. Während hierauf Alkasim das Leichenbegängniß seines Bruders Ali zu Septa (Ceuta) in Afrika feierte, nahm Jahye Cordova in Besitz, und machte auf das ganze Reich Anspruch. Nun vertrieb ihn zwar Alkasim aus Cordova (im J. 1022), behandelte aber die Einwohner, welche ihn haßten, so grausam, daß ein allgemeiner Aufstand erfolgte. Alkasim wurde mit seiner Leibwache im Alkazar eingeschlossen und ausgehungert. Ein Ausfall mislang; doch rettete ihm die Großmuth einiger Ritter das Leben. Man brachte ihn nach Xerez in Sicherheit, von wo ihn später sein Neffe Jahye in's Gefängniß abführen ließ. Um dieselbe Zeit erfocht Abdorrahman einen glänzenden Sieg über die Hamuden, fiel aber von einem Pfeile tödtlich verwundet. Nun riefen die Ameriden zu Cordova und alle Anhänger des Hauses Ommaija einen andern Urenkel des großen Abdorrahman, den tugendhaften und gelehrten, auch als Redner und Dichter ausgezeichneten Abdorrahman, einen hohen, schönen jungen Mann von 23 Jahren als König aus (im J. 1023). Ganz Andalusien huldigte ihm; aber sein Vetter Muhammed, voll Haß und Neid über den dem Jünglinge zu Theil gewordenen Vorzug, bereitete ihm den Untergang. Der edle König reizte den Haß der zügellosen Leibwache gegen sich auf und der reiche Muhammed verleitete sie zu einer Verschwörung. Sie stürzten bei Tagesanbruch in die königlichen Gemächer, und Abdorrahman fiel nach tapferer Gegenwehr unter ihren Streichen. Er hatte 47 Tage regiert. Nun riefen die Verschworenen Muhammed als König aus, ermordeten die vornehmsten Ameriden und plünderten ihre Reichthümer. Muhammed lebte ganz dem sinnlichen Genusse und den Freuden der Dichtkunst; daher betrachteten sich die Walis und Alkaiden in den Provinzen als unumschränkte Herren und verfügten nach Willkür über Abgaben und Einkünfte. Unter diesen Wirren war Jahye aus Afrika zurückgekommen, und behauptete sich in dem Küstenstriche von Algezira bis Malaga durch Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe. Muhammed dagegen drückte das Volk mit neuen Auflagen, um die Kosten seiner verschwenderischen Hofhaltung zu bestreiten; die allgemeine Unzufriedenheit aber und wiederholte Aufstände nöthigten ihn, sich in die Festung Ucles (in der Provinz Toledo) zu flüchten, wo er im J. 1024 (J. d. H. 415) an Gift starb. Jetzt bestieg Jahye den Thron von Cordova; allein die Walis von Sevilla und den entferntern Provinzen weigerten sich, ihn anzuerkennen. Jahye zog zuerst gegen den stolzen und reichen Muhammed ben Ismail, der Sevilla unabhängig regierte, fiel aber in einen Hinterhalt und blieb im Kampfe (1026, = 417). Nun beriefen die Ameriden, Ritter und die Großen in Cordova einen dritten Urenkel des großen Abdorrahman, den Haschem (Hixem) ben Muhammed auf den Thron. Dieser lebte in glücklicher Zurückgezogenheit in der Festung Ham Albonte. Nach langer Weigerung nahm er die Krone an, zog aber nicht nach Cordova, sondern stellte sich an die Spitze der Truppen, um die alten Grenzländer, deren sich, bei den innern Unruhen Cordova's die christlichen Könige bemächtigt hatten, wieder zu erobern. Als er jedoch erfuhr, daß die Walis in Andalusien sich von Cordova ganz unabhängig machen wollten, begab er sich in seine Hauptstadt (im J. 1029; J. d. H. 420), wo er durch Großmuth, Gerechtigkeit, Wohlthun und Freundlichkeit alle Herzen gewann; allein die Walis zur Unterwerfung zu bewegen und die Einheit des Reichs herzustellen, gelang ihm weder durch Vorstellungen noch durch die Waffen. Das unruhige, zu Aufständen stets geneigte Volk von Cordova gab davon dem edlen Haschem die Schuld; bald entstand ein Aufruhr, und das Volk verlangte die Absetzung und Verbannung des Königs: „Ich danke meinem Gott, rief Haschem aus, der es also will!" und zog mit seinen Getreuen in eine von ihm erbaute Festung im J. 1031 (422), wo er im J. 1037 (428) starb. Mit ihm erlosch die berühmte Dynastie der Ommaijaden, welche 282 Jahre hindurch in Spanien, unter Ruhm und Gefahren und blutigem Wechsel des Schicksals in Macht und Ansehen gestanden hatte. Seitdem warfen sich fast so viele Könige auf, als Statthalter kleiner Städte da waren.

Der oberste Rath in Cordova wählte den weisen Gehwar zum Könige. Dieser kluge Maure berief die angesehensten Männer in den Divan, und erhob denselben zum Staats- und Regierungsrathe, indem er sich blos den Vorsitz vorbehielt. Alles geschah im Namen des Divan; dadurch gewann Gehwar die verschiedenen Parteien und bewirkte die Herstellung einer guten Polizei. Cordova blühte wieder auf; es wurde die Fruchtkammer von Spanien, der Hauptsitz des Kunstfleißes, und seine Bildungsanstalten, besonders die in der Heilkunst, galten jetzt für die ersten jener Zeit. Auch die Zahl der öffentlichen Bibliotheken stieg, nach Casiri, im Muhammedanischen Spanien bis auf 70. Die Verbindung mit dem Orient und mit Constantinopel, welche für die Bildung, wie für den Handel des maurischen Spaniens gleich vortheilhaft gewesen waren, dauerte fort; allein der bürgerliche Zwiespalt vernichtete die politische Macht. Die Walis der Provinzen Sevilla, Toledo, Malaga, Granada u. s. w. beharrten in ihrer Unabhängigkeit; sie nannten sich Könige und bekriegten sich gegenseitig. Vergebens suchte Gehwar, der das Schicksal des maurischen Spaniens in der Nachbarschaft des christlichen voraussah, durch Versöhnung und Vereinigung zu einem festen Ganzen den Bürgerkrieg beizulegen. Er starb im J. 1044 (435). Ihm folgte sein Sohn Muhammed, weise, wie sein Vater, aber von schwächlichem Körper. Der Beherrscher von Toledo glaubte daher, sich Cordova's bemächtigen zu können. Er besiegte den Sohn des Kö-

nigs und belagerte die Hauptstadt. Zwar schlugen die Corduaner den Feind zurück und eroberten sein Lager; aber in derselben Zeit drang treuloser Weise der Bundesgenosse des kranken Muhammed, der König von Sevilla, Almotadid, in die Stadt. Sie mußte ihm huldigen. Muhammed starb, und sein tapferer Sohn an seinen Wunden in der Gefangenschaft.

So erlosch das berühmte Königreich Cordova um das J. Ch. 1070 im J. der H. 452[22]). Später ward auch Jaën (Gien) um das J. Ch. 1080, H. 473, nachdem die Festungen Ubeda, Baeza und Martos gefallen waren, eine Provinz von Sevilla[23]). Der lange Bürgerkrieg hatte die Blüthe von Andalusien, Granada, Malaga und Valencia zerstört; es ward daher dem Könige Alfons VI. von Castilien, Leon und Galizien, leicht, Toledo zu erobern (25. Mai 1085; J. d. H. 478). In dieser Gefahr von den Waffen der Christen beschlossen die Emirs und Walis des südlichen Spaniens, aus Afrika die Moraviden (Morabethuns) zu Hilfe zu rufen. König Alfons wurde von ihrem Könige Juzef bei Zalacca (23. Oct. 1086) unweit Badajoz geschlagen, und der glückliche Almoravide benutzte die traurige Lage des zerrütteten Andalusiens, um sich das Land zu unterwerfen. Er nahm Granada in Besitz, eroberte Jaën, Cordova (1091 — H. 484), Baeza, Ubeda, endlich auch Sevilla, dessen König mit Alfons gegen ihn ein Bündniß geschlossen hatte. Die Fürsten der spanischen Muselmänner wurden theils ermordet, theils nach Afrika verbannt. Indessen gelang es einigen Emirn mit Hilfe des großen Cid, des König Alfons berühmten Feldherrn, den Moraviden Valencia, wieder zu entreißen (im J. 1094, H. 487); allein der christliche Feldherr nahm es im folgenden Jahre selbst für seinen König in Besitz. In dem übrigen südlichen Spanien und in Algarbien herrschte Juzef, der Moravide. Er nannte Toledo den Kopf, und Jaën die Brust seines Reiches. Die feierliche Huldigung erfolgte aber erst im J. Ch. 1103 (H. 496). Juzef starb in Marokko im J. d. H. 500 (1107), in einem Alter von 100 Jahren[24]). Der Krieg mit Alfons dauerte fort; Siege und Niederlage wechselten; die Christen in den muselmännischen Provinzen wurden wegen ihrer geheimen Verbindung mit ihren Glaubensgenossen zu Tausenden nach Afrika versetzt; der Reichthum Andalusiens war vernichtet; nur die Dichter ließen sich mitten unter den Greueln des Krieges in ihren Gesängen nicht stören; vielmehr nahm jetzt die Ritterpoesie bei Christen und Mauren ihren romantischen Aufschwung.

Die Zügellosigkeit der moravidischen Krieger reizte endlich die spanischen Provinzen zum Aufstande, und in Afrika entrissen die Mohaden den Moraviden die Herrschaft über Marokko. Nun fiel auch das südliche Spanien in die Gewalt der Mohaden (J. Ch. 1146; H. 541), welche die Mauren in Spanien zu ihrem Beistande herbeigerufen hatten. Dagegen wurden in derselben Zeit die Städte und Festungen Baeza, Andujar und einige andere in der Provinz Jaën von den Christen, den Bundesgenossen der letzten Häuptlinge der Moraviden, erobert; selbst Cordova, welches jedoch Alfons VIII. von Castilien den Moraviden überließ, weil er selbst in Toledo und Jaën gegen die Macht der Mohaden sich rüsten mußte. Diese bemächtigten sich hierauf Cordova's (1148, H. 543), eroberten in Jaën Ubeda und Baeza, und drängten Alfons VIII. von Castilien bis an die Grenze zurück. Gleichwol setzten die Moraviden den Kampf der Verzweiflung fort. Endlich siegten die Mohaden in der Ebene von Granada und bei Cordova (1163, H. 557), sodaß jene sich nur noch in Jaën und Murcia behaupten konnten. Da die Mohaden aber auch in Afrika Empörungen zu bekämpfen hatten, so kam es im südlichen Spanien zu keiner Entscheidung. Das unglückliche Land wurde bald von christlichen Scharen, bald von den Moraviden, bald von den Mohaden durchzogen und ausgeplündert; Tausende wurden in die Sklaverei nach Afrika geschleppt. Zwar hemmte der große Sieg der Mohaden unter dem Khalifen Jacub ben Jusuf, mit dem Beinamen Almansur, über den König Alfons bei Alarkos (Alarcon in der Provinz Cuenca) im J. 1195, (nach A. 14. Juli 1194) H. 591, auf längere Zeit den Siegeslauf der Christen; allein die verheerenden Streifzüge des Königs Alfons in den andalusischen und den übrigen maurischen Provinzen dauerten fort, zumal da der König der Mohaden oft in Afrika beschäftigt war. Endlich führte Jacub ben Jusuf's Sohn, Anasir, König von Marokko, im J. 1210, H. 607, ein starkes Heer nach Spanien, um Castilien selbst anzugreifen; allein von seinem stolzen und grausamen Vezier übel berathen, verlor er Zeit und Menschen vor der Feste Salvaterra. Alfons, König von Castilien (Nachfolger Sancho's III.) zog die Truppen der mit ihm verbündeten christlichen Könige an sich, und erfocht den entscheidenden Sieg bei Alakab, oder Tolosa[25]), in der Provinz Jaën, am 12. Juli 1212 (H. 609). Nun sank die Macht der Mohaden in Spanien und die Christen besetzten, außer Jaën, noch mehre maurische Provinzen, ohne sie jedoch auf die Dauer behaupten zu können. In dem übrigen Andalusien brachen Empörungen aus, und mit dem Tode des trefflichen Königs Almemun's im J. 1232 (H. 629) endigte die Herrschaft der Mohaden in Spanien. In Granada, Cordova, Jaën, Valencia u. s. w. herrschte jetzt bald dieser, bald ein anderer tapfrer Maure, und gab sich den Titel König; auch bemächtigten sich wieder, im Bunde mit einzelnen maurischen Statthaltern, wie z. B. mit dem von Baeza, die christlichen Könige einzelner Hauptstädte, Festungen und ganzer Landstriche; endlich kamen noch zu verschiedenen Zeiten die Könige von Marokko, oder deren Feldherren aus Afrika herüber, um die alte Herrschaft wieder zu gewinnen, was ihnen aber nur auf einzelnen Punkten und auf kurze Zeit gelang.

22) Die Reihenfolge der Könige von Cordova nach Conde, v. Rutschm. I, 618 ist ebenso wenig genau, als die vollständigere Tabelle in Meusel's Staatengeschichte S. 16. 23) Wir verweisen hier auf die Art. Gesch. von Sevilla, und Gesch. von Toledo. 24) s. Conde II, 197. Ihm folgte sein Sohn Abul Hassan Ali in Mauritanien und Spanien.

25) Jetzt Las Navas de Tolosa, ein verfallenes Schloß auf einer Bergebene in der Sierra Morena.

Dieser innere Bürger- und zwiefache auswärtige Krieg vernichtete die Blüthe, den Reichthum und die maurische Bildung Andalusiens. Über Noth und Trümmern wehte der Geist eines kühnen, durch die Religion fanatisirten maurisch-christlichen Ritterthums, und in dem Jammer des Volkes verhallte der Gesang seiner Dichter. Noch erinnern an jene Zeit die großen Werke der arabisch-maurischen Baukunst. Dasselbe Schicksal theilte mit dem übrigen maurischen Spanien auch das früher so reich angebaute und bevölkerte Jaën[26]). Der König Ferdinand III. der Heilige von Castilien streifte bis Cordova; seine Feldherren eroberten Ubeda (1235, H. 632); sein Adalid[27]) erstürmte die Hauptstadt Cordova im J. 1236; später ward die feste Stadt Jaën wieder erobert im J. 1245 (H. 643); bald darauf fiel auch Sevilla (1248, H. 646). Ferdinand's des Heiligen von Castilien Sohn und Nachfolger, Alfons X. (seit 1252 bis 1284), erweiterte seines Vaters Eroberungen; doch fielen Tausende von Christen in einem Aufstande der Muselmänner 1261 und in blutigen Schlachten; auch unter Alfons' Sohn und Nachfolger, D. Sancho IV., und den folgenden Königen von Castilien dauerte der von den Christen planlos geführte Krieg mit abwechselndem Glücke fort; doch eroberten die Christen den befestigten Felsen Dschebaltarik (Gibraltar) im J. 1308, H. 708[28]). D. Pedro, der Bruder des Königs Ferdinand IV. und Oheim des Königs Alfons XI., von Castilien siegte bei Fortuna 1316 (H. 716) und nahm mehre feste Plätze; aber in der Schlacht vor Granada (1319, H. 718) fielen zwei Prinzen von Castilien, und die Muselmänner drangen abermals bis in die Provinz Jaën vor, wo sie Martos eroberten (1326, H. 724). Doch die innern Zerwürfnisse von Granada gaben den Königen von Castilien Gelegenheit, ihre Macht in Andalusien zu befestigen, und D. Pedro der Grausame setzte einen vertriebenen König von Granada wieder auf den Thron (1362, H. 763). In der Folge erklärten sich mehre Könige von Granada, deren Reich durch öftere Empörungen und Thronrevolutionen erschüttert wurde, für tributbare Vasallen des Königs von Castilien; so z. B. König Aben Ismail (1454, H. 859) und der vertriebene König Abdalah el Zaquir, der seinen Vater aus Granada verdrängt hatte, von der Partei des Vaters aber bald darauf genöthigt wurde, bei dem Könige von Castilien Schutz zu suchen (1484, H. 889). Darüber entstand in Granada ein heftiger Bürgerkrieg zwischen zwei Königen. Castilien benutzte nach seiner herkömmlichen Staatskunst jene blutige Verwirrung, um seine Macht im südlichen Spanien zu erweitern. Es eroberte u. a. Malaga 1480, und Diego von Cordova, Feldherr Ferdinand's und Isabellens zeichnete sich durch glänzende Waffenthaten aus. Er erfocht u. a. den Sieg bei Lucena (21. Apr. 1483) über den König von Granada, verlor aber das Treffen bei Moklin 1485. Die Verträge zwischen den maurischen und den christlichen Fürsten wurden je nach den Umständen geschlossen und gebrochen. Kein Theil traute dem andern, und der Kampf des Kreuzes mit dem Islam erneuerte sich unaufhörlich. In diesen blutigen Wirren wurden Andalusien und die Provinz Jaën von den Granadinern, wie von den christlichen Scharen, am härtesten mitgenommen.

Endlich nahte die Entscheidung. Bei Jaën zogen die katholischen Könige, Ferdinand und Isabella, nebst ihrem Vasallen, dem Könige von Granada, Abdalah Zaquir, ein auserlesenes Heer von 50,000 Mann Fußvolk und 12,000 Mann Reiterei zusammen, mit welchem sie Baeza eroberten und durch Verträge mehre wichtige Plätze und Landstriche im Königreiche Granada erhielten (1490, H. 896). Als hierauf die Könige von Spanien auch die Besetzung der Hauptstadt Granada verlangten, entbrannte der letzte Kampf der Verzweiflung. Auch jetzt noch stritten Muselmänner im christlichen Heere gegen Muselmänner 1491. So begann die Belagerung von Granada im Frühjahre 1492. Durch Mangel an Lebensmitteln besiegt, capitulirte die Stadt am 25. Novbr. 1492 (H. 897)[29]). Die Herrschaft der Mauren in Spanien war nun auf immer erloschen.

Seitdem theilte Jaën, mit dem leeren Titel eines Königreichs, als andalusische Provinz, das Schicksal der spanischen Monarchie. Der alte Wohlstand dieser Provinzen kehrte aber nicht zurück. Öftere Empörungen, später die Vertreibung der Juden und Mauren (1492), welche man 1501 Christen zu werden oder auszuwandern nöthigte, und 1609 völlig vertrieb (die sogenannten Moriscos), entvölkerten die Provinzen; insbesondere aber schadete die Anhäufung des Grundeigenthums in Majoraten ꝛc. dem Aufkommen des Ackerbaues. Die tapfern Ritter mußten belohnt werden, u. a. erlangte das Haus Cordova in Andalusien beträchtliche Familienherrschaften und erbliche Ämter. Dazu kamen noch eine Menge Privilegien, die Ausstattung der Corporationen u. s. w.[30]). Man vermißt in der damaligen castilianischen Gesetzgebung die gesunden landwirthschaftlichen Grundsätze des westgothischen Gesetzbuches. Selbst der allgemeine Grundsatz der spanischen Gesetzgebung, daß Kirchen und Klöster nach

26) Jovellanos sagt a. a. O. S. 47. Die damalige Art Krieg zu führen beschränkte sich, ohne Unterschied, ob es Mauren oder Christen waren, darauf, die Ernten und Scheuern zu verbrennen, die Weinberge, die Ölpflanzungen und die Küchengärten zu verheeren und Beute an Menschen und Vieh in den angrenzenden Ländern zu machen. 27) Damals trat zuerst ein berühmtes Heldengeschlecht in der spanisch-maurischen Geschichte Andalusiens auf: der Ahnherr des Hauses Cordova (s. d. A. in den Nachträgen 21. Thl. S. 358), Dominic Muñoz, el Famoso Adalid, der von Andujar aus Cordova im J. 1236 und später auch Sevilla eroberte. Seine Nachkommen nannten sich nach Cordova, wo sie seit dem 14. Jahrh. wohnten. Auch hatten sie Güter in der Provinz. 28) Die Feste fiel 20 Jahre später wieder in die Gewalt des Königs von Granada, dann bemächtigte sich derselben der König von Fez. Später ward sie abermals von Granada, endlich im J. 1460 von Castilien erobert.

29) Über die Bedingungen unterhandelte der berühmte Gonsalvo Fernandez de Cordova, und die Capitulation war sein Werk; s. d. Art. Cordova a. a. O. S. 364. Früher hatte sich auch ein andrer Cordova, Alfons Fernandez, der Alcaide von Alcala la Real und Algazil Mayor von Cordova war, in dem Kriege mit Granada 1477 ausgezeichnet; s. den Art. Cordova a. a. O. S. 368. 30) Vgl. Jovellanos a. a. O. S. 52.

einer Territorialbesitzung nicht trachten dürfen, ein Grundsatz, der auch in Jaèn galt, und in mehren Municipalordnungen, wie in denen von Baeza, Carmona u. a. ausdrücklich aufgestellt war, wurde nach und nach beseitigt, und die Vertheilung des Grundeigenthums durch das Recht der todten Hand immer mehr beschränkt [31]). Erst unter Karl's III. Regierung, vorzüglich seit 1788, befolgte man vernünftigere Ansichten in der politischen Ökonomie; aber es war nicht sogleich ausführbar, jene Privilegien unschädlich zu machen; doch erschienen gute Verordnungen, welche die freiere Benutzung der Felder, den Obst-, Wein- und Gemüsebau beförderten [32]). Die Hauptsache blieb einer spätern Zeit überlassen, in welcher aber das Bessere sich nur aus einem endlosen Irrsaale revolutionairer Zerrüttung langsam entwickeln kann.

Jene Stürme des Bürgerkrieges trafen in der neuesten Zeit auch die Provinz Jaèn. Im October und November 1836 wurden diese friedlichen und eines gewissen Wohlstandes sich erfreuenden Gegenden durch die Streifzüge des Karlistenchefs, D. Miguel Gomez, hart mitgenommen; namentlich in Linares am 23. Nov. die Hüttenwerke von den Karlisten zerstört. Bei Alcaudete, wo Gen. Alaïr am 29. Nov. 1836 einige Vortheile über Gomez erkämpfte, und a. a. O. fielen zwar mehre Gefechte zwischen einzelnen Corps der Christinos und der Karlisten vor, die aber ohne Entscheidung nur Plünderung und Verwüstung im Gefolge hatten. Dieses Schicksal traf besonders die Stadt Jaèn, welche ein zuchtloses Bataillon von dem Corps des Christinischen Generals Alaïr, das sich gegen seine Officiere empört hatte, überfiel, und das daselbst die schändlichsten Ausschweifungen beging. General Narvaez mußte deshalb die Verfolgung des schon eingeschlossenen Gomez aufgeben, sodaß dieser einige Märsche gewann, und sich mit seiner Beute über den Ebro zu dem Prätendenten D. Carlos zurückziehen konnte. Narvaez war nämlich nach Jaèn geeilt, wo er die Ordnung wieder herstellte und die Schuldigsten unter den Meuterern erschießen ließ [33]). Übrigens beweist der kühne Streifzug des Generals Gomez durch die nördlichen, östlichen und südwestlichen Provinzen Spaniens, daß es dort so wenig als in Andalusien im Volke selbst ein Element der Bewegung und des Aufstandes weder für noch gegen Don Carlos gibt. Die größern Städte öffneten ihre Thore; nur der Pöbel und die Plünderer schlossen sich den Scharen des Guerillaführers an, um nach seinem Abzuge sich wieder zu verlaufen. Das Bedürfniß nach gesetzlicher Ruhe und Ordnung ist jetzt, wie in jenen Provinzen überall, der Nationalwunsch, so auch in Andalusien. Der Kern der Nation blickt ruhig, wo nicht gleichgültig, auf die Entscheidung in Biscaya und auf die constitutionelle Entwickelung in Madrid. Daher werden erst nach Herstellung des innern Friedens, auch jene Provinzen sich einer bessern, den Grundsätzen einer aufgeklärten Staatskunst, wie sie schon ein Aranda, Olavides und Jovellanos bezweckt hatten, angemessenern Organisation und Verwaltung erfreuen können. (*Hasse.*)

JAEN DE BRACAMOROS. Provinz des Departements Libertad (Trurillo) der Republik Peru, ehedem ein der Präsidentschaft Quito untergeordnetes Gouvernement, in der frühern Zeit Pacomoros genannt und in den ältern Historikern Peru's mit den Namen: Silla, Chacaynga, Copallen, Llanque, Pacará, Perico, Cherinos bezeichnet. Seit dem Abfalle Quito's zu Peru geschlagen, hat es seine eignen Grenzen, die also im N. auch diejenigen der Republik Peru sind, unverändert behalten. Sie sind folgende: Von der Einmündung des Rio Santjago in den Marañon an diesem Strome bis ungefähr 4° 8′ südl. Br. auswärts, von da in ziemlich westlicher Richtung bis zum Rio Chinchipes, den sie unmittelbar oberhalb Valladolid kreuzt; sie läuft auf dem Kamme der Anden fort, bis zum 6°, läßt folglich Huancabamba westlich, dreht sich nach Osten, erreicht den Marañon bei der Einmündung des Rio Yaucan (5° 50′ südl. Br.) und folgt jenem Strome als Grenze gegen Maynas wieder bis zum Rio Santjago. Der Boden erscheint auf diese Weise einmal als eine allgemeine Abdachung der Anden nach Ost, dann aber auch wieder mit starker Neigung nach Süd-Ost in dem Thale des Chinchipe, nach Nord-Ost in der engen Schlucht des Marañon. Die Oberfläche ist sehr unregelmäßig; sie wird durch sehr steile Ausläufer der Anden in zahlreiche Engthäler von bedeutender Tiefe zerrissen, die nur um den Hauptort Jaen und das Dorf Tomependa kleine Ebenen bilden. Der östliche bis zum Rio Santjago reichende, aber nur von Wilden bewohnte, Theil verläuft allein in flachern Abdachungen. Die Gebirge sind Zweige der Anden, die aber nirgends sich zur Schneelinie erheben, wahrscheinlich mit Ausnahme des westlichen Grenzzuges, die Höhe von 4000—5000′ nicht übertreffen. Sie sind großentheils von unersteiglicher Steilheit, fallen namentlich am Marañon in stundenlangen Reihen als senkrechte Felswände ab, und werden von der eigenthümlichen Waldung der Subandinen bis weit hinab bedeckt, wo hochstämmiger Urwald beginnt. Die Gebirgsformation gehört den secundären an; bunter Sandstein ist aber häufiger als Alpenkalkstein (Humboldt), sodaß sich also auch hier der Charakter des östlichen Abhanges der Anden ebenso gleich bleibt wie am Huallaga. Die Gewässer sind zahlreich, tragen in den meisten Gegenden den Charakter wilder Alpenströme, und bieten zur Verbindung entlegener Orte keine Mittel. Die vorzüglichsten sind: der Marañon, der bei Tomependa, dem Hafen von Jaen, für kleine Kähne schiffbar wird, gemeiniglich aber nur mit Flößen aus leichtem Balsaholze befahren wird, sehr schnell strömt und manche Wirbel und Fälle bildet; der Guancabamba oder Chamaya, welcher auf den Bergen, westlich von Valladolid, entspringt, nach einem unregelmäßigen Laufe den Simanchi aufnimmt und in den Marañon fällt; der Chinchipe, welcher auf den Grenzgebirgen im Nord-West entspringt, wegen seiner Wildheit und plötzlichen An-

31) s. Jovellanos a. a. O. S. 138 fg. 32) s. Jovellanos a. a. O. S. 56 fg. 33) Wir bemerken noch, daß beide, der berühmte Parteigänger des Prätendenten D. Carlos, D. Miguel Gomez und sein Gegner, der ausgezeichnete Christinische General Narvaez, die der Geschichte des Jahres 1836 angehören, aus der Provinz Jaen gebürtig sind.

schwellungen berüchtigt ist und bei Tomependa sich gleichfalls mit dem Hauptstrome verbindet; im östlichen Theile, dem Lande der Xibaros, noch der Paracazá, Yurumbuzá und Rio Santjago. Das Klima gleicht in seinen allgemeinen Zügen dem äquatorialen, nur bringt die östliche Lage manche Unregelmäßigkeiten hervor, z. B. die gewaltige Hitze einiger Thalgegenden (wie Tomependa), die verhältnißmäßig große Rauheit wie Unbeständigkeit des Himmels in den westlichsten und nördlichsten hochgelegenen Gegenden der Provinz. Als mittlere Temperatur der letztern dürften 10—12° C., der erstern 24—28° C. anzunehmen sein. Die Regen sind zu jeder Jahreszeit gewöhnlich, mit größerer Häufigkeit erscheinen sie vom Januar bis zum Juni, und bilden dann die vom Eingebornen mit dem Namen der „Zeit der Wasser" belegte Periode. Die Fruchtbarkeit ist in Gemäßheit dieses Verlaufes sehr groß, und die Thäler eignen sich zu jeder Art von tropischem Ackerbau, während die Bergseiten mit einem außerordentlich dichten, aber nicht sehr hochstämmigen Walde überzogen sind. Das Pflanzenreich ist allein durch Alexander von Humboldt, der jene Gegend berührte, bekannt geworden. Es gleicht in seinem Verhalten demjenigen aller östlichen Abhänge der Andenkette Peru's. Die Region der Cinchonen liegt noch innerhalb der politischen Grenzen Jaens, jedoch geben die Arten nur eine Rinde von geringer Qualität, die unter dem Namen der Truxillo-Rinde bekannt ist, und den feinern Sorten von Loxa ehemals beigemischt wurde, jetzt kaum mehr im Großen gesammelt wird. Der einzige mit Thätigkeit betriebene Zweig des Ackerbaues ist die Cultur eines besonders feinen in Peru, aber vor allen in Chile, sehr beliebten Tabaks (Tabaco de Bracomoros), der von der spanischen Regierung sonst Behufs des Monopols aufgekauft wurde. Die Weincultur ist seit 1825 durch ein Paar Genueser um Jaen mit Vortheil versucht worden. Viehzucht, besonders von Maulthieren, war einst bedeutend, ist aber in Folge des Krieges gegenwärtig sehr gesunken. Die Bewohner sind der Mehrzahl nach Farbige; ihre Gesammtzahl erhob sich 1829 kaum auf 8000 ohne die wilden Xibaros; wie überall in Peru, fehlen auch hier wirkliche Zählungen. Bei der Abgeschnittenheit der Provinz steht Sittencultur und wissenschaftliche Bildung wenig höher als zur Zeit der Incas. Betriebsamkeit herrscht keine, denn die Bewohner sind zufrieden, wenn sie sich ihre Lebensmittel und geringe baumwollene Kleidung selbst verfertigt haben. Der Wohlstand ist durch das Aufhören des spanischen Tabaksmonopols, welches ziemlich viel baares Geld in das Land brachte, ganz gesunken. Ehemals betrieb man in vielen Bächen Goldwäschen, und große Summen sind auf diese Art gewonnen worden. Seit der Revolution hat auch dieses ein Ende genommen, besonders weil die räuberischen Xibaros den Besuch einer Menge der Confluenten, des Rio St. Jago und Paracazá verhindern und die nach Ermordung ihrer Gouverneure und Alcalden aufgestandenen, vorher halbcivilisirten Indier zwischen Valladolid und Zamora ihre Dienste verweigern. Die Indier von Jaen gleichen den übrigen Ureinwohnern des peruanischen Andenabhanges, und nähern sich in ihren Sitten den Serranos, den Abkömmlingen der Unterthanen der Incas. Das Andenken an die Stammnamen, die sie ehemals besaßen, ist lange verschwunden; die Pericos, Cherinos, Chacayngas, Copallens, Llangues des 16. Jahrhunderts sind in ein einziges armseliges Indiervolk verschmolzen. Die Regierung der Provinz liegt in den Händen eines vom Präfecten von Truxillo abhängigen Subpräfecten und einer Municipalität. Topographie. Jaen de Bracamoros, gegründet 1550 (5° 25′ südl. Br.) auf der kleinen Thalebene Clachimayo, Sitz der Regierung; hat höchstens 2500 Einw., die großentheils auf ihren Meiereien in den Wäldern Monate verbringen, eine Briefpost, die nach Truxillo einmal monatlich abgeht, zwei Kirchen, und besteht aus Holz- und Lehmhäusern, die mit Palmenblättern gedeckt sind. Der Landweg von Jaen nach Truxillo geht am Marañon bis Balsas hinauf und über Caxamarca nach Truxillo; im Ganzen nach dem peruanischen Postenberichte von 1826 = 98 Leguas. Der Maulthierpfad nach Piura beträgt 94 Leguas und geht über Perico, Pacará, Botijas, Charape, Tabaconas nach Huancabamba. Tomependa, Einschiffungsort der Provinz am Einflusse des Rio Chinchipe in den Marañon, ein kleines Dorf (5° 31′ südl. Br., 195 T. u. d. M.). Ebenso unbedeutend sind Valladolid, Charape u. s. w. als Orte, wo in offenen Palmhütten kleine Zahlen sehr uncivilisirter Mestizen gemeinsam leben.

Geschichtliche Momente. Der 11. Inca, Tupac Yupangui, hatte sich ohne Mühe die kleinen Völkerschaften der jetzigen Provinz Junin unterworfen und sogar seine Macht bis zu dem Apurimac ausgedehnt, als er seine Eroberungen auch im Norden fortzusetzen unternahm [1]). Die Bevölkerung von Huacarachuco leistete einen unerwarteten Widerstand gegen die gewohnte Versöhnlichkeit und Milde, die stets den Incas das beste Mittel der Eroberung geschienen hatte, erlag aber schnell strengern Maßregeln. Die Chachas, Bewohner von Chachapoyas, entsprachen dem Namen ihres Landes [2]), vertheidigten sich so muthig und fanden in der Beschaffenheit ihres von tiefen Thälern und wilden Strömen durchschnittenen Bodens solche Unterstützung, daß der Inca nur mit größter Mühe und Verlust an Zeit und Menschen vorwärts drang. Moyobamba blieb während mehrer Jahre die äußerste Grenze des Reichs, denn vergebens war ein Versuch gewesen, die Bewohner von Bracamoros zu unterjochen. Geschlagen, zog sich der Inca zurück und überließ die Fortsetzung seines Unternehmens seinem Sohne, Huayna Capac, der zwar in andern Richtungen glücklich, gegen Bracamoros nichts auszurichten vermochte, obwol er durch einen plötzlichen, mitten in der Regenzeit unternommenen Zug sich eines bessern Ausganges zu versichern gemeint hatte. Die Urbewohner, ungemein wilden Naturells und, wie hinzugesetzt wird, gleich den Cañaris (den Völkern der südlichen Gegenden der Hochebene von Quito) der Anthropophagie ergeben, schlu-

1) *Herrera* Dec. V. L. 3. c. 14. 2) Chachapoyas bedeutet Land der braven Männer nach *Garcil.* comment. real. L. VIII. c. 1. (edit. *Lisboa* 1609. p. 196.)

gen die Überfallenden in die Flucht. Man schloß nun die eroberten Gegenden gegen Bracamoros mit jenen militairischen Grenzcolonien ab, die von verpflanzten Unterthanen der Incas unter dem Namen der Mitimaes angelegt und bewacht wurden und unter vielen andern Einrichtungen auf eine sehr überlegte und reife Politik der alten Peruaner deuten[3]). Mit dem Falle des Reichs der Incas waren zwar schon die Provinzen Chachapoyas und Cassamarca in die Hände der Eroberer gerathen, aber erst mehre Jahre nachher wurde ihre Vergrößerung unternommen. Im J. 1538 befanden sich in Cuzco gegen 1600 müßige und zu Unruhen geneigte Spanier, an deren Entfernung dem Hernando Pizarro nicht wenig lag. Willkommen war es ihm daher, als Pedro de Vergara, der ebenfalls zur Partei der Unzufriedenen gehörig in Cuzco nur ungern gesehen wurde, sich zur Eroberung von Bracamoros erbot[4]). Mit welchem Erfolge diese betrieben worden, und wie viel die Spanier in jenen undurchdringlichen Bergwäldern gelitten haben mögen, verschweigen zwar die Geschichtschreiber jener Zeit, allein wir finden Vergara noch nach drei Jahren (1541) mit der Unterwerfung jenes Districtes beschäftigt, denn die nach ihm ausgesendeten Boten des Beistand suchenden Vaca de Castro hatten sich den Weg durch aufgestandene Völkerschaften zu bahnen. Juan de Salinas übernahm die Fortsetzung der Eroberung, indem sie in den Bezirk seiner Encomienda fiel, welche 20 Leguas von Zamora beginnend von der Schneide der Anden nach Osten 100 Leg. und ebenso viel von Nord nach Süden messen sollte. Die Eingeborenen wurden unterworfen, und Salinas, welcher seinen Namen der ganzen Provinz (bis dahin Igualsongo oder fälschlich Jaguarsingo genannt) beizulegen versuchte[5]), erbauete die Flecken Valladolid, Loyola, Santjago de la montaña. Der Präsident Gaska ertheilte nach Beendigung des Bürgerkrieges jene Provinz dem Capitain Diego Palomino, welcher am 10. April 1549 den Fluß Chinchipes erreichte und durch einen freundlich gesinnten Caziken unterstützt seine kleine Macht glücklich über die reißenden Fluthen nach dem andern Ufer brachte[6]). Er gründete die Hauptstadt Jaen gegen 1550. Ein allgemeiner Aufstand der Eingeborenen führte zwar den Ruin aller kleinern Ortschaften in dem letzten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts herbei, doch erholte sich die Colonie so weit, daß 1634 der General D. Diego Vaca de Vega den Ort Borja zu errichten vermochte[7]), der Bracamoros mit Maynas und den Ufergegenden am Marañon in Verbindung brachte, später aber zur letztgenannten Provinz geschlagen wurde. Die spätere Geschichte bietet nichts Erhebliches dar, als die halb freiwillige, halb gezwungene Anschließung der Provinz an Peru, welche, nachdem Quito, von welchem Bracamoros früher abgehangen, vom Mutterlande abgefallen war. Auf das Princip des Zustandes vor ihrer Unabhängigkeitserklärung fußend, hat die Republik jene Provinz bis jetzt behalten, ungeachtet der Reclamationen Colombiens und eines Artikels des Friedensvertrages von 1829, der über den Unruhen und Bürgerkriegen in beiden Ländern vergessen worden ist. (*E. Pöppig.*)

JAERA, *Leach* (Crustacea). Eine Crustaceengattung aus Oniscus *Linné* gesondert, von Latreille und Lamarck zu Asellus gerechnet. Sie kommt in den allgemeinen Kennzeichen mit dieser und Janira überein, weicht aber darin ab, daß an den vordern Füßen das vorletzte Glied nicht stärker oder mehr angeschwollen als das gleiche an den übrigen Füßen, und daß die Seitenanhänge des Schwanzes nicht in Spitzen, sondern einfache Höcker endigen. Die Augen sind, sowie bei Janira, einander mehr genähert als bei Asellus. Die einzige angegebene Art, J. albifrons *Leach* (Edinb. Encycl. T. 7. p. 434; Transact. of the *Linn.* Soc. XI. 373; Oniscus albifrons Montag. Mscpt. *Desmarest.* Crustacés 316) hat eine aschgrauliche Farbe und eine weißliche Stirn. Sie ist an den englischen Küsten zwischen Tangen und unter Steinen sehr gemein. (D. *Thon.*)

JAERA, *Hübner* (Insecta). Eine Gattung Tagschmetterlinge, aus Linné's Nymphales phalerati gesondert, mit oben düstern, unten hellern, fast netzförmig gezeichneten Flügeln. Es gehören hierher die von Cramer abgebildeten Papilionen Opis t. 138. A. B. Afor *Stoll* 27. 3. 3. B. u. Crithia *Cramer* 138. C. D. (Hübner, Verzeichniß bekannter Schmetterlinge S. 38.) (D. *Thon.*)

Jaëra, eine der Nereiden, s. Nereiden.

JAËSER, JASER, JAZER, JEZER (יַעְזֵר und יַעְזֵיר, griechisch *Ἰαζήρ* 1 Macc. 5, 8), war nach 4 Mos. 32, 35; Jos. 13, 25. 21, 39 ein zum Antheile des Stammes Gad gehöriger Grenzort, welcher aber den Leviten überwiesen wurde[a]). Im Buche Josua und 4 Mos. 32, 1 wird derselbe neben Gilead und dem Lande der Ammoniten erwähnt. Nach 4 Mos. 21, 32 gehörte er bei der Einwanderung der Hebräer nach Kanaan den Amoriten; nach Jes. 16 aber besaßen ihn die Moabiten. Eusebius im Onomastikon unter dem Worte *Ἰαζήρ* bezeichnet Jaeser als eine Stadt in Peräa, welche von Philadelphia oder Rabba 10 (nach einer andern Stelle unter d. W. *Ἀσούρ* nur 8) und von Hesbon (*Ἑσσεβών*) 15 römische Meilen entfernt sei; nach derselben Quelle lag es westlich von Philadelphia (was jedoch, wie schon Gesenius[b]) und Rosenmüller[c]) bemerkten, genauer gesprochen, südwestlich heißen sollte) und an einem in den Jordan mündenden Flüßchen. In dieser Gegend fand Seetzen[d]) Ruinen zweier Orte, Szâr und Szîr, von welchem letztern der Nahr Szîr dem Jordan zuströmt. Ferner erwähnt L. Burckhardt[e]), daß die Ruinen von Szyr

3) Garcil a. a. O. *Herrera* Dec. VI. L. IV. c. 10. 4) *Herrera* D. VI. L. IV. c. 10. 5) ibid. D. V. L. X. c. 14. 6) ibid. D. VIII. L. V. c. 13. 7) *Man. Rodriguez* el Marañon y Amazonas (Madr. 1684) L. I. c. 2.

a) Calmet (bibl. Reallexik. unt. d. W.) unterscheidet sonderbarer Weise zwei Leviten-Orte des Namens in Gad, lediglich mit Berufung auf die oben angegebenen Stellen des Buches Josua. b) Commentar zum Jesaias I. Th. S. 549. c) Handbuch d. bibl. Alterthumskunde 2. Bd. 1. Thl. S. 272. d) In v. Zach's monatl. Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde 18. Bd. S. 429, 430. e) Reisen in Syrien,

über der Quelle des Flüßchens Wadi Szyr (وادي صير) liegen, am Abhange des Thals, worin dieses läuft. Rosenmüller[f]) folgert aus diesem Umstande die Identität von Jaëser und Szyr. Burckhardt selbst dagegen[g]) möchte in der schönen Quelle Ain Hazir (عين حازير), welche in den Wadi Schoeb und mit diesem bei Nimrein in den Jordan geht, eine Beziehung auf das Jazer der Alten finden; wenn ihm Rosenmüller zugleich die Meinung zuschreibt[h]), daß er die Trümmer südlich von Szalt (Kherbet el Suk) für die Stadt Jazer halte, so hat er dies blos aus der Vergleichung des heutigen Namens jener Quelle mit Jazer (natürlich dem Flüßchen) geschlossen, da bei Burckhardt nichts davon vorkommt. Jerem. 48, 32 wird auch ein See Jaëser erwähnt, bis zu welchem die Weinranken der Stadt Sibma in Gilead sich ausgedehnt hätten. Seetzen[i]) erkundigte sich nach einem Landsee in jener Gegend, aber Niemand wußte von einem solchen, und nur einige Teiche sah er bei den Quellen des Nahr Szir. Gesenius[k]) ist geneigt, die Lesart in dieser Stelle für verdorben zu erklären, besonders mit Rücksicht auf die Parallele Jes. 16, 8, unter dem Meere aber jedenfalls das todte Meer zu verstehen, und den Ausdruck als dichterische Darstellung der Ausdehnung, Verbreitung der Weinpflanzungen aufzufassen. Ebenso erklärt sich Hitzig[l]) darüber. Demnach gehört also der See Jaëser auf manchen Karten zu den Fictionen, welche zu Folge einer wissenschaftlichen Exegese des A. T. entfernt werden müssen. *(A. G. Hoffmann.)*

Jaëssigu, s. **Jeetsu**.

Jafa, s. unt. **Jemen**.

Jaffa, s. **Joppe**.

JAFFIERABAD (Jafarabad), 1) eine kleine Stadt Vorderindiens in den Staaten des Nizam, Provinz Berar, District Beytalbarry, unter 20° 17' nördl. Br. und 76° 36' östl. L. 2) eine Stadt Vorderindiens in der Provinz Guzerate, gehört einem unabhängigen Häuptlinge. Sie liegt unter 20° 56' nördl. Br. 70° 3' östl. Länge in der Nähe der See, ist mit einer Backsteinmauer umgeben, und trieb sonst einen ansehnlichen Handel. *(Schmidt.)*

JAFFNA, Hauptstadt des Districtes Jaffnapatam in dem nördlichen Theile der Insel Ceylon. Die Stadt liegt unter 9° 45' nördl. Br., und 80° 9' östl. Länge, nicht weit vom Meere, mit dem sie durch einen für große Boote schiffbaren Flusse in Verbindung steht, ist befestigt und besitzt ein ziemlich starkes Fort, das aber im J. 1795 nach einem kurzen Widerstande von den Engländern genommen wurde. Sie hat gute baumwollene Manufacturen und geschickte Handwerker, die für die besten auf der ganzen Insel gelten, ist der Sitz des Districtsvorstehers und hat eine britische Garnison. Die Einwohner bestehen größtentheils aus Muhammedanern, unter denen auch viele eingeborne holländische Familien leben, die von Colombo hierher gezogen sind, da Jaffna ein wohlfeilerer und viel gesünderer Platz ist, und dem Range nach für die zweite Stadt der ganzen Insel angesehen wird. *(Schmidt.)*

JAFFNAPATAM, ein District im nördlichsten Theile der Insel Ceylon, grade Negapatam im südlichen Karnatik gegenüber gelegen, der für den gesundesten Theil der ganzen Insel gehalten wird, und eine längliche Halbinsel mit vielen zerrissenen Einschnitten bildet. Durch die günstige Seelage werden die heißen Landwinde abgekühlt, und man erfreut sich daher einer reinen und gesunden Luft. Es gibt einen Überfluß von allerlei Früchten, Wildprete und Geflügel, und auf diesem Punkte der Insel allein gedeiht die Schafzucht gut; hingegen sind Zimmet und Pfeffer schlecht. Ganz nahe an der Halbinsel liegen mehre kleine Inseln, denen die Holländer die Namen Delft, Haarlem, Leyden, Middelburg, Rotterdam und Amsterdam gegeben haben, und auf denen die Regierung ein Gestüte unterhält, wo wegen der vortrefflichen Weide die besten Pferde der ganzen Insel gezogen werden. Die Wälder, welche diesen District von dem übrigen Theile der Insel trennen, werden von einem wilden Volksstamme bewohnt, der unter dem Namen Bedahs oder Vaddahs bekannt ist, und von denen man glaubt, daß sie die Ureinwohner der Insel seien. *(Schmidt.)*

Jafnu, s. **Jafnu**.

Jafhars, ein Name Othin's, s. **Othin**.

JAFII, der Imâm, dessen voller Name Weli-ed-din Abu'lseâdât Abdallah Ben As'ad heißt, war ein Temimit und wahrscheinlich aus Jemen, weshalb er auch Jemeni beigenannt wird, und bekannte sich zu der Sekte der Schafiiten; ein höchst frommer Mann, der durch Wort und That überall seine Theosophie kund that, als Verfechter der Heiligen auftrat, und eine Menge Werke, die man sämmtlich zu den nützlichsten in ihrem Kreise zählt, verfaßte. Er nahm seinen Aufenthalt in Mekka und erhielt davon die Bezeichnung **Nezil Mekket, i. e. inquilinus Mekkae**. Sein Glaubensbekenntniß bestand in der Anerkennung der Sekte Aschari, sonst aber ging er den Weg der Sufi und sein ganzer Umgang beschränkte sich auf die gottesfürchtigsten Männer seiner Zeit. Daher würdigte ihn auch Dschami einer Stelle unter den in seinen Nafàhât el-uns oder den Biographien der Sufis (**Not. et Extr. XII**, 287 sq. Vergl. S. 402 und das Mscrpt. auf der pariser königlichen Bibliothek **No. 112 f. 205 verso**). Sein Todesjahr scheint sich nicht ganz genau bestimmen zu lassen, da die Angaben zwischen 768 (1366 und 1367, Hadschi Khalfa an mehren Stellen) und 771 der Fl., (1369—1370 Teewîm eltawârich) schwanken. Seine schriftstellerische Thätigkeit bewegte sich hauptsächlich in den asketischen und historischen Schriften, aber auch die letztern ganz im Geiste des Sufi, und fast nur im Bezug auf sie. Aus folgender Angabe seiner Werke, deren Kenntniß theils aus Taschköprizadeh's Encyklopädie (Miftâh el-seâdet v. Hammer'sche Handschr. S. 551),

---

Palästina u. s. w. Teutsch. übers., herausgeg. von Gesenius 2. Bd. S. 622.

f) a. a. O. S. 275. g) a. a. O. S. 609. h) a. a. O. in einer Anmerk. i) a. a. O. S. 430. k) a. a. O. S. 550, 551. l) Der Prophet Jesaia übersetzt und ausgelegt S. 196.

theils aus Hadschi Khalfa's bibliographischem Wörterbuche genommen ist, während sich weder in der Biographie universelle, noch sonst (mit Ausnahme des d'Herbelot unter Jafei, aber ganz kurz) eine Nachricht über den Mann und seine Schriften gedruckt vorfindet, wird eine deutliche Ansicht seines Wirkens durch die Schrift gewähren. Wir beginnen mit den größern: 1) der Spiegel der Dunkelheit und das Auge des Wachenden (Mirat el-dschenân we ain el-joctzân). Es handelt dieses Werk über die wichtigsten Begebenheiten der Zeit und das wechselvolle Schicksal der Menschen vom ersten Jahre der Flucht bis 750 (Not. et Extr. XII, 426 (3) gibt wahrscheinlich falsch 705 an) nach Jahren erzählt. Doch sieht es selbst mehr einem guten Auszuge ähnlich und beschränkt sich auf die Angabe des Wichtigern. Die biographischen Nachrichten der berühmten Männer entlehnte er zum Theil aus Ibn Challekân, zum Theil aus der Geschichte des Ibn Samora. Auch hier wird er vorzüglich beredt, wenn er auf Sufis zu sprechen kommt, und das um so mehr, als er es sich zum Gesetz in diesem Werke gemacht hatte, sie gegen die Angriffe des Dzehebi zu vertheidigen. Jacûb Ben Sajjedi aus Rumelien, der 931 (1524—1525) starb, verfaßte einen Auszug aus diesem Werke, setzte es aber, obwol er später lebte, nicht bis zu seinem Tode fort, sondern schloß, wo Jafii geschlossen hatte. 2) Der Garten der wohlriechenden Kräuter (Raudh el-rijâhîn). Es enthält dieses Werk Biographien und vorzüglich Wundererzählungen und wichtige Aussprüche berühmter Heiligen. Das Werk ward nämlich von Molla Mustafa Ben Schaban, bekannt unter dem Namen Sorûri in's Türkische übersetzt, während Jafii selbst einen Auszug unter dem Titel: Das Vergnügen der sehenden Augen und das Geschenk für die Herzen und Gedanken (Nozhet el-oyûn el-newâtzir we Tohfet el-colûb we el-khawâtir) daraus verfaßte. 3) Historische Bruchstücke, über welches Werk sich keine nähern Angaben finden. 4) Die rechte Leitung und die Ausschmückung über das Verdienstliche, Gott zu preisen und sein erhabenes Buch (den Koran) zu lesen (El-Irschâd we El-Tetriz fi fadhl dzikr allah). Jafii arbeitete selbst einen Auszug dieses Werkes aus. 5) Das erhabenste Lob der preiswürdigen Thaten des Scheich Abd-el-cadir, dieses Koryphäen und Altmeisters der Sufi, der in so vielen Schriften einen Panegyrikus gefunden hat. 6) Über denselben handelt auch seine kürzere Schrift, die Quintessenz der ruhmwürdigen Eigenschaften des Scheich Abd-el-câdir (Khilâset el-mefâchir fi achbâr Scheich Abd-el-câdir). 7) Ein Auszug aus dem Werke des Imam Ibn Asâkir (starb 571), welches dieser zur Widerlegung der über den Abu'lhasan Aschari (أشعري) in Umlauf gebrachten Lügen von Verleumdern schrieb. Letzteres führt den Titel: Tebyin kidzb el-musteri, und wird als ein höchst lehrreiches Werk allen Aspiranten zu lesen dringend anempfohlen. 8) Hinreichende Belehrung für den Glaubensbekenner und das Höchste, was ein eigensinniger Wähler wünschen kann (Kifâjet el-motackid we Nihâjet el-munteckid); asketischen Inhalts. 9) Pflaster für die vernachlässigten Krankheiten, eine gegen die Imame der Ketzer (Motazeliten) gerichtete Widerlegungsschrift. 10) Die beifallswerthen Perlen über die in demselben Jahre wiederholte Abhaltung des heiligen Umgangs um die Kaaba, Umret genannt (El-Dorer El-Mustahsenet), eine Frage, die auch Andern aufgeworfen und von ihnen verschieden beantwortet ward. 11) Ein Panegyrikus auf den hundertsten Imam von der Sekte des Aschari (Menâckib). 12) Quelle der Gedanken, zur Erklärung der Wissenschaften (Menhal el-mafhûm fi scharh elsinet el-olûm. 13) Ebenfalls eine mystische asketische Schrift: Verbreitung der wohlriechenden Kräuter über das Verdienstliche der Brüder, die vor Allem Gott huldigen (Naschr el-rihân). 14) Ein Werk ganz ähnlichen Inhalts: Verbreitung der erhabenen lobenswerthen Eigenschaften über das Verdienst der Scheiche, die im Besitze der erhabenen Standpunkte der Frömmigkeit sind (Naschr el-mehâsin el-âlijet), also ebenfalls zum Lobe der Sufis. 15) Die Ausdünstungen der Blüthen und die blinkenden Strahlen der Lichter (Nafachât el-azhâr). Lobeserhebungen asketischer Frömmler. 16) Seltene Gedanken (Newâdir el-meâni), welches Werk Mirchond erwähnt. 17) Der Endpunkt des Lebens, ein Lobgedicht auf sufische Scheiche (Nihâjet el-mahja fi madh Schojûch min El Sufijet). Jafii schrieb auch in eigener Person einen Commentar dazu. 18) Ein anderes Gedicht, Perlen zum Lobe des Herrn der Menschen und Glanzstellen über Paränese und Beispiele (Dorer fi madh sejjid el-bascher).

2) Früher als der ebengenannte Jafii, schon 522 (1129), starb der Grammatiker und Dichter Abu Beor Muhammed Ben Abdallah El-Jafii El Dschendi, der zugleich Kadhi und in Jemen zu Hause war. Wir besitzen von ihm: 1) Einen Schlüssel zur Grammatik (Miftâh fi el-nahw), ein Handbuch, das vorzüglich von den Jemenensern sehr hoch geschätzt ward. 2) Eine Sammlung Gedichte (Divân) in zwei gleich starken Bänden, die für schön und zart gehalten werden, und ebenso ernsthaften als scherzhaften Inhalts sind.

3) Ein Abu'lcasim Muhammed Ben Abd-el wâhid Ben Ibrahim Jafii, soll nach dem Werke El-Dorr, wie Hadschi Khalfa angibt, eine Schrift: „Die blinkenden Strahlen der Lichter und die Ausdünstungen der Blüthen (Lamahât el-anwâr) geschrieben haben. Allein das Werk verräth sich sehr bald als dasselbe mit dem oben Nr. 15. unter Abu'lseâdât Jafii angegebenen, nur daß der Titel umgestellt ist. Dagegen haben die Verfasser in ihrem ganzen Namen nur die Geschlechtsbezeichnung Jafii mit einander gemeinschaftlich. (*Gustav Flügel.*)

Jafnhar, einer der Namen Othin's auf seinen Wanderungen, s. Othin.

JAFNU (Jaffnu), ein Negerkönigreich im Innern Afrika's und im östlichen Theile von Senegambien, zwischen den Negerkönigreichen Gedumah, Ludamar und Kaarta. Die Bewohner gehören zum Negerstamme der Foulahs und sind nach einigen neuern Nachrichten dem Reiche Marokko tributpflichtig. (*Schmidt.*)

Jafo, s. Joppe.

Jag (Geogr.), s. Ob.

JAGA BABA soll die russische oder auch überhaupt slawische Kriegsgöttin gewesen sein, ein hageres Weib von abscheulicher Gestalt in einem Mörser fahrend, den eine eiserne Keule forttrieb; wird ihrem Charakter nach bald als schlimm, bald als gut geschildert, je nachdem sie gelaunet war[1]). Nach Mone dagegen ist nicht einzusehen, mit welchem Grunde Jaga Bàba für eine Kriegsgöttin erklärt wird. Nach ihm berechtigen ihre lange, hagere, abschreckende und alte Gestalt, ihre dürren Beine, ihr hölzerner Mörser, worin sie von Pferden[2]) gezogen wurde ꝛc. nicht zu einer solchen Annahme. Doch lassen jene als Sinnbilder des Elends, welches der Krieg bringt, sich recht gut auf eine Kriegsgöttin beziehen. Ihr Mörser wird dann als das Zauberwerkzeug gedacht, aus welchem jenes Elend hervorgebracht wird. Nach Mone weiset jedoch ihr Name vielmehr auf die goldene Alte Slota oder Solotaja Bàba zurück, die nach russischen Nachrichten ihren großen Dienst am Obj gehabt. Ihrem Enkel Swiatowit (Swantewit) soll sie auf dem einen Arme gehabt, und ein anderes Götterkind ihr zur Seite gestanden haben. So viel ist ferner nach Mone gewiß, daß die russische Benennung dieses Wesens nur ein Beiname gewesen, und hierin die Sage von einer nordasiatischen Mischung der slawischen, vorzüglich wendischen Religion enthalten ist. Mone, welcher die russischen Götter eintheilt 1) in Götter des Volks, 2) in Götter des thierischen Lebens überhaupt, 3) in Götter der leblosen Natur, bringt die Jaga Bàba in diese letzte Classe, und nimmt an, daß der russische Glaube, der alles blos für menschliches Bedürfniß würdigte, folgerichtig die Naturgötter nur als Übergangs- oder Zwischenwesen auffaßte, die den Menschen mit der Natur vermitteln und daher in die unterste Götterordnung zu den Geistern gehören. Da sie Mittelwesen sind, so liegt es in ihrer Natur, beides gut und böse zugleich zu sein, und so erscheinen sie auch als Zwischenwesen der Weiß- und Schwarzgötter. Charakter der guten Geister scheint die Hexe Jaga Bàba zu sein, der bösen Kaschtschey; beide sind ungestalt, wie die übrigen Geister, und das Weib, welches hier an der Spitze steht, mag einen tiefern Religionszug enthalten. So nach Mone's Deutung[3]). Die Quellen der russischen Mythologie fließen zu trübe, und es bleibt daher dunkel, ob die Jaga Bàba wirklich ursprünglich eine Gottheit zur Zeit des Heidenthums oder blos ein späteres Geschöpf, oder wenigstens eine spätere Umwandlung einer frühern Gottheit im Geiste des Volksglaubens war, ähnlich wie auch die Erklärungen der Holda oder Holle des teutschen Volksglaubens nicht mit Sicherheit zu einer ursprünglichen Göttin des Heidenthums führen[4]). Dem Wesen nach hat die Jaga Bàba einige Ähnlichkeit mit der Holda[5]), dem Namen nach könnte sie mit der mährchenhaften Jecha verwandt sein. Bàba bedeutet im Russischen ein Weib, und insbesondere ein altes gemeines Weib. Außerdem bedeutet Bàba auch einen Rammel, einen Schlägel, eine Kopfgans. Aus jener Bedeutung läßt sich mit Wahrscheinlichkeit schließen, warum der Volksglaube der Jaga Bàba eine Keule beilegte, man dachte bei Bàba nicht blos an die Bedeutung von altem Weib, sondern auch an die von Schlägel, Keule. Für die Freunde der Zusammenstellung ähnlich klingender Namen dürfte hier bemerkens- und vergleichenswerth sein die syrische Göttin Babia, nach welcher besonders in Damaskus die Kinder und nachher auch die Jünglinge Babia genannt gewesen sein sollen, sowie Damascius sagt:

Βάβια δὲ οἱ
Σύροι, καὶ μάλιστα οἱ ἐν
Δαμασκῷ τὰ νεογνὰ καλῦσι
Παιδία· ἤδη δὲ καὶ τὰ μειράκια
Ἀπὸ τῆς παρ' αὐτοῖς νομιζομένης
Βαβίας θεῦ[6]).

(*Ferdinand Wachter.*)

Jagadeva, s. Jayadeva.

JAGARA, auch **JAJARA, JAGARE, JAGGREE**, vom Sanskrit Sarcara, heißt nichts anderes als Zucker, und wird in Indien zur Bezeichnung verschiedener Zuckersorten gebraucht, die man aus dem Safte mehrer Palmarten gewinnt, namentlich aus der Fächerpalme, **Borapus flabelliformis**, der Elatepalme, **Elate sylvestris** *Linn.* u. a. m. Man zapft den Saft aus der noch nicht entfalteten Blüthe durch Einschnitte ab, und bringt ihn entweder als solchen in den Handel, oder stellt den Rohrzucker daraus dar, der in einigen Gegenden selbst einen Ausfuhrartikel ausmacht, und den Bau des Zuckerrohrs verdrängt hat. Der Saft geht leicht in geistige Gährung über, und liefert dann gekocht ein zuckerhaltiges, in Indien sehr beliebtes geistiges Getränk, den Palmwein Jagory, von den Briten Toddy genannt. Dieser Wein gibt beim Destilliren den besten Arrak, und, in saure Gährung versetzt, einen sehr starken Essig. Der Ertrag an Saft, den ein Baum täglich zu liefern vermag, bleibt sich ziemlich gleich. Die männliche Palme gibt ihn indessen drei Monate lang, die weibliche nur während einer Woche.

(*Bunsen.*)

Jagara (Geogr.), s. **Dowletabad.**

Jagarnat, Jagrenat, Jangarnat, s. **Dschagarnath.**

JAGATH, *Ἰαχάθ*, nach Ptolemäus eine wenig bekannte, östlich von **Phoebi promontorium** in der afrikanischen Landschaft Mauritania Tingitana gelegene Stadt, die mit der jetzigen Tetuan, Tetwan oder Tetewen in Marokko für identisch gehalten wird.

(*R.*)

---

1) Karamsin und nach ihm Tappe, Geschichte Rußlands 1. Thl. S. 62. 2) Denn die Angaben über die Jaga Baba sind sehr verschieden, sodaß nach der einen eine eiserne Keule, nach der andern Pferde den Mörser, in welchem sie fuhr, fortrieben. Die ihren Mörser als Wagen forttreibende eiserne Keule deutet auf eine gewaltige Zauberin hin. 3) Mone, Gesch. des Heidenthums im nördlichen Europa 1. Thl. S. 142. 4) über die Holda und Holle handelt am vollständigsten Grimm, teutsche Mythologie S. 139, 164, 192—196, 522, 532, 554, 594. Holda ist nicht blos ein freundliches, mildes Wesen, sondern auch ein zürnendes, und schreckhaft durch die Lüfte fahrendes, und verdient in dieser Beziehung mit der Jaga Baba verglichen zu werden. 5) s. d. Art. Jecha, und C. K. Barth, die altteutsche Religion 1. Thl. S. 120, 121, wo auch in Anspruch genommen wird, daß Jochaia auch ein Beiname der Diana war. 6) *Damascius*, in vita Isidori apud *Photium* in Myriobibl. Cod **CCXLII.**

JAGD, JÄGEREI (die), ist die Kunst (das Wissenschaftliche der Jägerei ist untergeordneter Theil) das Wild nach Maßgabe der Benutzung desselben zu unterscheiden, zu ziehen und zu hegen, wie desselben durch Jagen und Fangen habhaft zu werden. Demgemäß zerfällt dieselbe in drei Haupttheile: a) in die Jagdnaturgeschichte (Jagdzoologie, Jagdbotanik); b) in die Wildzucht und den Wildschutz; c) in die Lehre von Jagd und Fang des Wildes (Jagd im engern Sinne). Die Jagdnaturgeschichte lehrt die Classification des Wildes nach dem Baue der äußern und innern Theile, nach dessen Aufenthalte, Nahrung (Äsung), Fortpflanzung, Nützlichkeit (Nutzwild), Schädlichkeit (Raubwild), Eigenthümlichkeiten (Standwild, Wechselwild, Zugwild), Geschlechts- und Altersverschiedenheiten, endlich des Wildes Erkennung und Schätzung nach dessen Spuren (Fährte, Gefährte), in der Jagdsprache das Ansprechen genannt. Die Wildzucht lehrt die Verhältnisse kennen, unter denen die verschiedenen Arten des Nutzwildes am besten gedeihen (Zahl desselben auf gegebenem Raume oder Reviere; Zahlverhältniß in Bezug auf Geschlecht; Artverhältniß zu dem Boden und den Anhangs- und Deckungsmitteln des Reviers; Fütterungen, Salzlecken: deren Ort, Anzahl und Einrichtung). Der Wildschutz lehrt, alles dem Wilde Schädliche abzuhalten (Vertilgung des Raubwildes, Verhinderung der Wilddieberei und der Störung des Wildes durch Forstfrevler, Laubsammler, Viehtreiber ꝛc., endlich Aufsicht auf strenges Halten der Schon- und Hegezeit). Die Jagd im engern Sinne lehrt das regelrechte Habhaftwerden des Wildes durch Schuß und Fang; die Ausübung dieser Kunst bedingt zuerst die Kenntniß der Jagdnaturgeschichte und der Lehre von Wildzucht und Wildschutz; ferner: die Jagdwaffenlehre (Kenntniß des Jagdfeuergewehrs [Flinte, Büchse] und der blanken Jagdwaffe [Jagdspieß, Hirschfänger, Genickfänger], der Ladung [Pulver, Schrot, Posten, Kugeln], der Zündungen [Steinschloß, Percussion, Zündnadel ꝛc.], und von der Wirkung jeder Waffe, sowie von dem Material der Anfertigung und dem Gebrauche der verschiedenen Fanggeräthe [Eisen, Fallen, Schlingen, Netze]), endlich die Jagdtaktik (Kenntniß der Arten des Jagens [Pürschgang, Suche, Anstand, Treibjagen, s. d. Art.] und des Fanges, der Abrichtung des Hundes zur Jagd, wie des Falken [s. Art. Falknerei], des Frettchens [s. Frettiren] und der Lockvögel). Bei Ausübung der Jagd (Jagdpraxis) theilt man das Wild außer in Nutz- und Raubwild noch nach dem Werthe ein, den der Jäger auf dessen Habhaftwerden legt. Daher: hohe Jagd (Hirsch, Bär, Wolf, Luchs, Adler, Auerwild, Trappe, Kranich, Schwan und Fasan); Mitteljagd (Sau, Rehwild, Birkwild, Haselwild, der große Brachvogel), niedere Jagd (alles übrige Nutz- und Raubwild). Jedes Nutzwild hat seine Schutz- und Hegezeit; dem Raubwilde dagegen darf von jedem Jagdberechtigten allezeit nachgestellt werden.

Das zur hohen und mittlern Jagd gehörige Hegewild wird entweder auf dem Pürschgange (s. Bürschen) mit Hilfe des Schweißhundes (s. den Art. Hund) erlegt (gepürscht), oder auf dem Anstande (s. den Art., und die Art. Blatt und Falknerei), oder parforce gejagt (s. d. Art. Parforcejagd) oder auch mit Netzen, Tüchern und Lappen in eigenen Bezirken umstellt (s. den Art. Jagen). Das Federwild dieser Art wird, seitdem die Falkenjagd (Baize) außer Gebrauch ist, gleich dem zur niedern Jagd gehörigen Wilde, entweder auf der Suche mit dem Hühnerhunde, oder im Treibjagen, oder auf dem Anstande erlegt, oder in Netzen und Garnen gefangen. Auf spärlich mit Wild bestandenen Revieren läßt man dasselbe durch Jagdhunde (s. den Artikel Hund) sich zutreiben, oder hetzt es mit Windhunden (s. die Art. Hetzen und Hund). Das Raubwild und die geringen Federwildgattungen werden in Gruben, Eisen, Fallen, Garnen und Schlingen gefangen, letztere auch durch Locktöne und Lockvögel zum Einfallen gebracht. Wölfe und Füchse werden auch beim Luder geschossen. Endlich gehört noch zur Jagd, die Kunst das Wild abzustreifen und zu zerlegen, die Einrichtung des Transports und die Aufbewahrung der Häute, Felle und Bälge desselben (vgl. Döbel's Jägerpraktik; aus dem Winkell's, Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber u. a. m.).

(*Benicken.*)

JAGD. A. In historischer Beziehung. So lange die Jagd nur den Zweck hat, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu liefern, den Jäger zu nähren und zu kleiden, so lange der Werth des Wildes allein es ist, welcher zu dessen Erlegung anreizt, gelten alle Mittel gleich, um sich in den Besitz desselben zu setzen. Gruben, Fallen, Schlingen, eingezäunte Fangplätze, in welche man die Thiere zu locken sucht, waren und sind die gewöhnlichsten Mittel zur Erlegung des Wildes bei rohen Völkern, denen noch andere folgen. Schon eine größere Ausbildung der Jäger setzt die Anwendung abgerichteter Hunde, Baizvögel, der Netze und des Bogens voraus, indem dazu nicht blos mehr Kenntniß und Geschicklichkeit nöthig ist, als zur Ausgrabung einer Grube, sondern auch dabei schon mehr Menschen zusammenwirken müssen. Sowie die Jagd weniger den Zweck hat sich des Thieres um seines Werthes willen zu bemächtigen, vielmehr das Vergnügen der Verfolgung und Erlegung der Hauptzweck ist, wird sie auch künstlicher. Man sucht die Schwierigkeiten dabei eher auf, als daß man sie vermeidet; man verbindet damit mehr oder weniger Luxus. Die Jagdleidenschaft wächst, je mehr sich die Schwierigkeiten häufen, sie ist desto gewöhnlicher, je kräftiger der Menschenschlag ist; sie verliert sich, sobald wenig oder gar keine Hindernisse dabei stattfinden, wie z. B. in reich besetzten Thiergärten; sie ist selten da zu finden, wo ein Volk sehr verweichlicht ist. Das ist der natürliche Gang der Dinge, wie er sich stets gezeigt hat und stets zeigen wird, da er aus der Natur der Sache hervorgehet.

Unter den alten Völkern waren die Perser leidenschaftliche Jäger. Hauptsächlich war bei ihnen die Baize, wie noch jetzt in Persien, der Mongolei, Tartarei und in Arabien, in großem Ansehen, und sie legten einen sehr hohen Werth auf gut abgerichtete Baizvögel. Auch die Türken zu der Zeit, wo die Sultane noch wirklich ihre Befehle im Steigbügel stehend erließen, theilten diese Lieb-

haberei, sodaß Bajazeth jedes andere Lösegeld für den gefangenen Herzog von Nemours verschmähete und ihn nur gegen isländische, zur Baize abgerichtete Falken freigab. Doch hatten die Perser auch schon große Wildgehege oder Thiergärten, in denen hohes Wild für die Satrapen gehalten wurde. Xenophon, in der Beschreibung des Rückzugs der 10,000 Griechen, erwähnt einen solchen ausdrücklich. Die Phönizier führten bereits gallische Jagdhunde als Tauschartikel nach Persien. Die Jagd der Griechen beschreibt uns Xenophon. Sie wandten Netze zum Fange des Wildes an, indem sie dieselben aufstellten und das aufgejagte Thier mit Geschrei und Hunden verfolgten, bis es sich in denselben fing. Die dazu verwandten Hunde scheinen von der Race unserer Braken oder Wildbodenhunde gewesen zu sein. Zum Hetzen des Rothwildes und der Rehe wurden starke und sehr rasche Windhunde aus Asien gebraucht, wie denn auch noch jetzt die Windhunde, welche von den Beduinen zur Straußen- und Gazellenjagd gebraucht werden, die raschesten und ausdauerndsten auf der Welt sind. Eine andere Race waren die kretischen, lokrischen und lakonischen Hunde, welche man zur Saujagd verwandte, und welche so stark waren, daß sie das sich stellende Schwein packen konnten, welches der Jäger dann mit dem Jagdspieße abfing. Auch scheint man schon unsere Finder zur Saujagd in Griechenland angewendet zu haben. Alle Jagden machten die Griechen zu Fuße, indem sie dem von den Hunden gejagten Wilde möglichst rasch folgten, weshalb die Jäger sich auch sehr im ausdauernden Laufen üben mußten. Nur zur Verfolgung starker Raubthiere, der Löwen, Leoparden, Bären &c., verabredeten sich größere Jagdgesellschaften zu Pferde, um ihnen den Rückzug nach den Gebirgen abzuschneiden, wenn sie aus diesen in die Ebene herabkamen, um daselbst zu rauben. Bei den Römern wurde die Jagd von den höhern Ständen weniger ausgeübt als bei den Griechen. Dies mochte wol theilweise darin liegen, daß die Umgegend von Rom und der größte Theil von Italien schon sehr cultivirt waren und folglich wenig Wild daselbst gefunden wurde, theils auch darin, daß die rüstige Jugend gewöhnlich im Felde stand. Später waren die Römer auch wol zu sehr verweichlicht, um mühsam entfernte Jagdzüge vorzunehmen. Doch unterhielten sie häufig kleine Thiergärten, um Wildpret für die Tafel darin zu ziehen.

Die Gallier und alle germanischen Stämme sind von jeher leidenschaftliche Jagdliebhaber gewesen. Die geschätzteste Jagd in Gallien war die Parforcejagd (s. diesen Art.) auf alle größere Wildgattungen, wie Auerochsen, Elenn, Roth- und Schwarzwild, Gemsen, und das Hetzen des kleinern Haarwildes mit Windhunden. Erst durch die Kreuzzüge wurden die Baizvögel in Frankreich allgemein eingeführt, obwol sie hier, wie in Teutschland auch schon früher bekannt waren. Die alten Teutschen konnten indessen von diesen Jagdmethoden in ihrem waldreichen Vaterlande weniger Gebrauch machen. Rothwild suchten sie mit zahmen abgerichteten Lockthieren in eingezäunte Räume zu locken, oder dasselbe durch Kirrungen hineinzuziehen, fingen es in Gruben, Schlingen oder Netzen, welche man über den Wechsel spannte. Sauen wurden auf gleiche Art erlegt oder mit Hunden gehetzt und mit dem Jagdspieße abgefangen, eine Jagd, welche auch häufig auf Bären angewandt wurde. Elennwild, welches sich vorzüglich in den Bruchgegenden aufhielt, wurde im Winter auf dem Eise gehetzt, wo man es leicht erlegen konnte. Hasen wurden wenig geachtet und den Sklaven oder Unfreien zur Jagd überlassen, welche das edlere Wild nicht jagen durften; auch waren sie in der ersten Zeit, als die Teutschen zum Christenthum bekehrt waren, als Speise verboten, da sie früher bei den Opfermahlzeiten genossen worden waren. Zur Jagd der geringern Thiere, der Biber, Ottern, Marder, welche weniger edel und den Unfreien überlassen war, wurden verschiedenartige Hunde abgerichtet, welche sehr hohen Werth hatten. Das Geflügel fing man größtentheils in Netzen und Schlingen, doch besaßen die Reichen auch schon Baizvögel. Karl der Große führte in Teutschland einen großen Jagdluxus ein. Seine Jagdequipagen, bestehend aus hinreichendem Jagdzeuge, um große Jagden machen zu können, einer zahlreichen Meute zur Parforcejagd, aus allen Fangapparaten und abgerichteten Hunden, welche zur Jagd benutzt wurden, waren auf allen kaiserlichen Schlössern vertheilt, und seine Domainen wurden zu kaiserlichen Leibgehegen gemacht und mit dem Jagdbanne belegt. Auch unterhielt er sogar abgerichtete Leoparden, mit denen er jagte. Ein bedeutender Hofstaat wurde blos in Bezug auf die Jagd gehalten, und von ihm stammen die Hofchargen für die Jägerei her. Er richtete zur Jagd Bannforste im westlichen Teutschland ein, in denen die von ihm eingesetzten kaiserlichen Beamten darüber zu wachen hatten, daß die Jagd von Niemandem benutzt wurde, der nicht dazu befugt war.

Von Karl dem Großen an theilte sich die Jagdwissenschaft in zwei Theile, die französische Jagd und die teutsche. Die erstere umfaßte die eigentliche Parforcejagd, auch wol die damit verwandte Windhetze, die teutsche dagegen war vorzüglich auf Abrichtung des Leithundes und das Stellen mit Netzen und Tüchern gerichtet, was die Franzosen und Engländer als eine nicht ritterliche Jagd verachteten. Die Ausübung der Jagd wurde nach und nach immer mehr ein ausschließliches Recht des Adels und der Fürsten, da früher jeder freie Bewohner Teutschlands und Frankreichs daran hatte Theil nehmen können, und man betrieb sie mit ebenso viel Luxus als Kunst, machte sich aber auch dabei der größten Tyrannei und Barbarei schuldig. Die Fürsten und großen Gutsbesitzer in Frankreich und England richteten sich überall Parforcejagd auf Rothwild, Sauen, Füchse und Hasen ein, und in Frankreich bestand selbst eine königliche Parforcejagd auf Wölfe. Der Unterricht der Prinzen und des hohen Adels beschränkte sich lediglich auf die Anleitung zur Führung der Waffen und zur Ausübung der Jagd. Die geringern Edelleute begnügten sich mit Windhunden, mit denen sie umherzogen, und man rechnete daß in den Kriegen Englands und Frankreichs nicht blos 20,000 Edelleute in Frankreich Windhunde hielten, sondern auch beinahe jeder Ritter der englischen Armee solche mit sich führte,

um überall zu hetzen. Da man dabei gar keine Schonzeiten inne hielt, so war das Wild ziemlich selten, und Wildentwendungen durch Bauern und niedere Leute wurden deshalb auch mit der größten Barbarei bestraft. Der jagdberechtigte Adel respectirte dagegen gewöhnlich nur die landesherrlichen Gehege, eingezäunten Räume und Thiergärten. Für ihn war die Jagd, wie noch jetzt in Polen und England, überall frei. Vorzüglich galt dies für die Baize, welche gleich leidenschaftlich von Teutschen wie Engländern und Franzosen geliebt wurde, und worüber wir noch ein Lehrbuch von Kaiser Friedrich II. besitzen, welches neuerdings Schneider in Breslau übersetzt und erläutert hat. Der ärmere Ritter, welcher keinen Grund und Boden hatte, auf welchem er jagen konnte und keine Meute zu ernähren vermochte, hatte wenigstens einen gut abgerichteten Baizvogel, mit welchem er überall baizte, wo sich eine Gelegenheit dazu darbot, und mit dem er überall willkommen war. In Teutschland, welches im Allgemeinen viel waldreicher war als Frankreich, wurde weniger mit Windhunden gehetzt, und die Parforcejagd traf man nur an den Höfen der Fürsten, da sie einen nicht unbeträchtlichen Kostenaufwand verursachte. Dagegen aber wurden hier die Leithunde mit großer Kunst gearbeitet, um eingestellte Jagden machen zu können, und eine große Menge künstlicher Methoden zum Fangen jeder Art von Wild verlangte ein langes und angestrengtes Studium des Jägers. Die Parforcejagd wurde in vielen Gegenden durch die Jagd mit Bracken ersetzt, welche aber das Wild nicht wie die Parforcehunde bis zur äußersten Ermüdung jagten und dann stellten oder fingen, sondern es nur in die Netze sprengten oder nach Erfindung des Schießpulvers dem Jäger zum Schusse brachten.

Vor dem 30jährigen Kriege war wol nirgends in Europa ein übermäßig starker Wildstand, vielleicht einige Wildgehege der größern Fürsten ausgenommen. Dies lag darin, daß man keine Schonzeit hatte, daß man gewöhnlich alles Wild ohne Unterschied erlegte, was man bekommen konnte, und daß auch überall noch die größern Raubthiere, Bären, Wölfe und Luchse, vorhanden waren, wo es große Wälder gab, welche die starke Vermehrung der größern Wildgattungen sehr hinderten. In England waren zwar die Wölfe schon im zehnten Jahrh. ausgerottet, da dies Land jedoch schon lange keine bedeutenden Wälder mehr hat, so waren die größern Wildgattungen auf die Parks und Thiergärten beschränkt. Vorzüglich in Teutschland vermehrten sich aber nach dem 30jährigen Kriege die geschätztesten Wildgattungen ungemein. Die Auerochsen waren schon zur Zeit Karl's des Großen im eigentlichen Teutschlande wol nicht mehr vorhanden, und hatten sich in die großen polnischen und preußischen Wälder zurückgezogen, wenigstens eine Species, der Bison, welcher noch jetzt im kaiserlichen Leibgehege im bialovitzer Walde, unweit Grodno im russischen Polen, gehegt wird. Der eigentliche Auerochse, welcher den alten Teutschen und Galliern die ungeheuern Trinkhörner lieferte, scheint ein ausgestorbenes Thier zu sein. Gemsen und Steinböcke, welche sonst selbst in den teutschen Mittelgebirgen lebten, haben sich in die Alpengegenden zurückgezogen, und von den Steinböcken ist es sogar noch zweifelhaft, ob sie überhaupt noch in Teutschland gefunden werden. Das Elenn- oder Elchwild war sonst in Holland, am Niederrhein und in allen größern Bruchgegenden einheimisch, wird jedoch gegenwärtig nur noch an Teutschlands Grenze in Preußen getroffen, wo es auch erhalten wird. Das Renthier ist wol nie in Teutschland einheimisch gewesen, da es ein so mildes Klima, als hier herrscht, nicht erträgt, und wenn von ihm hier die Rede ist, so findet wahrscheinlich eine Verwechselung mit dem Elchwilde statt. Dagegen hat Teutschland, aber erst im 17. Jahrh., eine neue, jetzt sehr gewöhnliche Wildgattung durch Einführung des Damwildes erhalten. Es ist zu uns aus England herübergebracht und zuerst in Thiergärten erzogen, dann in das Freie gesetzt worden. England hat dies Wild wieder erst aus Spanien erhalten; ob es aber in diesem Lande einheimisch war, oder ebenfalls erst angesiedelt wurde, dürfte schwer festzustellen sein. Bären und Luchse, erstere ein Wild, auf dessen Jagd man einen so hohen Werth legte, findet man nur noch im höhern Gebirge oder in Polen und Rußland. Wölfe streifen dagegen aus Frankreich und Polen oft noch weit herum. Von dem Geflügel, welches Gegenstand der Jagd ist, kann in einigen Gegenden vielleicht manches verschwunden sein; im Allgemeinen besitzt Teutschland aber wol noch alles, was ursprünglich hier einheimisch war. Es hat sogar die Fasane neu hinzubekommen, welche wahrscheinlich Karl der Große bei uns einheimisch gemacht hat, und die Rebhühner finden sich in weit größerer Menge vor als früher. Das Wassergeflügel hat sich dagegen schon, weil viele Sumpfgegenden entwässert worden sind, gewiß sehr vermindert.

Nach der Erfindung des Schießpulvers und dessen Anwendung zur Erlegung der Jagdthiere, welche schon im 16. Jahrh. einzeln erfolgte, im 17. Jahrh. sehr allgemein wurde, im 18. aber erst mit Erfindung der französischen Feuerschlösser sich vollständig ausbildete, änderte sich die ganze Art und Weise der Jagd. Die vielen künstlichen Fangapparate, vorzüglich zum Fange des Flügelwildes, verschwanden, weil die Erlegung mit Schießgewehr viel leichter und einfacher war. Auch die Netzjagden, bei denen man das Wild in die Netze jagte und mit Keulen todt schlug, fielen hinweg, wogegen sich die Dressur der Hühner- und Schweißhunde mehr ausbildete. Die Baize verschwand leider so gänzlich, daß vielleicht in ganz Europa kein gut abgetragener Edelfalke mehr zu finden ist, wie man sie sonst zu Tausenden fand, obwol an einigen Höfen noch Falkonire als Antiquität gehalten werden, auch in England wieder gebaizt wird. Auch die Hetzjagden wurden seltener, und die Parforcejagd erhielt sich nur in England, vorzüglich auf Füchse, allgemein. Sonst setzte man bei dem kleinen Wilde die Bracken an die Stelle der eigentlichen Parforcehunde, und nur an den Höfen der Fürsten erhielt sich die Parforcejagd auf Rothwild und Sauen.

Eine neue Epoche begann für die Jagd mit der französischen Revolution. Grade in Frankreich war der Landmann durch den Druck einer Menge kleiner adliger

Jagdtyrannen, — denn der Bürgerliche durfte sich gar nicht mit Ausübung der Jagd beschäftigen — am meisten gequält worden. Die schädlichsten Thiere, wie z. B. Kaninchen und selbst Wölfe, wurden in Menge gehegt, die häufigen Jagddienste und Frohnden jeder Art mit großer Strenge gefodert, und die kleinste Übertretung der strengen Jagdgesetze zog die härtesten Strafen nach sich. Es war daher ganz dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, daß eins der ersten Gesetze, welches die Nationalversammlung erließ, die Freigebung der Jagd betraf und alle privativen Jagdrechte mit einem Male vernichtet wurden. Eine Ausrottung der größern Jagdthiere war die Folge davon, denn nur die Wölfe und wilden Schweine haben sich in waldreichen Gegenden, die überhaupt dem Jäger zugänglich sind, noch erhalten. Die kleinern haben sich erst wieder hin und wieder vermehrt, als man sich genöthigt sah, die Ausübung der Jagd mehren polizeilichen Beschränkungen zu unterwerfen. Dem Beispiele der Franzosen folgte man auch in vielen Gegenden Teutschlands, wo ein übertriebener Wildstand dem Landbaue verderblich wurde und Jagdfrohnden den Bauer drückten. In Sachsen brach blos deshalb ein nicht unbedeutender Aufstand aus, in Würtemberg wurde die übertriebene Jagdlust des Fürsten Gegenstand fortdauernder Klagen; überall gingen Beschwerden über Wildschaden ein, und jedes Stück Hochwild gab zuletzt dazu Veranlassung, sowie es sich nur den Feldern näherte. Dies nöthigte die Regierungen überall, die Wildstände zu vermindern oder auszurotten, die hohen Jagdetats, welche früher so große Summen gekostet hatten, wurden vermindert; man nahm an den Höfen sogar Anstand, sich der Jagdlust hinzugeben, weil dies Vergnügen überall verpönt war. So verschwanden nach und nach auch aus Teutschland, und mithin auch aus Europa, die kunstvollen eingestellten Zeugjagden, die dazu gehörigen Leithunde, die Parforcejagden, und das zahlreiche Jagdpersonale, welches früher einen sehr beträchtlichen Theil der Hofdienerschaft eines Fürsten bildete. Es verlor sich damit zugleich die kunstgerechte Ausübung der Jagd, und dies um so mehr, als auch die Forstmänner aufhörten, die Jagd kunstgerecht zu erlernen, indem man nicht mehr dies, sondern die nöthigen Kenntnisse zur guten Bewirthschaftung der Forsten foderte. Die Jagdfrohnden wurden überall aufgehoben und dadurch wurde es unmöglich für die meisten Jagdbesitzer große kostbare Gesellschaftsjagden zu geben; das System der Jagdverpachtung, welches die meisten Regierungen hinsichts der ihnen zugehörenden einzelnen Jagdreviere annahmen, setzte jeden wohlhabenden Bürger in den Stand, Jagdbesitzer zu werden, und verbreitete auf diese Weise die Jagdliebe viel mehr im Mittel- und eigentlichen Bürgerstande, als man sie früher daselbst gefunden hatte, als noch nur der Adel und eigentliche kunstgerechte Jäger jagen durften.

Dies alles sind unläugbare Fortschritte in der Cultur, und niemals werden die frühern Verhältnisse zurückkehren, denn sie passen nicht mehr für den jetzigen Geist der Zeit. Keine Regierung würde ungestraft Felder und Gärten durch Wild verwüsten lassen dürfen, kein Fürst würde mehr zahlreiche Scharen von Bauern zu Jagden, die mehre Tage dauern, zu Frohnden aufbieten können; es läßt sich kein Wilddieb mehr auf einen Hirsch schmieden. Aber dies bedingt noch keine Vernichtung alles Jagdeigenthums, noch nicht die Ausrottung aller Jagdthiere. Es läßt sich recht gut die Erhaltung der meisten Jagdthiere, die Sicherung des Jagdeigenthums denken, ohne daß die Land- und Forstcultur darunter leiden, und ohne daß die Rechte irgend eines Menschen dadurch verletzt werden.

B. In politischer und staatswirthschaftlicher Beziehung. In den ältern Zeiten, wo die Fürsten auf den Ertrag ihrer Domainen beschränkt waren und das ganze Einkommen aller reichen Leute beinahe nur in dem Ertrage des Grundeigenthums bestand, legte man auf die Einnahme aus der Jagd einen sehr großen Werth. Sie war aber auch in der That verhältnißmäßig des Ertrages der Grundstücke überhaupt nicht unbedeutend, denn nicht blos als Nahrungsmittel wurden die Jagdthiere sehr gesucht und theuer bezahlt, sondern auch Häute und Felle waren früher weit kostbarer als jetzt. Dies lag darin, daß die Zubereitung der Speisen so einfach war, daß eine Abwechselung in denselben nur durch die Verschiedenheit der Grundstoffe möglich zu machen war, und die Gewerbe Leder und Pelzwerk zu Kleidungsstücken noch nicht zu ersetzen vermochten, der Luxus der Reichen daher das Wildpret und das Pelzwerk ganz vorzüglich in Anspruch nahm. Dies hat sich alles sehr geändert; viele Thiere werden jetzt gar nicht mehr benutzt, z. B. Reiher, Krähen, Holzheher, kleine Vögel, welche sonst zu sehr guten Preisen, als Nahrungsmittel des Mittelstandes verkauft wurden. Ein Marderpelz kostet jetzt, mit Berücksichtigung des veränderten Werthes des Geldes, kaum zehn Procent des Preises, welchen man zur Zeit Karl's des Großen dafür zahlte; Roth-, Dam-, Rehwild und Hasen 2c. sind ebenfalls oft um das Viertheil ihres frühern Preises zu haben. Noch weit wohlfeiler sind aber Rebhühner und Fasane geworden. Der Landbau und der Handel liefern uns, auch ohne daß wir Jagdthiere im Walde und auf dem Felde ernähren, hinreichende Nahrungsmittel und Stoffe zur Kleidung; die Künste und Gewerbe bereiten diese so zu, daß alle Bedürfnisse befriedigt werden. Dagegen sind die Anfoderungen, welche man an den Ertrag der Felder und des Waldes macht, viel größer geworden, jede Beschädigung derselben durch das Wild wird weit schmerzlicher gefühlt als früher, die steigende Bevölkerung nimmt selbst den Raum in Anspruch, welchen man sonst dem Wilde zugestehen konnte. Die meisten neuern Staats- und Forstwirthe erklären daher die Hegung von Wild sowol in staatswirthschaftlicher als finanzieller Beziehung für ganz unzulässig, und dringen auf Ausrottung aller Jagdthiere. Dies dürfte jedoch auch wieder übertrieben sein. Es gibt Thiere, welche in einem cultivirten Lande im Freien durchaus nicht zu dulden sind, wie die größern Raubthiere, die Auerochsen, das Elenn- oder Elchwild, das Schwarzwild. Selbst das Roth- und Damwild läßt sich nur da erhalten, wo große geschlossene Wälder blei-

ben müssen. Dagegen kann man es auch recht gut als möglich ansehen, denn die Erfahrung bestätigt es, daß in großen Wäldern eine mäßige Anzahl von hohem Wilde, in den Feldhölzern, auf dem Felde und auf Gewässern ebenso eine angemessene Zahl von Hasen und verschiedenem Geflügel ernährt werden kann, ohne daß dadurch irgend ein beachtungswerther Schade geschieht. Wollte man dies bestreiten, so liefern die Domainenpächter in Magdeburg, welche auf ihren Feldfluren zugleich Jagdpächter sind, den Beweis der Richtigkeit dieser Behauptung, denn sie schonen, oft ohne Jagdliebhaber zu sein, Hasen und Hühner auf ihren eignen Grundstücken bis zu einer bedeutenden Menge, blos um des Geldgewinnes willen, welchen ihnen die Jagd gewährt. Es läßt sich daher gewiß die Behauptung aufstellen, daß eine Schonung der unschädlichen Jagdthiere bis zu einem Maße, daß entweder gar kein Schade durch sie entsteht, oder doch das Geldeinkommen aus der Jagd größer ist, als der Verlust auf den Feldern und im Walde, in finanzieller und staatswirthschaftlicher Beziehung wol zu rechtfertigen ist.

Dazu kommt nun aber auch noch, daß diese Jagdthiere Genüsse mancherlei Art gewähren. Einmal thun sie dies, indem sie eine wohlschmeckende Speise geben und Abwechselung in die Nahrung bringen, dann verschafft aber auch ihre Erlegung sehr vielen Menschen ein sehr großes Vergnügen. Es ist offenbar ebenso einseitig als ungerecht, den Jagdliebhabern dasselbe durch Ausrottung der Jagdthiere entziehen zu wollen, um so mehr als viele Jäger aus den höhern Ständen die Jagd als Erholung und zur nothwendigen Leibesbewegung anreizend, selbst zur Erhaltung ihrer Gesundheit benutzen. Mit ihnen darüber rechten zu wollen, daß sie grade an dieser Art der Erholung Gefallen finden, ist sehr thöricht, denn die wenigsten Vergnügungen würden die Kritik aushalten, nach welcher man die Jagd als eine Rohheit u. s. w. verwirft. Das Wohlgefallen an den nicht immer sehr züchtigen Sprüngen und Verdrehungen der Balletttänzerinnen, an Wettrennen, an Kartenspielen, an Eß- und Trinkgelagen, an wüsten Schwärmereien, findet vielleicht weniger Entschuldigung als dasjenige an der Jagd, was gewiß nicht in einer bloßen Mordlust besteht, sondern vielmehr in der Übung von Geschicklichkeiten und Fertigkeiten, in der Überwindung von Schwierigkeiten, in der Freude an der Natur und andern keineswegs zu tadelnden Gefühlen. Mit demselben Rechte, mit welchem man oft von den Regierungen verlangt, daß Anstalten zur Ergötzung des Publicums auf öffentliche Kosten getroffen werden, können die Jagdfreunde auch wol die Sicherung des Jagdvergnügens, insofern dies dem öffentlichen Wohle nicht nachtheilig wird, fodern.

Eine sehr wesentliche Rücksicht dabei ist auch wol, daß das Jagdeigenthum ein Besitz ist, auf den die meisten Menschen sehr großen Werth legen, daß eine Entschädigung für Aufgabe desselben gar nicht genügend zu ermitteln ist, da der bloße Ersatz des Geldeinkommens, welches dasselbe gewährt, dies nicht geben kann. Überall wird man aber darüber einverstanden sein, daß nur die dringendste Noth es rechtfertigen kann, wenn die Regierung durch Gesetze, welche das Jagdeigenthum vernichten, sich an diesem vergreift, denn die Sicherung des Eigenthums ist ja der erste und wichtigste Zweck des bürgerlichen Verbandes.

Es kann auch ferner nicht unbeachtet bleiben, daß in der neuern Zeit, wo der große Gutsbesitzer schon immer mehr und mehr zu den Städten hingezogen wird, nicht das Letzte, was ihn noch auf dem Lande fesselt, vernichtet werden muß. Es ist kein Streit darüber, daß es für den Landbau, den gewöhnlichen Landbauer und seine geistige Cultur, für den größern Gutsbesitzer selbst, sehr wünschenswerth ist, daß sich dieser auf seinem Landgute aufhält und sich mit der Verwaltung seines Eigenthums beschäftigt. Wird dies wol befördert, wenn man ihm das größte Vergnügen, welches das Landleben oft hat, raubt, indem man die Jagdthiere vernichtet? Die Jagdleidenschaft wird deshalb allerdings nicht verschwinden, denn nirgends trifft man z. B. leidenschaftlichere Jagdliebhaber als in Italien, wo mit Ausnahme der Sumpfgegenden, höhern Gebirge und der Zugvögel, unsere Jagdthiere beinahe ganz fehlen. Sie wandert dann nur von den höhern Ständen zu den niedern, sobald diese das Recht zu jagen erhalten, wo sie dann für das Wohl vieler Familien, welche darben, während der Hausvater auf der Jagd umherstreift, weit verderblicher wird, als da, wo ein geschütztes Jagdeigenthum nur dem Vermögenden das Jagdvergnügen zu genießen gestattet.

Dies sind die wichtigsten Gründe, welche dafür sprechen, daß die Jagdthiere und das privative Jagdeigenthum in Ländern, wo es jetzt noch besteht, erhalten werden muß, und eine Freigebung der Jagd, oder was gleich ist, eine Ausrottung der Jagdthiere nicht gebilligt werden kann. Dagegen kann aber auch wol mit Recht verlangt werden, daß dem Landmanne Schutz gegen Beschädigung seiner Felder und Grundstücke durch Wild und Jäger verschafft werde, daß kein Wildstand geduldet wird, welcher die Cultur des Bodens hindert, daß alle die Jagdbarbareien der Vorzeit abgestellt werden. (*W. Pfeil.*)

C) Jagd in rechtlicher Beziehung. Jagd-Recht-Regal-Gerechtigkeit. — Während bei dem ackerbautreibenden Volke der Römer alles noch nicht im Besitze und in dem dadurch bedingten Eigenthume eines Andern befindliche Wild schlechthin den herrenlosen Sachen beigezählt und somit als ein Gegenstand der Occupation behandelt wurde, die Jedermann freistand, auch an und für sich ebenso gut auf fremdem, als auf eigenem Grund und Boden geschehen konnte, da der Eigenthümer nur gegen die Betretung seines Grundstückes eine Klage (actio injuriarum) hatte; bildete sich in Teutschland, wo die Jagd von jeher höhern Reiz und reichere Ausbeute gewährte, schon früh ein eigenes Jagdrecht, welches, seinem Grundprincip nach, zwar immer als Ausfluß des Grundeigenthums zu betrachten war, und gemeinrechtlich noch jetzt betrachtet werden muß, dessen Gestalt und Bedeutung aber hauptsächlich in Folge der Verbindung, in welche die Jagd seit dem Beginne des Mittelalters mit verschiedenen politischen Zuständen und Einrichtungen zu

stehen kam, im Laufe der Jahrhunderte mannichfachen Veränderungen [1]) unterlegen hat.

Werfen wir zuvörderst einen Blick auf die ältesten [2]) teutschen jagdrechtlichen Verhältnisse, so scheint zwar die Jagd nach den Nachrichten, die uns von einigen Autoren der Alten über Verfassung, Sitten und gesellschaftliche Verhältnisse im alten Germanien aufbewahrt worden sind, ursprünglich in den gesammten teutschen Ländergebieten völlig frei gewesen zu sein, ein freies Recht mindestens aller, denen die Führung der Waffen zustand, aller Freigebornen im Volke, und für diese also die Wildbahn nur durch der Gauen Grenze beschränkt.

Ausgemacht ist indessen, daß die Jagdfreiheit in so ausgedehntem Sinne keineswegs von Dauer war. Bald schon nach vollständigerer Fixirung des Landeigenthums unter den germanischen Volksstämmen, wenige Jahrh. nach Tacitus, welcher (Germ. c. 26,) erzählt, daß die einzelnen Gemeinden von Zeit zu Zeit ihre Fluren gegenseitig mit einander vertauschten, finden wir die Jagd ganz ebenso, wie die Fischerei, das Weiderecht und andere Gutspertinenzien, besonders aber mit andern Waldnennutzungen, der Waldweide, der Mastung ꝛc. zusammengestellt, als Zubehörung einzelner Landgüter; bei Gemeindewaldungen und andern in gemeinschaftlichem Privateigenthume stehenden Landstrecken, deren es bei dem geringen Anbaue des Landes lange Zeit hindurch sehr viele geben mochte, als gemeinsames Befugniß aller vollberechtigten Gemeindeglieder und Gesammteigenthümer, sowie bei den nach und nach sich bildenden Marken als ausschließliches Befugniß der Markgenossen [3]). Auf jeden Fall galt die Jagd mit dem echten, d. h. dem unter dem Schutze der Volksgesetze stehenden und nach Volksrechten zu beurtheilenden Eigenthume immer verbunden [4]); und wenn bei einigen Völkerschaften, z. B. den Longobarden [5]), die alte Jagdfreiheit sich längere Zeit forterhielt, so erwähnen dagegen schon die ältesten, urkundlich auf uns gekommenen, Rechtsgewohnheiten anderer Volksstämme, namentlich das Gesetz der ripuarischen Franken (Tit. 76), und das salische (Tit. 35. c. 1), gewisser Verbote und Strafen, die unstreitig wol nur gegen Vergehen in Privatgehölzen gedeutet und auf die Erlegung eines Wildes auf dem Grundstücke eines Andern bezogen werden können [6]).

Wol bestand bereits bei den meisten damaligen teutschen Völkerschaften nicht blos im Kriege, sondern auch für Friedenszeiten eine gewisse öffentliche, oberste Gewalt, deren Inhaber von den lateinischen Schriftstellern jener Zeit Könige (reges) genannt zu werden pflegen. Besaßen diese aber gleich gewöhnlich ein weit ausgedehntes, theils aus ihren alten Stammgütern, theils aus Antheilen an den eroberten Provinzen bestehendes, Grundeigenthum, so fand doch zwischen ihrem Grundbesitze und dem Grundbesitze der übrigen Freien noch schwerlich ein rechtlicher Unterschied statt. In Rücksicht auf Hut und Weide ist vielmehr in einem Gesetze Clothar's II. [7]) ausdrücklich ausgesprochen, daß dem Könige an dem in Privateigenthume befindlichen Waldungen keinerlei Nutzungen zustehen; weshalb man denn wol mit vollem Rechte behauptet, daß die Könige damals noch auch die Jagd blos als Besitzer ihrer Domainen und Kammergüter in Anspruch nahmen [8]).

Etwas anders gestaltete sich dies seit zur Zeit der fränkischen Könige das königliche Ansehen, emporgetragen durch Waffenglück und durch Karl's des Großen lange und kräftige Regierung befestigt, zu einer Höhe stieg, auf welcher sich das Gebiet der Königsgerechtsame überhaupt mehr und mehr erweiterte.

Veranlaßt durch die Jagdliebe der Könige jenes Stammes wurden von jetzt an viele sogenannte königl. Bannforste [9]) (silvae defensatae) errichtet, Waldungen und Waldbezirke, in welchen der Fang der Jagdthiere dem Könige allein vorbehalten, Allen außer ihm selbst aber und denen, die ihr Recht dazu unmittelbar vom Könige ableiten konnten, bei höherer Strafe, als bei Privatjagdrevieren, nämlich unter Königsbann, verboten war, und welche ebendeshalb unter einem wirksamern öffentlichen Schutze unter Königsfrieden standen.

Diese Bannforste wurden anfänglich unstreitig blos aus Waldungen, oder auch aus ganzen Marken gebildet, die sich bereits im Privateigenthume der Könige befanden, zum Theil auch wol aus solchem Grund und Boden, den die Könige mit Vorbehalt der Jagd an ihre Hörigen und Schutzpflichtigen ausgethan hatten, oder an welchem, völlig unangebaut, wie er war, vorher überhaupt noch Niemand Eigenthumsrechte geltend gemacht hatte. Wurden aber auch gleich, wie dies allerdings wahrscheinlich ist, hin und wieder auch solche Stücken Landes, die Privaten zugehörten, besonders wenn sie von königlichem Waldboden umgeben waren, mit eingeforstet, und so den Besitzern die Jagd darauf entzogen, so bezweckte dennoch die Errichtung der Bannforste an und für sich selbst nicht sowol einen directen Eingriff in fremde, sondern mehr blos eine größere Sicherstellung der eigenen, schon bestehenden königlichen Jagdbefugnisse [10]). Das Neue und Eigenthümliche bei der Sache lag mithin eigentlich darin, daß die Befugniß, die Jagd zu schützen, Nor-

---

1) Man vergleiche über die Geschichte des teutschen Jagdrechts J. U. Stisser's Forst- und Jagdhistorie der Teutschen, 2. Aufl. von H. G. Franke (Leipzig 1754), s. Behlen's Lehrbuch der teutschen Forst- und Jagdgeschichte (Frankfurt 1831); und besonders Chrstn. L. Stieglitz's geistreiche und von sorgfältigstem Quellenstudium zeugende geschichtliche Darstellung der Eigenthumsverhältnisse an Wald und Jagd in Teutschland (Leipzig 1832). Eine frühere Dissertation des nämlichen Verfassers: De jure venationem exercendi in Germania usque ad seculum XVI. obtinente (Lips. 1828) enthält im Eingange auch eine Zusammenstellung der römischrechtlichen Principien über die Jagd. 2) Stieglitz, Darstellung §. 1—3. S. 1—8. 3) Ders. a. a. O. §. 8. S. 24 fg. K. F. L. Freiherr v. Löw, über die Markgenossenschaften (Heidelb. 1829) S. 80 fg. 4) Stieglitz a. a. O. §. 4 fg. S. 8 fg. 5) Derselbe S. 27. 6) K. F. Eichhorn, teutsche Staats- und Rechtsgesch. §. 58. not. d. 1. Bd. 172. Stieglitz a. a. O. S. 25.

7) *Clotharii* II. edict. d. a. 615. c. 21. — in *Georgisch* Corp. Jur. ant. Germ. p. 480. 8) K. D. Hüllmann, Geschichte des Urspr. d. Regalien in Teutschl. (Frankfurt 1806) S. 23. Stieglitz a. a. O. §. 10. S. 39 fg. 9) Eichhorn a. a. O. §. 199. 1. Bd. S. 467. Stieglitz §. 12. u. 13. 10) Stieglitz S. 53.

men für die Ausübung derselben festzustellen, und diese gegen die Übertreter aufrecht zu halten, mithin die Forstgerechtigkeit in ihrer Anwendung auf die Jagd, mit einem Worte der Wildbann, zu einer königl. Prärogative, zu einem Regal im ältesten Sinne des Wortes, ausgebildet ward. In der That erhellt der Fortbestand des Grundsatzes, daß der Eigenthümer des Landes, des Waldes, oder des Feldes regelmäßig auch die Jagd daselbst habe, diese mithin im Allgemeinen keineswegs als ein ausschließendes königliches Vorrecht galt, für die Zeit, von welcher hier die Rede ist, unter Andern schon daraus, daß zwar fortwährend eine Reihe einzelner Jagdverbote vorkommen, wie denn die Jagd namentlich dem geistlichen Stande, mit dessen Würde man sie schon auf dem agathensischen Concilium (i. J. 506) für unvereinbar erklärt hatte, von Neuem [11]) untersagt, an Sonntagen Jedermann [12]), nicht weniger den Grafen an Gerichtstagen [13]) ausdrücklich verboten wurde, ein allgemeines Jagdverbot dagegen jetzt noch nirgends sich vorfindet.

Allein auch im spätern Mittelalter, vom 9. bis zum 15. Jahrh., erhielt sich der Grundsatz von der Pertinenzualität der Jagd vollkommen [14]), indem sich nur insofern eine Verschiedenheit ergab, als die Jagd, bei immer größerer Verminderung der Zahl der Freien, mehr und mehr blos in die Hände der angesehensten und mächtigsten Grundeigenthümer gelangte [15]).

Anfangs hatten blos die Könige ihre Waldungen und Jagden geschlossen, und nur einzelne der von ihnen selbst errichteten Forsten ihren Beamteten und andern Großen ihrer Umgebung bald schenkweise überlassen, bald denselben ausnahmsweise gestattet, eigne, oder von Andern auf sie übergetragene Waldungen zu Bannforsten zu erklären, sei es nun, daß diese Forsten unmittelbar unter Königsfrieden gestellt, sei es, daß die Besitzer, wenn sie Grafen waren, ermächtigt wurden, den ihnen Kraft ihrer Amtsgewalt zustehenden Grafenbann, der sich vom Königsbanne durch die den Übertretern drohende, geringere Strafe unterschied, darauf zu legen [16]). Gleichwie es aber überhaupt das Schicksal der nutzbaren königlichen Rechte, der Regalien im Sinne der damaligen Zeit, war, daß sie seit dem Ablaufe des neunten Jahrh. nach und nach eine Beute der königlichen Beamteten und andern Großen des Reichs wurden, welche dann desto willkürlicher damit schalteten, je mehr es ihnen, bei sinkender königlicher Gewalt, gelang, von dem Einflusse der Herrscher sich frei zu machen, ebenso war dies auch namentlich der Fall mit dem Wildbanne.

Wenn Gebiete, die ganze Markgenossenschaften inne hatten, zu Bannforsten gezogen werden sollten, so ward dazu, wie aus mehren Urkunden erhellt, regelmäßig die Zustimmung sämmtlicher Markgenossen für erfoderlich geachtet [17]); wie denn dieselbe, vorkommenden Falls, selbst die Könige nachsuchen mochten, denen sie aber freilich wol nicht leicht versagt zu werden pflegte. Auch den übrigen angesehenern Forstherren mag es aber, sie zu erlangen, selten schwer geworden sein, besonders wenn sie das Amt eines Vorstehers der Mark (eines Obermärkers oder Waldboten) bekleideten, mit welchem gewöhnlich ohnehin die ausschließliche Ausübung der Jagd in der Mark verbunden war [18]), und welches in vielen Familien sogar erblich wurde. Ebenso mag die schon von Ludwig dem Frommen getroffene Bestimmung [19]), nach welcher Bannforsten nur nach eingeholter königlicher Erlaubniß errichtet, die ohne solche errichteten aber wieder frei gegeben werden sollten, entweder gleich Anfangs nicht streng befolgt, oder doch bald außer Übung gekommen sein. Wenigstens errichteten geistliche [20]), wie weltliche [21]) Dynasten dergleichen fortwährend, bis wir diese endlich im 13. Jahrh. [22]) im Besitze aller ehemaligen königlichen Bannforsten nicht nur, sondern sogar im Besitze des Königsbannes selbst finden.

Überhaupt verdankten diese ihre ausgedehnten Jagdbefugnisse bald mehr ihrer Eigenmacht, als der königlichen Gnade, und besonders bewirkte das weit und weiter um sich greifende Lehens- und Beneficialwesen die schon oben angedeutete Veränderung der Verhältnisse. Kaum bedarf es hier der Erinnerung daran, wie vielfältig und geschickt der während jener ganzen Zeitepoche im Volke verbreitete Aberglaube von den Geistlichen dazu benutzt wurde, auf Selbstbereicherung abzweckende Plane durchzuführen. Um ihres Seelenheils Willen sehen wir unzählige Laien, vornehme wie geringe, reiche wie arme, ihre irdische Habe den Kirchen und Klöstern überliefern, und so natürlich auch eine Menge freien Grundeigenthums sammt der darauf ruhenden Jagdgerechtsame auf den Klerus übertragen, der über das früher gegen ihn ausgesprochene Jagdverbot theils durch nachgesuchte und erhaltene kaiserliche Dispensationen [23]), theils ohne dergleichen sich hinwegzusetzen wußte. Doch nicht blos das religiöse Bedürfniß bewog viele der kleinern Gutsbesitzer, ihres freien Eigenthums und damit auch der Jagd sich zu entäußern. Auch das Bestreben, von dem Drucke des Kriegsdienstes, der Heerbannpflicht, sich ledig zu machen, veranlaßte sehr viele unter ihnen, sich unter den Schutz der höhern Geistlichkeit, oder der mächtigern weltlichen Großen zu begeben, von denen sie zwar gewöhnlich als Gutsleute, Colonen oder Hintersassen die Güter, deren sie sich entäußert hatten, oder auch, an deren Statt, andere in Leihe oder Erbpacht zurückempfingen, so jedoch, daß alle im echten Eigen begriffene Rechte und Befugnisse, und unter diesen auch die Jagd, bei den Guts- oder Grundherren verblieben [24]). Ebenso galt bei Lehns-

11) Capitul. *Caroli M.* I. a. 769. cap. 3. III. a. 789. cap. 15. I. a. 802. cap. 19. Capitul. *Caroli Calvi*, Tit. 48. Eine gleiche Bestimmung enthält auch das kanon. Recht; vergl. cap. 1. 2, X. de clerico venatore V, 24. 12) Capitul. *Caroli M.* I. a. 789 cap. 79. 13) Capitul. *Caroli M.* III. a. 789 cap. 1. 14) Stieglitz a. a. O. §. 26. S. 158 fg. 15) Derselbe §. 11. S. 44 fg. 16) Derselbe S. 54 fg.

17) Derselbe a. a. O. S. 55. 18) Derselbe S. 126. v. Löw, a. a. O. S. 61 fg. und 134 fg. 19) Capitul. IV. Ludovici, P. Anno 819. c. 7. d. a. 819. c. 22. Stieglitz §. 18. S. 105 fg. 20) Stieglitz §. 17. 21) Derselbe §. 18. 22) Derselbe S. 100 u. 106. 23) Derselbe S. 152. 24) Derselbe §. 27. S. 174 fg.

verleihungen von jeher der Grundsatz, daß der Besitzer des Lehns auch die Jagd habe. Wenn diese somit aber gleich fortwährend als zum Gebiete des Privatrechts gehörig, als Zubehör des freien Grundbesitzes, des echten Eigenthums und der demselben analogen, rechten Lehne betrachtet wurde, was um so entschiedener angenommen werden muß, da sie in fast unzähligen Verleihungs- und Bestätigungsbriefen, die wir noch besitzen [25]), meist ausdrücklich, und in den Bestätigungsurkunden zuweilen selbst dann unter den Gutspertinenzien mit aufgezählt wird, wenn in dem über den nämlichen Fall sprechenden Vertrage derselben keine besondere Erwähnung geschehen war; so ist der klar zu Tage liegende Umstand, daß bei Weitem in den meisten jener Urkunden geistliche Corporationen, oder weltliche Große als Erwerber aufgeführt werden, nur ein Beweis mehr dafür, wie nach und nach die größern Grundbesitzer sich der Jagd beinahe ausschießlich bemächtigten.

Erst die folgende Zeit drohte die alte Grundlage des Jagdrechts gänzlich zu verrücken, und entzog sie ihm in vielen Gegenden Teutschlands wirklich.

In Folge verschiedener, in Wechselwirkung mit einander stehender, Ursachen und Verhältnisse, besonders in Folge der Auflösung der alten Gauverfassung, der immer mehr sich befestigenden Erblichkeit der Grafenämter und der Umwandlung der alten Herzogthümer in lehnsherrliche Bezirke, hatte sich das Reich bereits im 12. Jahrh. in eine Reihe einzelner Territorien aufgelöst. Die größten und angesehensten Grundbesitzer waren als Territorialherren hervorgegangen, und aus den ihnen übertragenen kaiserlichen Rechten theils, theils aus ihren lehns- und grundherrlichen Prärogativen, begann sich eine öffentliche Gewalt zu entwickeln, die wenige Jahrhunderte später als eine umfassende Staatsgewalt, ausgerüstet mit dem Oberaufsichtsrechte im Staate, sowie mit dem Rechte der Gesetzgebung, als Landeshoheit im neuern Sinne dieses Wortes, dastand.

Der Zeitpunkt der Ausbildung der Landeshoheit ist es auch, welcher der Idee eines Jagdregals seine Entstehung gab [26]).

Da man zwei an und für sich völlig verschiedenartige, sich wechselseitig keineswegs bedingende Gegenstände, die Jagdhoheit und das Jagdrecht, zu trennen unterließ, wovon der Grund hauptsächlich wol darin zu suchen sein mochte, daß man den Wildbann, jenes alte königliche Schutzrecht, unter welchem aber ein neuerer, namentlich auch durch die Rechtsbücher des Mittelalters documentirter [27]), Sprachgebrauch auch die Jagd selbst verstand, auf die Territorialherren als solche übergegangen wähnte, schienen die Letztern nur einen Act der ihnen zustehenden Polizeigewalt auszuüben, als sie, wozu mehre schon im 16. Jahrh. ausgeflossene Landesordnungen [28]) die Belege liefern, dem gemeinen Manne, besonders den Bauern, die Jagd schlechthin untersagten. In der That war auch von dieser Seite um so weniger Widerspruch zu befürchten, da die Bauern selten echtes Eigen besaßen und mithin [29]) nur ausnahmsweise wirklich Jagrecht hatten. Nächstdem wirkten unstreitig die alten Erinnerungen an die ehemaligen königlichen Bannforsten mit, um der Idee des Jagdrechts Eingang zu verschaffen, einmal schon des in diesen Forsten sich darstellenden Beispiels halber, und dann in Folge der unleugbaren Thatsache, daß dieselben ohne Ausnahme Theile des ohnehin meist sehr ausgedehnten Grundbesitzes des Landesherrn geworden waren [30]). Vor Allem endlich war es der regalistische Geist der Rechtsgelehrten und Kameralisten des 16. und 17. Jahrh. [31]), welcher jene Idee in's Leben führen, verbreiten und befestigen half. Ungeachtet die bekannte Constitution Friedrich's I. (in II. F. 56), aus welcher man damals doch die ganze Lehre von den Regalien entlehnte, der Jagd nicht einmal Erwähnung that [32]), eine andere Verordnung des nämlichen Kaisers über den Landfrieden (II. F. 29. §. 5.) aber einestheils, was streng genommen, auch von der vorherangeführten behauptet werden muß, nur für Italien Geltung in Anspruch nehmen konnte, anderntheils die Jagd nur nicht rittermäßigen Personen untersagte [33]), wußten sie aus der letztern Constitution ein angeblich gemeinrechtliches und allgemeines Jagdverbot, und aus der erstern, weil sie die Fischerei wenigstens (reditus piscationum) zu einem fiscalischen Vorrechte zählte, die Regalität der Jagd selbst zu deduciren. Die Hypothese vom Landeigenthume der Fürsten [34]), der aus den fremden Rechten entlehnte, aber in solcher Ausdehnung selbst durch diese keineswegs gerechtfertigte Satz, daß alle herrenlosen Sachen, mithin auch das frei umherschweifende Wild, Staatseigenthum seien [35]), die Lehre vom öffentlichen Wohle, mit welcher „von den ältesten Zeiten an, bis zum Wohlfahrtsausschusse, und auch nach diesem oft genug Unfug getrieben" [36]) ward, lieferten die übrigen Materialien zu dem Gebäude, und selbst Bibelstellen (z. B. Jerem. Cap. 27, V. 6) [37]) wurden in den Kreis der Argumente gezogen, womit man das Jagdregal zu begründen wußte.

Nun fehlte es zwar zu keiner Zeit an Gelehrten, welche diese Ansicht aus dem historischen sowol, als aus dem rechtlichen Standpunkte richtig zu würdigen verstanden [38]). Wenngleich aber dadurch verhindert ward, daß die Regalität der Jagd durchgängig anerkannt wurde, so blieben doch die Wirkungen der weit verbreiteten irrigen

25) Stieglitz 158. 163. 26) Derselbe §. 36. 27) S. z. B. Schwabensp. C. 350., vgl. Stieglitz §. 26. not. 5. 28) Derselbe §. 262.

29) Stieglitz S. 179. 30) Derselbe §. 38—40. 31) Derselbe §. 40. 32) Eichhorn, Staats- und Rechtsgesch. §. 548. 4. Bd. S. 411. 33) Stieglitz S. 194. 34) Derselbe S. 265. 35) Derselbe ebendas. 36) Derselbe S. 262. 37) Derselbe S. 268. 38) Der, besonders gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit großer Lebhaftigkeit geführte, Streit über die Frage: wiefern die Jagd zu den Regalien gehöre? hat in der That gegenwärtig fast nur noch historisches Interesse, da die neuern Staatsrechtslehrer allgemein darüber einverstanden sind, daß die Regalität der Jagd weder aus dem positiven gemeinen Rechte, noch aus der Natur der Sache erwiesen, und ebenso wenig aus dem Gesichtspunkte eines allgemeinen Gewohnheitsrechtes behauptet werden könne. Die Literatur über jene Controverse siehe bei Mittermaier, Grundsätze des gem. teutschen Privatrechts §. 271. not. * der 3. Ausg.

Theorie auch für die Praxis nicht aus. Denn den Machthabern sehr vieler teutscher Länder und Provinzen [39]) gelang es, allmälig die Regalität der Jagd, bald durch Vereinbarung mit den Landständen, dem Adel, der Geistlichkeit und den Städten, deren Einwilligung meist durch Zugeständniß oder Bestätigung der niedern Jagd auf den eignen Gütern und Flurmarkungen erkauft wurde [40]), bald ohne dieselbe, hin und wieder auch wol durch neuerlichen Erwerb der größern Waldungen und einzelnen Jagdgerechtsame im Staatsgebiete [41]) durchzusetzen, bis dagegen erst in neuester Zeit eine richtige Erkenntniß des Werthes und der Bedeutung der Jagd in juristischer, sowie besonders in staatswirthschaftlicher Hinsicht eine Wiederherstellung der ursprünglichen Rechtsverhältnisse dabei auch in einzelnen Landesgesetzgebungen vorzubereiten gesucht hat [42]), und derselben bald immer mehren Eingang verschaffen dürfte [43]).

Wenden wir uns nach diesen einleitenden Bemerkungen zu den einzelnen Rechtsgrundsätzen, welche in Teutschland über die Jagd, d. h. die Befugniß, wilde Landthiere weidmännisch zu hegen, aufzusuchen, zu fangen und zu tödten, gelten, also zu dem Detail des teutschen Jagdrechts [44]) selbst; so ergibt sich zunächst schon aus dem so eben angedeuteten Begriffe der Jagd, welche Thiere rechtlich zu den jagdbaren zu zählen sind. Das wilde Geflügel ist davon nicht ausgeschlossen, auch muß der Vogelfang ebenso gut, wie das Schießen der Vögel zur Jagd gerechnet werden, nach der Parömie: Vogelfang gehört zum Wildbann [45]) und, weil das Schießen und Fangen bei vierfüßigen Thieren ebenfalls keinen Unterschied macht. Inzwischen ist doch hin und wieder das Einfangen von Vögeln, die sonst zur Jagd gehören, z. B. der Lerchenstrich, ebenso wie der Fang der kleinen Vögel, die den Feld- und Gartenfrüchten nachstellen, auf eigenen, oder den zur Bewirthschaftung überkommenen Grundstücken, allgemein frei gegeben. Die Fischerei ist kein Gegenstand der Jagd, deßhalb aber bei manchen Thieren, den Amphibien nämlich, nicht immer außer Zweifel, ob sie dem Jagdberechtigten oder den Fischereiberechtigten zustehen. Sobald bei Thieren dieser Art die Natur der Wasserthiere prävalirt, sollte man eigentlich immer für den Fischereiberechtigten entscheiden. Doch sind namentlich Biber und Fischottern nach Landesgesetzen [46]) häufig der Jagd ausdrücklich zugewiesen; bei den andern Amphibien unterscheidet z. B.

39) So namentlich: im Erzherzogthum Österreich (F. F. Schröter, Versuch einer österreich. Staatsgeschichte [Wien 1771] S. 363); in Steiermark (Landhandveste des Herzogthums Steyer [Augsb. 1583] fol. 66b), während das österreich. allgemeine bürgerliche Gesetzbuch die Jagd als Privatrecht betrachtet; in Jülich, Cleve und Berg (Jül. Clev. und Bergsche Polizei-Ordnung vom J. 1558. S. 52 fg., Lünig, von der mittelbar. und landsässigen Ritterschaft in Teutschland Tom. I. p. 1644); im Halberstädt'schen (halberstädt'sch. Homagialreceß v. J. 1650; J. J. v. Moser, neues teutsches Staatsrecht 16. Bd. 9. Thl. S. 89); im Magdeburg'schen (*Leyser*, Medit. ad Pand. spec. 411. med. 4.); in Brandenburg (Revers des Churfürsten Johann Sigismund v. 11. Jun. 1611 bei Joach. Scheplitz Consuetudines Elector. et Marchion. Brandenburgens. [Lps. 1617] P. IV. tit. 26. p. 545), von wo das Jagdregal in das Allgem. Landrecht für die preuß. Staaten (2. Thl. Tit. 16. Abschn. 3. §. 39.) überging; in der Pfalz (Joh. Heinr. Bachmann: Pfalzzweibrückisches Staatsrecht [Tübingen 1784] S. 289); in Baiern (Landesfreiheit von 1516. [gedruckt Landshut im näml. Jahre fol. 10.] cf. *Schmid* ad jus Bavar. Semicent. II. Controv. I. No. 8.); in Hessen (s. Joh. Georg Estor, bürgerl. Rechtsgelehrsamkeit der Teutschen [Marburg 1757] 1. Thl. §. 2599. S. 1002); in Anhalt (J. C. Beckmann, Historie des Fürstenthums Anhalt [Zerbst 1710] 1. Thl. S. 53 u. 587); in den kursächsischen Landen (H. G. v. Römer, Staatsrecht und Statistik des Kurfürstenth. Sachsen [Halle 1788] 2. Thl. S. 778., C. E. Weiße, sächsisch. Staatsrecht [Leipzig 1823] §. 216 fg.); in den großherzogl. und herzogl. sächsischen Ländern (Thuisk. Friedr. Sachse, Großherzogl. sächsisches Privatrecht [Weimar 1825] §. 378.); im Reußischen (Fürstl. reußsch. Jagd- und Forstordnung von 1638. Tit. 15. bei *Ahasv. Fritsch* Corp. jur. venatorio forestal. [Lps. 1702] p. 262 sq.); in Holstein (F. C. Jannsen und D. H. Hegewisch, Privilegien der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft [Kiel 1797] S. 263.). Im Großherzogthume Berg wurde die hohe Jagd nebst den dazu gehörigen Diensten sogar zu den Souverainitätsrechten gezählt. Vgl. C. Vollgraf, die teutschen Standesherren [Gießen 1824] Beilage 7. und 8. Kein Jagdregal ist anerkannt: in Mecklenburg (K. A. v. Kamptz Handb. des Mecklenburg. Civilrechts [Rostock und Schwerin 1824.] §. 62 fg., Chn. Frdr. Wilh. v. Nettelbladt, Rechtssprüche des Ober-App.-Gerichts zu Parchim [Berlin 1830] 3. Bd. No. LXII.); in Würtemberg (J. G. Schmidlin, Handb. der würtemberg. Forstgesetzgebung [Stuttgart 1821] 1. Thl. S. 11.); in mehren Provinzen Badens (s. Stieglitz a. a. O. §. 42. Not. 34); in den hannöversch. Landen (?) (ebendas. Note 35); im Bisthume Münster (C. A. Schlüter, Provinzialrecht der Provinz Westfalen, herausgegeb. von F. H. v. Strombeck [Leipzig 1829] 1. Thl. S. 91); in Pommern (Chn. Gottl. Riccius, Entwurf der in Teutschland üblichen Jagdgerechtigkeit (Nürnberg 1772.] S. 75); in Lüneburg (*F. E. a Pufendorf*, observatt. Jur. I. obs. 228. II. obs. 50). 40) Eichhorn a. a. O. §. 548. S. 411. Stieglitz a. a. O. S. 291. 41) So namentlich in Kursachsen; s. K. Sal. Zachariä, Handb. des sächs. Lehnrechts, herausgegeb. von Weiße und von Langenn [Leipzig 1823] S. 55.; vergl. mit Weiße, neues Museum für sächs. Literatur und Staatskunde (Freiberg 1801) 2. Bd. 1. Heft S. 89—97.

42) Vergl. z. B. die Verhandlungen in der zweiten Kammer der Landstände des Großherzogthums Hessen vom J. 1820. 9. Hft. S. 40 fg. 43) Stieglitz a. a. O. S. 307. 44) Die ältere Literatur über das Jagdrecht, welches fast immer mit dem Forstrechte zusammen behandelt worden ist, siehe bei *Fritsch* l. c. Die neuern hauptsächlichern Werke sind: *Mayer*, Tractat. de jure venandi 1726. Riccius, Entwurf von der in Teutschland üblichen Jagdgerechtigkeit (Nürnberg 1736, Frankf. 1772). *J. J. Beck*, Tractat. de jurisdictione forestali, von der forstlichen Obrigkeit, Forstgerechtigkeit und Wildbann, 3. Aufl. herausgegeben von F. G. Klingner (Frankf. und Leipzig 1748). v. Beust, Von der Jagd- und Wildbannsgerechtigkeit (Jena 1744). J. G. Pietsch, Versuch eines Entwurfs der Grundsätze des Jagd- und Forstrechts (Leipzig 1779); die neusten: F. M. Schilling, Lehrb. des gemeinen in Teutschland üblichen Forst- und Jagdrechts (Dresden 1821). K. Friedr. Schenck, Lehrbuch des Jagdrechts und der Jagdpolizei rc. (Stuttgart 1832). 45) J. F. Eisenhart's Grundsätze der teutschen Rechte in Sprüchwörtern S. 205. der neuen Ausg. von E. L. Aug. Eisenhart (Leipz. 1792); s. übrigens *Jac. Eichel*, de aucupio ejusque jure (Helmst. 1670). 46) So nach dem preuß. allgem. Landr. 1. Thl. Tit. 9. §. 172., dem in nota 57. angezogenen kursächsischen Mandat u. m. a. Die nassauische Verordnung über Forst-, Jagd- und Fischereivergehen vom 9. Nov. 1817. (in der Sammlung der landesherrl. Edicte rc. 2. Bd. S. 176 fg.) §. 20. erwähnt blos die Fischottern, nicht auch die Biber; s. übrigens J. F. Runde, Beiträge zur Erläuterung rechtl. Gegenstände 2. Bd. Nr. 11.

das preuß. Landrecht, ob der Fang mittels weidmännischer Instrumente geschehe, oder nicht. Zu dem sogenannten freien Thierfange gehören nach gemeinem Rechte, und zwar schon seit den ältesten Zeiten[47]), nur reißende Thiere, besonders die Bären und Wölfe; nach Landesgesetzen und örtlichen Gewohnheiten aber auch kleinere Thiere, z. B. Trappen, wilde Kaninchen und Hamster. Nach dem preuß. Landrechte z. B. würden indessen namentlich auch Füchse, die gemeinrechtlich unstreitig zu dem Jagdwilde gehören, zum freien Thierfange zu zählen sein; weil dort zu dem Jagdwilde nur die verspeisbaren wilden Thiere gerechnet werden. Jene, die zum freien Thierfange gehörigen, darf Jeder fangen und erlegen, wo er sie trifft; jagdmäßig aufsuchen darf sie aber doch auch nur der Jagdberechtigte.

Im Allgemeinen ist die Jagd, wie schon oben bemerkt wurde, noch jetzt ein regelmäßiger Ausfluß des Grundeigenthums, also der Eigenthümer auf seinem Grund und Boden zu jagen allein befugt[48]). Folge davon ist, daß überall, wo nicht durch specielle Landesgesetze oder sonst verfassungsmäßig ein ausschließendes landesherrliches Jagdrecht begründet erscheint, die Vermuthung gegen die Regalität der Jagd streitet, deren Beweis dann, im Fragefalle, dem Fiscus auferlegt werden muß, und daß der Wegfall des Jagdregals an und für sich selbst keineswegs die hin und wieder hergebrachte, meist erst in neuester Zeit aus polizeilichen Gründen abgeschaffte, sogenannte freie Pirsch (s. d. A. **Pürsch**) involvirt[49]), zu Folge deren die Jagd in einem gewissen District Jedermann, oder doch einer ganzen Classe von Bewohnern zusteht, z. B. den Bewohnern im Stadtweichbilde, oder in der Stadtwaldung. Im Übrigen hat aber freilich der Umstand, daß die Verhältnisse der meisten Landgüter im Laufe der Jahrhunderte viel zu sehr sich verändert haben, als daß noch jedes Gut in seiner ursprünglichen Verfassung, jedes später erworbene Eigenthum mit allen seinen frühern Attributionen gedacht werden könnte, bewirkt, daß die Zuständigkeit der Jagd überall mehr an die Erfordernisse des rechtlichen Besitzstandes und des Herkommens, als an den Grundbesitz überhaupt gebunden sich darstellt[50]). In manchen Ländern und Landstrichen hat sich die Jagd zu einem beinahe ausschließlichen Vorrechte der Rittergüter und des Adels ausgebildet[51]). Sehr häufig sind auch Jagdservituten oder besondere Befugnisse, auf den Grundstücken eines Andern zu jagen, welche, soweit die Jagd nicht regal ist, Jemandem mittels Vertrags oder sonst von dem Grundeigenthümer bestellt werden, und als dingliche, wie als persönliche Dienstbarkeiten vorkommen können. Selten oder vielleicht nie mag dagegen die Jagd, getrennt vom Grundbesitze, nach Lehenrecht übertragen worden sein; wenigstens ist die Existenz der sogenannten Jagdlehne nicht außer Zweifel[52]).

Selbst da, wo die Jagd nach der Landesverfassung regal ist, ist sie dieses nicht immer ihrem ganzen Umfange nach geworden. Besonders wichtig ist in dieser Hinsicht die Eintheilung der J. in hohe und niedere. Diese Eintheilung kommt allerdings schon früher vor[53]), bezog sich jedoch ursprünglich sicher blos auf das Wildpret. Auf die Jagdgerechtsame bezog man sie erst seit der Entstehung des Jagdregals, ja sie half auch wol das Jagdregal selbst hin und wieder erst mit begründen, einmal, indem geltend gemacht wurde, daß die größern Jagdthiere schon nach uralter Sitte gewöhnlich unter Königsfrieden standen, dann aber insofern, als es den Besitzern kleiner Waldungen oder bloßen platten Landes schwerer wurde, ihr Recht auf größeres, gewöhnlich nur in Forsten sich aufhaltendes Wildpret, den Landesherrn gegenüber, darzuthun[54]). Nach und nach hat zwar jene Eintheilung auch da, wo entweder kein Jagdregal gilt, oder alle Jagdgattungen regal geworden sind, Eingang gefunden. Am frühesten ist sie jedoch praktisch geworden in Gegenden, wo blos für die hohe Jagd die Regalität durchgesetzt ward, die niedere hingegen gewöhnlich[55]) dem Adel, der sie bald blos auf seinen eigenen Gütern, bald auf der ganzen Feldmarke seiner Gerichtsunterthanen und Gutsleute exerciren darf, verblieb, allenfalls auch den Städten vorbehalten wurde. In Absicht auf die zu der einen oder der andern Abtheilung gehörigen Gegenstände entscheidet im Allgemeinen theils die Größe, theils die mehre oder mindere Seltenheit der Jagdthiere. Gewöhnlich werden zur hohen Jagd (dem großen Reißgejägt) die Hirsche, wilden Schweine, die Damhirsche, das Damwild, Auerhähne, Auerhühner und Fasanen gerechnet. Die niedere Jagd (das kleine Reißgejägt) umfaßt alsdann alles übrige Wildpret, ohne weitere Ausnahme. Doch kommt nach Landes-[56]) und Provinzialgesetzen häufig eine dritte Abtheilung hinzu, die sogenannte Mitteljagd, welche meistentheils auf Rehwildpret, Birk- und Haselhühner geht[57]). Überhaupt weichen aber die Lan-

47) Stieglitz §. 72. 186. 48) Selbst in neuern Landesgesetzen ist dieser Grundsatz anerkannt, z. B. im preuß. Jagdgesetze für das linke Rheinufer v. 27. April 1830. 49) s. Th. Hagemann, Handbuch des Landwirthschaftsrechts (Hanover 1807) §. 200. not 1. 50) Nettelbladt in dem in der Note 59 angef. Werke S. 140. 51) Hagemann a. a. O. S. 360. 52) s. G. Mich. Weber, Handbuch des in Teutschland üblichen Lehenrechts 2. Thl. (Leipzig 1808) §. 67; vergl. mit Stieglitz S. 176.

53) Stieglitz S. 72, 186, 187. S. auch J. J. Reinhard, in Schott, Jur. Wochenblatt 1. Bd. S. 324 fg. 54) Stieglitz S. 279. 55) So in Baiern, in der Pfalz, im Erzherzogthum Österreich, in Brandenburg u. s. w.; s. Stieglitz a. a. O. S. 277 fg. Überhaupt streitet, wie wenigstens die Praxis annimmt, die Vermuthung dafür, daß den Besitzern adliger Güter die niedere Jagd zustehe, *a Pufendorf* observatt. Jur. Tom. I. obs. 28, 150, 228. Tom. III. obs. 36. Tom. IV. obs. 170. v. Bülow und Hagemann, praktische Erörterungen 1. Bd. Nr. 10. 56) z. B. im ehemal. Kursachsen (s. d. folg. Note), im sachsen-weimarsch. Gesetz v. 13 Apr. 1821 (im Regierungsbl. v. J. 1821 Nr. 28) §. 5. 57) Nach dem kursächs. Mandat vom 8. Novbr. 1717 werden zur hohen Jagd „Bären, Bärinnen, junge Bären, Hirsche, Stücke Wild, Wildskälber, Damhirsche, Damwild, Damwildskälber, Luchse, Schwane, Trappen, Kraniche, Auerhähne, Auerhühner, Fasanenhähne, Fasanenhühner und Boken," zur Mitteljagd: „Rehe, Rehböcke, Rehkälber, hauende Schweine, Keiler, Bachen, Fröschlinge, Wölfe, Birkhähne, Haselhühner und große Brachvögel," zur niedern Jagd: „Hasen, Füchse, Dachse, Biber, Fischottern, Marder, wilde Katzen, Eltthiere, Eichhörner, Wiesel, Hamster, Schnepfen, Rebhühner, wilde Gänse, wilde Enten, Reiher, Taucher, Gremboen, Wasser-

desgesetze, Provinzialrechte und Ortsstatuten hinsichtlich dieses Unterschieds vielfältig von einander ab, indem hin und wieder Thierarten, die anderwärts zur hohen J. gerechnet werden, der mittlern oder niedern Jagd anheimfallen und umgekehrt, oder auch blos eine einzelne Thierart, wie z. B. in Mecklenburg der Hirsch allein[58]), zur hohen Jagd gehören. Auf jeden Fall gehören die jungen Thiere mit den alten in eine und dieselbe Classe, und das zur Mitteljagd gezählte Wildpret, wo keine solche angenommen ist, mit zur niedern, mit Ausnahme der Rehe etwa, welche hin und wieder im unterstellten Falle mit zur hohen gerechnet werden[59]). Auch kann durch besonderes Herkommen oder Immemorialverjährung die mittlere und niedere Jagd in Hinsicht auf einzelne Thierarten erweitert[60]), oder auch die Jagd auf die eine oder die andere Thierart, selbst da, wo im Übrigen kein Jagdregal anzunehmen steht, im Zweifel dem Landesherrn vorbehalten sein, wie dieses am häufigsten bei Falken, Reihern, Fasanen[61]) und Milanen vorkommt.

Insoweit nach der Landesverfassung die Regalität der Jagd anerkannt ist, gilt allerdings das Princip, daß Niemand, selbst auf eigenen Grundstücken, die Jagd ausüben darf, der nicht die Jagdgerechtigkeit, d. h. die Befugniß, in einem bestimmten Jagdrevier das Jagdregal zu exerciren, speciell erworben hat. Hierzu aber ist ein zum Erwerbe eines verleihbaren Hoheitsrechtes (niedern Regals) geeigneter Titel erfoderlich, also entweder ausdrückliche landesherrliche Verleihung, oder unvordenklicher Besitz, wodurch sich dann die Jagdgerechtigkeit von der Jagdservitut allein unterscheidet. Von der Verleihung der einen Jagdgattung kann keineswegs auf die Verleihung der andern geschlossen werden, nicht einmal von der Verleihung der hohen auf die der niedern Jagd, obschon in der Beleihung mit allen Jagden, oder doch mit Jagden in der Mehrzahl, alle Jagdgattungen begriffen sind. Handelt es sich um eine Verleihung der Jagdgerechtigkeit schlechthin, so hat der Berechtigte im Zweifel blos einen Anspruch auf das Exercitium der Niederjagd, er müßte denn beweisen können, daß zur Zeit der erlangten Befugniß der Unterschied zwischen hoher und niederer Jagd rechtlich im Lande noch gar nicht begründet war[62]).

Mag nun aber die Befugniß zu jagen in einem Lande lediglich in das Gebiet des Privatrechts gehören, oder, sei es ganz, sei es in Absicht auf die eine, oder die andere Jagdgattung, Regal geworden sein, immer steht dem Staate das im allgemeinen Staatsrechte begründete[63]), mit dem Jagdregal im bisher erwähnten Sinne nicht zu verwechselnde Recht der Oberaufsicht in Jagdsachen, die **Jagdhoheit** (Jagdherrlichkeit) zu, welches die Jagdgesetzgebung, die Oberpolizei und die Oberaufsicht über alle im Staatsgebiete vorkommende Jagdberechtigungen in sich begreift. Vermöge dieser Jagdhoheit schützt der Staat die Jagd nach Außen durch das Verbot aller widerrechtlichen Eingriffe in dieselbe von Seiten der Nichtjagdberechtigten und durch Festsetzung bestimmter Strafen gegen desfallsige Zuwiderhandlungen, welche, je nachdem sie entweder aus bloßem Leichtsinne, Vergnügungslust und bösem Willen hervorgehen, oder schlechthin widerrechtlichen Gewinn bezwecken, ohne jedoch, wie der eigentliche Wilddiebstahl, in die Kategorie der Criminalverbrechen zu gehören, bald unter den Begriff der geringern Jagdvergehen (einfachen **Jagdfrevel**) fallen, bald eigentliche **Jagdverbrechen** involviren[64]). Auch die Anordnung von Jagdbehörden aller Art, sowie die Gerichtsbarkeit in Jagdsachen gehört zur Jagdhoheit, im Allgemeinen also auch die Untersuchung und Bestrafung der Jagdvergehen zur Competenz der landesherrlichen Gerichte. Hat indessen der jagdberechtigte Private zugleich die volle niedere Gerichtsbarkeit, so steht seinem Gerichte regelmäßig auch die Jagdjurisdiction, die Untersuchung und Bestrafung der im Gerichtsbezirke verübten Jagdvergehen, nach der Verfassung der meisten Länder selbst die Untersuchung und Bestrafung der Wilddiebereien, zu[65]). Ein Recht, wohlerworbene, die Jagd angehende Befugnisse irgend einer Art zu schmälern, oder nach andern, als den durch das Gemeinwohl genügend gerechtfertigten Rücksichten auf diese oder jene Weise zu beschränken, liegt begreiflich nicht in der Jagdhoheit. Insbesondere kann auch der Landesherr nicht schon kraft der Jagdhoheit **Jagdfrohnen** von den Unterthanen fodern, es seien dies denn solche, die zum Behufe der Vertilgung gemeinschädlicher, zu dem jagdbaren Wilde gar nicht gehöriger Thiere nöthig werden. Die pflegliche Ausübung von Seiten des Jagdberechtigten suchen zahlreiche ältere und neuere Jagdordnungen[66]) hauptsächlich nach zwei Richtungen hin zu befördern. Damit nämlich nicht durch unweidmännisches Fangen die Fortpflanzung der Thiere gehindert werde, pflegt bestimmt zu sein, daß in der Satz- und Heckezeit die Jagd unterbleibe[67]),

---

hühner, Wasserschnepfen, wilde Tauben, Kiebitze, Wachteln, kleine Brachvögel, Ziemer, Schnärren, Amseln, Drosseln, Lerchen und andere kleine Vögel, wie sie Namen haben mögen," gerechnet; s. C. A. **Schilling**, Handb. des im Königreiche Sachsen gültigen Forst- und Jagdrechts (Leipzig 1827) §. 202.

58) K. A. Chr. H. v. **Kamptz**, Civilr. der Herzog. Mecklenburg 2. Abth. S. 148 und 164. 59) **Hagemann**, Landwirthschaftsrecht §. 201. not. 2. **Riccius** a. a. O. S. 220. 60) *de Cannegiesser*, Decision. Hasso-Cassel. Tom. II. p. 878. 61) *E. M. Chladenius*, de jure phasianorum eorumque banno (Viteb. 1752). 62) **Weber** a. a. O. S. 283—291. 63) J. C. **Klüber**, öffentl. Recht des teutschen Bundes (Frankfurt 1831) 3. Aufl. §. 455.

64) C. **Vollgraf**, Vermischte Abhandlungen hauptsächlich in das Gebiet des Criminal-, Staats- und teutschen Privatrechts gehörig (Marburg 1822) 1. Bd. 1. Abhandl. Die sogenannten Jagdfrevelordnungen sind gewöhnlich in Verbindung mit den Forstfrevelordnungen erlassen worden und enthalten meist Bestimmungen über das Jagdrecht selbst mit. So unter den neuern namentlich auch die schon (Note 46) genannte nassau'sche, eine erfurt'sche v. 29. Nov. 1811, und viele andere. 65) s. **Hagemann**, Landwirthschaftsrecht §. 205 d. C. 66) Ältere Jagdordnungen und Jagdgesetze sind abgedruckt bei *Fritsch*, in Corp. jur. venator. forestal. Eine neuere Samml. ist die von St. **Behlen** u. C. P. **Laurop** begonnene, unter dem Titel: Systematische Sammlung der Forst- und Jagdgesetze der teutschen Bundesstaaten, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, (Mannheim 1827.) 1. Bd. (die Forst- und Jagdgesetze des Großherzogthums Baden enthaltend). Ein Verzeichniß einer großen Anzahl solcher Gesetze aus den meisten teutschen Ländern und Provinzen findet man bei C. P. **Laurop**, Handb. der Forst- und Jagdliteratur (Erfurt und Gotha 1830) S. 404—429. 67) *Nicolovius*,

eine Vorschrift, die dann von allen Jagdherren zu beobachten ist, welche nicht etwa den Wildbann in dem Sinne hergebracht haben, daß sie die Hegezeit selbst reguliren, oder zu allen Zeiten jagen dürfen [69]). Für die hohe und mittlere Jagd besteht in der Regel die nämliche Hege- oder Schonezeit (s. d. Art. Hägezeit) gewöhnlich vom 1. Febr. bis zum 15. Juni; für die niedere Jagd nach den meisten Gesetzen die Zeit vom Anfange des Monats März bis zum Monat August (sehr häufig bis zum Tage Bartholomäi oder den 24. August). Nur gewisse Thierarten dürfen gewöhnlich auch zur geschlossenen Zeit erlegt oder eingefangen werden, z. B. Rehe, Trappen und wilde Kaninchen das ganze Jahr hindurch, Zug- und Strichvögel zur Zeit des Zuges oder Striches, Auer- und Birkhähne während der Balzzeit; außer an Sonn-, Buß- und Festtagen, an welchen häufig, aus Gründen der Sittenpolizei, alles Jagen untersagt ist. Auch gestattet man dem Jagdberechtigten fast allgemein bei freudigen häuslichen Ereignissen, Hochzeiten, Kindtaufen rc., selbst während der Dauer der Hägezeit zu eigenem Bedarfe, einen Hirsch, ein Schmalthier, ein Rehkalb oder einige Hasen (einen sogenannten Festhasen) [69]), zu schießen. Damit ferner die Jagd nicht überhaupt muthwillig verschlechtert werde, sind manche Fangarten, entweder wie z. B. der Fang mittels der Selbstgeschosse, mittels Fallen und Gruben, gänzlich verboten, oder, wie dies z. B. beim Vorziehen von Garnen und dem sogenannten Verlappen häufig der Fall ist, nur da gestattet, wo das Recht dazu besonders hergebracht ist. Endlich erlauben die Gesetze die Jagd auch nicht unbedingt auf der ganzen Fläche des Jagdreviers, sondern blos auf der eigentlichen Wildbahn oder Wildfuhr, zu welcher die gewöhnlichen Dorf- und Feldwege, die mit Zäunen, Mauern, oder Gehege befriedigten Felder und Gärten, auch Dorf und Ortsberiege nicht mit gehören [70]).

Abgesehen von derartigen gesetzlichen Beschränkungen, deren Nichtbeachtung gewöhnlich gleichfalls mit bestimmten Strafen bedroht zu sein pflegt, ist der Jagdberechtigte der Regel nach befugt, Alles zu unternehmen, was mit der Ausübung der Jagd in nothwendigem oder natürlichem Zusammenhange steht. Er darf daher nicht nur das zur Aufsicht über die Jagd und zur Jagd selbst erfoderliche Personal anstellen, die etwa hergebrachten Jagdfrohnen (s. d. Art. Jagdfolge) fodern, und alle mit der ihm zustehenden Jagdgattung verbundenen Jagdnebennutzungen, z. B. die abgefallenen Geweihe, die Hirschstangen und das Rehgehörne, sich zueignen, sondern es muß auch insbesondere noch die sogenannte Nacheile oder Jagdfolge im eigentlichen Sinne (s. den Art. Jagdfolge) d. h. das Recht, das angeschossene Wild, sobald nur die Fährte desselben nicht verloren ist, in ein fremdes Revier zu verfolgen und dort zu ergreifen, als ein Ausfluß des Jagdrechtes im Allgemeinen betrachtet werden. Indessen ist der Kreis solcher Ausflüsse doch bald weiter, bald enger, je nachdem von einer Jagdberechtigung auf eigenem, oder auf fremdem Grunde und Boden die Rede ist. Namentlich würde das Recht, Jagdhäuser, Schießhütten und Vogelherde zu erbauen, Salzlecken [71]) oder Wildscheunen, Thierparke und Fasanengärten anzulegen, auf eigenen Grundstücken dem Jagdherrn regelmäßig nicht abgesprochen, auf fremdem Grund und Boden aber, wenn es nicht besonders erworben worden ist, demselben nicht zugestanden werden können. Am häufigsten entstehen Collisionen dieser Art bei'm Zusammentreffen des Jagd- und des Forstberechtigten an dem nämlichen Orte. Die Hauptregel ist hier, daß jeder von Beiden bei der Ausübung seiner Befugnisse insoweit geschützt werden muß, als damit die Ausübung der Befugnisse des Andern sich vereinigen läßt, obschon man geneigt sein wird, im Zweifel für den Forstberechtigten zu entscheiden [72]), da die Holzcultur im Allgemeinen eine größere Begünstigung in Anspruch zu nehmen scheint, als die Jagd. Nach diesem Grundsatze regulirt sich insonderheit die Frage, inwieweit der Jagdberechtigte der Anlegung sogenannter Zuschläge [73]) oder Schonungen entgegenzutreten befugt sei. Auf keinen Fall hat er ein Widerspruchsrecht von solchem Umfange, daß der Forstberechtigte dadurch genöthigt wäre, von den durch eine gute Forstökonomie gebotenen Regeln abzuweichen und die Waldung dem Ruin bloßzustellen. Selbst das Recht, den ganzen Wald auszuroden oder zu exstirpiren, kann dem Waldeigenthümer, gegenüber dem Jagdberechtigten, gemeinrechtlich [74]) nicht bezweifelt werden, wenngleich Landesgesetze auch hier hin und wieder gewisse Limitationen rechtfertigen. Auf die natürlichen Nebennutzungen der Wälder, Mastung, Eichellese und dergl. hat der Jagdberechtigte an und für sich selbst keinen Anspruch. Die Befugniß, zum Behufe der Jagd Zweige von den Bäumen zu hauen (das Zweigrecht) [75]), beschränkt sich in fremden Waldungen auf die Aushauung der nöthigen Wege und der bei'm Aufstellen der Netze, Dohnen und des übrigen Jagdapparats hinderlichen Reißer, kann mithin auf die Fällung des zu andern Jagdanlagen erfoderlichen Holzes regelmäßig nicht ausgedehnt werden. Den Wald zum Vortheile oder zum Nachtheile der Jagd mit einer Befriedigung irgend einer Art (Hag) zu umgeben, ist der Jagdherr in der Regel ebenso wenig als der Forstherr befugt, und die Parömie: „Wer darf jagen, darf auch hagen" drückt daher wenigstens keinen gemeingültigen Rechtssatz aus [76]).

Neue wichtige Eintheilungen der Jagd und besondere rechtliche Beziehungen ergeben sich, wenn Mehre auf demselben Bezirke Jagdrecht haben [77]). Man unterschei-

de venatione tempore foeturae ferarum prohibita etc. (Regiomont. 1743).

68) Hagemann a. a. O. S. 369. Note 5. 69) Vergl. z. B. den mecklenburg'schen Erblandsvergleich v. J. 1755. §. 299. Sachs.-Weimarsch. Jagdgesetz v. J. 1821. §. 7. 70) So bestimmt wörtlich die nassau'sche Verordnung vom 9. Novbr. 1817. §. 22.

71) v. Bülow und Hagemann a. a. O. 3. Bd. Nr. 6. §. 8. 72) Mittermaier a. a. O. §. 277. 73) v. Bülow und Hagemann a. a. O. 2. Bd. S. 221. 74) Mittermaier a. a. O. §. 277. 75) Hagemann, Landschaftsrecht S. 368. Note 2. 76) Eisenhart a. a. O. S. 203. 77) *Andr. Homburg*, de jure convenandi (Helmst. 1710).

det in dieser Hinsicht Mitjagd oder Koppel (Gesammt)-jagd, d. h. das Befugniß zweier oder mehrer zum gleichzeitigen Jagen; Vor- und Nachjagd, wenn ein Berechtigter nach dem andern jagen darf, und die sogenannte Revers- oder Gnadenjagd, d. h. die vom Jagdherrn nur auf Bitte und bis auf Widerruf einem Andern überlassene. Die Mit- oder Koppeljagd erscheint zuweilen als wechselseitige Jagdservitut, und zwar so, daß die mehren Berechtigten auf den allerseitigen Grundstücken die Jagd exercien. Jeder von ihnen ist alsdann unstreitig befugt, auf eine Lösung der bisherigen Jagdgemeinschaft zu dringen. Indessen läßt die Koppeljagd auch auf lediglich fremden Grundstücken sich denken, oder es schreiben sich die Befugnisse der mehren Berechtigten bei ihr auch wol aus ganz verschiedenen Gründen her, bei dem einen z. B. aus dem Grundeigenthume, bei dem andern aus einer Dienstbarkeit; bei dem Landesherrn aus dem Jagdregal, bei einem andern Mitberechtigten aus der Verleihung; bei dem einen Berechtigten endlich aus einem Vorbehalte, bei dem andern aus bittweiser Überlassung rc. Das gefällte Wild selbst wird in keinem dieser Fälle [78]) gemeinschaftlich, vielmehr steht das Recht zu jagen regelmäßig jedem Mitberechtigten ohne Zuziehung und selbst ohne Vorwissen des Andern zu, zumal was die sogenannte stille Jagd betrifft, d. h. die, welche mit Netzen, Fallen, Schlingen, und Windhunden betrieben wird. Nur die Anstellung einer sogenannten Klapper-, Klopf- oder Geschreijagd [79]), wobei das Wild durch starkes Getöse aus seinem Lager aufgeschreckt, oder mit Jagdhunden den Schützen vorgetrieben und mit Gewehren erlegt wird, kann in der Regel keinem Mitjagdberechtigten einseitig zugestanden werden. Das Nämliche gilt vom Niederjagdberechtigten, wenn ein Anderer auf dem nämlichen Revier die hohe Jagd hat, wo im Übrigen natürlich jeder streng nur an das zu seiner Jagd gehörige Wild sich halten muß. Auch ist bisweilen der Niederjagdberechtigte bei der Ausübung seiner Gerechtsame in der Art beschränkt, daß er blos die stracke Jagd [80]), d. h. die Jagd ohne Netze, die dem Hochwild gefährlich werden könnten, ausüben darf, und also die Thiere, sowie er sie findet, fällen muß. Steht die Koppeljagd einem Berechtigten vermöge des Besitzes eines bestimmten Gutes, z. B. dem Rittergutsbesitzer auf der Feldmark der Gutsleute, zu, so darf sie nur mit dem Gute an Andere überlassen, auch nach manchen Landesgesetzen blos an Mitberechtigte verpachtet werden. Die Vorjagd oder Vorhatze, welche auch neben der Koppeljagd vorkommen kann, sodaß ein Berechtigter oder Mehre die Vorjagd, die übrigen aber blos die Mitjagd haben, ist besonders da, wo die Jagd Regal geworden ist, ein nicht ungewöhnliches [81]) altes Vorrecht des Landesherrn, hin und wieder [82]) auch Zeit und Dauer derselben gesetzlich näher bestimmt. Dem gemeinen Recht [83]) ist indessen dieses Privilegium ebenso unbekannt, als die hin und wieder hergebrachte landesherrliche Mitjagd, in dem Sinne, daß der Landesherr auch mitjagen darf, wenn die Jagdberechtigten jagen. Die Gnadenjagd [84]) kann nur, wenn sie auf unbestimmte Zeit verliehen worden ist, nach Gefallen vom Jagdherrn widerrufen werden, außerdem erst nach Ablauf der Zeit, auf welche sie überlassen wurde. Oft ist sie zugleich eine Bestandjagd, d. h. eine zur Gehaltsverbesserung, oder für treu geleistete Dienste, auch wol gegen Abentrichtung eines jährlichen Zinses, oder gegen gewisse Deputate einem Diener des Jagdherrn eingeräumte Jagd. Zur Vor- und Mitjagd ist der letztere auch hier ohne besondern Vorbehalt nicht berechtigt, es müßte denn der Überlassung ein reines Precarium zu Grunde liegen. Durch Andere darf sie aber gleich jedem andern Jagdrechte ausgeübt werden, sobald sie nicht dem Berechtigten ausdrücklich blos für seine Person zugestanden ward [85]).

Noch muß einiger Rechtssätze und Einrichtungen Erwähnung geschehen, welche die Abwendung und Ausgleichung derjenigen Nachtheile zum Gegenstande haben, die durch die Art und Weise, wie die Jagd von manchen Jagdberechtigten betrieben wird, und insonderheit durch die übermäßige Hegung des Wildes, für die Cultur der an das Jagdrevier grenzenden Grundstücke nicht selten zu erwachsen pflegen. Gemeinrechtlich [86]) steht in dieser Hinsicht zuvörderst das Princip fest, daß jeder Grundeigenthümer den Wildschaden auf beliebige Weise von sich abwenden darf, insoweit dabei blos vertheidigungsweise verfahren wird, und die desfalls an und für sich selbst zuständigen Mittel nicht positiv zur Selbstbereicherung angewendet werden. Namentlich ist somit jeder Anlieger befugt, das Wild durch Zäune, Gräben, Geräusch, durch Wildhirten und sonstige Schreckanstalten von seinen Saaten und Früchten abzuhalten. Dessenungeachtet ist in den Landesgesetzen [87]) gewöhnlich verboten, sich des Schießgewehrs dabei zu bedienen, und zwar entweder schlechthin, oder doch so, daß die Führung eines Gewehrs mit scharfer Ladung als unerlaubtes Mittel zur Abtreibung des

Ahasv. Fritsch, de convenatione vulgo den Kuppeljagden; in dessen Opusc. var. Tom. II. p. 95 sq.

78) So bestimmt ausdrücklich das preuß. allgem. Landrecht 1. Thl. Tit. 9. §. 165. 79) *Ger. Christ. Bastineller* (Bül.), de modo venandi vulgo dicto: Klapperjagd (Viteberg. 1724). Hagemann a. a. O. §. 204. 80) von Bülow und Hagemann, Praktische Erörterungen 3. Bd. Nr. 7. 81) So z. B. in Pommern und in Hildesheim, s. F. C. J. Fischer, Lehrbegriff sämmtlicher Cameral- und Polizeirechte in Teutschland (Frankfurt 1786). §. 1319. Vom ehemal. Kursachsen s. Römer's Staatsrecht 3. Thl. S. 783.

82) z. B. im Herzogthume Coburg durch das Mandat vom 28. Jänner 1821 auf zehn Tage. 83) *J. U. de Cramer*, de jure prae- et convenandi superioritati territoriali non annexo, sed a domino territoriali reservando, si ipsi competat, in *ejusd.* opusc. Tom. 3. No. 2. 84) *Ahasv. Fritsch*, de venation. precariis; in *Ejusd.* corp. jur. ven. Part. I. pag. 220. 5. *F. C. Harpprecht*, Diss. de venation. precariis, von Revers- oder Gnadenjagden; in *Ejusd.* Collect. Dissert. acad. Vol. IV. n. 61. p. 732. 55. 85) Vgl. Schilling, Lehrbuch des gemeinen Forst- und Jagdrechts S. 138. 86) Hagemann a. a. O. §. 203. a. E. J. P. A. v. Feuerbach, Themis oder Beiträge zur Gesetzgebung (Landsh. 1821). S. 151. 87) Vergl. z. B. das königlich sächs. Mandat vom 17. Sept. 1810. §. 1. (in Aug. Cod. Forts. III. 1. Thl. S. 245); das sachsen-weimar'sche Patent, Wildschadenersatz betreff. v. 19. Jänner 1819. (Regierungsbl. 1819. Nr. 3) §. 2; das preuß. allgem. Landr. a. a. O. §. 150.

Wildes hervorgehoben ist. Nach der nämlichen Rücksicht dürfen nach Partikulargesetzen [88]) größere Hunde nur, wenn sie mit dem Knöppel versehen sind, dabei adhibirt werden. Auch ist das bei der Abwehr gefangene oder erlegte Wild jedenfalls an den Jagdberechtigten abzuliefern, der dafür nur das übliche Schießgeld zu bezahlen gehalten ist. Weiter hat aber auch jeder einzelne Adjacent unstreitig das Recht, zu verlangen, daß der benachbarte Eigenthümer der hohen Jagd wider das Ausbrechen des Wildes alle erfoderlichen Vorkehrungen treffe [89]), und überhaupt seinen Wildstand nicht in einer für die Anlieger bedenklichen Maße ausdehne. Im entgegengesetzten Falle rechtfertigt sich nicht nur das Einschreiten der Gerichte mittels zu verhängender Geldstrafen und sonstiger zweckdienlicher, executivischer Verfügungen [90]); sondern es erwächst daraus auch noch ein specieller Grund für die Beschädigten, hinsichtlich des erlittenen Wildschadens vollständigen Ersatz zu verlangen, eine Befugniß, welche denn auch demselben in Hinsicht auf die bei der Ausübung der Jagd selbst seinen Feldfrüchten und Pflanzungen zugefügten Beschädigungen (die eigentlichen Jagdschäden) nicht abgesprochen werden kann. S. die Art. Waldschutz und Wildschaden. (*Emminghaus.*)

JAGDBAND, in der Baukunst, heißt ein solches Band oder Holzstück, das mit den beiden andern Hölzern, mit welchen es ein festes unverschiebbares Dreieck bilden soll, nicht zugleich aufgerichtet werden kann. Weil nämlich die beiden andern Hölzer schon in ihrer bestimmten Richtung und Lage sich befinden, und weder das eine noch das andere so lange außerhalb jener Lage erhalten werden kann, bis alle drei auf einmal in ihre Verbandtheile eingelegt wären; so muß das Band, das sie verbinden soll, unten eine solche Zurichtung erhalten, daß es durch die Zimmerart mit Gewalt hineingetrieben, oder wie die Zimmerer sagen, hineingejagt werden kann. Diese Zurichtung besteht in einer Jagdverstirnung des Zapfens und in einer Jagdversatzung seiner Brüstung, wie solche im Artikel Bauholzverband I. Section VIII. Thl. S. 118 beschrieben und auf den dazu gehörigen Kupfertafeln V. und VI. in Fig. 50 und 54 anschaulich gemacht sind. Von neuern Kunstverständigen werden die Jagdbänder wegen Mangels an Festigkeit verworfen, und statt ihrer Bohlenbänder vorgeschlagen und gebraucht, welche seitwärts in die zu verbindenden Hölzer mit Schwalbenschwänzen und Versatzungen angeblattet und verbolzt eine größere Festigkeit und eine bedeutende Holzersparung gewähren. (*Leger.*)

JAGDBAR wird der Hirsch angesprochen, welcher zehn Enden trägt, auch wol schlechtjagdbar; wenn er aber mehr Enden hat, heißt er unbedingt ein jagdbarer oder ein guter Hirsch; oder auch, wenn er ein alter Hirsch ist, ein recht guter, oder starker Hirsch, oder auch ein Capitalhirsch. (*Benicken.*)

88) s. Schilling, Handbuch des königl. sächs. Jagdrechts S. 232; preuß. allgem. Landrecht a. a. O. §. 143. 89) Preuß. allgem. Landrecht a. a. O. §. 144. 90) Hagemann a. a. O. §. 208. Note 6.

Jagddienst, s. Jagdfolge.

Jagdfanfaren, s. Jagdmusik.

JAGDFOLGE. Der Ausdruck Jagdfolge kommt in einer zwiefachen rechtlichen Bedeutung vor, indem man darunter einmal gewisse zum Behufe der Aufsuchung und des Fanges von wilden Thieren zu leistende Unterthanendienste, die Jagdfrohnen, versteht, dann aber das Recht der Jagdherren, die auf dem eigenen Reviere begonnene Occupation des Wildes in fremdem Jagdbezirke fortzusetzen, die sonst sogenannte Nacheile oder Wildfolge (**sequela venatoria**) damit bezeichnet.

1) Die Jagdfolge im erstern Sinne hat nun wieder entweder die Verfolgung und Ausrottung der Raubthiere und der gemeinschädlichen Thiere überhaupt zum Gegenstande (Jagdfolge im engern Sinne), oder sie bezieht sich auf Leistungen, die bei der eigentlichen Jagd oder dem Waidwerke erfoderlich sind, und ebendeshalb Jagdfrohnen im engern Sinne genannt werden.

Was nun a) die Dienste der erstern Art betrifft, so sind diese unstreitig sehr alten Ursprungs [1]). Wenigstens geschieht schon in den Capitularien der fränkischen Könige gewissermaßen eines Surrogates derselben Erwähnung, indem daselbst von eigens zur Vertilgung der reißenden Thiere, besonders der Bären und Wölfe, angestellten Personen (luparii) geredet wird, die von den Unterthanen gelohnt werden mußten. b) Seit der Ausbildung der Landeshoheit haben diese Dienste stets als allgemeine Staatsbürgerpflicht, als eine Species der sogenannten Territorial- oder Landfolge gegolten. In dieser Hinsicht sind sie durch zahlreiche ältere und neuere Gesetze [2]) ausdrücklich anerkannt. Folge davon ist, daß weder die Patrimonialen oder sonstige sogenannte mittelbare Unterthanen, noch die Stadtbewohner eine Befreiung von diesen Diensten genießen, die übrigens da, wo reißende Thiere nicht mehr vorkommen, auf die Vertilgung der kleinern Raubthiere, auf das Hamstergraben, die Zerstörung der Trappenbruten u. s. w. gehen.

Ganz entgegengesetzt beruhen dagegen c) die eigentlichen Jagdfrohnen oder Jagddienste [3]), die erst im spätern Mittelalter aufgekommen sind, nach gemeinem Rechte lediglich in der Voigtei- oder Gutspflicht [4]), obschon nicht jeder Gerichts- oder Gutsherr, der Jagdrecht hat, von seinen Eingesessenen dergleichen fodern darf, sondern nur dann, wenn das Recht darauf besonders erworben worden ist. Blos in einigen Gegenden [5]) können Dienste die-

1) Vergl. Joh. Fr. Eisenhart's Grundsätze der teutschen Rechte in Sprüchwörtern, neue Ausgabe (Leipzig 1792). S. 196. *Petr. Müller*, de persecutione luporum (Jen. 1678). 2) Dergleichen findet man in Fr. C. v. Moser's Forst- und Jagdarchiv. 2. Bd. S. 186 fg. 342 fg. Aus neuester Zeit gehört hierher die königlich preuß. Verordnung, wegen Gestellung der zu den Wolfsjagden nöthigen Mannschaften vom 15. Jan. 1814. (Gesetzsammlung 1814. S. 1.) 3) Cf. *Aug. Reichardt*, de operis venaticis (Jen. 1770). 4) *J. M. Seuffert*, operae venatoriae ad territoriales quatenus referendae sint (Wirceb. 1790). *Kind*, Quaestiones forens. ed. II. Tom. II. c. 31. Für Staatsdienste hält auch sie *C. G. de Winkler*, superioritas territorialis fons operar. venaticar. (Lips. 1786). 5) Von Würtemberg s. Weishaar, Handbuch des würtemberg. Privatrechts 2. Aufl. (Stuttg.

ser Art von allen Leibeigenen schlechthin in Anspruch genommen werden; noch seltener kommt es vor, daß die Unterthanen, wie z. B. im Lüneburgischen[6]), nach der Landesverfassung verbunden sind, Jagddienste zu leisten, wenn der Landesherr oder eine andere fürstliche Person bei der Jagd sich anwesend befindet. Abgesehen von Ausnahmefällen dieser Art muß jeder Jagdherr, der dergleichen Dienste anspricht, sein Recht darauf speciell, besonders auch nach Art und Zeit, wie und wann er sie fodert, speciell nachweisen; auch genügt es desfalls nicht, eine Verbindlichkeit der Fröhner zu ungemessenen Diensten darzuthun, da die Jagdfrohnen zu den außerordentlichen Diensten gehören. Die einzelnen in der Jagdfrohnenpflicht begriffenen Leistungen, die gewöhnlich in den Zins- und Lagerbüchern, Heberegistern u. s. w. speciell verzeichnet sind, sind nach Örtlichkeit und Herkommen sehr verschieden. Am häufigsten gehen sie auf das Vortreiben des Wildes zur sogenannten Klapperjagd, das Fahren und Tragen der Jagdgeräthschaften oder des eingefangenen oder erlegten Wildes, die Lieferung der Wolfsangeln und Seile, das Führen der Jagdhunde, das Stellen der Netze, das Ausgraben der Dachse und Füchse, die Beförderung der Jagdbriefe, und dergleichen mehr. In Absicht auf die verschiedenen Jagdarten gelten die Jagdfrohnen auf jeden Fall für gemessene; aber sie können in der Regel nur bei Tage und nicht an Sonn- und Feiertagen, sondern nur an Werketagen gefodert werden. Die Bürger in den Städten sind, wie von andern gutsherrlich-bäuerlichen Diensten, so auch von den Jagdfrohnen regelmäßig frei. Doch kommen in kleinen Landstädten, Vorstädten und Flecken zuweilen Ausnahmen vor. Oft ist der Jagdherr den Fröhnern zu gewissen Gegenleistungen an Geld, Speisen und Getränken, oder andern Gegenständen verbunden, oder es ist an die Stelle der Frohnen ein gewisses Dienstgeld getreten. Immer streitet indessen die Vermuthung für die unentgeltliche und für die Naturalleistung. In manchen Gegenden gibt es Gutsleute, und selbst Klöster und adlige Vasallen, die eine bestimmte Anzahl von Jagdhunden des Guts- oder Lehensherrn unterhalten, oder an dessen Statt Hundelagergeld (auch Hundehaber[7]) oder Hundebrod genannt) entrichten müssen. An andern Orten haben sie zu bestimmten Malen im Jahre, z. B. einmal bei Korn (d. h. im Sommer) und einmal bei Strohe (d. h. im Winter), sogenanntes Jagdlager[8]) auszurichten, d. h. dem Jagdherrn, dessen Jägern, Pferden und Hunden Kost und Fütterung zu verabreichen, oder dafür eine bestimmte Summe Geldes (sogenanntes Jägergeld) zu erlegen. Fast allgemein hat man übrigens neuerer Zeit auch die Jagdfrohnen als aus dem Feudalnexus des Mittelalters hervorgegangene verderbliche Hindernisse einer fortschreitenden Landescultur anerkannt und sie ebendeshalb bald, wie z. B. im Großherzogthume Hessen[9]), ganz aufgehoben, bald, wie z. B. in Würtemberg[10]), durch mannichfaltige Beschränkungen mit den Anfoderungen einer verbesserten Staatswirthschaft in Einklang zu bringen gesucht.

Anlangend 2) die Jagdfolge in der oben hervorgehobenen zweiten Bedeutung des Wortes[11]), so findet sich schon in den ältesten germanischen Volksrechten[12]) das Princip, daß man durch die bloße Verwundung eines Stückes Wild, also ohne den Hinzutritt der actuellen Bemächtigung, ein Recht auf dasselbe erlange, klar ausgesprochen. Nun sind zwar schon die Rechtsbücher des Mittelalters, obgleich sie die Folge den Angrenzenden sogar in die Bannforsten zugestehen, besonders insofern abweichend von einander, als sie bald, wie das schwäbische Landr. (Cap. 356) die Ergreifung des in das fremde Revier verfolgten angeschossenen Thieres nur dann gestatten, wenn das Thier daselbst verendet, andere hingegen, wie das sächs. Landr. (lib. II. c. 61), ohne diese Voraussetzung zu kennen, blos das Anhetzen der Hunde und das Blasen auf dem Horne bei der Nacheile verbieten. Dessenungeachtet läßt sich die Nacheile (welche übrigens auch als wechselseitige Servitut mit einander grenzender Revierherren schon in Urkunden aus dem 13. Jahrhunderte[13]) vorkommt) an und für sich selbst als ein allgemeines teutsches Rechtsinstitut[14]) wol rechtfertigen, und nur das, was hinsichtlich des Occupationsactes rechtlich erfoderlich ist, wird nach Ortsgewohnheit und sonstigen Sonderbestimmungen verschieden beurtheilt werden müssen. Durch Landes- und Partikulargesetze[15]) hat demnächst überhaupt diese Lehre ihre weitere Ausbildung erhalten. Viele dieser Gesetze beschränken die Folge auf die zur hohen, und allenfalls auch die zur mittlern Jagd gehörigen Thiere; mehre noch erheischen für die Zulässigkeit derselben, daß dem Wilde auf dem eigenen Revier eine tödtliche Wunde oder doch eine Wunde, welche schweißt, beigebracht worden sei. Nach einigen partikulargesetzlichen Vorschriften darf die Folge blos bei Zurücklassung des Gewehrs auf dem eigenen Jagdrevier geschehen; nach Andern darf sie nur so lange fortgesetzt werden, als der Spürhund die Fährte noch nicht verloren hat. Ferner ist die Ausübung der Nacheile häufig an eine bestimmte Zeit, meistens von

---

1816). 1. Bd. S. 263; von Mecklenburg v. Kamptz, Handbuch des mecklenburg. Civilrechts 2. Bd. S. 207.

6) Hagemann, Landwirthschaftsrecht §. 233. Note 11. 7) Th. v. Gönner, Rechtsfälle 1. Bd. S. 217. 8) v. Bülow und Hagemann, Praktische Erörterungen 5. Bd. S. 182.

9) Durch Gesetz vom 6. März 1824 §. 1. (abgedruckt bei Behlen, Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen II. 2. S. 93 fg. 10) Durch Verordnung vom 19. April 1815. (in Hezel Repertorium 7. Bd. S. 304.) 11) *M. H. Griebner*, de eo, quod circa feras ex custodia dilapsas justum est (Lips. 1782). *J. Andr. Nieper*; de sequela venatoria, vulgo Jagdfolge (Götting. 1789). 12) *Pact. Leg. Salicae*, tit. 36. c. 5. *Leg. Rotharisc.* 317 et 319. Über das Geschichtliche bei der Jagdfolge überhaupt vergl. Chr. Ludw. Stieglitz, Geschichtl. Darstellung der Eigenthumsverhältnisse an Wald und Jagd in Teutschland (Leipzig 1832). S. 27, 72, 185 u. 294. 13) s. dergl. in *Günther*, Codex Rhen. Mosell. Vol. II. (Cobl. 1822.) p. 219. 14) Elvers Themis 1. Bd. S. 354. 15) s. hierüber vorzüglich *Pufendorf*, Observatt. jur. univers. Tom. III. obs. 192 und von Bülow und Hagemann a. a. O. 1. Bd. Nr. 11. Ausführliche Bestimmungen über die Jagdfolge enthält besonders das preuß. allgem. Landrecht 1. Thl. Tit. 9. §. 130—140. Über Weimar vergl. Sachse, Handbuch des großherzogl. sächsisch. Privatrechts §. 378.

24 Stunden vom Anschusse ab, innerhalb welcher die Folge nicht ausgesetzt werden darf, geknüpft, und dem Jagenden zur Pflicht gemacht, an der Stelle, wo die Verwundung geschah, ein gewisses Zeichen, z. B. einen Zweigbruch, oder Schweiß und Haar des verwundeten Thieres, zurückzulassen, damit dem Herrn des fremden Revieres, dem auch wol von der Aufhebung des vollends erlegten oder verendeten Thieres Nachricht gegeben werden muß, der Anfang der Folge und der Übertritt des Thieres in seinen Bezirk, auf Verlangen, nachgewiesen werden können. Ebenso ist auch häufig durch Particulargesetze festgesetzt, wiefern dem Eigenthümer des fremden Jagdbezirkes selbst, den Besitz des angeschossenen Wildes daselbst zu ergreifen, nachgelassen sei, wozu derselbe, nach allgemeinen Grundsätzen, wenigstens nach dem Ablaufe der für die Folge bestimmten Zeitfrist, oder wenn bei der Folge gegen die eine oder die andere sonst dafür geltende Bedingung vom Nacheilenden verstoßen worden wäre, für berechtigt würde geachtet werden müssen. Über die Territorialgrenze erstreckt sich die Nacheile in der Regel nicht [16]); auch können sie die Fürsten gegen einander selbst eigentlich nur auf dem Wege ausdrücklicher Übereinkunft, also durch Verträge [17]), erlangen, wobei aber im Zweifel Gegenseitigkeit anzunehmen ist [18]). Dem jagdberechtigten Privaten kann hingegen die Folge in die angrenzenden landesherrlichen Reviere nicht abgesprochen werden, sobald nicht, wie dies freilich seit der Annahme und immer weitern Verbreitung eines Jagdregals häufig der Fall ist [19]), ausdrückliche Landesgesetze oder rechtsbeständige Observanzen entgegenstehen. (*Emminghaus.*)

Jagdfrevel, s. Jagd (rechtl.) und Diebstahl.

Jagdfrohne, s. Jagdfolge.

Jagdgarn, Jagdnetz, s. Netz.

Jagdgeld, s. unt. Jagdfolge.

Jagdgerecht, Jagdgerechtigkeit, Jagdgericht, Jagdgerichtsbarkeit, s. Jagd (rechtl.).

Jagdgöttin, s. Artemis.

Jagdhautboisten, s. Hautboisten.

Jagdhoheit (Jagdherrlichkeit), s. unt. Jagd (rechtl.).

Jagdhorn, s. Horn und Parforcejagd.

Jagdhund, s. Hund.

JAGDHUNDE (Astrognosie), canes venatici. Ein nördliches Sternbild, zwischen Bootes und dem großen Bären, welches zuerst Hevel in seinem im J. 1690 erschienenen Werke „Firmamentum Sobiescianum" eingeführt hat. Er zählt zu diesem Sternbilde 23 Sterne, von welchen 21 früher gar nicht beschrieben und nur zwei als informes (vgl. d. Art) bekannt waren. Das Sternbild erstreckt sich von ungefähr 179° bis 209° gerade Aufsteigung und 39° 44′ bis 51° 38′ nördliche Declination. Die beiden Hunde hat Hevel Asterion und Chara genannt. Als Grund dieser Benennung gibt er in seinem Prodromus Astronomiae p. 114 Folgendes an. Nomen Asterionis mihi placuit, cum in corpore suo quasi diversas referat stellulas, atque nomen illius poetis optime sit cognitum. Asterionis socium Charam appellavi, quod forte Booti, more venaticorum, canis illa foemina, ob celeriorem ejus cursum fuerit admodum grata et chara.

Die zu diesem Sternbilde gehörenden Sterne sind fast alle sehr klein und nur ein einziger am Halsbande der Chara ist von der dritten Größe. Diesen hat Halley das Herz Karl's II. genannt. Bei Hevel und Tycho de Brahe wird er als Stern zweiter Größe beschrieben. (*Stern.*)

Jagdlager, s. unt. Jagdfolge und Jägerzehrung.

Jagdlehn (jus venationis), s. Jagd (rechtl.) und Lehn.

JAGDLITERATUR. Die wichtigern Schriften über die Jagd und ihre Ausübung beginnen erst mit dem Mittelalter. Unter den Autoren der Griechen und Römer, die allgemein bekannt geworden sind, hat nur ein Xenophon ein Lehrbuch über die Jagd geschrieben [1]), und außerdem *Flavius Arrianus* Cynegeticon (Bononiae 1502) Fol.; Oppian's Gedichte rechnen wir nicht zu den Lehrbüchern. Zahlreich sind dagegen die Schriften über dieselbe bei den Franzosen, Teutschen und Engländern im 14. bis 17. Jahrhunderte.

Die Falkenjagd oder Baize behandeln: Kaiser Friedrich II. Anleitung zur Kunst zu baizen, zum ersten Male in der lateinischen Urschrift zu Augsburg 1596 erschienen, später von Schneider in Breslau herausgegeben und mit einem Commentar begleitet [2]). L'art de Fauconnerie et des Chiens de Chasse (Paris 1492) Fol. [3]); *Fr. Georgii* libellus de cognoscendis bonis Falconibus (Venetiis 1547); La Fauconnerie de *Jean de la Franchières* (Paris 1602) [4]); *Car. d'Arcusia* de Capre, Seigneur d'Esparron la Fauconnerie divisée en dix parties (Paris 1605. 4.) [Mit Kupfern]; Teutsch: Herrn *d'Esparron's* Falconaria etc. (Augsburg 1611. 4.)

---

16) *J. H. Rays*, De ferarum persecutione in territorio alieno (Giess. 1750); v. Bülow und Hagemann a. a. O. 7. Bd. S. 245. 17) Klüber, öffentl. Recht des teutschen Bundes 3. Aufl. (Frankfurt 1830). §. 455. unter IX. 18) Außer der Natur der Sache sprechen dafür mehre ältere Reichshofrathsbeschlüsse, namentlich einer vom 6. Aug. 1787. (Reichshofr. Concl. T. II. S. 592.) 19) so z. B. im Königreiche Sachsen, vergl. C. M. Schilling, Handbuch des im Königreiche Sachsen gültigen Forst- und Jagdrechts (Leipzig 1827). §. 46 u. 220. Selbst nach dem Entwurfe zu einem neuen königl. sächs. Mandat, die Ausübung der Jagdfolge betreffend, vom 24. Jul. 1830 steht den jagdberechtigten Unterthanen die Jagdfolge gegen den Fiscus nur dann zu, wenn durch besondre landesherrliche Concession, oder unvordenkliche Verjährung ein Recht darauf erworben wurde. Von Hessen, s. J. G. Estor, bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit der Teutschen (Marburg 1757). 1. Thl. §. 2527.

1) Xenophon über die Jagd, verteutscht und erläutert von Lenz (Leipzig 1828). 2) Reliqua librorum Friderici II., Imperatoris de arte venandi cum avibus etc. auct. *Joh. Gottl. Schneider.* (Lipsiae 4). Tom. I. 1788, Tom. II. 1789. 3) Diese Schrift hat wiederholte Auflagen erlebt, und ist von *Guillaume Tardiff de Puysenvellay.* Lateinisch ist sie in Leyden erschienen. 4) Dies ist unstreitig das vollständigste Lehrbuch zur Abrichtung der Baizvögel, und hat rasch hinter einander vier Auflagen erlebt. Nur das folgende Werk des Herrn d'Esparron kann ihm an die Seite gesetzt werden, welches sechs Auflagen erfuhr und auch in das Teutsche übersetzt wurde.

mit Kupfern. Neue Auflage (Augsburg 1617, Frankfurt 1617. und 1701.) In den neuern teutschen Jagdlehrbüchern wird die Baize am vollständigsten behandelt in Bechstein's Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen (Gotha 1821) 3. Bd. Wildzucht und Wildjagd [5]).

Parforcejagd. **La Venerie, Traitant de la Chasse du cerf, du Sanglier etc. par** *Jacques de Fouilloux* **(Poitiers 1561) Fol.** [mit Kupfern d. h. Holzschnitten] [6]); **La Chasse royale composée par le Roi Charles IX. (Paris 1625); La Venerie royale etc. par** *Rob. de Salnove* **(Paris 1655)** [7]); **L'École de la Chasse aux Chiens courans par** *le Verrier de la Conterie* **(Rouen 1763)** [8]). Unter den teutschen Jagdschriftstellern behandelt Döbel in seiner neueröffneten Jägerpraktika [9]) die Parforcejagd sehr vollständig. Am besten stellt sie unstreitig aus dem Winckell in seinem Handbuche für Jäger und Jagdfreunde dar [10]).

Teutsche Jagd mit Jagdzeuge, dem Leit- und Schweißhunde. Schon die ältern Polyhistoren, wie Sebizius, Colerus, Florinus rc., haben die Jagd sehr umständlich behandelt. Dann sind aber auch im 16. u. 17. Jahrhunderte eine große Menge Jagdschriften erschienen [11]). Alle diese Lehrbücher haben für die Gegenwart gar keinen Werth, da sie theils eine Menge Fabeln und Unrichtigkeiten über die Natur des Wildes enthalten, theils unsere Art zu jagen eine ganz andere geworden ist. Sie sind daher nicht in eine Classe mit den alten Schriften über Baize und Falkenjagd zu bringen, welche oft gründlicher sind, als die neuern, und die daher volle Beachtung verdienen. In Bezug auf Arbeit der Leithunde, der Abführung der Schweiß- und Hühnerhunde, Stellen des Jagdzeuges und Einrichten von mancherlei Fangapparaten sind zuerst beachtungswerth: 1) Hans Friedrich von Flemming's vollkommener teutscher Jäger (Leipzig 1719—1724.) Fol. 2 Bde. mit Kupfern [12]). 2) Heinrich Wilhelm Döbel's neueröffnete Jäger-Practica (Leipzig 1746) Fol. 4 Theile mit Kupfern [13]). 3) Graf Mellin's Versuch einer Anleitung zur Anlegung, Verbesserung und Nutzung der Wildbahnen (Berlin 1779. 4.) mit Kupfern, hat einen ganz unverdienten Ruf, da es eine große Menge Unrichtigkeiten und wenig Brauchbares enthält. 4) Gründlich-zweckmäßige Anleitung zur Erziehung und Dressur eines jungen Hühnerhundes rc. von C. S—r. (Braunschweig 1791) [14]). 5) Jester, Über die kleine Jagd, 2. Aufl. 4 Theile. Neue Auflage (Königsberg 1817). Vorzüglich in Bezug auf Wasserjagd und Jagdhunde (Bracken) zu empfehlen. 6) Wildungen's Neujahrgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber vom Jahre 1794 (Marburg). 7) Sylvan von Laurop und Fischer rc., als Fortsetzung des Wildungen'schen Neujahrgeschenks. Verschiedene Jahrgänge in verschiedenen Buchhandlungen [15]). 8) Hartig's Lehrbuch für Jäger, 5. Auflage 1832. 2 Bde. [16]). 9) Vollständiges Handbuch der Jagdwissenschaft von Bechstein (Nürnberg und Altorf 1806. 4.). 10) Die Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen von Bechstein (Gotha 1822) 4 Bde. [17]). 11) Diezel, Fragmente für Jagdliebhaber (Leipzig 1823) [18]). 13) Dietrich aus dem Winckell Handbuch für Jäger 3 Thle. 2. Aufl. Dies letztere Lehrbuch ist unstreitig das beste und vollständigste unter allen neuern, und empfiehlt sich auch durch die sehr angenehme Schreibart des Verf.

Außerdem sind vorzüglich über kleine Jagd noch manche nützliche Schriften erschienen, die man in dem ziemlich vollständigen Handbuche der Forst- und Jagdliteratur von Laurop (Erfurt und Gotha 1830) S. 345—432 verzeichnet findet. *(Pfeil.)*

Jagdmesser, s. **Waidmesser**.

JAGDMÜNZEN, heißen solche Münzen, welche namentlich im Mittelalter, von Fürsten (geistl. und weltl.) und Städten, die Münzgerechtigkeit besaßen, entweder als Gedächtnißmünzen über den Erwerb oder als Zeichen des Bestehens und der Ausdehnung ihrer Jagdgerechtigkeit, auch wol zum Gedächtnisse merkwürdiger Jagdvorfälle, geprägt wurden. Sie sind meist von Silber, wie von bedeutendem Gewicht und führen dann den Namen: Jagdthaler. Einen solchen ließ die Stadt Lüneburg in Bezug auf einen Vertrag prägen, der 1562 daselbst errichtet wurde und die Jagdbefugnisse der Stadt feststellte. Über Jagdmünzen und Jagdthaler vergl. *Joh. Petr. de Ludwig*, **Dissertatio de differentiis juris venatorii Romani et Germanici, cum numismatibus (Halae 1730. 4.).** *(Benicken).*

JAGDMUSIK (die), ist doppelter Art: Entweder

5) Es werden hier absichtlich eine Menge französischer, italienischer, englischer und spanischer Schriften über die Baize übergangen, die man in Moser's Forst- und Jagdarchiv 19. Bd. S. 147 u. fg. nachlesen kann. 6) Neun Auflagen, die letzte Paris 1635. 4. Teutsch: Jacob v. Fouillour, Jägerbuch vier Auflagen, die beiden letzten Dessau 1720, Danzig 1727 Fol., mit Kupfern. 7) Drei Auflagen, die letzte 1672. 8) Teutsch *Le Verrier de la Conterie* normännischer Jäger (Münster 1780). 9) Wir müssen dazu aber die ältere Ausgabe empfehlen, da die neue umgearbeitete in 4. den ältern Originalausgaben im Werthe sehr nachsteht. 10) Zweite Auflage bei Brockhaus in Leipzig. Auch hierüber sind nur die wichtigsten Schriften angeführt. 11) Eine große Zahl findet man in Moser's Forstarchiv 19. Bd. S. 122 aufgeführt, jedoch sind sie daselbst noch nicht vollständig. 12) Das Buch ist auch deshalb interessant, weil es uns die damaligen Sitten an Höfen und bei der Jägerei sehr treuherzig darstellt. 13) Mit einer Vorrede des berühmten Philosophen Wolf. In Wien ist ein schlechter Nachdruck erschienen, den man bei dem Ankaufe wohl von dem Original unterscheiden muß.

14) Enthält auf 71 Seiten viel Brauchbares über die kleine Jagd. Später, 1793, erschien noch in Braunschweig als Nachtrag die Anleitung zur Erziehung eines Schweißhundes von demselben Verfasser. 15) Das Neujahrgeschenk von Wildungen enthält sehr schätzbare Beiträge zur Naturgeschichte der Jagdthiere und fand vielen Beifall. Es ist im Buchhandel vergriffen. Der Laurop'sche Sylvan sollte eine Fortsetzung sein, hat aber einen weit geringern Werth und mußte auch aus Mangel an Unterstützung eingehen. 16) Für Jägerlehrlinge sehr zu empfehlen. 17) Das große Handbuch Bechstein's in 4. nach Burgsdorf's Plane angelegt, ist gar nicht beendigt, die kleine Ausgabe in 8. enthält alles Wesentliche der großen, und ist eine Abtheilung der Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen. 18) Enthält viel Gutes in Bezug auf kleine Jagd.

sie besteht aus den Tönen und Weisen, welche bei Ausübung der Jagd selbst ordnend, leitend, und für die einzelnen Momente derselben andeutend wie bezeichnend gebraucht werden (Jagdfanfaren, Jagdposten, Jagdsignale), oder aus Tonwerken größerer Art (Jagdouvertüren, Jagdsymphonien ꝛc.), in welchen theils die obgenannten Weisen aufgenommen, theils die Darstellung einzelner Jagdmomente (z. B. das Aufstehen und Lanciren des Wildes, die völlige Jagd, das Lautwerden der Meute, der Galopp der Pferde, das Stellen und Abfangen des Wildes nebst den Empfindungen der Jagdlust) in Tönen und Tonpassagen bezeichnet ist. (Über diese Art s. den Art. Musik.)

Die eigentliche Jagdmusik wird durch das Horn ausgeführt. Der hirschgerechte Jäger soll nicht blos wissen, wenn und wo die Jagdposten und Jagdfanfaren mit dem Waldhorne, Flügelhorne, Mittelflügelhorne, ganzen und halben Riedhorne, Zinken und Hifthorne geblasen werden müssen, sondern er soll auch selbst dieser Weisen kundig sein und bei den Hauptjagen, Bestätigungsjagen, Sau- und Streifjagen, wie bei der Parforcejagd, den ihm angewiesenen Platz vollständig ausfüllen können.

Die hauptsächlichsten Jagdposten sind: a) der Ruf; Zeichen zur Versammlung des Jagdpersonals bei jeder Gelegenheit. b) Das Anblasen des Treibers; Zeichen zum Vorgehen der Treiber. c) Zurück! Zeichen, daß das Wild rückwärts durchgegangen ist und das Treiben von Neuem angelegt werden solle. d) Das Stopfen! Zeichen zum Anhalten der Treiber auf den Stellwegen; bei der Parforcejagd zum Anhalten der Meute. e) Das Abblasen; Zeichen zur Beendigung des Treibens oder der Treibjagd.

Alle diese Jagdposten werden mit dem Flügelhorne geblasen. Die Signale gehen von der Mitte aus, wo der Befehlshaber des Treibens sich befindet, und werden von den Flügeln aus wiederholt. Als Hauptfanfaren gelten:

1) Beim Haupt- und Bestätigungsjagen, Contrajagen ꝛc. a) Die Willkommsfanfaren oder das Anblasen der Jagdherrschaft bei dem Eintritte auf den Lauf und in den Jagdfluren. b) Die Marschfanfare, beim Zuholzziehen der Jägerei oder deren Rückzug auf den Lauf. c) Das Anblasen des jagdbaren Wildes, bei dessen Eintritt auf den Lauf. d) Das Abblasen der Jagd, nach Beendigung des Jagens (geschieht mit Flügel- und Hifthörnern; die übrigen Fanfaren werden mit voller Jagdmusik ausgeführt). e) Die Wasserfanfare, wird beim Wasserjagen geblasen. Bei den Klopf- oder Treibjagen wird nur das Flügelhorn gebraucht. Beim Schlagen des Waidmessers oder Blattes wird die Fanfare blos mit den Hifthörnern geblasen.

2) Bei der Parforcejagd. a) Anjagd oder gute Jagd (chasse ou belle chasse) wird geblasen, wenn der Hirsch lancirt (aufgesprengt) ist und die Hunde die Fährte aufgenommen haben. b) Fehljagd (Hourvari), wird geblasen, wenn die Hunde die Fährte überschossen oder gar Wechsel genommen haben. c) Juch Hirsch! (à la vue) bläßt der Parforcejäger, sobald er den rechten Hirsch zu Gesichte bekommt. d) Die Wasserfanfare (à l'eau) wird geblasen, wenn der Hirsch sich im Wasser der Meute stellt. e) Die Todtenfanfare (ha là lit) wird geblasen, wenn der Hirsch gefangen ist. Über diese eigentliche oder echte Jagdmusik sagt Altvater Döbel (Jägerpraktika 2. Thl. Cap. 41) Folgendes:

„Ich hätte wol hier die Jagdposten, wie sie geblasen werden, nach den Noten mit hersetzen können, solches ist aber durch die Übung besser zu begreifen, denn die Jagdposten werden nicht grade nach den Noten, oder wie bei einem Concert oder einer Kirchenmusik geblasen, auch weder das Piano oder Forte, Adagio oder Allegro und dergleichen tonkünstlerisch in Acht genommen; sondern es wird Alles mit Kraft geblasen, meist in doppelschlägigen oder doppelgängigen Tönen, vor allem aber rein und hell. Jedoch hat man bei allen Jagdereignissen eigenthümliche Posten zu blasen, damit sich ein Jäger nach des andern Blasen richten und dessen Bedeutung wissen könne. Nicht weniger müssen die Hunde des Hornes kundig werden; sie verstehen es auch trefflich, wenn sie erst eine Zeit lang mitgejagt haben, wenn Hourvari oder Anjagd oder gute Jagd, à la vue, Stopfen, Jägerruf ꝛc. geblasen wird." (Vgl. D. aus dem Winckell, Handbuch ꝛc.) (*Benicken.*)

Jagdnetz, s. Netz.

JAGDORDEN. Als die Turniere aufhörten, an ihre Stelle die Jagdlust trat und unter die Zahl der ritterlichen Übungen aufgenommen wurde, da gingen zur Ehre dieses grausamen fürstlichen Vergnügens, wie es Luther einst nannte, und der großen Zahl ihrer Verehrer, die sie von jeher, besonders in den höhern, mehr Langeweile habenden Ständen, fand, einige Ritterorden hervor, deren Namen von irgend einem Gegenstande der Jagd entnommen, oder gradezu der eines Jagdordens war. Späterhin vertauschte man diese Namen gegen andere und jetzt führt keiner mehr den Namen „Jagdorden."

Der älteste derselben ist der 1444 gestiftete pfälzische Orden vom Horne, jetzt, der königlich bairische Hubertusorden (s. d. Art).

Einen zweiten errichtete der im J. 1738 gestorbene Graf Franz Anton von Spork *) in Böhmen und nannte ihn St. Hubert's Jagdorden. Das Ordenszeichen war ein goldenes Waldhorn, über welchem eine goldene Medaille mit dem Bilde des Hubertus hing. Dieser Orden stand in solchem Ansehen, daß selbst Kaiser Karl VI. ihn annahm, als er 1723, wo er in Prag als König von Böhmen gekrönt ward, in dem Walde bei Brandeis jagte. Der Stifter hing ihm hier selbst den Orden um, errichtete an der Stelle, wo dies geschehen war, ein Denkmal, ließ auch Münzen zum Andenken darauf prägen. Daß ein Kaiser des Ordens Mitglied geworden, hob dessen Ansehen noch mehr, und es nahmen und suchten ihn viele teutsche Fürsten, namentlich König August von Polen, König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, die Kurfürsten

*) Sein Leben ist im Jahrgange 1776 des hannöv. Magazins befindlich.

von Mainz, Trier und Cöln, denen die Jagdflinte mehr Vergnügen als der Krummstab gewährte, ja selbst eine Dame, die Kaiserin Elisabeth Christine, nahm ihn an.

Ein dritter Jagdorden ist der jetzige Orden des goldnen Adlers in Würtemberg, welcher von seinem Stiftungsjahre 1702 bis 1807, den Namen Jagdorden führte (s. Adlerorden im 1. Bd. der Encyklop. S. 421) **).

Ein vierter Jagdorden war der, vom letzten Piastischen Herzoge Georg Wilhelm in Liegnitz, 1672 bei Gelegenheit einer Jagd im Thiergarten bei Brieg gestiftete Orden des goldnen Hirsches, der aber mit dem Stifter wieder erlosch. Das Ordenszeichen war ein goldnes grün emaillirtes Eichenblatt. Auf der einen Seite sah man einen goldnen Hirsch darauf, auf der andern ein rothes Herz mit einem weißen Kreuze. An einem grünen mit Gold durchwirkten Bande wurde es um den Hals auf der Brust getragen. Die Gesetze und die damaligen Glieder dieses Ordens theilt Gryphius in seinem Entwurfe der geistlichen und weltlichen Ritterorden S. 368 mit. Wie lange er geblüht, ist unbekannt. Wahrscheinlich nur bis zum Tode des Stifters, da mit ihm die Familie erlosch.

Ein fünfter der Jagd gewidmeter Orden ist der neapolitanische Dianenorden, welcher unter diesem Namen nachzusehen ist. *(Gottschalck.)*

Jagdordnung, s. unt. Jagd (rechtl.).

Jagdouvertüre, s. Jagdmusik.

Jagdpferd, **Bürschpferd**, s. unt. Bürschen.

Jagdposten, s. Jagdmusik.

Jagdrecht, **Jagdregal**, s. Jagd (rechtl.).

Jagdschiff, (Jachtschiff), s. Jacht.

Jagdschirm, s. unt. Jagen.

JAGDSCHUTZ. Eine allgemeine Klage der Jäger in der neuern Zeit ist es, daß die Wilddieberei so sehr überhand nehmen soll, und es so schwer sei die Jagd dagegen zu schützen. Manche Jäger suchen die Ursache davon in der gegenwärtig, gegen früher, weit gelindern Bestrafung, jedoch wol mit Unrecht. Die Erfahrung lehrt, daß die Wilddiebereien jetzt nicht häufiger sind, als zu der Zeit, wo sie mit den grausamsten Strafen belegt wurden, und daß, wie wir dies in England sehen, unverhältnißmäßig strenge Bestrafung nur die Folge hat, daß der Wilddieb zuletzt gar nicht bestraft wird, weil es dem Gefühle der Richter, der Zeugen, des Volkes überhaupt widerstrebt, ein Vergehen so streng zu bestrafen, bei welchem häufig mildernde Umstände eintreten, und mit welchem nicht immer ein ungewöhnlicher Grad von Unmoralität verbunden ist. Ebenso wird sehr oft ohne Grund von den Jägern darüber Beschwerde geführt, daß die Anzeige von Wilddiebereien so häufig ohne Erfolg hinsichts der Bestrafung blieben, oder auch wol daß nicht mehr jeder auf frischer That betroffene Wilddieb, wie es sonst erlaubt war, niedergeschossen werden dürfe. So lange die Wilddieberei nicht als einfaches Polizeivergehen behandelt wird, was doch gewiß die Jagdbesitzer selbst nicht wünschen werden, sondern eine Criminaluntersuchung nach sich zieht, muß auch nothwendig der volle juristische Beweis zur Bestrafung verlangt werden. Ebenso kann man auch nicht das Leben eines Menschen, welcher vielleicht für einen Wilddieb gehalten wird, jedem Jäger preisgeben, und thut man es, so lehrt die Erfahrung, daß dann auch das Leben der Jagdschutzbeamten den Wilddieben preisgegeben ist. Wenn der Fall der Nothwehr eintritt, werden aber die Gesetze gewiß diese überall gestatten.

Wir beabsichtigen durch das Gesagte nicht den Wilddieben das Wort zu reden, oder die Meinung auszusprechen, als sei die Wilddieberei kein Vergehen, welches man möglichst, nöthigenfalls selbst durch verhältnißmäßig strenge Strafen zu verhindern suchen müsse. Es erfolgt dadurch eine Beschädigung des Eigenthums, welche in den meisten Fällen den Verletzten unangenehmer berührt als die Entwendung einer andern viel werthvollern Sache. Sie erfolgt unter Umständen, welche nur zu leicht zu gewaltsamen Handlungen reizen, und ist Veranlassung zu einer Menge Mordthaten und Unglücksfällen. Dann verräth der Wilddiebstahl auch schon eine gewisse Kühnheit, und da er ebenso leicht einen Widerwillen gegen ernste Beschäftigungen erzeugt, als auch gewöhnlich nicht geeignet ist, die Existenz der Wilddiebe allein zu sichern, so wird er sehr leicht Ursache, daß diese sich dem Diebstahle und Raube überhaupt widmen. Es ist deshalb gewiß Pflicht jeder Regierung, der Wilddieberei so ernstlich, als es irgend in ihren Kräften steht, zu steuern. Durch nachstehende Mittel scheint dies am ersten geschehen zu können. 1) Die Anstellung eines hinreichenden, raschen, unverzagten und kräftigen Jagdschutzpersonals, da wo es bemerkte Wilddieberei nöthig macht. Reicht das angestellte, dazu oft zusammenzuziehende gewöhnliche Schutzpersonal nicht aus, so wird eine einstweilige Unterstützung desselben durch commandirtes Militair, am besten durch Jäger oder Schützen, mit den geringsten Kosten den Zweck am sichersten erreichen lassen. 2) Verpachtung der vereinzelten schwer zu beschützenden Jagddistricte an sichere und wohlhabende Leute. 3) Beaufsichtigung des Wildverkaufs und Wildhandels durch die Polizei, sodaß derjenige, welcher nicht Jagdbesitzer oder Jagdpächter ist, sich durch Atteste über den rechtlichen Erwerb des zu verkaufenden Wildes ausweisen muß. 4) Nicht zu hohe Wildtaxen da, wo Wild für Rechnung der Staatscassen verkauft wird. 5) Polizeiliche Aufsicht auf bekannte Wilddiebe, welche keine Gewehre führen und besitzen dürfen. 6) Eine rasche und prompte Justizpflege, um die angezeigten und überführten Wilddiebe den Gesetzen gemäß bald bestrafen zu können. Diese Mittel werden wol in den meisten Fällen hinreichen, auch ohne Verstärkung der jetzt auf die Wilddieberei gesetzten Strafen, diese so weit abzustellen, als es überhaupt möglich ist Verbrechen zu verhindern. *(Pfeil.)*

Jagdsignale, s. Jagdmusik.

Jagdstück, s. Jagers.

Jagdsymphonie, s. Jagdmusik.

Jagdterminologie, s. Jägersprache.

**) Bei dieser Gelegenheit wird eines daselbst in der obersten Zeile befindlichen Druckfehlers gedacht, wo statt 1807 steht: 1707.

Jagdthaler, s. Jagdmünzen.

JAGDTÜCHER, sind Wände von Leinwand (auch dunkles Zeug im Gegensatze von den Garnen genannt), die mittels Stellstangen, Krummruthen, Windleinen rc. (s. diese Art.) aufgerichtet werden, um das Wild in die Jagen rc. einzustellen (hohe Jagdzeuge). Sie werden gewöhnlich eingetheilt in:

1) Hohe Jagdtücher. Jedes derselben ist gewöhnlich 150 Schritte lang und stellt 9 bis 10 Fuß hoch, haben oben und unten ganzes, oft auch nur halbes Gemäsch (s. d. Art.), bisweilen auch oben und unten nur eiserne Ringe, durch welche die Ober- und Unterleinen gezogen werden. Doch haben die Gemäschtücher den Vorzug, daß eine etwa gesprungene Leine geknüpft werden kann, während bei den Ringtüchern dieselbe zusammengespießt werden muß, da der Knoten nicht durch die Ringe geht und das Spießen Aufenthalt verursacht. Hanfleinwand von zwei Ellen Breite ist die beste; das Gemäsche soll mindestens einen Fuß hoch stellen. Die Tücher werden an den Seiten durch Knopflöcher und Knebel mit einander verbunden. Durch das obere Gemäsch zieht die Oberleine (Oberarche), die 50 bis 60 Ellen länger als das Tuch und einen Zoll im Durchmesser stark sein muß, die durch das untere Gemäsch zu ziehende Unterleine (Unterarche) braucht nur 20 bis 30 Ellen länger und ¼ Zoll stark zu sein. Oben und unten am Tuche ist eine ½ Zoll starke Leine in den Saum genäht und an dieser (Saumleine) das Gemäsch befestigt. Der Knebel sollen zwölf, und diese sechs bis sieben Zoll lang sein. Die Verbindungsstellen nennt man die Wechsel der Tücher.

Starke, oben mit hölzernen (gewachsenen) Gabeln versehene Stellstangen werden neun Zoll tief in die Erde gestoßen, um die Oberleinen zu tragen, die an starke Heftel gebunden sind, gleich den Unterleinen. Auch die zwölf Ellen langen Windleinen werden an die Oberleinen geschleift, und auf jeder Seite an eingeschlagene Heftel gebunden, damit der Wind das Tuch nicht umwerfen kann. Um die Punkte für die Stellstangen genau zu wissen, schleift man alle 15 Schritte ein Paar Windleinen an. Die hohen Tücher werden namentlich zum Einstellen starker Rothhirsche angewendet, die gern überfliehen oder überfallen (s. d. Art.).

2) Gewöhnliche Tücher. Von gleichem Material mit den hohen Tüchern; sie stellen fünf Ellen hoch und jedes Tuch stellt 150 Schritte weit (leipziger Maß), der Schritt (Waldschritt) gleich 1½ Elle oder drei Fuß leipzig. Maß. Die Leinwand muß 2½ Elle breit sein; es gehören also zu einem Tuche 450 Ellen, die in zwei Theile getheilt und mittels einer festen Nath aneinandergesetzt, die Höhe von 4½ Ellen geben und das Gemäsch, welches am obern Saume angebracht, aus einer Masche von zwölf Zoll besteht, die Höhe von fünf Ellen vollständig macht. An der untern Saumleine die Ringe 1½ Elle von einander eingesteckt und befestigt. Die Stellen für die Windleinen werden beziffert; die Tücher haben jedes seine Nummer.

3) Mitteltücher (dänische Tücher). Sie stellen 150 Ellen weit, aber nur vier Ellen hoch, sind gewöhnlich Ringtücher, ihrer Leichtigkeit wegen gut fortzubringen, namentlich in Gebirgen, und thun da, wo ein Jagen noch im Weiten steht und die Hirsche oder das Wild noch nicht so enge zusammengetrieben, das Überfliehen also nicht sehr zu fürchten ist, dieselben Dienste als die hohen Tücher. Für Dammwild und Schwarzwild reichen sie vollkommen aus; weshalb es bei einem vollständigen Jagdzeuge genügt, Mittel- und gewöhnliche Tücher zu haben und nur zu den Abjagungsflügeln und Läufen hohe Tücher zu gebrauchen.

4) Halbe Tücher. Sie stellen 200 Schritt weit und nur drei Ellen hoch, sind zu Sau-, Wolfs-, Reh-, Fuchs- und Hasenjagen ausreichend, dabei leichter, bequemer und wohlfeiler, und im Nothfalle auch bei Hirschjagen zu gebrauchen.

5) Roll- oder Lauftücher. Ein Zeug, das zu vielen Jagen gebraucht wird, zu Saujagen fast unentbehrlich ist. Es wird dasselbe quer vor das Jagen nach dem Laufe zu gestellt, um, wenn etwas vom Wilde auf den Lauf getrieben werden soll, selbiges durch zu lassen; worauf das Tuch wieder zugezogen wird. Es stellt 150 Schritte weit und in gleicher Höhe mit den Tüchern, die man zu den Abjagungsflügeln und Laufen braucht, wird in fünf Theile zu 30 Schritten getheilt und so eingerichtet, daß jeder Theil von beiden Seiten auf- und zugezogen werden kann, und zwar mittels der Ringe, die sich an beiden Säumen befinden. Es gehören zwölf Stellstangen zu einem Rolltuche.

Das richtige und genaue Stellen der Jagdtücher gehört zu den Meisterstücken eines hirsch- und holzgerechten Jägers. Durch Unkenntniß hierin kann oft ein noch so gut bestätigtes Jagen unwirksam und zum Fehljagen gebracht werden.

Man stellt gewöhnlich auf zwei Flügel; an dem Orte, wo das vorher losgebundene Zeug hingefahren wird theilt man dasselbe für den rechten und linken Flügel, dann in gleicher Art die Jägerei und die Jagdbauern, worauf der Chef der Jägerei den rechten, der nächste nach ihm den linken Flügel übernimmt. Soll rasch gestellt werden, so gehören zu jedem Flügel acht Jäger und 36 bis 40 Jagdbauern. Von erstern bindet Nr. 1 die Oberleine vor, Nr. 2 die Unterleine; Nr. 3 bindet die Oberleine nach, Nr. 4 die Unterleine, Nr. 5 knebelt ein, Nr. 6 stellt nach, Nr. 7 bindet die Windleinen ein, Nr. 8 (verhakt) verfestigt das Jagen. Von den Jagdbauern gehören 10—15 zum Anziehen der Leinen, zwei zum Einknebeln, zwei bei den Pfahleisen, zwei mit Schlägeln, acht mit Hebegabeln, zwei zum Anbinden der Windleinen, vier zum Nachhaken und der Rest zum Handlangen. (Vergl. Döbel's Jägerpraktika 2. Thl. S. 5—7; Hartig's Lehrbuch für Jäger 2. Bd. Abschnitt VI.) (*Benicken.*)

Jagdverbrechen, s. unter Jagd (rechtl.).

Jagdwagen, Bürschwagen, s. Bürschen.

Jagdwissenschaft, s. Jagd (in historischer Beziehung.

Jagdzoologie, s. unter Jagd (Jägerei).

JAGELLONEN nennen die Neuern das zweite Geschlecht der lithauischen Großfürsten, welches durch Jagello's oder Wladislaw's Vermählung mit der polnischen Hedwig die Reiche Lithauen und Polen unter seiner Herrschaft vereinigte, und beide bis zu seinem Erlöschen im J. 1572 besaß. Der älteste bekannte Stammvater dieses Geschlechtes war Proiden (von Kojalowicz Gualezute genannt), ein heidnischer Landmann in dem samogitischen Kreise Eyragol (Ieragolia). Proiden's Sohn, Witen, ein sehr kluger und unternehmender Jüngling, gefiel dem lithauischen Großfürsten Troiden (Mendowy), der ihn auf einem Heereszuge kennen lernte, mußte dem Fürsten in sein Hoflager folgen und wurde dessen Günstling und Marschall. Troiden ward im J. 1263 oder 1265 von seinem Neffen Troinat erschlagen, seine tapfern Brüder Sirpulii, Lessii und Sirkeli „hatten die heilige Taufe empfangen und lebten in der Liebe, in der Demuth, und nahmen sich ganz vorzüglich der Armen an. Alle diese starben noch bei Troiden's Lebzeiten." Troiden's Sohn aber, Wolstinik, Vyszlev, Woischelg, nachdem er seine Herrschaft in Nowogrodek durch das Blut unzähliger Schlachtopfer und unerhörte Tyrannei bezeichnet, war ebenfalls Christ und Mönch geworden, und lebte, nachdem er von einer Wallfahrt nach dem Berge Athos und nach Jerusalem zurückgekehrt war, in dem von ihm gestifteten Kloster an dem Niemen. Die Nachricht von des Vaters Tode machte auf den demüthigen Mönch unbeschreiblichen Eindruck; von Zorn erglühend ergriff er sein Schwert, und die Mönchskutte abwerfend, that er das Gelübde, sie nach drei Jahren wieder anzulegen, wenn er an den Mördern Troiden's würde Rache genommen haben. Sie war schrecklich, diese Rache; unwiderstehlich durch das Heer, das sich auf seinen Ruf versammelte, wurde er von ganz Lithauen als Herrscher anerkannt, aber Morden schien ihm das einzige Geschäft, so eines Herrschers würdig. Unzählige Menschen, die er Verräther nannte, wurden auf sein Geheiß geschlachtet, ganze Geschlechter ausgerottet, endlich, als er seine Rache gesättigt, und sein Gelübde gelöst glaubte, ging der Wolf in dem Schafspelze (so nannte man den Fürchterlichen, weil er als Fürst einen schwarzen Mönchsmantel über dem Fürstenschmucke trug) in das ugrow'sche Kloster zurück, wo Leo, der Fürst von Przemysl, durch feigen Meuchelmord seinem Leben ein Ende machte. Bevor er zum zweiten Male der Welt entsagte, hatte Wolstinik oder Lauros [1]), wie er in dem Kloster hieß, über die Krone seiner Väter verfügt, nicht zwar, wie die russischen Chroniken uns aufbinden möchten [2]), zu Gunsten Schwarno's, des Fürsten von Halitsch, sondern zu Gunsten jenes Lieblings seines Vaters, des Heiden Witen, oder aber zu Gunsten von Witen's Sohne, denn hier ist Alles ungewiß, zu Gunsten von Troiden [3]). Witen oder Troiden, von den russischen Chroniken als ein wahrer Nero geschildert, lebte nur für den Krieg; Polen, Russen und die teutschen Ritter mußten wechselsweise seine schwere Hand fühlen, und durch die Wegnahme von Drohiczyn, in Podlachien, zog er sich die ganze Macht der Mongolen auf den Hals (1276), ohne daß diese jedoch Erhebliches gegen ihn ausrichten konnten. Witen hatte aber auch in den J. 1283, 1284 und 1286 mit Pelussa, einem Gegenkönige aus Troiden's oder Mendowy's Geschlechte [4]), und 1287 mit den Beschützern dieses Pelussa, mit den teutschen Rittern, zu kämpfen. Zu wiederholten Malen wurde das Ordensgebiet von seinen leicht beweg-

1) Aus Lauros ist der Name Lawr corrumpirt, durch welchen Karamsin verführt wurde, einen zweiten Sohn des Fürsten Troiden anzunehmen, der in Lithauen gewüthet haben soll wie Wolstinik. 2) Russische Quellen sind überhaupt nur mit der größten Vorsicht zu gebrauchen. Sammt und sonders wurden sie erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zugänglich gemacht, zu einer Zeit demnach, wo die Idee von der Weltherrschaft sich bereits vollständig in dem beweglichen und reizbaren Volke ausgebildet hatte. Wie oft wird der Patriotismus des Abschreibers oder Herausgebers dem Ausdrucke des Schriftstellers verbessernd zu Hülfe gekommen sein, wenn die Stelle einer Provinz galt, die man, nach dem bedeutenden Lieblingsausdrucke russischer Publicisten, wieder zu vereinigen gedachte! (Was hätte ein römischer oder auch nur österreichischer Kaiser nicht alles wieder zu vereinigen!) Wie verführerisch mußte besonders die Gelegenheit werden, einen russischen oder doch wenigstens rußniakischen Fürsten als den legitimen Erben der alten lithauischen Großfürsten, die glanzvolle Dynastie der Jagellonen als ein Geschlecht von Usurpatoren darzustellen. Für den gegenwärtigen Fall müssen wir doch die volhynische Chronik ausnehmen, die überhaupt für die lithauische Geschichte des 13. Jahrh. neben Dusburg, die einzige glaubwürdige Quelle. Übrigens ist es in der That schwer zu entdecken, was den Fürsten Wolstinik hätte bewegen sollen, seine Erbschaft einem russischen Fürsten, dem Feinde seines Hauses und Volkes, mit dem er selbst die wüthendsten Kämpfe bestand, zuzuwenden, und was die Sache vollends unglaublich macht, ist der unerhebliche Umstand, daß der Mörder Wolstinik's, der Fürst Leo, der leibliche Bruder jenes so begünstigten Schwarno von Halitsch gewesen ist.

3) Ob es wirklich der vormalige Marschall Witen gewesen, oder sein Sohn, ist einigermaßen zweifelhaft. Alle Umstände sprechen für Witen, nur ein Ausdruck des Kojalowicz S. 131, scheint auf den Sohn zu deuten. Der lithauische Geschichtschreiber nennt des Wolstinik Nachfolger: Suintorog Utenides, d. i. der einfachsten Deutung nach, Suintorog, Witen's Sohn (nicht Uten's Sohn, wie Voigt übersetzt). Es wäre aber auch möglich, daß in Utenides nur das Andenken an Witen's ursprünglichen Namen bewahrt werden soll, gleichwie es gewiß, daß Torog nichts Anderes, als der Name Toreiden oder Troiden, den der neue Großfürst angenommen haben wird, um seinen ersten Wohlthäter zu ehren und sich mit dessen Geschlechte zu identificiren. Wenn aber Voigt, 4. Bd. S. 6 einen Großfürsten Troiden um 1282 durch seinen Bruder Dowmont ermorden, dann Troiden's Sohn, Buwid oder Witen, den Thron besteigen läßt, so ist das ein offenbarer Irrthum. Dowmont mag an des ersten Troiden oder Mendowy Ermordung Antheil gehabt haben, und verließ darum, etwa 1266, sein Vaterland, um den Pleskowern als Fürst vorzustehen. 4) Bei Dusburg, Cap. 42 heißt es: Lutewerus rex Lethoviae etiam hoc anno filium suum Vithenum cum maximo exercitu misit versus Poloniam. Karamsin weiß gegen den Großfürsten Lutuwer nichts zu erinnern. In der neuesten Zeit hat man aber, gestützt auf die Lesarten bei Jeroschin, Cap. 241, Lucas David und in verschiedenen Handschriften, dieses Lutewerus in Putuwerus verbessern, und hierdurch einen neuen Großfürsten von Lithauen, Putuwer erstehen lassen wollen. Es scheint uns aber, und dafür spricht der Ausdruck, etiam hoc anno, gleichwie der Umstand, daß schon wieder 1296 Witen als Großfürst genannt wird — der Lutuwerus nichts anderes zu sein, als der Lituwer, der Lithauer, grade, wie man noch vor Kurzem im gemeinen Leben sagte, der Türk, der Engländer statt der Sultan, der König von England.

lichen Scharen verheert, am schrecklichsten im J. 1291, als des lithauischen Königs kriegerischer Sohn Witen sie führte, und Verwüstung und Tod bis in das ferne Kujavien trug, und 1292, als der junge Witen Lanczicz überrumpelte. Bei diesem letzten Einfalle soll jeder einzelne Lithauer 20 Christen als Sklaven weggeführt haben. Während der Druck dieser Raubzüge vornehmlich auf Polen fiel, wurde der Kampf mit dem Orden nur schwach fortgesetzt, aber in den letzten Tagen des Mai 1298 wendete der Großfürst selbst mit seiner ganzen Macht sich gegen Livland, woselbst die Bürger von Riga seiner Hilfe gegen den Orden begehrten. Verstärkt durch die Städte und durch die Mannen des Erzbischofs, unternahm er die Belagerung von Karkus. Die feste Burg wurde durch Verrath genommen und durch Feuer vernichtet, der wilde Heerschwarm aber zerstreute sich durch das ganze Land, mordete die Priester unter den ausgesuchtesten Martern, erbrach die Kirchen, besudelte und raubte die heiligen Gefäße, trieb muthwilliges Gespött mit den Bildnissen der Heiligen, und fröhnte in jeglicher Weise viehischen Lüsten und Leidenschaften. Mittlerweile hatte aber der Landmeister Bruno seine Streitmacht gesammelt, und am 1. Jun. 1298 kam es bei Treyden, an der Aa, zu einer Schlacht mit den Lithauern. Anfangs schien der Sieg dem Orden zu lächeln, mehr als 800 Lithauer lagen auf dem Kampfplatze, und 3000 gefangene Christen waren befreit; allein ergrimmt über den Verlust der Seinen wendete Witen mit seinem eigentlichen Gefolge sich gegen den ermüdeten Haufen des Meisters; mit abwechselndem Glücke wurde gestritten, bis die Wehrmannschaft aus Riga den Heiden zu Hilfe kam, und nun jeder Widerstand vergeblich wurde. Mit dem Landmeister selbst fielen 22 Ordensritter und 1500 Reisige. Unter fernern schrecklichen Verheerungen rückten die Sieger vor Neuermühlen, auch diese für die Stadt Riga so lästige Feste zu brechen, und zugleich den in Neuermühlen von den Rittern gefangen gehaltenen Erzbischof zu befreien. Die Belagerung zog sich in die Länge, und der Hochmeister, Gottfried von Hohenlohe, schickte aus Preußen Entsatz. An der Spitze stand der kriegserfahrene und tapfere Comthur von Königsberg, Berthold Brühaven, und am 29. Jun. 1298 wurde vor Neuermühlen ein furchtbarer Kampf gekämpft. „Es kam die Rache Gottes." Mehr als 4000 Lithauer blieben auf der Wahlstatt, andere verschlang das nahe Gewässer, und eine große Zahl wurde gefangen genommen. Brühaven verfolgte die Flüchtigen bis in die Heimath, weitere Folgen hatte aber sein Sieg nicht, so wenig wie die auch während der nächsten Jahre fortgesetzten Raubzüge der Lithauer, die bald Preußen, bald die nördlichen Gebiete von Polen, bald auch Livland trafen. In gesteigerter Wuth entbrannte der Kampf im J. 1311. Um die Fastenzeit warf sich der Großfürst Witen mit einem mächtigen Heere nach Natangen und Samland, unter so furchtbarem Raub und Brand, und mit so reißender Schnelligkeit, daß ihm in dem ersten Augenblicke Niemand zu widerstehen wagte. Überladen mit Beute trat er den Rückweg an; schon hatte er die Grenze von Lithauen erreicht und eben ein Lager bezogen, um nach Vertheilung der Beute seinen Götzen ein Denk- und Opferfest zu bringen, als dem Comthur von Königsberg ein Überfall gelang, so überraschend, daß die Lithauer fast gar keine Gegenwehr leisten konnten. Der Großfürst selbst, der sich eben zum festlichen Mahle niedergelassen hatte, rettete sich nur durch die Schnelligkeit seines Rosses. Rache zu nehmen, überschritt er am 3. April 1311 mit 4000 auserlesenen Kriegern neuerdings Preußens Grenze; drei Tage genügten ihm, um das ganze Ermeland in eine Wüste zu verwandeln. Was nicht Schutz in den Burgen fand, wurde gefangen, ermordet oder mit Feuer vertilgt, und außer der großen Beute führten die Heiden 12—1400 Christen als Gefangene mit sich fort. Nach dem Ermelande galt es dem Bartenlande; ermüdet lagerte sich endlich Witen an der Wildniß auf einer Anhöhe bei Rastenburg, und dem Heere Ruhe und Erholung zu sichern, umgab er das Lager mit einem Hagen. Voll übermüthigen Stolzes ging der Fürst auf und ab, sich an dem Anblicke der unermeßlichen Beute und der zahlreichen Gefangenen zu erfreuen; unter dem Raube eine Monstranz gewahrend, ließ er sich solche reichen, und das Allerheiligste herausnehmend, fragte er höhnend die christlichen Gefangenen: „Ist das nicht euer Gott? Warum hilft er euch nicht, sowie unsere Götter uns helfen? Sehet, wie ohnmächtig er ist!" Und er nahm das Sacrament, warf es zur Erde und trat es mit Füßen. „Kümmert euch nicht um diesen euern Gott! Was ist es denn, was ihr anbetet? Nimmer kann Brod Gott sein; es ist ein eitler Wahn, den ihr hegt, sehet doch meine Macht an, die mir unsere Götter verliehen, und wendet euch zu unserm Glauben. Während euer Gott weder euch, noch sich selbst zu helfen vermag, haben es unsere Götter bewirkt, daß ihr auf ewig in meiner Gefangenschaft bleibet." Die Christen erschraken und staunten über den schnöden Frevel, aber keiner wagte zu reden. Der Großfürst selbst ahnte nicht, wie nahe der Rächer ihm stand; denn auf dem Fuße war ihm der Großcomthur, Heinrich von Plotzke, gefolgt, und während die Lithauer ruhten oder prahlten, ordnete Heinrich seine Scharen zum Kampfe. Er begann mit dem frühen Morgen (am 7. April 1311), der Hagen wurde nach verzweifelter Gegenwehr durchbrochen, und mit ihm fiel der Vertheidiger Muth, sie flohen nach allen Seiten hin. Aber rastlos war die Verfolgung, und nur der Großfürst, am Kopfe schwer verwundet, entrann mit wenigen Begleitern dem Verderben; denn sein ganzes Heer ward theils auf der Flucht erschlagen, theils in einen See gesprengt, theils in der Wildniß durch Hunger und Wundenschmerz auf eine qualvolle Weise getödtet. Aber auch hiermit war der Kampf noch lange nicht beendigt; wie früher die Lithauer in Preußen, so wirthschafteten die Ritter in Lithauen. Heinrich von Plotzke that wiederholte Einfälle in Schamaiten, und drang im Sept. 1314 bis in die Nähe von Grodno vor, allein der Proviant, den er sich hatte nachführen lassen, wurde von den Lithauern genommen, und das Heer erlitt so schreckliche Hungersnoth, daß manche ihre Pferde schlachten, andere sich von Kräutern

und Gras nähren mußten. Manche starben schon auf dem Wege, eine große Zahl später in der Heimath, in Folge der schlechten Nahrung und der erlittenen Mühsale; denn zuletzt war alle Ordnung aufgelöst, und der Feldherr hatte Jeden seines Weges ziehen lassen, um sich aus der Noth zu retten. Nochmals das Vergeltungsrecht zu üben, wüthete (Aug. 1315) ein starkes Heer Schamaiten in dem Gebiete von Ragnit, und einen Monat später führte Witen selbst die ganze Streitmacht seines Volkes, von Einigen zu 60,000 Mann angegeben, vor Christmemel. Siebzehn Tage hindurch waren zwei Bliden unablässig gegen die neu erbaute Burg gerichtet, und kühne Schützen umgaben sie von allen Seiten, aber die Besatzung vertheidigte sich mit Löwenmuth. Am 17. Tage erhielt Witen die Nachricht von dem Heranzuge des Hochmeisters mit einer bedeutenden Streitmacht; alsbald und eiligst ließ er am Burggraben ungeheuere Massen von Holz, Stroh und Heu aufhäufen, um die Burg in Brand zu stecken und in der dadurch veranlaßten Verwirrung zu stürmen. Allein das Vorhaben mislang durch die Wachsamkeit der Burgmänner, und der Großfürst entfloh, wie die Einen berichten, in großer Eile, um daheim aus Verdruß oder Scham zu sterben, oder fand selbst in einem letzten verzweifelten Angriffe auf das feste Haus den Tod.

Ihm folgte sein Sohn Gedimin, von Dlugoß, der den Witen mit Mendowy verwechselt, fälschlich als Witen's Stallmeister und Mörder gezeichnet, worin ihm auch mehre Neuere folgen. Gedimin war schon seit geraumer Zeit von dem Vater zum Mitregenten angenommen worden, vielleicht schon seit dem J. 1304, als wohin des Dusburg (c. 282) Ausdruck gehört: ex opposito castri Jedemini. Gedimin, seinem Vater, wenn auch nicht an Tapferkeit und kriegerischem Geiste, doch an Verstand, Klugheit und List weit überlegen, trachtete nicht nur nach Raub und Beute, er fühlte sich berufen, ein mächtiges Reich zu begründen. Seine erste Erwerbung durch Waffengewalt war das Fürstenthum Pinsk, in Podlesien. „Da die russischen Fürsten, Wladimir und Lew," erzählt Strikowsky, „sich vor den herrschsüchtigen Anschlägen Gedimin's fürchteten, so wollten sie ihm zuvorkommen, und überfielen Lithauen, während Jener die Teutschen befehdete. Wladimir verheerte das Ufer der Wilia. Lew nahm Brzese und Drohiczyn, die schon damals in Gedimin's Gewalt waren. Nachdem dieser Held den Krieg mit dem teutschen Orden durch einen Sieg im J. 1319 beendigt hatte, überfiel er unverzüglich Wladimir. Unter den Mauern dieser Stadt wurde eine Schlacht geliefert, in welcher die Tataren einem russischen Fürsten gegen Russen beistanden; denn Gedimin hatte in seinem Heere Poloczker, und der Fürst von Wladimir eine von ihm besoldete chanische Reiterei. Die zahllosen Pfeile der Tataren richteten eine furchtbare Verheerung unter den Lithauern an, aber Gedimin stellte sein mit Schleudern und Wurfspießen bewaffnetes Fußvolk auf und schlug die Mongolen in die Flucht. Die Russen geriethen in Verwirrung. Vergebens riefen ihre Weiber und die Greise, die von den Stadtmauern herab Zuschauer des Kampfes waren, ihnen zu, daß diese Schlacht für das Schicksal des Vaterlandes entscheidend sei. Fürst Wladimir fiel als ein Held, das Heer verlor den Muth und zerstreute sich, worauf die Stadt sich ergab. Gedimin setzte daselbst einen Statthalter ein und eilte nach Luzk, von wo Lew, durch Wladimir's Unfall in Schrecken gesetzt, zu seinem Schwiegervater, dem Fürsten Roman von Briansk, entflohen war; die Bürger dieser Stadt wagten keinen Widerstand, und der Sieger versprach mit kluger Mäßigung allen Russen Sicherheit und Schutz. Sein ermattetes Heer pflegte den ganzen Winter hindurch der ihm so nöthigen Ruhe. Gedimin selbst, nachdem er seine Heerführer freigebig belohnt hatte, lebte in Brzese und bereitete sich zu neuen Unternehmungen vor. Sobald der Frühling kam und die Erde sich mit Gras bedeckte, rückte er mit neuem Muth ins Feld, eroberte die Kiow'schen Städte Owrucz und Zytomierz, und drang bis zum Dnieper vor. In Kiow herrschte Stanislaw, ein Nachkomme des heil. Wladimir; dieser hatte Zeit, die Mongolen herbeizurufen, vereinigte sich mit Oleg von Perejaslawl, mit dem aus Luzk vertriebenem Fürsten Lew und mit Roman von Briansk; unfern von seiner Hauptstadt, an dem Irpenflusse, stieß er auf den Feind, und es wurde lange um den Sieg gekämpft, aber die auserlesene lithauische Mannschaft griff die Russen in der Flanke an und schlug sie vollkommen. Oleg und Lew blieben auf dem Schlachtfelde, Stanislaw und Roman entflohen nach Riasan; Gedimin aber überließ die ganze Beute seinem Heere und belagerte Kiow. Noch verloren die Bewohner dieser Stadt nicht die Hoffnung und schlugen männlich mehre Angriffe zurück, endlich aber, da sie weder von Stanislaw, noch von den Tataren Hilfe kommen sahen, und wußten, daß Gedimin die Besiegten schone, öffneten sie ihm die Thore. Die Geistlichkeit ging ihm mit dem Kreuze entgegen und leistete ihm, wie das Volk, den Eid der Treue. Nachdem der Fürst von Lithauen Kiow vom Joche der Tataren befreit hatte, hinterließ er daselbst als Statthalter seinen Neffen Mindow, den Fürsten von Holschansk, einen Christen, und unterwarf sich in kurzer Zeit ganz Südrußland bis Putiwl und Briansk." Tschernigow insbesondere wurde von ihm beinahe gleichzeitig mit Kiow erobert. Während so folgenreicher Ereignisse im Osten konnte der Krieg mit den teutschen Rittern nur nothdürftig fortgesetzt werden, kaum aber fühlte sich Gedimin in seiner neuen Herrschaft sicher, als er Anstalten traf zu einer kräftigen Offensive. Ein mächtiges Kreuzfahrerheer war in Schamaiten eingedrungen; ohne darauf zu achten, vielleicht nicht ohne des Erzbischofs von Riga Zuthun, brachen die Lithauer in Livland ein (1322—1323), um besonders in dem Stifte Dorpat und in des Königs von Dänemark esthländischen Gebieten die schrecklichste Verheerung anzurichten; 52 Pfarrkirchen wurden von diesen Räubern niedergebrannt. Im März 1323 erschien ein zweites Heer vor Memel, erstürmte die Stadt und übergab sie, gleichwie die im Hafen vor Anker liegenden Schiffe, den Flammen. Ein dritter Haufen wüthete in der Gegend von Wehlau, ein anderer verwüstete von Grund aus das Land Dobrzyn. Und während nun in

solcher Weise die Raubhorden aus Lithauern, meist angeführt von den Vettern und Günstlingen des Königs, wie Gedimin sich gern nennen hörte, in den Nachbarlanden rings umher mit wilder Wuth Alles vernichteten, was den christlichen Namen trug, erscholl die Nachricht, der König habe überallhin Briefe ausgehen lassen, die seinen Wunsch verkünden sollten, die christliche Taufe zu empfangen und in den Schoos der Kirche einzutreten, und eine Gesandtschaft, die aus Livland an ihn abging, fand in Wilna ehrenvollen Empfang und glänzende Bewirthung, brachte auch 22. Aug. 1323 einen Frieden zu Stande, der am Sonntage nach Michaelis vollzogen, außer Livland auch die Ordensburg Memel mit einschließen sollte. Neuere Untersuchungen haben indessen die unter Gedimin's Namen ausgegangenen Briefe als untergeschoben befunden, und eine Ahnung hiervon mögen auch bereits des Papstes Abgesandte, der Bischof Bartholomäus von Alet) und der Abt Bernhard von St. Théofroid, in dem Bisthume Puy, gehabt haben; denn sie wagten es nicht, wie ihnen geboten worden, unmittelbar nach Lithauen zu gehen, sondern sendeten von Riga Boten voraus, um sich der Gesinnung des Großfürsten zu versichern. Die Boten kamen zurück, in Begleitung eines der Großen des Landes, der nach dem Könige der Erste war. Dieser erklärte in der Versammlung der Gesandten, der Prälaten und Edeln von Livland: „Unter Mitwissen und Willen des Königs sind niemals irgend Briefe über seine oder seiner Unterthanen Bekehrung zum Christenthum ausgegangen, und er selbst hat weder jemals an den Papst geschrieben, noch auch befohlen, solcherlei in andern Ländern zu verkündigen. Vielmehr hat es der König, mein Herr, bei der Macht unserer Götter geschworen, daß er nie einen andern Glauben annehmen wolle, als in welchem seine Vorfahren gestorben seien." Auch was den Frieden betraf, so verschonte Gedimin fortwährend mit seinen Einfällen so wenig Livland, wie Preußen, und nachdem er durch die Vermählung seiner Tochter Aldona sich das Bündniß mit Polen gewonnen, war selbst die Mark Brandenburg vor den Raubzügen lithauischer Freibeuter nicht mehr sicher. Doch wurde der Orden zunächst durch König Johann's von Böhmen Kreuzfahrt gerettet, und Gedimin's Bündniß mit den Polen bestand nur wenige Jahre. König Wladislaw hatte ihm eine Botschaft zugesendet (1330), mit der Auffoderung, sich zum Einfall in das feindliche Land mit den Polen zu vereinigen. Der Großfürst aber ließ antworten: „Ich hatte schon einmal mit dir verabredet, am bestimmten Tage mit dir zusammenzutreffen. Ich kam, du aber nicht, und hätten mich damals meine Götter nicht geschützt, ich wäre durch Verrath in Gefangenschaft gekommen, nun kenne ich die Verräther." Als der Graf Wilhelm, der Anführer der ungrischen Hilfsvölker (wahrscheinlich des Geschlechtes Drugeth) von dieser Botschaft Kunde erhielt, sprach er zu dem Könige: „Du willst also mit Heiden die Christen bekämpfen? So erlaube, daß wir nach Ungern zurückkehren. Sollen wir bleiben, so laßt die Heiden in ihre Heimath ziehen, denn nur dann wollen wir gern für dich streiten." Der König brach alsbald das Bündniß mit Gedimin; denn in denselben Tagen sendete dieser, erzürnt, daß ihn der König nutzlos gerufen, eine Botschaft an Wladislaw, um einen Sold in Gold und Silber, Tuch und Rossen für seine Krieger, jeglichem nach Verdienste, zu verlangen, und die Foderung war kaum erfüllt, so kehrte das Raubheer nach Lithauen zurück. Die Kämpfe mit dem Orden ruhten seitdem beinahe gänzlich, zumal auch die Ritter des gefahrvollen und nutzlosen Streifens in Lithauen müde geworden, bis die Ankunft neuer Kreuzfahrer, im Febr. 1336, die Feindschaft zu neuem Leben erweckte. Der Kreuzfahrer Anstrengungen beschränkten sich auf die Einnahme der Burg Pillenen in Schamaiten, die muthig angegriffen, gleich muthig vertheidigt wurde, und ebenso verstrich der Feldzug des J. 1337 ohne wichtige Ereignisse, wenn wir die Erbauung der Bayerburg, an der Memel und der schamaitischen Grenze, ausnehmen. Kaum stand die Burg bewehrt und bemannt, als zwei der zu ihrer Hut bestimmten Withinge den Entschluß faßten, sie den Lithauern in die Hände zu spielen. Der Eine, zu Gedimin fliehend, sollte diesen vermögen, daß er an einem bestimmten Tage vor der von Holz erbauten Feste erscheine, während der Andere, in der Burg zurückbleibend, ein Haus in Brand stecken und das Thor öffnen wollte. Gedimin, in des Withing's Vorschlag eingehend, gebot überall in seinem Lande schnelle Kriegsrüstung; allein noch vor seiner Ankunft wurde der Verrath der Withinge durch einen Überläufer den Rittern entdeckt, und schnell Alles zur Gegenwehr vorbereitet. Sein gewaltiges Heer vor der Burg ausbreitend, sah der erstaunte Gedimin, statt des geöffneten Thores, den befreundeten Withing über der Burgmauer aufgehängt, als ein Zeichen der entdeckten Verrätherei. Voll Zorn über die getäuschte Hoffnung ließ er auch den andern Withing im Angesichte des Heeres niederhauen; doch entschlossen, durch jedes Opfer die Burg zu gewinnen, befahl er, sie von allen Seiten zu umlagern. Zwanzig Tage lang hatte er ihr durch unaufhörliches Stürmen zugesetzt, und eben sollte das ermüdete Heer sich durch eine Ruhe von zwei Tagen zu dem entscheidenden Hauptsturme vorbereiten, als der Ordensmarschall, Heinrich Dusener, mit einer starken Heeresschar zum Entsatze herbeieilte. Und als man von den Mauern aus des Marschalls Anzug wahrnahm, fiel schnell die Besatzung aus und bestürmte, mit Dusener's Anstrengungen die ihrigen vereinigend, das feindliche Lager. Es entstand ein furchtbares Gemetzel, fast die Hälfte der Lithauer wurde erschlagen, Gedimin selbst durch einen Pfeil getroffen, daß er bald darauf an der Wunde[5]) sterben mußte (nach Andern wäre er in dem n. J. 1337, nur etwas später, in der Vertheidigung seiner unweit der Bayerburg gelegenen Feste Welun gefallen). Gedimin hatte seinen gewöhnlichen Wohnsitz in

---

5) Gedimin muß, wie sein Vater Witen, an die 80 Jahre gezählt haben. Auffallen kann dieses nicht, wenn man auf seine Nachkommenschaft zurückblickt. Auch Gedimin, Kynstuth, Olgerd, Jagello, Witold, Sigismund, erreichten ein ungewöhnliches und kräftiges Alter. Es war ein unverwüstliches Geschlecht. Ein Bruder Gedimin's ist der Stammvater der Herzoge von Olszany geworden.

Wilna, dessen Erbauung ihm auch zugeschrieben wird. Seine Unterthanen, die angestammten, wie die neu erworbenen, regierte er mit vieler Weisheit, indem er sie bei ihren alten Gebräuchen ließ, den griechischen Glauben schützte und seine Diener ehrte. Seine Bemühungen um den Anbau des Landes und Volkes zeugen von Einsicht und einiger Kenntniß; er erlaubte den hanseatischen Kaufleuten, frei von allen Zöllen in seinen Staaten zu handeln, berief Handwerker, Maurer, Mechaniker, Silberarbeiter, befreite die neuen Ansiedler für die ersten zehn Jahre von allen Abgaben und verbürgte sich für die Sicherheit ihrer Personen, sowie des Eigenthums, welches sie ihrem Fleiße verdanken möchten, gab ihnen das riga'sche Recht und alle mögliche Vortheile, erbaute in Wilna und Nowogrodek Kirchen, und während er diejenigen Mönche nicht bei sich litt, die unter dem Scheine der Frömmigkeit schändlichen Eigennutz und ein verdorbenes Herz verbargen, schenkte er den tugendhaften unter ihnen seine ganze Zuneigung, gleichwie er sie nicht hinderte, den christlichen Glauben zu verbreiten; er rühmte sich gern der Zuverlässigkeit seines gegebenen Wortes und stellte sich selbst den Christen als ein Muster von Rechtlichkeit dar. Alle diese Umstände beruhen zwar unmittelbar nur auf dem Zeugnisse der unter seinem Namen an die Hansestädte ausgegebenen Briefe, erscheinen aber in keiner Weise als unwahr oder unglaublich, und finden vielfältig ihre Bestätigung in dem sichtbaren Aufblühen des Landes. Von Gedimin's Töchtern sind nur drei bekannt. Eine war an den im J. 1325 erschlagenen lithauischen Feldherrn David verheirathet. Eine andere, Aldona, geb. im J. 1310, wurde am 30. April 1327, al. 25. April 1325, nachdem sie in der heil. Taufe den Namen Anna empfangen, mit König Kasimir von Polen vermählt und starb am 28. Jun. 1338, al. 1339. Die dritte Tochter, Elisabeth, die Gemahlin des Herzogs Wanko oder Wenceslaus von Masovien, der im J. 1329 sein Herzogthum Ploczko dem Könige Johann von Böhmen zu Lehen auftragen mußte, starb 1364. Söhne hatte Gedimin sieben: Montivid, Narimunt, Olgerd, Keystuthi, Libard, Jawnuta und Koributh.

Montivid, Monjvid, Mondojid, Herzog von Kiernow, dem ältesten Wohnsitze der Jagellonen an der Wilia, und von Slonim, soll nach den russischen Nachrichten unbeerbt gestorben sein; lithauische Berichte nennen ihn als den Stammvater der Olechno, Dorostaysky, Kuchmstrziosky, Zabrzinsky und Chlebowicz. Narimunt, Narimant, nahm mit der griechischen Religion den Namen Gleb an, erhielt von dem Vater Pinsk, ward aber, als der väterländischen Götter Feind, von seinen Brüdern vertrieben und genöthigt, bei den Nowgorodern Zuflucht zu suchen. Die Volksversammlung ließ ihm den Eid abnehmen, daß er Nowgorod treu sein wolle, und verlieh ihm sodann, 1331, Ladoga, Orechow, Kexholm, ganz Karelien, und die Hälfte von Koporie, als Eigenthum, mit dem Erbfolgerechte für Söhne und Enkel. Die Republik hoffte sich hierdurch die Freundschaft Gedimin's und einen rüstigen Vorfechter gegen die Schweden zu gewinnen, täuschte sich aber in ihrer Hoffnung, wie Narimunt in der Aussicht auf ein nutzbares Besitzthum getäuscht war. Lithauische Räuberbanden beunruhigten nach wie vor der Nowgoroder Gebiete, und der lithauische Prinz fand so wenig Behagen an der nordischen Herrschaft, daß er schon im J. 1337 nach Lithauen zurückkehrte und eine im nämlichen Jahre an ihn ergangene Auffoderung der Nowgoroder, sie gegen den Einfall der Schweden zu vertheidigen, nur dadurch beantwortete, daß er auch seinen in Orechow zurückgelassenen Sohn Alexander zu sich rief. Narimunt starb im J. 1341. Von seinen Söhnen wurde Basilius der Fürsten von Rozynsk, Alexander der Häuser Svinigorod, Khovansky, Kurakin, Galizin und Koretzki, Punigailo des Geschlechts Sapieha Stammvater, Georg, Herr zu Krzemieniec, in Volhynien, in Belzk und Lubaczow, starb unbeerbt. Ein fünfter Sohn, Patrikij, beruht nur auf dem Zeugnisse russischer Chroniken, und dieses Zeugniß ist verdächtig, weil es dem System gänzlicher Unabhängigkeit Nowgorods von Lithauen förderlich. Patrikij, der Sohn Narimunt's, ist wol nur eine Person mit Patrikij, dem Sohne Keystuthi's. — Libard, oder Lubard, ein anderer von Gedimin's Söhnen, empfing in der griechischen Taufe den Namen Theodor, erlangte durch seine Heirath mit einer Prinzessin von Wladimir rechtmäßige Ansprüche an Lemberg und Halicz, mußte aber wegen dieser Länder beinahe ununterbrochen von 1349—1386 mit Polen kriegen. In dem Laufe dieses hartnäckigen Kampfes eroberte er am 7. Jul. 1353 die Hauptstadt Halicz, und viele der reichsten Kaufleute fielen als Opfer seiner Wuth. Ein Vergleich mit König Kasimir ließ ihn im Besitze von Chelm in Rothreußen, von Wladimir und Lutzk in Volhynien. Als König Ludwig den Thron von Polen bestieg, erneuerten sich die Feindseligkeiten und Lubard gerieth mitunter in große Noth, bis des furchtbaren Gegners Ableben und die darauf folgende Verwirrung ihm Gelegenheit gaben, die verlorenen Festungen, insbesondere Kaminiec, Lopathin, Sniatyn, Olesko, Horodlo, mit schwerem Geld aus den Händen der ungrischen Schloßhauptleute zu lösen. Lubard, oder aber ein späterer Lubard, Olgerd's Sohn, ist der Stammvater der Häuser Sanguszko, Solkiszkowski und Korbinski, der Fürsten von Kowel und Kozyr geworden. Jawnuta, Jevnutej, sollte nach des Vaters Gedimin Willen dereinst die großfürstliche Würde bekleiden, wurde auch in dieser Expectanz von seinen Brüdern im J. 1329 anerkannt, allein derselben in einer von seinen Brüdern Olgerd und Keystuthi angezettelten Palastrevolution am 22. Nov. 1330 beraubt und später mit weiten Gebieten in dem schönen und fruchtbaren Volhynien abgefunden. Von ihm, der zu Moskau die griechische Taufe und den Namen Johann empfing, stammen die Herzoge von Ostrog und Zaslaw ab, und wird insbesondere der kriegerische Herzog Fethko von Ostrog ein Enkel von ihm gewesen sein (s. d. Art. Ostrog). — Koributh, Korjat, oder Michael, nachdem er die griechische Taufe angenommen, herrschte in Nowogrodek und Schwarzrußland, und wurde ein Vater von vier Söhnen, von denen Alexander im J. 1331 und 1365 als Herzog von Podolien vorkommt, auch unter polnischem Schutze eine zweifelhafte Herrschaft über einen

Theil von Volhynien ausübte, Constantin aber 1339 als Herzog von Podolien starb, nachdem einige Polen, doch ohne Erfolg, ihm ihre Krone zu geben gesucht hatten. Theodor Koryatowich kommt im J. 1339 als Herzog von Nowogrodek, einige Jahre später als Herzog von Podolien vor, wurde aber beider Gebiete durch seinen Oheim Olgerd entsetzt und genöthigt in Ungern Zuflucht zu suchen. König Ludwig, dessen weiter Geist alle slawischen Länder berührte, nahm den wichtigen Flüchtling freundlicher auf, als die Brüder Ludwig's XVI. von den Königen Europa's empfangen wurden, und verlieh ihm ausgedehnte Ländereien, um deren Anbau hingegen Theodor sich dauerndes Verdienst erwarb. So hat er z. B. die Marmarosch, die seit der Walachen Auswanderung nach der Moldau beinahe zur Wüste geworden war, mit Scharen von Rußniaken, die er aus Roth- und Schwarzrußland und Podolien entführte, bevölkert, mit einem unendlichen Kraftaufwande die weltberühmte Burg Munkacs erbauet, das darunter belegene Städtchen mit Mauern eingeschlossen und in demselben für Basiliermönche die Abtei St. Nikolaus (später ein griechisch-unirtes Bisthum) gegründet, auch durch Erbauung der Burg auf dem Berge Barhegy und Einführung anderer rußniakischer Colonisten, dem Städtchen Ujhely, in dem zempliner Comitat, den Anfang gegeben, während seine Gemahlin die Stifterin des bei Munkacs, jenseit der Latorcza gelegenen, vorlängst aber wieder eingegangenen Nonnenklosters von dem Orden des h. Basilius geworden ist. Im J. 1390 erhielt Theodor von König Wladislaw Jagello das podolische Kaminiec, ohne Zweifel als Abfindung für seine Erbrechte an die ganze Provinz. Im J. 1394 erscheint er noch als Herzog von Munkacs, in dem folgenden Jahre fiel er in Fehde mit dem Großfürsten Witold, er wurde bei Braclaw geschlagen, und nach der Einnahme von Kaminiec gefangen nach Wilna abgeführt. Kinder muß er nicht hinterlassen haben, denn alle seine Besitzungen in Ungern fielen an die Krone zurück. Ein vierter Bruder, Georg Koryatowich, besaß gleichfalls ein Gebiet in Podolien, wurde, seiner tapfern Thaten wegen, von den Moldauern zu ihrem Hospodar erwählt und zu Suczawa auf den Fürstenstuhl erhoben, fiel aber, nach kurzer Herrschaft, ein Opfer des treulosen Unbestandes seiner Unterthanen (1356—1365). Er wurde in dem moldauischen Kloster Wassiula, eine halbe Tagereise von der Stadt Berlad, beerdigt.

Keystuthi, Kestutej, Kieystut, Kynstutte, der vierte von Gedimin's Söhnen, erhielt durch des Vaters Verordnung Schamaiten, Troki, Kowno und Podlesien, nahm seinen Bruder Jawnuta im J. 1330 gefangen und theilte sich mit Olgerd, dem er auch die großfürstliche Würde hinterließ, in den Raub. Mit diesem Bruder überhaupt in Gesinnung und Streben gleich, war Keystuthi „gar eyn streythaftig man und warhaftig, Wene her wolde reysen zcu Preusen yns land, daz entpot her vor czu dem marschalke und quam och gewys. Och zo her mit dem Meister eynen vrede machte, den hilt he gar veste. Welchen bruder des ordens her irkante küne und manhaftig, den liebete her besundern." Göttliches oder Menschliches schonte er gleich wenig, wenn es Sieg, Eroberung und Plünderung galt, und sein tapferes Gemüth war durch kein Misgeschick zu beugen. An des Bruders Seite erscheint Keystuthi in allen Raubzügen nach Preußen, daß er aber auch zu andern Dingen, als zu Mord und Raub tüchtig, beweiset seine im Juli 1358, Namens des Großfürsten an dem Hofe Kaiser Karl's IV. verrichtete Gesandtschaft, die den Kaiser zu überreden wußte, die Fürsten und Völker Lithauens seien entschlossen, die Taufe zu empfangen, und sich der christlichen Kirche anzuschließen, ein Vorgeben, durch welches Keystuthi seinem Volke, nach so langen ununterbrochenen Kämpfen, wenigstens für einige Jahre, eine gleich erwünschte und gleich nothwendige Ruhe zu verschaffen wußte. Die Ritter waren aber keineswegs Keystuthi's einzige Feinde; auch mit den Königen von Polen und Ungern mußte er um die eroberten russischen Provinzen schwere Kriege führen, und sich sogar als Ludwig's von Ungern Gefangener zu dem Huldigungseide gegen denselben verstehen, eine Zusage, deren Keystuthi sich jedoch bald durch Ausbrechen aus dem Gefängnisse zu entledigen wußte. Der bevorstehende Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit dem Orden, oder auch nur eine große Jagd, führte die beiden fürstlichen Brüder an die Ufer des Wobelsee's, nicht allzu fern von dem Ordenshause Eckersberg, an dem Spirding. Ihre Annäherung wird von der Besatzung von Eckersberg ausgekundschaftet und schnell gegen sie ein Ausfall gerichtet, der mit der vollständigen Niederlage der Lithauer endigt (Palmsonntag 21. März 1361). Keystuthi selbst wurde vom Pferde gestürzt, zu Eckersberg in Fesseln gelegt, und von dannen nach des Ordens Haupthaus, Marienburg, gebracht. Ziemlich schonend war die Behandlung, die seiner hier wartete; bei Tage in einem festen Gemache von zwei Rittern bewacht, blieb er des Nachts sich selbst überlassen. Zweimal kamen Botschaften aus Lithauen, um seine Befreiung zu handeln, jedesmal vergebens. Aber Keystuthi gewann einen jungen Lithauer, der ihm zur Bedienung beigegeben war, und der, längst schon im Christenthum unterrichtet, des Hochmeisters Vertrauen besaß. Der Jüngling brachte ihm eiserne Werkzeuge, womit er die schwache Mauer einer Wandblende durchbrechen konnte. Die ausgebrochenen Steine wußte der Diener wegzuschaffen, wenn die wachehabenden Ritter sich zum Gottesdienste entfernten. Als die Öffnung groß genug geworden, ließ sich der Fürst mittels des ihm zugebrachten Seiles an der Mauer herab. Der Diener Alff, im Burggraben seiner harrend, half ihm über die Grabenmauer und bekleidete ihn mit dem weißen Ordensmantel. Zwei Rosse hatte er dem Großcomthur entführt. So verkappt und beritten erlangen sie als Ordensritter des Thores Öffnung (16. Oct. oder aber 18. Nov. 1361), und in nimmer ruhender Eile gelangt Keystuthi durch das befreundete Masovien nach der Heimath. Von Liebstadt aus hatte er die gestohlenen Rosse dem Großcomthur zurückgeschickt. Von den Seinen mit stürmischem Jubel empfangen, fodert er von ihnen neue Heeresfolge, um seine Gefangenschaft dem Orden reichlich zu vergelten. Er nahm die Johannisburg und den Eckersberg; weitere

Ausdehnung des verheerenden Zuges beabsichtigend, wurde er während der Mahlzeit von den Pflegern von Rastenburg und Bartenstein überfallen. Nach kurzem Kampfe warfen die Heiden sich in die Flucht. Der Fürst wurde von Werner von Windheim vom Rosse gestürzt, durchbohrte aber des Gegners Pferd, daß dieses, sammt dem Reiter in den Staub sank; im Augenblicke aber sprang ein anderer Ordenskrieger, Nikolaus Windekaim, herbei, den Fürsten niederzuhauen. Ait rex ad eum, noli figere! et respondit, quare non debeo me vindicare in paganis!" Als er dann wieder ausholte „iterum rex dixit, desiste, ego sum Kynstud, sequere me et ditabo te." Jener aber erwidert: „Domini mei plus mihi dabunt in quinta hora, quam tu omni tempore." Er haut, aber die starke Rüstung widersteht dem Streiche, und Windekaim läßt sich besänftigen. Der Fürst wird sein Gefangner, findet aber Mittel, nochmals die Ritter zu überlisten und nach Lithauen zu entkommen. Den Feldzug des folgenden Jahres (1362) eröffneten die Ritter mit der Belagerung von Kowno; Keystuthi scheitert in dem Bestreben, die von seinem Sohne Woydat tapfer vertheidigte Burg zu entsetzen, und schon ist der Hauptsturm angeordnet, als er durch Unterhandlungen den Fall der gewaltigen Feste abzuwenden sucht. Kurz vor dem Osterfeste ließ er den Hochmeister um eine Unterredung bitten, und zwischen den beiden Lagern, genau in der Mitte, kamen die Fürsten zum Gespräche zusammen. „Herr Meister," hob Keystuthi nach der Begrüßung an, „wäre ich selbst auf dem Hause, Ihr solltet das nimmer gewinnen." Der Meister erwidert: „Warum rittet Ihr denn von dem Hause hinweg, da Ihr uns nahen sahet?" Entgegnet der Fürst: „Weil die Meinen kein Oberhaupt hatten, und ich selbst bei ihnen zum Streite sein mußte." „So dem also," versetzte der Meister, „so nehmet der Euern, so viel Ihr wollet, und begebt Euch frei in die Burg hinauf; wir hoffen zu Gott, Ihr werdet sie nicht vertheidigen, noch behaupten können." Da erwiderte der Fürst: „Wie kann ich hinaufkommen, da das Feld ringsum mit Hagen und Graben umschlossen ist?" „Wohlan," fiel der Meister ein, „versprecht mir, daß Ihr einen Kampf mit mir bestehen wollt, so will ich Euch den Weg ebnen und die Wehren niederwerfen." Als der Fürst betroffen hierauf nicht antwortete, sprach der Meister: „Hat der König nichts weiter uns mitzutheilen, so kehre er zu seiner Wache zurück!" Aber auch seitdem kam Keystuthi fast täglich in die Nähe der Burg, auszukundschaften, ob sie nicht in irgend einer Weise zu retten sei. Er fand keine Hilfe möglich. Am Tage des Sturmes standen Keystuthi und Olgerd auf einer der Berghöhen um Kowno, und sie mußten unthätige Zuschauer des gräßlichen Mordbrandes sein. Dann sandten sie Botschaft an den Meister, mit der Bitte, er möge ihnen die Namen der Gefangenen übersenden. Es waren ihrer nur 36, und namenloser Schmerz ergriff die Fürsten, als sie aus einer Zahl von mindestens 3000 Kriegern nur diese wenigen vom Tode gerettet sahen. Die Lage der streitenden Parteien blieb gleichwol immer dieselbe, Burgen wurden genommen, offene Länder verheert, aber selbst die Empörung von Keystuthi's Sohne Buogoth (1365) und dessen enge Verbindung mit den Feinden seines Vaterlandes konnte den Rittern ein entschiedenes Übergewicht nicht verschaffen, zumal Wilna nicht zu nehmen gewesen, und auch die gewaltige Schlacht von Rudau (17. Febr. 1370), wo die gesammte Macht von Lithauen besiegt wurde, ist nur um ihrer selbst willen, keineswegs durch ihre Folgen merkwürdig. Selbst in dem Unglücksjahre 1377 stand Lithauen unbesiegt, wenngleich von Preußen aus der Kampf mit ungleich größerer Anstrengung, als gewöhnlich, und mit zahlreichern Streitkräften geführt wurde, wenngleich der Landmarschall von Livland, Robin von Hülsen, seit kurzem in Frieden mit den Russen, in der Heiden Gebiet einfiel, und acht Landschaften in so furchtbarer Art verwüstete, daß nicht ein Haus verschont blieb, wenngleich in der nämlichen Zeit in Lithauens südliche Theile ein Heer des Königs Ludwig von Ungern eingebrochen war, und auch hier weit und breit Alles auf das Schrecklichste verheerte. Das wahre Unglück des Landes begann erst zu keimen, als nun auf dem blutgedüngten Boden auch der Same innerer Zwietracht und Zerrissenheit ausgeworfen wurde. Der Großfürst Olgerd verließ die Welt, nachdem er die Regierung dem Lieblingssohne Jagello übergeben. Keystuthi erkannte ohne Säumen den neuen Großfürsten an. Als mächtiger und im Lande hochgeachteter Herzog von Troki und Schamaiten hätte er Wilna wohl gewinnen, dem unerfahrenen Neffen ein anderes Fürstenthum geben können. Das wollte Keystuthi nicht thun „um seines Bruders willen des eldesten," und setzte den Jüngling in das Haus Wilna ein, und beschützte ihn von allen Seiten, „als lange bis das her uffgewuchs und a's lange bis das die lüte sin gewonten." Wol mochte Keystuthi das Bedürfniß empfinden, in dem ringsum von mächtigen Feinden umklammerten Vaterlande den innern Frieden zu erhalten, aber zwischen ihm und Jagello konnte die brüderliche Liebe, die Übereinstimmung des Willens und der Gesinnung, wie sie die beiden Brüder verbunden hatte, nicht walten; auch war zu so gleichförmigem Zusammenwirken der Oheim viel zu verschieden von dem Neffen in Alter und Charakter. Da soll Keystuthi, gewahrend, wie seit Olgerd's Tode in dem ewigen Kampfe mit dem Orden alle Einheit, alles einmüthige Zusammenwirken, und damit auch das Waffenglück mehr und mehr verfalle, bei immer größerer Entfernung von seinem Neffen, und daran verzweifelnd, daß Lithauen sich je von den beständigen Plünderungen und Belästigungen der Nachbarn werde befreien können, den Gedanken gefaßt haben, mit dem größten Theile seines Volkes das Land zu verlassen, und sich in andern, noch unbewohnten, durch die Natur mehr geschützten Gegenden niederzulassen, wo er ungestört den alten Göttern dienen und der Urväter Lebensweise in unverkümmerter Freiheit fortführen könne. Noch brütete er über diesem traurigsten aller Gedanken, als der neue Ordensmarschall Kuno von Hattstein, nicht Hattenstein [6]), mit einer ansehnlichen Heer-

6) Es darf nicht irren, daß dieser Kuno von Hattstein in den von Humbracht gelieferten Stammtafeln des Hattsteinschen Ge-

schar die Gebiete von Pastow, Gesow, Labune und Bersden verwüstend, bis nach Kowno hin, durchzog. Hier stellte Keystuthi sich ihm entgegen, nicht aber zum Kampfe, sondern zu friedlicher Unterredung, die ohne Zweifel den am St. Michaelstage 1379 abgeschlossenen Vertrag vorbereitete. Kraft dessen sollte zwischen einigen Landen Jagello's, des obersten Herzogs der Lithauer, und Keystuthi's, des Herzogs zu Troki, und zwischen einigen Landen des Ordens, nämlich einerseits zwischen den Gebieten von Wilkewisz, Surasz, Drohiczyn, Mielnik, Bielsk, Brzesc, Kamenez und dem Lande um Grodno, und andererseits zwischen den Landen von Osterode, Ortelsburg, Allenstein, Gunlauken und Seeburg auf zehn Jahre Friede sein. Mancherlei Umstände scheinen die Wohlthaten dieser, nur für gewisse Bezirke abgeschlossenen Waffenruhe, wenigstens für einige Zeit, der ganzen Linie zugewiesen zu haben. Jagello, fortwährend durch die Russen beschäftigt, war wol am wenigsten geneigt, sein Schwert gegen den Orden zu ziehen; denn ohne Zweifel ging er schon damals mit dem Plane um, durch den er zu der Alleinherrschaft von ganz Lithauen zu gelangen hoffte. Als nächstes Werkzeug hierzu diente ihm sein Günstling Waydelo, den er aus niederm Stande bis zu der Würde eines Statthalters von Lida erhoben, und mit seiner Schwester, der Prinzessin Maria, verheirathet hatte; und weil Keystuthi diese Verbindung, als entehrend, misbilligte, so wußte Waydelo den Großfürsten zu überreden, sein Oheim und sein Vetter Witold trachteten nach der höchsten Würde. Mochte dies Wahrheit oder Erdichtung sein, Jagello that sofort den ersten Schritt zu Ausführung seiner Plane, und schickte seinen Günstling an den Hochmeister nach Preußen, um mit diesem friedliche Unterhandlungen einzuleiten, gleichwie er schon früher durch einen Waffenstillstand mit Livland, von dem Keystuthi und Schamaiten namentlich ausgeschlossen, auch von dieser Seite seine Lande sichergestellt hatte. Es kam auch wirklich, Donnerstag nach Frohnleichnam 1380, ein Friedensvertrag zu Stande, durch den des Ordens ganze Kriegsmacht gegen Keystuthi allein gelenkt wurde. Es schien unmöglich, daß dieser der Gewalt des Feindes lange werde widerstehen können, doch schied er ohne bleibenden Verlust aus dem Feldzuge von 1381. Aber sein Mistrauen gegen Jagello, der seit kurzem den stolzen Titel eines obersten Königs von Lithauen führte, war unheilbar geworden, und bald wurde die Angabe einiger Freunde, daß Jagello mit dem Orden insgeheim im Bündnisse stehe, für ihn Gewißheit. Ein wohl überdachtes, rasch und kräftig begonnenes Unternehmen auf die Bayerburg scheiterte durch Jagello's Künste. Der gekränkte Oheim erwartete nur noch eine günstige Gelegenheit sich des gefährlichen Gegners zu versichern. Sie fand sich bald. Wigund oder Andreas, ein Sohn Olgerd's, von der zweiten Gemahlin, hatte bisher das Fürstenthum Polotzk innegehabt, sich aber durch Anhänglichkeit an Keystuthi dem Großfürsten verdächtig gemacht. Plötzlich wurde Skirgailo, auch ein Bruder, und zwar ein vollbürtiger, von Jagello, zum Fürsten von Polotzk ernannt, und Wigund mußte nach Pleskow, und dann nach Moskau entfliehen, um bei dem Großfürsten der Russen Dienste zu suchen. Die Bewohner von Polotzk indessen, dem entsetzten Fürsten treu ergeben, empörten sich wider Skirgailo's Herrschaft, und trieben ihn unter Spott und Hohn aus der Stadt. Er kam zu Jagello zurück, und erhielt von ihm ein ansehnliches Heer, welches, unterstützt von dem Meister von Livland, die Empörer zu ihrer Pflicht zurückführen sollte. Während sich also Jagello's Hauptmacht in der erfolglosen Belagerung von Polotzk erschöpfte, erschien Keystuthi in der Mitte des August 1381 mit einem starken Geschwader schamaitischer Reiter vor Jagello's Hauptstadt Wilna, sie schnell von allen Seiten umzingelnd. Jagello war auf ein solches Ereigniß so wenig vorbereitet, die Besatzung so schwach und durch eine schon früher angesponnene Verrätherei so entmuthigt, daß Stadt und Burg in kurzer Zeit gewonnen, Jagello, gleichwie seine Mutter, gefangen genommen, sein Schatz und Marstall geraubt wurde; auch seine übrigen Burgen nahmen Keystuthi's Krieger auf. So fand Skirgailo, von Polotzk ablassend, die Gestalt der Dinge im Lande gänzlich verändert. Es gelang ihm, den Bruder heimlich zu sprechen, dann zu dessen Befreiung mit dem Orden einen Vertrag zu schließen. Bevor dieser aber seine Wirksamkeit äußern konnte, entließ Keystuthi, auf Zureden seines gegen Jagello immer freundlich gesinnten Sohnes Witold den gefangenen Fürsten seiner Haft. Die Hauptstadt Wilna behielt er zwar in seinem Besitze, auch mußte Waydelo seine Umtriebe am Galgen büßen, dagegen erhielt Jagello, nachdem er dem Bündnisse mit dem Orden eidlich entsagt, alle seine übrigen Gebiete, seine Schätze und Rosse zurück. Jetzt erst wurde Jagello von dem Hochmeister von dem zur Bekämpfung seines Gegners verabredeten Plan unterrichtet. Wahrscheinlich um Keystuthi über seine fernern Entwürfe zu täuschen, verhielt er sich vorläufig ruhig in seinem Gebiete, und des neuen Großfürsten Kampf mit dem Orden wüthete in rastloser Heftigkeit bis in den Frühling 1382. Nun geschah aber, daß Keystuthi, nachdem er, trotz seiner Bombarden, kurz nach Ostern unter großem Verluste von der Osterburg ablassen müssen, eine starke Rüstung vornahm, um Jagello's Bruder Korybut, der den Großfürsten nicht anerkennen wollte, und sich zu Rußland hielt, zum Gehorsam zu zwingen. Auch Jagello sollte zu dem Ende die Heeresfolge leisten und Witold mittlerweile von Troki aus die Verwaltung des Landes führen. Keystuthi war bereits mit seinem Heere vorausgeeilt, als Jagello, der unter mancherlei Vorwänden die Rüstung verzögerte, statt jenem nachzufolgen, sich plötzlich vor Wilna legte, durch Einverständniß sich der Stadt und Burg bemeisterte, dann schnell auch die übrigen Festen des Landes gewann, und die leichte Eroberung durch einen Sieg über Witold in

schlechtes nicht aufgeführt ist. Auch Wilhelm von Helfenstein, der Großcomthur Siegfried Walbott von Bassenheim, der Großspittler des Ordens Treßler, Sweder von Palland (nicht Pelland), sind den rheinischen Annalen und Genealogien vollkommen unbekannt. Von jeher scheint es ein stillschweigendes Übereinkommen am Rheine gewesen zu sein, diejenigen nicht zu nennen, die wirklich etwas sind, oder bedeuten.

den Gefilden von Wilna erfochten, besiegelte. Auch in Troki vermochte Witold sich nicht zu halten, nachdem sein Gegner aus Preußen und aus Livland bedeutende Verstärkung erhalten; er eilte dem auf dem Rückwege begriffenen Vater entgegen, um dessen Rache zu beflügeln. Troki war aber bereits gefallen und an Jagello's Bruder Skirgailo übergeben, als Keystuthi über Schamaiten, wo er sich zu verstärken gesucht, mit einer starken Heeresmacht vor Troki eintraf. Die Belagerung hatte mit großem Ernste begonnen, wie Jagello mit seinen Verbündeten anrückte, um eine Schlacht zu liefern. Die Heere standen auf Anhöhen einander gegenüber, Keystuthi zögernd, den Kampf anzunehmen, theils in Erwartung masovischer Hilfe, theils aus Scheu vor den Preußen und Livländern. Da sandte Jagello seinen Bruder Skirgailo zu Keystuthi und Witold, „um sich in gutem mit ihm zu vertragen, und Herzog Skirgal gab Kynstutten sein Wort für Herzog Jagel und seine Hand; auch von seinetwegen selbst gab Skirgal sein Wort und seine Hand. Kynstutte schenkte ihm Vertrauen und Glauben. Er und Withowd ritten nun zu Jagal." Kaum aber sind beide dort angelangt, als sie sich zu ihrem Erstaunen von allen Seiten durch Jagello's und des Ordens Kriegsscharen umringt sahen, und von Jagello auf ihre Bitte um friedliche Unterhandlung die Antwort erhalten: Hier sei nicht Zeit noch Ort zu einem friedlichen Vergleiche, in Wilna wollte man den Frieden besprechen. Daraus erkannten die beiden Fürsten, daß der treulose Jagello sie als seine Gefangene betrachte. Als solche wurden sie streng bewacht, zugleich in Keystuthi's Heere Gerüchte verbreitet, man werde in Wilna Frieden schließen, ein Jeder könne nach Hause gehen. Das Heer ging wirklich aus einander, 5000 Mann sollen bei Jagello Dienste genommen haben, oder wurden nach einer andern Nachricht verrätherischer Weise eingefangen, und grausam behandelt. Auch der hochbejahrte Keystuthi sollte des Betrügers Rache ferner empfinden. Kaum in Wilna angekommen, wurde er in Fesseln geschmiedet, durch Skirgailo nach Krewen gebracht und in ein finsteres und stinkendes Verließ geworfen. Nach Verlauf von vier Tagen ließ Skirgailo nach ihm sehen, und man fand den Fürsten erwürgt. Es hieß, er habe sich selbst den Tod gegeben, und um dem Mährchen leichtern Eingang zu verschaffen, verordnete Jagello eine feierliche Todtenbestattung. Skirgailo überbrachte den Leichnam nach Wilna, wo er nach heidnischem Brauche prachtvoll mit seinem Harnische und seinen Waffen geschmückt, und dann mit seinen besten Rossen, Jagdhunden und Falken auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurde (1382). Außer mehren Anhängern und Dienern Keystuthi's, besonders denen, die an des Günstlings Waydelo Tode Schuld trugen, wurde auch seine Gemahlin, die Fürstin Biruta, ersäuft, und ihr Vater, der hochbejahrte Vidmund, hingerichtet. Biruta war Keystuthi's zweite Gemahlin, der Sage nach hatte er sie auf dem Rückzuge aus Preußen in Polangen gesehen, und alsbald für sie eine heftige Leidenschaft gefaßt. Da sie ihrem Götzen das Gelübde ewiger Keuschheit gethan hatte, und deswegen bei dem Volke für eine Heilige galt, wies sie des Fürsten Anträge ab, allein Keystuthi nahm sie mit Gewalt und heirathete sie im J. 1370 (daß sie demnach Witold's Mutter, wie allgemein angegeben, nicht sein kann). Keystuthi's Söhne werden in der russischen Stammtafel Lugwenej, Vitolt, Skirigailo, Shigimont, Rimavid und Szvitrigajla genannt, allein nach den lithauischen und polnischen Jahrbüchern hießen sie: 1) Witold; 2) Patrikig; 3) Totivil oder Theophilus; 4) Koribut oder Sigismund; 5) Woybat, Harbat oder Andreas; 6) Buogoth, Dougot oder Georg (vielleicht möchte noch 7) Konrad hinzuzufügen sein, wenn er nicht lediglich auf einer Verstümmelung des Namens Koribut beruhet). Von den Töchtern wurde Maria an den Fürsten von Kiow, Andreas Iwanowich Dewcki, Danutha oder Anna an den Herzog Janus von Masovien, Ringala 1391 an den masovischen Prinzen Heinrich vermählt.

1) **Witold, Witowd, Wigand**, nach der im J. 1383 zu Tapiau empfangenen Taufe, oder Alexander, seit der am 14. Febr. 1386 zu Krakau erhaltenen Firmung, war des alternden Vaters kräftigste Stütze, und mußte darum auch dessen trauriges Schicksal theilen. Er ward ebenfalls nach Krewen in die Gefangenschaft geschickt, fand zwar ehrenvolle Behandlung, denn gänzlich konnte Jagello dem Freunde seiner Jugend nicht absagen, aber auch aufmerksame und strenge Wächter. Niemand durfte ihn sehen oder sprechen. Vergebens war sein Bitten, man möge ihm das väterliche Erbtheil zurückgeben, er wolle dafür des Großfürsten Lehenmann, und ihm in aller Weise gehorsam sein; nur einen Wunsch konnte er endlich erreichen, er durfte seine Gemahlin, die masovische Prinzessin Anna, und seine Kinder im Kerker sehen. Diese Vergünstigung brachte ihm die Freiheit, denn eines Tages tauschte er mit seiner Gemahlin die Kleider; sie blieb im Gefängnisse zurück, ihm glückte es, die Wächter zu täuschen, und nach Masovien zu seinem Schwager zu entkommen. Von hier ging er nach Preußen, bei dem Hochmeister und den Gebietigern persönlich um Hilfe zu werben. Zu Insterburg von dem Ordensmarschall, Konrad von Wallenrod, freundlich empfangen, erbot er sich dem Orden zu treuen Diensten und zur dankbarsten Ergebenheit, sofern der Meister sich bei Jagello für die Herausgabe seines väterlichen Besitzthums verwenden werde. So wenig man ihm danken mochte für eine durch die Noth allein herbeigeführte Ergebenheit, so war es doch allzuwichtig, Lithauen in Theilung und unter der Herrschaft mehrer Fürsten zu sehen. Eine dringende Verwendung bei Jagello erfolgte, während Witold noch in Marienburg weilte, und wurde fortgesetzt, wie der Flüchtling schon nach Schamaiten gezogen war, um diesen seinem Vater besonders ergebenen Stamm zu bewaffnen. Die Verwendung blieb aber erfolglos, unerfüllt die Verheißung, die Jagello früher gegeben, um des Ordens Hilfe zu erlangen; darum wurde in Marienburg beschlossen, „den großen Hochmuth und die unrechte Gewalt nicht länger zu leiden," und am 30. Jul. 1383 erließ der Meister gegen Jagello einen Fehdebrief. Vor dem Auszuge indessen suchte man sich Witold's so viel möglich zu versichern. Er mußte nicht nur in dem Ordenshause zu Tapiau die

Taufe, und von seinem Taufpathen, dem Comthur Wigand von Bellersheim, den christlichen Namen Wigand annehmen, sondern auch dem Orden feste Treue und Ergebenheit geloben, mit dem Versprechen, sein väterliches Erbe in Lithauen, in welches man ihn zurückführen wollte, von dem Orden als Lehen anzunehmen. Nach diesem zog das Heer, Witold an der Spitze, die Memel aufwärts; Troki widerstand ihm nur wenige Tage, und Witold schien an dem Ziele seiner Wünsche, als ein mislungener Angriff auf Wilna auch den Verlust von Troki herbeiführte. Ein neuer Feldzug wurde nothwendig. Vor dessen Eröffnung bestätigte Witold nicht nur urkundlich, daß er sein ganzes väterliches Erbland von dem Orden zu Lehen genommen habe, und solches, wenn er oder seine Nachkommen kinderlos versterben würden, als reines Eigenthum dem Lehnsherrn zufallen solle, sondern er trat auch noch bedeutende Länderstriche, insbesondere beinahe ganz Schamaiten, ab (30. Jan. 1384). Durch einen spätern Vertrag, gegeben Dinstag nach Frohnleichnam 1384, auf der in Lithauen an der Wilia neu erbauten Ordensburg Marienwerder, verpflichtete der Orden sich, mit ganzer Macht die Wiedereroberung von Keystuthi's Reiche zu betreiben und den Herzog darin gegen ungerechte Gewalt und alle Christenfeinde zu schützen. Werde der Herzog ohne Erben sterben, so solle das Reich nach seiner eigenen Willkür an den Orden fallen. Hinterlasse er nur eine Tochter, so solle der Orden sich derselben und des Reichs annehmen, sie nach Rath der Gebietiger mit einem ehrbaren und ebenbürtigen Manne vermählen, und ihr das Reich lassen; sterbe sie aber kinderlos, so falle das Reich dem Orden anheim, und der Mann solle kein Recht daran haben. Werde sich jedoch Witold's Bruder, Koribut oder Sigismund, zum Glauben bekehren, so solle das Reich, wenn Witold ohne Erben sterbe, zunächst auf ihn übergehen, mit demselben Rechte, Dienste und Beistand, wozu sich Witold verpflichtet habe. — Von solchen Verträgen war es aber noch weit bis zu dauerhaften Eroberungen; auch war es unverkennbar, daß die Ritter vielmehr bedacht, sich aller festen Punkte in Lithauen zu versichern, als ihres Schützlings Herrschaft wieder herzustellen. Von der andern Seite mochte Jagello bei seinen Absichten auf die polnische Krone den Familienzwist besonders lästig und gefährlich finden; „do begonste," schreibt Witold selbst, „Herczog Jagal dicke zu senden czu uns sine Boiaren und syne Bryfe und rusende mich uff alle myn fetirlich erbe und sin truwe mir gebende." Ein solches Anerbieten war zu lockend, und Witold besiegelte die Versöhnung mit seinem Vetter durch schimpflichen Verrath an seinen bisherigen Freunden (vor dem 13. Jul. 1384). Georgenburg und Marienburg, des Ordens mächtige Bollwerke in Lithauen, wurden von seinen Völkern unter der Maske eines freundlichen Zuzuges erstiegen. Auch bei der scharfen Belagerung und endlichen Eroberung von Marienwerder war Witold in Jagello's Heere thätig. Eine abermalige Annäherung des Verräthers zu dem Orden, geschweige eine Verbindung zwischen beiden, schien für immer unmöglich geworden zu sein.

Wenige Jahre vergingen, und Witold mußte sich überzeugen, daß Jagello Verheißungen gemacht hatte, die er wol niemals zu erfüllen beabsichtigte. Nicht Witold, wie er gehofft, sondern Jagello's Bruder Skirgailo war zum Großfürsten über Lithauen gesetzt worden und hatte fortwährend Keystuthi's Erbe in Händen, während der Sohn mit einem minder bedeutenden Besitzthume sich begnügen sollte. Alle seine Klagen und Anfoderungen blieben ungehört und hatten den einzigen Erfolg, daß Jagello mit immer steigendem Mistrauen den Mahner beobachtete. Hoffnungen wurden ihm fortwährend gegeben, mittlerweile aber ließ der König des Herzogs vertrauteste Bojaren gefangen nehmen und einschmieden, ihn selbst überall bewachen, damit er keine Briefe nach Rußland oder Preußen senden könne. Seinen Verwandten nahm man alle ihre Besitzungen, Anhänger und Freunde wurden von ihm entfernt, sodaß Witold endlich auf den Umgang mit seiner Tochter Anastasia beschränkt war, und auch der Vermählung dieser Tochter mit dem russischen Großfürsten legte man Hindernisse in den Weg, damit der Gehaßte nicht auf diese Weise Aussicht auf fremde Hilfe gewinne. Also sah sich Witold wie einen Gefangenen behandelt, und dabei noch durch das Gerücht bedroht, Skirgailo trachte ihm nach dem Leben. So schmachvolle Behandlung ertrug der Fürst nicht lange. Er machte den Versuch, Wilna zu überfallen, als dieser mislungen, blieb ihm nichts übrig, als sich nochmals dem Orden in die Arme zu werfen. Es war in den ersten Tagen d. J. 1390, als er seine Brüder Koributh und Konrad (?), seinen Brudersohn, seine Hausfrau, Tochter und Schwester, nebst mehr als hundert vornehmen Lithauern, theils als Unterhändler, theils als Geisel, von Grodno aus nach Preußen sandte, um mit dem Orden ein neues Bündniß gegen Jagello und Skirgailo einzugehen, mit dem Erbieten, nicht nur alle Verträge und Zusagen der frühern Zeit forthin unverbrüchlich zu halten, sondern dem Orden auch zu sicherer Bürgschaft die wichtigsten seiner Festen, namentlich Grodno, einzuräumen. Kaum hätte es solcher Lockung bedurft. Am 19. Jan. 1390 wurde das Bündniß geschlossen, und ein Heer von 40,000 Mann ging alsbald über die Grenze, sich mit Witold's Scharen zu vereinigen. Zwölf Tage wurde in Lithauen geheert, geraubt und gebrannt; an des Zuges eigentlichen Gegenstand schien Niemand zu denken. Vielmehr gingen Witold's sämmtliche Gebiete, insonderheit Brzesc, Lutzk, Surasz, zuletzt auch die Burg Grodno, verloren. Von seinen Verbündeten verlassen, seiner Lande entsetzt, ging Witold nach Schamaiten, wo Adel und Volk noch immer zu ihm hielten. Eine Conföderation wurde zu seinem Dienste von den angesehensten Bojaren geschlossen, und dieses Ereigniß scheint nicht ohne Einfluß geblieben zu sein auf des Ordens weitere Entschlüsse. Als schäme man sich der frühern Lauheit, wurde in Marienburg eine neue Kriegsreise veranstaltet, deren Ziel die Eroberung von Wilna sein sollte. Bei Alt-Kowno wurde der Übergang der Wilia durch eine bedeutende Niederlage Swidrigailo's besiegelt, und am 4. Sept. 1390 war Wilna von allen Seiten umlagert. Die un-

tere Burg, das Krommhaus, Krzivogrod genannt, wurde mit Sturm gewonnen, aber die obere Burg trotzte aller Gewalt der Belagerer, die kalte Herbstwitterung erweckte die Besorgniß es möge bei angehendem Froste den Schiffen die Heimfahrt unmöglich werden; Pulver war nur noch sparsam vorräthig, und so fand man im October rathsam, die Belagerung aufzuheben. Vorher soll Witold, in dem Schmerze über seines Bruders Tokwyl Verlust, einen angeblichen Bruder Jagello's, den Prinzen Narimunt, der in einem Zweikampfe sein Gefangener geworden, mit den Füßen an einen Baum haben aufhängen und durch Pfeilschüsse tödten lassen. Im Übrigen waren Hoffnungen, geweckt durch die vielfältig zu seinen Gunsten ausgesprochene Anhänglichkeit der Lithauer, das Wichtigste, das er von Wilna mitnahm; er und seine ganze Familie, und mehr als 2000 Menschen, die sich seinem Schicksale angeschlossen, mußten abermals ihre Zuflucht in dem Ordensgebiete suchen und ihren Unterhalt von dem Orden fodern. Dem Fürsten insbesondere war die Burg zu Bartenstein zum Aufenthalte angewiesen; von Bartenstein aus entließ er seine Tochter, die über Danzig ihrem Bräutigam, dem Großfürsten der Moskau, Basilius Dimitrijewitsch, zugeführt wurde.

Der Feldzug vom J. 1391 wurde durch die Einnahme mehrer Burgen eröffnet, die Witold mit seinen Leuten besetzte; denn fortwährend strömten Freiwillige zu seinen Fahnen. Ihm, der so vielen Anhang im Lande fand, schien dessen Eroberung um so eher überlassen werden zu können, da wichtige Ereignisse an der Weichsel und Drewenz den Hochmeister nach Hause riefen, und des Fürsten erste unbewachte Schritte rechtfertigten dieses Zutrauen vollkommen. Noch im Spätherbste nahm er die Burg Merkenpille, und die Ankunft einer bedeutenden Verstärkung aus Preußen setzte ihn in den Stand, die Belagerung von Grodno zu unternehmen. Die wichtige Eroberung war gemacht, die verbündete Schar entlassen, als Witold's Schwager, der Bischof Heinrich von Ploczk, bei ihm auf der neuerbauten Burg Ritterswerder mit König Wladislaw's oder Jagello's geheimen Aufträgen eintraf. Durch ihn nämlich bot der König, der nutzlos auf den endlosen Kampf in Lithauen seine besten Streitkräfte verwenden mußte, dem Herzoge die großfürstliche Würde, die Belehnung und Verwaltung über ganz Lithauen, die Burg Wilna als Fürstensitz an, wenn er dem Bündnisse mit dem Orden entsagen und sich hinfort treu und ergeben an Polen anschließen wolle. Die Lockung war stark, und Witold zögerte nicht, das Anerbieten anzunehmen; es war das Ziel aller seiner Wünsche, und dessen Erreichung um so wahrscheinlicher, seit Skirgailo, unter dem Scheine eines Tausches, nach Kiow verwiesen war. Vorsichtig mußte er aber zu Werke gehen, theils weil seine Gemahlin und Familie, auch mehre Verwandte sich noch in Preußen aufhielten, theils weil auf verschiedenen Burgen des Landes eine bedeutende Ordensmannschaft lag. Seine Gemahlin erbat sich Witold von dem Hochmeister, unter dem Vorgeben, daß durch ihre Gegenwart des lithauischen Volkes Vertrauen zu seiner Sache gesteigert werde. Den Fürsten von Smolensk, der sein Gefangener, nicht aber sein Schwager [7]), und den er als Geisel nach Marienburg gegeben hatte, lieferte ihm der Meister aus, nachdem der Listige glaubhaft gemacht, er müsse mit demselben eine wichtige Angelegenheit berathen. Andere Lithauer entkamen nicht minder glücklich, unter verschiedenen Vorwänden, nur seinen Bruder Wigund (Konrad), nebst einigen andern Geiseln, ließ Witold, um keinen Verdacht zu erregen, auch ferner in Marienburg. Und man ahnete in dem Orden von dem, was sich vorbereitete, so wenig, daß Witold noch kurz vor Pfingsten im J. 1392 auf einer Kriegsfahrt gegen Miedniki durch Kriegshilfe aus Preußen unterstützt wurde. Das Geheimniß enthüllte sich, als der Orden mit König Sigismund von Ungern Unterhandlungen anknüpfte, um zu dem Besitze der Neumark und des Landes Dobrzyn zu gelangen. Diese Unterhandlungen glaubte König Wladislaw um jeden Preis stören zu müssen, und er foderte von Witold, daß er augenblicklich die Burgen Lithauens von den Ordensbesatzungen säubere. Witold, seines Hauptfeindes in dem königlichen Hause durch den plötzlichen Tod des Prinzen Alexander's entledigt, war zu schnellem Gehorsam bereit und erschien um Johanni 1392, anscheinend als Freund, mit einer starken Heeresabtheilung, auf der Burg Ritterswerder. Sie fiel fast ohne Anstrengung in seine Gewalt, der ebenso wenig die Burgen Naugarthen (Neugrodno) und Medenburg (B. Mariae Virginis mons, nicht Methenburg) zu widerstehen vermochten. Mit Staunen und bitterm Zorne empfing der Meister die Nachricht von diesem abermaligen Abfalle; Witold's Bruder, Konrad, wurde alsbald in Ketten geschmiedet und auf das Strengste bewacht, sodann noch im Herbste dieses Jahres eine Kriegsfahrt nach Lithauen angeordnet, deren einzige Frucht jedoch die Erstürmung der Feste Surasz und die Gefangennehmung von Witold's Schwiegersohne Kormuth, der daselbst den Oberbefehl gehabt hatte, war. In dem nächsten Feldzuge wurde das von Witold stark befestigte Grodno durch die Ritter genommen, wobei sie besonders durch des Fürsten neue Zwistigkeiten mit den Brüdern des Königs, mit Skirgailo, Koributt, Swidrigailo und Lubard unterstützt wurden. In einer Zusammenkunft zwischen Skirgailo und Witold kam es zu offenem Zwiespalte, der für Lithauen sehr verderblich werden konnte, wenn nicht Koributt dem Könige gefangen überliefert worden, Swidrigailo nach Preußen entflohen, und der König schleunigst aus Polen herbeigeeilt wäre, um Witold und Skirgailo zu versöhnen, und jenem das Großfürstenthum Lithauen und die russischen Lande, unter des Königs Oberherrschaft und in ihrer Verbindung mit Polen, zu bestätigen. So in den Fundamenten seiner Herr-

7) Daß der Fürst Georg Swjato Slawitsch von Smolensk ein Schwager Witold's gewesen, beruhet auf der von Karamsin citirten und angewendeten Stelle Strykowsky's, lib. 15. cap. 7; Witold's erste Gemahlin Anna, Tochter des Fürsten Swantoslaw von Smolensk, befreite letztern aus der Gefangenschaft. Voigt, der 5. Bd. S. 409, den Herzog Johann von Masovien ganz richtig als Witold's Schwager bezeichnet, läßt sich S. 607 durch Karamsin verführen, auch dem Fürsten von Smolensk dieses Prädicat beizulegen.

schaft befestigt, konnte Witold nicht nur für deren Vertheidigung, sondern auch für ihre Erweiterung arbeiten. Des Ordens gewaltigste Anstrengungen wurden durch die muthige Vertheidigung von Wilna abgewiesen (1394); Swidrigailo's Gebiete hatte der Großfürst schon an sich gezogen, namentlich Druzk, Orsza und Witepsk, mit Hilfe des Feuergewehrs erobert. Die Ermordung Skirgailo's gab ihm Gelegenheit, auch Kiow seinem Einflusse zu unterwerfen; der Herzog Johann von Olszany, den er an Skirgailo's Stelle in Rußlands alte Hauptstadt einführte, war doch eigentlich nur sein Statthalter. Podolien, wo seine Vettern, die Koryatowiche, herrschten, mußte sich ihm unterwerfen (1395); er verkaufte zwar die reiche Provinz um 200,000 Kopen oder 40,000 Dukaten an König Wladislaw, löste sie aber schon nach einigen Jahren wieder ein. Den Fürsten von Smolensk, Georg Swjätoslawitsch, hatte er in Freiheit gesetzt und in die Zahl seiner Lehensfürsten aufgenommen; allein diese Abhängigkeit verletzte das Ehrgefühl von Georg's Brüdern und Unterthanen, sie entzogen sich seiner Herrschaft. Witold, nach dem vollständigen Besitze jenes Fürstenthums strebend, versammelte unter dem Scheine einer Rüstung gegen Tamerlan ein zahlreiches Heer und erschien plötzlich vor Smolensk, wo die fürstlichen Brüder eben um eine Theilung stritten. Gleb, der älteste dieser Brüder, ging mit seinen Bojaren in das lithauische Lager, und wurde als Freund empfangen. Der Ruf von den Streitigkeiten der Fürsten von Smolensk sei nach Lithauen gedrungen, sagte ihm Witold, und er wünsche ihr Schiedsrichter zu werden und Jedem das Seine anzuweisen. Gleb's leichtgläubige Brüder folgten mit reichen Geschenken und von allen vornehmen Bojaren begleitet, sodaß in der Festung weder Anführer noch Wache zurückblieb. Die Thore der Stadt waren geöffnet, das Volk strömte in Scharen den Fürsten nach, um den lithauischen Helden zu sehen, der gegen den mächtigen Tamerlan ziehen wollte. Als die Fürsten Witold's Zelt betraten, wurden sie als Gefangene behandelt, und zugleich die Vorstädte von den Lithauern in Brand gesteckt. Niemand wagte es, ihnen zu widerstehen, sie plünderten, machten Gefangene, besetzten die Festung und riefen ihren Anführer als Fürsten von Smolensk aus. Das betäubte Volk huldigte, seine Fürsten wurden nach Lithauen geschickt, wo Gleb den Flecken Polonnoje als Lehen empfing. Sich der wichtigen Erwerbung besser zu versichern, brachte Witold einige Monate in Smolensk zu, von hier aus entsendete er Streifparteien, um das rjäsanische Gebiet zu beunruhigen; hier empfing er auch den Besuch seines Schwiegersohnes Basilius, und die Festlichkeiten wurden benutzt, um die Grenze zwischen beiden Reichen festzusetzen. Damals gehörte schon beinahe das ganze ehemalige Gebiet der Wjätitschen (das jetzige Gouvernement Orel, nebst einem Theile der Gouvernements Kaluga und Tula zu Lithauen, nämlich Karatschew, Mzensk, Belew mit andern Lehenstädten der czernigow'schen Fürsten, die sich theils freiwillig, theils gezwungen unterworfen hatten. Nachdem er sich der Städte Rshew und Weliki Luki bemächtigt, und sein Reich auf der einen Seite von den Grenzen von Pleskow bis zu der Moldau und Rothreußen, und auf der andern Seite bis an die Ufer der Oka, Ssula und des Dniepers, und bis Kursk ausgedehnt hatte, war Keystuthi's Sohn Beherrscher von ganz Südrußland, und dem Großfürsten Basilius blieb nur der dürftige Norden, sodaß Moshaisk, Borowsk, Kaluga, Aleksin, Grenzstädte gegen Lithauen waren. Beschäftigungen und Ereignisse von so hoher Bedeutung machten dem Großfürsten selbst Ruhe an seinen westlichen Grenzen wünschenswerth. Er ließ sich bewegen, das mit dem Bischofe von Dorpat geschlossene Bündniß aufzugeben, aber die Ende Julius 1396 auf der Dobissa eröffneten Verhandlungen, durch welche dem ewigen Kampfe mit dem Orden ein Ende gegeben werden sollte, führten nur zu einem zweifelhaften, oftmals erneuerten, nicht selten auch gebrochenen Waffenstillstande.

Des Großfürsten Ideenkreis erweiterte sich unablässig, wie seine Herrschaft. Als der Khan der goldenen Horde, Tochtamysch, von dem mächtigen Timur besiegt, sich in seine Arme warf, Hilfe und Rettung zu suchen, ergriff den Kühnen der Gedanke, „Besieger eines Volkes zu werden, vor dem Asien und Europa zitterten, über das Schicksal von Baty's Thron zu entscheiden, sich den Weg in das Morgenland zu eröffnen, und sogar den Eroberer Timur selbst zu vernichten." In einem ersten Feldzuge (1397) drang er von Kiow aus in die Steppe, und nachdem er bei Assow den Don überschritten, fiel er wie ein Blitzstrahl unter die sorglosen Nogayer. Sie erlitten eine große Niederlage, ganze Horden geriethen in Gefangenschaft, wurden von dem Sieger nach Lithauen verpflanzt, und mußten verschiedene Dörfer in der Gegend von Wilna, auch auf dem rechten Ufer der Memel, bevölkern, woselbst ihre Nachkommen noch die angestammte Religion und Sitte beibehalten. Aber in dem Siege sogar hatte Witold von dem mächtigen Feinde eine andere Ansicht gewonnen, und lebhaft empfand er das Bedürfniß, sich zu Fortsetzung des Kampfes nach andern Seiten hin Ruhe und Sicherheit zu verschaffen. Ein Ansinnen der Königin von Polen stärkte ihn in der friedlichen Gesinnung zu dem Orden. In Erinnerung bringend, daß König Wladislaw ihr die russischen Lande und Lithauen zur Morgengabe verschrieben, ersuchte sie Witolden um Entrichtung des jährlichen Zinses, der ihr von diesen Landen, dem Rechte gemäß, zukomme. So freundlich dieses Gesuch eingekleidet gewesen, so sehr befremdete den Großfürsten, daß er ein Zinsmann sein solle. Er versammelte schnell die Vornehmsten dieser Lande, ihnen die Anfoderung mit der Frage vorlegend, ob sie der Krone Polen in solcher Weise unterthan, und zu diesem jährlichen Zinse verpflichtet sein wollten? Einmüthig fiel die Antwort: „Keineswegs, wir sind freie Leute, und unsere Ältern haben den Polen nie Zins gegeben, auch wir werden ihn nicht geben, und bei unserer alten Freiheit bleiben." Es waren für den Großfürsten wichtige Worte, sie gaben ihm die Entscheidung. Sein erneutes Gesuch bei dem Hochmeister um eine Tagfahrt zum Abschlusse eines festen Friedens ward gern bewilligt, und am 23. April 1398 hatte man sich in Grodno wegen der

Präliminarien vereinigt: Schamaiten sollte nach festbestimmten Grenzen an den Orden abgetreten sein, Witold keine Foderungen an das pleskower Land erheben, vielmehr es dem Orden erobern helfen, dieser den Großfürsten bei der Eroberung von Nowgorod unterstützen u. s. w. Der auf diese Präliminarien vom 12. Oct. 1398 auf Sallinwerder ausgefertigte Friedensschluß verfügte noch ferner die Freilassung von Witold's Bruder Sigismund und der übrigen in den Ordenshäusern zurückgebliebenen Geiseln. Auf das Friedenswerk folgten Tage der Freude. Die beiden Fürsten Witold und der Hochmeister veranstalteten zu gegenseitiger Beehrung festliche Gastmahle; am meisten glänzte hierbei Witold's Gemahlin durch beinahe noch nie gesehene Pracht. Begeistert von aller der Herrlichkeit traten die Großen Lithauens und der reußischen Lande zusammen, und riefen Witolden zum Könige von Lithauen und Rußland aus, um das Band zu zerreißen, welches sie bisher an Polen geknüpft; ob mit Witold's Einverständniß, ist ungewiß. Fast aber wären diese Freudenfeste für ihn die letzten Tage seines Lebens gewesen, denn als er nach beendigtem Friedenswerke nach Grodno hinauszog, brach in seinem Schlafzimmer ein gewaltiges Feuer aus, welches ihn und seine Gemahlin verzehrt haben würde, hätte nicht eine Meerkatze, die sie bei sich führten, sie zeitig genug geweckt. Aber der ganze kostbare Schmuck der Fürstin ging in Flammen auf. Es war das nur Vorspiel von folgenreicherm Misgeschicke. Gleich darauf, im März 1399, traf eine zweite Feuersbrunst die Hauptstadt Wilna, von der auch nicht eine Hütte gerettet werden konnte; der Dom und die Hauptburg des Fürsten, sein reicher Schatz, mehr denn 63 Stücke Silber(stoff), alle seine Kleinodien, eine große Zahl seiner besten Rosse, und vieles andere von hohem Werthe, wurden der Flammen Opfer; des Schicksals Warnungen waren aber, wie mehrentheils, für den Übermüthigen verloren, und rastlos arbeitete er an den Vorbereitungen zu einem neuen Zuge gegen Tamerlan. Das Heer sammelte sich in Kiow, mochte auch Polens Königin, Hedwig, der Erforschung des Zukünftigen sich rühmend, noch so eifrig abrathen. Ihr Gemahl lieh hierzu, neben einer gewählten Mannschaft, seine ausgezeichnetsten Feldherren, den Woiwoden von Krakau, Spitko von Melsztyn, den Sandiwog von Ostrorog, den Dobrogast von Szamotuly, den Woiwoden von Masovien, Johann Glowacz von Lasceniecze. Die zinspflichtigen russischen Fürsten standen mit ihren Landwehren in den Reihen der Lithauer; des Tochtamysch Mongolen bildeten ein abgesondertes Heer, 100 Gleven oder 500 kostbar gerüstete Streiter unter der Führung des Comthurs von Ragnit, des tapfern Marquard von Salzbach, hatte der Hochmeister aus Preußen zu Hilfe geschickt. Funfzig lithauische und russische Fürsten befanden sich unter Witold's Oberbefehl, an der Spitze des zahlreichen und muthigen Heeres. Da erschien ein Gesandter Tamerlan's, und sprach in des Khans Namen zu dem Großfürsten: „Liefere mir aus den Tochtamysch, meinen Feind, einst ein mächtiger Fürst, jetzt ein verächtlicher Flüchtling. Sieh, so veränderlich sind die Schicksale des Lebens." Witold antwortete: „Ich gehe deinem Heere entgegen" — und zog nach Süden, über den Dnieper, Zimnawoda und Pszlo. Jenseit der Flüsse Ssula und Chorol, an dem Ufer der Worskla, stand Tamerlan mit seinen Mongolen, mehr den Frieden als Krieg wünschend. „Weshalb ziehst du wider mich?" ließ er den Großfürsten fragen, „ich habe deine Grenzen nie mit bewaffneter Hand betreten." Witold entgegnete: „Gott bereitet mir die Herrschaft über alle Länder. Sei mein Sohn und zahle mir Tribut, oder werde ein Sklave." Fortwährend bot ihm Tamerlan den Frieden, seinem Ältesten, als wofür er den Großfürsten anerkannte, soll er sogar nach der freilich höchst verdächtigen Angabe der russischen Annalisten, eine Summe Silbers als jährlichen Tribut zugesagt haben. Allein Lithauens stolzer Fürst, den orientalischen Prunk nachahmend, verlangte, daß die Mongolen sein Zeichen oder Siegel auf ihren Münzen prägen sollten. Diese Foderung zu berathen, foderte der Khan eine Frist von drei Tagen, die er benutzte, um den Feind mit Geschenken und Ehrenbezeugungen zu überhäufen, und seinem Hochmuthe durch Gesandtschaften zu schmeicheln. Wahrscheinlich wollte er nur Zeit gewinnen, um seine zerstreuten Streitkräfte zu vereinigen. Alles wurde anders, als der auf dem Schlachtfelde ergrauete, durch Klugheit und Muth berühmte Fürst Edigei im Lager der Mongolen eintraf. „In der Horde war er ein zweiter Mamai, der alles über den Khan vermochte; er hatte einst unter Tamerlan[8]) gedient, und trug noch die Zeichen seiner Gnade. Als Timur ihm die Friedensbedingungen mittheilte, rief Edigei: Lieber sterben! und alsbald foderte er eine Zusammenkunft mit dem lithauischen Fürsten." Er wählte dazu die Ufer der Worskla. „Tapfrer Fürst," sprach Edigei, „unser Khan konnte dich mit Recht seinen Vater nennen, denn du bist älter als er; aber du bist jünger als ich, darum ist es auch billig, daß du mir deine Unterwürfigkeit bezeigest. Zahle mir Tribut und präge mein Siegel auf deine Münzen." Über diesen Hohn ergrimmte Witold; er rief sogleich zur Schlacht, und setzte seine Truppen in Bewegung. Die Anzahl der Tataren gewahrend, rieth der Woiwode von Krakau, auch jetzt noch, unter für beide Theile ehrenvollen Bedingungen, den Frieden zu suchen, allein die Jugend prahlte, „wir wollen die Ungläubigen vernichten," und am Mittwoch nach Laurentien, 14. August 1399, überschritt das lithauische Heer die Worskla, und es begann die Schlacht. Bei des Feindes unendlicher Überlegenheit rechnete Witold vornehmlich auf seine Kanonen, allein diese waren, wie die Annalisten berichten, von geringer Wirksamkeit im offenen Felde, wo die Tataren sich zerstreuen, und ihre Gegner in den Flanken fassen konnten. Gleichwol brachten die Lithauer Edigei's Scharen in Verwirrung, und der Sieg schien errungen, als Tamerlan selbst den Christen in den Rücken fiel, und in einem hef-

8) Tamerlan und Timur sind demnach für Karamsin zwei verschiedene Personen. Die Albernheiten, die seine Annalisten dem Timur zuschreiben, um den irrgläubigen Witold um so mehr zu Schanden zu machen, haben ihn offenbar irre geführt. Er konnte in dem demüthigen Timur unmöglich den Weltenstürmer Tamerlan erkennen.

tigen Angriffe ihre Reihen durchbrach. Tochtamysch war der erste in der Flucht; spät und unwillig folgte Witold. Das schreckliche Blutbad dauerte bis in die späte Nacht, es rettete sich kaum der dritte Theil des christlichen Heeres, und viele Fürsten verloren das Leben. Die Verfolgung der Fliehenden wurde bis zum Dnieper, die Verheerung aber bis nach Lutzk hin ausgedehnt. Kiow mußte eine Brandschatzung von 3000 Rubel lithauischen Silbers erlegen, und mongolische Baskaken aufnehmen; sodann kehrte Tamerlan in die Steppe zurück. Dessenungeachtet lastete schwere Sorge und Bedrängniß auf Witold. Der raubsüchtige Feind konnte jeden Augenblick seine Verheerungen erneuern, die Streitmacht, so mühsam von dem Fürsten erzogen, war vernichtet, in den russischen Eroberungen gährte geheimes Misvergnügen; auch auf den Hochmeister war nicht mehr zu rechnen, denn des Ordens Verhältnisse zu Polen trübten sich mehr und mehr. Auf dieser Seite wenigstens den Frieden zu erhalten, unternahm Witold eine Reise zu König Wladislaw nach Krakau, er that sogar eine Kriegsfahrt nach Schamaiten, um dem Orden die Unterwerfung des widerspenstigen Volkes zu erleichtern, Dienste, für welche der Hochmeister seinen Dank durch Übersendung eines prachtvollen Rittergeräthes, und in schmeichelhaften Schreiben ausdrückte. Das in dieser Art wieder hergestellte freundschaftliche Verhältniß schien sich noch mehr zu befestigen, durch einen Besuch, den die Großfürstin im Julius 1400 dem Hochmeister abstattete. Als sie mit zahlreichem Gefolge und 400 Pferden des Ordens Haupthaus betrat, warteten ihrer die glänzendsten Vorbereitungen; der Meister hatte alles aufgeboten, um die Fürstin würdig zu empfangen. Sie hatte zuvor in frommer Andacht die in verschiedenen Ordensburgen aufbewahrten Heiligthümer, zu Brandenburg die Reliquien der heiligen Katharina, zu Marienwerder das Grab der frommen Dorothea, in Althaus das Haupt der heiligen Barbara besucht; überall war sie auf des Meisters Geheiß, mit außerordentlicher Auszeichnung empfangen, in allen Ordensburgen kostenfrei und prachtvoll bewirthet, als Königin behandelt und köstlich beschenkt worden. Am glanzvollsten war ihre Aufnahme im Haupthause selbst, wo zu ihrem Empfange ein feierlicher Gottesdienst gehalten, unter glänzenden Festmahlen für sie und die Vornehmsten ihres Gefolges der sogenannte Ehrentisch gedeckt, ihr und ihrem Gefolge eine große Menge werthvoller Geschenke ausgetheilt wurde.

Die Zeit des Friedens benutzend, hatte Witold mittlerweile seine Burgen zu Kowno und an der Memel wieder aufgebaut, sein Land stärker bewehrt und die Lücken im Heere ausgefüllt. Jetzt fing er an durch heimliche Boten, durch allerlei Gaben und Geschenke, durch Verheißung von Freiheit und Begünstigung, überhaupt durch alle erdenkliche Arten von Lockungen, immer mehr Schamaiten aus dem Lande in sein Gebiet zu ziehen, ja selbst durch List oder Gewalt aus ihrer Heimath zu entführen. Diesen heimlichen Umtrieben gesellte sich bald offene Empörung, von Witold begünstigt und beschützt; während er in einem Schreiben an die Fürsten Teutschlands vom Sonntag Judica 1401, alle seine Beschwerden gegen den Orden niederlegte, setzte er in Schamaiten Amtleute ein, er nahm Geisel als Bürgen zukünftiger Treue, vertrieb die Anhänger des Ordens aus dem Lande oder führte sie gefangen hinweg und traf überhaupt alle Anstalten zum Kriege. Um sich der Beihülfe Polens zu versichern, erneuerte er, im Einverständnisse mit König Wladislaw und mit Zustimmung der lithauischen Edlen, die feierliche Vereinigung Lithauens mit dem Königreiche Polen, zugleich wurde in einer zahlreichen Versammlung der Vornehmsten beider Reiche zu Wilna festgesetzt: nach Witold's Tode solle Lithauen nebst allen seinen Provinzen an den König und die Krone Polens zurückfallen, und ohne gegenseitige Einstimmung Polen nie einen König, Lithauen nie einen Großfürsten wählen. Endlich vereinten sich Witold und der König, der russische Fürst Johann von Twer, die Herzoge von Masovien und einige Bischöfe zu einem gegenseitigen Hilfsbündnisse gegen alle Feinde und Widersacher. Die Feindseligkeiten gegen den Orden begannen, aber beinahe im nämlichen Augenblicke empfing Witold die Kunde von einem wichtigen Verluste auf der östlichen Grenze. Oleg, der Fürst von Rjäsan, und Georg, der vertriebene Fürst von Smolensk, hatten sich durch Verrath die Thore des gewaltigen Smolensk eröffnen lassen, und der Anklang, den sie ungeachtet der verübten Grausamkeiten bei der russischen Bevölkerung fanden, ließ noch weitere Fortschritte besorgen. Das Heer, das bestimmt war, die Ufer der Memel zu vertheidigen, mußte eilends nach Weißrußland aufbrechen, fand aber in Smolensk hartnäckigen Widerstand und ward genöthigt, mit großem Verluste abzuziehen (im J. 1401), sodaß Oleg hierdurch ermuthigt, auch den Entschluß faßte, Briansk der Fremdherrschaft zu entziehen; allein Witold besaß in seinem Muthe unerschöpfliche Hilfquellen. Sein Feldherr und Vetter Lugweni Simeon Olgerdowich besiegte bei Liubutsk die Rjäsaner, und nahm ihren Anführer Rodslaw, den Sohn Oleg's, gefangen (1402), der greise Oleg starb vor Kummer, und sein Sohn mußte drei Jahre in harter Gefangenschaft schmachten, dann sich um 2000 Rubel loskaufen; der Fürst von Smolensk war froh, seine ephemere Herrschaft durch einen Waffenstillstand zu verlängern. So konnte denn Witold auf's Neue dem Kriege mit dem Orden seine Aufmerksamkeit zuwenden, in der blutigen Einnahme von Memel und von Gotteswerder volle Rache nehmen für die bisherigen Raubzüge, und wenn er in des Feldzuges fernerm Verlaufe mit großem Verluste von der Vertheidigung des Wiliausers abstehen müssen, so behauptete er doch die Hauptstadt, die Verrath in die Hände seines Feindes, des dem Orden verbündeten Swidrigailo, liefern sollte. Gleichwol mochte Witold, von Rußland aus stets bedroht, mit steigender Bekümmerniß wahrnehmen, daß seine Macht nicht zureiche, auf den beiden Endpunkten seines Reichs Krieg zu führen, und ein Einfall der Ritter (Ostern 1403), verheerender, als einer der frühern, vermochte ihn, sich eine Waffenruhe zu erbitten. In einer Zusammenkunft an der Dobissa sollte der Anstand in einen Friedensvertrag umgewandelt werden, es

erhoben sich dagegen aber, vornehmlich durch König Wladislaw veranlaßt, Hindernisse aller Art, worüber Marquard von Salzbach, jetzt Comthur zu Brandenburg, dergestalt ergrimmte, daß er öffentlich den Großfürsten einen Bösewicht und Verräther, seine Mutter, und dieser letzte Vorwurf soll nicht ganz ungegründet sein, etwas anderes schalt. Ob der ungebührlichen Worte kam es zu argem Hader, denn sechs von Witold's besten Bojaren, die ihres Herrn Ehre zu retten begehrten, foderten den ungeschlachten Comthur und fünf andere Gebietiger zum Zweikampfe. Er ward angenommen; die Gefoderten stellten sich auf einem Werder, als dem verabredeten Kampfplatze. Allein die lithauischen Herren hatten über den Ernst, vielleicht auch über die eisernen Rüstungen ihrer Gegner, schnell den Muth verloren; ihre Feigheit suchten sie durch die Angabe zu verdecken, ihr Herr gestatte ihnen nicht, hinüber auf den Werder zu kommen, man möge sich zu ihnen auf das jenseitige Ufer begeben. Da dieses wider die Verabredung war, und die Ritter dem Worte der Gegner nicht trauten, unterblieb der Kampf. Ehe man sich trennte, wurde der Waffenstillstand doch bis Weihnachten dieses J. (1403), nachher bis zu Pfingsten verlängert; sichtlich war auf beiden Seiten Ermüdung eingetreten, und sie führte zum Frieden, der am Donnerstage nach Pfingsten 1404 auf einem Werder in der Weichsel, bei dem Hause Raczanz, oberhalb Thorn, abgeschlossen wurde. Lithauen betreffend, so bestätigte dieser Friedensschluß den Vertrag von Sallinwerder, im J. 1398, in allen seinen Bestimmungen. Witold insbesondere versprach, alle seine Kräfte anzuwenden, daß binnen einem Jahre spätestens das Land Schamaiten dem Orden zurückgegeben sei, das Volk Geisel stelle und Huldigung leiste. Könne er dieses nicht erreichen, so solle er seinen Unterthanen allen Handel und Verkehr mit den Schamaiten verbieten, und ihnen weder Getreide, noch Salz, noch sonstige Bedürfnisse zukommen lassen. Mit Heeresmacht solle er jedoch die Schamaiten nicht zwingen, außer auf des Hochmeisters ausdrücklichen Willen. Erfolge die Unterwerfung aber nicht in Jahresfrist, so solle der Großfürst verpflichtet sein, dem Meister zu Bezwingung des Volkes mit aller Kraft und auf jede Weise, wie sie verlangt werde, beizustehen. Der Vertrag war kaum geschlossen, als Witold nach Weißrußland flog, wo Lugweni mittlerweile Wjäsma ohne Schwertstreich genommen hatte. Weniger glücklich war der Großfürst selbst in der Belagerung von Smolensk; er mußte sie aufheben, nachdem er sieben Wochen lang die Stadt geängstiget, und erst als der Fürst Georg nach Moskau eilte, trügliche Hilfe zu suchen, gelang es den Anhängern Witold's, unter der von Georg despotisch behandelten Bürgerschaft eine Bewegung zu erregen. Witold wurde herbeigerufen und ohne Widerstand besetzten seine Völker die Festung. Die Besatzung wurde entwaffnet, eine kleine Anzahl von Bojaren verhaftet, Georg's Gemahlin nach Lithauen geschickt, im Übrigen aber Ruhe und Ordnung gehandhabt. Dem Beispiele der Hauptstadt fügte sich das gesammte Gebiet von Smolensk; allerwärts stellte Witold lithauische Beamte an, zum Verdrusse der Eingebornen, die er jedoch durch den Erlaß vieler Steuern und manche werthvolle Verleihung zu entschädigen wußte. Diese abermalige Annäherung des gefürchteten Schwiegervaters konnte dem Großfürsten in Moskau nicht gleichgültig bleiben; sie wurde noch bedenklicher, als Witold, nur vorübergehend beschäftigt, durch die vertragsmäßig dem Orden gegen die Schamaiten zu leistende Hilfe, auch das pleskowsche Gebiet überzog, die Stadt Koloshe einnahm, und 11,000 Russen zu Gefangenen machte. Wenn auch die Pleskower sich durch Verheerung der unter Witold's Herrschaft stehenden Städte, Weliki, Luki und Noworshew rächten, so war der Streit doch zu ungleich, als daß Moskau ein müßiger Zeuge hätte bleiben können. Basilius schickte seine Feldherren gegen die lithauischen Städte Sergeisk, Koselsk und Wjäsma aus; nirgends aber wollte der Erfolg seine Waffen begünstigen. Mittlerweile hatte auch Witold, verstärkt durch ein ansehnliches Hilfsheer aus Preußen, seine Operationen begonnen (1406), und beide Armeen trafen einander bei Krapiwna, in dem heutigen Gouvernement Tula. Statt ein Treffen zu wagen, wurde 14 Tage lang gezögert und gespähet, endlich ein Waffenstillstand geschlossen, der nach einem Zwischenspiele von unerheblichen Feindseligkeiten, nachdem die Lithauer Odojew erobert, Dmitrowez verloren hatten, vor Wjäsma erneuert wurde (1407). Der matte Krieg schien sich beleben zu wollen, als der nimmer ruhende Swidrigailo, mit einem zahlreichen Gefolge von russischen Fürsten und Bojaren, aus Lithauen entwich, um dem Großfürsten der Moskau seine Dienste anzubieten. Die durch ihn geweckten Hoffnungen veranlaßten eine neue mächtige Rüstung; Witold trat seinem Schwiegersohne an den Ufern der Ugra entgegen. Vergeblich hoffte Swidrigailo auf Verrath oder Verräther; das Aufgebot von Smolensk und Kiow wetteiferte mit den eigentlichen Lithauern in Kampflust und Treue. Allein Schwiegersohn und Schwiegervater benahmen sich gleich vorsichtig, nur Scharmützel wurden geliefert, und schon waren die Unterhandlungen eröffnet. In dem Friedenstractat (1408) wurde die Ugra in dem heutigen Gouvernement Kaluga zur Grenze bestimmt; die Städte Koselsk, Peremyschl und Ljubutsk kehrten unter moskowitische Herrschaft zurück.

Der Friede von Raczanz hatte ein ewiger Friede sein sollen, es fehlte von beiden Seiten aber nicht an Vorwänden, um die Ewigkeit abzukürzen, zumal die Persönlichkeit des neuen Hochmeisters, des Ulrich von Jungingen, vielmehr geeignet war, Beleidigungen zu verüben, als zu ertragen. Nach einer Reihe von wechselseitigen Neckereien ließ Witold seinen Marschall Rombowde in Schamaiten einbrechen, und das Land war für den Orden verloren, bevor ein Bote die Nachricht von dem Angriffe nach Preußen tragen konnte. Die Ritter beantworteten den Angriff durch einen Einfall in das dobrzyner Land, und der Krieg, so entscheidend in seinen Folgen, begann, zunächst nur unter abwechselnden Raubzügen. Aber in der Schlacht bei Tannenberg, 15. Julius 1410, erbleichte für immer des Ordens Glücksstern. Witold, der an diesem Tage wie ein Held gekämpft hatte, schändete seinen Sieg durch den Mord zweier Gefange-

nen, des Marquard von Salzbach und eines von Schönburg, von denen letzter, wie es scheint, Marquard's losen Reden, in der Zusammenkunft an der Dobissa geführt, seine Zustimmung gegeben hatte. An Menschen und Geld völlig entkräftet, mühsam noch in Marienburg sich behauptend, nahm der Orden Zuflucht zu Unterhandlungen, die zunächst dahin zielten, das enge Band zwischen dem Könige und dem Großfürsten zu lösen. Witold fühlte, daß die Vernichtung des Ordens den König von Polen allzumächtig machen müsse; er vermittelte daher den Frieden, durch welchen die Ritter einzig Dobrzyn und Schamaiten einbüßten, dieses sogar, nach des Königs und des Großfürsten Tode wiederhaben sollten. Indessen hatten die Ergebnisse des Krieges die Aufmerksamkeit des westlichen Europas auf Lithauen gelenkt, und Kaiser Sigismund glaubte in der aufstrebenden Macht den wichtigsten Bundesgenossen zu finden, um die Ansprüche der Krone Ungern auf Halicz, Wlodimir und Podolien durchzusetzen. Die Unterhandlungen, von Sigismund mit gewohntem Leichtsinne geführt, brachten keine Resultate, nöthigten aber den König Wladislaw, die zu Gunsten Lithauens und seines Großfürsten gemachten Anordnungen zu erweitern und näher zu bestimmen. Insbesondere wurden auf dem Reichstage von Horodlo im J. 1413, die Lithauer in Ansehung der Bedienungen und Gesetze den Polen gleichgemacht, auch viele ihrer Geschlechter in die polnischen eingeschoben. Es war eben das Jahr, in welchem Witold den Anfang machte, auch nach Schamaiten das Christenthum zu verpflanzen. Glücklicher als der Orden in seinen Bemühungen, aber auch weniger gewaltthätig, löschte er für immer das heilige Feuer zu Niewiaza; in Miedniki entstand auf seine Veranstaltung ein Bisthum, in Eyragola, Kroze, Rosienie, Widukle, Wielona, Koltyniani, erbauete und begabte er ansehnliche Kirchen, und eine stattliche Gesandtschaft, aus den Edlen Schamaitens gewählt, konnte in Witold's Namen der Kirchenversammlung zu Constanz die Vernichtung des Heidenthums in Europa ankündigen. In diesen und ähnlichen häuslichen Sorgen wurde der Großfürst durch die mehrmals erneuerte Fehde mit den Pleskowern gestört; obgleich Rücksichten für den Schwiegersohn ihm es verbieten mochten, die unruhige Republik gänzlich seinen Gebieten einzuverleiben, so setzte er ihr doch, nachdem er zuvörderst Siebiesch gewonnen, mit solcher Lebhaftigkeit zu, daß sie genöthigt wurde, sich zu einer jährlichen Abgabe in Geld, Pferden und Pelzwerk zu verstehen, auch eine lithauische Besatzung und den Herzog Georg von Rossa[9]) als Statthalter aufzunehmen. Hiermit nicht zufrieden, benutzte Witold den Schrecken, den diese Ereignisse in dem benachbarten Nowgorod verbreiteten, um auch dort seine Schutzherrschaft aufzudringen. Sie zu üben, ließ er den Herzog Simon Algimund von Olszany, und in den Festungen des Nowgorodschen Gebiets hinreichende Besatzungen zurück[10]), ihn selbst rief eine neue Fehde mit dem Orden nach Westen. Preußen wurde abermals durch die vereinigten polnisch-lithauischen Heere verwüstet, aber Witold's Eigensinn, getrennt von dem Könige die Belagerung von Kulm führen zu wollen, und eine feindliche Kriegslist, wodurch er sich verleiten ließ, von Kulm abzustehen, in der Meinung, das angeblich ganz verwahrlosete Strasburg zu überraschen, brachte die Verbündeten um alle Vortheile des Zuges, dem Großfürsten aber die vermuthlich nicht unerwünschte Gelegenheit, mit seinem gesammten Volke den Kriegsschauplatz zu verlassen. Die Synode von Nowogrodek, von allen griechisch-gläubigen Bischöfen unter lithauischer Herrschaft besucht, und vorzüglich merkwürdig durch Witold's Bemühungen um eine Union der katholischen und griechischen Kirche, war kaum geschlossen, als nochmals von der Steppe her ein fürchterliches Ungewitter den Frieden des Reichs bedrohte. Des Tochtamysch Sohn, Kerimberdei, war, als Khan der goldenen Horde der Russen Freund, Witold's Feind geworden. Letzterer, um den neuen Gegner zu beschäftigen, ließ einen mongolischen Fürsten, den Betsabula, zum Khan von Kaptschak ausrufen, und bekleidete ihn feierlich in Wilna mit den Insignien seiner Würde, mit einer kostbaren Mütze und mit einem mit purpurfarbigem Tuche unterlegten Pelze. Kerimberdei schlug den von Witold ernannten Khan, und ließ ihn enthaupten, fiel aber selbst bald darauf von der Hand seines Bruders Geremferden, der mit Leib und Seele dem lithauischen Großfürsten zugethan. Aber Geremferden konnte den Frieden in der Horde nicht herstellen, die Fürsten, seine Vasallen, bekriegten sich unter einander, verheerten abwechselnd die russischen und lithauischen Grenzen; einer derselben, Kuidadat, wurde durch Witold's Feldherren gezüchtiget, rief aber, so scheint es, den furchtbaren Edigei, der als unabhängiger Fürst an den Ufern des schwarzen Meeres herrschte, zu Hilfe. Mit einem zahlreichen Heere suchte Edigei die Ufer des Dniepers heim (1416); das feste Schloß von Kiow konnte er zwar nicht einnehmen, dafür aber plünderte und verbrannte er die ganze Stadt, und mehre tausend Bürger wurden in die Gefangenschaft geführt, so daß Kiow einige Jahre lang ganz öde stand, und nie mehr zu dem alten Glanze gelangte. Der Krieg währte, mit abnehmender Heftigkeit, noch einige Jahre; endlich schickte Edigei, nach Ruhe sich sehnend, dem Großfürsten drei mit rothem Tuche bedeckte Kameele und 27 Pferde zum Geschenke, sammt folgendem Briefe: „Glorreicher

9) In diesem Herzoge Georg von Rossa glauben wir den Herzog Georg von Naugarthen zu erkennen, der nach Lindenblatt ein Brudersohn Witold's, im J. 1384 mit diesem in Königsberg weilte. Da wir durchaus nicht auszumitteln vermögen, welcher von Witold's Brüdern sein Vater gewesen, so müssen wir uns mit dieser Anmeldung begnügen.

10) Karamsin erklärt diese Unterwerfung für eine Fabel. Allerdings mag das von dem J. 1422 gelten, wohin er sie verlegt; allein der Feldzug, von dem auch Stryjkowsky handelt, mit seinen angegebenen Resultaten, gehört in das Jahr 1414, und Witold's Oberherrlichkeit war in Pleskow wie in Nowgorod nur auf bestimmte Zieljahre anerkannt worden, im J. 1422 also vorlängst erloschen. Eine solche, wenn auch nur zeitweilige, Unterwerfung muß stattgefunden haben, sonst hätten die Polen bei spätern Verhandlungen nicht jedesmal die Rückgabe der beiden Städte fordern können.

Fürst! unter Mühseligkeiten und Heldenthaten des Ehrgeizes hat uns beide das trübe Alter erreicht; den Rest unsers Lebens wollen wir dem Frieden weihen. Das Blut, welches wir während unserer Feindschaft vergossen haben, ist von der Erde verschlungen; die Schmähworte, mit denen wir uns gegenseitig kränkten, hat der Wind verwehet; das Kriegsfeuer hat unsere Herzen vom Zorne geläutert; das Feuer ist im Wasser verlöscht." Witold und Edigei schlossen Frieden, und das seit 1396 von den Lithauern besetzte Land zwischen dem untern Dnieper und Dniester wurde ihnen feierlich bestätigt. Die Großfürstin Anna überlebte diesen Frieden nur um kurze Zeit; sie starb zu Troki den 1. August 1418, und Witold fühlte sich jung genug, ein zweites Ehebündniß mit der Witwe von Johann Koracewsky, mit Juliana, der Tochter des Herzogs Johann Algimund von Olszany, einzugehen. Weil Juliana der verstorbenen Gemahlin Schwestertochter war, erhob sich der Bischof von Wilna mit Macht gegen diese Ehe, ohne sie verhindern zu können. Zu der zweiten Ehe hatte Witold sich entschlossen, nicht so zu der Annahme einer zweiten Krone, die ihm von den böhmischen Hussiten angeboten wurde, und die er vielmehr seinem Bruder Koribut zuzuwenden suchte. Wirksam konnte er aber den Bruder nicht unterstützen, da der eben mit Heftigkeit wieder ausbrechende Krieg mit dem Orden seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und ihn zwang, sogar Bundestruppen aus Moskau und Twer bei der Belagerung von Thorn und Gollup zu gebrauchen (1422). Der Friede war kaum hergestellt, für Lithauen zumal durch das vollständig und unwiderruflich erworbene Eigenthum von Schamaiten vortheilhaft, als Witold durch den Hilferuf des von dem Orden verlassenen Bischofs Dieterich von Dorpat genöthigt wurde, einen Angriff der Pleskower auf dessen Stift zurückzuweisen. Die Feinde verschwanden bei seiner Annäherung, und mit einem zahlreichen Heere, in welchem sich auch Böhmen, Walachen und des Machmet Khan Tatarenscharen befanden, rückte er im J. 1426 vor die pleskowsche Stadt Opotschka. Ein Sturm mislang; den dabei in Gefangenschaft gerathenen Lithauern wurde im Angesichte Witold's und des ganzen Belagerungsheeres die Haut abgezogen. Indem der Fürst sich rüstete, für solchen Greuel die gebührende Rache zu nehmen, erhob sich ein Gewittersturm in solcher Heftigkeit, daß die Lithauer wähnten, es sei das Ende der Welt gekommen, und daß Witold selbst in dem tiefsten Schrecken sich an seine Zeltstangen anklammerte, und in dem Tone der bittersten Zerknirschung unaufhörlich betete: Herr erbarme dich unser! Ein solcher Anfang des Unternehmens machte ihn dem Frieden geneigter, den doch die Pleskower mit 1450 Rubel in Silber erkaufen mußten. Zwei Jahre später 1428 suchte er auch die reichen Nowgoroder heim, die mit ihm wegen der Grenze stritten, und sich unterfangen hatten, ihn einen Verräther zu nennen. Seiner Drohungen lachten die Nowgoroder im Vertrauen auf ihre undurchdringlichen Sümpfe, übermüthig ließen sie ihm sagen, daß sie zu seiner Ankunft Meth braueten; aber der unermüdliche Greis bahnte für sein zahlreiches Heer einen Weg durch die gefährlichen Moore des Czarnilasz (Schwarzwaldes). Zehntausend Arbeiter, mit Ärten bewaffnet, mußten ihm vorausgehen, und belegten mit den umgehauenen Bäumen den Weg, über welchen sodann Fußvolk und Reiterei, Geschütz und Wagenburg, ohne Schwierigkeit ziehen konnten. Witold belagerte Porchow. Die Galka (die Dohle), die größte seiner Kanonen, von dem teutschen Meister Nikolaus geschmiedet, und von 40 Pferden gezogen, zerschmetterte mit einem einzigen Schusse einen steinernen Thurm und die St. Nikolauskirche, und die erschreckten Bürger kauften sich mit 5000 Rubel los. Bald erschien auch der Erzbischof Euphemius, Namens der Einwohner von Nowgorod, in dem lithauischen Lager; der Großfürst ließ sich von ihm 10,000, für die Gefangenen 1000 Rubel (5 = 1 Mark Silber) bezahlen, entbot den Nowgorodern: „wagt es in Zukunft nicht wieder, mich einen Verräther oder Trunkenbold zu heißen," und kehrte nach Lithauen zurück. Ungeachtet dieser Feindseligkeiten in dem nordwestlichen Rußland lebte er mit seinem Enkel, dem jugendlichen Großfürsten Basilius Wasiljewitsch, in Frieden, zumal dieser eidlich versprochen hatte, sich aller Theilnahme an nowgorodschen oder pleskowschen Angelegenheiten zu enthalten. Darum wurde er auch zu dem großen Fürstentage geladen, der auf Witold's Betrieb zu Dreikönigen 1429 in Luzk sich versammelte. Es erschienen hier der Kaiser Sigismund und die Kaiserin Barbara, der König Wladislaw, Erich, der König des Nordens, die Herzoge von Masovien, die Fürsten von Twer und Rjäsan, die Khane von Perekop und Kaptschak, der Hochmeister aus Preußen, der Heermeister aus Livland, Gesandte des griechischen Kaisers, Elias, der nachmalige (nicht vertriebene) Fürst der Moldau (nicht Walachei), die Lehenfürsten aus Lithauen und Reußen, die Senatoren des polnischen Reichs. Dergleichen Schauspiel hatte das östliche Europa noch nicht gesehen; die Gäste waren bemüht, durch Kleiderpracht und ein großes Gefolge die Bewunderung ihres Wirthes zu erregen, dagegen dieser wieder durch glänzende Gelage seine Gäste in Erstaunen setzte. Außer Wein und Bier wurden täglich 700 Fässer Meth, 700 Ochsen und Rinder, 1400 Hammel, von jeder Wildart 100 Stück verzehrt. Die Festlichkeiten dauerten gegen sieben Wochen, wurden aber auch nicht selten durch die wichtigsten Berathungen und Angelegenheiten unterbrochen. Witold wollte nämlich auf Sigismund's Rath den Titel eines Königs von Lithauen annehmen, allein zum großen Verdrusse des stolzen Greises widersetzte sich die polnische Ritterschaft, indem sie befürchtete, Lithauen, als Königreich, möchte sich zu beider Länder Nachtheil, von Polen trennen, wie es des schlauen Kaisers geheimer Wunsch. Unerwartet kehrte Wladislaw, ohne sich nur zu beurlauben, nach Polen zurück, und die ganze Versammlung mußte sich auflösen. Sigismund insbesondere nahm reiche Geschenke mit, vorzüglich das berühmte, reich mit Gold und Edelsteinen bekleidete Horn jenes Auerochsen, der einst von Gedimin an der Stelle der nachmaligen Hauptstadt Wilna erlegt worden. Indessen war Witold nicht des Gepräges, so leichthin ein Vorhaben aufzugeben, Unterhandlungen mit den Polen

sollten ihn zum Ziele führen. Mehre Gesandtschaften wurden abgefertigt, Vorschläge von mancherlei Art ausgetauscht, unter andern bot man dem 80jährigen Großfürsten die Nachfolge in Polen an (Wladislaw mochte 76 Jahre zählen). Er verbat sich die eitle Ehre, und während Wladislaw drohte, der Papst selbst sich für Polens Magnaten erklärte, und dem Ehrgeizigen verbot, ferner an die Königskrone zu denken, hatte Witold, im Einverständnisse mit dem Kaiser, den 16. Sept. 1430 zum Krönungstage angesetzt. Eine Gesandtschaft Sigismund's sollte die Insignien überbringen, und ihn mit denselben bekleiden, allein ganz Polen war in Thätigkeit, den Abgeordneten den Weg zu verlegen, und Witold, seine Ungeduld unter prachtvollen Festen verbergend, die er in Wilna oder Troki den zur Verherrlichung des Krönungstages eingetroffenen Gästen, den Fürsten von Moskau, Twer und Odojew, den Gebietigern des teutschen Ordens, den Khanen der Tatarei, gab, Witold fühlte sich bereits ergriffen von der Krankheit, die am 27. Oct. 1430 seinem thatenvollen Leben ein Ende machte. Unter allen Regenten seines Zeitalters können ihm einzig Heinrich V. von England, Tamerlan und Bajased Jildirim verglichen werden. Bartlos und von mittler Größe barg er unter der unscheinbaren Hülle einen hehren Geist; er wußte die Gelegenheit und die Zeit zu benutzen, über Völker und Fürsten zu gebieten, zu belohnen und zu bestrafen. Bei Tafel, auf Reisen und auf der Jagd war er stets mit wichtigen Angelegenheiten beschäftigt, ebenso fertig zu begeisternder Rede, als zum gründlichen Nachdenken; er bereicherte seinen Schatz durch Handel und durch Krieg, und häufte Massen von Gold und Silber auf; aber mit seinen Schätzen war er höchst verschwenderisch, sobald Verschwendung seine Interessen fördern konnte. Menschenliebe und Menschenfurcht waren ihm gleich fremd, er begehrte auch nicht von Andern geliebt, sondern nur gefürchtet zu werden. Drei von Olgerd's Söhnen, Korigail, Wiegund und Narimunt, sollen auf seine Veranstaltung ermordet worden sein; es scheint aber nicht, daß Olgerd einen Sohn des Namens Narimunt gehabt habe. Ehrlos in der Politik, schloß und brach Witold Verträge mit gleicher Leichtigkeit; was er heute gab oder zusagte, das nahm er morgen ohne alle Veranlassung zurück. Mäßig in Speise und Trank enthielt er sich, wie Olgerd, des Weines und starken Methes, unmäßig dagegen in der Liebe, verließ er nicht selten, mitten in einem Feldzuge das Heer, um in die Umarmungen seiner jungen Gattin zu eilen. Mit ihm glänzte und erlosch, nach des Dlugoß Worten, der Ruhm des lithauischen Volkes, dessen Herrschaft er von der Ostsee bis zum schwarzen und asowschen Meere ausgedehnt hatte, und nie würde der Name der durch ihn so eingeschränkten Moskau das westliche Europa erreicht haben, wenn nur einer von Witold's Nachfolgern seinen Ehrgeiz und seine Geisteskraft besessen hätte. Er hinterließ nur Töchter, beide, wie es scheint, in der ersten Ehe geboren; gewiß ist dieses wenigstens von der an den russischen Großfürsten Basilius Dimitrijewitsch verheiratheten Prinzessin Anastasia oder Sophia. Von ihr sagt eine der russischen Chroniken, Basilius sei, als er im J. 1386 aus der Horde nach der Moldau und weiter entfloh, auf dem Wege nach Rußland in einer teutschen (oder preußischen) Stadt von Witold angehalten, und endlich unter der Bedingung in Freiheit gesetzt worden, daß er dessen Tochter heirathen solle; dieses Versprechen habe Basilius denn nach fünf Jahren, am 9. Januar 1391, seiner Ehre und dem Wohle des Staates gemäß, erfüllt. Witold's andere Tochter, Raka, wurde die Gemahlin Kormuth's, eines edlen Lithauers.

2) **Patrikig**, auch einer von Keystuthi's Söhnen, war in dem Einfalle in Samland, 1352, Olgerd's und Keystuthi's Begleiter, und wird bei dieser Gelegenheit von Wigand als **rex de Smalentz** aufgeführt. Sein an dem Raubzuge genommener Antheil kam ihm jedoch hoch zu stehen. Mit 400 Gefangenen belastet zog er längs der Deime hin bis gegen Labiau. Dort mit großem Verluste zurückgeschlagen, wandte er sich, von dem Comthur Henning Schindekopf verfolgt, nach dem kurischen Haff; auch hier unglücklich, weil der nur leicht gefrorene Bruch die vielen Menschen nicht tragen konnte, suchte er nochmals die Deime zu erreichen; allein das mürbe Eis des Flusses brach unter den Fliehenden zusammen. Was nicht dem Schwerte erlag, wurde von dem Gewässer verschlungen, den Fürsten errettete der Comthur aus dem trügerischen Elemente, nicht um ihn als Gefangenen zu behalten, **sed frater Heningus extraxit regem de flumine Deim et in rheda letus posuit eum et misit domum, volens regi Kynstuto complacere eo, quod fuit filius et eum ei pro magna presenta presentare.** So wunderbar von Tod und Gefangenschaft errettet und dem Vater nachgesendet, sah Patrikig in Welau die Leiche eines vornehmen, schimpflich verstümmelten Landsmannes, und er ging nicht von dannen, bis ihm die Erlaubniß geworden, dem Gemordeten ein Todtenopfer zu bringen, und den Leichnam auf einem Scheiterhaufen verbrennen zu dürfen. Im J. 1363, während Olgerd und Keystuthi gegen die Russen beschäftigt waren, sollte Patrikig Grodno gegen einen Einfall der Ritter vertheidigen; sich hierzu nicht gerüstet fühlend, kam er, nach russischer Sitte, dem Ordensmarschall mit Bier und Meth, an der Spitze eines Zuges von Frauen und Kindern, entgegen, womit er den Feind bestimmte, von fernern Verheerungen abzulassen. Keystuthi nahm dieses aber so übel auf, daß er dem Friedfertigen, **quia amicus fuerat ordinis**, ein anderes Land, an der Grenze von Rußland, etwa Ladoga, Russa und das Gelände an der Narowa, anwies. Patrikig's Sohn, Theodor, kommt 1420 als Fürst oder Statthalter in Nowgorod, früher in gleicher Eigenschaft zu Pleskow, vor. Ein anderer Sohn Patrikig's, Iwan, wurde im J. 1365 von den Teutschen gefangen genommen, und sein Hof verbrannt.

3) **Totivil**, Tokwyl, Theophil, kam im J. 1382 mit Witold nach Preußen, und fand 1390 in dem Ordensheere, in der Belagerung von Wilna, den Tod.

4) **Koributz** in der Taufe, im J. 1386, Sigismund genannt, mußte lange als Geisel für seinen Bruder Witold in Preußen aushalten, und wurde erst durch den Vertrag von 1398 freigegeben. Genöthigt, die ihm ge-

botene Krone von Böhmen auszuschlagen, konnte Witold sich nicht enthalten, diesen Sigismund statt seiner zu empfehlen, und noch in dem n. J. 1421 wurde derselbe nach Prag gefodert. Im Frühjahre 1422 begab sich Sigismund wirklich, mit einem Heere von 5000 Lithauern und Polen auf den Marsch. Er eroberte im Vorbeigehen der Bischöfe von Ollmütz Stadt Wischau, vermehrte aber nur die Verwirrung, als er im Mai 1422 zu Prag eintraf. Es war bei weitem nicht der allgemeine Wunsch der Nation, ihn auf dem Throne zu sehen. Der hohe Adel hing, öffentlich oder im Herzen, dem Kaiser Sigismund an, die gefürchteten Taboriten wollten überhaupt keinen fremden König. Indessen wünschten die Prager, dem lithauischen Prinzen, der sich ihnen vorzüglich durch den Genuß des Kelches bei dem Abendmahle zu empfehlen wußte, die Krone feierlich aufzusetzen; sie belagerten auch, in der Meinung sie dort vorzufinden, den Karlstein. Die Belagerung, eine der merkwürdigsten und hartnäckigsten, dauerte vom 28. Mai bis 11. Nov. 1422; an diesem Tage wurde ein lithauischer Fürst, den die böhmischen Chronisten fälschlich Witold nennen, bei der St. Palmatiuskirche erschossen, und sein Fall verbreitete unter den Belagerern solchen Schrecken, daß noch an demselben Tage der Abzug erfolgte. Ohne Hoffnung, nach solchem Misgeschicke, die unter den Pragern und Taboriten waltende Uneinigkeit zu meistern, zog Sigismund nach Hause, in der Meinung, von König Wladislaw das Land Dobrzyn als eine Tenute zu erhalten. Er täuschte sich, und es wurde ihm auch 1424 die Erlaubniß versagt, nach Böhmen zurückzukehren, wie es seine dasigen Anhänger wünschten. Es gelang ihm indessen, mit 400 Reitern über die Grenze zu kommen, und sein Empfang in Prag, 29. Junius 1424, konnte wol die übertriebensten Hoffnungen wecken. Allein Zizka verharrte in seiner Abneigung gegen den Fremdling, eine offene Fehde zwischen den Pragern und Taboriten schien nur mit dem Untergange der blühenden Hauptstadt enden zu können, als Johann von Rokyczany in glühender Beredsamkeit den Zorn des taboritischen Heerführers entwaffnete. Auf dem Spitelfelde bei Prag wurde der Friede am 14. Septbr. geschlossen, Koribut und die Prager einestheils, Zizka und die Taboriten anderntheils, schworen einander ewige Freundschaft, und gelobten, ihre Waffen nur mehr gegen den Kaiser zu gebrauchen. Zizka überlebte diesen Vertrag nicht völlig einen Monat, allein auch jetzt war Koribut nicht vermögend, seiner Herrschaft durch ganz Böhmen Anerkennung zu verschaffen; nur einmal gelang es ihm, alle die zerstreuten beutelustigen Haufen unter seinen Fahnen zu versammeln, an jenem schrecklichen Tage von Aussig, 16. Junius 1426, der mit der Vernichtung des schönsten, jemals in Sachsen gesammelten Heeres endigte. Wie Koribut's persönliches Verdienst um diesen großen Sieg nur mäßig, so erntete er von demselben nur geringen Vortheil, den ihm noch dazu seine unwürdige Haltung bald wieder entriß. Noch ehe Wenzel Koranda, und die Annäherung neuer Gefahren aus Teutschland die Eintracht zwischen den Pragern und Taboriten herstellten, war Koribut seinen Anhängern in der Hauptstadt so lästig und verächtlich zugleich geworden, daß sie es wagen durften, ihn in dem sogenannten weißen Thurme zu verschließen (17. April 1427). Er konnte mithin der Aussöhnung der Parteien ferner nicht mehr im Wege stehen, und seine auf Veranstaltung einiger Parteihäupter erfolgte Abführung aus Prag blieb beinahe ebenso unbemerkt, wie der von ihm am 9. Sept. 1427 ausgestellte Verzicht auf Böhmen. Diesen Verzicht wollte er auf das Städtchen Gleiwitz in Oberschlesien nicht ausgedehnt wissen, er fuhr vielmehr fort, von dort aus die gesammte Nachbarschaft durch Streifereien zu beunruhigen, bis es im J. 1431 dem Herzoge Konrad von Öls gelang, sich seiner und zugleich der Räuberhöhle zu bemächtigen. Seitdem auf den Besitz des severischen Fürstenthums Starodub, jenseit des Dniepers, beschränkt, fand er in dem allgemeinen Unwillen der Lithauer, wie des Königs Wladislaw's, gegen Witold's Nachfolger, den Großfürsten Swidrigailo, die erwünschte Gelegenheit, seine Lage zu verbessern, und eine Verschwörung, mit Einsicht und Glück geleitet, machte ihn beinahe ohne Schwertstreich zum Herrn von Lithauen (Sept. 1432). Schon am 17. Oct. 1432 wurde die wichtige Revolution durch eine Urkunde König Wladislaw's gesetzlich, Sigismund oder Koribut[11]) als Großfürst von Lithauen anerkannt. Nur mußte er das Nachfolgerecht des Königs von Polen anerkennen, geschehen lassen, daß nach seinem Tode Volhynien mit Polen vereinigt werde, und seines Sohnes Michael Erbrecht auf Starodub und Troki beschränken. Solche Förmlichkeiten reichten indessen nicht hin, seinen Besitz zu sichern. Swidrigailo, auf dessen Ruf sich nicht nur das lithauische, sondern auch das freie Rußland erhob, war mit einem gewaltigen Heere im Anzuge, um den Kronräuber zu bestreiten. Die Schlacht bei Oszmiana, 10. Dec. 1432, entschied für Koribut; 10,000 Russen blieben auf dem Platze, Swidrigailo entfloh nach Kiow, Gefangne und Anhänger der erbarmungslosen Willkür des Siegers überlassend. Als ein Siegesdenkmal gründete Koribut in Oszmiana ein Collegiatstift, und durch einen verheerenden Zug nach Livland strafte er den Orden für die vertragsmäßig an Swidrigailo geleistete Hilfe. Indessen fand der entthronte Fürst neue Kräfte durch die von dem Sieger in den einflußreichsten Familien Lithauens geübten Grausamkeiten, und erschreckt durch Abfall oder verdächtige Gesinnung, wagte Koribut es nicht, sich in dem Feldzuge vom J. 1433 an der Spitze des Heeres zu zeigen. Sein Stellvertreter, Peter Montigerdowicz, büßte eine unvorsichtig angenommene Schlacht mit dem Verluste eines ganzen Heeres, und während Swidrigailo die Städte Wilna, Troki, Lida, Merecz, Grodno, den Flammen weihte, durch eine Heeresabtheilung mit gleicher Wuth Podlesien verheeren ließ, suchte Koribut mit seiner Familie in den dichtesten Waldungen Zuflucht. Von gänzlichem Verderben rettete ihn allein die von den Herzogen

11) Holsche, in dem Abrisse der Geschichte von Polen und Lithauen I., 59 nennt ihn „einen gewissen Starodupski," und verräth dadurch eine an dem Geschichtschreiber und Statistiker gleich überraschende und erbauliche Kenntniß lithauischer Angelegenheiten.

von Masovien bewerkstelligte Diversion, als welche nicht zugeben konnten, daß auch das hart geängstigte Brzesc in der Russen Gewalt falle, und ein Einfall der Tataren, der, ursprünglich gegen Koribut bestimmt, durch König Wladislaw's Unterhandlungen auf das lithauische Reußen geleitet wurde, und gleich einem verheerenden Orkan die Provinzen Kiow und Czernigoff traf. Unter dem Beistande dieser Alliirten durfte Koribut zu Ende des Herbstes seinen Zufluchtsort verlassen, sogar einen Einfall in Weißrußland wagen, den er durch die Einnahme von Mstislaw krönte. Der Feldzug vom J. 1434 wurde allein durch fruchtlose Anstrengungen Swidrigailo's in Lithauen und Podolien, dann durch die Niederlage seiner livländischen Verbündeten, die in Schamaiten eingefallen waren, bezeichnet; größere Resultate sollte aber das Jahr 1435 bringen. Gleichwie Swidrigailo die gesammte Bevölkerung der reußischen Lande in die Waffen rief, und über zahlreiche Hilfs- oder Soldtruppen aus Livland, der Moskau, Kaptschak, Böhmen und Schlesien verfügte, so hatte Koribut endlich aus Polen ein Hilfscorps von 8000 Mann, unter der Leitung des kriegskundigen Jakob von Kobylin erhalten, und sah sich hierdurch in den Stand gesetzt, den Entsatz des tapfer angegriffenen, tapfer vertheidigten Wilkomirz versuchen zu lassen. Sein Sohn Michael führte das Heer; erzwang den Übergang der Swienta, und erfocht den vollständigsten Sieg. Die Livländer, den Heermeister Frank von Kerßdorf [12]), und den Marschall an der Spitze, fielen in der Ordnung, wie sie gestanden hatten, der Böhmen und Schlesier Gesammtheit; eine unzählbare Menge von Russen und Rußniaken gerieth in Gefangenschaft. Während Michael seinen Sieg nach Polotzk und Witepsk trug, wüthete Koribut gegen die Gefangenen; Sigismund von Roth, der Schlesier Anführer, wurde, weil er mehrmals den Polen geschworen, in der Swienta ertränkt, der Anführer der böhmischen Söldner mit Gift hingerichtet, gleicher Frevel an Jaroslaw Lingueni, dem Fürsten von Mstislaw, an dem Fürsten von Kiow, Johann Wlodimir, an dem Herzoge von Wjazma, Michael Lwowicz, überhaupt an 40 Gefangenen vom ersten Range, verübt. Die beiden nächsten Feldzüge besiegelten Swidrigailo's Ruin. Polotzk, Witepsk, Smolensk, wurden ihm entrissen, und der geächtete Fürst sah sich genöthigt, in Krakau die Barmherzigkeit des Königs von Polen anzurufen. Sie äußerte sich in Unterhandlungen, durch welche Koribut zu einigen Zugeständnissen für seinen Vorgänger bestimmt werden sollte, aber der übermüthige Sieger spottete der ohnmächtigen Verwendung, und berauschte sich ohne Maß und Ziel in dem unverdienten Glücke. Habsüchtig und grausam zugleich bedeckte er Lithauen mit Blutgerüsten, während unersättliche Confiscationen alle großen Geschlechter bedrohten, besonders diejenigen, die als Bekenner der griechischen Kirche sich der Anhänglichkeit an Swidrigailo verdächtig machten. Mit der Thätigkeit seiner Blutgerichte wenig zufrieden, soll Koribut den Entschluß gefaßt haben, den Adel in Masse auszurotten, wozu ein nach Troki ausgeschriebener Landtag die Gelegenheit geben sollte. Allein des Großfürsten Feinde waren wachsam, und ehe sie noch in Troki einritten, hatte der Fürst Johann Czartorisky, des Gediminiden Lubard Sohn, mit den Woiwoden Dougiord von Wilna und Lelussa von Troki die Ermordung des Tyrannen verabredet. Am Palmsonntage, 20. März 1440, als der Prinz Michael eben mit einem zahlreichen Gefolge noch in der Kirche war, versammelten die Verschworenen sich vor dem Schlosse. Sie fanden den Eingang verriegelt; gewaltsamer, lärmender Einbruch hätte zu Aufsehen und Entdeckung führen können. Da erinnerte Czartorisky sich des zahmen Bären, der Koribut's Liebling, und der seine Heimkehr von einem Spaziergange durch Kratzen an der Thüre bemerkbar zu machen pflegte. Es war nicht schwer, der Bestie Handgriffe nachzuahmen, und alsbald öffnete sich die Thüre. Der Pförtner wurde überwältigt, die Thüre von Innen verrammelt, und hinauf stürmten die Mörder in das einsame Gemach, wo Koribut Messe hörte. Schneidend verwies ihm Czartorisky die vollbrachten und noch beabsichtigten Hinrichtungen, und während der Bedrohte einige Worte der Rechtfertigung stammelte, hatte der überlegene Gegner ihn am Halse gefaßt. Koribut fiel zu Boden, und einer seiner Stallmeister versetzte ihm mit einem schweren Eisen den ersten Schlag. Ein Kämmerer, Slawko, warf sich auf den Fürsten, und suchte ihn mit seinem Leibe zu schützen, aber Czartorisky ergriff den treuen Diener, und stürzte ihn zum Fenster hinab; Koribut wurde mit vielen Wunden getödtet. Michael war nicht vermögend, des Vaters Tod zu rächen, mußte vielmehr in dem kleinern, ringsum mit Wasser umgebenen Schlosse Zuflucht suchen. Während nun die Mörder sich mit des Erschlagenen feierlicher Bestattung beschäftigten, Koribut's Leiche zu Wilna in seines Bruders Witold Grab eingesenkt wurde, entkam Michael, von wenigen Reitern begleitet, aus Troki. Es war seine Absicht, in dem befreundeten Masovien abzuwarten, was die ihm, wie dem ganzen Hause Keystuthi's treu ergebenen Schamaiten beginnen würden, aber im dichten Walde, unweit des Städtchens Rudniki, in dem Trokischen, fiel er in einen langen und glänzenden Zug. Es war Kasimir, der eben von seinem Bruder, dem Könige Wladislaw III., neu ernannte Großfürst von Lithauen, der begleitet von dem Stolze und den Hoffnungen Polens sich anschickte, den erledigten Thron in Besitz zu nehmen. Flucht war nicht mehr möglich; schnell gefaßt, wirft Michael sich dem Prinzen zu Füßen, begrüßt ihn als seinen Großfürsten, fodert Gerechtigkeit für die Mörder. Gütig hört der 13jährige Kasimir den Vetter an; reicher an Hoffnungen darf Michael die Reise nach Masovien fortsetzen. Zwei Jahre verlebte er dort, denn Kasimir wollte vor Allem seine Herrschaft begründen, und insbesondere Schamaiten zwingen, allen auf Michael gebauten Hoffnungen zu entsagen. Als diese Absicht erreicht, wurde der Flüchtling zurückgerufen (im J. 1442),

12) So Kojalowicz. Auch Bachem weiß, daß der Heermeister Ende des J. 1435, oder im Anfange des J. 1436 starb. Das von Baczko angegebene Todesjahr 1437 ist ganz willkürlich. Beiläufig erinnert: Cyssen, der Taufname von Frank's Vorgänger, Cyssen, heißt nicht Franziskus, wie Bachem annimmt, sondern Ägidius.

und in einer Weise ausgestattet, die den Geber berechtigen konnte, Dankbarkeit zu erwarten. Er erhielt des Vaters eigentliches Erbe zurück, das in Severien belegene Fürstenthum Starodub, ferner Brjansk, in dem heutigen Gouvernement Orel, Bielsk und Surasz, in Podlachien, Kieydany, in Schamaiten, Kleck, das Fürstenthum in Schwarzrußland. Aber Michael vermochte es nicht, zu vergessen, daß er lithauischer Großfürsten Sohn, Enkel und Neffe, und ein Nachbar, der Fürst von Woloczyn, wußte sein heimliches Misvergnügen bis zu offener Empörung zu steigern. Kasimir sollte, während er in den Wäldern zwischen Troki und Merecz jagte, ermordet werden. Die Verschworenen verriethen sich durch eigene Unvorsichtigkeit, aber Michael, der, wie es scheint, in Kleck den Ausgang der Dinge abwartete, entkam nach Severien, versammelte mit der Moskowiter Hilfe ein kleines Heer, und machte sich, nach Eroberung der Hauptstadt, die ganze kiow'sche Provinz unterwürfig. Allein Johann Gastold, einer von Kasimir's Heerführern, setzte seinen Fortschritten bald ein Ziel, und nachdem er nicht nur Kiow und Severien, sondern auch Starodub und Briansk eingebüßt, blieb ihm als letzte Zuflucht ein Kloster in Moskau. Fünf Jahre verlebte er in dessen einsamen Mauern, da erschien ihm der Krönungstag Kasimir's, der jetzt auch den polnischen Thron besteigen sollte, als ein Zeichen der zu hoffenden Begnadigung. Er ritt Junius 1447, nach Krakau, wo aber nicht Gnade, nur drohender Verdacht seiner wartete. Schleunige Flucht über Ungern nach der Moldau entzog ihn der neuen Gefahr; seine Auslieferung wurde von dem Woiwoden Peter gefodert. Peter antwortete, es sei unter seiner Würde, einen Prinzen, der seinem Schutze vertraue, auszuliefern, aber Vasall von Polen, fühle er sich verpflichtet, des Königs Feind auszuweisen. Michael wendete sich demnach zu den Tataren, wurde in verschiedenen Raubzügen nach Podolien ihr Anführer, und konnte sogar mit ihrer Hilfe nochmals in Severien einbrechen. Aber seine Eroberungen, Briansk, Nowogrod, Putiwl, in dem heutigen Gouvernement Kursk, Oserpeisk, in dem Kaluga'schen, Starodub, waren ebenso schnell gemacht, als verloren, und Michael, durch den hoffnungslosen Wechsel ermüdet, verschwand, um das schon einmal in jenem Kloster zu Moskau genossene Gastrecht neuerdings anzurufen. Es wurde ihm nicht verweigert, aber der Abt fand bald Gelegenheit, sich durch Gift des unglücklichen Fürsten zu entledigen. Michael's Ehe mit Agathe, des Herzogs Siemovit von Masovien Tochter, blieb kinderlos.

5) **Woydat**, Harbat oder Andreas, ist jener tapfere Sohn Keystuthi's, der sich durch die Vertheidigung von Kowno, im J. 1362 unsterblichen Ruhm gewann, endlich dem letzten Sturme erlag, und lebend in der Ritter Gewalt fiel. Spätere Nachrichten wollen, er habe in der Taufe den Namen Heinrich, und von dem Orden eine anständige Versorgung, mit dem Wohnsitze Welau, erhalten; diese Nachrichten scheinen aber höchst verdächtig.

6) **Buogoth**, Georg, längst schon mit dem Vater in Unfrieden lebend, faßte gemeinschaftlich mit Surwille, einem nahen Verwandten, den Entschluß, sich der harten Behandlung Keystuthi's zu entziehen, bei dessen Feinden Schutz und Hilfe zu suchen, mit ihnen in Lithauen einzudringen, und nach Vertreibung des Großfürsten sich der Herrschaft anzumaßen. Außer Surwille waren mehre Bojaren der Verschwörung beigetreten, auch in Königsberg die nöthigen Verständnisse angeknüpft worden. Sich seiner lästigen Aufsicht zu entledigen, zogen die beiden Prinzen mit ihren vertrauten Bojaren in eine wüste Waldung, angeblich zu jagen. Keystuthi's Hauptmann in Wilna erspähete aber das Geheimniß, fing den Prinzen Buogoth mit List, und sperrte ihn, bis des Vaters Befehle einträfen, in einen mit eisernen Banden wol befestigten Stock. Surwille, solches erfahrend, machte sich eiligst mit den Verschworenen auf, überfiel und erschlug den Hauptmann, und eilte dann mit dem Geretteten nach Insterburg und von da nach Marienburg (im J. 1365). In Königsberg empfingen beide die Taufe; einer von ihnen, wahrscheinlich Buogoth, hieß seitdem Heinrich, begab sich nachmals an den Hof Kaiser Karl's IV., wurde freundlich aufgenommen, mit Land und mit dem Herzogstitel beschenkt, und ist ohne Zweifel der **Henricus Lithuaniae dux**, der in Karl's IV. Urkunden von 1369 und 1370 unter den Zeugen vorkommt.

So weit die Nachkommenschaft Keystuthi's, die, wie man sieht, allgemach den Söhnen Olgerd's weichen mußte. Olgerd selbst hat seinen eigenen Artikel, auf den wir hiermit verweisen, indessen bitten, das von uns angegebene Todesjahr Gedimin's, nämlich 1337, festzuhalten. Von der ersten Gemahlin, der Fürstentochter Maria von Twer, hatte Olgerd sechs Söhne: 1) Jagello, 2) Skirgailo, 3) Swidrigailo, 4) Koribut, 5) Butbau und 6) Wigund; dann eine Tochter Maria. Die zweite Gemahlin Uliana, eine Tochter des russischen Fürsten Alexander Michailowitsch von Witepsk, hatte gleichfalls sechs Söhne, 7) Wladimir, 8) Zedzevit, 9) Lingwienej, 10) Wigund, 11) Korigal, 12) Lubard [13]); fünf Töchter: Ringalo, Offka, Alexandra, Guilhaid und Helena, waren noch außerdem vorhanden, von denen man aber die Mutter nicht zu bestimmen vermag. Maria heirathete den russi-

13) So werden sie von Kojalowicz genannt, der die Töchter und auch die Prinzen Boris und Narimunt übergeht. Dlugoß kennt die zweite Gemahlin des Olgerd gar nicht, und nennt die Söhne der twerischen Prinzessin in folgender Ordnung: Jagello, Skirgiello, Boris, Koributh, Vigunth, Korigal, Narimunt, Langwin, Lubard, Wigund, Andreas, Buthaw und Switrigello. Er hat also statt des Zedzevit und Wladimir den Boris und Narimunt. Die von Schlözer mitgetheilte russische Geschlechtstafel setzt den Wigund, Andreas, Buthau, Constantin, Koribut und Wladimir in die erste, den Jagailo, Skirgailo, Lingvienij, Wigund, Kirigajlo, Mingajlo und Swidrigalo in die zweite Ehe. In dieser Stammtafel fehlt also des Kojalowicz Lubard und Zedzevit, und des Dlugoß, Boris und Narimunt; Korigal ist unter zwei verschiedenen Namen, und außerdem noch ein Mingajlo aufgeführt, der in den übrigen Verzeichnissen fehlt. Da überall zwölf Söhne angegeben werden, so ließe sich vielleicht unter Mingajlo der Lubard, unter Boris der Zedzevit wiederfinden. Narimunt, das Opfer von Witold's unedler Rache, möchte ein fremder Prinz sein, wenigstens nennt ihn Dlugoß, bei der Erzählung dieser Begebenheit, den Mann von Witold's Schwägerin, keineswegs aber den Bruder vom Könige Wladislaw.

schen Fürsten David, und nachher als Witwe, jenen Günstling Jagello's, den Waydelo, der auf Keystuthi's Befehl getödtet wurde. Ringala wurde durch Ehevertrag vom December 1421 des Fürsten Alexander von der Moldau andere Gemahlin, und erhielt zum Leibgedinge die moldauischen Städte Sereth und Rotkowiec, sammt einem Jahrgelde von 600 Goldgulden oder Czerwene Uherskie (floreni rubei hungaricales); ihr Stiefsohn, der Fürst Elias, dem sie die Nachfolge in dem Fürstenthume streitig zu machen gesucht, ließ sie ertränken. Alexandra vermählte sich im J. 1387 mit dem Herzoge Siemovit von Masovien, dem sie das Land Belzk zubrachte, und starb den 20. April 1434. Offka, Euphemia, wurde des Herzogs Boleslaw III. von Teschen andere Gemahlin. Guilhaid oder Wegeheile erhielt in der Taufe den Namen Katharina, und wurde im J. 1388 dem Herzoge Albrecht von Mecklenburg-Stargard vermählt. Helena war des moskauischen Theilfürsten, Wladimir's des Tapfern, Gemahlin, und erhielt in dessen Testament im J. 1410 eine Menge Dörfer um Moskau, unter andern Kolomenskoje, Taininskoje und die große Mühle an der Mündung der Jausa, sowie Wladimir's Schloß in Moskau. Von Olgerd's Söhnen wird 1) Jagello zuletzt seine Stelle finden.

2) Skirgailo wurde von Jagello den Bürgern von Polotzk zum Fürsten aufgedrungen. Treu ergeben dem vorigen Herrscher ergriffen diese die erste Gelegenheit zur Empörung, und Skirgailo, zum Widerstande nicht gerüstet, verhöhnt und mishandelt, wurde gezwungen, bei dem Heermeister von Livland Zuflucht zu suchen. Mit dessen Truppen unternahm er die Belagerung der Stadt, um sie nach Verlauf von drei Monaten mit Schande wieder aufzuheben (1382). Mit besserm Glücke wiederholte er den Versuch im J. 1386, und blutige Hinrichtungen bezeichneten seinen Sieg, den die Niederlage des Fürsten Swjätoslaw Joannowitsch von Smolensk vervollständigte. Swjätoslaw hatte sich mit einem zahlreichen Heere aufgemacht, um die Sache seines Bundesgenossen, des durch Skirgailo entthronten Fürsten Andreas von Polotzk zu verfechten, und in dem westlichen Weißrußland die schrecklichsten Grausamkeiten verübt; Niederlage und Tod fand er an den Ufern der Wechra, unter den Mauern von Mstislawl, den 29. April 1386. Im J. 1384 war Skirgailo an der Spitze einer glänzenden Gesandtschaft nach Krakau gezogen, um dort, Namens seines Bruders Jagello, um die Hand der jungen Königin zu werben. Noch roher und ungebildeter als sein königlicher Bruder, nur seinen Lüsten und Leidenschaften fröhnend, und fast täglich den unmäßigsten Genüssen hingegeben, wurde Skirgailo gleichwol der Liebling Jagello's; um seinetwillen wagte es sogar Jagello, das Witolden gegebene Wort zu brechen, und den Bruder, der zeither allein Troki beherrschte, mit der großfürstlichen Würde zu bekleiden (Anfangs 1390). Witold empfand schwer die Unbild, und seine Rache führte die teutschen Herren vor Wilna, nachdem Skirgailo vergeblich gesucht hatte, ihnen den Übergang der Wilia zu wehren. Jagello fühlte, daß es zu gewagt sei, dem Zorne Witold's zu trotzen, und Skirgailo mußte dem Großfürstenthume entsagen, sich mit Kiow, Starodub und einigen andern Gebieten begnügen (1392). Auch in Kiow wußte Skirgailo seine Leidenschaften nicht zu zügeln, freigebig ohne Veranlassung, hart ohne Maß, dem Trunke hingegeben, belud er sich mit der Verachtung seiner neuen Unterthanen, und der Archimandrit des petscherskischen Klosters vergiftete ihn bei fröhlichem Gelage (1395). In der feierlichen Taufe zu Krakau, den 14. Febr. 1386, hatte er den Namen, Kasimir empfangen.

3) Swidrigailo, in der Taufe 1386 Boleslaw genannt, war noch ein Jüngling, als er schon Unruhen zu erregen strebte, wofür er aber mit hartem Gefängnisse büßen mußte. Als Witold den Preis vieljährigen Ringens, die Oberherrschaft in Lithauen, gewonnen, verschmähte Swidrigailo die untergeordnete Stellung eines Lehenfürsten; mit seinen Brüdern Skirgailo und Koribut suchte er die Ordnung der Dinge umzustoßen; in seinem Streben unglücklich entfloh er nach Preußen (1393). Freudig wurde er von dem Orden empfangen, und angeblich zu seinem Dienste führte der Hochmeister Konrad von Jungingen, im Julius 1394 ein schönes, durch Sagittarios de Genewel[14]) verstärktes Heer nach Lithauen. Allein auch dieses Mal brach das feste Wilna den Muth der Angreifer, und nachdem die Verschwörung einiger russischen Mönche, Calogeren[15]), die von ihnen beabsichtigte Brandstiftung entdeckt und bestraft worden, blieb nur schleuniger Rückzug übrig. Getäuscht in seinen Hoffnungen, belehrt, daß des Ordens Kriegsmanier nicht des Verbündeten Zwecke fördern könne, wendet Swidrigailo sich nach Livland, von wo aus es ihm gelingt, die Verständnisse mit mächtigen Russen anzuknüpfen. Die Stadt Witepsk wird ihm überliefert, der vom König Jagello bestellte Statthalter, der lithauische Oberjägermeister, Theodor Wiosna, über die Mauer gestürzt; das ganze Land jenseit Dnieper und Düna erhebt sich für Swidrigailo (im J. 1396). Aber Witold ist nicht fern; er erobert Orsza nach kurzer Belagerung, er zwingt die russischen Fürsten von Druzk, Swidrigailo's mächtigste Helfer; sich auf Gnade zu ergeben, und nach einer hartnäckigen Vertheidigung von 30 Tagen fällt Witepsk, und zugleich Swidrigailo, in seine Gewalt. Ein Gefangener von solcher Wichtigkeit mußte dem Könige ausgeliefert werden, Jagello vermochte es aber nicht, dem Bruder lange zu zürnen, und Swidrigailo der Freiheit zurückgegeben, erhielt zugleich Podolien als ein Lehenherzogthum. Der Fürst der Moldau, Roman Petrilowitsch, war hier zu bekämpfen, und Swidrigailo hatte das Glück, den unruhigen Nachbar zu fahen (1401), und ihn zum Huldigungseide gegen Polen zu verpflichten. Des Prinzen Lage war jetzt vortheilhaft genug; außer Podolien besaß er noch

---

14) Der verdienstvolle Geschichtschreiber Preußens hält diese Sagittarios für Burgunder, und Genewel für den Namen des Anführers. Es waren aber Bogenschützen aus Genua, die einzigen, die mit stählerner Waffe ausgerüstet, den berühmten englischen Bogenschützen den Preis der Geschicklichkeit streitig machen konnten. 15) So heißen vornehmlich im Orient die griechischen Mönche. Swidrigailo hatte sie stets begünstigt. Dlugoß, S. 140, ist weit entfernt, sie als eine russische Sekte aufzuführen.

Stry und Uyscie, in dem heutigen Galizien, Stobnica und Szydlowiec, in dem Sandomirschen, und ein auf die Salzwerke angewiesenes Jahrgeld von 1400 Mark poln., sein Ehrgeiz war aber damit nicht befriedigt, er erneuerte seine Verbindungen mit dem Orden, büßte darüber Podolien ein, und wurde genöthigt nach Ungern zu entfliehen, von dannen er unter der Verhüllung eines Kaufmanns, in den letzten Tagen des Januars 1402, nach Preußen gelangte. Seine Ankunft gab das Signal zu neuen Kriegsfahrten nach Lithauen, zugleich schloß Swidrigailo, „Fürst and Erbling zu Lithauen und Rußland, und Herr von Podolien," wie er sich selbst betitelt, mit dem Hochmeister am 2. März 1402 einen Bundesvertrag, worin die künftige Grenze zwischen Lithauen und dem Ordensgebiete auf das Genaueste bestimmt, manche andere Verpflichtung gegen den Orden übernommen war. In einer besondern Urkunde vom nämlichen Datum versprach der Prinz dem Orden auch das Land und die Herrschaft der Russen von Pleskow abzutreten, es möge von ihm selbst oder von dem Orden auf irgend eine Weise gewonnen werden. So glänzend die Zusagen, so gering waren die Resultate des Bündnisses und Swidrigailo mußte sich glücklich schätzen, daß sein Bruder sich durch den Waffenstillstandsvertrag um Weihnachten 1403 bewegen ließ, ihn wieder zu Gnaden aufzunehmen. Briansk und Starodub, der größte Theil von Severien, konnten als zureichender Ersatz für Podolien gelten, dem rastlosen Prinzen genügte er nicht. Während Witold mit dem Großfürsten der Moskau zu streiten hatte, erhob Swidrigailo unerwartet das Panier der Empörung (1407); er ließ die Festen Starodub und Briansk einäschern, damit sie den Lithauern keinen Stützpunkt böten, nahm in die Hauptstadt Nowgorod moskowitische Besatzung auf, und flüchtete endlich, von Witold's Rache bedroht, sammt dem Bischofe von Czernigoff, den Fürsten Alexander und Patricius von Swenigrod, Theodor von Putiwl, Simeon von Peremyschl, Michael von Chotetow, Vrusiai von Minsk, und einer ganzen Schar von Bojaren aus Czernigoff, Severien, Brjansk, Starodub, Ljubutsk und Roßlaw nach Moskau (Julius 1408). Der Großfürst Basilius, ohne Zweifel die Wichtigkeit des Gastes überschätzend, empfing ihn als einen Bruder, und bekleidete ihn mit einer Macht, wie sie noch kein Lehenfürst in Großrußland besessen. Pereslawl, Jurjew, Wolok, Rshew und die Hälfte von Kolomna, vornehmlich aber die Hauptstadt Wladimir, mit den dazu gehörigen Dörfern, Einkünften und Unterthanen, wurden an Olgerd's Sohn gegeben. Leichtsinnig und übermüthig sprach dieser sehr bestimmt von seinen Verbindungen mit lithauischen Großen, er vermaß sich in wenigen Monaten Witold's ganzes Reich zu erobern, wollte Severien für immer an Rußland abtreten u. s. w. Der leichtgläubige Basilius ließ sich bewegen, die Feindseligkeiten zu erneuern, aber vergeblich suchte Swidrigailo Verräther in dem lithauischen Lager, und ein leidlicher Friede war das Höchste, das Basilius an den Ufern des Ugra erkämpfen konnte. Swidrigailo blieb in der Moskau, denn seinem sinkenden Credit hatte er durch die, wenngleich traktatenwidrige Beunruhigung von Witold's im Abzuge begriffenen Heeren zu heben gewußt, aber der Sturm, der gleich darauf seinen Beschützer traf, war zu heftig, als daß der wankelmüthige Knabe hätte widerstehen mögen. Als Edigei nochmals Rußland überschwemmte und seine Fahnen vor Moskau trug, da floh der stolze Swidrigailo in die Wälder, statt seine zahlreiche und kriegerische Mannschaft dem Feinde entgegenzuführen; bald auch in der Einöde sich nicht mehr sicher wähnend, zog er in Eilmärschen nach Lithauen, unterwegs Städte und Dörfer plündernd, und auf diese Weise in dem allgemeinen Elende noch Schätze sammelnd. Diese Schätze waren nicht hinreichend, um den gerechten Zorn Witold's zu entwaffnen; er ließ den Überläufer nach Krzemenietz bringen, und dort neun Jahre hüten, bis es demselben gelang, die aus Rußniaken bestehende Besatzung zur Empörung und zum Morde des Schloßhauptmanns, des Konrad von Frankenberg, zu verleiten. Hierdurch seiner Bande entledigt, entfloh Swidrigailo zu Kaiser Sigismund, dessen anhaltende Verwendung ihm nicht nur die Erlaubniß zur Rückkehr, sondern auch das Herzogthum Nowogrodek verschaffte (1419). Nicht gebessert, aber doch beruhigt durch so viele widrige Schicksale, schien eine neue Ära für ihn anzuheben mit Witold's Tode. König Wladislaw, des bedenklichen Zuchtmeisters enthoben, beeilte sich, das dem Bruder zugefügte Wehe zu vergüten, und zugleich die Wünsche der zahlreichen Bekenner der morgenländischen Kirche zu erhören. Swidrigailo wurde zum Großfürsten ernannt. Kaum in Wilna als solcher eingeführt, erhielt er die Nachricht, der Adel Podoliens habe sich empört und die lithauischen Besatzungen ausgetrieben, was eigentlich nur eine Anticipation der von Swidrigailo seinem Bruder gemachten Zusage war, daß die Provinz zu Polen kommen solle. Gleichwol entflammte die Botschaft den Großfürsten zu solchem Zorne, daß er in offener Versammlung den König schmähte und am Barte zerrte, die anwesenden polnischen Großen mit Kerker und Kreuzigung bedrohte, endlich den König und sein ganzes Gefolge sieben Wochen lang gefangen hielt, bis der Wüthende sich durch das Versprechen, Podolien solle zurückgegeben werden, beruhigen ließ. Jagello durfte den Rückweg nach Polen antreten, und Swidrigailo sparte weder Bitten noch Geschenke, um sich vollkommene Verzeihung zu erflehen. Sein Abgesandter, Michael Baba, sollte Kaminiec, und was dahin pflichtig, übernehmen; statt dessen wurde Baba von den polnischen Befehlshabern, in Folge geheimer Weisungen, verhaftet. Der geäffte Swidrigailo führte ein Heer nach Podolien, überall blutig abgewiesen, suchte er verheerend die Gebiete von Lemberg und Trembowla heim. Den Gesandten des in Sandomir versammelten Reichstages, den Johann Brzezinski, der ihn von seinem Beginnen abmahnen sollte, empfing er mit einer Ohrfeige; ungern genug mußte Jagello gegen den Bruder ausziehen. Jenseit Horodlo, wo die Polen den Bug überschritten, hatte der Wüthende mit 6000 Mann eine Stellung genommen; sie war nicht haltbar gegen einen überlegenen Feind, und nach einzelnen unglücklichen Gefechten mußte der Rückzug nach Lutzk geboten werden. Seinen Vortheil verfolgend, nahm Ja-

gello, Wlodimir das seinen Widerstand mit gänzlicher Einäscherung büßen mußte; den Übergang des morastischen Styr erzwangen seine Krieger durch beispiellose Verwegenheit, und Swidrigailo floh, die Stadt Lutzk den Siegern, die Vertheidigung des Schlosses einer gewählten Besatzung überlassend. Sie war hartnäckig; die Angriffe der Polen zu lähmen, die Ankunft der zu seiner Hilfe gerufenen Moldauer und Tataren abwarten zu können, brachte Swidrigailo Friedensunterhandlungen auf die Bahn. Sie hatten ihren Fortgang, aber einen Stillstand wollte der König nicht gewähren. Der geängstigten, doch mit übermenschlicher Kraft und teuflischer Bosheit von fanatisirten Rußniaken vertheidigten Feste Lutzk Luft zu machen, fiel der Großfürst in Rothreußen ein, und zweimal, bei Chelm und Krzemenietz geschlagen, gelang es ihm dennoch, sich in dem vortheilhaft gelegenen Ratno festzusetzen. Dazu gesellte sich ein ungewöhnlich strenger Winter, und das polnische Heer, eben noch so kriegslustig, foderte mit lautem Geschrei Frieden, oder doch wenigstens Quartiere. Eine Waffenruhe wurde verabredet, und am 2. Febr. 1432 wollte man zu Parczow, im Lublinschen, zusammenkommen, um sich in der Güte zu vertragen. Alle Großen Lithauens, zahlreiche Abgeordnete der Ritterschaft fanden sich am bestimmten Tage ein; nur Swidrigailo, froh der Gegenwart, unfähig, künftige Gefahren wahrzunehmen, blieb aus. Das bekam ihm übel, denn Jagello fand Gelegenheit auf die anwesenden Lithauer zu wirken, auf ein Volk, das ungedüldig das harte Joch des verächtlichen Tyrannen, und seine Affenliebe zu den Russen ertrug. Als daher Koributt, Sigismund, in Lithauen eindrang, um die Rache zu nehmen, die des Königs Schwachheit nicht mehr zu nehmen vermochte, da war alle Möglichkeit des Widerstandes verschwunden, Wilna, Grodno, Troki, öffneten wetteifernd ihre Thore, während Swidrigailo besinnungslos nach Smolensk entfloh (1432). Hier nur noch von Russen umgeben, erholte er sich von seinem Schrecken, und es begann jener hartnäckige und abwechselnde Kampf mit Koributt, der bereits erzählt worden. Auf das Haupt geschlagen an der Swienta, nach und nach aus Polotzk, Witepsk und Smolensk vertrieben, floh Swidrigailo zu König Wladislaw III. und im J. 1437 nach Siebenbürgen. Nach Koributt's Ermordung wurde er von Kasimir, dem neuen Großfürsten, zurückgerufen, auch in den Besitz von Lutzk und von einem großen Theile von Volhynien wieder eingesetzt (1442). Hier verlebte er in Frieden neun volle Jahre; sterbend, im Febr. 1452, ließ er die Besatzung von Lutzk schwören, sie wolle die Feste nur an Lithauer übergeben In seiner Ehe mit einer Prinzessin von Twer war Swidrigailo kinderlos geblieben. Vergl. Kotzebue: Switrigail, ein Beitrag zu den Geschichten von Lithauen, Rußland, Polen und Preußen (Leipzig 1820).

4) **Koribut**, nach der griechischen Taufe Demetrius, Herzog von Nowogrodek, und auf kurze Zeit von Severien und Brjansk, führte in der großen Tatarenschlacht an der Worskla, 14. August 1399 das Mitteltreffen des christlichen Heeres, und seine Schar erlag nicht sowol der Waffengewalt, als vielmehr unter den Hufen der unzähligen Rosse. Mit ihm fielen seine drei Söhne Iwan, Skinder und Andreas; der vierte Sohn, Theodor, wurde der Stammvater des Hauses Wisnowiecky. Die Tochter Helena heirathete 1406 den Herzog Johann II. von Ratibor. Koribut's Gemahlin Alexandra war eine russische Prinzessin von Rjäsan.

5) **Buthau**, in der griechischen Taufe Demetrius, von den Lateinern Alexander genannt, besaß das severische Trubtschewsk, lebte jedoch mit seinem Bruder Jagello in immerwährenden Zwistigkeiten. Als die moskowitischen Heere im Dec. 1379 Severien heimsuchten, war Buthau sogleich für sie gewonnen; mit seiner Gattin, seinen Kindern und mit allen Bojaren ging er freudig den Fremdlingen entgegen und bot dem Großfürsten seine Dienste an, der aus Erkenntlichkeit dafür ihm Pereslawl-Saleskij mit der Gerichtsbarkeit und der Zollsteuer übergab. In der Schlacht auf der kulikowschen Ebene theilte Buthau den Ruhm und die Gefahren seines Bruders Andreas; als Herzog von Korzec in Volhynien ist er der Stammvater des fürstlichen Hauses Koretzki, als Fürst von Trubtschewsk oder Trubezk, nach russischen Angaben, der Stammvater der Trubezkoi geworden. Insbesondere halten wir den durch des Tochtamysch Zerstörung von Moskau so berühmt gewordenen Fürsten Ostei für seinen Sohn. In Moskau herrschte bei Annäherung der Tataren im J. 1382 Aufruhr und Anarchie, das Volk gehorchte weder den Bojaren noch den Metropoliten, wollte theilweise sich vertheidigen, theilweise fliehen. Da erschien Olgerd's Enkel, Fürst Ostei, vielleicht von dem Großfürsten Basilius gesendet. Durch Verstand und edlen Muth, Gaben, die zumal in Gefahren so mächtig wirken, stellte er die Ordnung wieder her, beruhigte er die Gemüther, stärkte er die Schwachen. Kaufleute und Bauern, die aus den benachbarten Dörfern mit ihren Kindern und ihrer kostbarsten Habe nach Moskau gekommen waren, Mönche sogar und Priester, foderten Waffen. Sogleich bildete sich ein Heer, in welchem jeder seine Stelle in Ruhe und Ordnung einnahm. Bisher hatte man nur den Vortrab der Feinde gesehen, jetzt traf auch das Hauptheer ein, und der Anblick der unübersehbaren Massen erfüllte die Belagerten mit Schrecken. Tochtamysch gebot augenblicklichen Sturm, und er erneuerte sich drei ganzer Tage lang, mit einer Wuth sonder Gleichen. Die Krieger und Bürger von Moskau, durch Ostei's Beispiel begeistert, wetteiferten in Tapferkeit, und mit großem Verluste wurde der Feind zurückgeschlagen. Am vierten Tage, den 26. August 1382, ritten des Khans vornehmste Feldherren an die Stadtmauern heran, und verkündigten, daß Tochtamysch die Moskowiter wie seine guten Unterthanen liebe, und mit ihnen nicht Krieg führen wolle, indem er blos des Großfürsten persönlicher Feind sei; daß er auch sogleich abziehen wolle, wofern die Einwohner mit Geschenken zu ihm herauskommen und ihn in die Hauptstadt einlassen würden, damit er ihre Merkwürdigkeiten besehen könne. Ein solcher Vorschlag hätte vernünftige Männer nicht bethört, aber im Gefolge der Gesandten befanden sich die beiden Söhne des Fürsten Demetrius von Nish-

nij-Nowgorod; sie schworen als Russen und Christen, daß der Khan sein Wort halten und den Moskowitern nicht das mindeste Übel zufügen werde. Ostei berieth sich mit den Bojaren, mit der Geistlichkeit und mit dem Volke: alle waren der Meinung, daß die Bürgschaft der Fürsten von Nisbnij-Nowgorod zuverlässig sei, allzugroßes Mistrauen in diesem Falle verderblich werden könne; daß es unüberlegt sei, die Hauptstadt den fernern Gefahren einer Belagerung auszusetzen, wenn sich eine Gelegenheit darbiete, ihnen auszuweichen. Die Thore wurden geöffnet, der lithauische Fürst ging zuerst aus der Stadt und trug die Geschenke; ihm folgten die Geistlichkeit mit den Kreuzen, die Bojaren und die Bürger. Ostei ward in des Khans Zelt geführt, und dort ermordet, das durch den Tod des tapfern Anführers verwaisete Moskau die Beute erbarmungsloser Barbaren.

6) **Wigund, Shigont, Vigolt,** hieß seit der griechischen Taufe Basilius, nachmals aber Alexander, und erheirathete mit Hedwig, des Herzogs Wladislaw von Oppeln Tochter, die kujavischen Gebiete, Bidgost (Bromberg) und Inowroclaw. In Lithauen besaß er das Fürstenthum Kiernow, und Jagello hatte auch Wilna und das umliegende Gebiet seiner sichern Hut übergeben; denn vor allen Söhnen Olgerd's, war der kriegerische Wigund dem Vetter Witold aufsässig, war er geeignet, seines königlichen Bruders Stütze und Nachfolger zu werden. Er war aber kaum von der erfolglosen Belagerung des Ritterswerders heimgekehrt, als er sehr plötzlich erkrankte und starb (im J. 1392), unter allen Zeichen einer Vergiftung, als deren Urheber Witold allgemein betrachtet wurde.

7) **Wlodimir,** Fürst von Kiow und Susdal, wurde durch Witold's unruhigen Ehrgeiz aus Kiow vertrieben, lebte aber noch 1378. Seinem Sohne Olelko oder Alexander gab der Großfürst Kasimir 1442 Kiow als ein Lehenfürstenthum zurück. Olelko starb 1455, und seine Söhne Simeon und Michael theilten sich in das Fürstenthum, wurden aber bald durch König Kasimir entsetzt, der jetzt Kiow als eine unveräußerliche Zubehör des Großherzogthums Lithauen in Anspruch nahm. Simeon, ein hochberühmter Krieger, zwang durch eine Reihe von Großthaten den König, das verübte Unrecht wieder gut zu machen, und erhielt von Kasimir's Dankbarkeit den Alleinbesitz von Kiow, gleichwie er schon früher das Fürstenthum Slutzk in Schwarzrußland besessen hatte. Von seinem Todbette aus schickte er im J. 1471 an Kasimir ein weißes Streitroß und den Bogen, den er so oft und so glücklich in des Königs Dienste gegen Türken, Tataren und Moskowiter gebraucht hatte; diesen symbolischen Gaben war die Bitte beigefügt, daß sein Sohn Basilius in Kiow wie in Slutzk, sein Nachfolger werden möge. Basilius hatte einen starken Nebenbuhler an seinem Oheime, dem Fürsten Michael von Koppl, der Kiow als ein Stammgut in Anspruch nahm. Die beiderseitigen Ansprüche wurden geprüft und abgewiesen; denn es war beschlossen, das bisherige Fürstenthum vollständig der Krone einzuverleiben und in eine Woiwodschaft zu verwandeln. Basilius, oder wie Andere berichten, sein Vatersbruder Michael, ist der Stammvater der Fürsten von Slutzk, deren Erbschaft, in spätern Zeiten, vornehmlich die Größe des Radziwilschen Hauses begründet hat.

8) **Zedzevit,** nach der Taufe Johann, starb als Herzog in Podolien unbeerbt.

9) **Lingwienej, Lugwen, Langwin,** nach der Taufe Simeon genannt, erhielt im J. 1390 von den Nowgorodern die seinem Vetter Patrikij abgenommenen Städte Russa und Ladoga, wofür sie im Falle eines Krieges mit den Schweden oder Teutschen an ihm einen Feldherrn, und zugleich mit den Söhnen Olgerd's überhaupt Frieden zu haben hofften. Aber schon im J. 1392 kehrte Lingwienej nach Lithauen zurück, um nicht etwa seines Erbfürstenthums Mstislawl verlustig zu gehen; denn seine Vermählung mit Maria, der Schwester des moskowitischen Großfürsten Basilius Dimitrijewitsch, hatte ihn den Brüdern genugsam verdächtig gemacht. Die Ehe wurde aber schon nach fünf Jahren durch den Tod getrennt und Lingwienej, seiner Verpflichtungen gegen Moskau ledig, trat in Witold's Dienste. Er führte den Oberbefehl in der großen Schlacht bei Ljubutsk, wo die Rjäsaner erlagen und ihr Prinz Rodslaw gefangen wurde. Von den Nowgorodern nochmals erbeten, und mit der Verwaltung ihrer Bezirksstädte betrauet, mußte er abermals auf Jagello's und Witold's Befehl abziehen. Scheidend schrieb er an die Vorsteher der Republik, er habe ihnen nur um Sold gedient, und gebe diese Verbindung auf, weil sie seinen Brüdern, mit denen er eine und dieselbe Person vorstelle, unangenehm. Des Lingwienej Nachkommen herrschten in Mstislawl, bis sein Urenkel Michael im J. 1514 durch die Moskowiter vertrieben wurde.

10) **Wigund,** oder nach der Taufe Andreas, Fürst von Polotzk, gerieth alsbald nach des Vaters Ableben in Streit mit den Brüdern, und in dessen Gefolge in enge Verbindung mit Demetrius Joannowitsch, dem Großfürsten der Moskau. Wir finden ihn daher unter den Anführern des großen moskowitischen Heeres, welches im Decemb. 1379 die severischen Städte Starodub und Trubtschewsk einnahm, und er war auch einer der Helden des glorreichen Tages auf der kulikowschen Ebene (8. Sept. 1380). Er, an der Spitze der Völker von Polotzk, und sein Bruder Demetrius hatten ihren Platz in dem russischen Mitteltreffen; er und sein Bruder hatten in dem der Schlacht vorhergegangenen Kriegsrathe darauf gedrungen, daß das christliche Heer den Don überschreite, um den Furchtsamen die Flucht, um Jagello's Vereinigung mit Mamai und seinen Mongolen unmöglich zu machen. Wigund's Verbindungen mit Moskau vermochten nicht, ihm den Besitz von Polotzk zu erhalten, er mußte seinem Halbbruder Skirgailo weichen, wurde wieder eingesetzt durch der Bürger von Polotzk Empörung (1381), und widerstand fünf Jahre lang allen Anstrengungen Jagello's und Swidrigailo's. Zu ungleich war jedoch der Kampf, als daß er ihn noch länger mit den eigenen Kräften allein hätte fortsetzen können, und Wigund machte den Versuch, zu seinen Gunsten den teutschen Orden zu bewaffnen. Seine Botschafter überreichten dem Heermeister von Livland eine Urkunde, worin

der Fürst dem Orden sein ganzes Fürstenthum Polotzk, wie es ihm Olgerd einst überwiesen, als Schenkung übergab (10. Oct. 1385), um es von dem Hochmeister als Ordenslehen für sich und seine Erben zurückzuerhalten, mit dem Versprechen, daß er die Lehendienste nach Pflicht und Recht leisten werde, vorausgesetzt, daß ihn der Orden mit aller Kraft schützen und vertheidigen wolle, sofern es irgend Jemand versuche, ihn seines Reiches zu entsetzen. Ein solches Anerbieten wurde gern angenommen, und schon im nächsten Sommer konnte Wigund dessen Früchte ernten. Der livländische Meister fiel, ihm zur Unterstützung, mit einem starken Heere in das feindliche Land ein. Lubowla und Polotzk wurden für den Fürsten erobert, 18 Landschaften bis gegen Oszmyana hinauf, erlagen der schrecklichsten Plünderung; zahllos war die Menge der Erschlagenen, und erst nachdem man drei Wochen lang das Land mit Mord und Verheerung heimgesucht, kehrte das Heer mit 3000 Gefangenen, und einer Beute von mehr als 2000 Pferden, über die Grenze zurück. Es war alles, was der Orden zu thun vermochte, und schnell wendete sich das Waffenglück. Jagello, schwer entrüstet über die Verwüstung seiner Gebiete, schickte die Prinzen Skirgailo und Witold mit einer starken Streitmacht von Lithauern und Polen. Lubowla und Polotzk wurden wieder gewonnen; in Lubowla fiel Wigund selbst in Gefangenschaft (1386), in der er drei Jahre lang in einem düstern Kerker zu Chenciny im Sandomirschen schmachten mußte. Nach seiner Entlassung lebte er einige Zeit in Pleskow, endlich fiel er in Witold's Heere, in der Schlacht an der Worskla, im J. 1399.

11) Korigal, Kirigailo, hieß nach der griechischen Taufe Constantin, bei den Katholiken Kasimir, und führte, als Witold und der Orden im J. 1390 Wilna belagerten, in der untern Burg oder dem sogenannten Krommhause den Oberbefehl. Er leistete mannhaften Widerstand, bis eine unwiderstehliche Feuersbrunst das Haus den Stürmenden überlieferte. Da suchte Korigal die obere Burg zu erreichen, aber es ereilte ihn ein feindlicher Krieger, und unerkannt wurde der Fürst niedergestoßen, oder aber, wie Jagello officiell behaupten ließ, er wurde gefangen, vor den Ordensmarschall gebracht, und auf dessen Befehl enthauptet; den Kopf steckte man auf eine Lanze, um ihn unter Spott und Frevel durch das Lager zu tragen, und der Leichnam empfing gleich unwürdige Behandlung. Es ist diese Angabe aber von Seiten des Ordens stets für eine Unwahrheit, und eine zu seiner Verunglimpfung ersonnene Dichtung erklärt worden. Von Korigal soll das fürstliche Haus Czartorisky abstammen.

12) **Lubard**, in der Taufe Theodor genannt, soll noch vor Swidrigailo das volhynische Lutzk besessen haben, und der Stammvater der Häuser Sanguszko, Kovelsky und Koscyrsky geworden sein.

1) **Jagello** endlich, unter Olgerd's Söhnen der älteste, und des Vaters Liebling, folgte diesem in der großfürstlichen Würde, wie dem großen Ludwig auf dem polnischen Throne. Als König von Polen heißt er Wladislaw II., und als solcher gebührt ihm ein eigener Artikel, gleichwie ihm die Ehre gebührt, dem ganzen Geschlechte den Namen zu geben. Durch ihn wurde nämlich dessen wichtigste Sendung, die Vereinigung Polens und Lithauens zu einem großen Staatskörper, vollbracht. Seine Nachkommenschaft, bis zu ihrem Erlöschen in der Person der Königin Anna von Polen den 9. Sept. 1596, ist in der dies. Art. beigefügten Tabelle ausgeführt. Die bedeutendern Personen aus derselben haben ihre eigenen Artikel. Nur zwei von Jagello's Enkeln, der H. Kasimir und der König Alexander, mögen hier noch abgehandelt werden, jener, weil er leichtlich vergessen werden könnte, dieser, weil der ihm gewidmete Aufsatz Alexander's Wirken als Großfürst von Lithauen, oder vielmehr seine beklagenswerthe Unthätigkeit, wodurch Gedimin's, Olgerd's und Witold's schönste Eroberungen verloren gingen, der Aufschwung des neuerstandenen Rußlands so sehr befördert wurde, gänzlich übersehen hat.

Kasimir, der zweite Sohn König Kasimir's IV., war zu Krakau den 3. Oct. oder III. a nonas octobris (5. Oct.) 1458 geboren, und verdankte der einsichtsvollen Zärtlichkeit seiner Mutter einen Lehrer, der vor vielen andern befähigt, in dem zarten Herzen des Knaben den Keim alles Guten und Schönen zu pflegen. Es war der Geschichtschreiber Dlugoß, der ihm seine Bildung gab, und zugleich das schönste Vorbild eines tugendhaften Wandels. Rasch und mannichfach waren des Prinzen gelehrte Fortschritte, von wenigen nur gekannt und bewundert die Fortschritte seines geistigen Lebens. Keusch und demüthig trug er auf dem bloßen Leibe ein härnes Gewand, und nicht selten wurde die harte Erde sein Lager. Behutsam in der Rede, gütig gegen Niedere, mild gegen reumüthige Sünder, war er besonders der Witwen und Waisen, der Unterdrückten liebevoller Vater. Die Angelegenheiten der Armen betrieb er als die seinen, und nicht selten erlaubte er sich gegen seinen königlichen Vater ehrerbietige, doch nachdrückliche Vorstellungen, wenn er die Interessen der Gerechtigkeit gefährdet glaubte. Das Leiden Christi, die Tugenden der göttlichen Mutter, waren die Gegenstände seiner immerwährenden Betrachtung; zu Ehren Mariä hat er den herrlichen Hymnus gedichtet, der in einfacher Erhabenheit mit den Worten anhebt: Omni die dic Mariae mea laudes anima. Mit dem Frühesten ging er zur Kirche, um sie nicht zu verlassen, bis der Priester das letzte Amen gesprochen hatte; wer ihn hier sah, versunken in Andacht und Beschauung, der konnte ihn schon für einen Bewohner jener bessern Welt halten. Gewöhnlich vergaß er über den Stunden der Andacht die Stunden der Mahlzeit, daß die harrenden Ältern ihm zürnen mußten. In Speise und Trank zu allen Zeiten höchst mäßig, beobachtete er mit der größten Strenge die Tage der Fasten und der Abstinenz, gleichwie jenen apostolischen Ausspruch: quoniam regnum Dei non est esca et potus. In so gottseligem Wandel wurde Kasimir durch eine Gesandtschaft aus Ungern gestört, die ihm St. Stephan's heilige Krone anzubieten kam. Die Gesandten erklärten zugleich, der Tyrannei von Hunyad's Söhnen überdrüssig, seien die Ungern entschlossen, die Hilfe des Sultans anzurufen, wenn

wider Erwarten König Kasimir den Sohn verweigern sollte. Er wurde nicht verweigert, und der 13jährige Prinz alsbald mit einem ziemlich bedeutenden, von Peter Dunin angeführten Heere über die Karpathen gesendet (Oct. 1471). Stürmisches Vordringen gegen die Hauptstadt wäre die einzige, den Umständen angemessene Kriegskunst gewesen, Dunin zog es vor, bei Neitra ein Lager zu schlagen, und daselbst die Banderien der befreundeten Magnaten zu erwarten. König Matthias gewann Zeit, seine Veteranen aus Schlesien und Mähren herbeizurufen; den großen Haufen der Misvergnügten schreckte er durch Waffengewalt, andere gewann er durch Verleihungen oder Versprechungen, und nicht einer von denen, die den polnischen Prinzen gerufen hatten, fand sich bei diesem ein, den Bischof von Fünfkirchen ausgenommen, der aber auch nach wenigen Tagen wieder verschwand, als des Königs Vortruppen sichtbar wurden. Mit seiner Hauptmacht von etwa 16,000 Mann lagerte Matthias drei Meilen von Neitra. Eine Schlacht zu liefern war nicht seine Absicht, denn er kannte der in dem polnischen Heere befindlichen Söldner Misvergnügen. Es dauerte nicht lange, und diese Söldner, die weder Sold noch Lebensmittel erhielten, rissen scharenweise aus. Das Heer war der Auflösung nahe, da drangen die Generale in den Prinzen, er möge sich in Sicherheit begeben, weil es noch Zeit, die in Neitra zurückzulassende Besatzung werde ihm stets den Paß nach Ungern offen halten. Kasimir befolgte den wohlgemeinten Rath, bevor er noch den päpstlichen Nuntius Tillmann Schlecht, einen Kanonikus, aus Cöln gesprochen hatte; dieser sollte ihm von König Kasimir friedliche Aufträge überbringen. Des Prinzen Rückzug, einer Flucht nicht unähnlich, war beschwerlich und gefahrvoll; als er sich Krakau näherte (Januar 1482), wurde ihm der Befehl, die Reise nicht fortzusetzen, sondern in Dobzyce, an der Raba, drei Meilen von der Hauptstadt, fernere Befehle abzuwarten. Die Kunde von seinem Misgeschicke war ihm nämlich vorausgegangen, und der zürnende Vater wollte den Anblick vermeiden, der an eine vereitelte Hoffnung erinnerte. Eine so unverdiente Härte ertrug Kasimir als ein gehorsamer und frommer Sohn; sie wurde ihm sogar heilsam, indem sie sein Gemüth mehr und mehr irdischem Treiben entfremdete. Zwölf Jahre konnte er noch verwenden, um das Werk seiner Heiligung zu vollenden; da begann sein zarter Körperbau den Einwirkungen einer allzustrengen Lebensart zu erliegen. Die Ärzte, den Fortgang einer chronischen Krankheit gewahrend, glaubten ihn einem Übermaße von Säften zuschreiben zu müssen. Es wurde dem Prinzen eine von seinen Ältern mit Geschmack gewählte Bettgenossin vorgeschlagen; er antwortete: Er wolle lieber diesem zeitlichen und vergänglichen Leben entsagen, als des ewigen und unwandelbaren Lebens in dem Himmel entbehren. Noch lebhafter gemahnt, er möge sich doch seiner blühenden Jugend erbarmen, versicherte er, Christus sei das einzige Leben und Heil, nach dem er strebe. Das Übel, schleichend in seinem Beginnen, wurde bald unwiderstehlich, und sanft und selig, unter Gebet und frommem Gespräch, entschlummerte Kasimir auf der Burg zu Wilna (wol schwerlich zu Grodno) mit der Morgenröthe des 4. Märzes 1484. Er war, so beschreibt ihn Zacharias Ferrer, der Bischof von Garda, mittler Größe, braunen Haares und Auges. Eine wohlgebildete Nase, eine feine Röthe erhöhten den Reiz einer gleich edlen und zierlichen Gesichtsbildung. Seine äußerliche Erscheinung war hinreißend und ehrfurchtgebietend zugleich. Der Leichnam wurde in der Schloßkirche beigesetzt, an der Stelle der nachmaligen Kapelle des Bischofs Wolowicz, dem Orte ganz nahe, wo Kasimir einst, in der Mitternacht vor der Kirchenthüre im Staube betend, von der Schloßwache aufgehoben worden war. Bald ereigneten sich bei dem Grabe Wunder verschiedener Art, Kranke wurden geheilt, Blinde sehend, Stumme erhielten die Sprache wieder, aber so groß die Erkenntlichkeit Einzelner, so gleichgültig blieb bei solchen Wundern die Masse des Volkes. Als aber nach dem Verluste von Smolensk und Mstislawl im J. 1514, die verheerenden Scharen des Großfürsten Basilius Johannowitsch mit immer steigender Wuth das wehr- und hilflose Lithauen überschwemmten und namenlosen Jammer verbreiteten, als selbst des Herzogs von Ostrog glänzender Sieg bei Orsza, einem leuchtenden Meteor gleich, spurlos verschwand, da glaubte das Volk hierin die gerechte Strafe für seine Gleichgültigkeit gegen Kasimir's Andenken zu erblicken. Die Reumüthigen gelobten, ihn als den Schutzheiligen des Vaterlandes zu verehren, und mit allem Eifer seine Heiligsprechung bei dem römischen Hofe zu verfolgen, und zugleich arbeiteten sie an der Ausrüstung eines kleinen Häufleins, das den Entsatz des von einem zahllosen Heere belagerten Polotzk versuchen sollte (1518). Gastold und Johann Boratinsky hatten nicht über 2000 Reisige, die Diener ungerechnet, unter ihren Fahnen zusammengebracht, waren jedoch freudig ausgezogen, für das Vaterland zu sterben, als sie in der angeschwollenen Düna dem edlen Vorhaben ein unübersteigliches Hinderniß fanden. Mehre Tage vergingen in dem ängstlichen Aufsuchen einer Furth, da bot ein schöner Jüngling, weiß gekleidet und auf weißem Schimmel reitend, sich freiwillig den Ungeduldigen zum Führer dar. Sichern Durchgang verheißend, gibt er seinem muthigen Thiere die Sporen, und willig und ohne Hinderniß durchschneidet es die brausende Fluth. Der Reiter hat das jenseitige Ufer erreicht und zweifelnd und zögernd stehen die Lithauer; noch einmal ermahnt seine Stimme zu freudigem Zutrauen, und plötzlich hingerissen fühlt sich das kleine Heer. Glücklich wird der Übergang bewerkstelligt, aber verschwunden ist der weiße Ritter; er war St. Kasimir gewesen, das erkennt der Kurzsichtigste, und mit dem Rufe: Kasimir, Kasimir! stürzt das Häuflein auf den fünffach überlegenen, jetzt aber im Rücken gefaßten Feind. Bald ist der glänzendste Sieg errungen, ein furchtbares Blutbad angerichtet, eine Unzahl Gefangener eingebracht; „eine nicht geringe Zahl Bojarensöhne ertranken auf der Flucht" bemerkt Karamsin [16]). Auch im folgenden J. 1519, wo drei russische

16) Bewunderswerth ist die Leichtigkeit, mit welcher Karamsin 7. Bd. S. 81, über eine Niederlage wegzugleiten weiß. Un-

Heere verwüstend bis Wilna drangen, wurde das eine wenigstens durch St. Kasimir's Vermittlung, wie Niemand zweifelte, mit großem Verluste aus dem Felde geschlagen. Solche Gnaden durften nicht länger unerkannt bleiben; es wurde der pflichtmäßige Bericht über des Seligen Lebenswandel und Wunderwerke am 23. Nov. 1520 abgesendet, und schon im folgenden Jahre 1521 erließ Leo X. das Heiligsprechungsdecret. Clemens VIII. verfügte 1602, daß das Gedächtniß St. Kasimir's in ganz Polen und Lithauen als festum duplex begangen werde, Paul V. erstreckte dasselbe, doch nur als festum semiduplex, auf die ganze Christenheit, und ließ die Messe und das Officium des Tages dem römischen Brevier einverleiben, propter admiranda tam in vita quam in morte, et post mortem gesta. Endlich erwirkte der Bischof von Wilna, Georg Tiskiewitz, daß das Fest (4. März) in dem Umfange des ganzen Reichs, mit einer Octave begangen wurde, eine Vergünstigung, die durch den Gebrauch auf Lithauen und die reußischen Provinzen beschränkt worden ist. Schon vorher hatte eine Translation des heil. Leichnams stattgefunden. Die von König Sigismund III. zu dessen Aufnahme eigends erbaute, mit dem schönsten Marmor prangende Kapelle erhielt ihre Vollendung unter Wladislaw IV., und es erfolgte nun, am 14. August 1636, die feierliche Erhebung und Übertragung; zu dem Sarge allein wurden 30 Centner Silber verwendet. Über den Zustand der theuern Reste schweigen die Berichte; bei einer frühern Gelegenheit hatte man den Jüngling wie schlafend gefunden, die rechte Schläfe auf eine Abschrift seiner Hymne gebettet. Auch seitdem hat der Heilige nicht aufgehört, Wunder zu wirken; drei Mal erschien er, wie der von der akademischen Buchdruckerei zu Wilna ausgegebene Bericht erzählt, abmahnend oder strafend, dem russischen Heerführer Basil Petrowitsch Scheremetew, der im J. 1654 Polotzk und Witepsk eingenommen hatte, und Bedrängte und Zagende ohne Zahl fanden in dem Vertrauen auf ihn Rettung oder Trost. Ganz besonders wird der heil. Kasimir als Beschützer der Keuschheit, gegen Pest und ungläubige oder irrgläubige Feinde angerufen.

Alexander, des Königs Kasimir IV. vierter Sohn, geb. den 5. August 1461, wurde unmittelbar nach des Vaters Ableben von dem in Wilna versammelten Landtage zum Großfürsten erwählt; durch diese Eile wollte man sich das Recht bewahren, unabhängig von Polen über den erledigten Thron zu verfügen. Schwerer war es, ihn ohne den Beistand von Polen zu vertheidigen. Schon in Kasimir's IV. letzten Jahren hatte Lithauen gar sehr den lästigen Einfluß Rußlands empfinden müssen. Kasimir, alternd und verzagt, fürchtete den festen, listigen, thätigen und glücklichen Johann Wasiliewitsch, der Großfürst aber vermied den Krieg, weil der Friede, wie er ihn beobachtete, ihm vortheilhafter war. Seit Witold's Zeiten waren die Lehensfürsten des czernigoffschen Landes in den heutigen Gouvernements Tula, Kaluga und Orel, Lithauens Unterthanen; als sie Johann's steigende Macht gewahrten, begannen sie, angezogen durch die Gleichheit des Glaubens und der Herkunft, mit ihren Besitzungen sich den Moskowitern anzuschließen; Ehre und Gewissen meinten sie zu wahren, indem sie dem Könige von Polen ankündigten, daß sie aufgehört hätten, seine Lehenmänner zu sein. Schon dienten viele Fürsten von Odojew, Worotynsk, Bjelew und Peremyschl dem Beherrscher der Moskau, indem sie zugleich fortwährend ihre bei Lithauen gebliebene Verwandte bekriegten. So verheerte Basilius der Einäugige, Fürst von Worotynsk, mehre zu Lithauen gehörige Bezirke. Des Fürsten Simeon von Odojew Söhne eroberten die Stadt ihres Oheims Theodor, plünderten die Casse und nahmen die fürstliche Mutter gefangen. Der Fürst Demetrius von Worotynsk legte mehre brjanskische Dörfer in die Asche. Fürst Johann von Bjelew zwang durch Waffengewalt seinen Bruder Andreas zum Abfalle. Kasimir beklagte sich, daß der russische Großfürst Verräther aufnehme und ihre Räubereien dulde, daß viele lithauische Orte zu Rußland gezogen wären, daß Weliki-Luki und Rshew ihm den Tribut verweigerten, ließ sich aber stets durch ausweichende Antworten hinhalten. Des Königs Tod, die Absonderung Lithauens von Polen waren Ereignisse, die des Großfürsten der Moskowiter feindliche Stimmung bis zu eigentlicher Kriegslust steigern mußten. Während seine Gesandten die Beherrscher der Krimm und der Moldau zu einem Angriffe auf Lithauen zu vereinigen suchten, drang sein Feldherr, der Fürst Telepnja-Obolensky in Severien ein, und verheerte Mzensk und Ljubutsk; nahmen Johann's neue Vasallen, die Fürsten von Peremyschl und Odojew in Massalsk viele Einwohner, Statthalter und Fürsten mit ihren Familien, gefangen; eroberte eine dritte Heerschar Chlepen und Rogatschew. Alexander, der Beherrscher von Lithauen, wünschte indessen und suchte nichts als Frieden; ihn zu erlangen, ging eine Gesandtschaft nach Moskau, angeblich, um für die Zerstörung von Mzensk und andere Unbilden Genugthuung zu fodern, eigentlich aber, um den Großfürsten für die Vermählung seiner Tochter Helena mit Alexander zu stimmen. Man machte den Gesandten bemerkbar, daß es nothwendig sei, einen aufrichtigen ewigen Frieden zu schließen, bevor von einer Brautwerbung die Rede sein könne, daß der Friede aber leicht zu haben sein werde, wenn die lithauische Regierung sich überflüssiger Reden und ungegründeter Foderungen enthalte. Die Gesandten gingen nach Hause, die Feindseligkeiten hatten ihren Fortgang. Die Fürsten von Worotynsk nahmen die lithauischen Städte Sserpeisk und Meschtschowsk, wurden von dannen durch den Woiwoden von Smolensk und den Fürsten Simeon Massalsky vertrieben, erhielten aber Unterstützung durch ein starkes moskowitisches und rjäsanisches Heer und nahmen hierauf Sserpeisk und das Städtchen Opakow mit Sturm, Meschtschowsk auf Gnade,

ter dem lithauischen Pane Wolinz der Übersetzung werden teutsche Leser wol schwerlich den Woiwoden von Wolhynien erkennen. Auf der Stelle, wo die Furth gefunden worden, 1½ Stunde von Polotzk, erbaute die Dankbarkeit des geretteten Volkes dem heil. Kasimir zu Ehren eine Kirche, nach welcher die Jesuiten alljährlich aus Polotzk eine Danksagungsprocession führten. Ob Kirche und Procession wol die Schicksale Polens überlebt haben?

Viele vornehme Smolensker, viele Edelleute von Alexander's Hofe wurden hier gefangen. Andere russische Heere eroberten Wjäsma und Massalsk, der Fürst von Mesezk erkannte freudig moskowitische Oberherrschaft an, und lieferte seine beiden Brüder aus, die als Anhänger Lithauens nach Jaroslawl in die Verbannung geschickt wurden. Auch der Khan der Krimm, erzürnt durch Alexander's Begehren, daß er das auf lithauischem Boden erbaute Otschakow schleife, ließ sich durch die russischen Unterhändler gegen Lithauen bewaffnen. Er rückte noch im Winter 1493 vor Kiow, dehnte seine Verheerungen bis in die Umgegend von Czernigoff aus, und konnte nur durch das Austreten des Dniepers bewogen werden, den Rückweg nach Perekop anzutreten. Mittlerweile war dem Woiwoden von Czerkask ein Streich auf Otschakow gelungen, er hatte die Festung, worauf der Khan 150,000 Altynen verwenden müssen, gänzlich verheert, und Alexander glaubte den hierdurch verbreiteten Schrecken zu einer Friedensunterhandlung benutzen zu können. Eine Summe von 13,500 Dukaten wollte er für den Frieden, angeblich als Lösegeld für seine Gefangnen geben. Allein Mengli-Gherai war kein politischer Seher, er verheerte in der russischen Allianz, plünderte und verheerte, während Stephan von der Moldau aus drohte, während der Großfürst der Moskau alle volksthümliche und religiöse Sympathien der in Alexander's Gebieten so zahlreichen Russen aufregte, und hierdurch ungleich fürchterlicher wurde, als durch seine Waffen. Schon dehnten die Moskowiter, weniger thätig mit dem Schwerte, als in Anlockungen zum Verrathe, ihre Grenzen bis zur Shisdra, ja sogar bis zum Dnieper, aus. Alexander, in den Städten, wie im Heere nur Verrath gewahrend, sehnte sich ungeduldiger als zuvor, nach Frieden. Gleich nach Abfertigung der in Moskau gewesenen lithauischen Gesandtschaft hatte der Großfürst den Edelmann Sagriaskij an Alexander abgeschickt, ihn zu bedeuten, daß die Besitzungen der Fürsten von Worotynsk, Bjelew, Mesezk und Wjäsma hinführo einen Theil von Rußland ausmachen würden, und daß die lithauische Regierung sich derselben nicht weiter anzunehmen habe. Eine so unnöthige Mittheilung schien den geheimen Wunsch des Großfürsten zu verrathen, daß eine neue Gesandtschaft sich bei ihm einfinden möge. Sie traf bereits zu Ende Junius 1493 in Moskau ein, doch war es ihr nicht, sondern dem Woiwoden von Troki und dem Starosten von Schamaiten beschieden, nach vielen Winkelzügen das Friedensgeschäft im Januar 1494 abzuschließen. Nicht nur Nowgorod, Pleskow und Twer, sondern auch Wjäsma, Alexin, Tjeschilow, Roslawl, Wenew, Mstislawl, Torussa, Obolensk, Koselsk, Sserensk, Nowosil, Odojew, Worotynsk, Peremyschl, Bjelew, Meschtschera, wurden an Rußland abgetreten; Smolensk hingegen, Ljubutsk, Mzensk, Brjansk, Sserpeisk, Lutschin, Massalsk, Dmitrow, Luschin und einige andere Städte bis zur Ugra sollten bei Lithauen verbleiben. Den Fürsten von Mesezk oder Meschtschowsk stellte man es frei, zu dienen, wem sie wollten. Johann wurde als Beherrscher von ganz Rußland anerkannt, unter der Bedingung, daß er Kiow nicht verlange. Nun begann das Geschäft der Freiwerbung, und am 6. Febr. wurde in Gegenwart aller Bojaren die Verlobung vollzogen. Stanislaus Gastold, der Starost von Schamaiten, vertrat die Stelle des Bräutigams; denn dem ältern Gesandten, dem Woiwoden Peter Bialy von Troki, der die zweite Frau hatte, ward nicht erlaubt, bei dieser Ceremonie als handelnde Person aufzutreten [17]). Noch fehlte die Ratification Alexander's, und diese zu empfangen, zog eine russische Gesandtschaft nach Wilna. Alexander beschwor den Vertrag in ihrer Gegenwart, wechselte die Friedenstractaten aus, und beurkundete zugleich, daß seine künftige Gemahlin nicht zur Veränderung ihres Glaubens gezwungen werden solle, schob aber die Worte ein: „wenn jedoch die Großfürstin Helena selbst den römisch-katholischen Glauben annehmen will, so steht dies bei ihr." Sein Zusatz hätte beinahe das Geschäft rückgängig gemacht; allem Anscheine nach wolle er sein Schwiegersohn nicht werden, ließ Johann dem Beherrscher von Lithauen entbieten. Das Document ward umgeschrieben; am 6. Jan. 1495 hielt die zur Heimführung der Braut abgeordnete Gesandtschaft ihren Einzug in Moskau, und am 13. wurde die Reise nach Lithauen angetreten. Folgende Zeilen hatte Johann der Tochter mitgegeben: „Erinnerungen an die Großfürstin Helena. Gehe nicht in die lateinische Kirche, sondern blos in die griechische, aus Neugierde magst du jene oder ein lateinisches Kloster sehen, aber nur ein oder zwei Mal. Wenn deine Schwiegermutter in Wilna ist, und dir befiehlt, mit ihr in die Kirche zu gehen, so begleite sie bis zur Thüre, und sage höflich, du gehest in deine Kirche." Johann's Abgeordnete mußten auch darauf bestehen, daß Helena zu Wilna in der griechischen Kirche, in russischer Kleidung getraut werde, und daß sie von dem die Trauung verrichtenden Bischofe über ihre Liebe zu Alexander befragt, erwidere: „ich liebe ihn, und werde ihn nicht verlassen, so lange er lebt, um keiner Ursache, nur um des Glaubens willen; es stehe mir frei die griechische Religion beizubehalten, und er soll mich nicht zwingen zu der lateinischen." Alle Foderungen Johann's unter gar geringen Abweichungen ehrend, glaubte Alexander in dem Schwiegervater wo nicht einen Freund, doch einen friedlichen Nachbar gewonnen zu haben. Er fand sich bitter getäuscht. Noch im Laufe der Freiwerbung hatte er neuerdings von den Russen erlittene Beleidigungen zur Sprache gebracht, und Johann Recht und Gerechtigkeit versprochen, zugleich aber auch gezürnt, daß er nur Großfürst, nicht aber Beherrscher von ganz Rußland betitelt worden. Im Frühjahre 1495 kam Stanislaus Strumil Pietraskowicz mit den lithauischen Hochzeitgeschenken nach Moskau; er führte bittere Klage gegen Stephan, den Woiwoden der Moldau, wegen Zerstörung

---

17) Man bemerke die eiserne Festigkeit, mit welcher die Beherrscher des aufstrebenden Rußlands von Fremden Achtung selbst für minder wesentliche Vorschriften ihrer Religion zu erzwingen wußten. Auf diese Weise wurden die Fremden gewöhnt, den Willen des russischen Selbstherrschers auch in andern Dingen zu ehren. Die Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit der Abendländer für ihre religiöse oder politische Würde hat dagegen früh schon die Russen gelehrt, sie zu verachten.

der podolischen Stadt Braclaw, sowie gegen die moskowitischen Gesandten, den Knäs Rjapalowsky und den Michael Russalka, die auf dem Wege von Wilna nach Moskau Straßenraub verübten; er foderte die Abrufung aller in Helenens Diensten befindlichen Russen, denn man hatte sie als Spione und als boshafte Zuträger zugleich kennen gelernt. Johann versprach den Fürsten der Moldau zu beruhigen, war aber sehr ungehalten, daß Alexander die griechische Trauung nur durch einen Priester, nicht aber durch den Bischof oder Archimandrit verrichten lassen, und daß er fast alle Russen von der Großfürstin entfernt habe, die übrigen aber sehr schlecht halte. Er verlangte augenblickliche Herstellung der für die Fürstin bewilligten griechischen Kapelle, und daß ihr weder polnische Kleidung, noch katholische Dienerschaft aufgedrungen werde, rief aber zugleich die moskowitischen Bojaren aus Wilna zurück. Die verheißene Vermittlung hingegen zwischen Lithauen und der Moldau unterblieb, und Johann war ein gleichgültiger Zuschauer, als der ihm gänzlich ergebene Khan der Krimm seine alljährlichen Streifzüge nach dem südlichen Lithauen mit verdoppelter Wuth erneuerte. Alexander, die feindliche Gesinnung des Schwiegervaters gewahrend, fand es räthlich, dem Gesandten, den Bajased II. nach Moskau schicken wollte, die Durchreise zu verweigern, um nicht einen Spion weiter im Lande zu haben, und als Johann Helenen schriftlich befragte, wie es doch zugehe, daß er des Schwiegersohns Liebe nicht gewinnen könne, schrieb Alexander in ihrem Namen zurück: „Weil du viele Städte und Gebiete in Besitz genommen hast, die vordem lithauisch waren; weil du mit unsern Feinden, dem türkischen Sultan, dem Hospodar der Moldau und dem Khan der Krimm, gegen unsere Übereinkunft, gleiche Freunde und Feinde zu haben, in Unterhandlungen stehst; weil die Russen trotz des Friedens stets die Lithauer beleidigen. Wenn du wirklich Einigkeit unter uns wünschest, so gib mir das Meinige, sammt einem Schadenersatze zurück, untersage die Beleidigungen, und beweise dadurch deine Aufrichtigkeit. Wenn deine Bundesgenossen selbige sehen, so werden sie auch aufhören mir zu schaden." Sichtlich neigte sich alles zu abermaligem Bruche, und um den Zustand der Grenzen genauer kennen zu lernen, Anordnungen zu ihrer Vertheidigung zu treffen, bereisete Alexander in Gesellschaft seiner jungen Gemahlin die sämmtlichen russischen Provinzen. Er hatte auch mit seinem Bruder, dem Könige Johann Albrecht, einen Feldzug nach der Moldau verabredet, sich der Neckereien von dort aus für immer zu entledigen, aber als er im Begriffe war, den Bog zu überschreiten, kam der Unwille der Ritterschaft über ein Unternehmen, zu dem sie nicht gerathen, zum Ausbruche; der größte Theil des Heeres ging nach Hause, und allein durch seine Söldner konnte Alexander die Operationen der Polen gegen Stephan in etwas befördern. Johann's geheime Verbindungen mit lithauischen Großen mögen nicht wenig beigetragen haben, jenen Ungehorsam zu wecken; er wurde für Alexander eine ernste Belehrung über das, was ihm in einem Kriege mit den Moskowitern bevorstehen könne. Es gelang ihm, sich zu Krakau im April 1499 mit den Moldauern zu vertragen, und gleich darauf mußte der lithauische Marschall, Stanislaus Hlebowitsch, ebenfalls in friedlicher Sendung, nach Moskau gehen. Im Namen seines Fürsten sprach der Gesandte zu Johann: „Dir, unserm Bruder zu Gefallen, habe ich endlich den Bund der Liebe und der Freundschaft geschlossen mit Stephan, dem Woiwoden der Moldau. Jetzt hören wir, daß Sultan Bajased sich gegen ihn rüstet mit gesammter Macht, zur Eroberung der Moldau; meine Brüder, die Könige von Ungern und Polen, wollen, vereint mit mir, dieses Land vertheidigen. Sei auch du unser Gefährte gegen den gemeinsamen Feind, den Überwältiger so vieler christlichen Länder. Stephan's Reich ist die Schutzmauer für uns alle; wenn der Sultan es unterjocht, wird er uns und Dir gleich gefährlich sein.... Du wünschest, daß ich in meinem Schreiben Dich, unserm Friedensvertrage gemäß, Herrscher von ganz Rußland nennen möge; ich weigere mich dessen nicht, jedoch unter der Bedingung, daß Du schriftlich und auf ewig mir die Stadt Kiow bestätigest... Zu meiner Bestürzung habe ich erfahren, daß Du gegen Dein eidliches Versprechen aufrichtiger Freundschaft Böses gegen mich ersinnst, in Deinen geheimen Unterhandlungen mit Mengli-Gherei. Bruder und Schwiegervater, sei eingedenk Deiner Seele und der Religion!" Nicht ohne einige Verlegenheit antworteten Johann's Bojaren; denn sie sahen in des Gesandten Händen das Brieflein, worin der als Vermittler angerufene und scheinbar thätige Großfürst der Moskau im J. 1498 dem Khan der Krimm geschrieben hatte: „Schließe Frieden, wenn Du willst, ich werde stets vereint mit Dir sein gegen den lithauischen Fürsten und gegen Achmat's Söhne." Sie meinten, daß Johann als Verwandter und Freund Stephan's ihm Beistand nicht verweigern werde, sobald er selbst ihn begehre; daß ihr Herrscher nie den lithauischen Besitz von Kiow bestätigen könne, der Vorschlag allein eine Thorheit sei, daß die angeführten Worte wirklich an Mengli-Gherei gerichtet gewesen, daß aber Alexander, als Freund von Rußlands Feinden, den Söhnen Achmat's von der goldenen Horde, selbst die Schuld davon trage. Auch nach solchen Erklärungen würde Alexander, in dem Bewußtsein seiner Ohnmacht, vielleicht noch ferner Mittel gefunden haben, den vollständigen Bruch zu verzögern, aber er hatte auf seiner Reise durch die russischen Provinzen die Nothwendigkeit eingesehen, das religiöse Band zwischen ihnen und Moskau so viel als möglich zu lüften und die Anordnungen, die er zu dem Ende getroffen, galten in Rußland als eine Verfolgung der morgenländischen Kirche. Der moskowitische Großfürst glaubte, oder schien zu glauben, daß Joseph, der Bischof von Smolensk, es übernommen habe, alle Griechen der römischen Kirche zu gewinnen, daß Alexander auch seine Gemahlin mit Gewalt bekehren wolle, um dem Papste zu gefallen und den Namen eines Heiligen zu verdienen. Erfüllt von diesem Wahne, schickte er einen Bojarensohn nach Wilna, um alle Umstände genau zu erforschen, und die junge Fürstin zu ermahnen, daß sie Schmeicheleien und auch selbst Qualen trotzend, die Reinheit ihres Glaubens bewahre. Allein

Helena haßte den Katholicismus wie eine echte Tochter der griechischen Kirche ihn zu hassen pflegt, und des Bischofs von Smolensk Einladung zu einer Union fand nur geringen Anklang. Es flüchteten vielmehr manche ängstliche Gemüther nach Rußland. Entschiedener in seiner Abneigung unterwarf sich der angesehene Fürst Simeon von Biala mit seinem Gebiete der moskowitischen Herrschaft; seinem Beispiele folgten die Fürsten von Massalsk und Chotetowsk, die Bojaren von Mzensk und Sserpeisk, andere warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, und das ganze lithauische Rußland gerieth in eine höchst bedenkliche Gährung. Es war von Johann's Seite ein offenbarer Friedensbruch, daß er die Unterwerfung der lithauischen Fürsten annahm; statt zu handeln, fertigte Alexander eine neue Gesandtschaft nach Moskau ab. In dem Beglaubigungsschreiben war dem Großfürsten der vollständige Titel als Beherrscher von ganz Rußland gegeben; dagegen wurde gefodert, daß Johann allen gerechten Klagen abhelfe, und den Fürsten von Biala und die andern Flüchtlinge ausliefere, „als die Alexander nie um des Glaubens willen habe verfolgen wollen, und die ihn schändlich verleumdeten." Johann antwortete ausweichend, denn neuer Verrath sollte zuvörderst ausbrechen. Der Fürst Iwan Andrejewitsch von Moshaisk, und Schemjaka's Sohn, Iwan Dimitrijewitsch, der Moskowiter unversöhnlicher Gegner, hatten von König Kasimir's IV. Huld weite Gebiete in dem lithauischen Reußen zu erblicher Herrschaft empfangen; jener Czernigoff, Starodub, Homel, Ljubetsch, dieser Rylsk und Nowgorod-Severskoi, und sie hatten diese ausgedehnten Herrschaften auf ihre Söhne vererbt. Über dem Wechsel der Zeiten und dem Beispiele des Fürsten von Biala den angeerbten Haß vergessend, thaten Simeon von Czernigoff und Basilius von Rylsk dem Großfürsten der Moskau den Vorschlag, sie und die ihnen gehörigen Städte von der lithauischen Oberherrschaft zu befreien (April 1500). Da beschloß Johann nicht mehr mit heimlichen Künsten allein, sondern auch mit Waffengewalt seinen Schwiegersohn zu bekämpfen, und der Absagebrief war noch nicht abgegangen, als schon zwei russische Heere in Lithauen einbrachen. Während das eine Dorogobusch nahm, besetzte die Hauptarmee Mzensk und Sserpeisk, Brjansk wurde nach kurzem Widerstande überwältigt. Fürst Simeon von Czernigoff und Schemjaka's Enkel empfingen die Moskowiter an den Ufern der Kondowa, und leisteten freudig den Eid der Treue; dasselbe thaten die Fürsten von Trubtschewsk aus Olgerd's Stamme. Durch ihren Heerbann verstärkt, eroberten die Moskowiter Putiwl; sie nahmen den Fürsten Bogdan Glinsky und seine Gemahlin gefangen, und besetzten ohne Blutvergießen das ganze lithauische Reußen von Kaluga und Tula an bis zu den kiowschen Grenzen. Zagend und zögernd, während der Staat noch die Folgen der gewaltigen Hungersnoth und Pest von 1498 empfand, mußte auch Alexander endlich im Felde erscheinen, doch vorsichtig blieb er in Boryssow zurück, während sein Feldherr, der berühmte Herzog Constantin von Ostrog, an den Ufern der Wedroscha, auf dem weiten mitkowschen Felde, in der Nähe von Dorogobusch am 14. Julius 1500 die blutige Schlacht schlug, die mit gänzlicher Niederlage und Constantin's Gefangenschaft endigte. In denselben Tagen wurde ein zweites lithauisches Corps an der Lowat besiegt, und Toropez von den Siegern eingenommen; im August fiel der Khan der Krimm mit seinen unzähligen Reitergeschwadern in das westliche Reußen ein, verbrannte Braclaw, Chmielnik, Krzemienietz, Wlodimir, Lutzk, Brzesk, schleppte eine Menge Gefangene mit sich fort. Lithauen schien verloren, doch verzweifelte Alexander nicht. Er befestigte Witepsk, Polotzk, Orsza, besonders Smolensk, das aber einen Angriff der Russen siegreich abgewiesen hatte; er besiegte in der Moldau den russischen Einfluß, der auch hier einen neuen Feind zu erwecken suchte; er bemühte sich den Khan der Krimm für ein Bündniß gegen den Beherrscher der Moskau, „gegen den treulosen Räuber, den rasenden Brudermörder," wie er ihn nennt, zu gewinnen, er schickte Gesandte in die goldene Horde, um ihren Khan gegen die Krimm zu bewaffnen, andere Gesandte nach Polen, Böhmen, Ungern und Teutschland; er ließ Söldner werben, ohne seines Schatzes zu schonen, er schloß, was das Wichtigste, ein enges Bündniß mit dem livländischen Heermeister, mit Walther von Plettenberg. Aber Walther hatte noch nicht Zeit gehabt, seine bewundernswürdigen Siege vorzubereiten; während er rüstete, während die Polen sich beschäftigten ihrem Könige Johann Albrecht einen Nachfolger zu geben, ließen die Lithauer sich nochmals, am 14. Novbr. 1501, von den Moskowitern, bei Mstislawl schlagen; 7000 Todte, eine Menge Gefangne, ließen sie auf der Wahlstatt zurück. Ein Gutes erzeugten aber doch diese gehäuften Unfälle. Die lithauische Nation war durch sie so mürbe geworden, daß sie selbst die Nothwendigkeit der Vereinigung mit Polen fühlte, nachdem bisher ihr einziges Streben gewesen, diese Vereinigung zu hintertreiben. Lithauische Deputirte besuchten freiwillig den angesetzten Wahltag zu Petrikau, und durch ihre Bemühung wurde Alexander zum Könige von Polen gewählt, und die Vereinigung beider Reiche beschlossen, in der Art ungefähr, wie sie nachher wirklich vollzogen wurde. Man einigte sich, daß Polen und Lithauer von nun an Ein Volk und Einem Könige unterworfen sein sollten; daß dieser König jedes Mal in Polen gewählt werde, wobei jedoch die Großen und Landboten Lithauens thätigen Antheil zu nehmen hätten; daß beide Nationen nur Einen Senat, einerlei Staatsinteresse und einerlei Münze haben sollten; daß Gewinn und Verlust, Gutes und Nachtheiliges gemeinschaftlich sein, eine jede Nation aber ihre Form, wie sie hergebracht, beibehalten solle. Während aber Alexander in Krakau am 12. Dec. 1501 die Krone empfing, und sich mit anhaltenden Festlichkeiten belustigte, war sein treuer Verbündeter, der Khan der goldenen Horde, Schig-Achmet, in Bekämpfung der Russen und Krimmer in Severien eingefallen, hatte Nowgorod-Severskoi und Czernigoff erstiegen, und war in Erwartung der verheißenen Hilfe bis Rylsk vorgedrungen. Aber nirgends erblickte er ihre Fahnen, er sah nur kampfbereite Russen, und nimmer rastende Krimmer. Er beklagte sich, beschuldigte den trägen Bundesgenossen, und ließ ihm durch seine Gesandten sagen: „für dich haben wir

uns bewaffnet, Beschwerden und Mangel ertragen in furchtbaren Einöden; du aber lässest uns ohne Hilfe, dem Hunger und Mengli-Gherei zum Opfer." Unterdessen flohen die Fürsten und Ulanen in Haufen Schig-Achmet's Lager. Sogar von seiner Lieblingsgemahlin verlassen, im Streite mit seinem Bruder, konnte er des Mengli-Gherei plötzlichem Überfalle, im Frühjahre 1502 nicht widerstehen. Die durch Hunger und Seuche entmuthigten Scharen, von der goldenen Horde nur noch ein Schatten, wurden vernichtet oder zerstreut, Schig-Achmet, von den Krimmern unablässig verfolgt, entkam über Constantinopel nach Kiow. Feinde, nicht Freunde, warteten seiner hier. Schig-Achmet, seine Brüder und Diener wurden verhaftet; denn Alexander bedurfte des Bündnisses mit einem Flüchtlinge nicht mehr, und glaubte, daß dieser Unglückliche für ihn die Bürgschaft des Friedens mit der Krimm sein könne. Ein Spiel treuloser Politik, bald als angesehener Herrscher im Palast geehrt, bald wie ein Verbrecher behandelt, konnte Schig-Achmet zu Alexander, auf dem Reichstage in Radom sprechen: „Durch schmeichlerische Versprechungen riesst du mich aus fernen Ländern, und gabst mich dem Mengli-Gherei Preis. Nachdem ich mein Heer und mein königliches Erbe eingebüßt, suchte ich Schutz in dem Lande des Freundes, aber der Freund empfing mich als Feind, und warf mich ins Gefängniß. Aber es ist ein Gott, vor Ihm werden wir gerichtet werden, und deine Treulosigkeit kann der Strafe nicht entgehen." Seine einfache und rührende Wehklage fand keinen Eingang, und der letzte Beherrscher der goldenen Horde mußte zu Kowno im Kerker sterben, ohne daß Lithauen von seiner Gefangenschaft nur den mindesten Vortheil geerntet hätte.

Vielmehr schien sie noch ferner die Rache des Himmels herauszufodern. Im August 1502 drang ein Heer von 90,000 krimmischen Tataren verwüstend von Braclaw bis Krakau, die Moldauer eroberten Pokutien und Halitsch, das russische Hauptheer gelangte bis an die Beresina und Dina, eroberte Orsza, verbrannte die Vorstädte von Witepsk und alle Dörfer bis Polotzk und Mstislawl, und nur Smolensk wurde durch seine tapfern Vertheidiger, durch Stanislaus Kiszka und Nikolaus Solohub gerettet. Aber jetzt siegte Plettenberg nochmals, entscheidender, als je vorher, am 13. Sept. 1502, und Rußland nicht minder erschöpft als Lithauen, bot die Hand, nicht zwar zu einem ewigen Frieden, wie Alexander gewünscht hätte, aber doch zu einem sechsjährigen Waffenstillstande. Seine Eroberungen behielt Johann; aus besonderer Achtung für den Schwiegersohn gab er Jeuna, Ruda, Wietlika, Szesvecz, Dzierysk zurück (1503). Dem Khan der Krimm stellte er es anheim, ob er nicht gleichfalls auf sechs Jahre mit Alexander Frieden machen wolle; insgeheim wurde dem Khan gerathen, den Krieg fortzusetzen, Rußland werde den Waffenstillstand nur benutzen, um sich die gemachten Eroberungen zu sichern, und die übelgesinnten Einwohner nach andern Gegenden zu verpflanzen. Sobald dieses geschehen, solle das alte Spiel von Neuem beginnen. Unter diesen Umständen konnte die große lithauische Gesandtschaft, die nach Moskau ging, einen steten Frieden zu suchen, während die Tataren die schrecklichsten Verwüstungen, bis über die Grenzen von Schwarzrußland hinaus, anrichteten, unmöglich eine günstige Aufnahme finden. „Der Großfürst," wurde ihr gesagt, „gibt sein Eigenthum nicht weg. Wünschet ihr wahren, dauernden Frieden, so tretet noch Smolensk und Kiow ab." Die Gesandten gingen nach Hause, und Alexander mußte sich überzeugen, daß nur das Blutvergießen, keineswegs aber der heimliche, stille Krieg aufhören werde. Ein vornehmer Edelmann aus Volhynien, Eustachius Daskowicz, griechischen Glaubens, entfloh mit großem Reichthume und zahlreichem Gefolge, nach der Moskau; Alexander, auf die Urkunde des Waffenstillstandes bauend, foderte ihn zurück, empfing aber nur eine höhnende Antwort, und keine Gelegenheit wurde versäumt ihn auf ähnliche Weise zu beleidigen. Zu Allem schwieg der König, dem es zwar gelang, nach Stephan's von der Moldau Tode Pokutien wieder einzunehmen (1504), der dafür aber jetzt auch mit innern Unruhen zu kämpfen hatte. Der Fürst Michael Glinsky, von dem Alexander sich seit einiger Zeit völlig beherrschen ließ, erbat sich für einen Verwandten die Starostei Lida, und sie sollte zu dem Ende dem rechtmäßigen Besitzer, dem Christoph Ilinetzky, entrissen werden. Dieser rief die Landesgesetze um Schutz an, und einige Große zeigten sich bereit, mit Waffengewalt den Ausspruch der Gesetze zu vertheidigen. Das empfand Alexander sehr übel, er ließ den Ilinetzky einkerkern, und nahm dem Marschall von Lithauen, dem Johann Zabrzezinsky Monivid, die Woiwodschaft Troki, dem Bartholomäus Tabor, einem Bruder des Bischofs von Wilna, die Starostei Surwiliszky. Es entstanden darüber große Bewegungen, und der König soll die Absicht gehabt haben, sich seiner Hauptgegner, des Stanislaus Zarnovietz, des Starosten von Schamaiten, der Woiwoden von Smolensk und Polotzk, des Marschalls Zabrzezinsky, auf dem Reichstage zu Brzezk durch einen Staatsstreich zu entledigen. Sie wurden aber gewarnt, und der Bischof von Wilna, Albert Tabor, unternahm es, sie mit dem Könige auszusöhnen. In einer Rede voll Kraft und Salbung, vor dem Reichstage gehalten, die als Einleitung dienen sollte, sprach Albert ohne Schminke von des Königs Übereilung und Härte; er war kaum zu Ende, als Alexander sich unwohl fühlte. Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen, und machte allen weitern Verhandlungen des Reichstages ein Ende. Der König mußte sich nach Krakau bringen lassen, und Lithauen dem Kampfe der Parteien überlassen. Aber auch unter den Händen der Ärzte, und von dem fürchterlichen Schwiegervater, durch dessen am 27. Oct. 1707 erfolgtes Ableben befreiet, hatte er keinen Augenblick Ruhe. Bogdan, der neue Fürst der Moldau, verlangte des Königs Schwester, die Prinzessin Elisabeth, zur Gemahlin (1505) und gab zugleich, seinen Antrag zu empfehlen, die von seinem Vater her noch besetzten Gebiete von Tismenitza und Czeszi-Wiesz zurück. Sowol die verwitwete Königin, als die Prinzessin erklärten ihre Abneigung gegen die vorgeschlagene Heirath, indem Bogdan ein roher Barbar, einäugig, und ein hartnäckiger Ketzer sei. Der polnische Se-

Das Königshaus der Jagellonen.

Jagello, Wladislaw II.

geb. 1354, Großfürst von Lithauen, 1382, König von Polen 17. Febr. 1386, gest. 31. Mai 1434. Gem. 1) Hedwig, Königin von Polen, starb 17. Julius 1399. 2) Anna, Gräfin von Cilley, starb 21. März 1416. 3) Elisabeth von Pilcza, Witwe Grabowska, vermählt 2. Mai 1417, starb 12. Mai 1420. 4) Sonka, Sophia, russische Prinzessin von Kiow, vermählt 25. Febr. 1422, starb 2. Sept. 1461.

1. Elisabeth Bonifacia, geb. 12. Juli, gest. 15. Juli 1399.

2. Hedwig, geb. 8. April 1408, gest. 25. März 1431.

4. Wladislaw III., König von Polen und Ungern, geb. 31. Oct. 1424, gest. 10. Nov. 1444.

4. Andreas Kasimir, geb. 16. Mai 1426, gest. 2. März 1427.

4. Kasimir IV., König v. Polen, geb. 29. Nov. 1427, gest. im Jun. 1492. Gem. Elisabeth, Kaiser Albrecht's II. ältere Prinzessin, verm. 10. Febr. 1454, gest. 30. August 1505.

Kinder Kasimirs IV.

Wladislaw, König v. Böhmen u. Ungern, geb. 1. März 1456, gest. 13. März 1516. Gem. 1) Beatrix v. Neapel, des Kön. Matth. v. Ungern Witwe. 2) Anna v. Foix, Gräf. v. Candale, vermählt 29. Sept. 1502, gest. 26. Julius 1506.

Hedwig, geboren 21. Sept. 1457, gestorb. 18. Febr. 1502. Gem. Herzog Georg v. Baiern, verm. 25. Nov. 1475.

S. Kasimir, geb. 3. Oct. 1458, gest. 4. März 1484.

Joh. Albrecht, König von Polen, geb. 27. Decbr. 1459, gest. 17. Junius 1501.

Alexander, König von Polen, geb. 5. Aug. 1461, gest. 19. Aug. 1506. Gemahlin Helena Iwanowna, Prinzessin von Rußland, gest. 24. Jan. 1513.

Sophia, geb. 7. Mai 1464, gest. 4. October 1512. Gem. Friedrich, Markgr. v. Brandenb. verm. 14. Febr. 1479.

Hedwig, geb. 9. Mai 1465, gest. 9. Mai 1466.

Elisabeth, geb. 1466, gest. 1467.

Sigismund, König von Polen, geb. 1. Jan. 1467, gest. 1. Apr. 1548. Gem. 1) Barbara, Gräf. v. Zips, vermählt 28. Februar 1512, gest. 2. Oct. 1515. 2) Bona Sforza, Herzog. v. Mailand, vermählt 1518, gest. 17. Nov. 1558.

Friedrich, Cardinal, Erzbischof v. Gnesen, geboren 13. Apr. 1468, gestorb. 14. Mrz. 1503.

Elisabeth, geboren 13. Mai 1472, gestorb. 16. Feb. 1517. Gemahl Friedrich, Herzog von Liegnitz, verm. 25. Nov. 1515.

Anna, geboren 12. Mrz. 1476, gestorb. 23. Aug. 1503. Gem. Bogislav, Herzog zu Pommern, verm. 2. Feb. 1491.

Barbara, geboren 15. Jul. 1478, gestorb. 15. Feb. 1534. Gem. Georg, Herz. v. Sachsen, verm. 11. Aug. 1496.

Kinder Wladislaws

Ludwig, König von Ungern und Böhmen, geb. 1. Juli 1506, gest. 29. Aug. 1526. Gem. Maria, Erzherzogin v. Österreich, verm. 11. Dec. 1520, gest. 18. Oct. 1558.

Anna, geb. 23. Juli 1503, gest. 31. Januar 1547, verm. 11. Dec. 1520 mit dem Erzherz. Ferdinand, nachmaligem Kaiser und König v. Ungern und Böhmen.

Kinder Sigismunds

1. Hedwig, geboren 25. März 1513, gest. 7 Feb. 1573. Gem. Joachim II., Kurf. v. Brandenburg, vermählt 1. Septbr. 1535.

1. Anna, geb. 7. Jul. 1515, gest. 9. Sept. 1596. Gemahl. Stephan Bathory, König v. Polen, verm. 2. Mai 1576.

2. Sophia, gest. 28. Mai 1575. Gemahl. Heinrich, Herzog v. Braunschweig-Wolfenbüttel, verm. 22. Febr. 1556.

2. Sigismund August, König von Polen, geb. 1. Aug. 1520, gest. 7. Jul. 1572. Gem. 1) die Erzherzogin Elisabeth, verm. 6. Mai 1543, gest. 15. Jun. 1545. 2) Barbara Radziwil, verm. 1547, gest. 1551. 3) Die Erzherz. Katharina, verm. 31. Jul. 1553, gest. 28. Feb. 1572.

Katharina, gest. 16. Nov. 1583. Gem. Johann, König von Schweden, verm. den 4. Oct. 1562.

Elisabeth, gestorb. 15. Sept. 1559. Gem. Johann v. Zapolya, König von Ungern, vermählt 16. Febr. 1539.

nat, um sich nicht neue Feindschaft zuzuziehen, ertheilte dem Freiwerber eine zweideutige Antwort. Darüber starb die Königin-Mutter. Bogdan, unterrichtet, daß sie vornehmlich ihm entgegen gewesen, erneuerte sein Gesuch, wurde aber von der Prinzessin gradezu abgewiesen (1506). Sogleich überschwemmten seine Völker Pokutien; sie wurden zwar wieder hinausgedrängt und die Polen streiften bis Bottuschan; allein die Übermacht blieb den Moldauern und Alexander mußte sich bequemen, mit ihnen zu unterhandeln. Nach dem Vertrage sollte Elisabeth die Gemahlin des Bogdan werden, doch unter der Bedingung, daß der Papst diese Ehe billige und ein katholischer Priester sie einsegne, daß die Katholiken in der Moldau Kirchen, Priester und einen Bischof haben dürften, und daß der Fürst selbst mit seinem Hofe zu der katholischen Religion übertrete und ein aufrichtiges Bündniß mit Polen gegen die Türken eingehe. Viel lästiger noch durch ununterbrochene, weit ausgedehnte Feindseligkeiten fielen die Tataren dem sterbenden, zuletzt von einem unwissenden Quacksalber gemarterten Könige. Von Slutz blutig abgewiesen erschien eine bedeutende Schar vor Nowogrodek, wo eben die mächtigsten Herren Lithauens sich versammelt hatten, um die Mittel zu einem Abkommen mit dem Könige zu berathen. Kaum konnte es ihnen noch gelingen, sich über die Memel und in Sicherheit zu begeben, die Stadt wurde gänzlich verheert, das Schloß aber durch den Muth der Vertheidiger gerettet. Ein anderer Tatarenschwarm, von Mengli-Gherei's älterm Sohne angeführt, zerstörte Minsk, wo dafür die Pest zurückgelassen wurde, überschritt die Beresina und Wilia, trug Tod und Verderben bis in die Gefilde von Polotzk und Witepsk, und entführte an die 100,000 Menschen in die Sklaverei. Daß Wilna nicht ebenfalls ein Raub der Barbaren wurde, das verdankte die Stadt den in der Eile neu aufgeführten Mauern und einer verbesserten Befestigung des Krommhauses. Das folgende Jahr 1506 schien bestimmt, das Ende von Lithauen zu sehen. Abermals hatten die raubgierigen Scharen der Krimm sich gleich den Brunnen der Tiefe ergossen. Die Ritterschaft, in ihrer Erbitterung gegen den Günstling Glinsky, weigerte sich dem ergangenen Aufgebote Folge zu leisten, wenn nicht der König in Person sie anführe. Ihre Rüstung zu beschleunigen, wollte Alexander, obgleich unfähig, sich zu Pferde zu halten, von Wilna nach Lida aufbrechen. Ein Tatarenschwarm nöthigte ihn nach Wilna zurückzukehren. Stanislaus Kiszka und Glinsky übernahmen es, die Frechheit des Feindes zu züchtigen. Kühn über Nowogrodek und Kleck vordringend, erreichten sie am 5. August Lipa; die ganze tatarische Armee stand hinter einem sumpfigen Bache aufgestellt. Obgleich nur 7000 Bewaffnete zählend, wollte Kiszka am folgenden Morgen angreifen. Er erkrankte tödtlich in der Nacht; aber Glinsky trat an seine Stelle, und der glänzendste Sieg wurde erfochten; 20,000 Tataren blieben auf dem Platze, 40,000 christliche Gefangne wurden erlöset, 3000 Pferde erbeutet. Die Nachricht, auf den Flügeln des Sieges nach Wilna getragen, fand den König sprachlos, dankend faltete er die Hände, und ein Strom von Thränen machte seinem gepreßten Herzen Luft. Einige Tage später, den 19. August 1506, erfolgte sein Ende. Seine kinderlose Witwe, die ihn um sechs Jahre überlebte, war nicht gekrönt worden, weil man sie als eine Irrgläubige für unwürdig hielt, die Salbung zu empfangen [18]). Alexander's Charakter ist in seiner Geschichte niedergelegt; schwach und unbeständig, ohne Einsicht und ohne Fleiß, verschwenderisch, wird er lediglich wegen ausgezeichneter Körperstärke und wegen seiner Neigung zur Musik, besonders zu kriegerischer Musik, gerühmt. Er ruht zu Wilna neben seinem Bruder, dem heil. Kasimir. (*v. Stramberg.*)

JAGEMANN (Christian Joseph), war im J. 1735 zu Dingelstädt im Eichsfelde von katholischen Ältern geboren, die ihn zum Mönchsstande bestimmten. Im J. 1751 trat er in den Augustinerorden, entfloh aber, um sich dem Klostergelübde zu entziehen, aus dem Kloster zu Constanz. Mit Hunger und Noth kämpfend, gelangte er nach Dänemark, wo einige seiner Verwandten ihm eine Hauslehrerstelle verschafften. Um sich mit seinen Ältern zu versöhnen, kehrte er, nach zwei Jahren, wieder nach Teutschland zurück und machte, von seinem Vater dazu aufgefodert, eine Pilgerreise nach Rom, um Absolution zu erlangen. Dort bat er den Papst Ganganelli um Erlaß der Strafe wegen seiner Entweichung und hierauf um Dispensation vom kanonischen Alter. Bis zur Entscheidung seines Gesuchs ward er in das Kloster St. Spirito nach Florenz gewiesen. Dort lebte er mehre Jahre als Weltpriester und Beichtvater der an dem großherzoglichen Hofe zu Florenz sich aufhaltenden Teutschen. Seine Muße benutzte er zu einem gründlichen Studium der italienischen Literatur. Mit Büsching, dessen Erdbeschreibung er ins Italienische übersetzte, und eine Einleitung dazu schrieb [1]), trat er in Briefwechsel und erlangte bald einen Namen in der literarischen Welt. Als ihn eine fehlgeschlagene Hoffnung bestimmte, in sein Vaterland zurückzukehren, gelang es ihm durch den Kurfürsten von Mainz, Emmerich Joseph, eine Lehrerstelle an dem katholischen Gymnasium in Erfurt zu erhalten. Im J. 1775 rief ihn die Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar als Privatbibliothekar in ihre Residenz, wo er späterhin zum Bibliothekar und Rath ernannt, den 7. Februar 1804 starb.

Sein Lieblingsstudium blieb italienische Literatur, in besonderer Beziehung auf Florenz, und um die Verbreitung jener Literatur in Teutschland, so wie um die Kunstgeschichte, machte er sich mehrfach verdient, sowohl durch eigene Schriften, als durch Übersetzungen. Vorzugsweise verdienen hier seine Geschichte der freien Künste und Wissenschaften in Italien genannt zu werden (ein unvollendeter Auszug aus Tiraboschi's Storia della letteratura italiana) [2]), seine Briefe über Italien [3]) und sein Magazin der italienischen Literatur [4]). Zur Förderung des Sprach-

18) In dem Laufe von drei Jahrhunderten ist dieses das einzige Beispiel einer gerechten Retorsion gegen Rußland.

1) Introduzione alla cognizione fisica e politica d'Europa *d'Ant. Federigo Büsching* (Firenze 1770). 2) (Leipzig 1777). 3 Bde. oder 5 Theile. 3) (Weimar 1778, 1788). 3 Bde. 4) (Dessau 1780, 1785). 8 Bde.

studiums schrieb er eine italienische Grammatik[5]) und Chrestomathie[6]), und besonders ein italienisches Wörterbuch[7]), dem er einen für die damalige Zeit ungewöhnlichen Grad von Vollständigkeit gab. Eine strenge Auswahl der vorzüglichsten italienischen Gedichte enthält die im J. 1776 zu Weimar in zwei Octavbänden herausgegebene Antologia poetica italiana. Eine seiner letzten Schriften waren die Lettere famil. di Torquato Tasso con annot. (Lipsiae 1803.) Außer der bereits erwähnten italienischen Übersetzung von Büsching's Erdbeschreibung lieferte er auch eine von Göthe's Hermann und Dorothea, und hinterließ außerdem zahlreiche Schriften und Aufsätze in periodischen Blättern, besonders in Wieland's teutschem Merkur, von denen Meusel[8]) ein vollständiges Verzeichniß geliefert hat[9]). (*Heinr. Döring.*)

JAGEMANN (Ferdinand), geboren zu Weimar im J. 1780. Sein Vater war Rath und Bibliothekar bei der verwitweten Herzogin Amalie zu Weimar; diese Fürstin war eine Beschützerin der Kunst, und die mannichfaltigen Gegenstände, welche der junge Jagemann Gelegenheit zu sehen hatte, erweckten in ihm die Neigung, sich der Malerei zu widmen. Leicht wurde es ihm, auf der dasigen Kunstakademie aufgenommen zu werden, wo er an dem Director derselben, G. M. Kraus, einen freundlichen Lehrer fand. Jagemann war mit vielem Talent begabt, daher zeichnete er sich bald vor seinen Mitschülern aus und machte spielend bedeutende Fortschritte. Schon im Anfange seiner Lehrzeit wurde ihm eine Unterstützung zu Theil, ein halbes Jahr nach Cassel zu gehen. Auf der dortigen Galerie verfertigte er mehre Copien in Kreide nach Rembrand, dessen kräftiges Colorit er immer vorzugsweise liebte. Da aber Weimar nicht der Ort war, um sich in der Kunst weiter auszubilden, und der Herzog Karl August ihn sehr begünstigte, so reiste er auf Betrieb dieses Fürsten nach Wien, um sich unter Feyer's Anleitung mehr zu vervollkommnen. Wir kennen nur ein einziges Gemälde, welches er während seines Aufenthalts in Wien verfertigte und bei seiner Rückkehr in Weimar aufstellte; es ist der Prinz de Ligne, lebensgroß, in sitzender Stellung.

Die Leichtigkeit des Pinsels, welche J. sich in Wien erworben hatte, bewährte er in seiner Vaterstadt durch eine Anzahl gelungener Bildnisse. Doch zu höherm Schwunge sollte sich Jagemann erheben und die Kunstschätze berühmter Meister in Paris studiren; er wurde daher dorthin gesendet, wo er auch mehre gute Copien ausführte, unter welchen sich die obere Hälfte der Mutter Gottes mit dem Kinde, de Foligno, nach Rafael auszeichnet. Im J. 1805 kehrte Jagemann nach Weimar zurück. — Sein späterer Aufenthalt in Rom, obwol durch die günstigsten Verhältnisse unterstützt, lieferte keine großen Resultate, denn es ist nur ein Gemälde bekannt, welches er dort nach eigener Erfindung ausführte, den Propheten Elisa darstellend, welcher knieend ein todtes Kind erweckt, das auf dem Schooße der weinenden Mutter liegt; die Figuren haben mehr als Lebensgröße, sind aber weder durch Erfindung noch Behandlung ansprechend. Gelungener ist die Ausführung des lebensgroßen Bildes seines hohen Gönners, des Herzogs, welche Darstellung sich gegenwärtig auf der Bibliothek zu Weimar befindet. — Außer mehren fürstlichen Personen malte er auch die Bildnisse von Göthe, Wieland und Gall, und zeichnete Schiller im Tode.

Nach der großen Völkerschlacht bei Leipzig marschirte Jagemann als freiwilliger Jäger zu Pferde mit nach Frankreich, und begab sich nach dem Einmarsche der Alliirten mit dem Herzog aufs Neue nach Paris, kehrte aber bald nach Weimar zurück. Von dieser Zeit an lieferte er keine bedeutenden Arbeiten mehr, überhaupt war bei seiner Rückkehr aus dem Felde eine große Veränderung in seinem Innern vorgegangen, und obwol der Gegenstand seiner Neigung endlich seine Gattin wurde, so schienen seine geistigen Kräfte doch geschwächt, und als er später den Auftrag erhielt, ein großes Gemälde, die Himmelfahrt Christi, für eine Kirche zu Karlsruhe auszuführen, wobei er mit großen Schwierigkeiten der Composition zu kämpfen hatte, machte er sich zwar an die Ausführung, vermochte jedoch nicht den großen Raum gehörig zu beleuchten. Unter den schwebenden Christus sind zu beiden Seiten zwei Engel gestellt, welche sich zu den betenden Jüngern im Vorgrunde wenden; von diesen Engeln sollte nun das Licht ausgehen, da aber die ganze Umgebung hell gehalten ist, mußte nothwendig alle malerische Wirkung verloren gehen. Daß diese große Arbeit, für welche ein besonderes Gebäude zur Ausführung errichtet wurde, bei der Ablieferung nicht den erwünschten Beifall erhielt, mag wol mit Ursache an dem bald erfolgten Tode des Künstlers sein. Er starb zu Weimar 1820.

Jagemann besaß ein liebenswürdiges Äußere, daher konnte es ihm bei seiner sonstigen Stellung nicht an vielen Bekannten fehlen, die ihn aber leider zu sehr von seiner Thätigkeit abzogen. Für den Geschichtsmaler war er weniger geschaffen, denn ihm fehlte eine lebendige und geregelte Phantasie, aber als Bildnißmaler besaß er eine große Fertigkeit. Seine männlichen Köpfe haben Leben und Charakter, das Colorit ist kräftig und wahr; weniger gelangen ihm die weiblichen Bildnisse, denn er hatte weniger Sinn für die Zartheit der Tinten. Von seinem Fürsten zum Professor mit einem jährlichen Gehalt ernannt, erhielt er zugleich eine fürstliche Wohnung, und er würde bei solchen Begünstigungen unter besserer Leitung gewiß viel Bedeutenderes geleistet haben. (*A. Weise.*)

JAGEN (Cornelius van), ein Kupferstecher von Amsterdam und Kunstgenosse von Gerhard Lairesse, nach

---

5) (Leipzig 1792.) 2. Auflage (Ebendaselbst 1801). 6) (Leipzig 1794). 2 Bände. 2. Auflage (Ebend. 1802). 2 Bände. 7) Dizionario ital. tedesco e tedesco italiano (Weissenf. 1790). (II. Editio Lipsiae 1808). 2 Voll. Desgleichen Vocabolario ital. ted. e ted. ital. (ibidem 1799). 2 Voll. (II. Edit. ibidem 1804). 2 Voll. 8) s. dessen gelehrtes Teutschl. 3. Bd. S. 504 u. 10 Bd S. 12.; 11. Bd. S. 394; 14. Bd. S. 223. 9) Vergl. Hartleben's Justiz- und Polizeifama 1806. Nr. 91. Wismayr's Ephemeriden der italienischen Literatur. IV. Jahrg. 6. St. S. 266 fg. Baur's neues histor. biograph. literarisches Handwörterbuch, 6. Bd. S 656 fg. Raßmann's literarisches Handwörterbuch der verstorbenen teutschen Dichter S. 276.

welchem er Verschiedenes gearbeitet hat. Sein Vater war der berühmte Landkartenstecher van Jagen *). (*Frenzel.*)

JAGEN (die) nennt man 1) die Abtheilungen in den Forsten und Heiden, mittels welcher man jagdgerecht die Einstellung des Wildes Behufs der Jagden bewirkt. Zu diesem Behufe theilt man das Waldrevier, wenn irgend die Örtlichkeit es zuläßt, in lauter gleichseitige Quadrate, die durch Alleen dergestalt begrenzt werden, daß jede Seite (Stellflügel) 900—1000 Schritte hält. Grundsatz beim Abstecken der Stellflügel ist, daß die Alleen nicht schräg an Bergen hinlaufen, noch auf einer Seite thaleinwärts abhängig sind, weil an solchen Stellen die Hirsche leicht das hohe Zeug überfliehen; ebenso wenig dürfen sie grade auf Brüche oder Teiche auslaufen, sondern wo möglich daneben wegziehen. Es ist unnöthig und der Forstwirthschaft nachtheilig, die Nebenwege, Schneißen rc. den Hauptalleen in der Breite gleichzumachen, weil, wenn das Abjagen auf solche treffen sollte, man leicht die Jagensrundung, die Flügel zum Zwangtreiben, die Kammer, die Abjagungsflügel und Laufe noch durchräumen kann, zum engern Durchstellen aber die Schneißen hinreichend bequem sind, wenn sie nur für das Durchtragen und Stellen der Tücher hinlänglichen Raum haben. Wo sich die Alleen kreuzen, stellt man **Krummruthen** auf, ebenso an den Ecken derselben (s. d. Art. Krummruthen). Sie dienen zum Schwenken und Befestigen der Zeuge, sowie zum Bezeichnen der Reihenfolge der Alleen durch Buchstaben oder Ziffern. Sowol auf der äußern Grenze eines in Jagen getheilten Forstes, als auch in den Hauptalleen werden, um den Stand und Wechsel des Wildes mittels dessen Fährte sicherer auszumachen, **Wildfurchen** gezogen. (S. d. Art.)

2) Nennt man ein Jagen den für die Jagd einer gewissen Wildart eingestellten Raum, innerhalb dessen sich das Wild selbst (Treiben), wie der Platz für das Abjagen mit allem jagdgerechten Zubehör (Jagensrundung, Lauf, Schirm rc.) befindet. Es richtet sich nach der Art und Menge des Wildes, das gejagt werden soll. Unter diesen Jagen steht mit Recht das **Hauptjagen**, d. h. ein solches voran, zu welchem das Wild aus einem ganzen Walde oder einer ganzen Heide auf mehre Meilen weit zusammengetrieben wird. Es ist kostspielig, zeitraubend und kunstreich, ein Hauptjagen anzuordnen, bedarf einer starken und jagdgerechten Jägerei, zahlreicher Treibleute, eines vollständigen Jagdzeuges, und dürfte gegenwärtig nur da durchzuführen sein, wo Landesfürsten oder sehr besitzreiche Grundherren noch Frohnen in Anspruch nehmen können. Der Zweck des Hauptjagens ist eine bedeutende Anzahl jagdbaren Hochwildes auf einen Punkt zusammenzubringen, und zwar mittels Anlagen von mehren durch hohe Zeuge ringsum eingestellten Treiben, deren äußere man die **Beitreiben**, das innere aber das **Abjagen** nennt. Letzteres, oder der Raum, der das nunmehr völlig eingestellte Wild einschließt, besteht aus dem **Hinterjagen** mit der **Jagensrundung** (Sammelplatz des Wildes), aus dem **Zwangstreiben** und der **Kammer**, oder dem letzten Abjagen, endlich aus dem Laufe (dem Schußbezirke) mit dem Jagdschirme für die Schützen und dem Schirme für die Hunde. An beiden Enden der abgesteckten Schußlinien werden Brüche auf die Tücher gehängt, als Zeichen, daß Niemand sich dorthin begebe, auch damit die Schützen die Grenzen des Raumes kennen, innerhalb dessen sie das Wild sicher erlegen können. Bei Jagen, in denen Roth- und Schwarzwild vorgetrieben werden soll, wird das Zwangtreiben der Länge nach durch einen Stellflügel getrennt, damit die Wildarten, ehe sie auf den Lauf kommen, geschieden werden können. Ist aus dem Beitreiben das Wild in das wirkliche Jagen gebracht, so doppelt man dasselbe ringsum mit Netzen, und zwar beim Saujagen innerhalb, beim Hirschjagen außerhalb der Tücher. Die Schußbreite darf nicht über 70 Schritte halten. Sowie alles zum Abjagen bereit, die Jagdgesellschaft in den Schirm eingerückt und die Jägerei mit dem Jagdgeschrei (Jo, ho ho, ha ho! jo, ho, ho ha jo!) zu Holze gezogen ist, wird das Rolltuch aufgemacht, das jagdbare Hochwild bei seinem Heraustreten auf den Lauf angeblasen, wenn es ohne gleich zu verenden getroffen ist mit dem Hirschfänger, das schlechte Hochwild aber dann nur mit dem Genickfänger abgefangen, das Erlegte aber rechts am Schirme geordnet. Ist die Jagd vorbei, so zieht die Jägerei mit aufgesteckten Brüchen und dem Jagdgeschrei wieder zum Schirme und bläst das Jagen in drei langen, durch das Jagdgeschrei getrennten Hiesen ab; der Chef des Jägerpersonals überreicht den Schützen, welche jagdbare Stücke erlegt haben, als Ehrenzeichen Brüche.

Minder zeitraubend und kostspielig ist das **Bestätigungsjagen**. Jagdbare Hirsche werden mittels des Leithundes in ihren Ständen ausgemacht und das Jagen **bestätigt**, d. h. die Jäger ziehen nach der Vorsuche um den Standort des Wildes nochmals ringsher, um gewiß zu sein, daß das Wild, worauf man jagen will, auch wirklich in dem Orte sich befindet. Die also im Jagen bestätigten Hirsche werden sofort mit Federlappen verlappt, dann mit Tüchern eingestellt; worauf der Chef der Jägerei seine Meldung macht, die Bestimmung des Jagdtages erhält, Rundung, Zwangtreiben, Kammer und Lauf anlegen und den Jagdschirm aufschlagen läßt. Das Abjagen selbst geschieht fast ebenso wie beim Hauptjagen; angelegte Treiber bringen das Wild bis in die Kammer, die Hunde treiben es auf den Lauf; zum Anfange wird zu Holze gezogen, am Schlusse mit Brüchen zum Schirme, alles mit dem Jagdgeschrei, An- und Abblasen. Ähnlich ist das Bestätigungsjagen auf Schwarzwild; nur wird mit Tuchlappen verlappt, mit Netzen gedoppelt und die Jagdgesellschaft befindet sich anstatt im Schirme auf Zeugwegen, um von dort aus die Sauen sicherer zu pürschen.

Das **Contrajagen** wird am besten auf einem freien, etwa 400 Schritte langen Raume zwischen zwei Dickichten angelegt, oder auch an Orten, wo eine Wiese im Walde liegt, oder ein junger Schlag im Thale zwischen zwei Waldhöhen sich befindet. Die Einrichtung desselben ist wie folgt:

Sobald die Hirsche bestätigt sind, wird das Ja-

*) *v. Eynden* Vol. I.

gen enger gestellt, zusammengetrieben und eine Kammer gemacht. Dem freien Platze gegenüber legt man den Contralauf an, wie die Ortslage es fodert, den Jagdschirm aber so, daß die Schützen ihre Plätze gegen beide Jagen haben, die Hatzhunde dagegen in der Mitte sind. Das Abjagen selbst wird in nachstehender Art gemacht. Am Tage vor demselben treibt man das Wild aus dem Zwangtreiben in die Kammer des eigentlichen Jagens, um es dort beisammen zu haben, und schafft dann Abends das Quertuch weg, während vor dem noch wildleeren Contrajagen sich keins befindet. Nachts bleibt am Contrajagen und am Lauf Alles still, am eigentlichen Jagen aber muß es desto lauter sein, um die Hirsche zum Übertreten in das offene Contrajagen zu bringen, was, wenn es nicht dann freiwillig geschieht, am Morgen wenigstens theilweise durch Treibleute erzwungen werden muß; worauf dann auch das Contrajagen ein Quertuch erhält. Nach dem Zeichen zum Beginne der Jagd zieht die Jägerei in zwei Parteien zu Holz in beide Jagen; das Wild wird aus einem Treiben in das andere über den Lauf getrieben, und wenn es gefällt ist, schließt der Zug der Jägerei von beiden Seiten nach dem Schirme mit Abblasen und Jagdgeschrei das Fest. Bei allem Jagen auf Sauen ist dies Jagdgeschrei: Ho! Rido! Riddere do! ho! ha! ho! (ritterliches Jagen), der Anruf: Hui Sau! wie bei dem Hirsche: Juch Hirsch! — Die Form der Läufe wird vielfach, oft sehr kunstreich, verändert, immer aber der Terrainform angemessen.

Das **Wasserjagen** kann da angestellt werden, wo ein Fluß oder auch ein Teich das Jagen durchschneidet und sich zur Anlage des Laufes eignet. Das Gewässer wird mit Hilfe von festgelegten Flößen ebenso wie auf dem Lande mit dem Zeuge durchstellt, der Schirm auf einem geräumigen Flosse in dessen Mitte verankert, oder (bei Deichen und schmalen Flüssen) am Ufer angebracht. Beim Abjagen selbst zieht die Jägerei auf einem Flosse zu Holze, das Wild wird in das Wasser getrieben, dort erlegt, dann auf ein dazu eingerichtetes Floß neben dem Schirme gelegt. Nach beendigter Jagd schließen die mehrgedachten Waidmannsgebräuche das Fest.

Ohne diese Ceremonien werden die **Kesseljagen**, meist auf Sauen, angelegt. Man sucht mit dem Leithunde vor, richtet zu Holze, umstellt den Ort rings mit dem Zeuge, an welchem (z. B. auf den Alleen und Schneißen) die Jagdgesellschaft ihre Plätze so nimmt, daß sie frei in das Jagen hineinschießen kann, löset dann die Hunde und läßt das Wild durch sie vortreiben, die Sauen stellen und durch die Hatzhunde halten, bis sie abgefangen werden können. (Vergl. **Döbel's** Jägerpraktika ꝛc. Ausg. von 1828. 2. Th.) *(Benicken.)*

JAGEN, in forstlicher Beziehung, **Jagen-Eintheilung**. In der frühern Zeit bis zur ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war das Jagen mit Jagdzeuge, um entweder das Wild in den Netzen zu fangen, oder es durch Hunde darin den Schützen vorjagen zu lassen, viel gewöhnlicher als jetzt. Um diese Stellungen, wie man ein solches eingestelltes Jagen nannte, bequemer machen zu können, wurden in den größern ebenen Waldungen Schneißen durchgehauen, auf welchen man die Flügel, d. h. die Wände von Netzen oder Tüchern, gut aufstellen konnte, weshalb man eine solche Schneiße auch wol einen Flügel nannte, und die Eintheilung eines Waldes: „Beflügeln." Wo sehr häufig gejagt wurde, theilte man den Wald durch rechtwinkelige Querschneißen gleich in lauter Vierecke, von denen jedes grade die Größe einer Stellung erhielt, was dann die Jagd ungemein erleichterte. Diese Vierecke nannte man danach **Jagen**, eine Benennung, die sie denn auch behalten haben, nachdem ihre Benutzung für die Jagd wenig oder gar nicht mehr stattfindet. Diese Eintheilung in Jagen fanden in Preußen Warneck und Hennert vor, und benutzten sie für die Taxation, weil man, um die Bestände eines Waldes aufzunehmen und zu berechnen, denselben in einzelne kleinere Theile trennen muß. Hartig insbesondere aber erkannte den Werth, den eine regelmäßige Jageneintheilung in den großen ebenen Wäldern des nördlichen und nordöstlichen Teutschlands, Preußens und Polens hat; er machte sie zur Basis seiner ganzen Wirthschaftseinrichtung, Hiebsleitung und Taxationscontrole. Andere Forstwirthe dagegen, welche in Gebirgsforsten wirthschafteten, wollten die Zweckmäßigkeit der Jageneintheilung nicht anerkennen, und foderten eine solche Abtheilung der Flächen, wie sie sich aus der natürlichen Eintheilung des Waldes durch Gewässer, Berge, Thäler, Straßen ꝛc. ergibt. — Es ist nun auch wol unbestreitbar, daß man im Gebirge, wenn man nicht etwa große Gebirgsebenen vor sich hat, in kleinen vereinzelten Gehölzen, in sumpfigen Gegenden, wo Kanäle und Flußarme natürliche Grenzen bilden, von der Jageneintheilung für die Taxation und Wirthschaftseinrichtung keinen Gebrauch machen kann. Sie hat nur da einen Werth, wo man die Gestelle oder Schneißen als Wege und Grenzen für die Betriebsfiguren annehmen kann, und wo es möglich ist das Jagen als eine Wirthschaftsfigur zu betrachten, in welcher einmal ein gleichmäßiger Bestand hergestellt werden soll, um sie dann als einen zu seiner Zeit in Betrieb zu nehmenden Theil des Forstes betrachten zu können. Das ist natürlich nicht ausführbar, wenn ein Fluß, ein tiefes Thal ꝛc. das Jagen in mehre Theile trennt, die nicht zusammengebracht werden können. In den großen Wäldern der Ebene dagegen ist die Jageneintheilung in der That ganz unentbehrlich, um sich zu orientiren, um die Leitung des Hiebes richtig führen und regelmäßige Bestände herstellen zu können, um sicher und schnell begrenzte Taxationsfiguren zu erhalten, von denen man das Ergebniß der Holzung mit den Bestimmungen der Taxation zusammenhalten kann. Dabei gewährt die Jageneintheilung noch eine vortreffliche Revision der Vermessung, macht diese länger brauchbar, da man überall da, wo sich die Gestelle kreuzen, feste Punkte und Orientirlinien erhält, erspart eine Menge Vermessungen bei Veranschlagung der Culturflächen, gestattet eine zweckmäßige Verlegung der Wege, sodaß man mit Recht sagen kann, sie hat hier nur eine Menge höchst wesentlicher Vortheile ohne irgend einen Nachtheil. *(W. Pfeil.)*

JAGENBACH, ein der Herrschaft Rosenau unterthäniges Dorf, im V. O. M. B. des Erzherzogthums

Östreich unter der Ens, an der von Zwettl nach dem Lande ob der Ens führenden sogenannten engelsteiner Commercialstraße, zwischen Zwettl und Engelstein, am Zwettelflusse in mäßig gebirgiger Gegend gelegen, nach Riegers (Dekanat Gerungs, Bisthum St. Pölten) eingepfarrt und nach diesem ¼ Stunden entfernten Dorfe auch zur Schule gewiesen, mit 345 teutschen Einwohnern, welche sich vom Ackerbaue ernähren. Die hier durchgehende Straße dient vorzüglich den benachbarten Glasfabriken, indem sie auf ihr ihre Glaswaaren verführen. Das Dorf gehört zum Werbbezirke des Lin.-Inf.-Regts. Nr. 14. *(G. F. Schreiner.)*

JAGEPOOR, JAGEPORE (Jehazbore, — poor), eine Stadt Vorderindiens, in der Provinz Orissa, District Cuttak, liegt unter 86° 35′ östl. L. und 20° 50′ n. Br. am südlichen Ufer des Flusses Byturn. Die Stadt ist groß und sehr weitläufig gebaut, war sonst die Residenz eines unabhängigen Rajah, der im J. 1243 mächtig genug war, die Afghanen nicht nur von seinem Gebiete zu vertreiben, sondern sie auch nach Bengalen zu verfolgen, und Gour, die damalige Hauptstadt dieses Landes, zu belagern. Diese Fürsten behaupteten ihre Unabhängigkeit bis zum J. 1568, wo ganz Orissa von Callapahar, einem Feldherrn des Königs Solyman Kerany von Bengalen, unterworfen wurde. Unter der Muhammedanischen Herrschaft war die Stadt ein wichtiger Platz, und noch finden sich aus dieser Zeit Überreste von gewöhnlichen Gebäuden und von Moscheen, worunter die von Abu Hassir Khan erbaute zu bemerken ist, obgleich sie eigentlich nur wegen ihrer schlechten Proportionen bemerkenswerth ist. Im J. 1751 wurde sie von dem Nabob Ali Verdy Khan an die Maharatten abgetreten, unter deren Herrschaft sie in Verfall gerieth, sich aber, seit sie unter britischer Herrschaft steht, wieder erholt hat und besonders Manufacturen in baumwollenen Zeuchen unterhält. Die Umgegend der Stadt wird von vielen kleinen Flüssen durchschnitten. *(J. C. Schmidt.)*

JÄGER (der), auch **Waidmann** (waidlicher, d. h. tüchtiger Mann) genannt, ist ein Mann, der, in der Kunst des Jagens (s. d. Art. Jagd) Meister, in jagdgerechter Art die Kenntniß des Wildes, dessen Zucht, Schutz, Tilgung und Benutzung besitzt und übt. Zwar ist gegenwärtig die Zunft der Jäger mit ihren alten Geheimnissen, Zeichen, Bräuchen und Waidsprüchen untergegangen in dem allgemeinen Angriffe der Volksfreiheit auf die morschen Zwingburgen für europäische, besonders für teutsche Geist- und Kraftthätigkeit — Zünfte, Privilegien, Monopole rc. genannt —; aber es hat sich dafür ein freier Verein in Geist und Lust unter den teutschen Jägern zusammengethan, dem allein wir es danken, daß wissenschaftlich gebildete Jäger noch anderswo als in Büchern zu finden sind. Was ein Graf Mellin, ein Wildungen, Bechstein, Hartig, a. d. Winkell, St. Behlen, Dietzel rc. für Jagdkunde und Jagdbetrieb im bessern naturgemäßen Sinne geleistet haben und zum Theil noch leisten, bedarf keines Lobpreisens. Daß der Forstmann dem Jäger den Platz abgewonnen hat, ist ein Werk der Zeit; kein Verständiger kann und will das tadeln oder gar ändern, denn wo die Nothwendigkeit ihr strenges Gesetz verkündigt, muß der Mensch und sein Wunsch schweigen. — Der Ruhm wie die Pflicht eines echten Jägers aber besteht darin, mit dem rüstig fortschreitenden Forstmanne Schritt zu halten, gleich ihm an Kenntniß der Naturwissenschaften zu wachsen, sein Revier ebenso regelrecht und naturgemäß zu behandeln, als jener seinen Forst, und wenn — wie das Ersparnißsystem der Gegenwart es geboten, die Herkömmlichkeit es fast überall bedingt hat — Forstmann und Jäger in einer Person vereinigt sind, sich zum würdigen Haushalter der Natur in Forst und Feld dem Sinn und Begriffe der Wissenschaft und Kunst, unserer Zeit gemäß, gründlich auszubilden. Der Jäger soll wissen: 1) was er jagt, 2) wo und wie er jagen muß, 3) wo, wie und was er hegen, ziehen und schützen darf, oder wo, wie und was er vertilgen soll. — Dieses Wissen in ein tüchtiges Können verwandeln, ist des Jägers Kunst und Geheimniß, „die Gloria — wie der Altvater Döbel sagt — des hochedeln Waidwerkes." Ein großer Grundsatz beseelt den Jäger: „die Kräfte Anderer so selten als möglich in Anspruch nehmen, allzeit die Hilfe und Stütze nur in der eignen Kraft, im eigenen Geschick und im Selbstbewußtsein zu suchen." Es hat dieser Grundsatz so viel Ehrhaftes und Tüchtiges in sich, daß er an kräftigen Gemüthern nicht unaufgefaßt vorübergehen kann, ebenso wenig als der freifröhliche Jägersinn, der in so mancher Bemerkung stets am rechten Orte, zu rechter Zeit und im rechten Maße sich ausspricht. *(Benicken.)*

JÄGER nennt man in der Militairwissenschaft eine Classe leichter Truppen, die, in der Regel aus gelernten Jägern bestehend, sich ihrer Bewaffnung (Büchse, Hirschfänger rc.) und Fechtart nach, für den Einzelkampf (Tirailleurgefecht) eignen. In einigen Staaten (Preußen z. B.), wo sie Corps gelernter Jäger bilden, gehören sie zu den Elitentruppen und verdienen sich Versorgungsansprüche im Fache der Jägerei und des Forstschutzes; in andern Armeen (z. B. Rußlands, Österreichs) macht die Bewaffnung und Feuertaktik allein den Jäger; sie sind in Regimenter geordnet und werden vorzugsweise aus Gebirgsländern (Tyrol, Salzburg rc.), oder aus den kleinsten und behendesten Leuten (wie in der russischen Armee) rekrutirt. Die gezogene Büchse ist ihre Hauptwaffe, nach ihr — in der Hand des kunstgerechten Schützen gefährlich, in des Unkundigen Hand die unschädlichste Waffe von der Welt — werden sie benannt: Büchsenjäger, Chasseurs, Riflemen rc., doch liegt ihr Werth lediglich in ihrer Geschicklichkeit, in Handhabung der Büchse und in der Kunst, das Terrain im Einzelgefechte zu benutzen. *(Benicken.)*

JÄGER, 1) **Christian Friedrich**, geboren am 13. Oct. 1739 zu Stuttgart und Sohn eines dortigen Arztes, vertauschte das Studium der Theologie, welchem er zuerst bestimmt gewesen war und mehre Jahre obgelegen hatte, mit dem der Medicin. Um sich darin auszubilden, besuchte er nicht nur Tübingen, die Universität seines Vaterlandes, wo damals Sigwart, Gmelin und Mauchart lehrten, sondern auch seit 1764 Leyden, um die Vorträge von Albinus, Gaub, van Royen und Allemann zu besuchen. Nach einer Reise durch Holland und

einen Theil von Teutschland kehrte J. nach Tübingen zurück und promovirte daselbst im J. 1767 und zwar in der Philosophie und Medicin. Nach Mauchart's Tode erhielt er eine Professur und nachdem Gmelin gestorben war, den Lehrstuhl der Botanik und Chemie, dann der Pathologie und medicinischen Praxis, wurde 1780 Leibarzt des Königs von Würtemberg und führte auch die Aufsicht über das Naturaliencabinet zu Stuttgart, und starb im J. 1808. Seine Schriften sind meistentheils von geringem Umfange, indem sie der Mehrzahl nach in Dissertationen bestehen [1]). Außerdem verfaßte er eine medicinische Anweisung wegen der tollen Hundswuth nebst einer Vorschrift für die Dorfbarbiere (Stuttgart 1782. 4.); und schrieb über die Natur und Behandlung der krankhaften Schwäche des menschlichen Organismus (Ebendas. 1807. 4.). Überdies hat er Antheil genommen an einer neuen Ausgabe der würtembergischen Pharmakopöe, gemeinschaftlich mit Hopfengärtner (1798) und zu mehren Journalen interessante Beiträge geliefert, welche Meusel verzeichnet hat. Der eine seiner Söhne hieß ebenfalls Christian Friedrich und wurde Hofgerichtsadvocat zu Stuttgart; ein anderer, Karl Christoph Friedrich, wurde Arzt [2]). (*R.*)

2) **Herbert**, ein Arzt und Naturforscher des 17. Jahrhunderts, bekannt durch seine Reise nach Ostindien und mehre daselbst angestellte interessante Untersuchungen. Er war in holländischen Diensten, im J. 1666 Chef des indischen Handels, beschäftigte sich aber später zu Batavia mit Ausübung der Arzneikunde. Mit dem berühmten Rumph, welcher sich auf der Insel Amboina befand, stand er in brieflichem Verkehr über naturhistorische Gegenstände. Valentyn hat in seinem India literata einige von diesen Briefen aufbewahrt. Jäger beantwortet darin mehre Fragen Rumph's, unter andern über das Sandelholz. J. litt am Asthma, sodaß er auf langes Leben nicht rechnen konnte, begleitete aber dessenungeachtet den Director Casember in den persischen Meerbusen im J. 1684 und kehrte erst 1689 von dieser Expedition zurück. Er wurde zum Begleiter hauptsächlich wegen seiner Kenntniß der persischen Sprache erwählt. Überhaupt aber besaß er eine so gründliche Kenntniß orientalischer Sprachen, daß ihn der berühmte Golius vor seiner Abreise aus Europa zum Nachfolger in seinem Amte zu haben wünschte. So berichtet wenigstens Chardin, welcher ihn im J. 1666 zu Ispahan in Persien kennen lernte und mit ihm innige Freundschaft schloß [3]). Als Schriftsteller hat sich J. durch einige Abhandlungen bekannt gemacht, welche er nach Europa sendete, z. B. über den Indigo und seine Bereitung, über Wurmpulver und über das Katechu. Sie erschienen im J. 1683 u. ff. in den Actis der kaiserl. Akademie der Naturforscher [4]). Außerdem hatte er gemeinschaftlich mit Chardin [5]) eine ausführliche Beschreibung von Ispahan unternommen; das dadurch gewonnene Material hat dann Chardin in seiner Reisebeschreibung verarbeitet.

(*A. G. Hoffmann.*)

3) **Johann Wolfgang**, geb. 17. März 1647 zu Stuttgart, zu der Familie Jäger von Jägersberg gehörig, ein angesehener Theolog der Lutherischen Kirche, hat sich zu Hirschau, Bebenhausen und Tübingen gebildet und ist in verschiedenen Ämtern seinem Vaterlande nützlich geworden. Nach vollendeten Studien erhielt er die Stelle eines Lehrers der Prinzen von Würtemberg und begleitete diese auch auf ihren Reisen als Prediger derselben; in dieser Lage blieb er neun Jahre und wurde dann im J. 1680 außerordentlicher Professor der Geographie und lateinischen Sprache zu Tübingen, 1681 ordentlicher Professor der griechischen Sprache, 1684 der Moral und 1688 der Logik und Metaphysik. Im J. 1689 promovirte er zum Licentiaten und 1692 zum Doctor der Theologie wurde 1692 außerordentlicher Professor der Theologie, und beaufsichtigte seit 1688 auch die niedern Schulen in Ober-Würtemberg. Im J. 1698 wurde er Abt und Generalsuperintendent im Kloster Maulbrunn, 1699 Stiftsprediger und Consistorialrath zu Stuttgart, und zugleich Generalsuperintendent und Abt im Kloster Adelberg, endlich 1702 erster Professor der Theologie, Kanzler und Propst zu Tübingen und starb am 2. April 1720. Seine schriftstellerische Thätigkeit zeigte sich nach der Sitte seiner Zeit großentheils in kleinen akademischen Schriften, wovon die meisten heutzutage wenig oder doch nur ein historisches Interesse gewähren können. Jedoch behandelt J. darin keinesweges blos eigentlich dogmatische und apologetische Gegenstände, sondern verbreitet sich auch über Materien des Kirchen- und Staatsrechts, der Geschichte der Kirche, der Philosophie und Moral. Erwähnung verdienen unter seinen Schriften von ziemlich großer Anzahl: **Historia ecclesiastica recentissima cum parallelismo profanae ab anno 1650 ad a. 1700 (Tub. 1692. 1693; Hamb. 1709. fol.); Systema theologicum thetico-polemicum (Tub. 1715. 4.); Examen**

1) Die beiden Dissert. de antagonismo musculorum und Observationes de foetibus recens natis jam in utero mortuis et putridis erschienen sogleich bei seinem Auftreten als akademischer Lehrer (Tübingen 1767. 4.); die fünf folgenden Dissertationen de spiritu salis ammoniaci cum calce viva praecipueque de ejus e spiritu salis ammoniaci cum alcali fixo parato differentia (Tübingen 1768. 4.); de metastasi lactis (ibid. 1770. 4.); de genesi calculi urinarii (ibid. 1770. 4.); phthisis pulmonalis casu notabiliore et epicrisi illustrata (ibid. 1772. 4.); de campogiae guttae succo sive gummi guttae officinali (Tübingen 1774. 4.) befinden sich auch in *Baldinger's* sylloge selectiorum opusculorum. Außerdem sind zu erwähnen das Programm: an in summo cuneationis capitis gradu praeferenda sit methodus sigaultiana hactenus usitatae capitis perforationi vel et sectioni Caesareae, die diss. corticis Peruviani in phthisi pulmonali historia et usus (beide ebendas. 1779. 4.), Disquisitio qua casus et annotationes ad vitam foetus neogeni dijudicandum facientes proponuntur (Ulm 1780. 4.) und Examen rationum sectionem ossium pubis oppugnantium vel limitantium (Tübingen 1780. 4.). u. s. w. 2) Vergl. Gradmann's Gelehrtes Schwaben; Baldinger's Biographien jetzt lebender Ärzte 1. Bd.; Bock's Geschichte der Universität Tübingen; Meusel's Gelehrtes Teutschland, 5. Ausgabe 3. Bd. S. 498 fg.; 10. Bd. S. 8; 11. Bd. S. 392; 14. Bd. S. 220; 23. Bd. S. 12; Biographie médicale tom. V. p. 339 sq.

3) Voyages de Mr. Chardin en Perse T. VIII. p. 10. (ed. Amst. 1711); doch ist der Name verstümmelt in *Herbert Diager.* 4) Cf. Biographie universelle tom. XXI. p. 379 sqq. Artikel von *Dupetit-Thouars* und Biographie médicale tom. V. p. 340 5) Vergl. a. a. O. S. 10, 11.

theologiae novae, et maxime celeb. Dn. *Poireti*, ejusque magistrae *de Bourignon* (Francof. 1708); Examen theologiae mysticae (ibid. 1709); Jus Dei foederale, ubi Pufendorfii jus feciale in examen vocatur (ibid. 1698); Theologia naturalis (ibid. 1684); Separatismus hodiernus sub examen vocatus (ibid. 1715. 4.); Acta Eslingensia separatistico-fanatica (ibid. 1716. 4.); De Leadae vita, visionibus ac doctrina etc. Hugo Grotius' bekannte Schrift: de jure belli et pacis versah er mit Anmerkungen (Tüb. 1710) und vertheidigte in mehren Schriften die Rechte des Kaisers und der weltlichen Macht gegen die Anmaßungen der römischen Curie; so in der Defensio imperatoris Josephi contra curiae Romanae tres bullas (ibid. 1708. 4.); in den Notae speciales in tres bullas Papae (ibid. 1709) und den beiden im Jahre 1711 erschienenen Schriften De jure Potestatum supremarum circa sacra und Concordia imperii et sacerdotii[6]). (*R.*)

4) Karl Christoph Friedrich von J., geboren zu Tübingen den 2. November 1773, ein Sohn des im J. 1808 verstorbenen königlichen Leibarztes und Professors der Medicin Christian Friedrich Jäger, wählte früh aus Neigung das väterliche Studium. In den J. 1790—1793 besuchte er die hohe Karlsschule in Stuttgart, und erlangte in dem zuletztgenannten Jahre den Grad eines Doctors der Medicin. Eine wissenschaftliche Reise führte ihn hierauf durch mehre Städte Teutschlands und nach Österreich. Am längsten verweilte er in Würzburg, Erlangen, Göttingen und Wien. Der Herzog Friedrich Eugen von Würtemberg ernannte ihn nach der Rückkehr von jener Reise, welche drittehalb Jahre gedauert, im J. 1795 zum Hofmedicus und zwei Jahre später zum Aufseher des Naturaliencabinets in Stuttgart. Den Charakter eines königl. Leibarztes erhielt er im September 1812. Im nächsten Jahre ward er zum Hofpflegearzte, zum Mitgliede der Section des Medicinalwesens und bald nachher zum wirklichen Leibarzt ernannt. Den verewigten König Friedrich von Würtemberg begleitete er auf zwei Reisen nach Wien und Frankfurt, nachdem ihm schon früher (1812) der ehrenvolle Auftrag geworden war, dem aus dem russischen Feldzuge krank zurückkehrenden Kronprinzen entgegenzureisen. Im J. 1815 ward Jäger Ritter des würtembergischen Civilverdienstordens. Seitdem lebte er eine Reihe von Jahren in Stuttgart als praktischer Arzt. Erst kurze Zeit vor seinem Tode (1827) fing seine bis dahin sehr kräftige Gesundheit an zu leiden. Zu gichtisch-rheumatischen Schmerzen gesellten sich hartnäckige Unterleibsbeschwerden. Seine auffallende Abmagerung schrieb er selbst an seinem Todestage einer Verhärtung der Gekrösdrüsen zu, und die Section bewies, daß er richtig vermuthet. So lange es ihm seine physischen Kräfte irgend erlaubten, hatte er sich mit Eifer seinem Berufe gewidmet. Ungeachtet der zunehmenden Körperschwäche blieb sein Geist heiter. Einen schönen Genuß bereitete ihm das Wiedersehen mancher Freunde bei dem den 11. Februar 1828 gefeierten hundertjährigen Geburtsfeste des Herzogs Karl von Würtemberg. Als er bei zunehmender Entkräftung auf jedes Gespräch verzichten mußte, beschäftigte sich sein Geist mit der Betrachtung von Naturgegenständen, besonders von mannichfachen Pflanzen und ihren Abbildungen. Unter diesen Beschäftigungen nahte ihm der Tod den 9. Mai 1828.

Eine von Haug verfertigte Grabschrift faßt die rühmlichen Eigenschaften Jäger's in nachfolgendem Distichon zusammen:

Festivum, Jaegere, Probum, Medicumque Sophumque
Rex, patriae cives Te moriente dolent.

Die Trauer um seinen Verlust war gerecht. Jäger war ein vielseitig gebildeter, rastlos thätiger Mann, durch körperliche und geistige Anlagen berufen zum Arzt und Naturforscher. Mit dauerhafter Gesundheit und kräftigem Körper vereinigte er eine ausgezeichnete Beobachtungs- und Combinationsgabe. Die Schärfe seines Urtheils fand ebenso leicht die Lösung der schwierigsten physikalischen Aufgaben, als er die verschiedensten Krankheitssymptome sich zu erklären und die geeignete Cur darauf zu gründen wußte. Die Unsicherheit der Diagnose verhehlte er sich nicht, sondern gestand sie offenherzig. Hohe Achtung für seinen Beruf machte ihm bei seinen Leistungen als Arzt und Naturforscher die strengste Gewissenhaftigkeit zur Pflicht. Um so geringschätziger urtheilte er aber auch über alle ohne gehörige Prüfung angestellte Beobachtungen. Den von Vielen so hochgepriesenen Wundern des thierischen Magnetismus lieh er keinen Glauben; doch verkannte er nicht das redliche Streben, auch auf diesem Wege die Wissenschaft fördern zu wollen. Sowol bei seinen Collegen als bei Kranken fand er leicht Eingang, nicht blos durch die Richtigkeit seines Urtheils, sondern auch durch seine unbescholtene Rechtlichkeit, Offenheit und Freundlichkeit. „Selten" heißt es in einer von dem Stiftsdiakon Köstlin ihm gehaltenen Grabrede, „hat ein Arzt solchen Glauben gefunden, wie er bei Tausenden. Schon sein Kommen, sein Erscheinen regte die Hoffnung auf, und man erlaubte sich kaum einen Zweifel an der Sicherheit seiner Entscheidungen." Durch heitern Ernst ward seine Gegenwart beruhigend für den Kranken und gab ihm wenigstens den vorübergehenden Genuß des erneuten Gesundheitsgefühls.

Auf die Entwickelung seiner seltenen Geistesanlagen hatten schon früh auch manche äußere Umstände mitgewirkt. Neben einer sorgfältigen Erziehung war ihm das Glück zu Theil geworden, bis zum reifern Alter mit einem in gleichem Fache ausgezeichneten Vater sich berathen zu können. Nicht nur in der hohen Karlsschule, auch auf wissenschaftlichen Reisen war er zur vielseitigen Ausbildung und Anwendung seiner Talente gelangt, welche überdies noch begünstigt ward durch seine frühe Anstellung als Hofmedicus und Aufseher des Naturaliencabinets. So war er unter praktischen Geschäften und unter wissenschaftlichen Arbeiten schon so weit geführt worden, daß es für die Naturwissenschaft wie für die Heilkunde als Verlust anzusehen war, wenn er das eine Fach verließ, um sich

6) Jöcher's Gelehrtenlexikon 2. Bd. col. 1818 fg. nach den würtembergischen Nebenstunden, und der Neuen Zeitung von gelehrten Sachen 1721. S. 235.

dem andern ausschließlich zu widmen. Zufällige Umstände, unter andern der Tod mehrer vorzüglichen Ärzte, bestimmten ihn, sich der Medicin vorzugsweise zu widmen. Bei diesem Berufe mußte ihn nicht nur das immer mehr steigende Zutrauen des Publicums festhalten, sondern auch der Wirkungskreis, der sich ihm als Mitgliede des Medicinalcollegiums und als königl. würtembergischem Leibarzt eröffnet hatte. Doch nicht blos durch seine Talente und Kenntnisse, auch durch seinen Charakter als Mensch erwarb er sich allgemeine Achtung, die sich besonders unverkennbar aussprach in der allgemeinen und ängstlichen Theilnahme während der Krankheit, die seinem Tode voranging.

Ungeachtet seiner oft gehäuften Berufsgeschäfte hatte Jäger Muße zu literarischen Arbeiten gefunden, die Anfangs fast ausschließlich Gegenstände der Chemie, Mineralogie und Geognosie betrafen. Dahin gehört, außer einer lateinischen Abhandlung[a]), die Schrift über das Leuchten des Phosphors in atmosphärischem Stickgas[b]). Unter gleicher Überschrift lieferte Jäger einen Aufsatz in Gren's Journal der Physik[c]). Über den krystallisirten Sandstein in der Gegend von Stuttgart ließ er interessante Bemerkungen drucken in den Denkschriften der Gesellschaft der Ärzte und Naturforscher Schwabens, und über das Vorkommen fossiler Knochen im Würtembergischen theilte er Cuvier in Paris wichtige Beiträge mit. Auch erklärte er sich über diesen Gegenstand, besonders über die im J. 1816 bei Cannstadt unternommenen Ausgrabungen, in mehren einzelnen Abhandlungen, gedruckt in den von Gilbert herausgegebenen Annalen der Physik, in den Jahrgängen 1817 und 1818. In dieser Zeitschrift befinden sich zugleich mehre Abhandlungen Jäger's über die Wirkungen der einfachen Galvani'schen Kette und der Volta'schen Säule, sowie der trockenen elektrischen Säulen, durch welche er eine eigene Theorie derselben zu begründen suchte. Mannichfache wissenschaftliche Arbeiten, die seine Ernennung zum Mitgliede mehrer gelehrten Gesellschaften veranlaßten, bezeichneten auch seine spätere Laufbahn als praktischer Arzt. Noch im J. 1796 hatte er in der medicinisch-chirurgischen Zeitung (Nr. 56 und 57) seine Abhandlung über die Ausführbarkeit des vom Professor Plouquet gemachten Vorschlags zu einer neuen Lungenprobe bekannt gemacht, und sich gleichzeitig, unter der Leitung seines Vaters, mit der sechsten Ausgabe der würtembergischen Pharmakopöe beschäftigt. Seine im J. 1807 erschienene Beantwortung der von der kaiserl. Leopoldinischen Akademie der Naturforscher aufgegebenen Preisfrage über die Natur und Behandlung der krankhaften Schwäche des menschlichen Organismus erhielt noch in dem genannten Jahre das Accessit. In zwei Abhandlungen, 1811 und 1813, in Hufeland's Journal für praktische Heilkunde gedruckt, stellte er zuerst die Magenerweichung bei Kindern als eine eigene Krankheitsform dar, welche Hunter in England als eine erst nach dem Tode erfolgende Veränderung bezeichnet hatte. Die Richtigkeit seiner Ansicht bestätigten zahlreiche in Teutschland, England und Frankreich angestellte Beobachtungen. Zu mehren wissenschaftlichen Arbeiten über einzelne Gegenstände der gerichtlichen Arzneikunde bot sich ihm späterhin als Mitglied des kön. Medicinalcollegiums mehrfache Gelegenheit. Sie sind größtentheils in Henke's Archiv für Staatsarzneikunde mitgetheilt worden[d]). (*Heinrich Döring.*)

5) **Wolfgang**, war den 22. December 1734 zu Nürnberg geboren. Sein Vater, ein Gold- und Silberdrahtzieher, bestimmte ihn zu seinem Gewerbe. Als aber nach dem ersten Elementarunterrichte im Rechnen und Schreiben die Geistesanlagen des Sohnes sich rasch entwickelten, gab er seinem Wunsche nach, sich dem gelehrten Stande widmen zu dürfen. Nachdem er die niedern Schulen seiner Vaterstadt besucht, wurde Jäger in seinem funfzehnten Jahre Zögling des nürnbergischen Gymnasiums. Der verdiente Rector Schwebel weckte und nährte seine Liebe für die griechische Literatur. Aber auch in andern wissenschaftlichen Fächern machte er rasche Fortschritte, besonders seit er die öffentlichen Vorlesungen im Ägidianum besuchte. Solger, Spörl, Schönleben und Mörl waren dort seine vorzüglichsten Lehrer. Vielseitig durch sie gebildet ging er 1752 nach Altdorf, wo Adelburner, Bernhold, Dietelmair, Heumann, Nagel und Will seine erworbenen Kenntnisse erweiterten und berichtigten. Um jene Zeit ward er auch von Mourlon in den neuern Sprachen unterrichtet. Als Mitglied der von Will im J. 1756 gestifteten teutschen Gesellschaft lieferte er mehre Aufsätze, die er aber in spätern Jahren als unreife Jugendproducte verwarf[1]).

Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn beschäftigte sich Jäger zu Nürnberg mit Ertheilung von Privatunterricht und mit mehren literarischen Arbeiten, größtentheils Übersetzungen aus dem Französischen und Italienischen. So nahm er unter andern Antheil an der Übersetzung von Daniel's Geschichte von Frankreich[2]). Im J. 1762 ward er Vicar an dem Gymnasium seiner Vaterstadt und 1767 Conrector. In einem siebenjährigen rastlos thätigen Wirken störte ihn häufig das zunehmende Leiden der Hypochondrie, das den Wunsch in ihm rege machte, seinem in mehrfacher Hinsicht beschwerlichen Amte entsagen zu können. Willkommen war ihm daher ein Ruf nach Altdorf im J. 1774. Er ward dort Professor der abendländischen Sprachen und außerordentlicher Professor der Philosophie, nachdem er bereits im J. 1772 von der phi-

a) Diss. Acidum phosphoricum tanquam morborum quorundam causam proponens (Stuttg. 1795. 4.). b) Resultate einiger darüber angestellten Versuche und Beobachtungen, in Gemeinschaft mit (dem zu Moskau verstorbenen Professor) D. Scherer herausgegeben (Weimar 1795). c) 1794. 8. Bd. S. 369 u. fg. Neues Journal 1795. 2. Bd. S. 455 u. fg.

d) Vergl. den schwäbischen Merkur. 1828. Nr. 167. Athenäum berühmter Gelehrten Würtembergs (Stuttgart 1829). 3. Hft. S. 75 fg. Den neuen Nekrolog der Teutschen 6. Jahrg. 1. Thl. S. 888 fg. Meusel's gelehrtes Teutschland. 3. Bd. S. 501; 10. Bd. S. 9 fg; 18. Bd. S. 253; 23. Bd. S. 13.

1) Man findet sie nebst seinen übrigen Schriften verzeichnet in Müller's Schattenrissen der jetztlebenden altdorfer Professoren (Altdorf 1790). S. 79. 2) Jäger's Antheil beginnt von S. 565 des 11. Theils, und geht bis zu Ende des 15. Theils.

losophischen Facultät, ohne sein Ansuchen, die Magisterwürde erhalten hatte. Seine Professur eröffnete er mit der Rede: de indole ac studiis gentium ex linguae, qua earum quaeque utitur, natura et ingenio cognoscendis. Sein damals geschriebenes Programm enthielt: Observationes in Panegyricum Latini Pacati Drepanii.

Nachdem Jäger zwölf Jahre hindurch jene zwiefache Professur mit großem Beifalle bekleidet hatte, ward er im J. 1786 ordentlicher Professor der Dichtkunst und 1789 der Beredsamkeit, Programmatarius der Universität und Moderator der von Nagel gestifteten lateinischen Gesellschaft. Bei der zunehmenden Kränklichkeit des Professors Will hielt er auch Vorlesungen über die teutsche Geschichte, nachdem er schon vorher Universal- und Staatengeschichte mit großem Beifalle gelehrt hatte. Zugleich fuhr er fort, als Schriftsteller thätig zu sein, litt aber, bei seiner von Natur schwächlichen Constitution, häufig an Unterleibsbeschwerden und Anfällen von Schwindel. Er starb an der Wassersucht am 30. Mai 1795 im 61. Lebensjahre.

Der Umfang seiner Kenntnisse in den verschiedensten Zweigen des menschlichen Wissens war sehr groß. Aber mit jener Polyhistorie vereinigte er eine seltene Gründlichkeit in seinem Hauptfache und den damit verwandten Wissenschaften. Sein lateinischer Styl war classisch zu nennen. Belege dafür liefern, außer mehren Universitätsprogrammen, vorzüglich seine Lobreden auf Kaiser Joseph II. und Leopold II.[3]). Seine gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache und der römischen Literatur beweist vorzüglich Jäger's Ausgabe der alten Panegyriker[4]), welche er mit einer zweckmäßigen Auswahl der vorzüglichsten Lesarten und Noten der verschiedenen Interpreten begleitete. Wie vertraut er mit den griechischen Dichtern und Prosaisten war, geht aus den Zusätzen hervor, die er zu *Fabricii* Bibliotheca graeca, welche Harleß herausgegeben, lieferte. Seine schwächliche Gesundheit hinderte ihn an der Ausführung mancher andern literarischen Plane, unter andern einer neuen Bearbeitung von Hederich's griechischem Handlexikon. Hierzu wäre er vor vielen Andern geeignet gewesen durch seine gründliche Kenntniß der ältern Sprachen. Aber auch die neuern waren ihm nicht fremd geblieben. Seine Stärke in der italienischen Sprache erhellt aus seinem Dizionario nuovo oder vollständigem italienisch-teutschen und teutsch-italienischen Wörterbuche[5]), und für seine gründliche Kenntniß des Spanischen spricht seine spanische Chrestomathie und die ihr beigefügten Erläuterungen[6]). Im Englischen und Französischen gab er Unterricht und übersetzte mehre Werke aus der zuletzt genannten Sprache. Ein besonderes Interesse hatte er für Geschichte. Von sorgfältiger Quellenbenutzung zeugen besonders diejenigen seiner Schriften, welche specielle historische Gegenstände behandeln[7]). Durch gewissenhafte Genauigkeit empfahl sich seine synchronistische Universalgeschichte in Tabellen[8]) und das von ihm herausgegebene geographisch-historisch-statistische Zeitungslexikon[9]).

Der ausgebreiteten Gelehrsamkeit ungeachtet, die sich in fast allen seinen Schriften kund gab, von denen Meusel ein vollständiges Verzeichniß liefert[10]), war er ein bescheidener, anspruchsloser Mann, der auf sich selbst und seine Verdienste fast gar keinen Werth zu legen schien. Seinem Charakter nach gehörte er zu den besten Menschen. Er war unverheirathet geblieben, beunruhigt durch den Gedanken, bei seiner schwächlichen Gesundheit frühzeitig den Seinigen entrissen zu werden. Genügsam in allen Bedürfnissen konnte er, ohne wohlhabend oder reich genannt werden zu können, um so uneigennütziger sein, und jeder Regung seines Wohlwollens unbeschränkt folgen. Er war kein Freund des geselligen Lebens und schloß sich nur Wenigen an, aber solchen, deren Werth er erkannt hatte, mit ganzem Herzen und unerschütterlicher Treue[11]).

(*Heinrich Döring.*)

JÄGERA *L.* Mit diesem Namen belegte Linné anfänglich eine Gattung, die er auf Amomum montanum *König* gründen wollte, doch kam er späterhin von dieser Ansicht ab. Sie sollte den Namen tragen zu Ehren des Herbert von Jäger, welcher ums J. 1666 zu Batavia die Arzneikunst ausübte und mehre indische Pflanzen beschrieb (in Miscell. Nat. Cur. und in *Valentini* India literata).

(*Zenker.*)

Jägeratzung, s. Jägerzehrung.

Jägerei, s. Jagd.

Jägergarn, s. Netz.

Jägergeld, s. u. Jagdfolge.

Jägerhorn, s. Bugle-Horn, Horn und Parforcejagd.

JÄGERIA, eine zuerst von Kunth, wahrscheinlich nach dem stuttgarter Arzt und Naturforscher Georg Friedrich Jäger, genannte Pflanzengattung, welche in die natürliche Gruppe der Synanthereae *Rich.* (Syngenesia superflua *Linn.* sex. syst. et Compositae *L.* Radiatae *Spr.*) gehört. Ihr Charakter ist nach Lessing (Synops. gen. Compositar. p. 223): Blüthenkopf mit Strah-

---

3) Panegyricus divo *Josepho II.* dimississimi animi pietate dictus (Norimb. 1790. fol.); teutsch von J. P. Sattler (Ebend. 1790). Panegyricus divo *Leopoldo II.* dictus, cum Odis II. (Ibid. 1792. med. fol.). 4) Panegyrici veteres, quos ex codd. MSS. librisque collatis recensuit, ac notis integris *C. G. Schwarzii*, et excerptis aliorum, additis etiam suis illustravit Tom. I. et II. (Norimb. 1779, 1780. 8 maj.). 5) (Nürnberg 1764). 2. Aufl. (Ebend. 1789). 6) (Frankfurt und Leipzig 1779.)

7) s. unter andern die Diss. de rebus *Conradi Stauffensis*, ultimi Ducis Sueviae (Altd. 1778. 4.); teutsch unter dem Titel: Geschichte Konrad's II., Königs beider Sicilien und Herzogs in Schwaben (Altdorf 1785). Die Geschichte Kaiser Heinrich's VI. (Nürnberg u. Altdorf 1793) u. a. m. 8) (Coburg 1781. gr. fol.). 9) (Nürnberg 1782, 1784.) 2 Thl. 8. 2. vermehrte und verbesserte Ausgabe (ebend. 1793). 2 Theile 4. Von Neuem herausgegeben, umgearbeitet und mit Zusätzen vermehrt vom Professor Karl Mannert (Ebend. 1805.) 1. Bd. gr. 8. 10) s. dessen Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 215 fg. 11) Cf. Progr. funebre in obitum *W. Jägeri* (1795). Will's Nürnbergisches Gelehrtenlexikon, fortgesetzt von Nopitsch. 6. Thl. S. 154 fg.; Müller's Schattenrisse der jetztlebenden altdorfischer Professoren S. 78 fg. *Saxii* Onomast. litter. P. VIII. p. 227 sqq. Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1795. 1. Bd. S. 372 fg. Baur's neues histor. biogr. literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 864 fg.

lenblume, Same vierwinklig mit sehr kurzer kronenförmiger Samenkrone und sehr kleiner epigynischer Scheibe gekrönt, indem die äußern ganz und gar in Blättchen eingehüllt sind. — Es sind südamerikanische, mehr oder minder ästige, rauhhaarige Kräuter, mit gegenüberstehenden kurzgestielten, ganzen Blättern, endständigen, einzelnen, gelben und kleinen Blüthenköpfchen, deren rauhhaarige Blättchen länger als die Scheibe werden. Die wichtigsten Arten sind: 1) **Jaegeria mnioides** *Kunth*; niedrig aufrecht, ganz einfach, Blätter kurzgestielt, eiförmig, gesägt, feinhaarig, Blüthenstiele endständig. — In Mexiko bei Ario (Abbild. in *Humboldt*, *Bonpl.* et *Kunth.* nova genera et spec. pl. Amer. IV. t. 400). 2) **J. hirta** *Less.* (**Acmella hirta** *Lag.*); krautartig, rauhhaarig, Blätter eiförmig, ganzrandig. Amerika. 3) **J. macrocephala** *Less.*, unterscheidet sich von J. hirta, dem sie ungemein ähnlich ist, vornehmlich durch die weit größern, immer einzelnen, weniger häufigen Blüthenköpfchen, länglich elliptischen, eingedrückten, drei Linien langen und nicht verkehrt-eiförmigen fast zweilappigen und kleinen Strahlblümchen, sowie größtentheils länglichen und nicht eben kurzen Blättern. Bei Jalappe.

Außerdem beschreibt Sprengel (*Linn.* syst. veget. III. p. 591) noch eine Art von Monte video, die er **J. bellidioides** nennt. Er gibt ihr folgende Merkmale: Blätter elliptisch ganzrandig, in den Blattstiel herablaufend, striegelig, Blüthenstiele endständig. Von demselben Schriftsteller werden auch a. a. O. **Viborgia urticaefolia** *Kunth.* **Spilanthus uliginosa** *Sw.* **Verbesina calendulacea** *L.* et **Polymnia abyssinica** *L.* suppl. zu dieser Gattung gebracht, der er folgenden Charakter zutheilt: Gemeinschaftlicher Blüthenkelch (anthodium) fünfblätterig, gleichförmig, Blüthenboden spreublätterig, konisch. (*Zenker.*)

JÄGERMEISTER, Reichsjägermeister. Die obersten Jagdbeamten werden Jägermeister, Hofjägermeister, Oberjägermeister genannt. Wahrscheinlich unter Kaiser Heinrich IV.[1]) entstanden die Reichsjägermeister, welche die obere Aufsicht über die vorbehaltenen kaiserlichen und Reichsjagden führen sollten. Es wurden dies bald Erbämter, gleichwie alle ähnliche Würden an Familien durch Belehnung erblich überlassen wurden. Ursprünglich waren diese Ämter von einer wirklichen Bedeutung, indem die Reichsjägermeister in den Provinzen, worüber sie gesetzt waren, nicht nur die obere Jagdpolizei hatten, sondern auch die Reichsjagden, so lange der Kaiser nicht anwesend war, für sich benutzten. Später wurden es aber bloße Hofchargen ohne weitere Bedeutung. Die Reichsjägermeisterwürde besaßen Würtemberg, die Herzoge von Pommern, Kärnthen und Jülich. Sachsen war mit der Reichsoberjägermeisterwürde beliehen[2]). Es gab jedoch auch für einzelne Gegenden und Provinzen Jägermeister, wie die Grafen Urach für Schwaben, die Grafen von Schwarzburg rc. Die Markgrafen von Meißen hatten die Verpflichtung, bei der Krönung des Kaisers das Wildpret auf die Tafel zu setzen, stellten aber auch während derselben eine Schweinshetze durch die kaiserlichen Zimmer an. Auch die souverainen größern teutschen Fürsten belehnten wieder Familien mit der Erbjägermeisterwürde in den Provinzen. So ist in Schlesien Erboberlandjägermeister der Graf von Reichenbach-Goschütz, und auch die Provinz Brandenburg hat ein Erbjägermeisteramt, welches gegenwärtig aber nicht besetzt ist. — Die Jägermeister, Hofjägermeister und Oberjägermeister an den verschiedenen teutschen Höfen bekleiden entweder nur Titular-Hofchargen, oder sind Vorstände des Hofjagdwesens. Nur an einigen kleinen teutschen Höfen hat noch der Chef des gesammten Forst- und Jagdwesens des Landes den Titel Oberjägermeister. (*W. Pfeil.*)

1) s. Stisser's Forstgeschichte. S. 377 fg., worin auch dargethan wird, daß die Zeit nicht genau bestimmt werden kann, wo diese Würde entstanden ist. 2) Stisser S. 404. Es ruhete dies Erzamt eigentlich auf der Markgrafschaft Meißen.

JÄGERMESSE. Man verstand darunter eine möglichst abgekürzte Messe, die vornehmern Jägern gelesen wurde, wenn sie zur Jagd eilten und doch vorher noch dem Gottesdienste beiwohnen wollten. (*W. Pfeil.*)

JÄGERNDORF. 1) Ein schlesisches Herzogthum, dessen größerer, am linken Oppa-Ufer gelegener Theil dem preußischen Herzogthume Schlesien, der kleinere dem troppauer Kreise des österreichischen Antheils einverleibt ist, welches in ältern Zeiten zu dem Markgrafthume Mähren und zunächst zu dem Herzogthume Schlesien gehörte. Als aber Johann I., der Enkel des Niklas, Herzogs von Ratibor und Troppau, in der Theilung mit seinen Verwandten Jägerndorf (Carnov, Carnovia) erhalten und dort seinen Sitz genommen hatte, wurde es zu einem besondern Herzogthume erhoben, und in allen politischen Dingen den übrigen schlesischen Fürstenthümern gleichgestellt. Durch die Schwester dieses Fürsten kam das Herzogthum an einen Freiherrn von Schellenberg, den zweiten Gemahl dieser Prinzessin, der es auch im J. 1506 von dem Könige Wladislaw zu Lehen erhielt. Im J. 1542 erlangten aber seine Söhne auch die Erlaubniß, das Herzogthum an den Markgrafen Georg von Brandenburg zu verkaufen, dem schon im J. 1523 König Ludwig die Erlaubniß zu diesem Ankaufe ertheilt hatte und der später auch von K. Ferdinand I. und Maximilian II. die Belehnung erhielt. Als Georg kinderlos abgegangen war, kam es im J. 1595 an den Markgrafen Joachim Friedrich von Brandenburg, der es seinem Sohne Johann Georg als Erbe übergab. Als dieser später, wegen seiner Anhänglichkeit an den von den böhmischen Ständen zum Könige gewählten Pfalzgrafen Friedrich, von K. Ferdinand II. im J. 1623 in die Reichsacht erklärt wurde, zog der Kaiser auch das Herzogthum ein und verlieh es dem Fürsten Karl von Liechtenstein zu Troppau. Im J. 1686 befriedigte zwar K. Leopold I. den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg wegen seiner Ansprüche auf das Herzogthum, dennoch glaubte K. Friedrich II. von Preußen, daß diese Ausgleichung den brandenburgischen Hausverträgen nicht entspräche; er entnahm daher nach dem Tode K. Karl's VI. davon einen Vorwand, dessen große Tochter Maria Theresia darob zu bekriegen, und erreichte auch seinen Zweck, indem er nach Beendigung des Krie-

ges der Oberherrlichkeit über den größern Theil dieses Herzogthums nicht nur, sondern überhaupt Schlesiens erhielt. Zu diesem Fürstenthume, das zum Theil im Preußischen liegt, gehören mehre Städte und Vorstädte und viele Dörfer mit einer Bevölkerung von mehr als 30,000 Seelen. Der österreichische Antheil wird durch die Landeshauptmannschaft von Troppau verwaltet. Von Seiten dieses und des Fürstenthums Troppau erscheint ad Conventus Publicos, welche Fürstentage genannt werden, ein, und ebenso von Seiten der jägerndorfer und troppauer Fürstenthumsstände auch ein vollmächtig Abgeordneter. 2) Eine Herrschaft des Fürsten Johann von Liechtenstein im troppauer Kreise des österreichischen Antheils am Herzogthume Schlesien, welches von einem eigenen Kammerburggrafen bewirthschaftet wird, mit einem eigenen Justizamte, 22 Dörfern, (1825) 16,440 Seelen, darunter 7582 männliche und 8858 weibliche, 581 Pferden, 150 Ochsen, 2897 Kühen und 3223 Schafen. Den Werbbezirk hat das Linien-Infanterieregiment Nr. 29. 3) Ein Dekanat des Erzbisthums Olmütz, welches von der Stadt Jägerndorf den Namen hat; zu ihm gehören die Pfarreien Jägerndorf, Braunsdorf, Breitenau, Geppersdorf, Hillersdorf, Neudörfl, Seifersdorf und die Localien Bransdorf, Carlsthal, Cronsdorf, Dittersdorf, Lichten, Lobenstein, Pikov, Weißkirch und Zoßn (nach dem Diöcesan-Schematismus für das J. 1831) mit 53 Dörfern, 38 Schulen, 31 Priestern, 26,734 Katholiken, 4315 Protestanten und 27 Juden. 4) Eine fürstlich Liechtensteinische Schutzstadt und Hauptort des Fürstenthums gleiches Namens im troppauer Kreise Schlesiens, am Fuße des Burgberges, eines schön bewachsenen Grauwackenfelsens, der sich 84 wien. Fuß über den Spiegel der Oppa erhebt, in einem großen und schönen Thale, am Zusammenflusse der Gold- und der großen Oppa, am linken Ufer der letztern, über welche in der Vorstadt eine Jochbrücke führt, an der von Troppau über Neiße nach Breslau führenden Commercial-Land- und Poststraße, 11,436 österreichischen Straßenmeilen von der Kreisstadt entfernt und unweit der preußischen Grenze recht anmuthig gelegen, von hohem Mittelgebirge umgeben, von Mauern und Wällen eingefaßt, durch welche drei Thore führen, mit einem organisirten Magistrat, einer katholischen Pfarre, welche von fünf Priestern versehen wird, unter dem Patronat des Fürsten von Liechtenstein steht, und zu der 6543 katholische Pfarrkinder und fünf Dörfer gehören, vier Kirchen, einem Minoritenkloster, einem fürstlichen Schloß, in welchem die fürstl. Herrschaftsverwaltung und ein Kammerburggraf seinen Sitz hat, drei Vorstädten, mit schönen Gärten, einem Absatzpostamte, einer Hauptschule von vier Classen und einer Trivialschule, einem Spital, einem k. k. Commercial-Zollamt, einer Station eines Straßenmeisters (1825) mit 4942 teutschen Einwohnern, unter welchen sich noch vor einigen Jahren 205 Tuchmacher und 100 bürgerliche Leinwebermeister befanden; 561 Häusern, einer fürstlichen Meierei, den Ruinen des alten Schlosses Schellenberg, welches noch im 16. Jahrh. Residenz der Markgrafen von Brandenburg als Regenten des Fürstenthums Jägerndorf war. (*G. F. Schreiner.*)

JÄGERNREUTER, ein altes adeliges Geschlecht, welches im Lande ob der Ens begütert und dort zu Hause war; viele ihrer Denksteine finden sich in der Pfarrkirche zu Fischelham. Wolf Christoph Jägernreuter wurde im J. 1616 in dem Gotteshause zu Holzhausen begraben. Wolf Hektor war im J. 1519 ständischer Verordneter; ebenso war ein Jägernreuter einer der drei ständischen Deputirten, welche am 27. Mai 1626 nach Marchtrenk abgeschickt wurden, um mit den aufrührischen Bauern die vorläufigen Punkte einer Verhandlung zu verabreden. Diese Familie besaß am Schlusse des 15. Jahrh. unter andern auch das Schloß Pernau. (*G. F. Schreiner.*)

Jägerpriis (Geogr.), s. Horn.

JÄGERRECHT nennt man denjenigen Antheil von einem erlegten Wilde, welcher dem Jäger, der dasselbe erlegte, überlassen wird. Das ganze Jägerrecht besteht eigentlich bei dem Roth- oder Damwilde in Kopf und Hals, jedoch ohne das Gehörn bei Hirschen, den daran stoßenden ersten drei Rippen, den Meerbraten, dem Geräusche (Lunge, Leber und Herz) und allem Feiste, welches sich mit den bloßen Händen ohne Anwendung eines Messers aus dem aufgebrochenen und noch nicht zerlegten Wilde herausnehmen läßt. Bei wilden Schweinen gehören zum ganzen Jägerrechte außer dem Geräusche, Aufbruche und Meerbraten auch noch die Wammen, welche bis zur Brust mit dem Blatte abgeschlagen werden. Dies ganze Jägerrecht kann aber nur da dem Jagdverwalter — denn nur dieser erhält es jetzt allenfalls noch — überlassen werden, wo derselbe das Wild gleich zerlegt und verkauft. Da dies jedoch häufig nicht geschieht, das Wild vielmehr oft ganz in die Städte, an die Garküchen oder andere Empfänger geliefert wird, so ist beinahe überall dies Jagdaccidenz auf das kleine Jägerrecht beschränkt worden. Zu diesem gehören nur bei Roth-, Dam- und Schwarzwild das Geräusche, der Aufbruch, die Meerbraten und dasjenige Feist, welches bei dem Aufbrechen ohne Anwendung eines Messers herausgenommen werden kann. Bei dem Rehbocke sollen auch eigentlich nicht einmal die Meerbraten herausgelöst werden, sondern nur das Geräusch und der Aufbruch gehören bei ihm, wie bei dem Hasen, zum Jägerrechte. (*W. Pfeil.*)

Jägerruf, s. Parforcejagd.

JÄGERS oder JAGDSTÜCKE heißen in der Schiffssprache die beiden vordersten Kanonen, die zunächst am Vorsteven stehen. Man bedient sich derselben gewöhnlich, wenn man Jagd auf ein Schiff macht oder dasselbe verfolgt. (*Braubach.*)

JÄGERSBURG, Jagdschloß im Großherzogthume Hessen und im Bezirke Heppenheim gelegen. Dieses Schloß, zu Großhausen gehörig, wurde von dem Landgrafen Ernst Ludwig erbaut, welcher hier plötzlich erkrankte und den 12. Sept. 1739 in dem dabei liegenden Forsthause starb. (*Wagner.*)

JÄGERSDORF, Pfarrdorf im Kreisamte Kahla des Herzogthums Sachsen-Altenburg, hat (mit dem Kirchspiele) 500 Einw., herzogliche Försterei, und liegt auf einer Anhöhe an der Saale. (*G. F. Winkler.*)

JAGERSHE, ein zur Herrschaft Tolmein (Tolmino) gehöriges Dorf, 14 Stunden nordwärts von Görz,

im höchsten Theile des görzer Kreises im küstenländischen Gouvernement im Hochgebirge gelegen, zwischen welchem seine Hütten zerstreut liegen, mit einer im J. 1797 neu errichteten katholischen Localie, welche unter landesfürstlichem Patronat steht, zum Dekanat von Circhina des görzer Erzbisthums gehört, von einem Priester versehen wird und nach dem Diöcesan-Schematismus für das J. 1832 400 Seelen in ihrem Sprengel zählte, die arm sind, und einer katholischen Kirche. *(G. F. Schreiner.)*

JÄGERSPRACHE (Jagdterminologie). Die Jäger bezeichnen eine Menge Dinge, Glieder und Theile des Wildes, Jagdverrichtungen rc. mit ganz eigenthümlichen Namen, und haben ebenso wie der Bergmann, Schiffer rc. ihre eigne Terminologie. Früher legte man mehr Werth darauf als gegenwärtig, weil man streng verlangte, daß jeder, welcher die Jagd ausübte, sie auch bei einem wirklichen Jäger zunftmäßig erlernt haben müßte, und dies am leichtesten daran erkannt wurde, daß er sich überall der richtigen passenden Ausdrücke bediente. Gegenwärtig, wo alle Stände an der Jagd theilnehmen und überhaupt dieselbe selten mehr kunstgerecht erlernt wird, verliert sich der Gebrauch einer richtigen Jägersprache immer mehr und mehr, und mehr zum Scherze als aus Ernst werden gewöhnlich noch die gebräuchlichsten Jägerausdrücke auf den Jagden verlangt. Es ist dies am Ende auch kein so großer Verlust, denn die Welt und die Jäger selbst verlieren dabei nichts; ob das Wild Beine oder Läufe, Ohren oder Gehöre oder Löffel hat, ist ziemlich gleich, und in der richtigen Jagdterminologie bestehet weder die Wildpflege noch die Kunst dem Wilde gut Abbruch zu thun. Es läßt sich jedoch auch Manches für die Beibehaltung der Jägersprache sagen, wenn auch grade nicht die früher übertriebene Pedanterie darin zu empfehlen ist. Einmal werden mit vielen Worten Dinge bezeichnet, für die man doch wieder neue Worte erfinden müßte, wenn man sie nicht umschreiben will, wenn man die alten, unter den Jägern einmal eingebürgerten verwerfen wollte, und dann wird auch sogar manches in der Jägersprache anständiger und schicklicher benennt und besprochen, als wenn man es mit dem Ausdrucke des gewöhnlichen Lebens bezeichnen wollte, wie z. B. die Geschlechtstheile des Wildes. Auch ist eine richtige Jägersprache immer noch ein Mittel, zu erkennen, ob Jemand sich schon viel oder wenig mit der Jagd beschäftigt hat. Alle die verschiedenen Zweige der Jagd, die Baize, die hohe Jagd, die Windhetze, die Parforcejagd, das Vogelstellen, die kleine Jagd rc., haben ihre eigene Terminologie, die sich übrigens nicht in allen Gegenden Teutschlands gleich bleibt. Südteutschland hat eine andere Jagdterminologie als Nordteutschland, da sich diese immer nur provinziell und zwar eigentlich erst vollständig gegen das Ende des 17. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts ausgebildet hat. Nur allein bei der Baize und Parforcejagd gibt es ganz bestimmte, größtentheils bei letzterer aus dem Französischen entnommene Ausdrücke, bei den übrigen Jagdmethoden muß man Alles als richtig anerkennen, was unter den eigentlichen bessern Jägern von Ausdrücken im Gebrauche ist. Es ist hier nicht wie in der Schriftsprache, wo im Nothfalle die Classiker entscheiden und worin es nur ein richtiges Teutsch gibt; denn selbst unsere besten teutschen Jagdschriftsteller, wie Döbel, Flemming, a. d. Winkell rc., gebrauchen selbst nur Ausdrücke, wie sie in der Gegend üblich waren, wo sie lebten, und können daher nicht als eine Autorität für andere Gegenden betrachtet werden. Man muß daher billig sein und die Provinzialausdrücke respectiren und „Farbe" als ebenso richtig anerkennen wie „Schweiß," „eine Rotte Sauen" ebenso gestatten wie „ein Rudel Sauen" rc. Das hat denn auch schon viele, welche der Jagdterminologie nicht recht mächtig waren, verleitet, alle Dinge nur mit andern Namen zu nennen als dem gewöhnlichen, und zu behaupten, daß dies in andern Gegenden der richtige Jägerausdruck sei. Wenn nicht zufällig ein anwesender Jäger aus jenen Gegenden das Unrichtige dieser Ausdrücke nachweisen kann, so ist es recht gut möglich mit diesem Kunstgriffe auf Jagden durchzukommen. *(W. Pfeil.)*

JÄGERSPRÜCHE, Waidmannssprüche. Die Waidmannssprüche, oder wie sie Flemming nennt (teutscher Jäger I. S. 218), Weydsprüche, waren das für die alten Jäger, vorzüglich die Hirschgerechten, was das Erkennungszeichen oder die Losung für insgeheim zusammen verbundene Vereine sind; sie erkannten sich unter einander daran. Vorzüglich wurden sie von den reisenden Jägern gebraucht, um sich einer guten Aufnahme bei ihren Standesgenossen zu versichern, oder bei Festlichkeiten und Gelagen jeden aus der Gesellschaft der Jäger abzuhalten, der nicht wirklich zünftiger Jagdgenosse war und sich einzudrängen suchte. Sie bestanden in einer dunkel und räthselhaft gestellten Frage, gewöhnlich einen Gegenstand aus der Jagd betreffend, auf welchen dann eine Antwort in ganz bestimmten Ausdrücken gegeben werden mußte, z. B. Frage: Waidmann, lieber Waidmann, hübsch und fein, was gehet hoch, weicht vor dem edeln Hirsch, vor den Feldern gegen Holze ein? Antwort. Das kann ich dir wol sagen: Der helle Morgenstern, der Schatten und der Athem sein, gehet vor dem edeln Hirsch, von Feldern gen Holze rein. Oder Frage: Waidmann rund, thu mir kund, wodurch wird der edle Hirsch verwund? Antwort: Das kann ich dir wol sagen, thut's nicht der Jäger und sein Leithund, so bleibt der edle Hirsch unverwund rc. — Zuerst wurden diese Waidmannssprüche sehr geheimgehalten und dem Jäger nur am Ende seiner Lehrzeit mitgetheilt. Als sie aber Flemming in seinem teutschen Jäger abdrucken ließ und sie zu Jedermanns Kenntniß kamen, verlor sich ihr Gebrauch, und sie wurden nur noch zu Scherzen benutzt, zumal da einige sehr kräftige, auch wol schmuzige, darunter sind. Manche alte Jäger hatten einen Lieblingsspruch, den sie bei jeder Gelegenheit anzubringen suchten, und daher mag denn auch wol der Ausdruck herrühren, daß man unter „Waidspruch" auch eine sprüchwörtliche Redensart versteht, welche Jemand im Munde führt, um dadurch eine von ihm befolgte Lebensmaxime anzudeuten. *(W. Pfeil.)*

JÄGERZEHRUNG, JÄGERATZUNG*). Den Kaiserlichen und später auch überhaupt den landesherrlichen Jägern

*) s. Atzung 6. Bd. S. 266 der Encyklopädie.

mußten auf ihren Jagdzügen Klöster, Stifter, auch wol Lehngüter, welche dazu verpflichtet worden waren, Nachtlager, Speise und Trank und Futter für ihre Pferde geben, was man eine Jägerzehrung nannte. In der Bestätigung des büdinger Försterbuches durch K. Sigismund ist dies für den Forstmeister ausdrücklich auf ein Huhn, zwei Maß Wein und Heu und Hafer für sein Pferd festgesetzt. Dies Recht des Einlagerns wurde von der Jägerei häufig gemisbraucht, und selbst Nonnenklöster ertönten oft von ihrem wüsten Saufgelage, sodaß es zu vielen Beschwerden Veranlassung gab und beinahe überall noch früher abgelöst wurde, als es die sich ändernden Sitten und Verhältnisse von selbst erlöschen ließen. — In der neuern Zeit gebraucht man den Ausdruck Jägerzehrung oder Viaticum auch wol für die Unterstützung, welche den sogenannten vacirenden oder reisenden Jägern von den Forstbeamten verabreicht wird. Es ist in vielen Ländern, z. B. Böhmen, ein sehr drückender Misbrauch für viele arme Förster, eine große Menge oft liederlicher und arbeitscheuer Menschen auf diese Weise ernähren zu müssen, weil sie einmal bei irgend einem adeligen Jäger zwei Jahre Handarbeit geleistet haben, der ihnen dann einen Lehrbrief ertheilte. (*W. Pfeil.*)

Jagetross, s. Jagtrosse.

Jaggree, s. Jagara.

Jaggrenat (Jagarnat) s. Dschagarnath.

Jaghire, s. Chingleput.

JAGIELNICA. 1) Eine Herrschaft der Erben des Grafen Anton Lanckoroński in der Mitte des czortkower Kreises Galiziens, zu beiden Seiten des gleichnamigen Baches gelegen, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, zu welcher außer den Märkten gleiches Namens und Ulaszkowice die Dörfer Dolina, Jagielnica stara, Chomiakowka, Nagurzanka, Saluwka, Muchawka, Szulhanowka, Rosochacz, Susolowka, Zablotowka, Milowce und andere gehören. Sie breitet sich auf beiden Seiten des Szeredflusses aus, wird sowol durch diesen als auch durch den Dupa- und Jagielnicabach bewässert. Die Gebirgsart auf dieser Herrschaft besteht in Schiefer und Kalkstein. Durch das Gebiet derselben führt die tarnopoler Post-Commercial-Nebenstraße. 2) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriger Marktflecken des czortkower Kreises Galiziens, am linken Ufer des Jagielnicabaches an der tarnopoler Post- und Commercial-Nebenstraße zwischen Slobodka und Tlusta gelegen, von dem letztern Orte 1½, und von der Kreisstadt 1¼ Meile und 820 n. ö. Straßenklaftern entfernt, mit dem Verwaltungssitze der Herrschaft, einer griechisch-katholischen Pfarre, welche im Dekanat gleiches Namens liegt und zur lemberger griechisch-katholischen Metropolie gehört, einer Kirche und Schule, einem k. k. Tabakblätter-Einlösungsmagazin, mit Wochen- und sechs Jahrmärkten. Die Wochenmärkte werden alle Freitage abgehalten. Die Artikel der Jahrmärkte sind die eigenen Erzeugnisse an Butter, Käse, Getreide, Hanf, Flachs, Pferden, Horn- und Borstenvieh. 3) Ein Bach auf der Herrschaft gleiches Namens, welcher eine Stunde westwärts von der Kreisstadt Czortkow oberhalb des Dorfes Czerkaszczyzna entspringt, auf seinem Laufe von zwei Meilen drei Mühlen treibt, die Dörfer Czerkaszczyzna, Jagielnica stara, Szulanowka, Chomiakowka, Saluwka und den gleichnamigen Markt berührt, hier von der tarnopoler Poststraße auf einen 16 Klaftern langen und fünf Klafter breiten, auf zwei Landpfeilern und vier hölzernen Mitteljochen ruhenden Brücke übersetzt wird und sich bei Sußlowka am rechten Ufer in den Szeredfluß ergießt. 4) Jagielnica stara, ein zur gleichnamigen Herrschaft gehöriges, von Rußniaken bewohntes Dorf, welches nach dem Markte gleiches Namens eingepfarrt und vom Jagielnicabache durchflossen ist. (*G. F. Schreiner.*)

JAGMÛRI (يغموري), Muhammed Ben Ishak, arabischer Schriftsteller, der im J. 679 (1280—1281) starb, ist Verfasser eines Werkchens, das nur um seines speciellen Gegenstandes willen Aufmerksamkeit erweckt: Betrachtung über die Trinkgelage der Bedienten (Itilâ). (*Gustav Flügel.*)

Jagnapavada, Yagnapavada, Brahmanengürtel, s. u. Brahmanen Anm. 4.

JAGO (Richard), geboren den 1. Oct. 1715 zu Beaudesert bei Henley in Warwickshire, war der dritte Sohn eines dortigen Pfarrers. Seine Familie stammte ursprünglich aus Cornwallis. Die erste Bildung verdankte Jago der Schule zu Solyhull bei Birmingham. Unter Crumpton's Leitung machte er rasche wissenschaftliche Fortschritte und ward durch jenen vielseitig gebildeten Mann früh mit den englischen Classikern bekannt. Mit dem Dichter Shenstone, der ebenfalls Zögling der Schule zu Solyhull war, knüpfte Jago ein Freundschaftsbündniß, das durch Ähnlichkeit der Gesinnungen und besonders durch die Neigung für Poesie in spätern Jahren zur innigsten Vertraulichkeit ward. Im J. 1732 bezog Jago die Universität Oxford, in der Qualität eines Servitors oder Aufwärters, weshalb er sich manche Demüthigung gefallen lassen mußte, und selbst sein inniges Verhältniß zu Shenstone, der vor ihm jenen Musensitz bezogen, gestört sah [1]).

Im J. 1738 ward Jago Magister artium, nachdem er bereits das Jahr zuvor die Stelle eines Pfarrsubstituten zu Snitterfield in Stratford erhalten hatte, die er 1746 mit einem gleichen Amte zu Hanbury und Chesterton vertauschte. Die Einkünfte, welche ihm diese beiden Pfarrstellen gewährten, überstiegen nicht die Summe

---

1) Graves in den Recollections of some Particulars in the life of Shenstone (London 1788) erzählt: „Shenstone hatte zu Oxford einen talentvollen und sehr achtungswerthen Freund, einen gewissen Jago, der sein Schulkamerad gewesen war, den er aber jetzt nicht anders als insgeheim besuchen durfte, indem Jago das Kleid eines Servitors trug; einem Commoner es aber damals sehr verargt worden wäre, wenn er sich mit einem Servitor auf öffentlicher Straße hätte sehen lassen. Diese Ungebühr scheint Johnson's Wunsch zu rechtfertigen, daß an einem Orte, der zu einer liberalen Erziehung bestimmt sei, kein Zustand der Knechtschaft für studirende Jünglinge geduldet werden möchte. Jago, fügt Graves hinzu, ist gleichwol ein Beweis für den Nutzen jener Einrichtung, indem er als der Sohn eines unbegüterten Geistlichen, der eine große Familie zu ernähren hatte, außerdem schwerlich würde haben studiren können, falls es nicht etwa seinem Vater gelungen wäre, durch Verwendung einflußreicher Personen ihm eine Scholarstelle oder ein Stipendium zu verschaffen."

von 100 Pf. St. Ehe er Hanbury verließ, starb seine Gattin (1751), mit der er sich 1744 vermählt hatte und durch welche er Vater mehrer Kinder geworden war. Seine bisherigen Einkünfte vermehrten sich etwas, als sich der Lord Clove und nachherige Graf Nugent bei dem Bischofe von Worcester für ihn verwandte, und Jago im J. 1754 zum wirklichen Prediger zu Snitterfield, späterhin (1771) zu Kilmcote ernannt ward. Er starb nach einer kurzen Krankheit den 8. Mai 1781 im 66. Lebensjahre, nachdem er in der letzten Periode seines Lebens oft gekränkelt und seine Wohnung nur selten verlassen hatte.

Bei gewissenhafter Erfüllung seiner Amtspflichten war ihm hinlängliche Muße geblieben, seine früh erwachte Neigung zur Dichtkunst zu befriedigen. Mit seinem Jugendfreunde Shenstone blieb er in ununterbrochenem Briefwechsel, der größtentheils die gegenseitige Mittheilung ihrer Studien und poetischen Arbeiten betraf. Auch mit Somerville, Hylton und andern englischen Dichtern scheint Jago in genauer Verbindung gestanden zu haben.

Als Dichter erhielt er ein besonderes Interesse durch die naive Treuherzigkeit in ländlichen Elegien, seine Gefühle den Waldvögeln, Nachtigallen, Drosseln rc. in den Mund zu legen. Er erwarb sich dadurch den seltsamen Beinamen eines Dichters der Vögel (Poet of the Birds). Bereits im J. 1752 war seine schöne Elegy on the Blackbirds in der von Hawkesworth herausgegebenen Zeitschrift: The Adventurer anonym erschienen [2]). Seinen dichterischen Ruhm begründete er im J. 1767 durch die Herausgabe seines Gedichts: Edge-Hill, or the rural prospect delineated and moralized [3]). Den vier Gesängen dieses Gedichts gab er die Überschriften: Morning, Noon, Afternoon und Evening. Ein feines Lob seines Freundes Shenstone enthält das im J. 1768 gedruckte Gedicht: Labour and Genius, or the Mill-Stream and the Cascade. Zu seinen übrigen poetischen Werken, von ihm kurz vor seinem Tode gesammelt, und herausgegeben von seinem Freunde Hylton, gehören noch: The Swallows and the Goldfinches; Ardenna, a pastoral Eclogue; an Elegy on Man; Roundelay; Hamlets Soliloquy imitated [4]).

Von Jago's Charakter als Mensch und Dichter hat sein Freund Hylton vor der eben angeführten Ausgabe seiner Werke einige nicht uninteressante Züge mitgetheilt. „Jago," heißt es in jener Skizze, „war von mittler Person. Nach Art aller tieffühlenden Gemüther war er unter Fremden etwas scheu und zurückhaltend, desto heiterer und zwangloser aber unter seinen Freunden, denen seine Unterhaltung einen unerschöpflichen Genuß gewährte. Hinsichtlich seines häuslichen Charakters war er ein gefälliger Gatte, ein zärtlicher Vater, ein aufrichtiger Freund, und durch Lehre und Beispiel ein getreuer und würdiger Seelsorger seiner Gemeine."

„Jago's Dichtertalent zu schildern, würde eine geschicktere Feder erfodern, als die meinige. So viel läßt sich indessen, in Hinsicht auf den ausgezeichneten Beifall, den die bisher einzeln von ihm erschienenen Stücke gefunden haben, mit Sicherheit behaupten, daß das Gedicht Edge-Hill, die Fabel vom Fleiß und Genie (Labour and Genius) die Elegien an die Vögel, jedes in seiner Art vortrefflich sind. Der Stoff des Gedichts Edge-Hill ist örtlich und beschreibend. Gleichwol hat Jago jenem Gedichte durch das Einweben geschichtlicher Erzählungen und mehrer Episoden, durch philosophische Untersuchungen und moralische Betrachtungen, besonders durch die ebenso lehrreiche als poetisch schöne Erklärung des Ursprungs und der Bildung der Berge (Origin and formation of the mountains), ein allgemeines Interesse gegeben. Seine Beschreibung des Gastmahls, welches der Graf von Leicester der Königin Elisabeth zu Kennington Castle veranstaltete, liefert einen merkwürdigen Beitrag zur Charakteristik jenes pedantischen Zeitalters, sowie die pathetischen Betrachtungen über den Verfall des prächtigen Gebäudes ähnlichen Stellen in Young's Nachtgedanken an die Seite zu setzen sind. Die Geschichte des blind gebornen

2) Als jene Elegie später in *Dodsley's* Collection of english Poems unter Jago's Namen gedruckt ward, hielt man denselben für einen angenommenen, den er aus Shakspeare's Othello entlehnt habe; und es dauerte wirklich einige Zeit, bis dieser Irrthum völlig gehoben ward. 3) Unter dem Titel: Poems, moral and descriptive (London 1784). Mehre seiner Gedichte, unter andern die Elegien: the Goldfinches und the Blackbirds, befinden sich in Dodsley's Collection of english poems. Vol. IV. p. 311 sqq. 4) Diese geistreiche Travestie auf die Schriftstellerei, und namentlich auf das Drucken- und Nichtdruckenlassen sich beziehend, lautet, wie folgt:

To print, or not to print — that is the question.
Whether 'tis better in a trunk to bury
The quirks and crotchets of outrageous fancy,
Or send a well-wrote copy to the press,
And by disclosing, end them? To print, to doubt
No more; and by one act to say, we end
The headach and a thousend natural shocks
Of scribbling frenzy — 'tis a consummation
Devoutly to be wish'd. To print — to beam
From the same shelf with *Pope*, in calf well bound!
To sleep, perchance with *Quarles* [*]). — Ay ther's the rub —
For to what class a writer may be doom'd,
When he has shuffled off some paltry stuff,
Must give a pause. — Ther's the respect that makes
Th' unwilling poet keep his piece nine years.
For who would bear th' impatient thirst of fame,
The pride of conscious merit, and 'bove all
The tedious importunity of friends,
When as himself might his quietus make
With a bare inkhorn? Who would fardles bear?
To groan and sweat under a load of wit?
But that the tread of steep Parnassus' hill
That indiscover'd country, with whose bays
Few travellers return, puzzles the will,
And makes us rather bear to live unknown,
Than run the hazard to be known, and damn'd.
Thus critics do make cowards of us all,
And thus the healthful face of many a poem
Is sickly'd o'er with a pale manuscript:
And enterprizers with great fire and spirit,
With this regard from *Dodsley* turn away,
And lose the name of authors.

*) Francis Quarles, englischer Dichter, geb. 1592 zu Steward in Essexshire, gest. 1644 zu London; schrieb Emblems; Verses on Job und ein Lustspiel: The Virgin Widow betitelt.

und sehend gewordenen Jüngling's (**The blind Youth cured**) ursprünglich aus dem Tatler genommen, ist so natürlich und rührend erzählt, daß jene dichterische Darstellung die prosaische, des geistreichen Steele weit übertrifft. Die historische Erzählung der wichtigen Schlacht bei Kineton oder Edge-Hill enthält nicht nur mehre denkwürdige, bisher wenig bekannte Facta, sondern auch treffende Reflexionen über die verderblichen Wirkungen der Bürgerzwietracht.

Die Fabel vom Fleiß und Genie ist mit Klarheit und Präcision erzählt, und wird außerdem gehoben durch eine reiche Ader von Humor. Höchst originell zeigt sich Jago in den reizenden Elegien an die Vögel. In ihnen hat er, nach Thomson's Ausdrucke, ein Thema berührt, das bisher noch nie gefeiert worden, die Leidenschaft der Wälder (**Passion of the woods**). Unter den kleinern Stücken verdient besonders der Rundgesang [5]) hervorgehoben zu werden, als höchst gelungener Versuch, Shakspeare's Dichtergeist in wenig anspruchslosen Stanzen auszudrücken" [6]).

5) Roundelay, written for the Jubilee at Stratford upon Avon, celebrated by Mr. *Garrick*, in honour of *Shakespeare*, September (1769). Set in Music by Mr. *Dibdin*. Vergl. die Beschreibung dieser Festlichkeit in der von Archenholz herausgegebenen Schrift: England und Italien S. 486 fg.

6) Sisters of the tuneful train,
Attend your parent's jocund strain,
'Tis fancy calls you; follow me
To celebrate the jubilee.

On Avon's banks, where Shakespeare's bust
Points out, and guards his sleeping dust;
The sons of scenic mirth agree
To celebrate the jubilee.

Come, daughters, come, and bring with you
Th' aerial sprites and fairy crew,
And the sister graces three,
To celebrate the jubilee.

Hang around the sculptur'd tomb
The 'brodder'd vest, the nodding plume,
And the mask of comic glee,
To celebrate the jubilee.

From Birnam wood [a]) and Bosworth [b]) field
Bring the standards, bring the shield,
With drums and martial symphony,
To celebrate the jubilee.

In mournful numbers now relate
Poor Desdemona's [c]) hapless fate,
With frantic deeds of jealousy,
To celebrate the jubilee.

Nor be Windsor's wives [d]) forgot,
With their harmless merry plot,
The whitening mead, and haunted tree,
To celebrate the jubilee.

Now in jocund strains recite
The humours of the braggard knight [e])

a) Anspielung auf Shakspeare's Macbeth. b) Anspielung auf Richard III. In der Nähe von Bosworth ward 1485 ein entscheidendes Treffen zwischen dem genannten König und Heinrich VII. geliefert, in welchem ersterer blieb. c) s. Shakspeare's Othello. d) The merry wives of Windsor. e) Fallstaff.

Die hier mitgetheilten Äußerungen sind im Allgemeinen richtig und treffend, vor allen aber in Bezug auf das Gedicht Edge-Hill. Unter den beschreibenden Gedichten der Engländer behauptet es einen sehr hohen Rang, und braucht die Vergleichung mit ähnlichen Dichtungen Denham's und Dyer's nicht zu scheuen. Die reimlosen Jamben, welche Jago wählte, haben Kraft und rhythmischen Wohlklang, die Diction ist höchst poetisch, und die Anordnung des Ganzen leicht und ungezwungen.

Nach Jago's Bemerkungen in der Einleitung hat das Gedicht seinen Namen von einer Reihe von Hügeln, welche die Grafschaften Oxford und Warwick scheiden. „Nicht leicht," sagt Jago, „läßt ein topographischer Schriftsteller sie unerwähnt, weil die Aussicht von diesen Höhen höchst ausgedehnt und reizend ist, dann aber auch, weil in ihrer Nähe im Jahr 1642 die erste Schlacht zwischen den Truppen König Karl's und des Parlaments, unter Anführung des Grafen von Essex, geliefert ward. Da nun dieser doppelte Umstand der natürlichen Schönheit und der historischen Wichtigkeit mit des Verfassers Vorliebe für seine, am Fuße der berühmten Hügelreihe gelegene Heimath zusammentraf, so konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sein etwaiges Talent an eine poetische Darstellung des Ganzen zu wagen. Sein erstes Geschäft war, einen Vorrath von hinlänglichen, zu seinem Zwecke tauglichen Materialien zu sammeln; sein nächstes, dieselben so gut es ihm möglich war, zu ordnen. Zur Erreichung beider Absichten begnügte er sich nicht blos, sein Auge zu befragen.

Er untersuchte auch die Localität, die Naturgeschichte und alle Denkwürdigkeiten eines jeden Platzes, dessen Schilderung seinem Gedichte zu einer Zierde gereichen konnte. Hierauf vertheilte er das Ganze, nach Art einer idealischen Perspective, in mehre abgesonderte Scenen, deren jede er in das möglichst vortheilhafteste und den verschiedenen Tageszeiten angemessenste Licht zu stellen suchte, sodaß jede einzelne Scene ein vollständiges, richtig gehaltenes und schicklich colorirtes Gemälde ausmachen möchte. Um seinem, an sich vielleicht zu trocknen, Stoffe ein allgemeineres Interesse zu geben, erlaubte er sich, allgemeine Betrachtungen und moralische Reflexionen darein zu verweben. Er bemühte sich, den beschreibenden Theil des Gedichts durch Digressionen oder aus dem Stoffe fließende Episoden zu beleben. In Materien, die das allgemeine Wesen berührten, bewahrte er sich so viel als möglich vor aller Parteilichkeit. Mit mehr Freiheit folgte er in Privatangelegenheiten den Empfindungen und Eingebungen seines eigenen Gemüths."

Wirft man einen Blick auf die Ausführung des Ge-

Fat knight, and ancient Pistol [f]) he,
To celebrate the jubilee.

But see in crowds the gay, the fair,
To the splendid scene repair,
A scene as fine, as fine can be,
To celebrate the jubilee.

f) Einer von Fallstaff's Gefährten.

dichts, so läßt sich nicht leugnen, daß Jago die mannichfachen Schwierigkeiten, die sich der poetischen Landschaftsmalerei entgegenstellen, größtentheils glücklich besiegte. Vorzüglich hat er sich vor dem Fehler der Wiederholung scheinbar ähnlicher Bilder und Ideen sorgsam gehütet. Seine Beschreibungen passen nicht ausschließlich auf die Landschaft, deren Reize er erheben will. Wie ähnliche Schilderungen Thomson's, gefallen sie weniger durch Anwendbarkeit auf einen bestimmten Fleck oder Erregung localer Ideen, als durch die Veranschaulichung allgemeiner Naturansichten. Eine anmuthige Mannichfaltigkeit gab Jago seinen Schilderungen durch die glückliche Idee, das Ganze nach den Jahreszeiten einzutheilen [7]). Fast zu gehäuft sind die Reflexionen und Betrachtungen, die durch ihre fast durchgängig moralische Tendenz eine gewisse Einförmigkeit erhalten, und besonders da unangenehm überraschen, wo man nur die Schilderung von Naturscenen oder Gegenstände der Unterhaltung irgend einer Art erwartet [8]). *(Heinrich Döring.)*

JAGO (St.), eine Insel an der Westküste Afrika's, gehört zu der Inselgruppe, die unter dem Namen Capverdische Inseln oder Inseln des grünen Vorgebirges bekannt sind. Sie liegt zwischen 14° 15′ und 15° 40′ nördl. Br. und 354° 40′ bis 355° 20′ westl. Länge dem grünen Vorgebirge gegenüber und ungefähr 100 teutsche Meilen vom festen Lande entfernt, ist die wichtigste und größte der ganzen Gruppe, hat die Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks, 45 teutsche Meilen im Umfange und ungefähr 35 □Meilen Areal mit 12,000 Einw. Diese Insel, sowie die ganze Gruppe, ist 1449 von den Portugiesen entdeckt worden und befindet sich jetzt noch im Besitze der Krone Portugal. Die Küsten haben ein trauriges und wildes Ansehen; an manchen Stellen erblickt man aber flache und gegen das Meer senkrecht abschießende Felsen, an andern Stellen theils wild durch einander geworfene Felsenmassen, theils tiefe, in das Innere eindringende Schluchten, theils kahle kegelförmige Hügel. Indessen ist das Innere nicht so abschreckend; man findet Quellen mit gutem Trinkwasser, kleine, mit einem feinen Grün bedeckte Hügel, die eine sanfte Abdachung haben, und im östlichen Theile ausgedehntere Thäler, in denen zahlreiche Heerden eine gute Weide finden. Die Mitte der Insel wird in der Richtung von Südost nach Nordwest von einer Bergreihe durchzogen, die jedoch näher der östlichen Küste hinläuft und an dieser Seite viele steile Basaltfelsen hat, während sie nach Westen hin allmälig abfällt. Der höchste Punkt dieses Gebirgszuges ist der Pik des heiligen Antonius, welcher der Form eines Zuckerhutes gleicht und dessen Höhe zu 4450 Fuß angegeben wird. Das Klima ist heiß und die Hitze häufig sehr drückend; die Übergänge zur Kälte treten plötzlich ein. Die mittlere Temperatur scheint gegen 20° Reaumur zu sein; Ebbe und Fluth sind an der Insel besonders bemerkbar. Die Regenzeit pflegt im Juli oder Anfang Augusts einzutreten, wo dann der Südwind weht; im September herrschen Südostwinde, im October der Westwind mit Gewittern, Platzregen und Stürmen verbunden. Gegen Ende des Jahres herrschen Nord- und Nordostwinde und die Regengüsse lassen nach. Häufig leidet aber diese Inselgruppe an furchtbarer Dürrung, so daß nach der Versicherung einiger Reisenden manchmal während mehrer Jahre kein Tropfen Regen gefallen sein soll und hierdurch furchtbare Hungersnoth eingetreten ist. Erst in den neuesten Zeiten, im J. 1832, war die Hungersnoth auf diesen Inseln so schrecklich, daß nach öffentlichen Blättern 23,000 Menschen (wol eine übertriebene Angabe) Hungers gestorben sein sollen, obgleich in diesen Nachrichten St. Jago's nicht gedacht wird. Eigentliche tropische Gewächse gibt es wenig; dagegen liefert das Pflanzenreich, trotz des felsigen und bergigen Bodens, Mais, und besonders Orangen, Citronen, Paradiesfeigen

7) Als Probe stehe hier die nachfolgende Stelle, wo Jago seinen Lieblingsdichter Shakspeare verherrlicht in der feierlichen Begeistrung des Flusses Avon (Address to the river Avon).

Hail, beautous Avon, on whose fair banks
The smiling daisies and their sister tribes,
Violets and cuckow-buds and lady-smocks
A brighter dye disclose, and proudly tell,
That *Shakspear*, as he stray'd these meads along,
Their simple charms admir'd, and in his verse
Preserv'd, in never fading bloom to live.
And thou, whose birth these walls unrival'd boast,
That mock'st the rules of the proud Stagyrite,
And learning's tedious toil, hail mighty bard!
Thou great magician hail! thy piercing thought
Unaided saw each movement of the mind,
As skilful artists view the small machine,
The secret springs and nice dependencies.
And to the mimic scenes, by fancy wrought
To such a wonderous shape, th' impassion'd breast,
In floods of grief, or peals of laughter bow'd.
Obedient to the wonder-working strain,
Like the tun'd string responsive to the touch,
Or to the wizzard's charm the passive storm.
Humour and wit, the tragic pomp, or phrase
Familiar flow'd, spontaneous from the tongue,
As flow'rs from nature's lap. — Thy potent spells
From their bright seets aerial sprites detain'd,
Or from their unseen haunts, and slumbring shades
Awak'd the fairy tribes, with jocund step
The circled green, and leafy hall to tread;
While from his dripping caves, old Avon sent
His willing Najads to their harmless root. —
Alas how languid is the labour'd song,
The slow result of rules, and tortur'd sense
Compar'd with thine! thy animated thought
And glowing phrase! which art in vain essays
And shools can never teach. Yet, though deny'd
Thy pow'rs, by situation more allied,
I court the genius of thy sportive muse
On Avon's bank, her sacred haunts explore
And hear in ev'ry breeze her charming notes.

8) Vergl. Hylton's Vorbericht zu Jago's Poems moral and descriptive (London 1784); Kosegarten's Brittisches Odeon 1. Bd. S. 339 u. fg.; Ideler's und Nolte's Handbuch der englischen Sprache und Literatur. Poetischer Theil S. 472 u. fg.; Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit 8. Bd. S. 331; Sulzer's allgemeine Theorie der schönen Künste 2. Thl. S. 50. 855; Bamberger's Anekdoten von Großbritannischen Gelehrten 1. Thl. S. 472 u. fg.; Baur's neues histor. biogr. literar. Handwörterbuch 2. Bd. S. 865.

und Pisang in außerordentlicher Menge, Ananas, Melonen, Tamarinden, Weintrauben, Zuckerrohr, Kürbisse, Kokosnüsse, viele Baumwolle und Cederbäume; das Thierreich erzeugt Pferde, Esel, Maulesel, viele Rinder, sodaß man einen fetten Ochsen für wenige Dollars kaufen kann, Ziegen, Rehe, Schweine, Zibethkatzen, Affen von gelber Farbe, die sehr schön und weniger boshaft als die andern Arten sind; Perlhühner, Truthühner, Wachteln, rothbeinige Rebhühner, Haushühner, Tauben, Sperlinge, Seeschwalben, den Tropikvogel, welcher in Felsenspalten am Ufer nistet, mehre Arten Raubvögel, Überfluß an Fischen in dem umliegenden Meere, viele Schildkröten, eine kleine Art Eidechsen, die häufig vorkommt. Insecten scheint es nicht viel zu geben. Die Einwohner bestehen aus einem Gemische von Portugiesen und Bewohnern des festen Landes von Afrika, wodurch eine Race erzeugt worden ist, die von mittlerer Statur und beinahe ganz schwarz ist, krauses, wolliges Haar und dicke Lippen hat, und den häßlichsten Negern ähnlich sieht. Außer dem Gouverneur und dem Bischofe gibt es wenig Weiße, und diese wenigen gehören zu der verdorbensten Menschenclasse, da sie meistens wegen begangener Verbrechen aus Portugal hierher verwiesen worden sind. Die Mehrzahl der Einwohner führt ein elendes Leben; sie wohnen in erbärmlichen Hütten, die aus über einander gelegten Steinen bestehen und mit Palmblättern gedeckt sind, und müssen sich mit der schlechtesten Nahrung begnügen, indem der Grund und Boden wenigen großen Eigenthümern angehört, welche aus Gewinnsucht alle ihre Producte für die Schiffe aufheben, die häufig hier anlegen, um frische Lebensmittel einzunehmen. Die ganze Bevölkerung bekennt sich zur katholischen Kirche, deren Gottesdienst von lauter schwarzen Mönchen versehen wird. Die Einwohner sind höchst abergläubisch und stehen auf einer tiefen Stufe der Cultur; ihre Gewerbsthätigkeit beschränkt sich auf schlecht betriebenen Landbau, Viehzucht, Fischerei, Spinnen und Weben der Baumwolle, jedoch nicht ausreichend zum Bedarf, und etwas Gärberei. Die Ausfuhr besteht in Vieh, Ziegenfellen und Südfrüchten. Die Insel wird von einem portugiesischen Gouverneur schlecht und nachlässig, wie die meisten portugiesischen Colonien, verwaltet, und ist in eilf Pfarreien eingetheilt.

Ribeira grande, Hauptstadt der Insel und Sitz des Gouverneurs und Bischofs, so genannt wegen des vorbeiströmenden gleichnamigen Flusses; sie hat eine Domkirche und ein Kloster. St. Jago, Stadt mit schlechten Befestigungen und einer kleinen Garnison von Negersoldaten. **Porto Praya**, mit dem besten Hafen der Insel, hat ein schlechtes Fort und besteht mit Ausnahme einiger Gebäude aus elenden Hütten. Der Ort hat Cisternen, nur einen Brunnen mit schlechtem Wasser, aber in der Nähe gute Quellen. Zu bemerken ist noch der Ort St. Domingo. *(J. C. Schmidt.)*

JAGO DE CHILE (St.). Hauptstadt der Republik (ehemaligen General-Capitanie) Chile (33° 30' südl. Br., 70° 56' westl. Greenw.), wurde gegründet von Pedro de Valdivia den 24. Febr. 1541 unfern einiger Niederlassungen der Promaucaes, der Ureinwohner jener Gegend, die namentlich etwas höher im Thale des Mapocho hinauf zahlreich gewohnt zu haben scheinen, und in den Resten einer Wasserleitung, welche gegenwärtig einen schönen Wasserfall bildet (el Salto del cerro de S. Christobal), Andenken an einen dem peruanischen nicht unähnlichen Culturstand hinterlassen haben, während sie selbst schon lange aus der Reihe der Völker verschwunden sind. Zeitig wurde der Ort durch Niederlassung derjenigen Bürger vergrößert, welche, des unaufhörlichen Krieges mit den Indiern des Südens und seiner Gefahren müde, sich von der bisherigen Hauptstadt Concepcion (angelegt durch P. de Valdivia 1550), Sicherheit suchend, nach den nördlichen Provinzen begaben. Eine allgemeine Auswanderung fand 1554 statt, nachdem die Araucanen unter Lautaro's Leitung sogar bis in die Gegend von Chillan vorgedrungen und alle spanische Niederlassungen südlich vom Maule verheert hatten. Kehrte auch ein Theil der Bevölkerung in jene Provinzen zurück, so fand man es doch am gerathensten, den Sitz der Regierung aus so gefährlicher Nachbarschaft zu entfernen und im J. 1574 wurde der ehemalige, vom Erbauer zum Andenken seines Vaterlandes gegebene Name, Santjago de la nueva Estremadura, in den jetzt gebräuchlichen umgeändert, die Stadt zur Hauptstadt des Landes erhoben, die Centralbehörden eingesetzt und Melchor Bravo de Saravia zum ersten Präsidenten Chile's ernannt. Gleichzeitig fand die Abtrennung vom Bisthume zu Cuzco statt, und Rodrigo Gonzalez Marmolejo, ein Andalusier von Geburt und vorher Pfarrer der Stadt, erhielt die neu begründete Würde eines Bischofs von St. Jago. Wie alle oder doch die Mehrzahl der binnenländischen Städte Südamerika's, hat eben auch St. Jago sich keiner irgend erheblichen oder allgemein interessanten Momente in seiner weitern Geschichte zu rühmen. Nur unter der Geißel der Erdbeben hat es oft (1570, 1642, 1647, 1657, 1674, 1722, 1730, 1737, 1757, 1822) gelitten, und die Pocken haben seine Bevölkerung zu verschiedenen Zeiten sehr gelichtet. Im J. 1601 drang der Häuptling der südlichen Indierstämme, Paillamachu, bis Santjago vor, belagerte, nahm und zerstörte die Stadt und würde vielleicht die Räumung des ganzen Landes durchgesetzt haben, wäre er nicht zwei Jahre später gestorben. Um 1632 wurde zwar die Existenz Santjago's wiederum von den Araucanen bedroht, allein nachdem die letztern geschlagen worden, nahm gradweise die Macht der Spanier so zu, daß von jener Zeit an die Indier, obwol der selten unterbrochene Krieg mit ihnen sich bis in die Gegenwart verlängert hat, nie wieder so weit nach Norden vorzudringen vermocht haben. Die Revolution ging auch in Chile von der Hauptstadt aus, denn einige der angesehensten Familien Santjago's entsetzten den Generalcapitain Carrasco im Juli 1810 und bildeten eine Junta, die nach und nach ihren Einfluß über die Mehrzahl der Provinzen zu verbreiten verstand, allein 1811 der Familie der Carreras weichen mußte, als diese durch einen Handstreich sich in den Besitz der Hauptstadt gesetzt hatte, die jedoch nach dem verlornen Treffen von Rancagua (2. Octbr. 1814) den Spaniern unter Osorio wieder in die Hände

fiel. Die untergegangene Republik trat durch den Sieg San Martin's bei Chacabuco (18. Febr. 1817) wieder in das Leben, und die Hauptstadt wurde auf immer von den Spaniern verlassen. Sowohl während des Kampfes der Unabhängigkeit, als während der oft wiederholten Reibungen der Parteien, die nur erst gegen 1831 ein Ende nahmen, hat Santjago sehr gelitten, hat aber seitdem, ebenso wie das ganze Land, sich ungemein rasch gehoben.

Die Lage der Stadt auf einer nach Westen sehr unmerklich abfallenden Ebene befördert ebenso sehr die unter dem chilischen Himmel nothwendige Bewässerung durch künstliche Mittel, als sie die Ansicht, und zwar ziemlich von allen Seiten, malerisch macht. Die nächsten Umgebungen gleichen einem grünenden Garten, denn die dichte Bevölkerung hat in ihnen eine sorgfältigere Bodencultur herbeigeführt, die ihrerseits durch die Zerspaltung zweier wasserreicher Flüsse, des Mappu und Mappocho, in ein Netzwerk von Kanälen erleichtert und einträglich gemacht wird. Über diese Massen einer stets grünen Vegetation erheben sich, scheinbar einen flachen Hügel bedeckend, die reinlich weißen Häuser und manches nicht unbedeutende öffentliche Gebäude. Mitten zwischen diesen streben aber andere Baumgruppen empor und geben der ganzen Ansicht einen ebenso ungewohnten als imponirenden Anstrich. Mehre Meilen jenseit der Stadt erreicht man zwar erst den Fuß der höhern Andenkette, allein durch optische Täuschung erscheint diese fast in unmittelbarer Nähe, und bildet, aus allen Straßen sichtbar, und zu allen Jahreszeiten mit Schnee beladen, den Hintergrund eines Bildes, welches man unbedenklich zu den schönsten des südlichen Amerika's rechnen darf. Die Ebene von Santjago ist eine der ausgebreitetsten des sehr bergigen Chile. Sie beginnt nördlich jenseit des Dorfes Colina an einer Hügelkette und reicht bis zum Mappu; sie mißt gegen neun geogr. Meilen von Norden nach Süden und fast vier geogr. Meilen in der entgegengesetzten Richtung. Wasserbaue von größter Wichtigkeit und Ausdehnung, obgleich nicht von imponirendem Ansehen, machen sie fruchtbar und versorgen die zahlreichen Landhäuser und Weinberge, und das Kanalsystem der **Quatro acequias** zwischen dem Mappu und dem Mappocho befruchtet die nach S. besonders wohl bebauete Ebene. Dennoch aber gibt es in der Umgegend weite Flächen, die man ungeachtet der großen Erfahrung, die in solchen Fällen auch dem gemeinen Landmanne Chile's zu Gebote stehen, mit Kanälen nicht zu erreichen vermochte, und die also während mehrer, der Hälfte des Jahres gleichkommender, Monate braun und verdorrt, kaum als dürftige Weidegründe brauchbar daliegen. Der Mappocho nähert sich in westl. und nördl. Richtung der Stadt so sehr, daß eine der Vorstädte durch ihn abgetrennt wird. Unbedeutend in der trocknen Jahreszeit und dann vor seiner Ankunft in der Stadt schon durch die Canäle erschöpft, wird er zur Versorgung der flachen Wassergerinne (**Acequias**) benutzt, welche von einer Vara (33″ engl.) Breite und geringer Tiefe die Straßen durchschneiden und nicht wenig zur Reinlichkeit beitragen. Während der Regenzeit aber theilt er den Charakter aller Gebirgsströme, und ist den plötzlichsten, darum doppelt gefährlichen Anschwellungen unterworfen. Diese haben schon mehrmals die Existenz der Stadt bedroht und den um Chile sehr verdienten Ambrosio O'Higgins veranlaßt, im J. 1792 einen Damm (**el Tajamar**) zu errichten, welcher aus Backsteinen gebauet, von beträchtlicher Festigkeit ist und bei einer Höhe von 14′ und etwas größerer Breite (auf der obern Seite) in Fällen gewöhnlicher Fluthen den erwünschten Schutz zu leihen vermag; allein bei den außerordentlichen Überschwemmungen von 1827 kaum widerstand und so zerstört wurde, daß die Ausbesserung ungemein große Summen erfoderte. Ein Abzugsgraben (**el Malecon**) gehört noch zu den Vorkehrungen, um den Strom unschädlich zu machen, und verdient durch Länge und sorgfältige Ausführung Bewunderung.

Die Höhe der Stadt über dem Meere ist zuerst von D. Felipe Bauza 1794 barometrisch gemessen worden, jedoch durch eine ziemliche Menge neuerer Beobachtungen ganz verschieden von der ersten Angabe gefunden worden, die so sehr abweicht, daß sie unbedingt verworfen werden muß (2257′ engl. Bauza; 1557′ engl. Castillo albo; 1691′ engl. Miers; 1787′ engl. Rivero). Der Name Pentland's allein rechtfertigt den Glauben, daß die von ihm festgesetzte Höhe von 527ᵐ· = 270ᵗ· die wahre sei. Das Klima ist, ungeachtet dieser eben nicht außerordentlichen Verschiedenheit des Niveau's, ungemein abweichend von demjenigen der Küste, und der ihr nahegelegenen nicht über 50ᵗ· aufsteigenden Thäler. Locale Einflüsse, zu denen vor allen Dingen die Nähe der Anden zu rechnen sein dürfte, verursachen es wol allein, daß nicht nur der Wechsel des Wetters und der Temperatur ungemein schnell und ungleich ist, wenigstens während des sogenannten Winters, sondern, daß man auch in der letztern Jahreszeit eine Kälte empfindet, die nach einem sehr heißen Sommer doppelt auffällt. Weißfrost ist keine Seltenheit in Santjago und man hat einige Male schon dünnes Eis auf stehenden Wassern beobachtet; während der heftigen Winterregen stellen sich gelegentliche Graupelwetter, selbst Hagel ein, und die benachbarten Berge bedecken sich dann von ihrem Gipfel, bis innerhalb 800 oder 1000′ von der Ebene mit Schnee. Die Sommerhitze steigt im Januar bis auf 26° R., hält jedoch selten in diesem Maße lange Zeit an. Wenn nun aber Santjago um dieser Erscheinungen willen von den Bewohnern der Küstengegend als ein rauher Aufenthaltsort angesehen wird, so bleibt doch sein Klima im Verhältnisse zu demjenigen des nördlichen Europa eines der herrlichsten der Welt. Daß die Pflanzenwelt von dieser Verschiedenheit des Verlaufes der atmosphärischen Erscheinungen nicht empfindlich berührt werde, beweist der Umstand, daß überall, wo man irgend den natürlich wasserarmen Boden durch Kunst zu befeuchten vermag, die Südfrüchte Europa's, die nordischen Cerealien und mancher außerhalb Amerika ungekannte Fruchtbaum die üppigsten Ernten liefern und in nichts von denen der Küstengegenden sich unterscheiden.

Die politische Einrichtung des Landes erhebt Santjago zur Hauptstadt der Republik, zum Sitze des Präsi-

denten, des Bischofs, der obersten Gerichtshöfe, und der Generaladministration des Zollwesens, außerdem zum gewöhnlichen Versammlungsorte der Volksrepräsentation und endlich zum Mittelpunkte des Depart. S. Jago. Die Stadt selbst zerfällt in acht gesonderte Districte und besteht aus der eigentlichen Stadt am linken Ufer des Maypocho und den Vorstädten Chuchunco im West., Canadilla im Süd-Ost und la Chimba im Nord-Ost. Die Richtung der sich rechtwinklig kreuzenden Straßen ist nicht ganz den Cardinalpunkten entsprechend, sondern weicht um einige Compaßstriche von denselben ab. Der Grundplan ist der in allen größern Städten des spanischen Amerika's befolgte. Indem alle Straßen sich rechtwinklig kreuzen, entstehen Vierecke von 150 span. Varas an jeder Seite, oder Quadras, beiläufig ein feststehendes Flächenmaß. Die Straßen sind 14 Varas (42 span. Fuß) breit, die Cañada von 50 Varas Breite ausgenommen; neun von ihnen laufen von Ost nach West, zwölf in der entgegengesetzten Richtung, sodaß gegen 120 Häuservierecke, deren jedes, je nachdem seine Lage mehr dem aristokratischen Theil der Stadt oder den Außengassen genähert ist, von sechs zu zwölf oder mehr Privatgebäude enthält. Alle Straßen sind gepflastert, wohl bewässert, allein von jeher sehr unreinlich gewesen, was in den Sitten des Volkes selbst begründet liegt; Trottoirs aus 9' breiten Steinplatten schützen, mindestens in den Hauptstraßen, den Fußgänger vor dem Schmutz, den die Haushaltungen und der Mangel guter Polizei verursachen. Der Marktplatz von einer Quadra Fläche liegt in der Mitte der Stadt, entwickelt zwar manche Scene aus dem Volksleben, bietet aber eben keinen imponirenden Anblick, indem, mit Ausnahme zweier öffentlichen Gebäude, die umherliegenden Häuser, ganz im Style der übrigen Privathäuser gebauet, nur ein Grundgeschoß besitzen, welches höchstens mit leichtem, hölzernem Überbaue versehen, selten mit Glasfenstern geschmückt, ziemlich schwerfällig und unwohnlich erscheint. Im Innern der Vierecke befinden sich Gärten, die, zu den Privatwohnungen gehörend, sich keiner besondern Cultur erfreuen, indessen unter einem solchen Klima auch ohne Fürsorge Früchte von großer Güte hervorbringen. Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude liegen in der Nähe des Marktplatzes; die Cathedrale wurde vom Bischofe Gonzalez de Melgarejo, einem gebornen Paraguayer, im J. 1748 zu bauen angefangen, allein obwol er selbst 40,000 sp. Thlr. aus seinem Vermögen zu diesem Zwecke hergab und der Staat bedeutende Zuschüsse machte, so ist doch das Werk nie über die Hälfte fertig geworden, hat durch Erdbeben ungemein gelitten und kann nicht wohl vollendet werden, indem der als Material angewendete in der unmittelbaren Nähe brechende Kalkstein an der Luft mit Schnelligkeit verwittert ist. Der bischöfliche Pallast, neben der Kirche gelegen, ist kaum noch bewohnbar und gleich jener in einem gemischten Style gebaut, den man nicht füglich mit dem Namen des maurischen belegen kann. Eher paßt diese Benennung auf die Architektur des Regierungspalastes und der daneben liegenden Residenz des Präsidenten der Republik. Beide können auf der Westseite des Cap Horn schon für ausgezeichnete Bauwerke gelten, entstanden unter der Administration des baulustigen O'Higgins, und sind theils den Bureaux der Minister, theils dem Zeughause und andern öffentlichen Instituten eingeräumt worden. Das Gebäude des Handelstribunals (Consulado) und das Zollhaus sind zwar weitläufig genug, verdienen aber in andern Beziehungen keine besondere Nennung. Das Münzgebäude wird von den Eingebornen des Landes mit vielem Stolze betrachtet, und wenn auch fehlerhaft in seinen Verhältnissen und keineswegs von großartigem Äußern, steht es doch an der Westküste ohne Nebenbuhler; denn namentlich hat Lima nichts von solchem Umfange und so solider Structur aufzuweisen. Den aufgewendeten Baukosten von 1¼ Million span. Thlr. entspricht aber das Werk keineswegs, dessen Nützlichkeit, trotz der außerordentlich großen Räume des Innern, immer sehr gering gewesen ist. Der größte Theil des amerikanischen Silbers wurde ehedem in Potosi und Lima ausgemünzt, und schwerlich dürfte sich das jährliche Mittel der in einer langen Zeit in Santjago geschlagenen Summe über 800,000 span. Thlr. stellen lassen. Die fünf Parochien enthalten ebenso viele Pfarrkirchen, die nur zum Theil massiv, eben nicht zur Verschönerung der Stadt beitragen, und außerdem, wie überhaupt die meisten Kirchen Chile's, viel zu arm sind, um durch innern Schmuck ihr unvollkommenes Äußere vergessen machen zu können. Besser sind die Kirchen der größtentheils unterdrückten Klöster, namentlich diejenige der Jesuiten, die aber auswendig so mit Schnitzwerk überladen, so mit den grellsten Farben überpinselt ist, daß man nicht leicht in Europa ihr etwas Ähnliches finden möchte. Klöster für beide Geschlechter waren unter der spanischen Regierung zahlreich und erreichten kurz vor der Vertreibung der Jesuiten die Zahl von 28, sind aber durch Staatsgesetze und Pensionirung ihrer Bewohner in den neuesten Zeiten etwa auf den vierten Theil herabgebracht worden. Öffentliche Erziehungsanstalten sind, 1) die Universität, vor langer Zeit gegründet, in der Revolution untergegangen, nachdem sie schon viele Jahre nur dem Namen nach bestanden hatte, wurde wieder errichtet im J. 1828 und 1831 auf zweckmäßige Weise organisirt und mit Lehrern versehen. Kann sie auch in keiner Hinsicht mit europäischen Anstalten gleiches Namens verglichen werden, so entspricht sie doch den gegenwärtigen Bedürfnissen des Volkes und wird sich später ohne Zweifel heben. 2) Eine Militairschule, gleichfalls seit 1830, zur Erziehung von Cadetten und Bildung von Officieren, welche bisher unglaublich unwissend waren. 3) Ein Lyceum, unter dem Namen Colegio, besteht aus den Resten der jesuitischen Gründung, und ist als Gelehrtenschule nach europäischem Muster vor Kurzem wieder eingerichtet worden. Mehr als 300 Schüler finden dort Unterricht. 4) Volksschulen in den Parochien, theils nach Lancaster's Methode, theils noch der altspanischen Einrichtung folgend, indessen ebenfalls reformirt und viel vermehrt. Bibliotheken sind gemäß den Beschlüssen der Volksrepräsentanten angelegt worden; die aus der frühern Zeit vorhandenen sind armselig und ohne Anwendbarkeit in unserer Zeit. Mehre

im Verhältnisse nicht unbedeutende Druckereien bestehen da, wo 1811 die erste Presse auf Kosten der Regierung errichtet worden war, und drucken, neben einer Menge von Pamphletten, sechs Zeitungen. Buchhandlungen kennt man noch nicht, denn Originalwerke erscheinen nicht, und nur Elementarbücher und die altspanischen Gesetzsammlungen sind bis jetzt aus den Pressen der Hauptstadt hervorgegangen. Santjago ist von allen Seiten offen, enthält aber einen durch die Spanier 1816 befestigten Hügel (Cerrito de S. Lucia), dessen Bestimmung nicht die Vertheidigung der Stadt, sondern die Unterdrückung gelegentlicher Unruhen ist. Die Garnison ist in gewöhnlichen Zeiten gering, indem sowol Congreß als Regierung ihre Sicherheit mehrmals durch militairische Meutereien gefährdet sahen. Jenseit des Flusses liegt, verbunden durch eine wohlgebaute Brücke von neun Bogen, die Vorstadt la Coimba, welche ebenso ländlich ist als eine andere im Süd-Osten gelegene. Die letztere trägt den Namen la Canadilla und wird nach Nord-Osten von dem wahrhaft großartigen Spaziergange la Cañada begrenzt. Die Bevölkerung ist sehr verschieden angegeben worden, scheint kurz vor der Revolution 35,000 nicht übersteigen zu haben, dürfte aber bei der sehr schnellen Zunahme der Einwohnerzahl in dem aufblühenden Lande gegenwärtig in der That die Zahl von 60,000 erreichen, welche ihr vermöge einer oberflächlichen Schätzung gegen 1830 zugeschrieben wurde. Fabriken existiren, wenigstens im großen Maßstabe, noch nicht, jedoch haben Handwerke und selbst einige einfachere Künste neuerdings bedeutende Fortschritte gemacht. Der Handel ist bedeutend, indem die wohlhabenden Landbesitzer gemeiniglich die Regenzeit in Santjago zubringen und viele fremde Waaren verbrauchen und außerdem die mittlern Provinzen mit ihrem Bedarf von Santjago aus versehen werden. Der Handel über die Anden nach Mendoza geht gleichfalls von der Hauptstadt aus, wo alle größere Kaufleute Valparaiso's Niederlagen und Geschäftsführer halten *).

Santjago, Provinz und Departamiento des mittlern Chile, zwischen den Provinzen Aconcagua im Norden, Colchagua im Süden, begrenzt nach Osten von der Andenkette, nach Westen vom großen Ocean und dem Depart. Quillota. Die Provinz Santjago umfaßt Depart. Santjago, Depart. Valparaiso, Depart. Melipilla. Flächeninhalt und Bevölkerung sind nicht genau bekannt. Die Oberfläche besteht dem größten Theile nach in einer unmerklich nach Westen geneigten Ebene, die ihrerseits theils von Hügelketten durchschnitten wird, theils von höhern Bergketten eingeschlossen ist, die jedoch kein regelmäßiges System befolgen und bald rechtwinklig von den Anden auslaufen (Cuesta de Chacabuco mit ihrer Fortsetzung den Bergen von Tiltil), bald ihnen parallel hinziehen (Cuesta del Prado, C. del Zapato). Die Andenkette selbst steigt ziemlich schroff empor, und enthält in dieser Gegend einige ihrer höchsten Bergspitzen, z. B. den Tupungato u. a. m. Hauptflüsse sind der Maypu und Mappocho, beide in den Anden entspringend und durch Kanäle vereinigt, wilde Gebirgsgewässer, die im Sommer ziemlich eintrocknen, von welchen jedoch der zweite der größere ist. Bäche sind der Rio de la Lampa, Renca, Colina, Poanguy und zahlreiche andere im östlichen dem Fuße der Anden genäherten Theile der Provinz. a) **Depart. Santjago**, besteht aus mehren Subdelegationen und diese wieder aus Districten, gemäß der Constitution von 1833. Grenzen: nach Norden la Cuesta de Chacabuco, nach Westen Cuesta del Prado, nach Süden der Fluß Maypu, nach Osten die Anden. Die mittlere Höhe des Tafellandes beträgt zwischen 200—300 t. Der Boden ist nirgends sehr fruchtbar, außer in den schmalen Thalgründen am Fuße der Berge und in der durch Kunst bewässerten Ebene um Santjago; der Ackerbau wird daher nur in einem beschränktern Maße betrieben, ist jedoch wegen der Nähe der zwei größten Städte des Landes sehr einträglich. Viehzucht ist aus demselben Grunde ein ziemlich allgemeines Geschäft der Landbesitzer. An Holz leidet man Mangel, und erhält dasselbe meistens aus den südlichen Provinzen über Valparaiso. Der Mineralreichthum liegt in den Anden, großentheils der Schneelinie so genähert, daß nur an wenigen Orten die Ausbeutung möglich ist; in den niedern Gegenden wurde ehedem Gold theils aus dem Flußsande gewaschen, theils (um Tiltil) gegraben; beides ist aufgegeben worden. Die Bevölkerung ist wegen der Hauptstadt verhältnißmäßig groß zu nennen. b) **Dep. Valparaiso**, Grenzen nach Osten und Süden Cerros de la Vizcacha und C. del Zapato, nach Norden Rio de Reculemu oder de la Viña de la mar, im Westen das Meer; besteht aus steil abfallenden Bergstufen und engen Thälern von geringer Fruchtbarkeit. Hauptort Valparaiso, der größte Südseehafen (vergl. diesen Artikel). c) **Dep. Melipilla.** Grenzen: nach Osten Cuesta del Prado, nach Norden Cuesta del Zapato, nach Süden der Fluß Maypu, im Westen das Meer; stellt ein breites, wohlbewässertes und sehr fruchtbares Thal dar. Ackerbau und Viehzucht sind blühend. Hauptort, der kleine Flecken Melipilla oder S. José de Logroño, ein armer Ort ohne Betriebsamkeit und Bevölkerung, besaß ehedem zwei Klöster und wurde nach einem großen Erdbeben 1742 vom Generalcapitain D. José Manso auf den Trümmern des alten Melipilla erbauet (Br. 33° 40'). Hafen, der jedoch dem fremden Handel verschlossen ist, S. Antonio. (*E. Poeppig*).

JAGO DE COMPOSTELLA (St.), 1) Wallfarthsort, Erzbisthum und Ritterorden. Es sind nicht des Apostels Jacobus des Jüngern (1. Mai) Gebeine, die zu Compostella ruhen, wie Bd. 18. S. 392, der ersten Abtheilung des gegenwärtigen Werkes angegeben wird, es ist nicht der Apostel Jacobus der Jüngere, den Spanien als seinen Patron verehrt, sondern es ist der Apostel Jacobus der Ältere (25. Julius), der Sohn Zebedäi, von dem der Wallfahrtsort seinen Namen entlehnt, der der Schutzheilige von ganz Spanien geworden ist. Von

*) Umständliche Nachrichten in den Reisen v. Vancouver, Miers, Schmidtmeyer, Haigh, Heath, Caldcleugh, Stephenson, Mary Graham, B. Hall, Bracebridge, Meyen; unter den ältern Reisenden verdient nur Frezier Nennung. Pläne und Ansichten gaben Miers und Schmidtmeyer.

der Auffindung seines Grabes gibt die Geschichte von Compostella, welche auf Befehl von Jacob Gelmirez, dem ersten Erzbischofe von S. Jago, zu Anfange des 12. Jahrhunderts, von den Bischöfen Munius von Mondoñedo und Hugo von Porto geschrieben, und von Gerhard, einem Domherrn von S. Jago, fortgesetzt worden, folgende Nachricht. An dem Orte, wo gegenwärtig die Kirche von S. Jago steht, in dem Königreiche Galicien, in dem vormaligen Kirchspiele von Iria, heutzutage Padron genannt, war ein kleiner, doch dichter Busch, in dem verschiedene glaub- und ehrwürdige Personen Nacht für Nacht ein helles Licht zu erblicken versicherten, sowie auch Engel, die sich vom Himmel herab auf diese Stelle ließen. Als Theodomir, der verehrte Bischof von Iria, hiervon Kenntniß erhielt, war er sogleich bedacht, die Sache selbst in Augenschein zu nehmen, um also die Wahrhaftigkeit der Erzählung zu prüfen. Zu dem Ende begab er sich zur Nachtzeit an den bezeichneten Ort, allwo er mit seinen Augen alles, was ihm erzählt worden, sah. Hierauf ließ er unverzüglich durch einige fromme Personen seines Gefolges die Bäume fällen und man entdeckte eine kleine Einsiedelei, worin ein Grab und darin der Leichnam des Apostels Jacobus eingeschlossen. Theodomir und ein würdiger Einsiedler, Namens Pelagius, der auf dem anstoßenden Gebirge in hoher Frömmigkeit lebte, sahen den heiligen Leichnam mit Augen, und von Stunde an hat die göttliche Allmacht durch fortwährende Wunder den Ruhm dieses heiligen Apostels bestätigt. Theodomir, über seine glückliche Entdeckung höchstens erfreuet, gab dem König Alfons (dem Keuschen) ungesäumt davon Nachricht, der König fand sich alsbald persönlich ein, und nachdem er dem Heiligthume die gebührende Verehrung erwiesen, ließ er an eben der Stelle eine Kirche, doch nur von Holz, erbauen; sie sollte schnell fertig werden, damit die Andacht der haufenweise zuströmenden Gläubigen nicht gehemmt sei. So weit die Erzählung. Das Jahr der Auffindung selbst ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen, während Verschiedene sie in die Jahre 816, 825, 835 verlegen, wird sie in der Geschichte von Compostella und in der Chronik von Iria in das J. 808 gesetzt, und für dieses Jahr hat Ferreras sich entschieden, nachdem die Tradition stets das Ereigniß in die Zeiten Karl's des Großen verlegte, und auch ein Schreiben des Papstes Leo III. an die Spanier vorhanden ist, worin er von dem Tode ihres Apostels und von der Überbringung seines heiligen Leichnams handelt. Auch des Königs Schenkungsbrief für den Bischof Theodomir und dessen nach S. Jago verlegtes Bisthum vom 4. Sept. 863 der spanischen Ära (oder nach der einst von Pellicer besessenen Handschrift vom 4. Sept. 853), nach Christi Geburt 825, spricht für 808, oder gibt wenigstens den Beweis, daß die Entdeckung bereits vor einer Reihe von Jahren geschehen sei, indem der König berichtet, daß er, nachdem er den heil. Leib gesehen und verehrt, die Kirche erbauet, den Bischofsitz von Iria dahin verlegt, und die Kirche mit allen im Umkreise von drei Meilen belegenen Ländereien beschenkt habe. Aus den apostolischen Gedichten des Walafridus Strabo ist es jedenfalls gewiß, daß das Grab in Compostella seit dem J. 840 in der ganzen Christenheit berühmt war. Die ursprüngliche hölzerne Kirche bestand bis zum J. 879, dann aber ließ König Alfons der Große, bei Gelegenheit einer Wallfahrt nach Compostella, dieselbe niederreißen, und den Anfang zu einem prachtvollen Baue aus Quadersteinen machen, gleichwie er bei einem frühern Besuche ein goldenes, mit Edelsteinen reich besetztes Kreuz geschenkt hatte. Die Einweihung dieser neuen Kirche erfolgte am Montag den 5. Mai 899, in Gegenwart des Königs, der Bischöfe und der Großen, und zwar wurden die Altäre dem Heilande, dem Fürsten der Apostel, dem heil. Petrus, dem heil. Paulus und dem heil. Johannes dem Evangelisten geweihet. Den Altar des heil. Jacobus wollte man nicht berühren, weil seine Reliquien darin eingeschlossen waren; man begnügte sich daher, vor demselben die Einweihungsmesse zu halten. König Alfons beschränkte sich aber nicht darauf, Zeitlebens der besondere Wohlthäter von S. Jago gewesen zu sein; noch auf dem Sterbebette setzte er für die Bedürfnisse der Kirche eine bedeutende Summe aus, statt deren aber nachmals der König Ordogno, sein Sohn, vom 30. Januar 915, die Stadt Cornelina, an den Ufern der Limia, gab. Ungleich wichtiger aber war die von König Ramiro gemachte Stiftung; im Begriffe nämlich, den Mohren die Entscheidungsschlachten an der Mündung der Pisuerga und bei Alhondiga zu liefern (938), gelobte er, daß falls er als Sieger heimkehre, jeder seiner Unterthanen inskünftige für ewige Zeiten, von seiner Ernte ein bestimmtes Maß Getreide entrichten solle; der von ihm zu Lösung seines Gelübdes ausgefertigte Stiftungsbrief ist noch vorhanden, sowie die Abgabe auch noch entrichtet wird. Das Jahrhundert war nicht zu Ende, so erhielt S. Jago, gelegentlich der normännischen Einfälle in Galizien, auch Mauern (961); nicht nur die Vasallen und Leibeigenen der Kirche, sondern auch viele andere Menschen mußten an dieser Befestigung arbeiten, und der Bischof Sisenand, stolz auf seine erlauchte Geburt, erlaubte sich bei dieser Gelegenheit so viele Gewaltthätigkeiten, daß die Klagen bis zu dem Könige drangen. Eine Warnung, von dem Könige ausgehend, blieb unbeachtet, Sisenand bereitete sich sogar zum Widerstande, darum eilte König Sancho nach Compostella, und nahm den Bischof, von dessen Tyrannei er noch persönlich Zeuge geworden, gefangen. An Sisenand's Stelle trat als Bischof von S. Jago der heil. Rosendus, der bisherige Bischof von Mondoñeda. Rosendus wurde bald durch einen neuen Einfall der Normänner beunruhigt; er sammelte die Kriegsvölker des Landes, zog „mit dem Harnische des Mitleidens angethan," wider die Seeräuber zu Felde (964), und ein vollständiger Sieg krönte seine Waffen. Die wenigen Fremdlinge, die dem Blutbade entgingen, eilten, sich wieder einzuschiffen. Indessen fand Sisenand Mittel, aus dem Gefängnisse zu entwischen, er wurde in Compostella eingelassen, und drang in der Christnacht 967 mit gewaffneter Hand in das Dormitorium, wo S. Rosendus mit seinen Chorherren das Zeichen zu der Frühmette abwartete. Der Bischof war weder in der Verfassung, noch in der Meinung, sich dem gewaltthätigen Be-

ginnen zu widersetzen, nur bedrohte er von Gottes wegen den Frevler, daß, weil er mit dem Schwerte in das Heiligthum eingedrungen sei, er auch durch das Schwert umkommen werde. Während Rosendus, der rechtmäßige Bischof von S. Jago, in der heiligen Einsamkeit von Celanova alle die Süßigkeit eines solchen Aufenthaltes schmeckte, wurde Galicien durch eine neue Fluth von Normännern heimgesucht (968); kühn zog Sisenand ihnen entgegen, am 29. März kam es bei Tornellos zur Schlacht, und ein Pfeilschuß tödtete den Bischof auf der Stelle. Pelagius, der bisherige Bischof von Luzo, ein Sohn des Grafen Roderich Velasquez, wurde sein Nachfolger. Pelagius, nachdem er sich durch willkürliche Verleihung der Kirchengüter an seine Anverwandte, durch Gewaltthätigkeit und Grausamkeit verhaßt gemacht, wurde abgesetzt, und hatte den heil. Peter Martinez von Monsonce, den wegen seiner Gelehrsamkeit und Tugenden, auch wegen seiner vornehmen Geburt allgemein verehrten Abt des Klosters St. Benedict zum Nachfolger (989). Ihm und seiner Kirche schenkte der König Don Bermudes im J. 990 Puerto-Marino. Sieben Jahre später drang Mahomet Abenamir, dem seine Siege den Beinamen Almansor verschafften, tief in Galicien ein; seine Horden plünderten die Stadt S. Jago, rissen die Kirche zum Theil nieder, und entführten die Kirchenthüren als ein Siegeszeichen nach Cordova. Almansor soll auch Willens gewesen sein, das Grab des Apostels zu entweihen, aber in dem Augenblicke der Ausführung loderte aus der Gruft eine Flamme auf, welche den Ruchlosen mit Furcht und Schrecken erfüllte, daß er, anstatt die unmännliche That zu begehen, kaum den Muth hatte, die umstehenden Christen zu fragen, was für ein Heiligthum sie an dieser Stelle verehrten. Nachdem er beinahe sein ganzes Heer durch die Ruhr eingebüßt, kehrte Almansor nach Cordova zurück. Im J. 1031 wurde Instruarius, der Bischof von S. Jago, der sich wenig um Amt und Pflicht bekümmerte, ein unordentliches und ärgerliches Leben führte, und seine Unterthanen mishandelte, abgesetzt, um im Gefängnisse sein Leben zu beschließen, während Cresconius, ein Mann von durchaus verschiedener Sinnesart und Sitte, das Bisthum übernahm; ihm schenkte König Bermudes zugleich die confiscirten Güter des Rebellen Sisenand Graliariz. Im J. 1056 hielt Cresconius mit einigen benachbarten Bischöfen in der apostolischen Kirche von S. Jago ein Concilium; die erste Sitzung fiel auf den 15. Januar. Cresconius starb im J. 1068, und hatte seinen Neffen Gudesteus zum Nachfolger, der aber alsbald mit einem andern Oheime, mit dem Grafen Froyla, wegen der Gerechtsame seiner Kirche, in große Weitläufigkeiten gerieth, und schon im folgenden Jahre auf Froyla's Veranlassung, während er sich in die Einsamkeit begeben, um das Fasten ungestörter abzuwarten, ermordet wurde. Der Bischof Diego Pelaez hatte sich schon einmal die Ungnade des Königs Alfons zugezogen, als er zu Gunsten des treuloserweise entthronten Königs Garcias, dessen Gebiete, Galicien und Portugal, gegen den Usurpator zu bewaffnen suchte, und mußte sein Pflichtgefühl mit langwierigem Gefängnisse büßen. Zuletzt wurde er auf die von dem Könige vorgebrachte Klage vor dem Concilium von S. Maria de Pusillos, unweit Palencia, abgesetzt (1089), und das Bisthum an Peter, den Abt von S. Pedro de Cardegna, gegeben. Die zweite Kirchenversammlung von Leon, 1091, nöthigte indessen den König, den Bischof Diego freizugeben, bestätigte dessen Absetzung, vernichtete aber zugleich die Wahl des Bischofs Peter. Die apostolische Kirche wurde einige Jahre durch einen Provisor, den Diego Gelmirez, regiert, dann aber ihr ein Mönch von Cluny, der seit Kurzem nach Spanien gekommen war, Dalmacius als Bischof vorgesetzt (1094). Dalmacius starb bald nach seiner Rückkehr von dem Concilium zu Clermont, wo er von Papst Urban II. erhalten hatte, daß sein Bisthum unmittelbar unter dem päpstlichen Stuhle stehen sollte, und es wurde ihm Diego Gelmirez, der frühere Provisor, zum Nachfolger gegeben (1096). Gelmirez mußte vier Jahre lang zu Rom mit dem abgesetzten Bischofe Diego Pelaez, der nach des Dalmacius Tod in seine Rechte wieder einzutreten begehrte, streiten, dann aber bestätigte Papst Paschalis II. die Wahl, und der neue Bischof kehrte in seine Diöcese zurück. Er schaffte die Leiber der H. H. Fructuosus, des Erzbischofs von Braga, Cucuphas, Sylvester und Susanna, der Jungfrau und Märtyrin, nach S. Jago, wurde 1110 in einem Aufruhre, den die Brüder Arias Perez und Peter Arias veranlaßten, um sich der Person des Prinzen Alfons zu bemächtigen, von den Rebellen selbst gefangen genommen, doch bald wieder in Freiheit gesetzt, nachdem seine ganze Diöcese sich erhoben hatte, den geliebten Oberhirten zu rächen. Im J. 1112 gelang es ihm, sich auch den Prinzen von den Aufrührern ausliefern zu lassen, worauf er denselben alsbald vor dem Hochaltare der apostolischen Kirche als König von Galicien krönte. Es kostete ihn indessen große Anstrengungen, den neuen König aufrecht zu erhalten; noch im nämlichen Jahre 1112 mußte ein Einfall der Aragonier zurückgewiesen werden; wiederholte Empörungen, von denen eine in englischen, eben an den Küsten anwesenden Kreuzfahrern mächtigen Beistand gefunden hatte, waren zu bekämpfen, Muhammedanische Seeräuber richteten an den Küsten des Königreichs die ärgsten Verheerungen an, bis der Bischof von Genua und Pisa Schiffsbaumeister kommen ließ, mit ihrer Hilfe zwei Galeeren ausrüstete und mit dieser kleinen, von ihm selbst befehligten Flotte nicht nur die Seeräuber verjagte, sondern auch an den Küsten ihrer Heimath schwere Rache nahm. Bei alledem behielt Diego Zeit genug, den eigentlichen Pflichten seines Amtes obzuliegen, am 17. Nov. 1114 versammelte er in S. Jago ein Concilium, dessen heilsame Satzungen noch vorhanden sind, und in fünf andern, an dem nämlichen Orte abgehaltenen Concilien legte der Bischof einen nicht minder lebendigen und fruchtbaren Eifer für die Erhaltung der Kirchenzucht an den Tag. Gleich verdienstlich waren Diego's Bemühungen um die Aufnahme seiner Kirche; in dem ganzen Laufe seines bewegten Lebens entging auch nicht der geringste Umstand, der ihrem Gedeihen oder Glanze förderlich sein konnte, seiner Aufmerksamkeit. Der Eifer, mit dem er sich den Angelegenheiten des jungen Königs widmete, ver-

wickelte ihn jedoch allgemach in Streitigkeiten mit der königlichen Mutter, mit Urraca von Castilien; sie versuchte zu wiederholten Malen sich seiner Person zu versichern, und zwang ihn endlich, indem sie das durch die immerwährende Heeresfolge erzeugte Misvergnügen der Stiftsinsassen, besonders der Bürger von Compostella, nährte, sich nach Castilien und demnach in ihre Gewalt zu begeben. Mit diesem Vortheile zufrieden, behandelte sie ihn mit Milde, und nach der Ausgleichung sämmtlicher Zwistigkeiten erhob sie sich selbst nach Galicien, um den Bischof wieder in Compostella einzuführen (1117). Auf die erste Kunde von ihrer Annäherung flüchteten die Meuterer in die Kirchen und Klöster; da ihre Anzahl aber sehr bedeutend war, so faßten sie bald neuen Muth, und von ihren Zufluchtsörtern aus wurde ein rasender Aufruhr vorbereitet. Der Tumult wurde so groß, daß die Königin, der Bischof und ihr beiderseitiges Gefolge genöthigt wurden, in die apostolische Kirche zu flüchten und sich daselbst zu verrammeln. Die Aufrührer suchten die Thüren einzurennen, verloren aber bei dem Versuche viele Leute; darob noch mehr entrüstet, legten sie Feuer an. Als die Flammen in die Höhe schlugen, erhob sich ein wildes Geschrei: „Die Königin rette sich, der Bischof aber sterbe sammt allen seinen Anhängern. Die Königin befolgte den ihr so stürmisch ertheilten Rath, wurde aber mit den gröbsten Schimpfreden empfangen und thätlich mishandelt, bis es ihr gelang, in der St. Marienkirche Einlaß zu erhalten. Der Bischof entkam verkleidet mitten durch die Aufrührer, während sein Bruder und die meisten seiner Hausgenossen durch das Schwert oder in den Flammen den Tod fanden. Dieser Aufstand war kaum durch die freiwillige Unterwerfung der Empörer beendigt, als Diego in Rom Unterhandlungen anknüpfte, um S. Jago zu einer Metropolitankirche erheben zu lassen, und Papst Calixtus II. willfahrte ihm insoweit, daß er im J. 1120 alle Rechte der Metropolitankirche von Merida, welche noch in der Ungläubigen Gewalt war, auf jene von S. Jago übertrug. Dieses Indult, welches jedoch nach eines zeitlichen Papstes Wohlgefallen widerruflich sein sollte, und womit die Ernennung Diego's zum apostolischen Legaten in den Provinzen Merida oder S. Jago und Braga verbunden, wurde am 25. Julius, an dem Festtage des Apostels, in der apostolischen Kirche verkündigt, und war vielleicht die Veranlassung, daß die Königin noch in demselben Jahre die Seeküste zwischen den Flüssen Ulia und Tambre nach S. Jago schenkte. Dafür leistete Diego der Königin in der Empörung des Grafen Nugnez, sowie in dem Kriege mit Portugal (1121) die wichtigsten Dienste, wodurch er sich jedoch nicht vor einer abermaligen Ungnade zu schützen vermochte. Er wurde, während er sich noch bei dem Heere befand, sammt seinen drei Brüdern verhaftet, und zuerst nach der Burg Orcilio, dann nach jener von Cira gebracht (1121). Ein so unerwartetes Ereigniß setzte die ganze Stadt S. Jago in Bewegung, während das Volk sich in Schmähungen gegen die Königin ergoß, versammelten die Geistlichkeit und die vornehmere Bürgerschaft sich zu gemeinsamer Berathung in der Kirche. Es wurde beschlossen, vier Domherren und vier der angesehensten Bürger an die Königin abzuordnen, um sie wegen der Ursachen der Gefangennehmung des Prälaten zu befragen, und wo möglich dessen Freilassung zu erbitten. Die Deputation kam zurück, ohne das Mindeste ausgerichtet zu haben, und ein ernstlicher Kampf schien unvermeidlich, zumal jetzt die gesammte Domklerisei sich mittels eines körperlichen Eides verband, den Erzbischof zu befreien, sollte auch der letzte Kleriker sein Beneficium darüber verlieren. Donna Urraca traf am 24. Julius in S. Jago ein, des Vorhabens, das Fest des Apostels daselbst zu begehen. Als sie am andern Morgen die Kirche betrat, fand sie solche ganz schwarz behangen, zum Zeichen der Trauer; sie schien ergriffen, wies aber nochmals der Domherren und vornehmsten Bürger Fürsprache zu Gunsten des Gefangenen zurück. Gleich darauf aber verließ ihr Sohn, der junge König Alfons, mit dem Grafen Don Pedro Frolaz und andern Herren seines Gefolges die Stadt, um mit seinen Reisigen ein Lager an dem Flusse Tambre zu beziehen. Durch diese Bewegung wollte er seine Mutter zur Nachgiebigkeit zwingen, bevor er jedoch die Resultate derselben hatte sehen können, brach in der Stadt selbst eine Empörung aus; nicht mehr bittend, sondern gebieterisch foderte das Volk den Erzbischof zurück, und die Königin wagte es nicht länger, der furchtbaren Einstimmigkeit Trotz zu bieten. Nach einer Gefangenschaft von acht Tagen wurde Diego seiner Heerde wieder gegeben. Noch war aber nicht alle Veranlassung zu Zwist beseitigt, die Königin hatte die Ländereien und Schlösser des Stiftes eingezogen, und verweigerte die Rückgabe. Der Erzbischof, stark durch seine Verbündeten, worunter jetzt König Alfons selbst, der Graf Frolaz, Ariaz Perez, Donna Theresia von Portugal, der Graf Don Ferdinand, erzwang von ihr die Räumung von S. Jago; hiermit nicht zufrieden, folgte er ihr auf dem Fuße nach. Die beiden Heere lagerten sich bei Monsacro, und mehre Scharmützel wurden geliefert. Diego fühlte jedoch, daß, falls es zu einem ernstlichen Treffen käme, der Sieg, wohin er sich auch neigte, dem gemeinen Besten nur höchst nachtheilig sein würde, er opferte darum seine Empfindlichkeit auf, und that die ersten Vorschläge zum Frieden. Wie gewöhnlich, wurde durch denselben der Austrag der Sache an ein schiedsrichterliches Erkenntniß verwiesen, und dieses Erkenntniß fiel vollständig zu Gunsten der Kirche von S. Jago aus. Am 27. März 1123 erfolgte hierauf des Erzbischofs Aussöhnung mit der Königin und am 29. Nov. d. Jahres erließ der Papst eine Bulle, worin die Metropolitanrechte von Merida auf ewige Zeiten der Kirche von S. Jago einverleibt wurden. Zum letzten Male entwickelte Diego seine heilsame Thätigkeit, als Ariaz Perez im J. 1126 nach der Königin Urraca Tod in Galicien neue Unruhen erregte; dieser bedenkliche Aufruhr wurde einzig durch des Erzbischofs weise Festigkeit unterdrückt. Wie Diego Gelmirez, eines Ximenez würdiges Vorbild, in allem Guten und Großen glänzet, ebenso viel Aufsehen erregte durch seine Verkehrtheit ein späterer Erzbischof, Don Rodrigo de Luna. Er war noch ein Jüngling, als er durch den Einfluß seines Oheims, des Connetable Don Alvaro de Luna, das Erz-

bisthum erhielt, und schien dasselbe nur als ein Mittel zur Befriedigung der zügellosesten Leidenschaften zu betrachten. Seine Ausschweifungen erregten allgemeinen Unwillen, und einige Edelleute übernahmen es, die Klagen der Provinz vor den Thron zu bringen. Rodrigo wurde geladen, um von seinem Betragen Rechenschaft zu geben, gehorchte auch, und wurde entlassen, um sich neuem Frevel hinzugeben. Als er eine Braut an ihrem Hochzeittage dem Bräutigam entführen lassen, erhob sich in rasendem Grimme das Volk von S. Jago, der erzbischöfliche Palast wurde erstiegen und geplündert, der zuchtvergessene Erzbischof verjagt, der benachbarte Adel eilte mit seinen Reisigen herbei, und mit ihrer Hilfe wurde auch die Domkirche sammt allen ihren Thürmen überwältigt. Ebenso schnell wie S. Jago, wurden auch die übrigen Städte des Erzstiftes, Muros, Noya, Pontevedra, Padron eingenommen, und während Rodrigo zu König Heinrich IV. floh (1458), um Hilfe zu suchen, eilte Peter Ossorio, der Graf von Trastamara, nach Compostella, um die Früchte eines wol nicht ohne sein Zuthun vollführten Unternehmens zu ernten. Die Stadt, der Dom und die übrigen Festungen des Stiftes wurden ihm überliefert, und Peter wußte es auch, trotz einiger Widersprüche in dem Capitel, dahin zu bringen, daß sein Sohn, Ludwig Ossorio, zum Coadjutor und Stiftsverweser erwählt wurde. An dem Hofe war aber diese Wahl nicht durchzusetzen, der König vermied jede Entscheidung, daher Rodrigo neuen Muth faßte, und sich durch Bündnisse mit Peter Alvarez Ossorio, Herrn von Cabrera, mit dem Grafen von Benavente, und andern Nachbarn zu stärken suchte. Was seine Hoffnungen besonders belebte, war die hartnäckige Vertheidigung der Festung la Rocca, deren Besatzung, nur 40 Mann stark, die Einw. von Compostella auf das Äußerste quälte. Ihnen Ruhe zu verschaffen, unternahm der Graf von Trastamara mit der gesammten, ihm zu Gebote stehenden Kriegsmacht die Belagerung von la Rocca. Drei Kriegsmaschinen warfen in dem Laufe von drei Monaten mehr denn 1500 Steine in die Feste, aber die Vertheidiger rächten sich durch mehrmals erneuerte, stets siegreiche Ausfälle, und als der Erzbischof mit einem Heere von 600 Lanzen und einer zahlreichen Infanterie zum Entsatze heranzog, mußte der Graf von Trastamara sich eilends in S. Jago einschließen. Alsbald erschien Rodrigo auch vor dieser Stadt und mit großer Hartnäckigkeit und nicht minderm Blutvergießen wurde während zweier Monate um ihren Besitz gestritten. Einer so langwierigen Fehde überdrüssig, verließen der Herr von Cabrera und der Graf von Benavente das Lager, doch sollten ihre Truppen in des Erzbischofs Dienst und Solde verbleiben. Den Sold vermochte Rodrigo nicht zu erschwingen, da empörten sich seine Scharen und kehrten, nachdem sie vorher des Gebieters Gepäcke geplündert, nach Castilien zurück, woselbst Rodrigo selbst im Julius des f. J. 1460 verschied. Jetzt endlich erwachte König Heinrich IV. aus seiner Schlafsucht, um das erledigte Erzbisthum an den Erzbischof von Sevilla zu verleihen. Das hatte der Graf von Trastamara nicht erwartet, er weigerte sich hartnäckig, die Stiftsgüter außer Händen zu geben, und es kam zu einer neuen blutigen Fehde, worin der Graf doch endlich unterlag. Des Erzbischofs von Sevilla Tagewerk war hiermit geendet, er kehrte nach seinem frühern Bischofssitze zurück, während er jenen von S. Jago seinem Neffen, Don Alfonso de Fonseca y Azevedo, überließ. Auch Alfonso's Regierung war theilweise sehr stürmisch; indem er 1475 das Panier der katholischen Könige, Ferdinand und Isabella, erhob, erweckte er sich an Peter de Sotomayor, an den Grafen von Altamira und Caminha mächtige Gegner, die von Portugal unterstützt, ihn selbst aus S. Jago vertrieben. Der Sieg, den er bei Soberoso, 1479, über die Portugiesen erfocht, und den er durch die Einnahme der Festung Pontevedra und die Vertreibung der Gräfin von Caminha vervollständigte, gab ihm zwar die Oberhand wieder, nichtsdestoweniger gerieth das Erzstift durch die immerwährenden Fehden in große Unordnung und schwere Schuldenlast. Erst dem Erzbischofe Don Garcias Loaysa, dem nämlichen, welchen Kaiser Karl V. am 19. Dec. 1531 mit dem Purpur bekleiden ließ, wurde es möglich, die Spuren so vielen Unglückes zu tilgen, und S. Jago gehört seitdem zu den glänzendsten Metropolen der Christenheit; ja es sind ihr in diesen letzten Zeiten der Kirche nur noch drei Pfründen, Toledo, Gran und Braga, zu vergleichen. Im J. 1825 wurden die Einkünfte, von denen zwar die Hälfte in königlichen Pensionen nach spanischer Sitte aufging, zu 220,000 Piastern berechnet: des Erzbischofs Suffragane sind die Bischöfe von Salamanca, Tuy, Avila, Coria, Plasencia, Astorga, Zamora, Orense, Badajoz, Mondoñedo, Lugo, Ciudad Rodrigo, Leon und Oviedo.

Während die Kirche von S. Jago allmälig nur Rang nahm unter den bedeutendsten Metropolen der christlichen Welt, war die Wallfahrt längst schon zu einer wahrhaft europäischen Angelegenheit geworden, und keine Wallfahrt von weitem der von Compostella zu vergleichen, so beschwerlich auch die Umwege und die steilen Gebirgspfade, deren sich die Pilgrime der Muhammedaner wegen bedienen mußten. Sancho III., der Große, König von Navarra, machte 1034, kurz vor seinem Ende, den ersten Versuch, die Beschwerden zu vermindern, indem er einen kürzern und bequemern Weg, am Fuße der Gebirge von Birbiesca und Amaya eröffnete, der sodann weiter über Carrion, Leon und Astorga, nach Galicien führte. Dieses Weges, oder der sogenannten französischen Straße, bediente sich unter andern König Ludwig VII. von Frankreich, als er 1154 in Begleitung der Königin Constantia, und unter einer zahlreichen Bedeckung, das Heiligthum besuchte. Zum Besten der Pilgrime wurden auch auf beiden Seiten der Pyrenäen und tief in Teutschland hinein, an vielen Orten Hospitien errichtet. Eines der berühmtesten ist jenes von Compostella selbst, ein anderes befand sich in Paris, im Mittelpunkte des Universitätsbezirkes; die Hospitaliten, tagtäglich von den Studenten gesehen und belacht, hießen in der Burschensprache Belistres, und wir möchten wol glauben, daß diese geduldigen Belistres die eigentlichen Stammväter des berühmten und weit verbreiteten Philistervolkes geworden

sind. Mehre dieser Hospitien wurden von den Chorherren des Stiftes Mont-Saint-Eloi bei Arras, die schon früher in Galicien das Kloster Loyo in der Nähe von S. Jago besessen hatten, angelegt, wie z. B. jenes zu S. Marcos, außerhalb der Mauern von Leon, und jenes von las Tiendas, in den Engpässen von Castilien. Das Beispiel dieser mildthätigen Chorherren wirkte auf den benachbarten Adel und einige, der Sage nach dreizehn, Ritter, die bisher vielmehr als Straßenräuber, denn als Beschützer der Witwen und Waisen gelebt hatten, fühlten sich urplötzlich ergriffen, und in ihren Herzen das brennende Verlangen, sich zu Tilgung der verübten Missethaten in eine Congregation zu vereinigen, deren vornehmste Zwecke die Hut der Heerstraßen und die Vertheidigung christlicher Lande gegen die Ungläubigen sein sollten, Zwecke, die wegen der eben unter den christlichen Fürsten waltenden Mishelligkeiten als besonders heilsam und verdienstlich erscheinen mußten. Don Pedro Fernandez aus Fuente Encalada, in dem Bisthum Astorga, gebürtig, hatte auf die Entschließungen seiner Genossen ganz besonders eingewirkt (um 1161), er brachte sie auch dahin, daß sie einer festen Regel sich unterwerfen wollten. Für Kriegsmänner schien die des heil. Augustinus vorzüglich geeignet, und da die Chorherren von Mont-Saint-Eloi, oder von Loyo, sich schon früher dem Dienste der Wallfahrt von S. Jago gewidmet hatten, so brachte Fernandez eine Vereinigung mit ihnen in Vorschlag. Den Chorherren schien es wünschenswerth, sich dem Schutze einer ritterlichen Gesellschaft zu empfehlen, die immer mächtig genug war, um zu schaden oder zu nützen, wenn auch die 20 Schlösser, die ihr, bereits damals, Helyot zulegt, nur Schlösser in Spanien sein mochten, wenn auch das Geschenk, welches ihr König Alfons II. von Aragonien im J. 1169 mit der den Muhammedanern entrissenen Stadt Montalvan gemacht haben soll, eine reine Erdichtung wäre. Die Vereinigung kam demnach im J. 1170 zu Stande; Ritter und Chorherren wollten künftig nur eine Körperschaft ausmachen, und das klösterliche Eigenthum, gleichwie künftige Erwerbungen, in Gemeinschaft besitzen. Von Seiten der Ritter stipulirte Don Pedro Fernandez, für die Chorherren ein Don Ferdinand, den eine Grabschrift in dem Kloster Ucles: **Obiit Ferdinandus Episcopus B. Mariae**[1]) **primus Prior ordinis militiae S. Jacobi. Era CCXI.** (J. C. 1173), als den ersten Prior des Ordens bezeichnet. Diese Vereinigung, die ihrer Natur nach die Chorherren allmälig in Abhängigkeit von den Rittern versetzen mußte, die auch wirklich sie in bloße Capläne der Ritter umgewandelt hat, erhielt des päpstlichen Legaten, des Cardinals Hyacinth Bubo (nachmals Cölestinus III.) einstweilige Bestätigung, und trug auch bald genug ihre Früchte, wenn es anders richtig ist, daß der Orden bereits im J. 1171 Caceres den Ungläubigen entreißen, auch bei der Einnahme von Badajoz, Buera, Luchena und Montemajor so wesentliche Dienste leisten konnte, daß König Ferdinand sich veranlaßt fand, ihm auch diese Plätze zu verleihen. Sie sollen aber wieder verloren gegangen sein, nachdem König Ferdinand geglaubt habe, der Orden begünstige seinen Neffen, den König von Castilien, mit dem er in Unfrieden lebte, Ferdinand habe um dessen willen alle seine Schenkungen zurückgenommen und die Ritter aus den Staaten von Leon vertrieben. Was diese Erzählung wenigstens theilweise zweifelhaft macht, ist der Umstand, daß Caceres erst im J. 1184 den Muhammedanern entrissen wurde; gewiß aber ist, daß die aus Leon verwiesenen Ritter in Castilien Zuflucht fanden, daß König Alfons ihnen 1174 das Schloß Ucles in der Mancha gab, und daß sie bei demselben ein Kloster erbauten, welches sie fortan als den Hauptsitz des Ordens betrachtet wissen wollten. Von Ucles aus unternahm auch Don Pedro Fernandez, der zeither schon als Großmeister aufgetreten war, eine Reise nach Rom, um des Papstes Alexander's III. Bestätigung des Ordens zu erwirken, und die Bulle, **d. d. Ferentino, tertio nonas Julii 1175** beurkundet den Erfolg seiner Bemühungen. In dieser Bulle nennt Alexander alle Besitzungen des Ordens, Loyo, sammt dem Kloster Burgo de Puente de Miño, bei Loyo, Crescente, Quintanilla de Pedro Fernandez, Barrio, Lentamo, Sant Salvador de Estriana, Moncont, Peñausende, Santa Maria de Pinel, Ucles, Alfarilla Oreja, Mora, Moraveja, Estremera, Alcaçar, Almodava, Larunda, Lacarca, die Zehnten von Valera, und er verfügt, daß Niemand eines dieser Güter ansprechen dürfe, sei es auf den Grund eines alten Besitzes, sei es auf den Grund einer Urkunde, sobald dieselben, über Menschen Gedenken hinaus, in der Saracenen Gewalt gewesen. **Ad suscipiendam quoque prolem, quae in timore domini nutriretur**, soll es den Rittern erlaubt sein, zu heirathen, **et servet inviolatam fidem uxori et uxor viro, ne tori conjugalis continentia violetur.** Will ein Witwer oder eine Witwe zur zweiten Ehe schreiten, so darf dieses nur mit des Großmeisters oder Comthurs Bewilligung geschehen. Alljährlich soll sich das Generalcapitel versammeln. Den Rath des Großmeisters sollen 13 Brüder ausmachen; diese treten zusammen, sobald der Prior, als welchem die Regierung des Ordens gebührt, wenn kein Großmeister vorhanden, ihnen das Absterben des Großmeisters anzeigt, und wählen dessen Nachfolger. Vacanzen in dem Collegium der Dreizehner werden von dem Großmeister, unter dem Beistande der Majorität des Collegiums, besetzt. Das Generalcapitel erwählt die Visitatoren, die bis zum nächsten Capitel ihr Geschäft, die Visitation der sämmtlichen Ordenshäuser, beendigt haben müssen. Die Ordenspriester stehen unter dem Prior und empfangen, als Erkenntlichkeit für ihre Bemühungen, von den Brüdern den Zehnten. An den apostolischen Stuhl soll der Orden, in Betracht der ihm hiermit verliehenen Gnaden, jährlich zehn Malachinos zinsen. Trotz aller dieser Bestimmungen war diese Bulle doch keineswegs zureichend, um in allen Fällen als Vorschrift zu dienen, und Alexander III. gab dem Cardinal Albert, **Tit. S. Laurentii in Lucina** (nachmals Gregor VII.) den Auftrag, ein vollständiges Statut zu schreiben; es ist das die aus 71 Capiteln bestehende **Regla de la Orden de la cavalleria del Señor Sanctiago del Espada**, die

1) Santa Maria an dem Cap Finisterrä in Galicien, war vorher eine bedeutende Stadt.

im J. 1507 von dem Papste Julius II. bestätigt wurde, und noch heute den ganzen Orden regiert. Während der Großmeister mit so günstigem Erfolge in Rom unterhandelte, bewiesen seine Ritter ihre Erkenntlichkeit für die in Castilien gefundene Gunst, indem sie dem Könige in dem Kriege mit Navarra, 1176, beistanden, ob sie gleich in demselben Jahre durch der Mohren verheerenden Einfall in das Gebiet von Ucles schweren Schaden erlitten, und nur durch die äußersten Anstrengungen sich in den Schlössern Ucles und Alfarilla behaupten konnten. Diesen Einfall mußten die Muhammedaner indessen schon im J. 1177 durch den Verlust der wichtigen Stadt Cuenca büßen, und der Orden erhielt in derselben ein Haus, sammt bedeutenden Gefällen, sowie ihm auch in dem später eroberten Alarcos mehre Güter zu Theil wurden. Noch wichtiger war es für den Orden, daß es ihm glückte, sich in den Augen des Königs von Leon zu rechtfertigen, und Ferdinand, um seine frühere Härte wieder gut zu machen, gab nicht nur alles Eigenthum zurück, wie z. B. das Kloster Loyo, Quintanilla, S. Salvador de Estriana, sondern fügte auch noch, durch Schenkung vom 30. März 1181, Castrotorafe, Peñausenda und Puente de Nuño, und durch spätere Urkunde vom 3. Mai 1181, Villafasila und Palacios de Valduerna (des Ferreras Übersetzer verteutscht das sehr glücklich mit „die Schlösser von Valduerna") hinzu. Der Großmeister Peter Fernandez starb nach einem Regiment von wenigstens zehn Jahren, und wurde in der Klosterkirche von S. Marcos an der Evangeliumsseite beerdigt, wie folgende Grabschrift bezeugt: **Mens pia, larga manus, os prudens, haec tria clarum caelo fecerunt et mundo te Petre Fernande. Militiae Jacobi magister, stitor rectorque fuisti, sic te pro meritis ditavit gratia Christi. Era MCCXXII. quinto cal. julii.** An Peter's Stelle trat durch rechtmäßige Wahl, 2) **Ferdinand Diaz**, dem jedoch die in dem Königreiche Leon eingebürgerten Ritter, auf des Königs Ferdinand Befehl, den Don Sancho de Lemos, von Andern auch Sancho Fernandez genannt, entgegensetzten. Dieser Zwiespalt hinderte jedoch die eine Partei so wenig, wie die andere, den Krieg gegen die Muhammedaner mit Erfolg fortzusetzen, bis der Großmeister von Castilien 1186 (?) auf seine Würde verzichtete, und 3) **Sancho de Lemos** allgemein als Großmeister anerkannt wurde. In demselben J. 1186 gab König Alfons dem Großmeister das Kloster S. Euphemia de Cocollos, in Altcastilien, um solches mit Klosterfrauen seines Ordens zu besetzen. Sancho de Lemos starb wenige Tage nach der unglücklichen Schlacht bei Alarcos (18. Julius 1195), an den in derselben empfangenen Wunden. Sein Nachfolger 4) **Gonsalvo Rodriguez** war kaum gewählt, als König Alfons von Leon den von Castilien mit Krieg überzog; um aber desto freier über des Ordens Streitkräfte in seinen Staaten verfügen zu können, nöthigte er die in denselben ansässigen Ritter, sich in der Person des Gonsalvo Ordoñez einen eignen Großmeister zu wählen. Während aber die Ritter von Castilien in diesem Kriege unter dem Panier ihres Monarchen stritten, wurde die Mancha der Tummelplatz der Ungläubigen, die ihre Verheerungen bis Toledo, Madrid, Ucles und Cuenca ausdehnten, und als habe der Orden hiermit noch nicht genug zu leiden, wurde ein Theil seiner Güter von dem Könige von Leon eingezogen, zur Strafe, daß einige Ritter, die doch seine Unterthanen, in dem Kriege für Castilien Partei genommen hatten. Nach des Großmeisters Gonsalvo Rodriguez Tode, im J. 1203, wurde 5) **Gonsalvo Ordognez** in dem ganzen Orden anerkannt, daß also hiermit die Spaltung ein Ende nahm. Dieses Gonsalvo Nachfolger, 6) **Suer Rodriguez**, benutzte die Einstellung der Feindseligkeiten zwischen Castilien und Leon, um die Muhammedaner mit größerm Nachdrucke zu bekämpfen, und ihnen das Campo de Montiel, besonders Villanueva de los Infantes, und das schon in Murcia gelegene Segura de la Sierra zu entreißen. Der siebente Großmeister, **Hernan Gonçalez de Maragnon**, machte, den Angriff des Königs von Aragonien auf die Provinz Valencia zu unterstützen, von Ucles aus eine Diversion (1206), nahm die Schlösser Javaloyas, Villaqueda und Soutaner, bewerkstelligte seine Vereinigung mit der aragonischen Armee, und unternahm hierauf die Belagerung von Montalvan, das frühe schon des Ordens Eigenthum gewesen sein soll. Die Festung wurde wirklich mit Sturm genommen, und blieb seitdem den Rittern, als Sitz der Großcomthurei von Aragonien. Des Maragnon Nachfolger, 8) **Don Pedro Arias**, bekriegte gleichfalls die Ungläubigen mit vieler Thätigkeit, mußte aber an dem in der siegreichen Schlacht von las Navas de Tolosa, 1212, empfangenen Wunden sterben. Gleiches Schicksal wurde dem an seine Stelle erwählten 9) **Don Pedro Gonçalez de Aragon**; er fand den Tod in der Belagerung von Alcaraz, nachdem er noch kurz vorher von dem Könige für seinen Orden die eben eroberten Plätze Castel de rios und Abengor oder Exnavejor erhalten hatte. Statt seiner wurde noch während der Belagerung von Alcaraz, 10) **Martin Barragan** erwählt, der aber nur sehr kurze Zeit regierte, und bereits 1213 den 11) **Garci Sanz de Candamio** zum Nachfolger erhielt. Dieses Regierung wurde aber bald durch einen neuen Krieg zwischen Castilien und Leon beunruhigt, die Ritter in dem Königreiche Leon entzogen sich seinem Gehorsame und erwählten sich den Martin Pelaez zum Großmeister, und statt die Ungläubigen zu bekämpfen, wütheten die Ritter gegen ihre Brüder. Dieses verderbliche Schisma währte drei volle Jahre, bis der König von Leon selbst den Pelaez nöthigte, seine Ansprüche aufzugeben, und gleich den übrigen Rittern des Königreichs den Großmeister von Castilien anzuerkennen. Aber Castro Torafe, welches der König dem Orden entzogen hatte, war er nicht gesonnen, zurückzugeben, und die Ritter, der hartnäckigen Verweigerung des Königs überdrüssig, mußten den Beistand des Papstes Honorius anrufen, worauf dann die Bischöfe von Palencia und Burgos 1217 die Weisung erhielten, dafür zu sorgen, daß der Monarch dem Orden Gerechtigkeit angedeihen lasse. Auch selbst die Vereinigung der Reiche Castilien und Leon konnte nicht ohne Zänkereien für den Orden vor sich gehen. Der König Ferdinand der Heilige hatte seinen Schwestern, gegen Entsagung ihrer

vermeintlichen Erbrechte an Leon, unter andern das Schloß Castroras auf Lebenszeit gegeben. Dieses Schloß war aber Eigenthum des Ordens; König Ferdinand hatte dasselbe nämlich dem Cardinal Hiacynth zu Händen der römischen Kirche geschenkt, und von dieser war es als Lehen an den Orden gekommen. Sobald daher dem Papste Gregor IX. berichtet wurde, der 15. Großmeister[2]), Pelay Perez Correa, habe eingewilligt, daß das Schloß von den Infantinnen besessen werde, verhängte er über ihn, als den Verschleuderer von Kirchengütern, die Excommunication, und die harte Sentenz wurde nicht zurückgenommen, bis Pelay nachwies, daß die Infantinnen weder das Eigenthum, noch den Niesbrauch des Schlosses haben sollten, sondern daß ihnen dasselbe nur zur Wohnung eingeräumt sei. Im Übrigen war seine Regierung eine vorzügliche Glanzepoche des Ordens, der sich der Sage nach sogar nach Ungern und der Lombardei verbreitete, und diesen Aufschwung vornehmlich dem Rufe von der Weisheit und Tapferkeit seines Vorstehers verdankte. Im J. 1243 folgte Pelay dem Infanten Don Sancho in den Krieg mit Murcia, am 31. Mai 1244 reichte er dem Gil Gomez die Villa Paracuellos als eine Comthurei. Er starb, nachdem er 34 oder 35 Jahre dem Orden rühmlichst vorgestanden, und wurde in dem Kloster Santa Maria de Tudia, in der Sierra Morena, beerdigt. Dieses Kloster hatte er erbauet auf der Wahlstatt eines den Mohren gelieferten Treffens, welches, gegen Sonnenuntergang beginnend, wegen der einbrechenden Dämmerung zu keiner Entscheidung kommen wollte. Da erhob Pelay sein Herz zu dem Allmächtigen, von ihm Verlängerung des scheidenden Tages zu erhalten, und er rief hierbei die Himmelskönigin als Vermittlerin an, mit den Worten: **Sancta Maria deten tu dia.** Es war nämlich der heil. Jungfrau Festtag. Und die Sonne blieb noch geraume Zeit am Himmel stehen, daß Pelay Zeit gewann, seinen Sieg zu vervollständigen, und hierdurch Josua's Wunderwerk zu erneuern. Aus den Schlußworten seines Stoßseufzers wurde der Name des neuen Klosters Tudia gebildet. 16) **Gonçalo Ruyz Giron** hatte auf die weitere Ausbildung des Ordens durch die vielen päpstlichen Bullen und Privilegien, die er demselben erwirkte, ausgezeichneten Einfluß, erhielt namentlich von Innocentius IV. am 24. Sept. 1245, die Bestätigung des afrikanischen Königreichs Salee, welches ein entthronter König, Zaid Aziion genannt, dem Orden vermacht hatte, und fiel im Kampfe gegen die Ungläubigen, Angesichts der Feste Moclin, an den Grenzen von Jaen, als er sich, in Gesellschaft des Infanten Sancho, anschickte, die Vega von Granada zu verheeren, im J. 1280. 17) **Pedro Muñiz**, fälschlich auch Pedro Martinez genannt. 18) **Gonçalo Perez Martel.** 19) **Pedro Fernandez Mata**, konnte nicht verhindern, daß Papst Nikolaus IV. den portugiesischen Rittern im J. 1291 erlaubte, sich einen eignen Meister zu erwählen, wodurch der Grund zu einer bleibenden Trennung im Orden gelegt wurde. 20) **Juan Osorez**, 1294—1310, erwirkte eine Bulle des Papstes Bonifacius VIII, wodurch der Landmeister in Portugal abgeschafft und der ganze Orden dem Großmeister unterwürfig gemacht wurde. 21) **Diego Muñiz**, fälschlich Diego Nuñez genannt, erlebte die vollständige, vom Könige Dionys von Portugal um 1320 bewirkte Trennung der portugiesischen Zunge, obgleich der Papst Johann XXII nochmals erklärte, es gebe in Portugal keinen Landmeister und der Großmeister sei des Ordens einziges Oberhaupt. 22) **Garci Fernandez**, resignirt aus Altersschwäche im J. 1324. 23) **Vasco Rodriguez Coronado** (nicht Cornago) stirbt 1337. 24) **Vasco Lopez**, des vorigen Neffe, wurde gegen den Willen des Königs Alfons XI. erwählt, nachdem dieser das Großmeisterthum seinem mit der berühmten Eleonora de Guzman erzeugten, natürlichen Sohne Friedrich zugedacht hatte. Man entdeckte Nichtigkeiten in der Wahl des Vasco, und dieser, die Folgen solcher Umtriebe befürchtend, entfloh nach Portugal. Er wurde abgesetzt, und an seine Stelle nicht zwar der Königssohn, der noch ein Kind, sondern 25) **Alonso Mendez de Guzman**, der Eleonora Bruder, erwählt. Alonso, einer der Helden des Tages vom Rio Salado (30. Oct. 1340) starb im Lager, während der Belagerung von Algeziras, 1342. 26) **Don Fadrique** (Friedrich), der Sohn des Königs Alfons XI. und der Eleonora de Guzman, war nur 12 Jahre alt, als er zum Großmeister erwählt wurde, und bedurfte daher, als Bastard, einer doppelten päpstlichen Dispensation. Während seiner Minderjährigkeit wurde der Orden durch den Großcomthur von Leon, Ferdinand Rodriguez de Villalobos, regiert. Als Heinrich's von Trastamara Zwillingsbruder nahm Friedrich lebhaften Antheil an allen gegen den König Peter den Grausamen gerichteten Anschlägen, dem er auch, mit der großen Macht des Ordens bekleidet, vor allen andern Gegnern lästig fiel. Sich seiner zu entledigen, ließ Peter die Comthure in Ocagna zusammentreten, und nach vorhergegangener Absetzung Friedrich's, einen neuen Großmeister, den Juan Garcia de Villagera, wählen (1354). Friedrich wurde indessen mit seinem königlichen Bruder ausgesöhnt, empfing auch mehre Zeichen von Gunst und Vertrauen; als er aber im J. 1358 einem Einfalle der Aragonier, von Valencia aus, zu wehren hatte, wurde er eines geheimen Einverständnisses mit diesen Feinden beschuldigt. Peter entbot ihn zu sich nach Sevilla, und ließ ihn, als er eben zur Audienz kommen sollte, ermorden (28. Mai 1358). Friedrich ist der Stammvater des großen Hauses Henriquez, aus welchem viele bedeutende Männer hervorgingen. 27) **Juan Garcia de Villagera**, obgleich ein Bastard und verheirathet, trat an des Ermordeten Stelle; denn die Regel, die bisher wenigstens von dem Großmeisterthume Verheirathete ausgeschlossen hatte, mußte dem Einflusse der Geliebten des Königs, der Maria de Padilla, weichen. Maria war nämlich des neuen Großmeisters Schwester. Nach des Juan Tode äußerte sich eine neue Spaltung, indem auf König Peter's Geheiß 28) **Garci Alvarez de Toledo** erwählt wurde, während demselben von den Anhängern Heinrich's von Trastamara der bis-

---

2) Die drei Großmeister, Hernando Ghore, Pedro Gonçalez Mengo und Rodrigo Yniguez, regierten zusammen nur vier Jahre.

herige Großcomthur von Castilien, 29) **Gonçalo Mexia** entgegengesetzt wurde. Letzterer behauptete auch die Oberhand, nachdem sein Gegner sich mit Heinrich von Trastamara verglich, und König Peter die päpstliche Bestätigung des neu gewählten Alonso Lopez de Tereda nicht erwirken konnte. 30) **Fernando Osorio**, bestätigt von Papst Gregor XI. im J. 1372. 31) **Pedro Fernandez Cabeca de Vaca**, jenes Geschlechtes, welches in der teutschen Übersetzung des Ferreras gewöhnlich unter dem Namen Kühkopf vorkommt, starb an der Pest zu Lissabon im J. 1384. 32) **Pero Moñiz de Godoy.** 33) **Garci Fernandez de Villagarcia.** 34) **Lorenço Suarez de Figueroa**, erw. den 28. Oct. 1387, starb 1409. 35) **Don Errique Infante**, Sohn des Königs Ferdinand von Aragon, hatte den Großcomthur von Castilien zum Mitbewerber; dieser ließ sich aber mit einer Summe von 500,000 Maravedi abkaufen, und die Wahl des Prinzen Heinrich wurde in der Versammlung der Dreizehner und der Comthure zu Beceril im J. 1409 durchgesetzt. Seine Regierung war im hohen Grade stürmisch, und er scheint mit seinem Bruder, dem Könige Johann von Navarra, gleichsam gewetteifert zu haben, um das Zeitalter König Johann's II. von Castilien unaufhörlich zu beunruhigen. In Beziehung auf den Orden ist Heinrich's Bestreben, das Großmeisterthum in seiner Familie erblich zu machen, vorzüglich merkwürdig. Es scheint ausgemacht, daß der Papst ihm 1420, auf König Johann's II. Verwendung, alle Güter des Großmeisterthums als ein Majorat verliehen habe, daß diese unmäßige Bewilligung aber schon im nächsten Jahre, auf des Prinzen Weigerung, die Waffen niederzulegen und seine Kriegsvölker zu entlassen, zurückgenommen wurde. Mehrmals wurde ihm auch, in gerechter Bestrafung seiner rebellischen Umtriebe, die Verwaltung des Großmeisterthums entzogen, daher im J. 1422 Gonçalo Mexia, der Comthur von Segura und 1430 Alvar de Luna als Verweser erscheinen. Dem Generalcapitel von Ucles, im J. 1440, dessen Verordnungen noch heute als **Stables cimientos del Infante** angeführt werden, präsidirte aber Heinrich in Person. In dem Laufe eines neuen Bürgerkriegs wurde er in der Schlacht bei Olmedo, 19. Mai 1445, an der Hand verwundet; es gelang ihm zwar zu entkommen, allein auf der eiligen Flucht äußerte sich der Brand, an dem er auch zu Calatayud im Junius 1445 sterben mußte. Er war nur 44 Jahre alt, und es stammen von ihm die Herzoge von Segorbe ab. 36) **Alvaro de Luna**, erw. zu Avila im J. 1445, wird, nachdem er Jahre lang das Schicksal von Castilien in seinen Händen getragen, zu Valladolid, den 7. Junius, oder den 5. Julius 1453 enthauptet. Der König unterzog sich hierauf der Verwaltung des Großmeisterthums, bis zu seinem Tode, am 21. Julius 1454, wo sie, durch Verleihung des Papstes Calixtus III. dem Könige Heinrich IV. übertragen wurde. Der Marquez von Villena, der unruhige Johann Pacheco, setzte unterdessen Himmel und Erde in Bewegung, um zu dem Großmeisterthume zu gelangen, unfähig seinen Zudringlichkeiten zu widerstehen, und doch auch nicht geneigt, zu willfahren, ließ Heinrich IV. in Rom zu Gunsten seines Lieblings, des Bertrand de la Cueva, arbeiten. Seine Verwendung war auch nicht erfolglos; der Prinz Alfons, in dessen Namen der König den Orden regiert hatte, erhielt von Papst Pius II. im J. 1462 Erlaubniß zu resigniren, und 37) **Bertrand de la Cueva** trat an dessen Stelle. Es erhoben sich jedoch große Widersprüche in dem Orden, der sich auf diese Art seines Wahlrechtes beraubt sah, und der König, um nicht die übergroße Zahl seiner Feinde zu vermehren, ließ den Bertrand abdanken im J. 1465. 38) Der Prinz Alfons regierte ebenfalls nur wenige Jahre, denn noch bei dessen Lebzeiten, und mit dessen Bewilligung wurde 39) **Johann Pacheco**, der Marquez von Villena, erwählt, und der König wagte es nicht länger, den Wünschen eines so mächtigen, wenngleich noch so pflichtvergessenen, Unterthanen entgegen zu treten. Johann verfehlte nicht, die große, hierdurch in seine Hände gegebene Gewalt zu benutzen, um die Verwirrung in dem Königreiche auf das Höchste zu treiben, und starb zu Truxillo den 4. Octbr. 1474. Sein Wunsch war es gewesen, den Sohn zum Nachfolger zu haben; es scheint sogar, als habe er vorläufig zu dessen Gunsten verzichtet, indessen hatte 40) **Diego Lopez Pacheco**, obgleich von dem Könige begünstigt, und besonders an dem römischen Hofe vertheidigt, mit mächtigen Bewerbern, mit dem Herzoge von Medina Sidonia, dem Grafen von Benavente, dem Herzoge von Albuquerque und dem Marquez von Santillana zu kämpfen. Während Pacheco des Ordens vornehmstes Haus, Ucles, besetzt hielt, wurde Rodrigo Manrique, Graf von Paredes, von den castilianischen Rittern, in Taranson und von den leonischen Rittern, in S. Marcos, der Großcomthur von Leon, Alfons de Cardenas, zum Großmeister erwählt. Die Verwirrung noch größer zu machen, wurde Pacheco in einer vertraulichen Unterredung mit dem Grafen von Osorno, dem Bruder des Grafen von Paredes, festgenommen, und nach der Feste Fuentiduegna in Verwahrung gebracht. Zwar erzwang der König schnell genug seine Freilassung, aber seine Bestätigung von Rom aus zu erhalten, lebte König Heinrich IV. nicht mehr lange genug. Er starb den 12. Dec. 1474, und Pacheco konnte nicht umhin, für seine hilflose Tochter Partei zu nehmen. Natürlich erklärte sich demnach der Graf von Paredes für die Infantin Isabella, und dieser kühne Krieger hatte bald Ucles und das ganze Ordensgebiet von Feinden gesäubert. Im Begriffe, die Früchte seiner Tapferkeit zu ernten, starb er zu Ocagna den 11. Nov. 1476. Alfons de Cardenas führte alsbald ein starkes Truppencorps aus der Provinz Leon herbei, um auch in Castilien seine Anerkennung zu erzwingen; allein die Königin Isabella war noch vor ihm in Ocagna; eine Deputation des Ordens, aus vier Dreizehnern, vier Comthuren und vier Rittern bestehend, fand sich bei ihr ein, und schon am 15. Nov. 1476 wurde ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem der Prinz Ferdinand die höchste Gewalt im Orden als Verweser übernahm, bis daß die Dinge gehörig geordnet sein würden, um die regelmäßige Wahl eines Großmeisters vorzunehmen. Offenbar dachte der Hof sich

damit nicht zu übereilen, aber Alonso de Cardenas, gestützt auf die Wahl der leonischen Ritter, hatte zugleich mächtige Freunde, denen das schnelle Wachsthum der königlichen Gewalt bedenklich wurde. Zu klug, ihrer Unzufriedenheit zu trotzen, erlaubte Isabella den Dreizehnern und Comthuren, in Azuaga einen Wahlconvent zu halten, und als Ergebniß desselben wurde die Wahl von 41) Alfons de Cardenas proclamirt, und sofort von den Königen bestätigt. Nur mußte Alfons sich verpflichten, zu Unterhaltung der Festungen an den Grenzen von Granada jährlich drei Millionen Maravedi zu bezahlen (1477). Hierbei hatte es sein Bewenden, bis Alfons in dem Treffen bei Merida, 24. Febr. 1479, die letzte Kraft der Insurgenten von Estremadura brach. Diesen wichtigen Dienst, dessen unmittelbare Folge der Friede mit Portugal war, konnte der Hof nicht unbelohnt lassen, und die drei Millionen wurden niedergeschlagen. Alfons de Cardenas starb zu Llerena den 1. Julius 1493, und wurde daselbst in der von ihm erbauten und gestifteten Kirche zu Sanctiago beerdigt; König Ferdinand aber untersagte den Comthuren, eine neue Wahl vorzunehmen, und erklärte sich Kraft eines Breve und apostolischen Jubults zum Verweser des Großmeisterthums. Die Zeiten des Widerstandes waren vorüber, und eine der wichtigsten Revolutionen blieb in Spanien beinahe unbemerkt. Aber die Rechte König Ferdinand's waren nach der Bulle Papst Alexander's VI. vom J. 1499, auf dessen Lebzeiten beschränkt, Leo X. erneuerte sie jedoch im J. 1515 zu Gunsten Karl's V. und durch eine Bulle Adrian's VI. vom J. 1523 wurde das Großmeisterthum der Orden von S. Jago, Calatrava und Alcantara auf ewige Zeiten mit der Krone verknüpft.

Die wichtigste dieser Erwerbungen war unstreitig jene von Sanctiago; noch wirklich besitzt der Orden, reicher, denn die beiden andern zusammengenommen, 86 Comthureien, wobei zwar die Großcomthureien von Castilien, Leon und Montalvan mit eingerechnet. Diese 86 Comthureien sollen nach einer aus dem 17. Jahrh. herrührenden, und daher kaum Erwähnung verdienenden Angabe, 230,000 Silberdukaten, oder, nach Büsching, dessen Nachrichten hier zwar beinahe noch unbrauchbarer 2,084,624 Reales de Vellon ertragen. Von diesen zwei Millionen Realen kämen insbesondere 158,077 auf die drei Großpriorate; jenes von Castilien allein hatte aber nach dem Estado Militar de España en Madrid 1774, jährlich 139,332, sowie die geringste aller Comthureien 1680 Reales de Vellon zu beziehen. Hierzu kommen vier Mönchs- und sieben Nonnenklöster, sechs Einsiedeleien, fünf Hospitäler, ein Collegium zu Salamanca, und 200 Priorate, Pfarreien oder Beneficien, die jedoch unter päpstlichem Dispens, auch an dem Orden fremde Personen vergeben werden können. Dreizehn dem Orden zuständige Villas sind zugleich Vicariate mit geistlicher Gerichtsbarkeit, nämlich: Villanueva de los Infantes, Villa Rodriguo, Villalva, Estriana, Xeres, Merida, Tudia, Jeste, Caravaca, Veas, Segura de la Sierra, Aledo und Totana. Alles zusammen ist in vier Provinzen, Castilien, Leon, Altcastilien und Aragon, und zwölf Partidos oder Departements, Ocagna, Merida, Villanueva de los Infantes, Llerena, Xerez, Caravaca, Veas, Montanches, Segura de Leon, Hornachos, Segura de la Sierra und Castilla la vieja eingetheilt. Die fünf ersten dieser Partidos werden durch Gobernatoren, die wirkliche Ordensritter sein müssen, die übrigen durch Alcaydes majores regiert. Nach der gewöhnlichen Angabe soll der Orden überhaupt 368 Lanzen versteuern; der Anschlag der castilianischen Provinzen allein ist jedoch höher. Wir theilen ihn mit, da er zugleich das Verhältniß der Comthureien zu einander feststellt.

Lanças de la provincia de Castilla.

Die Großcomthurei 21, la encomienda de los Barrios 1, Monreal 12, Ocaña 1, Montealegre 5, Orcajo 4, el Corral de Almaguer 4, el campo de Criptana 1, Alhambra 8, Membrilla 3, Montizon 5, Bedmar 5, Veas 5, Segura de la Sierra 28, Yeste 11, Moratalla 7, Caravaca 15, Aledo 7, Ricote 6, Biedma 1, Cieça 1, Socobos 5, (torres) Torres y Cañamares 2, Montiel 2, Carrizosa 1, Villa hermosa 5, los bastimentos del campo de Montiel 2, Socuellamos 15, Villa mayor 2, Villa escusa de haro 1, los bastimentos en el partido de la Mancha 2, Santa Cruz de la çarça 1, Villoria 4, Villaruvia 2, Villanueva de la Fuente 4, el Priorato de Ucles 40.

Provincia de Leon.

La encomienda Mayor de Leon 14, de Aguilarejo 1, Calçadilla 2, la puebla de Sancho Perez 4, los Sanctos 5, Villa Franca 1, la Fuente el Maestre 1, Almendralejo 3, Merida 9, Alcuesca 4, Ribera y el Azeuchal 5, la Oliva 1, de Alhange 10, Palomas 1, Ornachos 9, Reyna 5, la Ynojosa 2, Valencia del Ventoso 5, Monesterio 3, Montemolin 2, Usagre 4, Azuaga 19, Guadalcanal 7, las casas de Cordova 2, los bastimentos de la provincia de Leon 9, Bienvenida 3, El Prior de Leon 24.

Castilla la vieja.

La encomienda de Peñausende 3, la Barra 1, de Estriana 2, Castrotorafe 4, Castroverde 1.

Las encomiendas situadas en las sedas de la provincia de Castilla.

Paracuellos 3, Oreja 3, Huelamo 1, Estremera 1, Mohernando 4, Mora 2.

Provincia de Leon.

Estepa 6, Lobon 1, Montijo 2, Mures 1, Medina de las Torres 2. Summa 431.

Von der aragonischen Provinz fehlen uns die Nachrichten; sie zählt indessen nur sieben Comthureien, das Großpriorat von Montalvan mit eingerechnet.

Die Ritter müssen acht adelige Ahnen beweisen; die vier mütterlichen hat zuerst das Generalcapitel von 1653 gefodert. Es muß auch der Beweis gebracht werden, daß

unter diesen Ahnen keine Juden, Muhammedaner oder Ketzer vorkommen, daß keiner als solcher von der Inquisition bestraft worden. Die Beweisführung findet vor einem Ritter und einem Chorherrn statt; wenn sie dem Ordensrathe genügt, so ernennt der König einen Commissarius, um den Candidaten einzukleiden. Eigentlich sollen die Novizen sechs Monate lang auf den Galeeren dienen, und einen Monat, die Ordensregel zu erlernen, in einem Kloster zubringen; beide Pflichten erläßt der Ordensrath aber gegen ein Stück Geld. Ursprünglich waren die Ritter wahre Mönche, daher sie auch das Keuschheitsgelübde ablegten, und obgleich Papst Alexander III. ihnen erlaubte zu heirathen, so darf das doch nicht ohne eine schriftliche Einwilligung des Königs geschehen. Wer ohne diese Einwilligung heirathet, wird mit einjähriger Pönitenz, ein Dreizehner mit dem Verluste seiner Würde bestraft. Der Grund dieser Strenge ist die Ahnenprobe, zu welcher die Frauen der Ritter, gleich den Rittern selbst, verpflichtet sind, und welche vor den Commissarien des Ordensrathes geführt wird. An gewissen Festen waren die Ritter verbunden, sich ihrer Frauen zu enthalten, als nämlich an den Marien- und Aposteltagen, an dem Tage des heil. Johannes des Täufers u. s. w. und in deren Vigilien, auch in den durch die Regel bestimmten Fastenzeiten, nämlich, außer den allgemeinen kirchlichen Fasten vom 8. November bis zu Weihnachten, und an allen Freitagen des Jahrs. Aber Papst Innocentius IV. entband zuerst die in wirklichen Kriegsdiensten stehenden Ritter von der Verpflichtung, vom 8. Nov. bis zum ersten Adventsonntage zu fasten. Martin V. dispensirte sie von der ganzen Regel, insbesondere auch von dem Gebrauche, der ihnen auferlegte, sich während der Trennung von ihren Frauen in einem Kloster aufzuhalten, und Innocentius VIII. erklärte im J. 1488 auf die Frage, ob die nicht auf einem Kriegszuge begriffenen Ritter verbunden seien, die durch die Regel angeordneten Fasten zu halten, sie seien hierzu so wenig, wie ihre in Kriegsdiensten stehenden Brüder verbunden. Und als dem nämlichen Papste von dem Orden ferner vorgetragen wurde, verschiedene Punkte der Regel, z. B. die Enthaltung von den Frauen, die Verrichtung verschiedener Gebete betreffend, hätten für den Übertreter eine Todsünde zur Folge, erklärte derselbe in eben dem Jahre, die Verletzung der Regel begründe keine Todsünde. Die Ritter hatten demnach nur noch die Gelübde der Armuth, des Gehorsams und der ehelichen Keuschheit abzulegen. Der Capitelsschluß vom J. 1652 fügte aber noch ein viertes Gelübde hinzu, das der Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß Mariä. Die Formel des Gelübdes wurde nach einem feierlichen Hochamte in der Kirche der Doña Maria de Aragon zu Madrid, Namens des ganzen Ordens, ausgesprochen, seitdem auch in jede Profession eingerückt, wie es bei den Orden von Calatrava und Alcantara geschieht. Das Ceremonienkleid besteht in einem weißen Mantel mit einem rothen Kreuze auf der Brust; dieses Kreuz, in der Heraldik S. Jacobskreuz genannt, hat die Gestalt eines Schwertes, während die drei obern Enden lilienförmig sind. Die Comthurei zu Etampes wurde dem Orden von Ludwig XIV. genommen, und den Rittern des heil. Lazarus gegeben.

Die Chorherren sind schwarz gekleidet, tragen aber ebenfalls das S. Jacobskreuz. Sie empfangen von den Rittern, mit deren Seelsorge sie befaßt sind, den Zehnten von allen ihren Heerden; vier Chorherren müssen stets dem Hofe folgen, um den vielen, im Hofdienste beschäftigten, Rittern die heil. Sacramente zu spenden. Ein Ritter, für den es wegen der Entfernung nicht thunlich, einem Chorherrn zu beichten, kann sich nur mit der Erlaubniß des Priors seiner Provinz einen andern Beichtvater suchen; von allen Sünden kann ihn dieser Beichtvater lossprechen, er habe denn unterlassen, den Zehnten an die Chorherren zu entrichten; denn dieses ist ein **Casus reservatus**. Ein neu aufzunehmender Chorherr muß beweisen, nicht zwar, daß er von Adel, aber doch, daß sich unter seinen Voräitern, von drei Generationen her, kein Factor, Commissionair, Mäkler, Wechsler oder Handwerker befand, daß keiner ein Jude oder Ketzer gewesen, noch als solcher von der Inquisition bestraft wurde. Von den fünf Dignitäten des Ordens werden zwei, die Priorate von Ucles und S. Marcos, mit Chorherren besetzt. Vor der Vereinigung des Großmeisterthums mit der Krone regierte der Prior von Ucles, wenn der Großmeister mit Tode abging, interimistisch den ganzen Orden, gleichwie er die Einladungen zu der neuen Wahl zu besorgen hatte. Späterhin mußte er aber einige seiner Functionen mit dem Prior von S. Marcos theilen. Nach wie vor sollen aber die Novizen die Ordensregel von dem Prior von Ucles erlernen, dem auch für ihren Unterhalt gewisse Einkünfte angewiesen sind; nicht weniger wird jede Profession in Ucles abgelegt. Der Prior von Ucles war es vormals auf Lebenszeit; allein Ferdinand de Santoyo, ern. 1426, verzichtete freiwillig auf diese Eigenschaft, und vermöge der Bulle Alexander's VI. vom J. 1501, wird der Prior immer nur auf drei Jahre erwählt. Weil in Spanien auch selbst das Heiligthum nicht frei sein kann von provinziellen Eifersüchteleien, so stipulirte das Concordat von 1648, daß dieser Prior abwechselnd aus der Provinz Mancha und aus der Provinz Ribera und Campo de Montiel zu wählen sei, gleichwie von den 40 Chorherren der castilianischen Zunge die Hälfte der Mancha, die andere dem Campo de Montiel angehören sollte. Ein ähnliches Abkommen wurde für die nach S. Marcos gehörigen Klöster getroffen; dort alterniren die Provinzen Leon und Estremadura. Der Prior von Santiago zu Sevilla, einer Stiftung des 34. Großmeisters, des Lorenço Suarez de Figueroa, behauptete, auf die Stiftungsurkunde gegründet, von jeder Gerichtsbarkeit des Ordens befreiet zu sein; seine Immunität wurde aber bereits 1429 durch den Papst Martin V. zurückgenommen, und durch Capitelsschluß vom J. 1480 das Kloster vollständig dem Orden einverleibt.

Nicht nur Chorherren, auch Nonnen hat der Orden, und zwar sollen der Ritter Pelay Perez und seine Hausfrau Maria Mendez das erste Nonnenkloster zu Salamanca im J. 1312 erbaut haben. Eine der vornehmsten Pflichten dieser Nonnen gebietet ihnen, sich mit der Pflege

der Pilgrime, die nach Compostella wallfahrten, zu beschäftigen. Sie sind schwarz gekleidet wie die Chorherren, tragen auch das rothe Kreuz; nur zeigt dasselbe, wie es die Conversen oder Laienschwestern führen, einige Abänderungen. Ihrer Klöster sind sieben, Salamanca, Toledo, Barcelona, Valladolid, Merida, Granada und Madrid, das letzte um die Mitte des 17. Jahrh. gestiftet. Die Bewohnerinnen des Klosters zu Barcelona, Nostra Señora de la Junquera, können nicht als Klosterfrauen betrachtet werden. In den andern Klöstern werden die Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams abgelegt, auch herrscht zu Valladolid, Merida und Granada strenge Clausur. Niemandem wird der Eintritt verstattet, keine der Nonnen darf ausgehen. Zu Toledo, Santa Fe, ist ein Sprachzimmer für weibliche Besuche geöffnet; männliche Besuche sind streng untersagt. Zu Salamanca, Espiritu Santo, werden Besuche aller Art, doch nur mit Erlaubniß der Comthurin angenommen. Der Convent zu Madrid, der nach dem Muster jenes von Salamanca gebildet, wollte das gleiche Privilegium in Anspruch nehmen, fand aber Widerspruch von Seiten des Ordensrathes. Es hieß, das Kloster sei erst nach dem tridentinischen Concilium entstanden, und dieses habe allen Nonnenklöstern die Clausur auferlegt. Von beiden Seiten wurden auch mehre Druckschriften über diese Streitfrage bekannt gemacht. In dem Kloster von Barcelona ist Clausur unbekannt, die dasigen Nonnen können heirathen, dürfen nur die Gelübde der Armuth, des Gehorsams und der ehelichen Keuschheit ablegen, sind aber in Kleidung und Chorgebräuchen den übrigen Nonnen vollkommen gleichgestellt. Als Frauen oder Witwen tragen sie das Ordenskreuz. Bis zum J. 1480 erfreuten sich alle Nonnenklöster des Ordens gleicher Freiheiten; es war der letzte Großmeister, Alfons de Cardenas, der ihrer Ungebundenheit ein Ende machte und feierliche und unwiderrufliche Gelübde einführte. Nach den alten Satzungen waren, im Falle die Comthure zu Felde lagen, ihren Frauen und Töchtern diese Klöster zum Aufenthalte angewiesen, und wenn der Mann oder Vater im Kampfe fiel, so bestimmte der Großmeister eine Frist, binnen welcher die Hinterbliebenen den Schleier zu nehmen, oder das Kloster zu räumen hatten. Durch die übermäßige Vermehrung der Ritter mußte ein so zweckmäßiger Gebrauch von selbst in Abgang kommen. Eine neu aufzunehmende Nonne bedarf hierzu der Einwilligung der ganzen Gemeinde, oder in neuern Zeiten des Ordensrathes, der auch den Commissarius ernennt, vor dem die Proben gemacht werden; sie beschränken sich jedoch auf die Religion und ehrliche Herkunft der Ältern, Groß- und Urältern. Von Adel ist nirgends die Rede. Die Vorsteherinnen oder Comthurinnen werden in den bezüglichen Klöstern erwählt, von dem Ordensrathe bestätigt und durch königliche Briefe investirt.

Von der allmäligen Trennung der portugiesischen Zunge ist wiederholt die Rede gewesen. Von 1320 datirt sich ihre vollständige Trennung und ihre Existenz unter eigenen Großmeistern. Als ein solcher erscheint Don Gilles Fernandez Carvallo, der in der Schlacht vom Rio Salado, 1340, an des Königs von Portugal Seite stritt. Der letzte dieser Großmeister war ein natürlicher Sohn König Johann's II., jener Herzog Georg von Coimbra, von welchem das Haus Alencastro, die Herzoge von Aveiro und Abrantes, abstammen. Nach seinem Tode erhielt König Johann II. die Verwaltung, und Johann III. hat, vermöge Indults des Papstes Julius II., das Großmeisterthum auf ewig mit der Krone verknüpft. Der Orden besitzt 47 Flecken und Dörfer, 150 Comthureien und vier Chorherrenklöster, von denen das zu Lissabon das vornehmste; an seiner Spitze steht, unter dem Großmeister, der Großprior von Palmella, in Estremadura, wo zugleich des Ordens Hauptsitz (früher in Alcacer do Sal). Auch das Kloster Santos o novo, in dem Termo de Lisboa, gehört dem Orden an; es wurde von König Johann II. um 1492 neu erbaut und mit Nonnen von dem Sanctiagoorden besetzt, denen er zugleich seine Freundin Anna de Mendoza, die Mutter des Herzogs Georg von Coimbra, zur Vorsteherin gab. Die Klosterfrauen leben ebenso ungebunden, wie in Barcelona, können auch heirathen. Während der Herrschaft der österreichischen Könige war der Orden mit dem Hauptzweige in Spanien vereinigt, das lose Band zerriß aber mit der Revolution von 1640. Das rothe Kreuz, das die Ritter auf dem weißen Mantel tragen, endigt nicht, wie jenes der spanischen Ritter, in einem Schwerte, sondern ist an den vier Ecken lilienförmig gebildet[3]). (*v. Stramberg.*)

2) Geogr. s. Compostela.

JAGO DEL ESTERO (St.). Provinz der Staaten des Rio de la plata, ehedem nur District der Provinz und des Gouvernements Tucuman, und als solche folglich bis zur Errichtung des Vicekönigreiches von Buenos Ayres (im J. 1777) von Peru abhängig, grenzt nach Norden an den neuen Staat Tucuman, nach Westen an Rioja, nach Süden an Cordova und nach Osten an Corrientes, oder richtiger an Chaco, namentlich den von den ungezähmten Abipones bewohnten Landstrich desselben. Die mittlere Breite ist ungefähr 27° südlich. Der größere Theil der Provinz besteht aus wenig geneigten Ebenen, denn nur erst in der Gegend von S. Miguel del Tucuman erheben sich wahre Berge, die nach

---

3) Cf. La regla y stablescimientos de la cavalleria de Sanctiago del Espada. Con la hystoria del origen y principio della. (En Madrid, año 1577 Fol. 13 und 156 Blätter). *Fernand. de Ojea*, Historia del glorioso Apostol Sant Jago, Padron de Espanna, de su venida a ella, y de la grandeza de su Iglesia y orden militar. (Madrid 1615). *Franc. de la Portilla*, Reglas de la Orden y cavalleria de Sant-Jago; tratado de su antiguedad y fin por que se ordeno (Amberes 1598. 4.). *Gregorio de Tapia y Salzedo*, Memorial de la antiguedad de la sagrada orden de Sant-Jago (Madrid 1650. 4.). *Ej.* formulario y modo de armas cavalleros de la Orden de Sant-Jago (ibid. 1658). Coronica de las tres ordenes y cavallerias de Santiago, Calatrava y Alcantara, por D. *Francisco Rades de Andrada* (Toledo 1572. Fol.). Historia de las ordenes militares de Santiago, Calatrava y Alcantara; desde su fundacion hasta el Rey Don Filipe Segundo, Administradore perpetuo dellas. Ordenada por el Licenciado *Franzisco Caro de Torres* (Madrid 1629. Fol.).

einigen Berichten im Westen jener Stadt sogar die Schneelinie erreichen sollen. In diesen entspringen viele kleine Flüsse, welche vereinigt den Rio Santjago (Rio dulce), Hauptfluß der Provinz Santjago del Estero, bilden, der im Süden sich in ein System salziger und theilweise periodischer Lachen verliert, wie sie auf den Steppen der Plataſtaaten überhaupt häufig vorkommen. Der Boden scheint ungleich fruchtbarer zu sein als in den südlichen Nachbarländern, ohne Zweifel in Folge des Wasserreichthums der Flüsse und der guten Verwendung desselben; denn Regen sind sehr selten. Das Klima gilt zwar allgemein für sehr warm, ist aber keineswegs ungesund. Der Ackerbau begreift sowol die Cerealien der alten Welt, als auch mehre Nutzpflanzen des tropischen Amerika, und wird nur in den Ufergegenden der regelmäßig ringsumher Alles überschwemmenden und befruchtenden Flüsse getrieben. Da auf den uncultivirten Orten der weiten Ebenen nach dem Vertrocknen jener periodischen Fluthen Futtergräser im Überflusse hervorsprossen, so ist die Viehzucht von jeher sehr bedeutend gewesen, doch mag sie ohne Zweifel in Folge der Bürgerkriege sehr abgenommen haben. Die Natur liefert den Bewohnern außerdem noch manche Gabe, ohne Arbeit für dieselbe zu verlangen; Honig der Waldbienen wird in Menge gesammelt; die Flüsse sind reich an Fischen, und das gewöhnliche Wild der Pampas kommt heerdenweise vor. An Holz scheint jedoch Mangel zu herrschen und die Algarroba (Prosopis) muß den meisten Anfoderungen entsprechen. Salpeter ist überall aufzufinden und reiche Eisengruben werden, wiewol auf sehr oberflächliche Weise, seit der Revolution bearbeitet. Sie liegen jenseit der Grenze von Chaco und liefern gediegenes Metall, welches untersucht und beschrieben worden ist [1]), eigentlich aber von einer jener Massen von Meteoreisen hergekommen zu sein scheint, die sich im Chaco an mehren Orten finden und verkannt wurden. Die Hauptstadt S. Jago, am Flusse gleichen Namens, hat von den vielen Armen (Esteros), welche der Letztere bildet, ihren Zunamen erhalten, ist sehr klein und besteht nur aus Lehmhäusern, indem die Umgegend nur Sand, aber keine Steine darbietet. Ehedem befand sich in ihr ein Collegium der Jesuiten. Ihre Entfernung von B. Ayres beträgt (nach dem Postberichte von 1819) 115 Leguas. Die Fruchtbarkeit der Umgegend ist so groß, daß der Weizen 80fältige Frucht gibt. Die Bewohner gewinnen theils ihren Unterhalt durch den Verkehr auf der großen Landstraße, die durch diese Provinz von Potosi und Oberperu nach den südlichern Plataſtaaten führt, theils durch Weben von wollenen und baumwollenen Zeuchen, eine schon im Anfange des 17. Jahrh. sehr bedeutende Industrie, indem man in Potosi für jede Vasa (ungefähr 3 Fuß) einen halben span. Thaler zahlte [2]). Neigung zum Nichtsthun ist ein Nationallaster; die Liebe zu einem herumschweifenden Leben veranlaßt alljährlich viele hundert Männer als Mäher in den andern Provinzen Aufenthalt, wenn auch nicht Arbeit, zu suchen, und im Winter heimzukehren. Von den neun Pfarreien der Provinz Silipica, Loreto, Guanajasta, Soconcho, Salavina, Mulacorral, Rio Salado, Petacas und Sumampa ist außer den Namen nichts bekannt. Die gesammte Bevölkerung soll sich auf 50,000 S. belaufen [3]), eine sichtbar völlig willkürliche und keinen Glauben verdienende Angabe. Begründer der Stadt war im J. 1562 Francisco de Aguirre, welchen Pedro de Valdivia von Chile aus zur Eroberung von Tucuman abgesendet hatte [4]). (*E. Poeppig.*)

1) Abeja argentina (B. Ayres 1822.) Nr. VII. 2) Herrer. D. VIII. L. V. cap. 8.

3) *Nunez* Esquisses de B. Ayres etc., trad. par *Varaigne* (Par. 1826) p. 300. 4) *Charlevoix* hist. du Paraguay (Par. 1757) T. I. p. 251.

Jago de la Vega (St.), s. Spanishtown.

Jago (Biogr.), s. Jacob.

JAGODNIKI 1) ein der Gräfin Lucia Przyrembska gehöriges Gut im nordöstlichen Theile des tarnower Kreises des Königreichs Galizien, dicht an der Grenze des rzeszower (sprich rscheschower) Kreises, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte und dem Dorfe gleiches Namens, das nach Trzesowka (Dekanat Mielec, Bisthum Tarnow) eingepfarrt ist, nächst Ostrowy Baranow, in ebener waldreicher Gegend liegt, einen herrschaftlichen Hof, Wirthshaus, und eine an einem Teiche liegende Mühle besitzt, und von Polen bewohnt wird. 2) Ein am rechten Ufer der Weichsel, zwischen den Dörfern Wola-Przemykowska und Rogowska liegendes Dorf im bochnier Kreise des Königreichs Galizien, welches nach Wietrzychowice (Bisthum Tarnow) eingepfarrt und in sumpfiger Waldgegend gelegen ist. (*G. F. Schreiner.*)

JÁGONAK, ein Dorf im Gerichtsstuhle jenseit des Gebirges, im baránner Comitat im Kreise jenseit der Donau Niederungerns, 5¼ Stunden von Fünfkirchen entfernt, in anmuthiger Gegend gelegen; es gehört zur Herrschaft Dombovár, ist eine Filiale der römisch-katholischen Pfarre zu Vásáros-Dombó und zählt 85 Häuser und 590 Einwohner, welche, theils Teutsche und theils Magyaren, sich, mit Ausnahme von 21 Juden, sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen. (*G. F. Schreiner.*)

JAGOW, der Name eines Kirchdorfes der Ukermark, welches aber sicherlich nicht das Stammhaus des noch blühenden adeligen Geschlechtes von Jagow ist. Als dessen Stammhaus scheint vielmehr das Kirchdorf Uchtenhagen, in dem vormaligen seehausenschen Kreise der Altmark, betrachtet werden zu müssen, und würde die Familie demnach mit denen von Uchtenhagen in der Mittelmark, und denen von Wedel zu Uchtenhagen, in dem saziger Kreise von Hinterpommern, eine gemeinschaftliche Abstammung haben. Den Namen Jagow leitet Engelt von der Hilfe her, welche einer von Uchtenhagen dem Markgrafen Waldemar I. bei dem Ausjagen der Tempelherren geleistet habe, und die ihm mit der Verleihung des eroberten Schlosses Aulosen gelohnt worden sei. Nach einer andern, eben so wohl begründeten, Sage kam ein Ritter aus dem Hause Uchtenhagen in einem Treffen seinem Fürsten, welchem, ist unbekannt, zu einer Zeit zu Hilfe, als der Sieg sich eben auf des Gegners Seite neigte, und des Ritters Tapferkeit entschied das Treffen zum

Vortheile des bedrängten Fürsten. Über dem hitzigen Jagen nach dem Schlachtgetümmel hatte er von seinem Streitwagen ein Rad verloren; dieses Rad gab ihm der dankbare Fürst zum Wappen, sammt dem Namen Jagzu, woraus sodann Jagow entstanden sein soll. Arnold von J. erscheint in einer Urkunde des Klosters Dißdorf, vom J. 1249. Hermann, gleich dem ganzen Geschlechte für Kaiser Karl IV. ein Gegenstand besonderer Vorliebe, starb 1396; er war Statthalter in der Mark Brandenburg, früher Landvoigt zu Prenzlow gewesen. Durch Urkunde des Markgrafen Johann, vom Dinstage nach Aposteltheilung 1436, werden die von J. gleich den sieben andern schloßgesessenen Geschlechtern der Altmark von der Gerichtsbarkeit des Hofgerichtes befreiet. Matthias von J. hatte Zwist mit Johann Gans von Puttlitz, wegen der Gansburg, bei Scharpenhufe; dieser Zwist wurde aber am Montage nach Viti 1475 von dem Kurfürsten Johann zu Gunsten derer von J. entschieden. Hans von J., dieses Kurfürsten Johann Marschall, war Hauptmann in der Altmark, dergleichen zu Anfange des 16. Jahrh. auch Gebhard gewesen. Anna erscheint 1481 als Priorin zu Arendsee. Matthias von Jagow, beider Rechte Doctor und Propst zu Spandau, wurde im J. 1527 zum Bischofe von Brandenburg erwählt. Auf den Stuhl erhoben, den vor ihm zwei eifrige Gegner Luther's, Hieronymus Scultetus und Dieterich von Hardenberg, eingenommen, war er ein Freund und Bewunderer des kühnen Reformators, der auch von ihm zu sagen pflegte: Gott gebe uns viel solcher Bischöfe! Während der Lebzeiten des Kurfürsten Joachim I. mußte Matthias sehr leise auftreten, denn der Landesherr war der Reformation abgeneigt. Doch beförderte er die Ausbreitung der Lutherischen Lehre auf das Thätigste, indem er unter mancherlei Vorwänden die Klostergeistlichen aus ihren Klöstern vertrieb, die Priesterehe begünstigte, nach und nach die Pfarren mit Lutherischen Lehrern besetzte, und dem ersten Lutherischen Prediger in Brandenburg, dem Thomas Boitz, einen festen Gehalt auswerfen ließ. Bewundernswürdig ist die Klugheit, die er bei diesem Beginnen entwickelte, und die ihm stets des Kurfürsten Zutrauen bewahrte, so sehr sich Manche bemühten, den Bischof und seine Handlungen verdächtig zu machen. Unter Joachim's II. Herrschaft konnte Matthias sich alles Zwanges entledigen; er und Eustachius von Schlieben waren die vorzüglichsten Mittelspersonen, die dem Kurfürsten den Übergang zu der neuen Kirche erleichterten. Schon im J. 1536 verordnete der Bischof, in seinem Sprengel das Abendmahl unter beiden Gestalten auszutheilen, und am 1. November 1539 reichte er es selbst dem Kurfürsten in der Schloßkirche zu Spandau. Am folgenden Tage wurde diese feierliche Handlung von ihm auch in Berlin verrichtet, wo der Rath und viele der vornehmsten Bürger zu der neuen Lehre übergingen. Im J. 1541 stand er an der Spitze der ersten, nach neuem Ritus gehaltenen, Kirchenvisitation. Er lebte sodann noch einige Jahre in Ziegesar von den schon sehr verringerten Tafelgütern des Bisthums in philosophischer Ruhe und Genügsamkeit, und starb im J. 1544, als eben das Stift in Stendal sich bequemt hatte, der Reformation beizutreten. Ulrich von Jagow, in der Familie gewöhnlich der Admiral genannt, zog mit Kurfürst Joachim II. in den Türkenkrieg, wurde gefangen und als Sklave an einen Pascha verhandelt. Hier war sein Loos als Gärtner nicht gar traurig, und am Ende verliebte sich in ihn des Pascha Tochter, mit der er nach Teutschland entfloh. Am grünen Donnerstage kamen die Flüchtlinge zu Aulosen an, und der glückliche Ritter fand seine Gemahlin und Kinder an der Mahlzeit, bei einem Gerichte Stockfisch und Erbsen. Groß war von beiden Seiten die Freude, denn man hatte sogar schon aufgehört, den vermeinten Todten zu beweinen, groß war aber auch das Erstaunen, als Ulrich seine Türkin vorstellte und der ihr schuldigen Verbindlichkeiten und gemachten Zusagen erwähnte. Indessen war die Frau von J. eine verständige und liebende Hausfrau, und sie ließ es sich gefallen, daß noch eine zweite Gemahlin in das Ehebett eingeführt werde. Man rühmt noch die beispiellose Verträglichkeit der beiden Ehefrauen, zeigt unter den Familiengemälden das Bildniß der Türkin, wonach sie ein Ideal von Schönheit gewesen sein muß, und bewahrt einen künstlichen Teppich, den sie mit eigenen Händen gewirkt haben soll. Aber die Armenspende, die Ulrich zum Andenken seiner Befreiung aus der türkischen Sklaverei und des Momentes des ersten Wiedersehens gestiftet hatte, wird seit dem Ende des 18. Jahrh. nicht mehr gereicht. Nach dieser Stiftung mußte jeder der Armen, die am grünen Donnerstage nach Aulosen wallfahrteten, ihrer waren zuweilen an 500, gut gespeiset (anfänglich, der Stiftung gemäß, mit Erbsen und Stockfisch) werden, und noch auf den Weg ein Stück Brod und Speck haben. Dagegen zeigt man noch in dem Kirchengewölbe zu Großen-Garz den einbalsamirten, oder vielmehr den zur Mumie gewordenen Körper des Admirals, und in der Mitte der Kirche den Leichenstein, darauf er in voller Rüstung abgebildet; neben sich hat er zwei weibliche Figuren in Lebensgröße, wovon die eine als Nonne, die andere als eine Edelfrau des 16. Jahrh. gekleidet. Die eine soll die Türkin vorstellen, welchem jedoch die Inschriften widersprechen. In der ersten heißt es nämlich: A. 1579 ist die edle vil tugendsame Frau Anna von Bodlist, Ulrich von Jagowe eheliche Hußfrau selig in Godt entschlafen, und leid allhier begraben. Auf dem andern Steine lieset man: A. 1583 ist die edle vil tugendsame Frau Catharina von Vetten, Arnd von Jagowe ehliche Haußfrau, selig in Godt entschlafen. Burkard Hartwich von J., Oberster und Commandeur des von Treskow'schen Infanterieregiments, geb. 1701, blieb in der Schlacht bei Palzig, den 23. Julius 1759. Von der neuesten Illustration des Geschlechtes zu sprechen wird uns durch die Gesetze der Encykl. untersagt. Noch befindet sich dasselbe, in die Aulosensche und Garzsche Linie getheilt, in der schönsten Blüthe, und im Besitze bedeutender, in der Altmark gelegener Güter. Hierhin gehören Groß- und Klein-Aulosen, Behrend, Calberwisch (eine der herrlichsten Besitzungen in der fruchtbaren Wische), Calenberg, Crüden, Deutsch, Falkenberg, Ferchlipp, die Gansburg, die Garbe, Großen-Garz, Gehr-

hof, Haverland, Groß-Holzhausen, Jeggel, Lindenberg, Natewisch, Övelgünne, Pollitz und Neuhof, Rethausen, Scharpenhufe, Stresow, Uchtenhagen, Vielbaum, Wahrenberg, Groß- und Klein-Wanzer, Wendemark, Bömenzien, Groß- und Klein-Capermoor, Cossebau, Drösede, Gollensdorf, Hackenheide, Harpe, Höwisch, Mahlsdorf, Mechau, Groß-Schwechten. Aulosen war lange mit denen von Platen gemeinschaftlich, seit 1538 werden die von J. aber auch mit dem Platen'schen Sechstel von Aulosen belehnt. Nach der Matrikel von 1610 hatten die von J. wegen des Hauses Aulosen und ihrer andern Erbgüter sechs Ritterpferde zu stellen; wegen des erkauften Hauses Crüden gab Jacob von J. ein Pferd.

(*v. Stramberg.*)

JAGOW (Ludwig Friedrich Andreas Günther von), geb. den 21. Febr. 1770 auf seinem väterlichen Stammgute Crüden in der Altmark, erhielt unter der Pflege seines Großvaters mütterlicher Seite, des Erbmarschalls Freiherrn von Putlitz auf Wolfshagen, die erste Erziehung. Schon in früher Jugend erwarb er sich viele Freunde durch sein einnehmendes Äußere, seinen klaren Verstand und seine leichte Auffassungsgabe. Aber auch sein Herz schlug warm für alles Gute und Schöne. Seine Neigung zog ihn früh zu dem Militairstande. Aus der Stille des großälterlichen Hauses trat er 1782 in die bewegte Welt. Er wählte das zu Potsdam in Garnison stehende Regiment des Kronprinzen von Preußen, in welchem sein Vater in den Feldzügen Friedrich's des Großen gedient hatte. Einen väterlichen Freund fand er in dem damaligen Obersten von Winning, nachherigen Generallieutenant und zuletzt General der Infanterie, der zu Anfange der 90ger Jahre und während der Campagne am Rheine, das eben genannte Regiment befehligte. Bereits im J. 1792 ward Jagow Adjutant des Kronprinzen (jetzigen Königs von Preußen), und als dieser den Thron bestieg, ernannte er ihn zu seinem Flügeladjutanten. J. blieb in diesem Verhältnisse bis zum J. 1807, wo er, nachdem er in dem unglücklichen Feldzuge, sowie in Preußen stets an der Seite seines Monarchen gewesen war, zum Vice-Oberstallmeister ernannt ward und eine Präbende des Domstiftes zu Brandenburg erhielt, dessen Senior er späterhin wurde. Im Jahre 1809 erfolgte seine Ernennung zum wirklichen Oberstallmeister und zum Chef sämmtlicher Ober- und Landgestüte. Gleichwol begleitete er in den Jahren 1813 und 1814 seinen Monarchen wieder auf das Schlachtfeld, in der Würde eines Generalmajors und Generaladjutanten. Auch auf mehren Reisen, die Preußens König nach Paris, London und Wien unternahm, war Jagow sein Begleiter. Nach dem Frieden trat er wieder zurück in das Verhältniß als Oberstallmeister. Die Acquisition neuer Gestüte in den dem preußischen Staate neu einverleibten Ländern erweiterte seinen Wirkungskreis, dem er sich mit Thätigkeit und unermüdetem Eifer widmete. Rastlos beschäftigte ihn die Anlegung neuer Gestüte und die Verbesserung der schon vorhandenen. Seine Untergebenen bewiesen ihm die größte Anhänglichkeit, weil er durch seinen gemüthlichen, menschenfreundlichen Sinn alle Herzen leicht zu gewinnen wußte. Seine Brust schmückte der rothe Adlerorden erster, und das eiserne Kreuz erster und zweiter Classe, außerdem noch mehre fremde Orden. So ausgezeichnet, auch durch die fortwährende Gunst seines Monarchen, schien seinem Leben nichts zu fehlen als die Gabe der Gesundheit. Bereits im kräftigsten Mannesalter war dieselbe durch organische Fehler untergraben worden. Der Kunst und Sorgfalt der geschicktesten Ärzte gelang es nicht sein Leben zu retten. Er starb den 19. Juni 1825. Eine Anhöhe des Kirchhofes in seinem Heimathsorte Crüden empfing seine irdischen Überreste.

Ein jüngerer Bruder des Verewigten ist der General der Infanterie v. Jagow zu Magdeburg *).

(*Heinrich Döring.*)

JAGRA (Giarra, Geagra), ein kleines Negerreich im westlichen Afrika, im Süden des Flusses Gambia und ungefähr 12 teutsche Meilen vom Meere entfernt. Das Land hat einen fruchtbaren Boden, der von den fleißigen Einwohnern sorgfältig bebaut wird, sehr vielen Reis und Hirse und einen Überfluß an Baumwolle erzeugt. Einzelne Ortschaften werden von dem Stamme der Fulier und Mandingos bewohnt. (*J. C. Schmidt.*)

Jagrazucker, s. Jagara.

Jagrenat, s. Dschagarnath.

Jagsberg, s. Jesberg.

JAGST, die, ein wilder reißender Fluß, der bei Walxheim, im Jagstkreise und Oberamt Ellwangen, Königreich Würtemberg, entspringt, in nördlicher, zuletzt in südwestl. Richtung über Lauchheim, Ellwangen, Crailsheim, Kirchberg, Langenburg, Jagstberg, Dörzbach, bei Krautheim eine Zeit lang auf der Grenze zwischen Würtemberg und Baden hin, sodann über Schönthal, Widdern, Möckmühl fließt, und bei Jagstfeld, Wimpfen gegenüber, in den Neckar einmündet. Mit Berücksichtigung der Hauptkrümmungen ist der Lauf der Jagst 25,75 natürliche Wegstunden (die Stunde zu 16,000 w. oder 14,111 par. Sch.) lang; ihr Fall beträgt vom Ursprunge bis zur Einmündung in den Neckar 887 par. Sch., oder auf eine Stunde im Mittel 34 par. Sch. (*Rigel.*)

JAGSTBERG, ein kathol. Pfarrdorf im Jagstkreise und Oberamt Künzelsau, Königreich Würtemberg, mit 353 Einw.; es ist der Hauptort der neuen hohenlohe'schen Linie, welche 1803 durch Entschädigungen für verlorene Besitzungen jenseit des Rheines und im Bairischen entstand.

(*Rigel.*)

JAGSTFELD, ein Dorf, mit der königl. Saline Friedrichshall, im Neckarkreise und Oberamt Neckarsulm, Königr. Würtemberg, hat 512 Einw. Die Lage des Ortes am Einflusse der Jagst in den Neckar, der hessischen Stadt Wimpfen gegenüber, ist sehr schön. Auf der Markung des Ortes liegt die königl. Saline Friedrichshall. Die ersten Versuche auf Salz wurden hier im J. 1812 gemacht. Die Bohrlöcher, welche eine Tiefe von 530 — 554 W. F. (= 468 — 488 par. F.) haben, geben eine vollkommen gesättigte Sole. In Jagstfeld sind auch Ein-

*) Vergl. v. Zedlitz, Pantheon des preußischen Heeres (Berlin 1836). 2. Bd. S. 2 u. fg.; den neuen Nekrolog der Teutschen. 3. Jahrg. 2. Heft S. 1475 u. fg.

richtungen zu Solbädern vorhanden. Der Ort Jagstfeld — Jagesfeld in Jagesgowe gelegen — kommt mit mehren andern Orten dieser Gegend schon im neunten Jahrh. vor. *(Rigel.)*

JAGSTHAUSEN, ein evangelisches Pfarrdorf mit Marktgerechtigkeit, im Neckarkreise und Oberamt Neckarsulm, Königreich Würtemberg; Grundherr ist der Freiherr von Berlichingen-Jagsthausen. Es hat 1111 Einw. In dem ältesten der drei daselbst befindlichen Schlösser wurde Götz von Berlichingen geboren. Die Familie der von Berlichingen war schon früh in dem Besitze des Ortes. Man fand hier bedeutendere Überreste des Aufenthalts der Römer, ein römisches Bad, einen schönen Altar mit Bildwerken, und viele römische Münzen. *(Rigel.)*

JAGSTHEIM, ein evang. Pfarrdorf im Jagstkreise und Oberamte Crailsheim, Königreich Würtemberg, mit 880 Einw. Der Ort gehörte zum Theil dem Freiherrn von Ellrichshausen, zum Theil zur Reichsstadt Hall, und hatte früher eigenen Adel, der sich vom Orte nannte. *(Rigel.)*

JAGST-KREIS, der, einer der vier Regierungsbezirke des Königreichs Würtemberg, mit den in jedem Kreise bestehenden Provinzialstellen, einem Gerichtshofe, Regierungscollegium und einer Finanzkammer, deren Sitz in Ellwangen ist. Der Jagstkreis hat einen Flächenraum von 100,2 □Meilen mit 355,691 Einw., wovon 243,994 der evangel., 107,157 der kathol. Confession zugethan und 4540 Israeliten sind. Der Kreis ist in 14 Oberämter mit 417 Gemeinden getheilt, welche in 2615 Wohnplätze zerfallen, worunter sich 30 Städte, 272 Pfarrdörfer, 96 Dörfer, 34 Pfarrweiler, 1041 Weiler, 505 Höfe und 637 einzeln stehende Wohnsitze befinden. *(Rigel.)*

JAGSTTHAL, das, ein östliches Seitenthal des Neckarthales, fällt von den Vorbergen der schwäbischen Alp ab, und zieht durch die würtembergischen Oberämter Ellwangen, Crailsheim, Gerabronn, Künzelsau und Neckarsulm. Seine Hauptrichtung ist nördlich; unterhalb Dörzbach zieht es in südwestlicher Richtung durch einen Theil des Odenwaldes dem Neckarthale zu. Das Thal ist meist eng und wild, theilweise sehr malerisch. Von Kirchberg, im würtemb. Oberamte Gerabronn an abwärts hat es Weinbau. *(Rigel.)*

JAGT (Martinus van der), geboren den 3. Nov. 1747 zu Harlem, gest. zu Zeist in der Brüdergemeinde den 3. Sept. 1805, ein angesehener Maler, ist Schüler von T. H. Jelgersma[1]), der sein erster Lehrer war, und von Jan Punt[2]). Unter beider Meister Leitung legte er einen guten Grund; mit ausdauerndem Fleiße brachte er eine Menge Zeichnungen nach tüchtigen Meisterwerken zu Stande und verschaffte sich einen besondern Ruf als Zeichner. Vorzüglich rühmte man eine solche Zeichnung nach einem Bilde Melchior Honda Köters, ein Federviehstück: Ein herrlicher Pfau zeigt sich und im Vorgrund bei einigen Früchten spielt ein Affe; diese kostbare Zeichnung war, wie die Berichte lauten, fast einem Ölgemälde gleich, und befand sich in der Sammlung des harlemer Kunstliebhabers Helmolt. Auch als Maler und Zeichner von Marinen und Schiffen war J. geachtet und lieferte darin manches Treffliche. Jan le Francq van Berckhey machte auf ihn, sowie auf den Maler Hendrich Kobell, wegen ihrer vorzüglichen Werke mehre Gedichte[3]). *(Frenzel.)*

JAGTROSSE. Ein kabelweise geschlagenes Tau, welches man vorzüglich zum Bugsiren oder Werfen der Schiffe gebraucht. *(Braubach.)*

Jaguar, s. unt. **Felis.**

JAGUARIBE, Fluß und Bergkette der Provinz Ciara in Brasilien. Der erstere entspringt etwa 6° 30' südl. Br. am nördlichen Abhange der Serra Borborema, eines sehr wenig gekannten, aber von Cazal für sehr großartig erklärten Gebirges, wendet sich nach Norden, durchströmt einen bedeutenden Theil des sehr wasserarmen, steppenartigen Landes, und fällt 1½ geogr. M. unterhalb der Ortschaft Aracaty in das Meer. Seine Breite beträgt an diesen Orten ½ e. M., jedoch ist der durch die Mündung gebildete Hafen von keiner Bedeutung, indem wechselnde Versandung ihn größern Fahrzeugen unzugänglich macht. Der gleichnamige Bergzug befindet sich auf der Ostseite des Flusses, und scheint nur von unbedeutender Höhe zu sein. *(E. Poeppig.)*

JAGUARIPE, 1) Fluß von geringer Bedeutung, welcher einen Theil der Provinz Bahia im mittlern Brasilien durchströmt. Er entspringt auf der meist granitischen Gebirgskette, welche unter einer Menge von Namen aus der Provinz Minas in nordöstlicher Richtung sich fast bis zum Busen von Bahia fortsetzt, und wendet sich nach Südosten, um bei der Stadt Jaguaripe in einen Arm der erwähnten Bai zu fallen. Seine Ufer sind malerisch und mit einer fortlaufenden Kette von Meierhöfen eingefaßt, deren Eigner mit Bahia eine ziemlich lebhafte Verbindung erhalten. Ebbe und Fluth sind weit hinauf fühlbar, und bei den Reisen nach verschiedenen Richtungen genau zu beachten.

2) Ortschaft mit Municipalrechten in der Provinz Bahia, unfern der Mündung des Flusses Jaguaripe, auf einer Landspitze gelegen, welche durch die Verbindung des kleinen Flusses Cappa mit dem erst genannten entsteht. Die Umgebungen des nicht unbedeutenden Ortes sind angenehm, die Bauart der Häuser aber nicht wie in dem nahen Bahia massiv. Als Hauptort eines Gerichtsbezirkes ist bennoch Jaguaripe nur schwach bewohnt und still, indem der nahe Ort Nazareth den Handel der Gegend an sich gezogen hat. Man verfertigt indessen ziemlich viele Töpferwaaren, und sendet dieselben auf kleinen, aber verdeckten Fahrzeugen wöchentlich nach der Hauptstadt der Provinz. *(E. Poeppig.)*

Jaguarschmalz, s. **Fett.**

JAGUR (יָגוּר, so viel als Herberge, von גור), Name einer palästinensischen, dem Stamme Juda gehörenden Stadt, welche aber nur Jos. 15, 21 erwähnt wird, ohne daß ihre Lage sich genauer bestimmen läßt. *(A. G. Hoffmann.)*

Jah, abgekürzte Form für **Jehova** (s. d. Art.).

JAHALEEN, JAHALIN, ebenso wie **Djaalein**,

1) Jelgersma, Schüler von Wieger Vitringa, gest. 1721. 2) Jan Punt, Zeichner u. Kupferstecher, geb. 1711, Schüler von B. Picart.

3) *van Eynden* Vol. II.

ungenaue Schreibart für **Dschahalin**, Name eines in der nordafrikanischen Landschaft Schendi und auf der nubischen Küste, besonders am Mogren oberhalb seiner Vereinigung mit dem Nil lebenden und sich bis nach Sennaar verbreitenden arabischen Volksstammes. Seine Hauptbeschäftigung ist Viehzucht; daneben baut derselbe etwas Durrha. Die Dschahalin gelten als treulos und zeichnen sich meist im Äußern durch Rohrhüte mit spitzigem Kopfe und breitem Rande aus. Ein großer Theil derselben hat sich von Vermischung fern gehalten und gleicht den Beduinen Arabiens. (*R.*)

Jahaz (bibl. Geogr.), s. **Jahza**.

Jahde (Jade), s. unt. d. Art. **Oldenburg**.

JAHEDHIANER, falsche Schreibung für **Dschachatiten** (الجاحظية), eine islamitische Sekte, Anhänger des Motaseliten Amru, eines Sohnes von Bahr Dschachet. Das Nähere s. unt. **Motaseliten**. (*R.*)

Jahgow, s. **Jahjow**.

JAHIMANER, ungenaue Schreibung für Dschahimiten, Anhänger des Dschahim (جاهم) des Sohnes Sefwan, eine der vielen islamitischen Sekten. Marracci bemerkt über sie*) nach Ismael ben Ali, sie stimmten zwar mit den Motaseliten darin überein, daß sie die göttlichen Eigenschaften nicht für ewig hielten, allein außerdem wären sie der Ansicht, daß ein dem Geschöpfe zukommendes Attribut dem Schöpfer nicht beigelegt werden könne, und dergleichen mehr. (*R.*)

JAHJA (يحيى), arabische Form für das griechische Johannes), ein bei den Arabern sehr beliebter Name, den unter vielen recht ausgezeichneten Männern vorzüglich folgende Gelehrte und berühmte Staatsbeamte verherrlicht haben.

1) **Jahja Ben Abi Mansûr** aus Mosul, dessen Leben in die Zeit der höchsten Blüthe der arabischen Dichtkunst und schöngeistigen Schriftstellerei fällt. Den Werth seiner Thätigkeit würden wir um so höher und richtiger schätzen können, wären wir im Besitze seiner uns dem Titel nach bekannten Schriften. Er war zu gleicher Zeit Dichter, Astronom, Musiker, kurz entschiedener Freund der schönen Wissenschaften und Künste, wie auch seine Werke beweisen und es der Hof, an dem er einige Zeit lebte, verlangte. Wir nennen unter jenen: 1) Seine Gesänge (**Agâni**), die er in alphabetischer Ordnung herausgab; 2) eine Sammlung astronomischer Beobachtungen. Er stand als einer der geschicktesten Astronomen seiner Zeit mit an der Spitze derjenigen, die Abdallah Mamûn nach Schemâsija und Damaskus Behufs astronomischer Operationen im J. 210 (825 Chr.) berief. Ihm verdanken wir vorzüglich die sogenannten Mamunischen Beobachtungen (**El-Rasd El-Mamûni**) und Ephemeriden (**El-Zidsch**). 3) Ein Kochbuch. 4) Ein Werk über die Laute und andere musikalische Instrumente. 5) Eine Schrift Parabeln, Erzählungen und geistreicher Aussprüche. Er war einer der bedeutendsten Schüler des Abdallah Ben-elseri. Vgl. auch **Cas.** I, 425.

2) Der Grammatiker **Jahja Ben Adi** aus Alexandrien, der die Stelle eines Bischofs in ebengenannter Stadt bekleidete und sich zu der Sekte der Jacobiten hielt. Philosophische Schriften aber ließen ihn mit seiner Kirche über die Lehre von der Dreieinigkeit zerfallen, weshalb ihn eine Synode von Bischöfen seines Amtes entsetzte. Er privatisirte nun bis zu der Zeit der Eroberung Ägyptens durch Amru Ben-elâsi, der ihn um seiner Gelehrsamkeit und philosophischen Gespräche willen lieb gewann und ihn fast fortwährend in seiner Umgebung wünschte. Durch ihn erhielt auch der Eroberer die ersten vollständigern Nachrichten über die Entstehung der berühmten alexandrinischen Bibliothek, die von Ibn-elcofti zu 54,120 Werken geschätzt wird. Jahja suchte sie den Christen zu erhalten und stellte dem Amru vor, wie nöthig diese Sammlung ihnen sei, während für die Muhammedaner kein Nutzen daraus erwüchse. Das letzte Wort faßte der Feldherr auf, berichtete deßhalb an den Khalifen Omar, der nun jene bekannte Antwort ertheilt haben soll, durch die das Schicksal der Bibliothek auf so traurige Weise entschieden wurde. Jahja ist einer der frühesten christlichen Schriftsteller, die arabisch schrieben, und hauptsächlich war es das Gebiet der Grammatik, Logik, Philosophie und Medicin, welches er bebaute. Er erläuterte und widerlegte viele Schriften des Aristoteles und Galenus. Man kennt von ihm z. B. einen Commentar zu der arabischen Übersetzung der **Analytica priora** des Aristoteles, zu dem Werke *περὶ ἑρμηνείας* und *κατηγορία*, ferner eine Erklärung der medicinischen Schrift des Alexander Aphrodisiaus, betitelt „Das Zuhören dessen, der anfängt, medicinische Collegia zu besuchen," und Anderes. Vergl. Themistius. Von ihm spricht auch Hottinger im **Smegm. Orient.** p. 232 sq. und Casiri in seiner **Bibliotheca** hauptsächlich da, wo er nach Ibn-elcofti die Schriften des Aristoteles und Galenus und ihre Erklärer aufführt.

3) **Abu Zakarija Jahja Ben Maïn Ben Aun Ben Zijad Ben Bistâm Gatfâni**, der dem Stamme Morra angehörte und in Bagdad gegen Ende des Jahres 158 (im Herbste 775) geboren wurde, ein sehr berühmter Imam und Traditionskundiger. Andere behaupten, er sei nicht aus Bagdad, sondern aus Nickija bei Anbar, daher er entweder der Bagdadenser oder der Nickijenser heißt. Sein Vater war Secretair des Abdallah Ben Malik oder nach Andern der Einnehmer der Ertrağnißsteuer (Charâdsch) in Rei, der seinem Sohne nicht weniger als eine Million Goldstücke und 50,000 Dirhem hinterließ. Diese ganze Summe verwandte Letzterer auf Beförderung des Studiums der Überlieferungslehre, sodaß ihm am Ende nicht so viel blieb um sich Schuhe zu seiner Fußbedeckung machen zu lassen. Er selbst antwortete auf die Frage, wie viele Überlieferungen er eigenhändig geschrieben habe, daß die Zahl derselben 600,000 sei. Andere dagegen behaupten, daß Traditionskundige ihm diese Zahl mit ihren Händen geschrieben hätten. Auch hinterließ er 130 Bücherbehältnisse, alle vollgepfropft. Viele der größten Imame hörten bei ihm über jene Wissenschaft, wie der Verfasser der bedeutendsten Traditionssammlung, Abu Abdallah Muhammed Ben Ismaïl Bo-

*) Prodromi ad refutat. Alcor. P. III. p. 75, 76.

châri, Abu'lhasan Moslim Ben-elheddschâdsch Coscheiri, Abu Dawud Sidschistâni, die sich später sämmtlich als die gediegensten Kenner und kritischen Sammler in jenem Gebiete hervorthaten. Auch bewies Jahja selbst einen Umfang des Wissens, den man sonst nur bei einer Menge Gelehrten zusammengenommen anzutreffen gewohnt ist, sodaß Ibn Hanbal, der mit ihm sehr vertraut lebte, zu sagen pflegte: Eine Überlieferung, die Jahja nicht kennt, ist keine Überlieferung. Seine Wahrhaftigkeit wurde sprüchwörtlich, und er wallfahrtete fleißig nach Mekka und Medina. Andere bestreiten seine Anhänglichkeit an die Lehren des Ibn Hanbal, und behaupten vielmehr, daß er ein eifriger Anhänger des Schafii gewesen sei. Er starb in Medina im letzten Monate des J. 233 (d. i. im Juli 848), und erreichte somit ein Alter von 77 Jahren.

4) **Abu Muhammed Jahja Ben Kethîr Ibn Wisilâsin**, der von dem Berberstamme Masmudeh seinen Ursprung ableitet und ein Freigelassener der Beni Leith war. Er ging nach Spanien und hörte in Cordova mehre berühmte Lehrer in der Überlieferungskunde. In einem Alter von 28 Jahren reiste er in das Morgenland und besuchte hauptsächlich die Vorlesungen des Malik Ben Anas, über dessen Werk Mowatta, und studirte überdies in Mekka und Cahira. Malik selbst nannte ihn nur gewöhnlich den verständigen Spanier, und eben um seines nähern Umganges willen mit dem Stifter der malikitischen Sekte erholte man sich gern Raths von ihm in zweifelhaften Rechtsfällen. So mit gelehrten Kenntnissen ausgerüstet, kehrte er nach Andalusien zurück, wo sich alsbald alle Malikiten um ihn als den Repräsentanten dieser als rechtgläubig anerkannten Sekte versammelten. Dessenungeachtet hatte er durchaus keine Neigung in ein öffentliches Richteramt einzutreten, und er mußte sogar einmal als verdächtig nach Toledo fliehen. Mit einem Sicherheitsgeleite versehen, kehrte er jedoch bald wieder nach Cordova zurück, wo er für einen frommen enthaltsamen Mann galt, dessen Gebet immer Erhörung finde. Er starb im siebenten Monate des J. 234 (Febr. 849), oder nach Andern ein Jahr früher in Cordova, ist uns aber weiter nicht als Schriftsteller bekannt geworden, indem er mehr durch mündliche Mittheilungen Andern zu rathen und sie zu belehren behilflich war.

5) **Abu Muhammed Jahja Ben Akthem** (اكثم) **Ben Muhammed Temîmi Asedi** aus Merw, ein Nachkomme des berühmten vormuhammedanischen Richters Akthem Ben Seifi aus dem Stamme Temîm, und bedeutender Rechtsgelehrter seiner Zeit nach den Ansichten des Schafii. Dabei liebte er die schönen Wissenschaften und war hauptsächlich von Mamûn gern gesehen. Weil dieser Khalif den Werth des Mannes kennen gelernt (siehe die Erzählung von seinem Einflusse auf die Beschlüsse des Mamûn bei *Abulfeda* Ann. Mosl. II. 194 fg.), machte er ihn auch zum obersten Richter, und hier wußte er sich so geltend zu machen, daß selbst die Veziere in Anordnung der Reichsgeschäfte und Verwaltung der Staatsangelegenheiten nichts Wichtiges unternahmen, bevor sie nicht mit Jahja Rath gepflogen hatten. Hauptsächlich war er ein Feind aller Neuerungen und Sektirerei und wünschte dem die Todesstrafe, der auf der Ansicht beharrte, daß der Koran geschaffen sei. Schon mit 20 Jahren war er Richter von Basra, welches Amt er 202 (817—818) angetreten haben soll, aber auch schon 210 (825—26) wieder verlor. Als Mamûn fünf Jahre später nach Ägypten ging, nahm er Jahja in seine Begleitung auf, gab ihm dort das hohe Richteramt, enthob ihn aber schon nach drei Tagen wieder seiner Stelle, damit er wieder zurückkehren könne. Die Freundschaft mit diesem Khalifen ging so weit, daß dieser jenen die Nächte bei sich behielt, und als er einmal erwacht das Nachtgeschirr suchte, ganz behutsam zu Werke ging, um seinen Günstling nicht aufzuwecken. Ibn Chaldûn (*de Sacy*, Chrest. I, 382) sucht aber durchaus den Ibn Akthem gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, als ob er den Khalifen zu Ausschweifungen im Genusse des Weins verführt habe, und behauptet im Gegentheil, daß die Grundlage der gegenseitigen Anhänglichkeit unter beiden Männern die Religion gewesen sei, wol aber nahm Jahja die Beschuldigung mit in's Grab, daß er in der Knabenliebe zu weit gegangen sei. Auch der spätere Nachfolger des Mamûn, der Khalif Motewakkel, übergab ihm auf ehrenvolle Weise das Richteramt, entsetzte ihn aber auch in seiner launischen Veränderlichkeit bald wieder im J. 240 (zwischen 854—855), und zog sein Vermögen ein. Zwei Jahre darauf (April 857) starb dieser auf seiner Pilgerung in Rabada auf dem Wege zwischen Irak und Medina, in einem Alter von 83 Jahren. Auch als Schriftsteller trat Jahja auf, z. B. im juristischen Fache; seine Werke aber waren so weitläufig, daß man sie bei Seite schob. So sein Werk über die Rechtsprincipe (Osûl) und ein anderes über die beiden Irak unter dem Titel Tenbîh. (Vgl. *de Sacy*, X a. a. O. und *Ibn Challekân*).

6) **Abu Zakarija Jahja Ben Abd-el-wehhâb Ben-elimâm Abu Abdallah Muhammed Ben Ishac Ben Muhammed Ben Jahja Ibn Mendeh**, wird gewöhnlich bei letzterm Namen genannt, der ein Ehrenname ist. Dieser Gelehrte ist einer der größten Glanzsterne am Himmel der Muhammedanischen Traditionslehre, dessen ausgebreitete Kenntniß, Glaubwürdigkeit und musterhafter Lebenswandel auf gleiche Weise gerühmt wird. Isfahan, wo er im neunten Monate 434 (Juni 1043) geboren wurde, nennt ihn unter den Zierden seiner Bewohner. Daselbst legte er auch den Grund zu seiner Gelehrsamkeit und hörte die vorzüglichsten Lehrer, die uns Ibn Challekân namentlich aufführt. Später unternahm er Reisen nach Nisabur und besuchte da, wie in Basra, Vorlesungen. Bagdad betrat er als Hadschi, lehrte daselbst über die Aussprüche des Propheten und dictirte in der Kathedrale des Mansur, wo selbst Scheiche seinem Unterrichte folgten und nachschrieben. Andere pflanzten seine Überlieferungen weiter fort, und keiner aus seinem Stamme, der den Namen Mendeh führte, wurde nachher so berühmt wie er. Er starb in Isfahan 512 (1119) oder nach Andern ein Jahr früher (vgl. Dahabi, Liber Class. III. p. 32), und hinterließ außer einer Geschichte Isfahans und anderer Städte ein Werk über diejenigen

Gefährten des Propheten, die 120 Jahre lebten. Ferner schrieb dieser Ibn Mendeh, der nicht mit mehren seiner Vorgänger verwechselt werden darf, über die beiden Traditionssammlungen, Sahih betitelt, und andere Tractate gleichen Inhalts (s. *Abulf.* Ann. Mosl. III, 394).

7) **Abu Bekr Jahja Ben Sa'dûn Ben Temmâm Azdi** aus Cordova, wo er 486 (1093) geboren wurde, gewöhnlich unter dem Ehrennamen Sabic-ed-dîn vorkommend, war einer der spätern Imame, der mit Erfolg die Wissenschaft der Koranskritik und der übrigen auf den Koran bezüglichen Disciplinen, der Überlieferungskunde, der Grammatik und Sprache studirt und sich vorzüglich auf Reisen weiter auszubilden gesucht hatte. Sein Geburtsland Spanien verließ er in früher Jugend, begab sich zunächst in das Delta Ägyptens, wo er vorzüglich in Alexandria und Alt-Cahira mehre ausgezeichnete Lehrer hörte. In Bagdad gelangte er 507 (zwischen 1113—1114) an, und besuchte daselbst Collegia vorzüglich über den Koran, die Grammatik und Überlieferungskunde, ging dann nach Damaskus und wohnte eine Zeit lang in Mosul, machte von da eine Reise nach Isfahan, kehrte aber bald wieder nach Mosul zurück. Hier und anderwärts, z. B. in Damaskus, hielt er Vorträge und starb in Mosul 567 (im Mai 1172). Obwol die Bibliographen und Biographen diesen Jahja nicht als Schriftsteller kennen, so sprechen sich doch alle höchst vortheilhaft über seine Gelehrsamkeit aus, mit der er einen frommen, bescheidenen, wahrheitliebenden Sinn verband. Seine Schüler achteten und liebten ihn sehr, und so hat er sich ein dauerndes Andenken gestiftet.

8) **Abu Saîd Jahja Ben Jamar Adawâni-Waschcki**, der Grammatiker, der in Basra geboren wurde, seine Erziehung aber hauptsächlich in Chorasan erhielt, hatte noch mehrfachen Umgang mit Gefährten Muhammed's. Frühzeitig kam er nach Chorasan und erhielt später in dessen Hauptstadt Merw die Verwaltung des Richteramts. Überdies erstreckten sich seine Kenntnisse vorzüglich auf den Koran, die Grammatik und Unterscheidung der arabischen Dialekte; dessenungeachtet gerieth seine Rechtgläubigkeit in Verdacht, und der bekannte strenge Statthalter von Irak, Heddschadsch, zog ihn deshalb zur Verantwortung. Diese Nachricht darf jedoch um so weniger wundern, als in dem Lande, wo er seine erste Erziehung genossen, auch der Hauptsitz derer war, die zuerst ernste Bedenken über diesen und jenen Glaubenssatz aussprachen, und sein von Ibn Challekân beschriebenes Leben zeichnet sich dadurch aus, daß man durch dasselbe einige für irreligiös gehaltene Punkte näher kennen lernt.

9) **Abu Zakarija Jahja Ben Zijâd Ben Abdallah Aslemi Deilemi** aus Kufa, gewöhnlich El-Ferrâ, d. i. Kürschner, und zwar deshalb so genannt, weil er die Rede grammatisch ebenso zerschnitt, wie der Kürschner seine Pelze. Er war ein Freigelassener der Beni Ased oder Beni Mincar, und gilt für den beredtesten und erfahrensten Grammatiker und Lexikologen aus der Kufensischen Schule. Er schien zum Sprachforscher geboren zu sein, und hatte dagegen für abstracte Begriffe und metaphysische Speculationen, wie sein eigner Lehrer Dschahitz bezeugt, dessen Vorlesungen er in Bagdad 204 (um 820 Chr.) besuchte, durchaus keinen Sinn. Sein Lehrer in der Grammatik war Kisâï, und welches Aufsehen er selbst durch seine grammatischen Kenntnisse erregte, beweisen die Anekdoten, die Ibn Challekân aus der Zeit erzählt, wo er am Hofe des Harûn El-Reschîd und Mamûn lebte. Der letztere Khalif ließ selbst seine beiden Söhne durch ihn in der Grammatik unterrichten, und diese waren gehalten, ihm sogar Handreichungen bei Anlegung seines Anzuges zu leisten. Überdies hatte er ihm in seinem Palaste ein Zimmer anweisen lassen mit dem Befehle, ihn auf das Sorgfältigste zu bedienen, ihm Alles, was sein Sinn begehren möchte, auf der Stelle zu reichen, und ihm sogar die Gebetsstunden anzuzeigen, damit er ungestört die Grundlehren der Grammatik zu einem Werke vereinigen könne. Dazu hatte er Schreiber, die sogleich seine Dictata schriftlich niederlegen mußten, und so vollendete er in zwei Jahren sein Werk Hodûd oder die Definitionen. Noch mehr Ruhm aber erwarb er sich durch sein Werk Meâni, d. h. Erklärung schöner, aber schwerer Gedanken des Koran und der Dichter, welches geradezu als das vollendetste in seiner Gattung betrachtet wird. Eine große Anzahl Lernbegieriger, unter ihnen nicht weniger als 80 Richter, versammelten sich um ihn, um seine Worte zu Papiere zu bringen, ja die Copisten wußten, um sich die Copien desto besser bezahlt zu machen, die vorhandenen Nachschriften aus dem Verkehre zu bringen, bis der Verfasser selbst diesem Monopol ein Ende machte. Jahja dictirte fast Alles aus dem Kopfe, ohne jede schriftliche Unterlage, und doch beträgt der Umfang seiner Werke an 3000 Blätter. Schon frühzeitig hatte er sich nach Bagdad begeben, um daselbst Geld zu sammeln; er ging aber am Ende jedes Jahres auf 40 Tage in seine Vaterstadt Kufa, um, was er gesammelt hatte, wieder zu vertheilen. Er starb auf dem Wege nach Mekka im J. 237 (um 852) im 63. Jahre seines Alters. Ibn Nedîm nennt in seinem Fihrist oder Katalog alter Werke außer den beiden schon genannten Hodûd und Meâni noch eine bedeutende Anzahl anderer, von denen auch Ibn Challekân und Abu'lfedâ (Ann. Mosl. II, 142 fg.) einige aufführen. Sie sind alle philologischen Inhalts, theils rein grammatisch, theils die Bildung im Allgemeinen betreffend, und unter ihnen zwei Bücher Dunkelheiten in der Rede, das eine größer als das andere, eine Schrift über das Masculinum und Femininum, über das Waw, über den Plural und Dual im Koran, über die Nomina actionis in demselben und andere mehr.

10) **Abu Muhammed Jahja Ben-el mogheira Adewi**, gewöhnlich Jezidi genannt, der Grammatiker, Linguist und Koranleser zu gleicher Zeit war, ein Schüler des Abu Amru Ben-elala und des Chalîl, von dem er die Metrik und vieles auf die Dialektik Bezügliche erlernte. Er wohnte in Bagdad und zog sich dort hauptsächlich durch seine Vorlesungen über die Überlieferungskunde ausgezeichnete Schüler. Auch unterrichtete er die Söhne des Jezîd Ben Mansûr, Ben Abdallah Ben Jezîd Homeiri, und heißt deshalb Jezidi, wie er überhaupt

sich nur durch Unterrichten der Kinder nährte. Auch lebte er in freundschaftlichem Verhältnisse mit Abu Amru, und kam endlich sogar in die Nähe des Khalifen Harûn El-Reschîd, der ihm seinen Sohn Mamûn anvertraute. Aus seinem Umgange mit diesem erzählt man mancherlei Anekdoten; Mamûn nahm ihn mit nach Khorasan, und behielt ihn in Merw in seinem Dienste, wo er auch bis zur Zeit des Motasem blieb, den er nach Ägypten begleitete. Auch starb er entweder da, oder, wie Andere richtiger behaupten, in Merw 202 (um 818). Mit seiner Kenntniß in der Koranlesekunst verband er beredten Ausdruck im Vortrage, und obwol ihm Glaubwürdigkeit in seinen Überlieferungen nicht abgesprochen wird, so wollen ihn doch einige der Hinneigung zu der Sekte der Motazeliten verdächtigen. Außer seinen Schriften über die Koranskritik besitzen wir noch dichterische Versuche von ihm, die man zu einer Sammlung vereinigte. Wir kennen zunächst von ihm Newâdir, Sprachseltenheiten, dem Muster des Asmaï nachgebildet, die er zu Ehren des Barmekiden Dschafar verfaßte; ferner ein Handbuch über die Syntax, ein Werk über die Punktation und andere kleine Tractate.

11) **Abu Zakarija Jahja Ben Ali Ben Muhammed Ben-elhasan Ben Bistâm Scheibâni Tebrîzi,** gewöhnlich Chatib, der Kanzelredner genannt, einer der Großmeister in der arabischen Sprachkenntniß, wurde im J. 421 (1030) in Tebriz geboren und hatte den Abu'lala Maarri in Maarra, den Abu'lcâsim Obeidallah Ben Ali Bockaji, Abu Muhammed Dehhân und andere Grammatiker zu seinen Lehrern. Die Traditionslehre studirte er hauptsächlich in Tyrus unter Abu'lfat'h Selim Ben Ejjub Râzi, und er selbst bildete auch wieder bedeutende Schüler in dieser Wissenschaft heran. Noch jung reiste er nach Ägypten, hörte und hielt daselbst Vorlesungen, kehrte aber alsbald nach Bagdad zurück und blieb daselbst bis zu seinem Tode im sechsten Monate des J. 502 (Anfang Febr. 1109). Er lehrte hier die Humaniora in der Medrese Nitzâmije, und unter seinen Werken nennen wir als die vorzüglichsten folgende: 1) drei Commentare zur Hamâsa, einen größern, mittlern und kleinen, 2) einen Commentar zu den Gedichten Motenebbi's, 3) einen Commentar zu dem Diwan des Abu'lala Maarri; 4) einen Commentar zu dem philologischen Werke Islâh el-mantic, d. i. Verbesserung der Rede, von Ibn-elsikkit; 5) Prolegomena zur Grammatik, die sehr selten geworden sind und es schon immer waren; 6) vier Bände über die grammatischen Endungen der Wortformen im Koran, Molachchas betitelt; 7) einen Commentar zu den sieben Moallacât; 8) einen Commentar der seltenen Ausdrücke in den Überlieferungen; 9) einen Tractat über die Metrik und den Reim unter dem Titel Kâfi; 10) einen Commentar zu dem grammatischen Werke Lam'o (اللمع) des Ibn Dschinni aus Mosul; 11) einen Commentar zu dem Werke über die Wissenschaft der Grundlehren, das Ahmed Ibn-elsâali unter dem Titel: Nihâyet el-wosûl, d. i. der Endpunct des Gelangens, herausgab.

12) **Abu'lhasan Jahja Ben Abd-el-moti Ben Abd-el-nûr Zewâwi,** so genannt von dem Berberstamme Zewâwa im Gebiete von Bedschâja in Afrika, wurde im J. 564 (um 1169) geboren und als Grammatiker unter dem Ehrennamen Zein-ed-dîn (Schmuck der Religion) bekannt. Er hielt sich zu der hanifitischen Sekte, und galt zu seiner Zeit für einen der ausgezeichnetsten Kenner des lexikalischen und syntaktischen Theiles der arabischen Sprache. In Damaskus, wo er sich eine lange Zeit aufhielt und eine große Menge Schüler seine Vorlesungen besuchte, verfaßte er auch seine uns bekannt gewordenen Schriften. El-Melik El-Kâmil rief ihn später nach Kahira, wo er an der alten Kathedrale eine bedeutende Stelle angewiesen erhielt, um über die allgemein bildenden Wissenschaften zu lesen. Auch fand er hier seinen Tod im Herbste 1231 Chr. Seine beiden Hauptschriften sind 1) seine Alfijet (s. *Haji Khalfa* Tom. I. p. 1144), oder das auf Elif ausgehende grammatische Gedicht, das vollständig „die auf Elif ausgehende Perle (El-Derret El-Alfijet)" betitelt ist. Das Buch fand großen Beifall, daher es vielfach commentirt und glossirt wurde; 2) seine 50 Aphorismen über die Grammatik (Fosûl Chamsûn). Auch dieses Werk fand eine günstige Aufnahme und zahlreiche Erklärer.

13) **Abu Muhammed Jahja Ben Ali Ben Jahja Ben Abi Mansûr,** gewöhnlich der Astronom (Monaddschim) geheißen, hatte das seltene Glück bei einer Reihe Khalifen ohne Unterbrechung recht wohl gelitten zu sein. Anfänglich war er der Gesellschafter des Mowaffik Telha, des Sohnes des Motewakkel und Vaters des Motadhed billah, und Muktefi billah nahm ihn selbst in die Zahl seiner vertrautesten Freunde auf, indem jener Khalif großer Freund der Dichtkunst und Jahja in der Geschichte der Dichter sehr bewandert war. Ihm las er auch sein Werk: **El-Bâhir fi achbâr schoarâ,** d. i. das vortreffliche Buch, Nachrichten über Dichter zur Zeit der Ommaijaden und Abbasiden enthaltend (s. *Haji Khalfa,* Tom. II. n. 1622), vor, ließ es jedoch unvollendet, worauf sein Sohn Abu'lhasan Ahmed, mit Beifügung der neuesten Dichter, dasselbe zum Schlusse brachte. Die meisten Anekdoten aber, die uns Ibn Challekân mittheilt, sind aus seinem Umgange mit Motadhed genommen. Mit seiner Rechtgläubigkeit war er hauptsächlich durch das Studium der Metaphysik in Widerspruch gerathen, man verzieh ihm aber recht gern, daß er sich an die Motazeliten anschloß. Jahja starb im J. 300 (um 913 Chr.).

14) **Abu Bekr Jahja Ben Muhammed Ben Abd-el-rahman Ben Backi,** der Andalusier aus Cordova, ein geachteter Dichter und Verfasser der künstlichen unter dem Titel „**Mowaschschehât**" bekannten Gedichte, gleich ausgezeichnet durch seine Prosa, wie durch seine Poesie, weshalb auch vorzüglich Bruchstücke seiner Gedichte in eine bedeutende Anzahl anthologischer Werke übergingen. Er starb 540 (um 1146 Chr.).

15) **Abu'lfadhl Jahja Ben Selâma Ben-elhosein** mit dem Ehrennamen Moin-ed-din und gewöhnlich Chatib Chaskefi geheißen, von dem wir einen Diwan, außerdem einzelne Gedichte und poetisch gereimte Kanzelvorträge besitzen. Er wurde um 460 (d. i. um 1068 Chr.)

in Tanza, einem kleinen Orte in Dijarbekr, geboren und in Hisn Keifa erzogen, begab sich aber später nach Bagdad, wo er unter Tebrizi (s. oben n. 11) Philologie gründlich studirte und hinsichtlich seiner religiösen Ansichten und des kanonischen Rechts sich an die Grundsätze der Schafiiten hielt. Hierauf kehrte er in seine Heimath zurück, blieb in Majjafarickin und erhielt daselbst die Stelle eines Kanzelredners. Sein belehrender Umgang gewann ihm bald Freunde und man holte gern seine Rechtssprüche ein. Von seinen Gedichten finden sich mehre in den bessern anthologischen Werken und auch Ibn Challekân hat uns einzelne Proben seines Talentes aufbewahrt. Er starb 551 oder 553 (1156 oder 1158 Chr.) über 90 Jahre alt.

16) Der Scherif **Ahmed Ben Jahja** im zehnten Jahrhund., berühmter Parteigänger in Jemen, in Sachen der Religion und Oberhaupt der Mehditen daselbst. Er hat ein Werk unter dem Titel „Das wogende Meer (El Bahr El-Zâchir)" über die abgeleiteten Rechtslehren der Sekte der Zeiditen hinterlassen, das wichtig für die Muhammedanische Sektenlehre ist.

17) **Jahja Ben Soleiman Abu Zakarija** aus Toledo, ein gepriesener Dichter, von dem man einen ganzen Diwan voll Lob- und Spottgedichte kennt. Er lebte, ungewiß in welcher Zeit, in Haleb, und verschaffte auch da seinen philologischen Kenntnissen Ansehen.

18) **Jahja Ben Bekr**, von dem keine nähern Nachrichten bekannt geworden sind, hat einen geachteten Tractat über die Aufbewahrung der Urkunden und gerichtlichen Acten geliefert.

19) **Jahja Ben Said**, der im J. 194 (um 810) starb, schrieb ein Werk über die Religionskämpfe und militairischen Expeditionen der frühern Zeit (Kitâb el-meghâzi).

20) **Jahja Ben Omar**, der Verfasser eines Tractats über die Abwandlungslehre in der arabischen Sprache, unter dem Titel „Quelle der Humanitätswissenschaft," der aber nichts als eine Auswahl des Bessern aus dem Dschemâl El-Arab, d. i. Schönheit der Araber über die Humanitätswissenschaft (Ilm el-edeb) vom Grammatiker Abu Amru Othman, gewöhnlich Ibn Hâdschib genannt, ist. Letzterer starb 646 (1248 Chr.).

21) **Abu Tâlib Jahja Ben Abi'lfaradsch Said Ben Abi'lcâsim Hibatallah Scheibâni**, der Secretair und Stylist, aus Wasit abstammend, aber in Bagdad geboren, wo er auch seinen Wohnsitz aufschlug und starb, führte den Ehrennamen Kiwâm-ed-din, oder nach Andern Amîd-ed-dîn, d. i. Stütze der Religion. In der Stylistik, beredten Sprachfertigkeit und Arithmetik stand er zu seiner Zeit oben an, und war überdies in der Jurisprudenz, in der Metaphysik und den Grundlehren tüchtig bewandert. Vorzüglich lobt man seine Gedankenfülle, die er in den schönsten Ausdrücken mitzutheilen vermochte, und dieses Lob erhöhte er durch seine Lebensart, Sittlichkeit und sein musterhaftes Betragen. Seine Poesie, die man als wohltönend bezeichnet, und seine Prosa war gern in dem Munde seiner Leser, und seine Briefsammlung (Diwân el-resäil) wurde als Muster in der Stylistik betrachtet. In seinen öffentlichen Anstellungen erfuhr er mehrfache Versetzungen, bald nach Wâsit, bald nach Bagdad, und war zuletzt Intendant in dem Abgaben-Büreau. Er starb im Herbste 1198 in einem Alter von 70 Jahren und wurde auch in Bagdad begraben.

22) **Abu Ali Jahja Ben Isa Ibn Dschezla** (ابن جزلة), ein bekannter Arzt, dessen Werke frühzeitig lateinisch übersetzt und auch gedruckt wurden, machte seine ersten medicinischen Studien als Christ bei den christlichen Ärzten in Bagdad, vorzüglich unter Abu'lhasan Sa'd Ben Hibatallah. Seine Begierde, auch Logik und Philosophie zu studiren, führte ihn, da er keinen christlichen Lehrer in diesen Wissenschaften finden konnte, dem Motazeliten, d. i. ketzerisch gesinnten Abu Ali Ben-elwelîd zu, der unaufhörlich in ihn drang, seinen Glauben mit dem Muhammedanischen zu vertauschen, und überdies seine Auffoderung geschickt durch Beweise zu unterstützen wußte. Endlich gab er Gehör, wahrscheinlich um 466 (d. i. um 1074 Chr.), und suchte seinen Schritt durch eine Denkschrift zur Widerlegung der christlichen Meinungen zu rechtfertigen. Hauptsächlich bemühte er sich hier die Schattenseiten des christlichen Sektenwesens zu entwickeln und den Beweis zu führen, daß der Islam die allein wahre Religion sei. Muhammed sieht er als Propheten schon im Pentateuch und dem Evangelium verkündigt, während Juden und Christen diese Verkündigung verheimlichten. Sein Übertritt verursachte in Bagdad große Freude, selbst öffentliche Beamte holten gern seine Richtersprüche ein, und der Kadhi Abu'lhasan stellte ihn als Armenarzt in seinem Stadtviertel an. Dieser Beschäftigung unterzog er sich mit solcher Aufopferung, daß er nicht nur für seine Mühwaltung nichts nahm, sondern selbst die Arzeneien unentgeltlich verabreichte. Überhaupt war Wohlthätigkeit ein Hauptzug seines Charakters, die er auch dadurch bewies, daß er seine Bibliothek der Kapelle des Abu Hanifa legirte und sie noch bei Lebzeiten dorthin schaffen ließ. Er starb im J. 493 im Monate Schaban (d. i. zu Anfange des J. 1100), nachdem er seine gründliche Gelehrsamkeit auch durch mehre Schriften beurkundet hatte. Unter diesen stehen oben an **1)** das **Tecwîm el-abdân oder Syntaxis corporum**, Tabellen, die er dem Muctedi biamr allah verfaßte, und die Alles enthalten, was sich medicinisch auf den menschlichen Körper bezieht. Hadschi Chalfa gibt die Inhaltsanzeige desselben. 2) Das **Minhâdsch el-beyân**, d. i. der Weg der Auseinandersetzung, in welchem sich die Namen der Kräuter, aromatischen Wurzeln und Heilmittel ebenfalls alphabetisch verzeichnet finden, sowol die einfachen, wie die zusammengesetzten, die vermischten und unvermischten. 3) Ein Tractat zum Lobe der Medicin und zur Widerlegung derer, die ihren Werth beeinträchtigen wollen. Er geht hier hauptsächlich von dem Standpunkte aus, daß die Medicin mit dem Gesetze des Propheten übereinstimme. Auch war er Freund der schönen Literatur und bei Muctedi biamr allah gern gesehen. Sein **Tecwîm**, das sich handschriftlich in Leyden und Paris befindet, erschien in Mainz in lateinischer Übersetzung im J. 1532, und hat einen Juden zum Übersetzer. Das Minhâdsch befindet

sich unter den arabischen Handschriften das Vatican n. 149 und hat an Assemani (De patriarchis chald. p. 154) einen beredten Lobredner gefunden. Daß ihn übrigens Hadschi Chalfa in Widerspruch mit allen andern Biographen und Bibliographen Ali statt Jahja nennt, beruht unstreitig auf einem Irrthume, deren sich mehre der Art bei jenem Vielwisser und Vielschreiber finden. Vgl. noch *de Rossi*, Dizion. p. 84 unter Giazlah und die von Sacy (Chr. I. p. 269) angeführten Quellen.

23) Abu'lfotuh (And. Abu'lfath) Jahja Ben Habasch, mit dem Ehrennamen Schehâb-ed-dîn, d. i. Fackel der Religion, bekannt als Philosoph unter dem Namen Sohrawerdi, d. i. aus Sohrawerd, einem Flecken unweit Zendschân im persischen Irak, und nicht mit andern Gelehrten aus demselben Orte, z. B. mit Omar, zu verwechseln. Da sein Verstand nicht so hell und scharfsichtig, als seine Gelehrsamkeit groß war, und ihm Eitelkeit nicht fremd sein mochte, so hatte er wahrscheinlich aus Unvorsichtigkeit an seinem Unglücke selbst die größte Schuld. Seine ersten Studien machte er in Merâga in der Provinz Adherbeidschân unter dem Scheiche Madschd-ed-dîn Dschabali, oder, wie Andere lesen, Hanbali, d. i. Hanbalit, der auch der Lehrer des Fachr-ed-dîn Razi gewesen ist. Sie betrafen die Philosophie und die Grundlehren des Rechts oder der Metaphysik, in welchen beiden Wissenschaften auch Jahja der Glanzpunkt seiner Zeit wurde. Dazu war er beredt, und obwol er der orthodoxen Sekte der Schafiiten zugethan war, so wurde er doch durch seine Speculationen und philosophischen Ansichten bald verdächtig, zumal da man ihn vorzüglich der Anhänglichkeit an die alte griechische Philosophie beschuldigte. Andere hinwieder reden seiner Rechtgläubigkeit das Wort; die Folge des Verdachts war jedoch die, daß er, als er sich von Merâga nach Haleb begeben hatte, hier von dem Collegium der Rechtserfahrenen für vogelfrei erklärt wurde. Zum Beweise seiner Eitelkeit erzählt man ferner folgende Anekdote: Ihm träumte, daß er das ganze Meer ausgetrunken, und er erklärte den Traum dahin, daß er zum Herrscher der Erde bestimmt sei. Man entgegnete ihm, daß vielleicht dadurch sein ausgebreiteter Ruf, den er sich durch seine Gelehrsamkeit erworben, angedeutet werde, er war aber keineswegs von seiner Idee abzubringen und zog sich so den Vorwurf eines eingebildeten Gelehrten zu. Endlich fand er seinen Tod, nachdem er schon durch die wilde Rohheit eines Turkmanen auf dem Wege von Damaskus nach Haleb den linken Arm verloren, in der Citadelle von Haleb, in welche ihn El-Melik El-Tzâhir Gâzi auf Befehl seines Vaters, des großen Salâh-ed-dîn, obwol wider Willen, hatte gefangen setzen müssen. Er ward Anfangs Juni 1191 in einem Alter von nur erst 38 Jahren erdrosselt, während es ungewiß bleibt, ob er einige Tage vorher an's Kreuz genagelt worden ist oder nicht. Unter seinen nachgelassenen Schriften heben wir folgende heraus: 1) Ein Sendschreiben an seine Freunde (s. *Haj. Kh.* Tom. II. n. 2530), wahrscheinlich über talismanische Geheimnißkrämerei. 2) Aufklärungen über die Logik und Philosophie (Telwihât), ein Werk mittlern Umfanges über diese Wissenschaft. Es zerfällt in drei Theile, Logik, Physik und Theologie unter dem Gesichtspunkte der Metaphysik. Das Werk fand auch einen jüdischen Erklärer. 3) Die Philosophie der Erleuchtung (der Illuminaten), Hikmet el-ischrâc (Reiske in *Abulf.* Ann. Musl. IV, 120 liest und erklärt Hikmet el-aschrâf durch sapientia nobilium [vergl. Anm. 99], was auf einem Irrthume beruht). 4) El-Lambet, der Glanz. 5) El-Meâridsch, die Stufen; beide Werke sind philosophischen Inhalts. 6) Motârehat, d. i. Disputationen. 7) Mocâwemât, Einwürfe. 8) Wesâya, gute Lehren. 9) Hejâkil el-nûr, d. i. die Tempel des Lichts. Das Werk handelt über die menschliche Seele, ihr Wesen, ihre Eigenschaften, Wirkungen, ihre Unsterblichkeit, Verbindung mit dem Körper u. s. w. (s. Catal. der leydener Handschr. N. 938 und Reiske a. a. O. Anm. 97). Das Werk wurde commentirt und glossirt. 10) Acl Surch, der Verstand des (rothen Vogels?) Surch. Ein persischer Tractat, den man dem Sohrawerdi beilegt, und der Erzählungen enthält, die den Vögeln in den Mund gelegt werden. 11) El-Ghurbet El-Gheribet, die wunderbare Reise in's Ausland, ein philosophischer Roman, den Einige mit dem Romane des Hai Ben Joctzân von Ibn Tofeil, Andere mit dem Buche El-Teir, der Vogel, von Ibn Sina vergleichen, nur daß im Werke des Sohrawerdi eine vollendetere Beredsamkeit sichtbar ist, als in dem letztgenannten Tractat. Auch dieses handelt von der Seele und ihren Zuständen. 12) Tenckihât, Musterungen über die Grundlehren des Rechts, und endlich 13) Meschâir, d. i. canones. Abdollatif (Ausg. von *de Sacy* p. 462), der ebenfalls von dem ausgezeichneten Rufe des Sohrawerdi und von seinen Werken, die man allen frühern vorzog, gehört, suchte ihn auf und las einige seiner philosophischen Schriften, konnte sich aber so wenig jene Überschätzung bei seinen Zeitgenossen erklären, wie Kemâl-ed-dîn Hemsi (Ann. Musl. IV, 660. Anm. 94), der ihn einen albernen Schwätzer nennt. Die Urtheile beider, da sie dieselben Bücher (N. 2. 4. 5) betreffen und durch ihre Lectüre gewonnen wurden, scheinen von einander abhängig zu sein, und nicht auf unparteiischer Schätzung zu beruhen. Ganz anders spricht sich die von Abu Oseiba überlieferte Grabschrift über den unter ihr ruhenden Philosophen aus. (Vgl. *Ibn Challek.* n. 823. Ann. Musl. l. l. *Abdollat.* ed. *de Sacy* pag. 465. n. 64.

24) Abu'lfadhl Jahja Ben Nezâr Ibn Saîd Menîhî, im Febr. 1093 zu Menîh geboren und zu Ausgange des J. 1159 gestorben, ist uns als solcher Dichter bekannt geworden, daß er wol verdient hier erwähnt zu werden.

25) Der Molla und Scheich-el-islâm Jahja, Sohn des Scheich-el-islâm, gewöhnlich Jahja Efendi genannt, bekleidete dreimal die höchste Würde des Gesetzes zu Constantinopel, und wußte sich in seiner Stellung als Mufti einen guten Namen zu verschaffen. Er war munterer Natur, liebte lustige Verse und machte deren selbst. Er starb unter Sultan Ibrahîm im J. 1053 (1643) und hinterließ folgende Werke: 1) Eine Gedichtsammlung, bekannt als Diwân des Jahja Efendi. 2) Eine Fetwa-

sammlung, die er zwar nicht selbst veranstaltete, deren Redaction sich aber um ihrer Wichtigkeit willen Abd-el-dschelîl Ibn Mustafa Acserai unterziehen zu müssen glaubte. 3) Einen Commentar zu dem poetischen Tractat des Mohsin Caisari (starb 755, d. i. 1354) über das Erbschaftsrecht (Feràïdh). Doch war dieser Tractat keine Originalschrift, sondern nur eine vorzügliche poetische Überarbeitung der Schrift des Sirâdsch-ed-din über denselben Gegenstand, gewöhnlich Sirâdschije genannt. 4) Einen Auszug der türkischen unter dem Titel „Humajunnâmeh" bekannten Übersetzung von Calila we Dimne, die ungefähr das Drittel des Originals enthält. 5) Gendschinei râz, d. i. Apotheke des Geheimnisses, ein türkisches Gedicht, das zu dem Fünfer des Jahja Efendi gehört. 6) Eine Umschreibung des Borda genannten Lobgedichtes auf den Propheten. 7) Eine türkische Übersetzung des Nigaristân oder der persisch geschriebenen historischen Bildergalerie Gaffâri's. 8) Einen Commentar der Caside Munfaridschet. 9) Ein medicinisches Werk unter dem Titel „der Garten" (Gesch. des osm. Reichs V, 310), dessen Inhalt mir nicht näher bekannt ist. Auch stiftete er eine Medrese, die seinen Namen führt und bei der er auch begraben liegt.

26) **Jahjabeg**, der freimüthige Dichter, von Geburt ein Albaneser, war in seiner Jugend zum Janitscharen weggenommen worden. In ihm lag jedoch mehr als die Fähigkeit zum gemeinen Soldaten, daher wurde er nach einander Verwalter der Moscheen Murad's und Urchan's in Brusa, und dann der Moschee Bajezid's in Constantinopel. Berühmter ward er jedoch durch sein freimüthiges Trauergedicht auf den allgemein geliebten Prinzen Mustafa, den der Vater Soleiman auf Betrieb des gefürchteten Großveziers und natürlichen Feindes aller Dichter, Rustem, durch seine Stummen erdrosseln ließ. Jahjabeg wußte dem aufgebrachten Würger geschickt über sein Verfahren zu antworten, und ihm brachte sogar (des Rustem Tod ein Leben von 27,000 Aspern mit Versetzung in den Ruhestand ein. Von seinen Werken sind die bekanntesten: 1) Ein Diwan Gedichte, der sich auch in seinem Fünfer befindet. 2) Das romantische Gedicht „der Schah und der Bettler" (Schah Geda); 3) ein ähnliches Gedicht, Jusuf und Zuleicha; 4) das Gedicht Gülschen el-anwâr, Rosengarten der Blüthen; 5) das Osul-nameh, Buch von den Grundsätzen (des Rechts?). 6) Schehrengis, d. i. Stadtaufruhr oder Beschreibung der Schönheiten Constantinopels. (Vgl. von Hammer, Constant. und der Bosp. I, 6. und desselb. Gesch. des osman. Reichs III, 318. cl. 730—731). Seine Blüthe fällt in die Zeit um 990 (1582 Chr.).

27) Der Molla **Jahja Efendi**, ein Sohn des Cadhiasker von Rumelien, der im J. 1117 (1705) starb, ist Redacteur des medicinischen Werkes Gâjet el-itcân, d. i. das vollendetste Wissen (vielleicht ist dieses das oben unter 26) angegebene medicinische Werk), das sein Verfasser Molla Salih, bekannter unter dem Namen Ibn-elselâm, im Brouillon und ungeordnet zurückgelassen hatte. Da dieser aus Haleb war, ist das Buch arabisch geschrieben, ward aber um seiner Brauchbarkeit willen in's Türkische übersetzt.

28) **Jahja Ben Jachschi Ben Ibrahim** aus Rumelien, lebte im 10. Jahrh. der Flucht und machte sich um die Erläuterung der Gesetze des Islam sehr verdient. Er schrieb in dieser Beziehung einen Commentar zu des Muhammed Ben Abi Bekr, gewöhnlich Imâmzâdeh genannt, Werk Schirat el-islâm, d. i. Gesetz des Islam, das großes Ansehen bei den Muhammedanern genießt. Da Imâmzâdeh 573 der Fl. (um 1178 Chr.) starb, muß Jahja sich fast erst um 400 Jahre später zu diesem Commentar entschlossen haben. Aber er beschäftigte sich auch mit Grammatik, und gab einen Commentar zu den hundert Regentes des Abd-el-câdir Dschordschâni heraus.

Den Übergang von den unter dem Namen Jahja bekannt gewordenen Gelehrten zu den Fürsten und Staatsbeamten bildet der wie zu jenen so zu diesen gehörende Vezier

29) **Aun ed-din Abu'lmotzaffer Jahja Ben Muhammed Ben Said**, früher Dschelâl-ed-din (d. i. Ruhm der Religion) Scheibâni, seit seiner Erhebung zum Vezier aber Aun-ed-din (d. i. Hilfe der Religion) ehrenvoll beigenannt, und gewöhnlich Ibn Hobeira geheißen. Er ward um 1104 geboren und stammte aus dem Flecken Iraks Beni Aucar, der später in Rücksicht auf ihn den Namen Dowor El-Wezir, d. i. Zelte des Veziers, erhielt. Schon frühzeitig wurde Jahja nach Bagdad gebracht, um daselbst seinen Unterricht zu empfangen. Eifrig besuchte er juristische und schönwissenschaftliche Vorträge, hörte die Überlieferungskunde, Koranexegese, die er mit der Korankritik beschloß, las grammatische Schriften, studirte die Schlachten der Araber und überhaupt Alles, was den Menschen als Menschen anging, lernte die Aussprüche beredter Männer auswendig, und bildete sich vorzüglich im höhern Geschäftsstyl aus. Nach gewonnener Einsicht hielt er sich an die Glaubensnorm des Ahmed Ben Hanbal, und fing bald an, Andern Vorlesungen zu halten, wie unter Andern der beredte Schriftsteller Abu'lfaradsch Ibn-eldschauzi sein Schüler war. Seine politische Laufbahn begann er mit einer kleinen Gouverneurstelle, bis er unter dem Khalifen Muctefi zum Vezierate gelangte, das er im August 1149 unter großem Gepränge antrat. In dieser Stellung glänzte er nicht nur durch seine Gelehrsamkeit, sondern auch durch ein gesundes Urtheil, das sich in seiner ganzen Verwaltung aussprach. Gern sah er sich von einem Kreise verdienter und gelehrter Männer umgeben, deren gelehrte und belehrende Unterhaltungen hauptsächlich die Traditionslehre zum Gegenstande hatten. Jene Stelle behielt er auch unter des Muctefi Nachfolger und Sohn Mustendschedbillah bis an seinen Tod, der nach vorausgegangenen Stockungen von Schleim plötzlich erfolgte entweder April 1160 oder fünf Jahre später. Sein Tod ward durch mehre gleichzeitige Dichter vielfach verherrlicht, unter andern durch Abu'lfewâris Sa'd Ben Muhammed, Ibn Seifi genannt, und noch bekannter unter dem Ehrennamen Heis Beis. Außer mehren Anthologien enthält auch der Nekrolog dieses Jahja bei Ibn Challekân einige dieser Lobgedichte. Aber auch er selbst ist Verf. bedeutender Schriften, wie folgender: 1) einer deutlichen Auseinandersetzung der dunklern

Gedanken in beglaubigten Überlieferungen, betitelt Issâh und 19 Bücher umfassend (vgl. *Hamak.* spec. p. 145. n. 543); 2) einer Erläuterung des Werkes „die Vereinigung zwischen den beiden Sahih, dem Sahih des Bochâri und des Moslim" vom Imam Abu Abdallah Muhammed Ben Abi Nasr Fotûh Homeidi, dem Andalusier, wo es ihm vorzüglich darauf ankam, Entscheidungen des Propheten in ein helleres Licht zu stellen; 3) eines grammatischen Werks, Muctesid, das Abu Muhammed Ibn-el-chassâb der Grammatiker in vier Bänden commentirte; 4) eines Auszugs aus dem Werke „die Verbesserung der Sprache (Islâh el-mantic)" von Ibn-elsikkit; 5) der Pflichten der Religion; einer juristischen Schrift nach der Schule des Ibn Hanbal; 6) eines Gedichts über die Schreibkunst. Er schrieb auch 7) ein Gedicht über den grammatischen Ausgang einer bestimmten Classe Wörter (Macsûr we Mamdûd); 8) die verschiedenen Ansichten der Gelehrten (Ichtilâf el-olamâ); 9) Hinblick auf die Ansichten der Edlen (Ishrâf f. *Haj. Khalf.* I. pag. 318. n. 783); 10) Das Buch der Übereinstimmung und der verschiedenen Meinung; 11) eine Einleitung in die Syntax (Mocaddemet). Vergl. außer *Ibn Chalic.* ed. *Tydem.* n. 817. *Hamak.* spec. p. 145. not. (540). Annal. Musl. III, 576 und 596. *Abdoll.* ed. *de Sacy*, pag. 486. (not. 72).

30) **Abu Tâhir Jahja Ben Temîm Ben elmoizz Ben Badis Homeiri Sinhâdschi**, König von Mauretanien oder Afrika, wie jenes die Araber nennen. Schon unter seinem Vater Temîm verwaltete er das Emirat von Mehdija vom Herbste 1104 an, bis er seinem Vater in einem Alter von 43 J. 6 Mon. und 20 Tagen folgte. Sein Antritt der Regierung hatte eine Menge Veränderungen zur Folge, wie die der Kleidung der bei Hofe Angestellten und des Militairs, und war in jeder Beziehung für seine Länder eine Wohlthat. Er beherrschte seine Unterthanen mit Gerechtigkeit, verwaltete die Reichsangelegenheiten mit Umsicht, eroberte mehre feste Punkte, die zu erobern seinem Vater nicht gelungen war, sorgte für die Beförderung des Wohlstandes seiner Unterthanen auf jede Weise, hatte Nachsicht mit den Schwachen, war mildthätig gegen Arme und speiste sie in Zeiten der Noth und wußte sich selbst bei den nomadisirenden Arabern seines Landes in gehörige Achtung zu setzen. Auch las er gern Geschichtswerke, und war in ihnen sehr bewandert, liebte Astronomie und sah sich mit Wohlgefallen von Gelehrten und Dichtern umgeben. Letztere ermangelten auch nicht, seinen Ruhm zu verherrlichen, was am Ausgezeichnetsten Abu'lsalt Omajja Ben Abd-el-aziz that. Jahja starb plötzlich 1116, und hinterließ nicht weniger als 30 Söhne, von denen ihm Ali folgte.

31) **Jahja El-Moteli**, der 16. König auf dem Throne von Cordova und als Sohn des Ali Ben Hamûd, der dritte aus dem Hause der Hamudiden, folgte seinem im Bade 408 (um 1018) durch die eigenen Sklaven ermordeten Vater nicht ohne mannichfachen Kampf mit mächtigen Nebenbuhlern. Von Ceuta aus, wo er die Nachricht von des Vaters Tode erhielt, bemächtigte er sich an der Spitze seiner Truppen Malaga's, und setzte sich von da aus gegen Cordova in Bewegung, wo sein Onkel, der Gouverneur von Aldschezíras, Câsim, als Herrscher ausgerufen worden war. Allein erst nach mehren Jahren (1021) und nach mehrfachem Kampfe behauptete sich Jahja, der mit seinem Oheime unter der Bedingung einer Theilung des Reichs dahin übereinkam, daß er vorerst einen andern Kronprätendenten, den Ommaijaden Abd-el-rahman IV. bekämpfen sollte. Bald jedoch brach der Neffe, durch sich und Andere verführt, die Bedingung, erklärte den Oheim alles Rechtes auf die Krone verlustig und ertheilte dieser Erklärung durch die Unterschriften der Ulemas und Generale Rechtskraft. Câsim, dessen tyrannische Grausamkeit der Milde und Leutseligkeit des Jahja gegenüber, allerdings nicht für sich einnehmen konnte, zog mit den zum Kampfe gegen Abd-el-rahman bestimmten Truppen gegen Jahja, der Cordova räumte, sich aber in Aldschezíras zu behaupten wußte (Febr. 1023). Câsim, vom Volke zwar empfangen, von den Großen aber vernachlässigt, rächte sich für diese Behandlung durch gewohnte Grausamkeit, die nach einer ausgebrochenen Verschwörung ihn unter tausend Gefahren zwei Monate später die Hauptstadt des Reichs zu verlassen nöthigte, und seinem völligen Sturze in Xeres, wohin er geflohen, entgegenführte. Der Alcalde dieser Stadt lieferte ihn dem Jahja aus, der ihn durch strenge Haft sich unschädlich machte. So war der Sieger wiederum im Besitze der Alleinherrschaft von Malaga, Aldschezíras, Tanger, Ceuta und von dem zu diesen Städten gehörenden Gebiete, und seine milde und gerechte Regierung bestimmte im folgenden Jahre das in Anarchie versunkene Cordova, wo zwei Ommaijaden Abd-el-rahman V. und Muhammed III. rasch hinter einander ihre Herrschlust durch ein trauriges Ende gebüßt, ihn zur Annahme der Regierung zu bewegen. Unter allgemeinem Jubel zog er ein, fiel aber (28. Febr. 1026) auf seinem Marsche gegen den Statthalter von Sevilla, Abu'lcâsim Muhammed, der ihm die Huldigung verweigerte, in einen Hinterhalt, der ihm das Leben kostete. Für die Hamudiden ging jetzt Cordova für immer verloren, während sie sich noch bis zum J. 1079 in Malaga und Aldschezíras behaupteten.

32) **Jahja El-Tzâfir billah**, zuerst König von Toledo und später von Valencia, von Jahja I. mit dem Beinamen Mamun, dessen Sohn oder Enkel er war, zum Nachfolger auf dem Throne von Toledo bestimmt, erhielt durch seinen Vorgänger Alfons VI. den König von Leon und Castilien, zum Vormund und Verweser des Reichs; Letzterer jedoch, wahrscheinlich durch Zugeständnisse gewonnen, verhinderte es nicht, als die Bewohner von Toledo nach Jahja's Tode, aus Furcht, es möchte der junge Fürst eine der beiden ihm jetzt zugefallenen Städte Sevilla und Cordova zu seiner Residenz wählen, seinen Bruder oder Oheim Heschâm Câdir billah 1077 zu ihrem Herrscher beriefen, ja die Treulosigkeit des Castiliers ging später so weit, daß er dem ihm anvertrauten Mündel in Verbindung mit Motamed, dem Könige von Sevilla, im J. 1081 den Krieg erklärte, drei Jahre lang seine Ländereien verwüstete, und ihn sodann in seiner Hauptstadt belagerte. Nur vom Herrscher von Badajoz

unterstützt, hielt sich der Belagerte lange Zeit, bis eine Hungersnoth ihn nöthigte, sich den 25. Mai 1085 zu ergeben. Alfons gestand ihm, seiner Familie und seinen Anhängern freien Abzug mit ihrer Habe zu, versprach den zurückbleibenden Muhammedanern eigne Gerichtsbarkeit und freie Religionsübung, und war unter der Bedingung eines Tributs dem treulos entthronten Könige zur Besitznahme des ihm gehörenden Valencia behilflich. Wundern darf es jedoch nach solcher Behandlung nicht, wenn Jahja, des erlittenen Unrechts eingedenk, an jener Verbindung der Muhammedanischen Fürsten in Spanien Antheil nahm, die den Herrscher von Marokko und Gründer der Dynastie der Moraviden Jusuf Ben Taschfin aus Afrika nach Europa herüberrief, sich aber in der Person ihres herrschsüchtigen Beschützers alsbald getäuscht sah. Jahja kannte kein anderes Mittel, als sich in den Schutz seines Feindes Alfons zurückzubegeben. Jusuf setzte seine Eroberungen fort und drang sogar bis Valencia vor, wo Jahja sich lange Zeit heldenmüthig vertheidigend, aber von seinen Verbündeten verlassen und endlich sogar verrathen, im Kampfe an der Spitze seiner Garden nach siebenjähriger Regierung in dieser letzten Stadt ruhmvoll den Belagerern im J. 1092 unterlag.

33) **Abu Zakarija Jahja Ben Ali Ben Gania**, der berühmte Statthalter der Moraviden in Spanien, der seinen Sitz zu Lerida hatte. Er war es, der am 7. Juli 1134 oder nach den spanischen Schriftstellern 15 Tage später den entscheidenden Sieg über den König von Aragonien Alfons I. davon trug, der diesem das Leben kostete. Dadurch stand ihm Cordova offen, und nur das unglücklichere Schicksal der Moraviden im Kampfe mit den Almohaden in Afrika war Schuld, wenn Jahja sich nicht behaupten konnte. Ein allgemeiner Aufstand erhob sich im Westen der Halbinsel, aber auch jetzt noch trieb er die Rebellen über die Guadiana zurück; allein jener Aufstand, dessen Seele Cordova war, wurde noch allgemeiner, und der Tod seines Herrschers in Afrika machte die Lage des tapfern Feldherrn überdies zweifelhafter. Eine Stadt ging nach der andern verloren, und nur Jahja allein brachte einigen Halt in die zusammenstürzenden Trümmer. Als jedoch die Almohaden nach Spanien herüberkamen, sah er sich endlich nach manchem errungenen Vortheile in Cordova selbst belagert, und da er seine Armee durch Unterstützung anderer Statthalter geschwächt, sogar genöthigt jene Stadt ihrem Schicksale zu überlassen. Er zog sich nach Granada zurück; aber auch hier angegriffen, wagte er, von einem christlichen Corps unterstützt, ein nochmaliges Treffen (Dec. 1148 oder Jan. 1149), ward tödtlich verwundet und starb drei Tage darauf an seiner Wunde. *(Gustav Flügel.)*

JAHJOW, Stadt Vorderindiens in der Provinz Agra, zwischen 77° 52' östl. L. und 26° 59' nördl. Br., drei teutsche Meilen südwestlich von der Stadt Agra gelegen. Der Ort hat einen Namen erlangt durch zwei entscheidende Schlachten, die in seiner Nähe geschlagen wurden. Die erstere wurde geliefert den 8. Juni 1658, worin der Großmogul Aurengzeb seinen Bruder Dara Schekoh gänzlich schlug; die zweite 19. Juni 1707 zwischen dem Schah Allum, dem Sohne, und Azimushaun, dem Neffen Aurengzeb's, in welcher Azimushaun seinen Tod fand. *(J. C. Schmidt.)*

Jahlinder, s. **Dschalinder.**

JAHN, 1) **Ferdinand Heinrich von**, geboren den 5. Febr. 1789 zu Neumünster im Holsteinischen, widmete sich aus Neigung der militairischen Laufbahn. Im Jahre 1813 ward er Premierlieutenant und Adjutant im holsteinischen Scharfschützencorps, welches seit dem Jahre 1816 den Namen des lauenburgischen Jägercorps führte. Im nächsten Jahre kehrte er, nachdem er mehren Feldzügen beigewohnt, mit jenem Corps aus Frankreich in die Garnison Kiel zurück. Im J. 1821 ward er Capitain, 1825 Mitglied der königl. schwedischen Kriegsakademie und 1826 Ritter vom Danebrogorden. Er starb zu Kopenhagen, wo er Vorlesungen gehalten für die Officiere der dortigen Garnison, den 29. Juli 1828.

Die dänische Armee verlor in ihm eine ihrer Zierden, die Geschichtskunde einen eifrigen und unermüdeten Forscher. Interessante Bemerkungen ließ er über einige in dem vierten und fünften Hefte der Provinzialberichte vom Jahre 1817 enthaltene Aufsätze, militairische Gegenstände betreffend, drucken [1]). Mit J. A. Fibiger vereinigte er sich zur Herausgabe eines Magazins for militaire Videnskabelighed [2]). Gleichzeitig übersetzte er aus dem Dänischen des Grafen von Daneskjold-Löwendal den Feldzug an der Niederelbe in den Jahren 1813 und 1814, mit Anmerkungen begleitet und einem Anhange, in welchem er die Geschichte des Rückzugs der Dänen von Lübeck bis Rendsburg schilderte [3]). In seinen Grundzügen zu Christian's IV. Kriegsgeschichte [4]) trat er als Vertheidiger der Feldherrntalente jenes Königs auf. Der erste Theil dieses Werks [5]) schildert den Calmarkrieg, der zweite [6]) Dänemarks Theilnahme am 30jährigen Kriege. In der Ausarbeitung des dritten Theils, der Torstensohn's Überfall enthalten sollte, ward er unterbrochen durch einen königlichen Befehl, der ihn nach Kopenhagen rief, wo er ein Handbuch der dänischen Kriegsgeschichte schreiben sollte. Die Materialien zu diesem Werke häuften sich so, daß er späterhin den Plan zu einem ausführlichen Werke über Dänemarks Kriegsgeschichte in sechs Quartbänden mit Kupfern und Karten entwarf. 20 Bogen waren bereits gedruckt, als ihn der Tod von dieser Arbeit abrief. Rühmlich zu erwähnen ist noch unter seinen Schriften die in Folge seiner zu Kopenhagen gehaltenen Vorlesungen herausgegebene allgemeine Übersicht über das Kriegswesen des Nordens, besonders Dänemarks im Mittelalter [7]). Mit diesem Werke schloß er seine literarische Laufbahn [8]). *(Heinrich Döring.)*

---

1) s. die Provinzialberichte 1818. 1. Hft. S. 43—50. 2) (Kopenhagen 1818). 3 Hefte; fortgesetzt unter dem Titel: Nyt Magazin f. m. V. 3) (Kiel 1818). 4) Grundtraek til Christian IV. Kriigshistorie. 5) (Rendsb. 1820). 6) (Ibid. 1822.) 7) Almindelig Udsigt over Nordens, isaer Danmarks Kriigsvaesen i Middelalderen indtil Krudtets Anvendelse i de Nordiske Krige. Med 5 Kobbertavler. (Kioebh. 1825). 8) Vergl. halle'sche Literaturzeitung 1829. Febr.; Intell.-Bl. N. 19. Lübker's und Schröder's Lexikon der schleswig-hol-

2) **Friedrich**, am 25. Febr. 1766 in Meiningen geboren, studirte die Medicin in Jena, wo er auch im J. 1787 durch Vertheidigung seiner Dissertation „de utero retroverso" den Doctorgrad erlangte. Er wirkte in seiner Vaterstadt als vielbeschäftigter praktischer Arzt und als Hofmedicus, und verfaßte dabei theils mehrfache Aufsätze in Journale, theils eigne medicinische Schriften. Die Typhusepidemie, welche im J. 1813 Teutschland verheerte, entriß auch ihn im kräftigsten Mannesalter am 19. Dec. der Kunst und Wissenschaft. Er hinterließ: Versuch eines Handbuchs der populären Arzneikunde (Jena 1790); Auswahl der wirksamsten, einfachen und zusammengesetzten Arzneimittel, oder praktische Materia medica (Erfurt 1797) 2 Bde.; Beitrag zur Berichtigung über das Brown'sche System (Jena 1799); Neues System der Kinderkrankheiten, nach Brown'schen Grundsätzen und Erfahrungen ausgearbeitet (Arnstadt und Rudolstadt 1803); Über den Keuchhusten (Rudolstadt 1805). Nach Jahn's Tode erschien noch unter seinem Namen: Klinik der chronischen Krankheiten (Erfurt 1815—1821). 4 Bände. Allein nur der erste Band dieses Werks ist wirklich aus Jahn's Nachlaß entnommen; die drei übrigen Bände sind von Dr. Heinrich August Erhard verfaßt.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

3) Johann, einer der wackersten und ausgezeichnetsten Theologen der katholischen Kirche aus der neuern Zeit und ebendeswegen in und außerhalb seiner Confession gleich hoch geachtet, dessen Rechtgläubigkeit bei anerkannter Gelehrsamkeit und tüchtiger Forschung doch nur von großer Befangenheit oder bösem Willen angefochten werden konnte. Geboren war er am 18. Juni 1750 zu Taswitz in Mähren und empfing seine Jugendbildung auf dem Gymnasium zu Znaym, studirte hierauf zu Ollmütz, hauptsächlich die philosophischen Wissenschaften, seit 1772 aber in dem Prämonstratenserstifte Bruck Theologie. Seine erste Anstellung fand er als Pfarrer zu Mislitz; von dort sah er sich in das Stift, dem er als Zögling angehört hatte, zurückgerufen, um die Fächer der morgenländischen Sprachen und der biblischen Hermeneutik als Lehrer zu übernehmen. Im J. 1782 empfing er von der Universität zu Ollmütz die theologische Doctorwürde, wurde auch, nach Aufhebung des Stifts Bruck, in dieser Stadt ordentlicher Professor der orientalischen Literatur und der Hermeneutik am dortigen Lyceum. Doch schon im J. 1789 eröffnete sich für ihn ein noch größerer Wirkungskreis; denn er erhielt zu Wien an der dortigen Universität eine ordentliche Lehrstelle der orientalischen Sprachen, der biblischen Archäologie und der Dogmatik. In diesem Amte erwarb er sich lange Jahre Verdienste, bis wiederholte Verdächtigung seiner Lehre ihn demselben entriß.

Eine seiner besten Schriften, seine Einleitung in's Alte Testament, welche im J. 1792 erschienen war, wurde die erste Veranlassung, ihn zu beunruhigen. Der Cardinal Migazzi hob nämlich zwei Sätze aus derselben als irrig oder als gefährlich aus: 1) die Worte der Vorrede: „Man wird es mir nicht verdenken, daß ich bisweilen von meinen gelehrten Vorgängern abgewichen und meinen eigenen Einsichten gefolgt bin;" und 2) die Behauptung, daß die Bücher Hiob, Jonas, Tobias und Judith Lehrgedichte seien. Bei dem Kaiser Franz II. reichte der Cardinal darüber eine eigene Klagschrift ein, erwähnte außerdem auch noch, Jahn erkläre in seinen Vorlesungen die im N. T. erwähnten Dämonischen nicht für vom Teufel Besessene, sondern betrachte sie blos als gefährliche Kranke. Es wurde nun zur Untersuchung der Sache eine Commission ernannt, die Entscheidung aber erfolgte gewiß nicht ohne Einfluß des Cardinals. Denn es wurde zwar von jener Commission anerkannt, daß es keine heterodoxe Ansicht sei, einzelne biblische Bücher unter die Lehrgedichte zu rechnen und daß es nach dem Sprachgebrauche der Juden zulässig sein möge, die Dämonischen blos in die Kategorie der Kranken zu verweisen; aber sie verlangte doch zugleich, daß die theologischen Lehrer dergleichen Vorstellungen nur als fremde Meinungen anführen sollten, und gab dabei zu verstehen, als hätte Jahn es an der erfoderlichen Vorsicht mangeln lassen. Das am 23. April 1792 in der Sache gegebene Urtheil fiel daher dahin aus, Jahn solle die vom Cardinal bestrittenen Sätze sowol im mündlichen Vortrage als in einer neuen Ausgabe der Einleitung so modificiren, daß daraus keine Misdeutung gegen die herrschende Lehre der Kirche entstehen könne, und sich bei der Anführung der Meinungen, welche von der Kirche abwichen, lediglich auf eine historische Angabe derselben beschränken. Zu gleicher Zeit wurde ihm eingeschärft, über neue Ansichten lieber ganz hinwegzugehen, als damit Anstoß zu geben, endlich auch bestimmt, daß künftighin kein Lehrbuch für theologische Studien zugelassen werden sollte, bevor nicht ein Gutachten der Ordinariate darüber eingeholt worden sei [9]).

Jahn ist jener Weisung zwar redlich nachgekommen, ohne jedoch ähnlichen Beunruhigungen, wie er durch Vorsicht vermeiden zu können sich schmeicheln mochte und allerdings auch hoffen durfte, für immer oder auch nur auf die Dauer zu entgehen. Mit seinem wachsenden Ansehen in der gelehrten Welt schien der Argwohn gegen ihn gleichen Schritt halten zu wollen, und die Vermuthung liegt nahe, daß seine Gegner sich der eigentlichen und wahren Beweggründe, von denen sie sich leiten ließen, nicht eben zu rühmen hatten. Genug! es gelang endlich wiederholten Anschuldigungen, den wackern Mann seiner nützlichen Wirksamkeit zu entreißen. Man wußte dies auf eine solche Weise einzufädeln, daß die Entfernung desselben vom Lehramte kein großes Aufsehen machen konnte; man beförderte ihn scheinbar, schnitt ihm aber das eigentliche Element seines Lebens ab, indem man ihn aus dem Verhältnisse schob, welchem er sein Leben gewidmet hatte. Jahn wurde nämlich im J. 1806 Kanonikus am Metropolitan-Capitel zu Wien, und legte, natürlich unfrei-

---

stein-lauenburgischen und eutinischen Schriftsteller. 1. Abtheilung. S. 273 u. fg.; den neuen Nekrolog der Teutschen VI. Jahrgang 2. Th. S. 598 u. fg.

9) Vergl. Henke, Archiv für die neueste Kirchengeschichte 2. Bandes 1. St. S. 51—59; und Ph. J. G. Huth, Versuch einer Kirchengeschichte des 18. Jahrh. 2. Bd. v. 375, 376.

willig, seine Professur nieder [10]). Er äußerte sich selbst in einem vertrauten Briefe unter dem 2. April 1811 darüber folgendermaßen [11]): „Der Streich, den man mir vor vier Jahren gespielt hat, daß ich meine Lehrkanzel resigniren mußte, hat meinen Muth sehr niedergeschlagen; denn als ich eben 19 volle Jahre für einen Gehalt gelehrt hatte, so war ich endlich mit meinem Antrage, künftig unentgeltlich täglich drei Stunden zu lehren, nicht nur zurückgewiesen, sondern auch noch, nicht ohne Beschimpfung, deutlich verständigt, daß man mich von nun an auch nicht einmal unentgeltlich als Professor dulden werde." Dies geschah einem schlichten, liebenswürdigen Manne, dessen Schriften streng genommen auch jetzt noch, mehr als 30 Jahre nach jenem Ereignisse, freilich in zum Theil etwas veränderter, keineswegs aber etwa zugleich auch immer verbesserter, Gestalt die Basis des Bibelstudiums in den österreichischen Staaten bilden, und dessen Vorträge ebenso anziehend als gründlich belehrend und geistig anregend gewesen waren. Aber grade diese Eigenschaften mochten das Ungewitter über seinem Haupte erregt haben. Mit Niederlegung seiner Lehrstelle meinte Jahn den Kränkungen, welche ihn bisher schmerzlich berührt hatten, endlich ein Ziel gesetzt zu sehen, aber umsonst; denn noch ehe seine Resignation seinem Hauptgegner zugekommen war, wirkte dieser ein zweites Decret aus, in welchem die beiden lateinischen Lehrbücher Jahn's: die **Introductio in libros sacros Veteris foederis in compendium redacta** (Viennae 1804), und **Archaeologia biblica in compendium redacta** (ibid. 1805), verdammt wurden, ohne daß ihr Verfasser verhört worden wäre. Dieser benahm sich bei dieser Gelegenheit äußerst vorsichtig und klug. „Ich war", sagt er [12]), „vorzüglich darauf bedacht, den Proceß in die Länge zu ziehen, um den erhitzten Köpfen Zeit zu lassen, sich abzukühlen, und richtete meine Antwort, dieser meiner Absicht gemäß, ein. Es half aber nichts; denn nach drei Vierteljahren kam ein zweites, noch stärkeres Decret, auf welches ich, weil es mir durch den Director der Theologie zugestellt wurde, blos mündlich zur Antwort gab: ich bin nicht mehr Professor, stehe also nicht unter dem Director und nehme folglich durch den Director kein Decret an; hat man mir etwas aufzutragen, so erwarte ich ein unmittelbares Decret der Regierung. Was hierauf erfolgt sei, habe ich mich nicht bekümmert; aber etwa nach einem Jahre sagte mir der Director mündlich, die Sache sei beigelegt, welches ich aber, weil ich meine Feinde besser kannte, als er, eben nicht fest glaubte. Es vergingen kaum anderthalb Jahre, so erhielt ich einen Brief von dem Director, in welchem er sagte, er habe die Sachen wegen meiner Bücher bisher nur darum ruhen lassen, weil die Zeitumstände (die Gegenwart der Franzosen in Wien) es nicht anders erlaubten; jetzt aber (die Franzosen waren 1809 abgezogen und der Brief mir im Januar 1810 zugestellt), sei er von der allerhöchsten Stelle erinnert worden, mich anzugehen, ob ich andere Bücher, welche kürzer wären, und die problematischen Lehrsätze assertorisch **juxta communem sententiam** abgehandelt enthielten, schreiben wolle. Ich habe in meiner Antwort diesem Fuchse den Spiegel vor die Augen gehalten, und ihm sein ganz treuloses Betragen bei der ganzen Sache in einer Parabel dargestellt, mit der Bitte, daß er, wenn nicht Alles reine Wahrheit wäre, mich eines Bessern belehren möchte, worauf ich keine Antwort erhielt. Ich bestand in diesem Briefe darauf, daß ich, der ich nicht unter ihm stehe, auf die vorgelegte Frage nie antworten werde, weil er meine Sache so übel vertreten habe. Als ich diesen Brief schrieb und abschickte, wußte ich nicht, woher diese Zudringlichkeit des Directors käme, aber gleich den folgenden Tag erfuhr ich, daß der Ordinarius ... dem Kaiser, da er noch wegen der Anwesenheit der Franzosen in Ungern war, theologische Theses, die hier in Wien waren vertheidigt worden, insgeheim zugeschickt hatte. Ob nun gleich die Klagen gegen diese Theses in sich selbst eitel und leer waren, indem ebendieselben wol schon hundertmal waren vertheidigt worden, ohne daß Jemand sich bewegt hätte; ob auch gleich diese Theses mich, der ich nicht mehr Professor bin, nichts angingen, diese Theses auch nicht in meinen Büchern standen, so wußte man die Sache doch so zu drehen, daß der Proceß wegen meiner Bücher wieder in Bewegung kam. Das war nun die Ursache jenes Briefs des Directors. Was ich aber erst vor fünf Monaten erfahren habe, so kam noch eine andere Ursache hinzu, der Streit nämlich über meine Bücher in Ungern, der nun schon über vier Jahre dauert, und kurz vor dem letzten Kriege durch Professor Alber in Pesth in alle Diöcesen verbreitet wurde, indem dieser ... auf dem Landtage zu Presburg allen Bischöfen einen Aufsatz mittheilen ließ, in welchem er Jahn und die Professoren der theologischen Facultät zu Pesth, die Jahn's Bücher in Schutz nahmen, als die ärgsten Ketzer darstellte. Dieser Aufsatz, der auf diese Art bei der Rückkehr der Bischöfe in alle Diöcesen kam, brachte ganz Ungern in Bewegung, und Jahn war nun mit den Professoren der theologischen Facultät zu Pesth Lutheraner, Calvinist, Socinianer, Jude und Naturalist. Diese Bewegungen erfuhr der Kaiser bei seinem Aufenthalte in Ungern während des Krieges, wozu noch jene ihm zugeschickten Thesen kamen. Hierauf soll der Kaiser bei seiner Zurückkunft den hiesigen ... hierüber vernommen haben (denn dieser weiß es immer so anzustellen, daß er gefragt wird). Unter andern soll ihn der Kaiser gefragt haben, ob nicht über die Bücher Jahn's vorgelesen werde (unter den Thesen war auch der Satz: das Buch Job enthält so viele Spuren, welche die Meinung derjenigen, die das Buch für eine poetisch bearbeitete Geschichte halten, wahrscheinlicher machen, welcher Satz nicht so affirmativ in meinem Buche steht). Der ..... hätte also auf die Frage, wenn er hätte aufrichtig sein wollen, antworten sollen: Es wird über Jahn's Bücher gelesen, aber dieser Satz steht nicht in seinen Büchern. Aber der Himmel weiß, was er geantwortet hat; kurz der Kaiser soll ihm aufgetragen haben, mit mir zu reden, ob ich nicht

10) Vergl. Neues Journ. für Prediger 32. Bd. S. 183. und Allgem. Lit.-Zeit. 1806. Intell.-Bl. Nr. 156. 11) Wortgetreue Auszüge aus des verewigten J. Jahn's Briefen an seinen Freund im Auslande vor den Nachträgen zu seinen theologischen Werken S. V. 12) a. a. O. S. VI fg.

andere Bücher schreiben wollte. Der ...... aber, der sich vielleicht nicht mit mir abgeben mochte, trug es wieder dem Director auf, und hierdurch bewogen, schrieb dieser mir den oben erwähnten Brief. — — Ich erhielt endlich im October 1810 von dem Director abermals einen Brief ebendesselben Inhalts; — — da es mich aber verdroß, kein Ende von dem Handel sehen zu können, so ging ich zu dem Kanzler der Hofstelle, auf welchen sich der Director in seinem Briefe berief; ich trug ihm die ganze Sache vor, und ließ hie und da ein Wort fallen von den Chicanen, auf welchen der ganze Proceß beruht; erhielt aber keine weitere Antwort, als: der Sache wäre nicht abzuhelfen — — und ich müßte nun einmal mich gradezu erklären — —. Nach einer reifen Überlegung fand ich es bei solchen Umständen nicht rathsam, den Antrag schlechtweg abzulehnen; ich nahm ihn also an, fügte aber so viele und große Bedingungen hinzu, daß ich hoffe, man werde endlich mich in Ruhe lassen. Nur die Bedingung, daß ich in den neuen Büchern die problematischen Sätze assertorisch juxta communem sententiam plebis abhandeln soll, habe ich gänzlich abgelehnt, indem ich meinen Lesern nicht etwas sagen kann, welches von meiner Seite nichts Geringeres als eine öffentliche und wohlüberdachte Lüge wäre — —. Ja ich habe gute Gründe zu glauben, daß man eben nicht wünscht, von mir andere Bücher zu erhalten, sondern vielmehr sucht, mir in der Censur Verdruß über Verdruß zu machen. Denn nachdem man mich auch unentgeltlich nicht mehr als Professor dulden wollte, obgleich eben damals drei Kanzeln des biblischen Studiums leer standen und keine Lehrer zu finden waren, wie ist es möglich, daß man von mir noch im Ernste Bücher wünschen könnte? Um das ganze Räthsel zu lösen, muß ich noch hinzusetzen, daß ich jene Lehrsätze auf Befehl eines Decrets, welches mir nach meinem Proceß mit dem Cardinal Migazzi 1793 zugestellt worden, problematisch abgehandelt hatte; da nun grade diese problematische Abhandlung verdammt worden, so ist es ja deutlich, daß sich hier nicht von der Sache, sondern von meiner Person handle. — — So viel kann ich aber doch mit Grund sagen, daß ich als Professor meine Pflicht nicht vernachlässiget habe und folglich nicht schuldig bin."

Mit dem Wunsche, von Jahn andere Bücher zu erhalten, mochte es aber doch wol Ernst sein, so wenig dieser selbst es glaubte. Denn man wußte recht gut, was man in diesem tüchtigen Gelehrten besaß, und wollte wahrscheinlich seine Kenntnisse benutzen, ohne dabei in Irrungen mit Rom und der Geistlichkeit zu kommen, welche einmal ein Vorurtheil gegen denselben hegte. Daher dauerten die Auffoderungen der Staatsregierung, schriftstellerisch thätig zu sein, ununterbrochen fort; was J. jedoch nur für Folge feindlicher Bestrebungen hält. So schreibt er unter dem 2. Dec. 1814 [5]): „Er necket mich insgeheim und wirket im Stillen — gegen mich, daß, seitdem ich das Unglück hatte, Kanonikus zu werden [6]), auch kaum ein Jahr leer ausgegangen ist, ohne vom Kaiser eine Erinnerung wegen meiner (d. h. von ihm zu schreibender) Bücher zu erhalten." Noch heutigen Tages sind übrigens mehre seiner Schriften, welche zum Theil neu herausgegeben und im Einzelnen von Ackermann und Oberleitner überarbeitet sind, in seinem Vaterlande die Grundlage des akademischen Unterrichts im Bibelstudium. Allerdings scheint J. besonders eine einflußreiche Person gegen sich gehabt zu haben, welche hinter seinem Rücken, den Samen des Argwohns gegen ihn ausstreute. „Bei alle dem", heißt es in dem angezogenen Briefe weiter, „will der .... gar nicht dafür angesehen sein, als ob er der Kläger gegen mich wäre. Gegen einen solchen Feind, der unsichtbar ist, ist nicht leicht zu fechten." Durch diese Unannehmlichkeiten wurde Jahn übrigens sehr entmuthigt, und nur schwer entschloß er sich, dem Drucke ferner etwas zu übergeben. Schon im J. 1811 eröffnet er seinem Freunde im Auslande [7]): „Man sieht gar Manchem etwas durch die Finger, aber ich habe das Unglück, daß man auf mich sehr aufmerksam ist. Ich habe daher meine Hermeneutica generalis, welche der Ordinarius mit einer beiläufigen Androhung des Schicksals Isenbiehl's reprobirt hat, unterdrückt; auch die Messianischen Weissagungen, wozu die Materialien in meinem Schranke liegen, lasse ich ruhen, und sie werden das Licht nicht erblicken. Die hebr. Grammatik habe ich nur auf die zudringlichen Erinnerungen meines Verlegers umgearbeitet und herausgegeben, in der sichern Hoffnung, daß meine Feinde ein solches Buch nicht lesen." Und im J. 1814 erklärt er [8]): „ich werde wol mit diesen Arbeiten ein Ende machen, indem seit einigen Monaten wieder alle theologischen Schriften vor dem Drucken dem Ordinarius vorgelegt werden müssen, und in die Zänkereien mit solchen Leuten mag ich mich in meinem Alter nicht mehr einlassen." Die Verblendung war so groß, daß man ihn als Irrgläubigen und Verführer verschrie und blinder Eifer seinen guten Ruf unaufhörlich auch in öffentlichen Verhandlungen antastete. Im J. 1814 z. B. war der lateinischen presburger Zeitung ein Brief an denselben beigelegt, in welchem er wirklich verketzert wurde; Jahn aber tröstete sich damit, daß sich die Vorsehung dieses Mittels bediene, manche zum Lesen seiner Bücher anzulocken, welche sie sonst nicht beachtet hätten, „um zu sehen, ob denn dieser Mann ein so arger Ketzer und Ungläubiger sei, und mancher dieser erweckten Leser wird eines Bessern belehrt [9])." Im October desselben Jahres erschien in Ungern eine Flugschrift, welche ihn als Jugendverführer darstellt, weil er behauptet hatte, daß einige die dämonischen Leute des N. T. für Kranke, Andere aber für Besessene halten. Vom J. 1815 erwähnt Jahn [10]): „literarische Neuigkeiten gibt es hier wenige; ich weiß fast nichts, als daß noch kaum ein Jahr verflossen ist, welches so viele Ausfälle auf mich hervorgebracht hätte. Vor wenig Wochen erschien eine Flugschrift in Pesth gegen mein Enchiridion hermeneuticae generalis."

Jahn war ein gelehrter Forscher im wahren Sinne

5) a. a. O. S. XI. 6) Nach H. Döring (die gelehrten Theologen Teutschl. im 18. u. 19. Jahrh. 2. Bd. S. 7) wird er zum Domherrn gemacht, wie auf d. Tit. d. 2. Aufl. d. bibl. Archäologie.

7) a. a. O. S. X. 8) a. a. O. S. XI. 9) a. a. O. S. XII. 10) a. a. O. S. XII.

des Wortes, und wollte überall mit eignen Augen sehen. In diesem Streben sah er sich allerdings durch die Kirche beschränkt, der er angehörte. Er verband daher damit die größeste Mäßigung und Vorsicht in seinen Urtheilen, Eigenschaften, welche ohnehin ganz in seiner Natur lagen. Schon frühzeitig regte sich in ihm der Trieb zur Selbständigkeit in der Erkenntniß. „Ich erinnere mich noch oft auf meine jungen Jahre," erzählt er [11]), „da ich Theologie hörte, aber meinem Professor nie glaubte, sondern seine Aussprüche immer nach meinen Einsichten prüfte, die von ihm angeführten Texte im Grundtexte und Zusammenhange nachlas, und nicht selten entdeckte, daß mein Professor den Text unrichtig ausgelegt hatte; dies machte auf mich eine weit größere Wirkung, als alle Autoritäten, auch der Kirchenväter, die mein Professor angeführt hatte. Vorzüglich lebhaft schwebt mir noch im Gedächtniß, mit welchem Vergnügen ich eine Dissertation vom Messias las, die von dem Vater unseres Aloys Sonnenfels, der als ein gelehrter Jude zum Christenthume übergetreten war, herausgekommen war. Und warum? weil er sich nicht auf Autoritäten, sondern auf exegetische Grundsätze berief. Die Dissertation war in sich wirklich nur mittelmäßig, aber ich schätzte sie damals über alles hoch, weil sie in dieser Art die einzige Schrift war, die ich kannte." Überhaupt spricht er als seine Überzeugung aus, daß mit den Autoritäten nicht viel ausgerichtet werde, so großen Werth auch die katholische Kirche darauf lege, und beruft sich auf die bekannte Thatsache, daß durch das Häufen von Autoritäten in den katholischen Commentatoren das Bibelstudium keinesweges geweckt und gefördert werde. „Frankreich kann," sagt er [12]), „hierinfalls ein Zeuge ohne Ausnahme sein; man hat dort immer die Erklärung der Bibel auf die Autorität der Kirchenväter gegründet, aber was war die Folge? Das Bibelstudium hat dort nie geblühet." Jahn's Wirksamkeit fällt nun in die denkwürdige Periode, wo in der protestantischen Kirche, vorzüglich durch J. S. Semler angeregt, eine wesentliche Umgestaltung für die Theologie unaufhaltsam hereinbrach. Es lag in der eignen Stellung desselben, daß diese Zeit der Gährung, wo in der Schwesterkirche ziemlich allgemein so vieles als veraltet und unhaltbar aufgegeben wurde, seine Aufmerksamkeit auf sich zog, und ihn zur Prüfung dringend auffoderte. Ganz nahe an das von ihm cultivirte Gebiet traten heran die kühnen Forschungen der biblischen Kritik und Exegese. Gewonnen wurde er für sie allerdings nicht, aber er berücksichtigte sie doch, so weit die Verhältnisse es ihm gestatteten, und setzte seine ganze Gelehrsamkeit und Kraft daran, so manches unerwartete und ebendeshalb anstößige Resultat der Kritik als falsch und nichtig darzustellen. So griff er mehr hemmend in das Rad der Zeit ein, während man nach den Verdächtigungen, die er in seiner Kirche erfuhr, vielmehr erwarten sollte, daß er etwa dazu beigetragen habe, den durch die neuere biblische Kritik schwankenden Boden noch mehr zu erschüttern. Seine Thätigkeit war mehr conservativ und in einer Zeit allgemeiner Auflösung und schnellen Fortschreitens ist eine solche in der That gar nützlich und förderlich. Die Freunde der Bewegung auf dem Felde der Theologie übersahen außerdem bei Würdigung der Jahn'schen Schriften hier und da den Standpunkt des Katholiken, und die beengenden Verhältnisse, in welchen sie entstanden; sie foderten offenbar zu viel, wenn sie ihre Ansichten in aller Ausführlichkeit und mit ihrer Begründung dargelegt und in ein günstiges Licht gestellt zu sehen erwarteten [13]). Vorzüglich war dies bei der Einleitung ins A. T. und der Abtheilung der Archäologie der Fall, welche die Geschichte des hebräischen Volkes abhandelt. Jahn begnügt sich nämlich, die biblischen Überlieferungen zusammenzustellen; mit mythischer Auffassung der Urgeschichte, wie sie z. B. Eichhorn, Gabler und G. L. Bauer empfehlen, konnte er sich nicht befreunden, und sie also auch nicht befolgen.

Als orientalischer Linguist hat sich Jahn durch Bekanntmachung zweckmäßiger Hilfsmittel für das Studium Semitischer Sprachen Beifall erworben. Er eröffnete seine schriftstellerische Thätigkeit mit einer „hebräischen Sprachlehre für Anfänger (Wien 1792. gr. 8.)," worin er die Vorgänger gut benutzt und Kürze mit Deutlichkeit zu vereinigen weiß. Auch verbreitet er sich in angemessener Weise über die Nothwendigkeit und Schwierigkeiten des hebr. Sprachstudiums [14]). Sein „Elementarbuch der hebräischen Sprache" enthält im ersten Theile (Wien 1799. gr. 8.) eine völlige Umarbeitung dieser Sprachlehre, und im zweiten Theile ein hebräisches Wörterbuch, welches keineswegs bloßer Auszug aus andern, sondern von selbständiger, wenn auch nicht überall befriedigender, Forschung zeugt [15]). Nachdem auch dieses Werk vergriffen war, entschloß sich Jahn zu einer lateinischen Darstellung der hebräischen Grammatik, welche für den österreichischen Staat brauchbarer war und sehr gewünscht wurde. Dies ist die im J. 1809 erschienene **Grammatica linguae hebraicae cum tab. aenea.** Sie wird allerdings als **editio tertia in latinum sermonem conversa** bezeichnet, ist aber keine bloße Übersetzung der frühern teutsch geschriebenen Grammatik, sondern überall ging abermalige genaue Prüfung voraus. So konnte es denn nicht überraschen, daß diese außerdem sehr vermehrte Grammatik recht günstig aufgenommen wurde [16]). Das Wörterbuch hat J. bei dieser lateinischen Bearbeitung weggelassen. Doch versprach er ein neues hebräisch-teutsches nach einer neuen, für die Anfänger ganz besonders berechneten Methode. Daß dieser Plan nicht zur Ausführung kam, daran war

11) a. a. O. S. XIII fg. 12) a. a. O. S. XIV.

13) Vergl. Neuestes theologisches Journal, herausg. von J. Ph. Gabler 5. Bd. S. 266 fg. und Jen. Allg. Lit.-Zeit. 1816. Nr. 40. Milder und umsichtiger wird Neuestes theol. Journal, herausg. von Gabler 8. Bd. S. 217 geurtheilt. 14) Vergl. J. G. Eichhorn's Allgem. Bibliothek der bibl. und morgenl. Literatur. 8. Bd. S. 655 fg. 15) s. auch J. G. Eichhorn's Allg. Biblioth. 10. Bd. S. 890. Wenn H. Döring (die gelehrten Theologen Teutschlands 2. Thl. S. 8.) zwei Auflagen des Elementarbuchs angibt (die eine vom J. 1799, die andere vom J. 1800), so ist dieser Irrthum wol dadurch veranlaßt, daß die Sprachlehre auf dem Titel in Bezug auf das im J. 1792 erschienene Werk, zweite Auflage heißt. 16) Vergl. Jen. Allg. Lit.-Zeit. 1811. Nr. 114. und Allg. Lit.-Zeit. 1813. Nr. 45, 46.

Kränklichkeit Schuld. „Häufige und langwierige Unpäßlichkeiten," schreibt er im J. 1811 [17]), „gestatten mir eben nicht viel Zeit zur Arbeit, und meine Augen werden auch schon sehr empfindlich, daß ich sie schonen muß. Besonders ist das Lesen der Handschriften, oder wenn ich hinter einander in verschiedene Bücher schauen muß, wo immer ein anderes Licht ist, sehr angreifend; aus dieser Ursache habe ich ein hebr.-teutsches Lexikon, welches ich vor zwei Jahren nach einer ganz neuen Manier angefangen hatte, liegen lassen müssen." In der Vorrede zu seinem **Enchiridion Hermeneuticae** (Wien 1812) hat er daher sein Versprechen förmlich zurückgenommen, weil das Werk wegen des Dranges der Zeiten nicht habe fortgesetzt werden können und der Plan indessen anderweit (nämlich durch W. Gesenius) zu seiner Zufriedenheit ausgeführt worden sei. In einem Anhange zu der Grammatik findet man beachtenswerthe Sammlungen von Beispielen über die Aussprache des Hebräischen bei Griechen und Römern und eine wackere **disputatio de necessitate studii linguarum biblicarum et dialectorum hebraicae cognatarum atque de difficultate vel facilitate et methodo hujus studii.** In der Anordnung des grammatischen Stoffes weicht Jahn von vielen Semitischen Sprachlehrern darin ab, daß er das Verbum nicht vor, sondern nach dem Nomen abhandelt. Welches Ansehen Jahn als Schriftsteller über dieses Fach bei seinen Glaubensgenossen besaß, erhellt daraus, daß andere für katholische Schulen und Universitäten bestimmte Lehrbücher der hebräischen Sprache auf nichts weiter Anspruch machen, als ein Auszug aus Jahn's Werke zu sein; so z. B. das von Feilmoser (Insbruck 1813).

Auch für die übrigen, dem alttestamentlichen Philologen unentbehrlichen, Zweige des Semitischen Sprachstammes sind Jahn's Elementarbücher recht nützlich geworden. Dahin gehört seine „Aramäische oder Chaldäische und Syrische Sprachlehre für Anfänger (Wien 1793), welche später Andr. Oberleitner lateinisch übersetzte und mit angemessenen Zusätzen bereicherte (das. 1820). Die Anordnung ist dieselbe, wie in der hebräischen Sprachlehre und in der interessanten Vorrede, welche auch Oberleitner in seine Bearbeitung des Buchs wieder aufnahm, bemüht sich Jahn, sie gegen etwanige Einwürfe zu rechtfertigen. Mit lobenswerther Sorgfalt geht er darauf aus, den Unterschied des Chaldäischen und Syrischen recht fühlbar zu machen [18]). Seine chaldäische Chrestomathie, größtentheils aus Handschriften herausgegeben (Wien 1800) ist sehr reichhaltig und enthält Abschnitte aus den verschiedenen Targums; die aus Onkelos' Targum nehmen mehr als die Hälfte des Buches ein und aus fünf Handschriften abgedruckt, und zwar ohne alle Änderung, auch wo die offenbarsten Fehler stattfinden. Ein zu dieser ziemlich correcten Chrestomathie [19]) gehöriges Wörterbuch, welches nachfolgen sollte, ist nicht erschienen. Die „arabische Sprachlehre, etwas vollständiger ausgearbeitet (Wien 1796)," ist so angelegt, daß der Anfänger darin in jedem zweifelhaften Falle Auskunft empfangen soll. Die sehr ausführliche Vorrede liefert einen kurzen Überblick von der Geschichte der arabischen Sprache. Auf das Vulgär-Arabische wird viel Rücksicht genommen, die verwandten Sprachen sind fleißig verglichen und das Studium der schwierigen Sprache wird überhaupt durch deutliche und übersichtliche Darstellung erleichtert [20]). Die Syntax jedoch hat Jahn hier ebenso wenig, als in seinen übrigen Sprachlehren besonders behandelt, sondern er erwähnt das Syntaktische gelegentlich in der Lehre von der Formation und Flexion der einzelnen Redetheile. Endlich seine „Arabische Chrestomathie" mit dem „**Lexicon Arabico-latinum chrestomatiae Arabicae accommodatum** (beides Wien 1802) war bis zum Erscheinen der arabischen Chrestomathie von Silv. de Sacy an Umfang die reichste und nach dem mannichfaltigen Inhalte die interessanteste [21]). Bei weitem der größeste Theil war schon anderweitig gedruckt gewesen; denn fast der sechste Theil ist Auszügen aus dem Koran (jedoch nach einer wiener Handschrift) gewidmet, naturhistorische Darstellungen, aus *Bochart's* **Hierozoicon** entnommen, ein vollständiger Auszug aus Abulfeda's Beschreibung von Ägypten und aus Abdollatif's Denkwürdigkeiten desselben Landes nehmen fast die Hälfte des Ganzen ein, und hieran schließen sich einige Gedichte der Hamasa. Von damals ungedruckten Texten gab Jahn jedoch die siebente und zehnte Makame des Hariri und endlich vier sehr instructive Unterredungen, welche der in Wien lebende und mit ihm befreundete Syrer Aryda nach dem ihm gegebenen Stoffe in der syrischen Mundart des Arabischen entworfen und geschrieben hatte. Für das Wörterbuch zog J. hauptsächlich deswegen die lateinische Darstellung vor, weil er nur so hoffen konnte, es von diesem gelehrten, aber des Teutschen nicht vollkommen kundigen Orientalen durchsehen und, wo es nöthig war, verbessern zu lassen. Die gewöhnliche Anordnung der arabischen Lexika ist darin verlassen und dafür die der hebräischen und aramäischen zu Grunde gelegt, weil Jahn dadurch dem Anfänger den Gebrauch desselben zu erleichtern meinte. *Oberleitner's* **Chrestomathia Arabica cum glossario (Vienn. 1823, 1824)** in zwei Theilen, ist als eine erweiterte Ausgabe der Jahn'schen zu betrachten.

Die Semitische Philologie war für Jahn nur Mittel, die heiligen Schriften recht gründlich kennen zu lernen und zu erklären. Er veranstaltete daher eine Handausgabe des alttestamentlichen Textes mit ausgewählten Varianten [22]); verließ darin die herkömmliche Ordnung der Bücher und erlaubte sich sogar, die einzelnen Abschnitte der Chronik ihren Parallelen in den andern historischen Bü-

17) Worttreue Auszüge aus Jahn's Briefen (a. a. O.) S. X. 18) Vergl. auch J. G. Eichhorn's Allg. Biblioth. für bibl. und morgenl. Lit. 8. Bd. S. 697 fg. 19) Vergl. die Beurtheilung derselben in der Revision der Literatur für die drei letzten Quinquennien des 18. Jahrh. (die J. 1783—1800) in Ergänz. zur Allg. Lit.-Zeit. 5. Jahrg. 2. Bd. Nr. 137.

20) Vergl. auch das Urtheil in J. G. Eichhorn's Allg. Biblioth. der bibl. und morgenl. Lit. 8. Bd. S. 719 fg. 21) Vergl. Allg. Lit.-Zeit. 1804. Nr. 114. 22) **Biblia hebraica digessit et graviores lectionum varietates adjecit (Vienn. 1806. 8 maj.) T. I—IV.**

chern gegenüberzustellen und sonach dieses ganze Buch zu zerstückeln. Da er den diakritischen Zeichen und Accenten nur gering n Werth beilegte, so gibt seine Ausgabe lediglich die gr ßern Accente und zwar ausschließlich da, wo sie die Interpunktion angehen[23]). Die bei seinen Glaubensgenossen verschrieene Hermeneutik in Aufnahme zu bringen, ließ er sich sehr angelegen sein, trat aber erst in seiner spätern Lebenszeit als Schriftsteller darin auf, nämlich mit einem **Enchiridion hermeneuticae generalis tabularum, veteris et novi foederis** (Vienn. 1812) und dem **Appendix hermeneut. s. exercitationes exegeticae** Fasc. 1. et 2 (ibid. 1813)[24]), worin größtentheils die in *Ernesti's* interpres vorgetragenen Grundsätze befolgt sind, jede Regel aber auf eine von Gewandtheit und langer Übung in der Exegese, besonders des A. T. zeugende Weise durch Beispiele erläutert wird. Die Ausführung der einzelnen Theile ward beifällig aufgenommen, obschon man nicht übersah, daß die aus festen Principien abzuleitenden Gesetze der Auslegung sich in dem Buche keineswegs zu einem organischen Ganzen gestalteten und es ihm überhaupt an einer streng wissenschaftlichen Behandlung gebreche[25]). Seine beiden Hauptwerke jedoch sind die biblische Einleitung und die biblische Archäologie. Er hat die eine wie die andere theils in teutscher Sprache ausführlicher entwickelt, theils kürzer in lateinischer. Die „Einleitung in die göttlichen Schriften des alten Bundes" erschien schon Wien 1793, aber bedeutend erweitert und vielfach umgestaltet in der zweiten Aufl. (das. 1802, 1803. 2 Thle.); die **Introductio in libros sacros veteris foederis in compendium redacta** (ibid. 1804 et ed. 2. emend. 1815). Die im J. 1825 zu Wien erschienene introductio in libros vet. foed. von Ackermann ist Jahn's Werk, nur in einigen Stücken modificirt[26]). Die paläologische Richtung, welche die höhere Kritik einer unsrer jetzigen theologischen Parteien mit einer gewissen Starrheit verfolgt, ist in gar vielen Stücken nicht über Jahn hinausgekommen und bedient sich vorzüglich seiner Argumentationen. So z. B. in der Voraussetzung, das A. T. sei nach den Aussprüchen des neuen auszulegen; in der gänzlichen Verwerfung der mythischen Erklärung, in der Behauptung, Moses sei Urheber des Pentateuchs in der vorliegenden Gestalt und Jesaias Verfasser aller in dem gleichnamigen Buche enthaltenen prophetischen Aussprüche rc. Josua und Richter dachte sich Jahn noch vor Eroberung Jerusalems durch David geschrieben, und zwar ersteres nicht von dem Heerführer Josua. Für den Verf. des Buchs Esther hält er den Mardochai. Die Propheten ordnet er chronologisch und setzt Amos, Hosea, Micha und Jesaias in die Periode von Usia bis Hiskia, Zephanja, Jeremias, Ezechiel und Daniel in die Zeit von Josia bis zum Exil und trennt Joel, Nahum, Habakuk, Obadja und Jonas als solche, deren Zeitalter in der Schrift nicht angegeben sei. Das Buch Hiob wird von ihm Moses zugeschrieben, das Hohelied aber als eine Sammlung erotischer Gedichte betrachtet, welche die zur monogamischen Ehe führende Liebe besingen, und Koheleth als Sentenzensammlung, deren Abfassungszeit in den Zeitraum von Manasse bis zur Zerstörung Jerusalems falle. Doch spricht er auch als Vermuthung aus, daß letztere Buch könne im Reiche Israel entstanden sein. Wenn die Meinungen über Jahn's Verdienste um die Isagogik so verschieden ausfielen, so hatte dies hauptsächlich in dem theologischen Standpunkte der Beurtheiler seinen Grund[27]). Daß er übrigens sich fortwährend mit wichtigen Gegenständen der Einleitungswissenschaft beschäftigte, lehren seine in Bengel's Archiv für d. Theol. 2. Bd. 3. St. S. 557 fg. und 3. Bd. 1. St. S. 168 fg. und 3. St. S. 553 fg. abgedruckten Beiträge zur Vertheidigung der Echtheit des Pentatuchs. Er beabsichtigte nämlich in vier Abhandlungen die große Streitfrage ihrer Entscheidung näher zu bringen; allein nur zwei davon sind a. a. O. mitgetheilt, nämlich 1) über die Sprache und Schreibart der Mosaischen Schriften, und 2) über das Fragmentarische derselben und die vorgeblichen Anachronismen. An der Darstellung der innern und äußern Gründe für die Echtheit, welche nachfolgen sollte, hinderte ihn wahrscheinlich sein am 16. August 1816, in seinem 66. Lebensjahre erfolgter Tod[28]). Wenn man Hengstenberg[29]) hört, so ging Jahn in dem Zugeständnisse von Interpolationen im Pentateuch zu weit und gab dadurch den Gegnern manche Blößen, jedoch läßt er ihn daneben als den ersten tüchtigern Bestreiter der Opposition gegen die Echtheit gelten. Noch mehr aber gereicht Jahn die Art der Bekämpfung zum Ruhme, besonders wenn man sie mit der neuesten, dem Anstande und aller christlichen Liebe Hohn sprechenden Manier vergleicht, womit die Freunde einer vorurtheilsfreien Kritik von Zeloten behandelt werden; Jahn streitet nicht mit hochmüthiger Verachtung fremder Meinungen, oder mit sittlich zweideutiger Sophistik für ein ihm liebgewordenes System, sondern erwägt voll Liebe zur Wahrheit ruhig und bescheiden die Gründe.

Wenn bei der Einleitung in's A. T. Jahn mit den vorzüglichsten Stimmführern auf dem Felde der Theologie in mannichfachem Gegensatze stand, so erfreute er sich bei seiner biblischen Alterthumskunde einer durchgängig sehr günstigen Aufnahme[30]). Denn war auch am Ende des

23) Cf. G. *Ch. Knappius*, de editionibus biblior. Halensibus in der Praefatio zu der Döderlein-Meißner'schen Ausgabe des A. T. S. 12 fg. 24) Meusel, gelehrt. Teutschl. 18. Bd. S. 254 gibt außerdem auch noch ein Specimen Hermeneuticae Veteris Testamenti (Vienn. 1813) an. 25) Vgl. Jen. Allg. Lit.-Zeit. 1816. Nr. 41. 26) Weshalb sie denn auch Meusel a. a. O. 23. Bd. S. 18. (vgl. 22. Bd. 4 Liefer. S. 11) gradezu als edit. 3. von Jahn's Compendium bezeichnet.

27) Die Jen. Allg. Lit.-Zeit. 1816. Nr. 40, 41 liefert zugleich eine günstige und eine ungünstige. Vgl. damit J. G. Eichhorn's Erklärung in seiner Allg. Biblioth. für bibl. und morgenl. Literat. 4. Bd. S. 1061. 28) Bengel's Archiv für d. Theol. 2. Bd. S. 256. 29) Die Authentie des Pentateuches. 1. Bd S. LXVI. der Prolegomena. 30) Vergl. Neu. theol. Journ. herausg. von Ammon, Hänlein und Paulus. 10. Bd. S. 1 fg.; Gabler's neuest theol. Journ. 5. Bd. S. 251 fg., 8. Bd. S. 201 fg.; J. G. Eichhorn's Allg. Biblioth. d. bibl. und morgenl. Lit. 8. Bd. S. 399 fg., 10. Bd. S. 917 fg. Allg. Lit.-Zeit. 1800. Nr. 326. 1804. Nr. 318.

vorigen Jahrhunderts an brauchbaren Compendien für hebräisch-jüdische Alterthümer kein Mangel, so fehlte es doch grade an einem höhere Ansprüche befriedigenden Werke damals allerdings. Ja noch jetzt besitzen wir selbst in der protestantischen Kirche, da E. F. K. Rosenmüller's treffliches Handbuch zur Zeit unvollendet blieb, kein so ausführliches, so umfassendes und dabei im Ganzen doch gründliches Werk über diese wichtige exegetische Hilfswissenschaft, als die größere der beiden Schriften ist, welche Jahn darüber bekannt machte, seine „biblische Archäologie" (Wien 1797—1805) 3 Theile in 5 Bdn. Im 1. Theile (in 2 Bdn.) enthält sie die häuslichen, im 2. Theile (ebenfalls in 2 Bdn.) die politischen und im 3. Theile die heiligen Alterthümer, und will auch durch Kupfer mehre wichtige Gegenstände veranschaulichen. Die 2. Auflage der beiden ersten Theile (Wien 1817—1825) ist nur im 1. Bde. des 1. Theiles verbessert, weil Jahn's Tod inzwischen erfolgt war. Mit Recht beschränkte sich Jahn nicht blos auf die Hebräer, sondern berücksichtigt auch die übrigen in der Bibel mehrfach erwähnten Völker, bewies überall dabei ausgebreitete und genaue Kenntniß der Materialien, Scharfsinn, unermüdlichen Fleiß und Prüfungsgabe, verstand es auch endlich, das Nöthige und Nützliche aus einem reichen Stoffe geschickt auszuwählen und zwischen lästiger Weitläufigkeit und unbefriedigender Kürze den richtigen Mittelweg zu treffen. Im Einzelnen ist allerdings manches einiger Berichtigung bedürftig, und die Darstellung wird durch sehr zahlreiche in dieselbe eingeschobene Citate, welche besser in Anmerkungen verwiesen wären, oft allzusehr unterbrochen; endlich würde es auch zweckmäßiger sein, wenn statt der bloßen Hinweisung auf die Quellen de Wette's Methode befolgt und also die wichtigsten Beweisstellen für den Inhalt des Buchs buchstäblich getreu mitgetheilt worden wären, um dem Leser ohne große Mühe die eigene Prüfung möglich zu machen. Zum Behufe von Vorlesungen über biblische Alterthumskunde schrieb Jahn in lat. Sprache ein eignes reichhaltiges Lehrbuch: **Archaeologia biblica in compendium redacta** (Vienn. 1805. ed. 2. 1814) mit Beibehaltung der Anordnung des großen Werkes [31]). Am Ende desselben befindet sich, wie an dem lateinischen Compendium über Einleitung in's A. T., eine in lauter Fragen gefaßte Übersicht des ganzen Buches, um examinirend den Inhalt zu wiederholen. Charakteristisch ist es, daß diese Archäologie, so viel mir bekannt ist, nicht von andern katholischen Schriftstellern in einen dürftigen Auszug gebracht wurde, wie es z. B. von Aloys Sandbichler mit Jahn's Einleitung und Hermeneutik geschah [32]).

Als gelehrter und gründlicher Exeget sich zu bewähren, fand Jahn allerdings in seinen bereits erwähnten Schriften hinlängliche Gelegenheit; jedoch hat er auch noch kurz vor seinem Tode sich in der eigentlichen Bibelerklärung versucht, indem er die messianischen Stellen des A. T. commentirte: **Vaticinia prophetarum de Jesu Messia, commentarius criticus in libros propheticos veteris Testamenti** (Vienn. 1815). Auch ist eine „Erklärung der Weissagungen Jesu von der Zerstörung der Stadt Jerusalem, des Tempels und des jüdischen Staates" in Bengel's Archiv für die Theol. 2. Bd. 1 St. S. 79 fg. und 2. St. S. 365 fg. bekannt gemacht. Endlich erschienen auch durch einen seiner Freunde im Auslande, dem er das Manuscript anvertraut hatte, nach seinem Tode noch „Nachträge zu seinen theologischen Werken" (Tübingen 1821), worin interessante Abhandlungen befindlich sind: 1) Was that Jesus während der 40 Tage von seiner Auferstehung bis zu seiner glorreichen Auffahrt? 2) Was hielten die Kirchenväter von der Accommodation? 3) Was lehrt die Bibel vom Teufel, von den gefallenen Engeln, von den Dämonen und bösen unreinen Geistern? 4) Ist das moralische Bedürfniß eines allmächtigen Richters der erste und einzige Grund für das Dasein eines Gottes? 5) Vertrautes Gespräch über die Vereinigung der drei verschiedenen Kirchen in Teutschland, und 6) läßt sich die unumgängliche Nothwendigkeit der Beichte zur Vergebung der Sünden aus den theologischen Principien beweisen? Unter solchen gelehrten Beschäftigungen, welche nur durch seine Functionen als Rath des fürsterzbischöflichen Consistoriums unterbrochen wurden, nahte ihm sein Ende [33]). (*A. G. Hoffmann.*)

4) **Johann Georg Arend**, geb. im J. 177 . zu Güstrow, der Sohn eines dortigen Kreischirurgen, verdankte seine wissenschaftliche Bildung der Domschule seiner Vaterstadt, wo besonders der Rector Fries ihn zu regem Fleiße spornte. Auf der Universität zu Rostock widmete er sich seit dem J. 1790, unter Vogel's und Josephi's Leitung, dem Studium der Medicin. Er beschloß seinen akademischen Cursus auf der Universität Jena, wo er sich durch Vertheidigung einer Inauguraldissertation den Grad eines Doctors der Medicin erwarb *). Er ließ sich hierauf als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt Güstrow nieder, wo ihm seine Kenntnisse das Zutrauen und die Achtung seiner Mitbürger erwarben. Nachdem er mehre Jahre Amtsarzt gewesen, erhielt er im J. 1810 das Kreisphysikat in den Ämtern und Städten Brüel, Krackow, Sternberg und Warin. Sehr erweitert ward sein Wirkungskreis, als ihm 1829 auch das Kreisphysikat in dem Amte Rossewitz übertragen wurde. In Mußestunden beschäftigte er sich theils mit der Musik, die ihm schon während seines Aufenthalts in Rostock Zutritt zu den gebildetsten und angesehensten Familien verschafft hatte, theils aber auch mit schriftstellerischen Arbeiten, besonders mit einzelnen Aufsätzen, die er in Hufeland's Journal für prakti-

31) Vergl. Jen. Allg. Lit.-Zeit. 1806. Nr. 78. 32) Kurze Darstellung einer Einleitung in d. Bücher des alten Bundes nach Jahn (Salzburg 1813. 2. Aufl. 1822.) und Darstellung der Regeln einer allgem. Auslegekunst von den Büchern des alten und neuen Bundes nach Jahn (das. 1814); vergl. über sie Allg. Lit.-Zeit. 1816. Ergänz.-Bl. Nr. 57.

33) Vergl. auch über ihn Felder's Gelehrtenlexik. der kathol. Geistlichkeit 1. Bd. S. 347 fg.; H. Döring, die gelehrt. Theol. Teutschl. 2. Bd. S. 7 fg.; Meusel's gelehrt. Teutschl. 5. Auflage 3. Bd. S. 511; 10. Bd. S. 13; 11. Bd. S. 394; 14. Bd. S. 225; 18. Bd. S. 254 fg.; und 23. Bd. S. 18.

*) Diss. inaug. sist. quaedam de operationibus atque viis medicamentorum stases systematis lymphatici submoventium (Jenae 1792. 4.).

sche Heilkunde einrücken ließ **). Er starb nach mehrjährigen Leiden an der Wassersucht den 31. März 1831, betrauert von Allen, die ihn gekannt, und mit dem Ruhme, seine Laufbahn als Mensch und Arzt gleich schön vollendet zu haben. In letzterer Beziehung war er fast 40 Jahre hindurch sehr beliebt. Mit regem Eifer hatte er sich der gemeinnützigen Ausübung seiner Wissenschaft gewidmet, und zu höherer Vollkommenheit in derselben zu gelangen, war sein unermüdetes Bestreben gewesen. Von jener liebenswürdigen Seite zeigte sich sein Charakter durch die rege Thätigkeit, die er als Mitglied des Armencollegiums in seiner Vaterstadt entwickelte ***). (*Heinrich Döring.*)

5) **Johann Quirin**, ein geschickter Historienmaler, wurde am 4. Juni 1739 in Prag geboren, wo er auch seine erste Bildung an der dortigen Universität erhielt. Da er aber eine große Vorliebe für die zeichnenden Künste zeigte, und zugleich Talent verrieth, gab ihn sein Vater zu guten Meistern in die Lehre. Er brachte einige Jahre in der vaterländischen Schule zu, und lernte die Malerkunst nebst der Mathematik bei Johann Ferdinand Schor, der ein Schüler Camillo Rusconi's war. Später unternahm er eine Reise nach Teutschland, Holland, die Niederlande und Frankreich, kehrte aber wieder nach Prag zurück, wo er sich jedoch nur kurze Zeit aufhielt, ging nach Wien, und besuchte mit so gutem Erfolge die Akademie der bildenden Künste, daß er von ihr als Mitglied aufgenommen wurde. Nach Prag zurückgekehrt, führte er in seiner Vaterstadt und auf dem Lande mehre Altarblätter und Portraits aus. Er war beinahe der einzige Maler seiner Zeit in Prag, der den Ruf eines gründlichen und gelehrten Historienmalers verdiente. Darum wählte ihn auch die Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag im Jahre 1796 zu ihrem Ausschußgliede. Er brachte eine gut gewählte Kunstbibliothek, eine Bilder-, Kupferstich- und Büstensammlung zusammen, die viele werthvolle Gegenstände enthielt und starb zu Prag am 20. Juli 1802. Man findet von ihm in der N. Bibliothek schöner Wissenschaften rc. 19. Bd. S. 320 Nachrichten von einigen böhmischen alten Malern und Künstlern, ebenso einige vaterländische Aufsätze über Malerei in Riegger's Materialien zur Statistik von Böhmen. Er hatte sich auch in der architektonischen Malerei mit sehr gutem Erfolge versucht. J. Balzer hat nach seinen Gemälden und Zeichnungen einige Bildnisse in Pelzel's Werke radirt. (*G. F. Schreiner.*)

Die erste Anleitung zur Malerei hatte ihm sein Vater gegeben; sie und Architektur wählte er zu seinem Berufe. Vermöge seiner vielen theoretischen Kenntnisse und durch Studium der Kunstwerke in Italien brachte er es zu nicht gewöhnlicher Vollendung, sodaß er bei seiner Rückkehr in's Vaterland manches Schöne hervorbringen konnte. Mehre Kirchen und Paläste schmückte er mit Öl- und Frescomalereien; welche letztere Kunst er besonders bei dem kunstreichen Palcko erlernt, dem er viel in seinen Arbeiten geholfen hatte. In seiner spätern Zeit bei herannahendem Alter gab er aus Verdruß über die durch Kaiser Joseph II. in großer Zahl aufgehobenen Klöster und Kirchen die Malerei ganz auf, und beschäftigte sich blos mit Literatur. Seine Aufsätze sind aller Beachtung werth, besonders auch die Abhandlung über das Reinigen und über den Gebrauch des Ölfirnisses in der Malerei als Anhang zu Philipp Hakert's Sendschreiben über den Gebrauch des Firnisses, welche Malern als durchaus brauchbar zu empfehlen ist. Einige seiner Werke in der Malerei sind von Kupferstechern an's Licht getreten, woraus jedoch der Geist dieses achtbaren Künstlers nicht ganz zu erkennen ist. (*Frenzel.*)

Jahnavi, Jahnevi s. Ganga (Ganges).

JAHNDORF, auch **JOHNSDORF** und **JONSDORF**, ein zu dem Gute der Stadt Brür, Kopitz, gehöriges Dorf im saatzer Kreise des Königreichs Böhmen, am Fuße eines der Vorberge des Erzgebirges in gewerbreicher Gegend, an dem von Brür nach Sayda in Sachsen führenden Landwege, an der Grenze des leitmeritzer Kreises, nächst dem Dorfe gelegen, zwei Stunden nordwestlich von der Stadt entfernt, nach Obergeorgenthal (Dekanat Hainspach, Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt, mit 86 Häusern und 367 teutschen Einwohnern, welche sich vom Ackerbaue und durch Handarbeiten ernähren und einer nicht unbedeutenden Papiermühle von Walter Schrak. (*G. F. Schreiner.*)

JAHNE, Flüßchen im Königreiche Sachsen, entspringt auf der Grenze des Muldegebiets, geht durch einen Theil des leipziger und des meißner Kreises, und fällt bei Riesa in die Elbe (linkes Ufer), nachdem es eine sehr fruchtbare Gegend, von Melanchthon die Schmalzgrube Sachsens genannt, durchlaufen hat. An seinem linken Ufer liegt das Dorf Jahne mit 360 Einw. und einem Rittergute, wo sonst eine sorbische Festung, Gana, gestanden haben soll. (*G. F. Winkler.*)

JAHNSDORF, Pfarrdorf und Lehngericht im Amte Chemnitz des königl. sächs. erzgebirgischen Kreises, hat gegen 1400 Einw., welche außer Ackerbau auch Weberei baumwollener Waaren treiben und Bleichereien unterhalten; über die vorbeifließende Würschnitz geht eine zugemachte Brücke. (*G. F. Winkler.*)

Jahnu, s. Ganga (Ganges).

Jaho, s. Jehova.

JAHODNIK, JAHODNIKY, ein der adeligen Familie Révay gehöriges, eine Stunde von Zsambokreth entferntes, südlich vom Markte Szent Martony nahe zwischen den Dörfern Njadek und Draskocz an der königl. Landstraße im Thale von Thurocz gelegenes Dorf im sklabinaer Bezirke der thuroczer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungerns, mit 42 Häusern, 397 slowakischen Einw., worunter 327 Reformirte, 50 Kathol. und 20 Juden sind, vielen Kalkbrennereien und zwei

---

) Seinen auf das Praktische gerichteten Sinn beurkundeten einige Aufsätze, in andern Zeitschriften mitgetheilt. So schrieb er unter andern in dem Schwerinschen freimüthigen Abendblatte (1821. Nr. 111) Bemerkungen über die beabsichtigte allgemeine Wegeverbesserung: und in dem Güstrow'schen gemeinnützigen Wochenblatte (1826. Nr. 69) untersuchte er die Frage, ob es gerathener sei, dem in Güstrow zu erbauenden Schauspielhause einen massiven oder hölzernen Ring zu geben. *) s. den Neuen Nekrolog der Teutschen 9. Jahrg. 1. Thl. S. 299 fg.

Schankhäusern. In einem jenseit des Thuroczflusses gelegenen angenehmen Lustwäldchen entspringt ein Säuerling, der mehr oder weniger aufgelöste Eisentheile, alkalische Erde, vieles Mineral, Alkali, kohlensaures Gas und kohlensaure Salze enthält. (*G. F. Schreiner.*)

JAHR. Unter diesem Worte versteht man gewöhnlich zunächst das Sonnenjahr, d. h. die Zeit, welche verstreicht, bis die Sonne in ihrem scheinbaren Laufe um die Erde wieder zu einem Punkte zurückkehrt, von welchem sie ausgegangen ist [1]). Insofern hier zunächst von der astronomischen Bestimmung des Jahres die Rede ist, muß man das siderische Jahr, Sternjahr, und das tropische Jahr unterscheiden. Das siderische Jahr ist nämlich die Zeit, welche die Sonne braucht, um ihre scheinbare Bahn zu beschreiben, d. h. die Zeit, innerhalb welcher sie wieder dieselbe Lage gegen einen Fixstern einnimmt. Das tropische Jahr dagegen ist der Zeitraum, innerhalb dessen die Sonne zu demselben Punkte der Ekliptik zurückkehrt oder der Wechsel der Tageslängen sich auf dieselbe Weise wiederholt, und hat seinen Namen von den Wendepunkten (Tropen), weil man es früher besonders bequem fand den Zeitraum zu bestimmen, innerhalb dessen die Sonne zu demselben Wendepunkte zurückkehrt, indem sich am Mittage des längsten Tages der kürzeste, am Mittage des kürzesten Tages der längste Schatten am Gnomon zeigt. Später hat man es jedoch vorgezogen den Eintritt der Sonne in das Frühlings- oder Herbstäquinoctium zu beobachten. Wegen des Zurückweichens der Nachtgleichen (s. den Art. Präcession) ist das tropische Jahr kürzer als das siderische. Da aber diese Bewegung der Nachtgleichen, wegen der Störungen, die die Bewegung der Erde durch die Anziehung der Planeten erleidet, nicht immer dieselbe ist, so sind auch die einzelnen tropischen Jahre nicht gleich groß. Man hat daher zur bequemern Berechnung ein mittleres tropisches Jahr eingeführt, welches man durch zwei weit aus einander liegende Beobachtungen findet und aus welchen man jedes einzelne wahre tropische Jahr durch die Addition oder Subtraction einer durch die Theorie gegebenen Größe bestimmt. So z. B. beobachtete Hipparch eine Frühlingsnachtgleiche, die 146 Jahre v. Chr. am 24. März des Jul. Kalenders eine Stunde vor Mittag zu Alexandrien eintraf. Im J. 1735 beobachtete Cassini zu Paris die Frühlingsnachtgleiche, und fand, daß sie den 21. März, d. h. nach dem unverbesserten Julianischen Kalender den 10. März, um 2^h 20′ 40″ Morgens eintraf. Aus dem Zeitunterschiede zwischen Paris und Alexandria ergibt sich, daß man zu Alexandria in demselben Augenblicke 4^h 11′ 56″ Morgens zählte. Nun waren zwischen diesen zwei Beobachtungen 1880 Jul. Jahre weniger 14 Tage 6 St. 48′ 4″ oder 686655 T. 17 St. 11′ 56″ verflossen; vertheilt man daher diese Zeit auf 1880 tropische Jahre, so findet man für die Länge des mittlern tropischen Jahres 365 Tage 5 St. 49′ 3½″. Es versteht sich, daß eine solche einzelne Vergleichung nicht hinreichend ist, ein völlig genaues Resultat zu geben. Es stimmen daher wirklich die Angaben verschiedener Astronomen in den Secunden nicht völlig überein. So ist die Dauer des mittlern tropischen Jahres

nach Lalande = 365 T. 5^h 48′ 48″
" von Zach = 365 " 5^h 48′ 50,″875
" Piazzi = 365 " 5^h 48′ 50,″27
" Delambre = 365 " 5^h 48′ 51,″3936

Nach Bessel ist die Dauer des tropischen Jahres zwischen dem Jahre 1800 + t und 1800 + t + 1 = 365 T. 5^h 48′ 47,″8091 — t · 0,″00595.

Die Theorie zeigt, daß das tropische Jahr jetzt um ungefähr 4″ [2]) kleiner ist als zu Hipparch's Zeiten und bis ungefähr 6000 n. Chr. abnehmen wird, wo die Abnahme ungefähr 38″ betragen wird; alsdann wird es allmälig wieder zunehmen. Im Folgenden wird das tropische Jahr zu 365 T. 5 St. 48′ 48″ angenommen. Das siderische Jahr beträgt nach Bessel a. a. O.

365 T. 6^h 9′ 10,″7496.

Die zwischen einem Mittage und dem nächstfolgenden verfließende Zeit als Periode des Wechsels von Tag und Nacht, von Schlaf und Wachen, mußte sich allen Völkern als einfachstes Zeitmaß darbieten, welches man den bürgerlichen Tag nennt. Bei steigender Cultur mußte sich aber auch bald die Nothwendigkeit einer größern Zeiteinheit fühlbar machen, sobald es darauf ankam, eine große Anzahl von Tagen in der Kürze zu bezeichnen. Hierbei war es also eigentlich der Willkür frei gestellt, aus einer wie großen Anzahl von Tagen man diese größere Einheit zusammensetzen wollte; man nennt sie, sobald sie aus mehren 100 Tagen besteht, ein bürgerliches Jahr. Bei den meisten Völkern hat sich aber die Dauer des bürgerlichen Jahres an den Lauf der Sonne oder des Mondes geknüpft und nur bei einigen später zu erwähnenden Jahren, die im Alterthume vorkommen, läßt sich keine Beziehung zwischen ihrer Dauer und astronomischen Erscheinungen nachweisen.

Das tropische Jahr, als die Zeitdauer, nach welcher sich die Jahreszeiten in derselben Ordnung wiederholen, macht im Großen einen ebenso bedeutenden Abschnitt im Leben des Menschen, als es der Tag im Kleinen thut. Würde daher dieses Jahr aus einer Anzahl von ganzen Tagen bestehen, so würde es ebendeswegen das bequemste bürgerliche Jahr sein. Weil es aber nicht blos ganze Tage, sondern auch noch einen Bruchtheil eines Tages enthält (der sich nicht einmal genau angeben läßt), so haben einige Völker das bürgerliche Jahr zu 365 Tagen angenommen; dieses Jahr nennt man ein bewegliches Sonnenjahr, weil nämlich der Anfang desselben allmälig auf alle verschiedenen Jahreszeiten trifft. Andere Völker dagegen haben die Einrichtung getroffen, daß sie diesen Bruchtheil sich in mehren Jahren anhäufen lassen, bis

1) Das teutsche Wort Jahr stammt von einem noch im Schwedischen gebräuchlichen Worte yra, welches „sich im Kreise bewegen" bedeutet, ab. Das lateinische annus hängt wahrscheinlich mit anulus zusammen. Das hebräische Wort שָׁנָה kommt von einem Stamme her, der „wiederholen" bedeutet. Weniger wahrscheinlich ist es, daß das griechische ἐνιαυτός, wie Platon im Kratylus meint, von ἐν ἑαυτῷ herrührt.

2) Schumacher's astron. Nachrichten Nr. 135.

er einen Tag oder eine Anzahl von Tagen beträgt, und alsdann diesen Tag, den Schalttag, oder diese Anzahl von Tagen, den Schaltmonat, zu dem bürgerlichen Jahre von 365 Tagen schlagen, wodurch der Anfang des bürgerlichen Jahres immer in dieselbe Jahreszeit fällt; ein solches Jahr nennt man ein cyklisches Sonnenjahr.

Da wo es darauf ankam, ein durch die Natur gegebenes Zeitmaß zu haben, welches kleiner als das Jahr sei, und dennoch eine Reihe von Tagen enthalten sollte, da bot sich der synodische Monat dar, d. h. die Zeit, innerhalb welcher die Lichtgestalten des Mondes in derselben Ordnung wiederkehren. Weil aber auch diese Periode nicht blos aus ganzen Tagen besteht, sondern vielmehr 29 T. 12^h 44′ 3″ beträgt, so hat man den bürgerlichen Monat aus einer Anzahl von Tagen gebildet, die sich nicht viel von 29 entfernt. Die Bemerkung, daß 12 synodische Monate 354 T. 8 St. 48′ 36″ betragen, welchen Zeitraum man das astronomische Mondjahr nennt, und daß nach Verlauf dieser Zeit die Jahreszeiten wenigstens im Groben sich auf dieselbe Weise wiederholen, hat zu einem bürgerlichen Mondjahre von 354 oder 355 Tagen Veranlassung gegeben. Ein solches Jahr ist daher um zehn bis eilf Tage kleiner als ein Sonnenjahr. Insofern man nun dasselbe vom Sonnenlaufe ganz unabhängig sein läßt, nennt man es ein freies Mondjahr, berücksichtigt man aber zu gleicher Zeit das Sonnenjahr und sucht man durch Einschaltungen das Mondjahr mit dem Sonnenjahre in Einklang zu bringen, so nennt man es ein gebundenes Mondjahr.

Sowie das siderische Jahr eigentlich die Zeit ist, innerhalb welcher die Erde ihre Bahn um die Sonne beschreibt, so versteht man auch im weitern Sinne, in Beziehung auf die übrigen Planeten, unter diesem Worte die Zeit, welche sie brauchen, um einen Umlauf um die Sonne zu vollenden. Hiernach ist das

Mercurjahr =	87 T.	23^h	15′	44″
Venusjahr =	224 „	16^h	49′	8″
Marsjahr =	686 „	23^h	30′	41″
Jupiterjahr =	4332 „	14^h	2′	9″
Saturnjahr =	10759 „	5^h	16′	32″
Uranusjahr =	30686 „	19^h	41′	59″

Indem ich nun zur Betrachtung der Einrichtung des bürgerlichen Jahres bei den einzelnen Völkern übergehe, will ich zuerst von unserm eignen Kalender sprechen [8]).

Unser bürgerliches Jahr ist ein cyklisches Sonnenjahr, dessen Beschaffenheit auf der Einrichtung beruht, die zuerst Julius Cäsar dem römischen Kalender gab. Er nahm nämlich an, daß das tropische Jahr 365 Tage 6 St. hielte. Hiernach gab er dem gewöhnlichen Jahre 365 Tage, welche er auf folgende Weise in 12 Monate eintheilte. Es hat nämlich

Januarius	31 Tage	Martius	31 Tage
Februarius	28 „	Aprilis	30 „
Maius	31 Tage	September	30 Tage
Junius	30 „	October	31 „
Julius	31 „	November	30 „
Augustus	31 „	December	31 „

Weil aber vier tropische Jahre, nach seiner Annahme um einen Tag größer sind, als vier bürgerliche, so legte er jedem vierten Jahre noch einen Tag, den Schalttag, zu, und ließ es, das Schaltjahr, aus 366 Tagen bestehen. Hierdurch glaubte er das bürgerliche Jahr mit dem Sonnenlaufe völlig ausgeglichen zu haben. Da aber das tropische Jahr 365 Tage 5 St. 48′ 48″ hält, so nahm Cäsar dasselbe um 11′ 12″ zu groß; dieser Unterschied häuft sich in 100 Jahren zu 18 St. 40′ oder in 900 Jahren zu sieben Tagen auf. Es mußte sich daher im Mittelalter zeigen, daß die Frühlingsnachtgleiche, welche zur Zeit des ersten Conciliums zu Nikäa, im J. 325, auf den 21. März fiel, bedeutend früher eintraf. Weil aber ebendieses Concilium die Feier des Osterfestes an die Zeit der Äquinoctien gebunden und diese auf den 21. März fixirt hatte, so mußte man auf eine Abänderung bedacht sein. Eine solche kam jedoch erst unter Papst Gregor XIII. zu Stande, wobei er besonders durch den Rath eines Astronomen Lilius, dessen genauere Lebensumstände nicht bekannt sind, unterstützt wurde. Nachdem er den Consens aller katholischen Fürsten eingeholt hatte, verordnete er, daß im Jahre 1582 zehn Tage ausfallen sollten, indem er auf den 4. Oct. dieses Jahres nicht den 5., sondern sogleich den 15. Oct. folgen ließ. Hierdurch bewirkte er, daß die zehn Tage, um welche sich die Äquinoctien seit dem nikänischen Concilium verrückt hatten, wieder eingeholt wurden und dieselben, im folgenden Jahre, wieder auf den 21. März fielen. Um aber einer künftigen ähnlichen Verrückung vorzubeugen, führte er eine neue Schaltmethode ein. Es trifft sich nämlich, daß bei der Anwendung des Julianischen Kalenders auf unsere Ära, welche von Christi Geburt gezählt wird, diejenigen Jahre Schaltjahre sind, welche sich durch die Zahl 4 dividiren lassen, sodaß namentlich alle Säcularjahre Schaltjahre sind. Gregor bestimmte nun das wahre tropische Sonnenjahr zu 365 Tagen 5 St. 49′ 12″, sodaß also dieses Jahr um 10′ 48″ kleiner ist als das Julianische. Dieser Unterschied beträgt in 400 Jahren genau drei Tage. Daher befahl Papst Gregor, daß in vier Jahrhunderten drei Schalttage weggelassen werden sollten und zwar so, daß immer nur das vierte Säcularjahr ein Schaltjahr sein sollte. Demnach wurden das Jahr 1600, 2000, 2400 xc. Schaltjahre, dagegen 1700, 1800, 1900, 2100, 2200, 2300 u. s. w. keine Schaltjahre, und man findet auf folgende Weise, ob irgend ein Jahr bei dieser Einrichtung ein Schaltjahr ist oder nicht. Ist nämlich die (von Christi Geburt an gezählte) Jahreszahl nicht durch 4 theilbar, so hat das Jahr nur 365 Tage, ist die Zahl durch 4 und nicht durch 100 theilbar, so hat es 366 Tage, ist sie durch 100 und nicht durch 400 theilbar, so hat es 365 Tage, und ist sie durch 400 theilbar, so hat es wieder 366. Diese Einrichtung, welche unter dem Namen des Gregorianischen Kalenders bekannt ist, wurde in einer vom 24. Febr. 1581 datirten Bulle bekannt gemacht und

8) Ich werde mich in Folgendem, wo nicht das Gegentheil bemerkt wird, an die vortrefflichen Untersuchungen Ideler's anschließen und verweise wegen der Beweisstellen auf dessen Lehrbuch der Chronologie.

durch die Schrift „canones in calendarium Gregorianum perpetuum,“ sowie auch durch die Schrift „Romani Calendarii a Gregor. XIII. p. m. restituti explicatio“ von Clavius erläutert. Der Gregorianische Kalender wurde in dem größten Theile Italiens, in Spanien und Portugal sogleich an dem vom Papste festgesetzten Tage eingeführt, in Frankreich dagegen zwei Monate später, indem man vom 9. Dec. zum 20. überging. Der katholische Theil der Schweiz und die katholischen Niederlande folgten 1583, Polen 1586 und Ungern 1587. Der katholische Theil Teutschlands nahm diesen verbesserten Kalender schon 1583 an. Die teutschen Protestanten dagegen sträubten sich sehr lange gegen dessen Einführung. Der wesentlichste Grund dieser Weigerung lag darin, daß Gregor die protestantischen Fürsten nicht befragt und diese, kaum von der päpstlichen Oberherrschaft befreit, fürchteten, durch die Annahme seiner Verordnung den Schein einer Abhängigkeit von der römischen Curie auf sich zu laden. Doch suchte man diese Weigerung auch durch astronomische, zum Theil nicht ganz ungegründete, Einwürfe gegen die neue Einrichtung zu unterstützen. Namentlich schrieb der berühmte Mästlin, auf Befehl des akademischen Senats zu Tübingen, eine leidenschaftliche Kritik des Gregorianischen Kalenders unter dem Titel: „examen Gregorii Kalendarii.“ Der heller denkende Keppler bemerkte ihm jedoch, in Beziehung auf diese Schrift: „Was treibt das halbe Teutschland? Wie lange will es noch von der andern Hälfte des Reichs und von dem ganzen europäischen Festlande getrennt bleiben? Schon seit 150 Jahren fodert die Astronomie die Verbesserung der Zeitrechnung. Worauf wollen wir warten? Bis etwa ein deus ex machina die evangelischen Magistrate erleuchtet? Es sind zwar mancherlei Verbesserungen vorgeschlagen worden, es ist jedoch diejenige, welche der Papst eingeführt hat, die beste. Wenn man aber auch eine bessere erfindet, so kann sie nicht in Gang gebracht werden, ohne Unordnungen einzuführen, nachdem diese einmal in Übung ist ..... Gleichförmigkeit in der Zeitrechnung gehört zur Zierde des politischen Zustandes ..... Es ist eine Schande für Teutschland, wenn es allein derjenigen Verbesserung, welche die Wissenschaften verlangen, entbehrt[4]). Unter andern Mängeln, die man an dem Gregorianischen Kalender ausstellte, wurde besonders dieser hervorgehoben, daß die wahre Frühlingsnachtgleiche, von der doch die Bestimmung des Osterfestes abhängig gemacht war, nicht immer, wie es Papst Gregor annimmt, auf den 21. März fällt. Daher faßten die protestantischen Stände den 27. Sept. 1699 zu Regensburg den Beschluß, dem Dänemark, Holland und die Schweiz beitraten, im Jahre 1700 eilf Tage, um welche der Julianische Kalender damals vom tropischen Jahre abwich, auszuwerfen, und da dieses Jahr ein Schaltjahr gewesen sein würde, so ging man vom 18. Febr. sogleich zum 1. März über. Zugleich aber sollte in Zukunft die Zeit der Frühlingsnachtgleiche durch astronomische Rechnung bestimmt werden. Diese neue Einrichtung wurde unter dem Namen des verbesserten Kalenders in den protestantischen Ländern eingeführt. Die Abweichung desselben von dem Gregorianischen mußte zur nothwendigen Folge haben, daß die Protestanten nicht immer das Osterfest zu gleicher Zeit mit den Katholiken feierten (s. den Art. Calender). So z. B. feierten die Katholiken im Jahre 1724 dasselbe den 16. April, die Protestanten dagegen am 9., und im Jahre 1744 die erstern den 5. April, die letztern den 29. März. Da hieraus wieder mancherlei Irrungen in öffentlichen und Privatgeschäften entstehen mußten, so kam man im J. 1776 darüber überein, den Gregorianischen Kalender in ganz Teutschland einzuführen, und so wurde dieser mit dem Jahre 1777 unter dem Namen des allgemeinen Reichskalenders angenommen. In England wurde der alte Kalender erst im Jahre 1752 abgeschafft, und man ging vom 2. Sept. dieses J. sogleich zum 14. über. Schottland folgte 1753, und in demselben Jahre auch Schweden, wo man auf den 17. Febr. den 1. März folgen ließ. So ist jetzt der Gregorianische Kalender in dem ganzen christlichen Europa eingeführt; nur Rußland und die übrigen Anhänger der griechischen Kirche haben bis jetzt den Julianischen Kalender unverändert beibehalten, und der Unterschied zwischen den russischen Daten, die man den alten Styl nennt und denen des übrigen Europa oder dem neuen Style beträgt jetzt, seit dem Jahre 1800, zwölf Tage, sodaß z. B. jeder erste Tag im russischen Kalender mit dem 13. im Gregorianischen zusammenstimmt.

Das Gregorianische Jahr ist um 24″ größer als das tropische. Dieser Unterschied beläuft sich erst in 3600 Jahren auf einen Tag. Dieser kleine Unterschied kann in keiner bürgerlichen Angelegenheit einen wesentlichen Irrthum verursachen. Er könnte aber auch ganz gehoben werden, wenn man die Gregorianische Regel noch um etwas ausdehnen und die Bestimmung treffen wollte, daß die durch die Zahl 4000 theilbaren Jahre, welche eigentlich Schaltjahre sein sollten, nur zu 365 Tagen gerechnet würden.

Gehen wir nun von unserm Jahre auf das der Römer, aus welchem es sich gebildet hat, über, so finden wir hier, wenn wir die Nachrichten über die älteste Form des römischen Jahres vergleichen, eine Menge von Widersprüchen in den alten Schriftstellern und eine große Verschiedenheit in den Ansichten der neuern Chronologen. Darüber ist man einig, daß einmal zu Rom ein Jahr von zehn Monaten bestanden habe[5]), nicht aber über die in denselben enthaltene Anzahl von Tagen. Censorinus, der hier die Hauptquelle ist, gibt ausdrücklich an, daß dieses Jahr 304 Tage enthielt, wie das albanische, und daß diese auf folgende Weise unter den zehn Monaten vertheilt waren[6]). Es hatte nämlich

Martius	31	Tage	Junius	30	Tage
Aprilis	30	„	Quinctilis	31	„
Maius	31	„	Sextilis	30	„

4) Johann Keppler's Leben und Wirken rc. von Frhrn. v. Breitschwert S. 28.

5) Dies geht auch schon aus dem Namen des letzten Monats December hervor. 6) De die nat. Cap. 20.

September	30 Tage	November	30 Tage
October	31 =	December	30 =

Da aber die Zahl 304 sich weder an den Mond= noch an den Sonnenlauf anschließt, so glaubt Ideler überhaupt das Vorhandensein eines solchen Jahres in Zweifel stellen zu müssen, und vermuthet, daß diese Nachricht bei Censorinus blos daraus entsprungen sei, daß im spätern römischen Kalender die Monate 30 oder 31 Tage lang waren und man daher auch den Monaten des ältern Jahres eine solche Dauer beilegte. Nach seiner Meinung sollen aber diese ältern Monate ungleich lang und entweder nach bestimmten Erscheinungen am Himmel, wie es z. B. die Aufgänge und Untergänge gewisser Sterne sind, oder nach den Beschäftigungen, die jede Jahreszeit erfodert, geordnet gewesen sein, sodaß sich dieses zehnmonatliche Jahr so genau, als es die Bedürfnisse eines ungebildeten Volkes erfoderten, an den Sonnenlauf anschloß [7]). Indessen sind die Gründe, welche Niebuhr für das Vorhandensein des 304tägigen Jahres aufstellt, in Verbindung mit der bestimmten Nachricht der Alten, zu entscheidend, als daß wir dasselbe bezweifeln sollten. Wir heben hier nur Folgendes hervor [8]). Bei den Etruskern war jeder neunte Tag (nundinae) der Geschäftstag, an welchem die Könige Gehör ertheilten und Recht sprachen. Bei den Römern erhielt sich dies insofern, daß jeder neunte Tag Markttag war. Das zehnmonatliche Jahr von 304 Tagen hat nun grade 38 Wochen, also auch 38 Nundinen und grade so viel dies fasti finden sich noch im Julianischen Kalender. So haben sich also diese etruskischen Geschäftstage auch in den Geschäften des römischen Forums erhalten, nur daß man, weil sie unzureichend waren, noch eine Menge anderer Tage, unter anderm Namen, für die Geschäfte ansetzte. Auch geht aus Livius' Nachrichten hervor, daß ein solches Jahr bei Verträgen und Bündnissen gebraucht wurde. So sagt er ausdrücklich, daß im J. 347 u. c. ein 20jähriger Waffenstillstand, der im J. 329 abgeschlossen war, abgelaufen gewesen sei, während doch vom Jahre 329 bis 347 erst 18 Jahre verflossen waren; was sich aber sogleich daraus erklärt, daß sechs Jahre von 304 Tagen nur fünf Sonnenjahre, oder 20 der erstern nur $16\frac{2}{3}$ der letztern sind. Ebenso finden wir den im Jahre 323 u. c. auf acht Jahre beschworenen Frieden mit den Volskern im J. 330 geendigt. Von der andern Seite ist es aber auch nicht denkbar, daß einmal dieses heilige zehnmonatliche Jahr allein im Gebrauche gewesen wäre, da es durchaus in keiner Beziehung zu den Jahreszeiten steht. Niebuhr glaubt, daß es mit einer Einschaltungsmethode verbunden gewesen wäre, durch welche es sich dem tropischen Sonnenjahre noch genauer als das Julianische anschloß. Wir finden nämlich bei den Römern ein Lustrum von fünf bürgerlichen Jahren und ein Säculum von 22 Lustren. Nehmen wir nun an, daß fünf bürgerliche Jahre sechs Jahre von 304 Tagen ausmachen, sodaß also das Säculum 132 Jahre zu 304 Tagen enthielt und denken wir uns, daß in der Periode von 22 Lustren, zweimal am Ende des eilften und 22. Lustrum, drei achttägige Wochen oder 24 Tage eingeschaltet wurden, so enthielt das Säculum 110 Jahre zu $304 \times 132 + 48$ Tage oder 40,176 Tage, woraus sich die Länge des Jahres zu 365 T. 5 St. 40′ 22″ ergibt, welche also von der des tropischen Jahres nur um 8′ 26″ verschieden ist. Es ist auffallend, daß wir bei den alten Mexikanern eine ganz ähnliche Einrichtung finden. Diese hatten nämlich ein heiliges Jahr von 260 Tagen, nach dem die Priester rechneten, und ein gewöhnliches Sonnenjahr von 365 Tagen; das Ritualjahr war also $\frac{4}{7}$ des Sonnenjahrs, oder 104 Sonnenjahre machten 146 Ritualjahre aus. Während dieser Periode von 104 Jahren, die dem römischen Säculum entspricht, schalteten sie 25 Tage ein, sodaß also ihr Säculum 37,985 Tage hatte, was auf 104 Jahre vertheilt, die Länge des Jahres zu 365 T. 5 St. 51′ 55″ gibt, die sich also von der des tropischen nur um 3′ 7″ unterscheidet.

So scharfsinnig diese Ansicht Niebuhr's ist, so hat sie doch manchen Widerspruch, namentlich auch von Ideler, erfahren; der einzige Einwurf von Erheblichkeit, den man gegen dieselbe machen kann, scheint mir jedoch nur der zu sein, daß man von der Einschaltung der drei Wochen nirgendwo eine Spur findet. Daß indessen die verschiedenen italischen Völker und namentlich die Römer ihr Jahr durch irgend eine Einschaltungsmethode mit dem Sonnenjahre in Einklang zu bringen suchten, wird durch das entschiedene Zeugniß des Censorinus erwiesen [9]).

Vielleicht kommt man am einfachsten durch, wenn man annimmt, daß die Römer neben dem Ritualjahre von 304 Tagen noch ein bürgerliches zwölfmonatliches Sonnenjahr von 365 Tagen, wie es bei den Ägyptern in Gebrauch war, hatten, dessen erste zehn Monate dieselben Namen, wie die des Ritualjahrs hatten und zu welchen noch zwei Monate, Janus und Februus, von 61 Tagen hinzukamen Hierdurch würden sich die Nachrichten des **Licinius Macer** und **Fenestella**, daß man zu Rom, von Anfang an, ein Sonnenjahr von zwölf Monaten hatte, mit der Behauptung des **Junius Gracchanus, Fulvius, Varro** und Anderer, nach welchen ein zehnmonatliches Jahr in Gebrauch war, vereinigen lassen. Dies stimmt auch sehr gut mit der Ansicht des Servius [10]) über das römische Jahr zusammen.

Gehen wir nun zu einer spätern Periode über, so finden wir bei den Römern ein, angeblich von Numa eingeführtes, Jahr von 355 Tagen, die in zwölf Monate vertheilt waren. Die Einrichtung dieses Jahres war folgende. Es hatte:

Martius	31 Tage	Quinctilis	31 Tage
Aprilis	29 -	Sextilis	29 -
Maius	31 -	September	29 -
Junius	29 -	October	31 -

7) Lehrbuch der Chron. II, 29. 8) Niebuhr's röm. Gesch. 1. Thl. 3. Ausg. S. 303.

9) De die nat. Cap. 20: nam ut alium Ferentini, alium Lavinii, itemque Albani vel Romani habuerunt annum ... omnibus tamen fuit propositum, suos civiles annos, variis intercalandis mensibus, ad verum illum naturalem corrigere. 10) Ad *Virg.* Georg. 1, 43.

November	29 Tage	**Januarius**	29 Tage
December	29 -	**Februarius**	28 -

Dieses Jahr beruht offenbar auf dem Mondenlaufe und Ideler vermuthet mit großer Wahrscheinlichkeit, daß es Anfangs ein wirkliches Mondenjahr war, bei welchem die Monatsanfänge mit den Neumonden zusammentrafen und welches von Zeit zu Zeit, durch Einschaltung eines ganzen Monats, mit dem Sonnenjahre ausgeglichen wurde. In der Zeit aber, aus welchem wir seinen Gebrauch kennen, hatte es diesen Charakter ganz und gar verloren und war ein cyklisches Sonnenjahr geworden. Es wurde nämlich zur Ausgleichung mit dem Sonnenjahre in jedem zweiten Jahre abwechselnd ein Monat von 22 oder 23 Tagen eingeschaltet [11]). Hierbei wurde aber ein grober Fehler begangen. Diese Einschaltungsmethode ist nämlich offenbar einem Volke entlehnt, das nach Jahren von 354 Tagen rechnete und die Länge des Sonnenjahrs zu 365¼ Tagen annahm. Denn da vier solche Sonnenjahre 1461 Tage betragen, dagegen $4 \cdot 354 = 1416$ ist, so mußten noch 45 Tage in vier Jahren zugelegt werden. Da aber vier Numaische Jahre sammt den 45 Schalttagen 1465 Tage enthalten, also im Durchschnitt jedes Jahr 366¼, d. h. einen Tag zu viel, so mußte der Anfang dieses Jahres sehr schnell alle Jahreszeiten durchwandern. Um dieser Unordnung zu steuern, traf man später die Einrichtung, daß man in 24 Jahren nicht, wie früher dreimal 90 Tage, sondern nur zweimal 90 Tage und dann noch 66 Tage einschaltete, wodurch die 24 Tage, die man nach der frühern Einrichtung zu viel genommen haben würde, wieder ersetzt wurden. Das Genauere dieser Verbesserung ist jedoch nicht bekannt. Später muß diese geordnete Schaltmethode wieder ganz außer Gang gekommen sein, und es blieb den Pontifices überlassen nach Gutdünken den [12]) Schaltmonat einzusetzen. Weil aber diese die Einschaltungen zu politischen Spec lationen gebrauchten, indem sie einem Consul oder Generalpächter zu gefallen, das Jahr bald verlängerten, bald verkürzten, so kam die römische Zeitrechnung in die ärgste Verwirrung. Julius Cäsar erwarb sich als **Pontifex maximus** das Verdienst, daß er diese Unordnung aufhob und dafür eine neue geordnete Zeitrechnung, den Julianischen Kalender, einführte. Daher heißt auch das Jahr 708 u. C. 46 ante Chr., mit dessen Ende die neue Zeitrechnung in's Leben trat, sehr bezeichnend bei den Römern **annus confusionis ultimus**; spätere Chronologen nennen es **annus confusionis**. Er begann damit, daß er dem Jahre 708, welches schon nach der ältern Zeitrechnung einen Schaltmonat enthalten sollte, noch zwei Schaltmonate von 67 Tagen zulegte, sodaß dieses Jahr 15 Monate und 445 Tage enthielt. Der Anfang des Januars dieses Jahres fiel auf den 13. October des rückwärtsgerechneten Julianischen Kalenders, sodaß es folgende Einrichtung hatte

Anfang des		im Jul. Kal.
Januarius	29 Tage	13. Oct.
Februarius	28 -	11. Nov.
Mercedonius	23 -	
Martius	31 -	1. Jan.
Aprilis	29 -	1. Febr.
Maius	31 -	2. Mart.
Junius	29 -	2. April.
Quintilis	31 -	1. Maius
Sextilis	29 -	1. Jun.
September	29 -	30. Jun.
October	31 -	29. Jul.
November	29 -	29. Aug.
Dies adjecti	67 -	
December	29 -	3. Dec.
	445 -	

Der Grund, warum Cäsar grade 67 Tage zulegte, läßt sich leicht durch die Berechnung nachweisen. Es ergibt sich nämlich aus derselben, daß nach dieser Einrichtung der Anfang des Jahres 709 u. c. nicht blos, wie sonst, um die Zeit des kürzesten Tages fiel, sondern auch mit dem Neumonde zusammentraf, und dies ist wahrscheinlich der Grund, weswegen Cäsar nicht den kürzesten Tag selbst zum Anfangstage des Jahres machte. Für die Folge führte er nun ein cyklisches Sonnenjahr ein. Er nahm nämlich das tropische Jahr zu 365 T. 6 St. an, gab dem gewöhnlichen bürgerlichen Jahre 365 Tage, die er auf zwölf Monate vertheilte und legte jedem vierten Jahre noch einen Schalttag zu, sodaß es 366 Tage enthielt. Diesen Schalttag schob er, um sich dem Herkommen anzuschließen, nach welchem hinter dem 23. Febr. der Schaltmonat angebracht wurde, hinter diesem Tage ein, sodaß also der 24. und nicht der 29. Februar der eigentliche Schalttag ist. Die weitere Einrichtung dieses Kalenders und dessen spätere Abänderung ist schon oben angegeben worden. Hier möge nur noch bemerkt werden, daß nach Cäsar's Tode nochmals auf kurze Zeit eine Verwirrung einriß, indem die unwissenden Pontifices nicht in jedem vierten, sondern schon im dritten Jahre, einen Tag einschalteten. Indessen wurde dies bald von Augustus bemerkt und berichtigt, sodaß seit dem Jahre 757 u. c. drei Jahre p. C. der Julianische Kalender ohne fernere Störung angewandt worden ist. Die Monatsnamen Julius und Augustus, die dieser Kalender jetzt statt Quinctilis und Sextilis enthält, sind Cäsar und Augustus zu Ehren eingeführt worden.

Über die Zeitrechnung der andern italischen Völker wissen wir fast gar Nichts. Nach einer schon früher angeführten Stelle des Censorinus gab es in Italien sehr verschiedene bürgerliche Jahre, die alle, durch gewisse Ein-

11) Dieser Schaltmonat heißt bei den Römern **mensis intercalaris**, bei den Griechen dagegen *μὴν μερκηδόνιος*; über die Bedeutung des letztern Wortes sind die Chronologen ungewiß. Bei Festus heißt dies **mercedonius** der Tag, an welchem der Lohn ausgezahlt wird, daher vermuthet Ideler, es müßten im Schaltmonate gewisse Zahlungen zu leisten gewesen sein, wiewol die Geschichte darüber schweigt. Sollte aber nicht **mensis mercedonius** in dem Sinne ein Zahlmonat heißen, weil man in demselben gleichsam die Tage abträgt, die man im Sonnenjahre schuldig geblieben ist? 12) In dem Numaischen Kalender wurde der Schaltmonat immer hinter dem 23. Febr. angebracht; man zählte nach diesem Tage noch 22 oder 23 Tage und schloß das Jahr mit den fünf letzten Tagen des Febr.

schaltungen, mit dem tropischen Jahre ausgeglichen werden sollten. Aus einer andern Stelle desselben Schriftstellers erfahren wir, daß die Länge der einzelnen Monate bei den verschiedenen Völkern verschieden war [15]).

Von der Jahresrechnung der Ägypter sind wir genauer unterrichtet. Nach dem Zeugnisse mehrer römischen und griechischen Schriftsteller sollen sie, in den ältesten Zeiten, Jahre von einem oder zwei und später von vier Monaten gehabt haben, was wahrscheinlich Nichts weiter sagen will, als daß sie nach Mondmonaten zählten. Sicher ist, daß sie sehr früh ein bewegliches Sonnenjahr von 365 Tagen hatten, welches sie in zwölf 30tägige Monate theilten, an welche noch fünf Ergänzungstage angehängt wurden, die von den Griechen *ἐπαγόμεναι* genannt werden. Diese Monate heißen, nach der Überlieferung der Griechen,

Thoth	Phamenoth
Phaophi	Pharmuthi
Athyr	Pachon
Choiak	Paüni
Tybi	Epiphi
Mechir	Mesori.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Ägypter, als sie eine feste Zeitrechnung einführten, den Anfang des Jahres auf den Tag setzten, an welchem sich der Sirius in der Morgendämmerung zeigte. Vor mehren tausend Jahren traf nämlich der Anfang der Überschwemmung des Nils, die sich gewöhnlich unmittelbar nach der Sonnenwende einstellt, mit dieser Erscheinung zusammen, weswegen auch die Ägypter diesen Stern zum besondern Gegenstande ihrer Beobachtung machten. Sie mußten aber bald bemerken, daß dieser Stern nach je vier Jahren um einen Tag später aufging. Daher setzten sie die Länge des Sonnenjahres zu 365¼ Tagen an, und berechneten hiernach, daß der Sirius nach 365 . 4 oder 1460 ägyptischen Jahren wieder auf denselben Tag aufgehen müßte. Diesen Zeitraum nannten sie die Hundssternperiode, annum canicularem, bei den Griechen *κυνικὸς κύκλος*. Daß man aber bei dem ägyptischen Jahre, in älterer Zeit, eine der Julianischen ähnliche Schaltmethode angewandt habe, um es mit dem Sonnenjahre von 365¼ Tagen auszugleichen, dafür findet sich durchaus kein gültiges Zeugniß. Erst seit dem ersten Jahre nach Christus finden wir in Ägypten eine der Julianischen analoge Zeitrechnung, die man die alexandrinische nennt, und an welche noch jetzt der Cultus der abyssinischen und koptischen Christen geknüpft ist. Es sind nämlich bei dieser Zeitrechnung die Folge und Namen der ägyptischen Monate beibehalten, aber in jedem vierten Jahre wird noch ein Tag eingeschaltet und es fällt der erste Thoth auf den 29. August des Julianischen Kalenders, sodaß also ihre Ordnung folgende ist:

1 Thoth	29. August	1 Phamenoth	25. Februar
1 Phaophi	28. September	1 Pharmuthi	27. März
1 Athyr	28. October	1 Pachon	26. April
1 Choiak	29. November	1 Paüni	26. Mai
1 Tybi	27. December	1 Epiphi	25. Juni
1 Mechir	26. Januar	1 Mesori	25. Juli
		1 Ergänzungstag	24. August.

Der Schalttag wurde immer in dem Jahre angebracht, das dem römischen Schaltjahre vorausging, und zwar so, daß alsdann das folgende Jahr nicht mit dem 29., sondern mit dem 30. August begann.

Ganz identisch mit dem alexandrinischen Jahre ist das äthiopische, nur daß die Monate andere Namen haben. Sie heißen: Mascaram, Tykymt, Hydar, Tysahas, Tyr, Jacatit, Magabit, Majaria, Ginbat, Syne, Hamle, Nahase. Die fünf Ergänzungstage nennen sie Pagomen, wozu im Schaltjahre noch ein sechster hinzukommt. Über das Jahr der Babylonier wissen wir nichts Gewisses. Wahrscheinlich haben sie nach Mondjahren gerechnet. Denn erstens wissen wir aus den Nachrichten des Ptolemäus und Anderer, daß sie den Lauf des Mon-

15) Diese Stelle findet sich im 22. Cap. und heißt: At civitatium menses vel magis inter se discrepant: sed dies ubique habent totos. Apud Albanos Martius est sex et triginta, Maius viginti et duum, Sextilis duodeviginti, September sedecim. Tusculanorum Quinctilis dies habet triginta sex, October triginta duos, idem October apud Aricinos triginta novem. Man hat bisher mit dieser Stelle Nichts anzufangen gewußt (vgl. Niebuhr's röm. Gesch. 3. Ausg 1. Thl. S. 314) und es wird mir daher erlaubt sein, hier folgende Vermuthung aufzustellen. Daraus, daß Censorinus nur die Dauer einzelner Monate erwähnt, geht offenbar hervor, daß die Dauer derjenigen, die er nicht erwähnt, nichts Ungewöhnliches hatte, sondern der römischen Monate ähnlich war. Hieraus folgt aber, daß die Zahlenangaben für die albanischen Monate offenbar verschrieben sind. Denn in Capitel 20. finden wir ausdrücklich, daß das albanische Jahr zehn Monate hatte. Hatte nun das ganze Jahr 304 Tage und die vier Monate März, Mai, Juli, August 92 Tage, so mußten die sechs übrigen Monate 212 Tage enthalten, d. h. es war jeder dieser Monate im Durchschnitte größer als 35 Tage, und Censorinus hätte sie daher ausdrücklich erwähnen müssen. Dasselbe gilt für den Fall, wenn man annimmt, daß das albanische Jahr ein zwölfmonatliches Mond- oder Sonnenjahr war. Die zwei andern Kalender lassen sich aber auf folgende Weise herstellen. Untersucht man nämlich den Grund, weswegen das heilige Jahr der Römer oder Etrusker 304 Tage hatte, so ist dieser gewiß in der Heiligkeit der Zahl 300 zu suchen. Die Zahl der römischen Senatoren war 300 und wahrscheinlich gab es auch 300 Gentes. Schon Niebuhr hat darauf aufmerksam gemacht (Röm. Gesch. 3. Ausg. 1. Th. S. 354), daß die Zahl 300 der römischen Gentes zu der Zahl 304 der Tage des cyklischen Jahres in demselben Verhältnisse steht, wie die Zahl 360 der attischen Geschlechter zu der Zahl 365 der Tage des attischen Sonnenjahrs. Daß man aber dem Jahre 304 und nicht direct 300 Tage gab, geschah aus dem Grunde, weil es eine Anzahl ganzer Nundinen enthalten sollte. Ich nehme daher an, daß, sowie die Ägypter (s. unten) ihr 365tägiges Jahr in zwölf Monate, jeden zu 30 Tage gerechnet, theilten, und noch fünf Tage zulegten, so auch bei den italischen Völkern, die zehn Monate 300 Tage hielten, zu welchen noch vier Tage hinzukamen. Hiernach war der Kalender auf folgende Weise geordnet:

bei den Tusculanern			bei den Aricinern		
Martius	29	Tage	Martius	29	Tage
Aprilis	29	-	Aprilis	29	-
Maius	29	-	Maius	29	-
Junius	29	-	Junius	29	-
Quinctilis	36	-	Quinctilis	29	-
Sextilis	29	-	Sextilis	29	-
September	29	-	September	29	-
October	32	-	October	39	-
November	29	-	November	29	-
December	29	-	December	29	-
+	4	-	+	4	-
	304			304	

des schon sehr gut kannten, und außerdem rechnen die Juden, die ihre Zeitrechnung ohne Zweifel von den Babyloniern in der Gefangenschaft entlehnt haben, nach Mondjahren.

Von der Zeitrechnung der Griechen wissen wir weit weniger, als man erwarten sollte. Es fehlen nicht blos fast alle Nachrichten über die Einrichtung ihres Kalenders in den ältern Zeiten, sondern auch aus der spätern Zeit, über welche wir so reichliche historische Überlieferungen besitzen, kennt man nur den Kalender der Athener. Von den Kalendern der Lakedämonier und anderer griechischen Völker sind uns kaum einige Monatsnamen erhalten, die man bei Ideler [14]) finden kann.

Das erste geordnete Jahr, das wir bei den Athenern antreffen, ist ein gebundenes Mondjahr; es soll durch Solon (594 a. C.) eingeführt worden sein. Es hat 354 Tage und ist in zwölf Monate getheilt, die abwechselnd 30 und 29 Tage hielten, welche von den Griechen bezüglich *μῆνες πλήρεις* und *μῆνες κοῖλοι* genannt werden. Es enthält daher 8 St. 48′ 36″ weniger als zwölf synodische Monate. Die Namen der Monate sind:

Ἑκατομβαιών	*Γαμηλιών*
Μεταγειτνιών	*Ἀνθεστηριών*
Βοηδρομιών	*Ἐλαφηβολιών*
Πυανεψιών	*Μουνυχιών*
Μαιμακτηριών	*Θαργηλιών*
Ποσειδεών	*Σκιροφοριών.*

Um nun dieses Jahr mit dem Sonnenjahre auszugleichen, schaltete man Anfangs ein Jahr um das andere einen Monat von 30 Tagen ein, und zwar wurden alsdann zwei *ποσειδεών* gezählt. Diesen zweijährigen Schaltcyklus nannte man eine *τριετηρίς*. Vier solcher Jahre betrugen 1476 Tage, während vier Sonnenjahre, zu $365\frac{1}{4}$ Tagen gerechnet, nur 1461 Tage enthalten; man hatte also in vier Jahren 15 Tage zu viel. Dieser Unterschied konnte dadurch ausgeglichen werden, daß man nach acht Jahren einen Schaltmonat wegließ. Später soll ein vierjähriger und fünfjähriger Cyklus, eine *τετραετηρίς* und *πενταετηρίς* eingeführt worden sein, deren genauere Einrichtung aber nicht hinlänglich bekannt ist. Nach Censorinus soll die *τετραετηρίς* mit dem Sonnenlaufe übereingestimmt und 1461 Tage enthalten haben, indem das Sonnenjahr zu $365\frac{1}{4}$ Tagen angenommen wurde. Daher glaubt Dodwell, man habe den Monaten abwechselnd 30 und 29 Tage gegeben und am Ende des zweiten Jahres einen Monat von 22, am Ende des vierten einen von 23 Tagen eingeschaltet. Da jedoch bei dieser Einrichtung weder die ganze Periode, noch die einzelnen Monate mit dem Monde übereingestimmt hätten, so ist sie nicht sehr annehmbar. Sicher ist, daß später eine [15]) achtjährige Periode, eine *ὀκταετηρίς*, in Gebrauch war, wiewol auch deren Einrichtung sich nicht ganz bestimmt angeben läßt. Nach Geminus wurde im dritten, fünften und achten Jahre ein Monat von 30 Tagen eingeschaltet, sodaß diese in acht Jahren enthaltenen 99 Monate 2922 Tage oder so viel als acht Sonnenjahre, zu $365\frac{1}{4}$ Tagen gerechnet, betrugen. Hierbei wurde die Länge des synodischen Monats zu $29\frac{1}{2}$ Tagen angenommen. Da man aber zugleich die Monate mit dem Monde in Übereinstimmung bringen wollte und die Länge des synodischen Monats zu $29\frac{1}{2}$ Tage und $\frac{1}{33}$ Tag (29 T. 12 St. 43′ 18″) annahm, sodaß 99 synodische Monate $2923\frac{1}{2}$ Tage ausmachen, so fand sich, daß der Cyklus in acht Jahren um $1\frac{1}{2}$ Tage oder in 16 Jahren um drei Tage vom Monde abwich. Daher schaltete man in jeder 16jährigen Periode (*ἑκκαιδεκαετηρίς*) drei Tage ein. Da aber hierdurch wieder in Beziehung auf die Sonne in 16 Jahren drei oder in 160 Jahren 30 Tage zu viel genommen wurden, so ließ man alle 160 Jahre einen Schaltmonat weg. Diese Ausbildung des achtjährigen Cyklus scheint indessen nie in Ausführung gekommen zu sein und ist wol nur der Vorschlag eines Astronomen, wie wir deren sogleich noch mehre anführen werden.

Eine andere Einrichtung soll die achtjährige Periode nach Solinus und Makrobius gehabt haben. Nach diesen hätte man nämlich nicht zu drei verschiedenen Zeiten jedesmal einen Monat eingeschaltet, sondern vielmehr hätte jedes der ersten sieben Jahre 354 Tage enthalten und am Ende des achten hätte man noch 90 Tage eingeschaltet, sodaß dieses Jahr 444 Tage enthielt. Indessen ist es sehr unwahrscheinlich, daß man jemals mit der Einschaltung gewartet hätte, bis die Abweichung des Jahresanfanges von dem Sonnenjahre ein Vierteljahr betrug. Eine völlig veränderte Gestalt erhielt der athenische Kalender durch die Aufnahme des 19jährigen Cyklus, der durch Meton, wahrscheinlich 432 a. C., eingeführt worden ist, und, wie es scheint, eine sehr verbreitete Aufnahme gefunden hat. Meton nahm nämlich das Sonnenjahr zu $365\frac{5}{19}$ Tagen (365 T. 6 St. 18′ 57″) an, sodaß also 19 Sonnenjahre 6940 Tage ausmachen. Ebenso viel Tage sind aber in 235 Monaten enthalten, von denen 110 zu 29 und 125 zu 30 Tagen gerechnet sind. Er theilte daher diese Periode in 19 zwölfmonatliche Mondjahre und schaltete noch sieben Monate ein. In welchen Jahren des 19jährigen Cyklus aber diese sieben Monate

14) Lehrbuch der Chron. I. S. 362 fg.

15) Daß übrigens diese Periode schon seit uralter Zeit in Griechenland bekannt war, kann nach C. O. Müller's Bemerkungen keinem Zweifel weiter unterworfen sein. Man vergleiche dessen „Geschichten hellenischer Stämme und Städte" 1. Bd. S. 220, 2. Bd. S. 330 und „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie" S. 422. Ich will aus letzterm Werke nur folgende Stelle anführen. „Die Periode von acht Jahren kommt vor als Apollinischer Festcyklus 1) zu Delphi und daher als die Periode der ältern Agonen daselbst, 2) zu Theben als Periode der Daphnephorien, 3) zu Kreta, daher die Sendungen der athenischen Knaben nach Knossos ennaeterisch. Daher auch 4) in den von Pytho angeordneten Olympiaden als ursprüngliche Festperiode. Als Periode der Blutsühne und Dienstbarkeit dafür 1) bei Apollon selbst, 2) als Periode von Herakles ἆθλοις, 3) in der Sage von Kadmos. In alten politischen Einrichtungen 1) als Periode, in der Sparta's Könige abgesetzt werden konnten, 2) als Periode, nach der Minos regiert. Nun ist klar, daß diese Periode wirklich aus uralter Zeit stammt; denn gesetzt, es hätte ein alter Astronom ihre Durchführung in Delphi durchgesetzt, wie hätte die Sache in die athenische Sage gebracht werden können, wenn nicht wirklich in der Zeit, wo jene Menschenzehnten bestanden, in Kreta schon die Ennaeteris war?" u. s. w.

eingeschaltet wurden, läßt sich aus den Nachrichten der Alten nicht mit Genauigkeit bestimmen. Doch ist es wahrscheinlich, wie Dodwell vermuthet, daß Meton in den Jahren einschaltete, welche schon in der Octaeteris Schaltjahre waren, also im dritten, fünften, achten, eilften, dreizehnten, 16ten, und 19ten Jahre. Ebenso ungewiß ist es, auf welche Weise Meton die 29tägigen und 30tägigen Monate wechseln ließ.

Es scheint, als ob sich sehr viele griechische Astronomen mit der Ausbildung und Verbesserung des Meton'schen Cyklus abgegeben hätten; es ist aber wol nie ein bürgerlicher Kalender nach ihren Vorschlägen eingerichtet worden.

Kalippus, welcher die Länge des tropischen Jahres zu $365\frac{1}{4}$ Tagen annahm, mußte hieraus schließen, daß Meton jedes Sonnenjahr um $\frac{1}{76}$ zu groß nahm, was in 76 Jahren einen Tag ausmacht. Er stellte daher eine 76jährige Periode auf, die sich von dem Meton'schen Cyklus nur darin unterscheidet, daß sie einen Tag weniger als 76 Meton'sche Jahre oder 27,759 Tage enthält. Vertheilt man diese Anzahl von Tagen auf 940 Monate, so findet man die Länge des synodischen Monats = 29 T. 12 St. 44′ $25\frac{1}{2}$″, was nur um 22 Sekunden von der oben gegebenen Bestimmung abweicht, während nach Meton die Länge des synodischen Monats 29 T. 12 St. 45′ 57″, also um 1′ 54″ zu groß ist. Die Kalippische Periode ist wahrscheinlich um 330 a. C. entstanden. Zweihundert Jahre nach Kalippus führte Hipparch eine neue Verbesserung ein. Da er nämlich die Länge des tropischen Jahres zu 365 T. 5 St. 55′ 12″ ansetzte, so hatte Kalippus, nach seiner Ansicht, diese Länge um $\frac{1}{300}$ zu groß genommen. Daher bildete er einen Cyklus von viermal 76 oder 304 Jahren, der einen Tag weniger enthielt als ebenso viel Kalippische Jahre, d. h. 111,035 Tage, woraus sich die Dauer des tropischen Jahres zu 365 T. 5 St. 55′ 15″ ergibt. Da ferner dieser Cyklus 3760 Monate enthält, so findet man als mittlere Dauer des synodischen Monats 29 T. 12 St. 44′ $2\frac{1}{2}$″, d. h. fast genau ebenso viel als die neuesten astronomischen Bestimmungen geben.

Wir finden bei den Alten auch noch eine 59jährige Periode erwähnt, die der Pythagoräer Philolaus, nach Andern Önopides, eingeführt haben soll, und eine 82jährige, die dem Demokritus zugeschrieben wird; sie sind aber sehr ungenau und wahrscheinlich nie in Gebrauch gekommen.

Das alte Jahr der Makedonier war ohne Zweifel ein gebundenes Mondjahr, da wir bei allen griechischen Stämmen Mondjahre antreffen. Ihre Monate heißen

Δῖος	*Ἀρτεμίσιος*
Ἀπελλαῖος	*Δαίσιος*
Αὐδυναῖος	*Πάνεμος*
Περίτιος	*Λῷος*
Δύστρος	*Γορπιαῖος*
Ξανθικός	*Ὑπερβερεταῖος.*

Die Einschaltungsmethode, deren sie sich hierbei bedienten, ist nicht bekannt. Später nahmen sie unter der Herrschaft der Römer, mit Beibehaltung ihrer Monatsnamen, das Julianische Jahr an. Ähnliches findet sich auch bei den Syrern und den kleinasiatischen Völkern. Die den römischen ganz parallel laufenden Monate der Syrer sind folgende:

Tischri I.	October	Nisan	Aprilis
Tischri II.	November	Jjar	Maius
Kanun I.	December	Hasiran	Junius
Kanun II.	Januarius	Thamus	Julius
Schebat	Februarius	Ab	Augustus
Adar	Martius	Elul	September.

Eine eigenthümliche Jahresrechnung finden wir bei den Juden, durch welche sie jetzt die Zeit der Feste bestimmen. Diese ist aber nicht ein Theil der Mosaischen Gesetzgebung, vielmehr muß man in der hebräischen Zeitrechnung drei Perioden unterscheiden.

Zu der ersten rechnen wir den ganzen Zeitraum zwischen dem Auszuge aus Ägypten und der babylonischen Gefangenschaft.

Die zweite beginnt mit der Rückkehr aus dieser Gefangenschaft, erstreckt sich durch die ganze Zeit des zweiten Tempels und endigt einige Jahrhunderte nach der Zerstörung des Tempels, wiewol man nicht genau bestimmen kann, wann sie eigentlich aufgehört hat.

Die dritte ist diejenige, in welcher sich die gegenwärtige Zeitrechnung der Juden ausgebildet hat.

Im Allgemeinen läßt sich vermuthen, daß die ältesten Hebräer, wie die übrigen Semitischen und die meisten alten Völker, nach Mondmonaten und Mondjahren gerechnet haben; sichere Beweise lassen sich aber aus der Bibel nicht schöpfen.

In dem ersten Buche Mosis finden wir Jahre und Monate, ohne daß sich jedoch genauer bestimmen läßt, welcher Art sie gewesen seien und wie viele Monate das Jahr, wie viel Tage der Monat enthalten habe. Es ist dort noch der zehnte Monat (Cap. 8, V. 5) und der 27. Tag des Monats (V. 14) erwähnt [16]). Dagegen finden wir in dem ersten Gesetze, welches Moses gegeben hat, die Einrichtung des Passahfestes betreffend, zugleich eine genaue Fixirung des Jahres. Es heißt nämlich (Exod. 12, 2): „dieser Monat ist euch der erste der Monate, er ist euch der erste der Monate des Jahres;" dieser Monat wird später dadurch näher bestimmt, daß er (ibid. 13, 4) חֹדֶשׁ הָאָבִיב der Reifemonat genannt wird, d. h. der Monat, in welchem die Gerste reif wird, und es wird verordnet, daß am Passahfeste, welches mit dem 15. Tage dieses Monats anfing, die Erstlinge der reifen Frucht zum Opfer gebracht werden sollen (Lev. 23, 10). Hieraus folgt, daß die Einrichtung des Jahres, die Moses einführte, eine ganz einfache war, wie sie einem ackerbautreibenden Volke genügte. So wie für die Bewohner der Südseeinseln ein Jahr vorüber ist, wenn der Brodfruchtbaum von Neuem reife Früchte trägt, so be-

16) Daß der Monat חֹדֶשׁ, was vom Stamme חדשׁ neu sein herkommt, heißt, auch gradezu יֶרַח, was Mond bedeutet, beweist nur, daß die Idee der Eintheilungen in Monate bei den Hebräern wie den meisten andern Völkern aus dem Mondeswechsel entstanden ist, keineswegs aber, daß ihre Monate auch wirklich Mondmonate waren.

gann bei den Hebräern ein neues Jahr mit dem Monate, in dessen erster Hälfte die Gerste zur Reife gedieh. Von welcher Art aber die Monate dieses Jahres gewesen sind, wird im Pentateuch freilich nicht gesagt; wir finden blos die Verordnung, daß am Anfange eines jeden Monats ein Opfer gebracht werden soll (Num. 28, 11). Da später das Jahr sicher in zwölf Monate getheilt wurde (vgl. 1 Chron. 27, 1—15 und 1 Kön. 4, 7), so läßt sich vermuthen, daß auch zu Moses' Zeiten in der Regel das Jahr zu zwölf Monaten, wahrscheinlich synodischen Mondsmonaten, gerechnet wurde, daß man aber, wenn es sich am Ende des zwölften Monats zeigte, daß man bis zur Mitte des folgenden Monats keine reife Ähren haben würde, noch einen Schaltmonat einschob. Aus dieser Periode sind nur von vier Monaten die Namen bekannt. Der erste heißt, wie erwähnt, der Monat des אביב, der zweite heißt זו (1 Kön. 6, 1), der siebente der Monat der אֵתָנִים (ebendas. Cap. 8, 2) und der achte בול (ebendas. Cap. 6, 38). Sehr auffallend ist es, daß das Laubhüttenfest, welches am 15. Tage des siebenten Monats beginnt, nach Exod. 23, 16 am Ende des Jahres (בצאת השנה) gefeiert werden soll, was in Cap. 34, 22 mit ähnlichen Worten wiederholt wird. Viele Gelehrte meinen daher, daß man schon zu Moses' Zeit, neben dem heiligen Jahre, das mit dem Reifemonat begann, noch ein bürgerliches Jahr hatte, dessen Anfang auf den ersten Tag des siebenten Monats fiel, wie dies zur Zeit des zweiten Tempels der Fall war. Indessen bemerkt Ideler sehr richtig, daß in diesem Falle nicht das Laubhüttenfest, welches auf die Mitte dieses Monats traf, die Zeit des Jahresausgangs genannt werden könnte. Es ist möglich, daß das hebräische שנה wie das griechische ὥρα verschiedene Zeitabschnitte bedeutet, und in den fraglichen Stellen von dem Sommer zu verstehen ist, d. h. von der Zeit, die zwischen dem Reifemonat und dem Ende des Herbstes liegt.

Seit der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft haben die Juden ein Jahr, das aus zwölf Monaten besteht, deren Namen folgende sind:

ניסן Nisan	תשרי Thischri
אייר Ijar	מרחשון Marcheschwan
סיון Siwan	כסלו Kislev
תמוז Thammus	טבת Tebeth
אב Ab	שבט Schebat
אלול Elul	אדר Adar.

Über die Einrichtung des Jahres und der Monate in dieser Periode finden wir erst im Talmud bestimmte Nachrichten. Das Jahr bestand regelmäßig aus zwölf Mondmonaten. Der Eintritt des Neumondes wurde berechnet, wahrscheinlich nach Regeln, die man in der babylonischen Gefangenschaft kennen gelernt hatte; jedoch sah man es gern, wenn vor Bekanntmachung des Neumondsfestes wenigstens zwei glaubwürdige Männer vor dem großen Synedrium erschienen und bezeugten, daß sie zu einer bestimmten Zeit den Neumond gesehen hätten. Wurde diese Anzeige am 29. Monatstage gemacht, so begann der neue Monat mit dem folgenden Tage, im entgegengesetzten Falle wurden dem vorhergehenden Monate 30 Tage gegeben. Da aber, bei dieser Einrichtung, leicht mehre 30tägige Monate auf einander folgen konnten, so wurde festgesetzt, daß das Jahr nie weniger als vier, und nie mehr als acht volle Monate haben sollte.

Da die Kenntniß des Monatsanfangs auch für die Bewohner der von Jerusalem entfernt liegenden Gegenden wichtig war, weil von demselben die Feier der in den Monat fallenden Feste abhängt, so bestimmte man, daß überall, wohin die von dem Synedrium zu Jerusalem ausgesandten Boten nicht zur rechten Zeit kommen konnten oder kamen, sowol der 30. als der 31. Tag des verflossenen Monats als Anfang des neuen Monats betrachtet und daher auch jedes Fest an zwei auf einander folgenden Tagen gefeiert werden sollte. Daher werden auch noch jetzt alle Feste doppelt gefeiert, wiewol die Dauer der einzelnen Monate im gegenwärtigen jüdischen Kalender vollkommen bestimmt ist. Daß man in dieser Periode einen Schaltmonat hatte, ist nicht zu bezweifeln, da die Feste an die Jahreszeiten geknüpft waren. In der dritten Periode ist endlich die Zeitrechnung der Juden völlig fixirt worden und es beruht nun die Bestimmung der Länge der einzelnen Monate nicht mehr auf Beobachtung und Berechnung, sondern sie ist ein für allemal fixirt. Die Namen der Monate sind dieselben, wie in der vorhergehenden Periode, nur daß noch zuweilen ein 13. Monat unter dem Namen [17]) ואדר, Veadar, eingeschaltet wird. Eigentlich ist aber alsdann der Monat Adar der wahre Schaltmonat.

Die Monate Thischri, Schebat, Adar im Schaltjahre, Nisan, Siwan und Ab haben immer 30 Tage, die Monate Tebeth, Adar im gemeinen, Veadar im Schaltjahre, Jjar, Thammus und Elul immer 29 Tage, die Monate Marcheschwan und Kislev haben zuweilen beide 29 Tage, zuweilen beide 30 Tage, zuweilen wechseln sie auch mit 29 und 30 Tagen ab. Es gibt hiernach, wie in der zweiten Periode, nie mehr als acht, und nie weniger als fünf volle Monate zu 30 Tagen.

Jedes Jahr, in welchem Marcheschwan 29 und Kislev 30 Tage zählt, heißt ein regelmäßiges. Haben diese Monate beide 30 Tage, so heißt das Jahr ein überzähliges, haben beide nur 29 Tage, so ist das Jahr ein mangelhaftes. Hiernach gibt es sechserlei Jahre.

1)	Das gemeine regelmäßige Jahr	hat	12	Monate u.	354	Tage
2)	„ „ überzählige Jahr	„	„	„	355	„
3)	„ „ mangelhafte Jahr	„	„	„	353	„
4)	„ regelmäßige Schaltjahr	„	13	„	384	„
5)	„ überzählige „	„	„	„	385	„
6)	„ mangelhafte „	„	„	„	383	„

Um den Grund dieser Verschiedenheit der Jahre erläutern zu können, muß ich zuerst Folgendes bemerken: Der Tag wird in 24 Stunden getheilt, die Stunde in 1080 Chelakim, und ein Chelak in 76 Regaim. Ein Chelak ist also $\frac{1}{18}$ Minute. Die Länge des synodischen Monats ist zu 29 T. 12 St. 793 Chel. (29 T. 12 St. 44′ $3\frac{1}{3}$″) festgesetzt, wie sie Hipparch aus den Beobachtungen der Chaldäer gefunden hat (Almag. l. 4. cp. 2) und von der früher angegebenen Bestimmung nur um

17) Auch אדר שני Adar Schent, zweiter Adar.

$\frac{1}{2}''$ abweichend. Die Länge des Sonnenjahres ist zu 365 T. 5 St. 997 Chel. 48 Reg. (= 365 T. 5 St. 55′ $25\frac{25}{57}''$) bestimmt. Zur Ausgleichung des Sonnen- und Mondjahres ist nun ein dem Meton'schen ähnlicher Cyklus von 19 Jahren eingeführt. Zwölf Jahre sind gemeine und sieben sind Schaltjahre. Diese 19 Jahre enthalten 12. 12 + 7. 13 oder 235 synodische Monate, oder nach der obigen Bestimmung 6939 T. 16 St. 595 Chel., also grade so viel als 19 Sonnenjahre. Die Schaltjahre sind wegen der Ordnung der Feste so vertheilt, daß immer das dritte, sechste, achte, eilfte, 14., 17. und 19 Jahr ein Schaltjahr ist. Es ist nämlich hierdurch dafür gesorgt, daß kein Fest um mehr als 21 Tage 18 St. 243 Chel. zurücktreten kann. Denn da das gemeine Mondjahr 354 T. 8 St. 876 Chel. beträgt, also um 10 T. 21 St. 121 Chel. 48 Reg. kleiner ist, als das Sonnenjahr, und ein Schaltjahr vom andern nur höchstens zwei Jahre absteht, so kann ein bestimmter Tag im Mondjahre nach zwei Jahren nur um zwei (10 T. 21 St. 121 Chel. 48 Reg.), also höchstens um 22 Tage früher fallen. Im folgenden Schaltjahre, wo der Monat Adar von 30 Tagen eingeschaltet wird, fällt dieser Tag schon wieder um acht Tage später.

Nach der Regel soll das Neujahrsfest, welches am ersten Tage des Monats Thischri gefeiert wird, auf den Tag fallen, an welchem sich die mittlere Conjunction des Mondes mit der Sonne ereignet. Nun sollte aber auch der Neumond an dem Tage, mit welchem das Jahr beginnen sollte, bald nach Sonnenuntergang gesehen werden. Man berechnete aber, daß zur Zeit des Neujahrs der Mond erst 6 St. 35′ nach der mittlern Conjunction gesehen werden konnte. Traf daher die mittlere Conjunction erst nach zwölf Uhr Mittags ein, so konnte der Mond erst nach sechs Uhr Abends (oder nach 18 Uhr) gesehen werden. Da nun um sechs Uhr Abends, nach jüdischer Rechnung, schon der folgende Tag anfängt, so wird das Neujahrsfest in diesem Falle erst am folgenden Tage gefeiert und mit demselben das Jahr begonnen. Dies nennt man die Ausnahme wegen Jach [18]).

Ferner ist eine Verlegung des Neujahrs wegen Beerdigung der Todten eingeführt. Man sah nämlich darauf, daß kein Leichnam lange unbeerdigt blieb. Würde nun einmal Neujahr auf Freitag oder Sonntag eintreffen, so müßte ein Todter, der dem Neujahr vorhergehenden Sabbath im zweiten Falle oder an Neujahr im ersten Falle gestorben wäre, in zwei Tagen nicht begraben werden. Das Nämliche fände statt, wenn Neujahr auf Mittwoch fiele; es wäre alsdann der zehn Tage darauf folgende Versöhnungstag ein Freitag. Sobald daher der berechnete erste Tag des Monats Thischri auf Sonntag, Mittwoch oder Freitag eintrifft, so wird der Jahresanfang verlegt. Dies heißt die Ausnahme wegen Adu [19]).

Diese beiden Ausnahmen können auch zusammentreffen und eine Verlegung von zwei Tagen verursachen. Würde nämlich Neujahr wegen Jach von Dinstag, Donnerstag, Sonnabend auf Mittwoch, Freitag, Sonntag verlegt, so muß es nochmals wegen Adu auf Donnerstag, Sonnabend oder Montag verlegt werden. Dies nennt man die Ausnahme wegen Jach-Adu. Es kann sich auch fügen, daß ein Jahr mit Dinstag beginnt, das folgende aber, welches eigentlich mit Sonnabend beginnen sollte, wegen Jach-Adu erst mit dem darauf folgenden Montage anfangen könnte. Das erste Jahr würde daher 50 Wochen und sechs Tage, oder 356 Tage enthalten. Da aber kein Jahr eine solche Länge haben soll, so müßte es statt mit Dinstag erst mit Mittwoch beginnen, um nur 355 Tage zu enthalten. Dies geht aber wegen der Ausnahme Adu nicht an, daher beginnt es erst Donnerstag. Da sich dies nur ereignen kann, wenn die mittlere Conjunction im zweiten Jahre auf Sonnabend Mittag trifft, also im ersten auf Dinstag neun Uhr 204 Chel. eintreffen muß, so nennt man dies die Ausnahme wegen Gatrad [20]). Fällt die Conjunction für den Monat Thischri eines gemeinen Jahres, dem ein Schaltjahr unmittelbar vorangeht, auf Montag 15 St. 589 Chel., so fällt die Conjunction für den Monat Thischri dieses Schaltjahrs auf Dinstag Mittag, daher war in diesem Jahre wegen Jach-Adu eine Verlegung von zwei Tagen erfoderlich, sodaß es mit Donnerstag begann. Würde nun das gemeine Jahr mit Montag beginnen, so enthielte das Schaltjahr nur 382 Tage. Da es aber kein solches Schaltjahr gibt, so legt man noch einen Tag zu und fängt das gemeine Jahr mit Dinstag an. Dies nennt man die Ausnahme wegen Btuthakpat [21]).

Man sieht hieraus, daß die jüdische Jahresrechnung nun vollständig fixirt, aber nichts weniger als einfach ist. In Beziehung auf den Mondeslauf ist sie wegen der scharfen Bestimmung des synodischen Monats sehr genau. In Beziehung auf den Sonnenlauf dagegen ist der Gregorianische Kalender viel genauer; denn der Unterschied zwischen dem tropischen Jahre nach unserer frühern Bestimmung und dem jüdischen Sonnenjahre beträgt ungefähr 6′ 37,″44, also in tausend Jahren mehr als vier Tage, während der Gregorianische Kalender in 3600 Jahren um einen Tag abweicht. Daher rückt das jüdische Osterfest immer tiefer in den Sommer hinein.

Als der Sonnen- und Mondlauf noch nicht durch den 19jährigen Cyklus in Einklang gebracht war, war es wichtig, eine Controle zwischen dem Sonnen- und Mondjahre zu haben. Zu diesem Zwecke lehrte Rabbi Samuel Hajarchin, der Vorsteher der talmud'schen Akademie zu Sora war, die Bestimmung der Anfänge der Jahreszeiten, die noch jetzt im jüdischen Kalender unter dem Namen der Thekuphoth aufgeführt werden. Er nahm die Länge des Sonnenjahres zu 365 Tagen sechs Stunden an, sodaß eine Thekupha von der andern um 91 T. $7\frac{1}{2}$ Stunden absteht. Im Kalender haben die Theku-

18) Nämlich י״ח ist 18. 19) אד״ו, Sonntag wird durch א (eins), Mittwoch durch ד (vier), Freitag durch ו (sechs) bezeichnet.

20) Nämlich ג״ט ר״ד, drei (ג) Tage, neun (ט) Stunden, 204 (רד) Chelakim. 21) ב״טו תקפט, zwei (ב) Tage, 15 (טו) Stunden, 589 (תקפט) Chel.

phoch ihren Namen von den Monaten, in die sie gewöhnlich fallen, und es heißt:

der Herbstanfang	Thekuphath Thischri
der Winteranfang	Thekuphath Tebeth
der Frühlingsanfang	Thekuphath Nissan
der Sommeranfang	Thekuphath Thamus.

Diese Thekuphoth werden die Thekuphoth des Rabbi Samuel genannt. Sein Schüler Rab Ada bestimmte schon die Länge des Jahres zu 365 T. 5 St. 997 Chel. 48 Reg, und nahm daher den Abstand zwischen einer Thekupha und der andern zu 91 T. 7 St. 519 Chel. 31 Reg. an. Daher heißen die nach dieser Annahme berechneten Thekuphoth die Thekuphoth des Rab Ada.

Gegenwärtig hat die Bestimmung der Thekuphoth für den jüdischen Kalender gar keinen Nutzen mehr und sie stimmen auch schon lange, wegen der Verrückung der Nachtgleichen, nicht mehr mit dem Himmel zusammen. So z. B. traf im Jahre 1835 der Sommeranfang nach Rabbi Samuel nicht auf den 21. Juni, sondern auf den 7. Juli.

Die Araber sind das einzige cultivirte Volk, welches seit uralter Zeit nach freien Mondjahren rechnet. Sie beginnen ihre Monate mit dem ersten Erscheinen der Mondessichel und nennen zwölf solcher Monate ein Jahr. Durch Muhammed ist diese Zeitrechnung sanctionirt und in den Cultus des Islamismus verflochten worden, sodaß sie sich bei allen Völkern, die diesen angenommen haben, findet. Die Namen der Monate sind:

Moharrem	Redscheb
Safar	Schabân
Rebbi el-awwel	Ramadân oder Ramasân
Rebbi el-accher	Schewwâl
Dschemâdi el-awwel	Dsu 1-kade
Dschemâdi el-accher	Dsu 'l-hedsche.

Bei bewölktem Himmel gibt man dem abgelaufenen Monate 30 Tage und fängt alsdann den neuen an. Neben diesem bürgerlichen Jahre haben die arabischen Astronomen noch ein cyklisches Jahr von zwölf Monaten, die abwechselnd 30 und 29 Tage haben, sodaß das Jahr 354 Tage enthält. Da aber das astronomische Mondjahr aus 354 T. 8 St. 48′ 36″ besteht, so betragen 30 astronomische Mondjahre, wenn man die Sekunden vernachlässigt, 10,631 Tage. Nun ist 30.354 nur 10,620, daher schalten sie in 30 Jahren eilf Tage ein, und zwar lassen sie das zweite, fünfte, siebente, zehnte, 13., 16., 18., 21., 24., 26, 29. Jahr aus 355 Tagen bestehen, indem sie dem letzten Monate dieser Jahre einen Tag zulegen. Der Grund dieser Einschaltungsart liegt darin, daß man den Überschuß der 8 St. 48′ sich häufen läßt, bis er jedesmal, nach Abzug der ganzen Tage, mehr als zwölf Stunden beträgt.

Mit dem Islamismus haben die Perser auch die arabischen Monate und das freie Mondjahr angenommen. In früherer Zeit hatten sie aber eine ganz andere Zeitrechnung, worüber uns leider nur sehr wenig Nachrichten von gleichzeitigen Schriftstellern übergeblieben sind, indem sich diese fast nur auf das Wenige beschränken, was sich in der Zendavesta findet. Nach den Nachrichten arabischer Schriftsteller ist das altpersische Jahr folgendermaßen eingerichtet: Es besteht aus zwölf Monaten zu 30 Tagen und fünf Ergänzungstagen, die zwischen dem achten und neunten Monate eingeschoben werden, sodaß es 365 Tage enthält. Die Monate heißen [22]):

Ferwerdin	Mihr
Ardbehescht	Aban
Chordâd	Ader
Tir	Dei
Mordâd	Bahmen
Schârir	Asfendarmed

Auch die einzelnen 30 Tage des Monats haben ihre besondern Namen.

Nach diesen wäre also das altpersische Jahr ein bewegliches Sonnenjahr gewesen. Es kann aber kaum ein Zweifel übrig bleiben, daß, wenn ein solches Jahr jemals existirte, die Perser doch neben demselben ein cyklisches Sonnenjahr hatten, da ihre Feste, besonders das Frühlingsfest (Neuruz) und Herbstfest (Mihrghan) an die Jahreszeiten geknüpft waren. Wirklich finden sich mehre Nachrichten über eine von ihnen angewandte Schaltmethode. Nach Einigen (vgl. Ideler 2. Bd. S. 540 fg.) schaltete man alle 120 Jahre einen Monat von 30 Tagen ein, sodaß 120 persische Jahre mit ebenso viel Julianischen übereinstimmten. Der Schaltmonat rückte immer um einen Monat vorwärts, sodaß er allmälig zwischen dem ersten und zweiten, zweiten und dritten Monate u. s. w. eingeschoben wurde und erhielt jedesmal den Namen des Monats, dem er zunächst folgte. Die Ergänzungstage wurden jedesmal dem Schaltmonate und in den gewöhnlichen Jahren dem Monate angehängt, von welchem der letzte eingeschaltete seinen Namen erhalten hatte. Nach Ideler soll man sich folgende Vorstellung von der Einrichtung des altpersischen Jahres machen. Es hatte zwölf 30tägige Monate und fünf Ergänzungstage, die dem letzten Monate angehängt wurden. Weil aber das Frühlingsfest immer auf den Anfang des Frühlings fallen sollte, so schob man es nach je 120 Jahren um einen Monat vorwärts, sodaß das vorhergehende Jahr 13 Monate hatte und mit demselben Monate anfing und endigte. Eine Stelle im Buche Bundehesch [23]), die Ideler nicht

22) Diese neupersischen Namen sind aus ziemlich entstellten Zendwörtern entstanden. Sie beziehen sich alle auf geistige Wesen, die in der Zendavesta vorkommen. Eine eigne Classe von Geistern bilden die sechs Amesha-çpenta, deren Namen und Bedeutung wir neuerdings durch *Burnouf's* commentaire sur le Yaçna T. 1. (Paris 1833) erfahren haben. Sie heißen 1) Vaghu-mano, d. i. Bahmen; 2) Asha-Vahista, d. h. Ardbeheschtz; 3) Ksathra-Vairya, d. i. Schârir; 4) Çpenta-Ârmaiti, d. i. Asfendârmed; 5) Haurvadh-bja, d. i. Chordad; 6) Ameretadh-bja, d. i. Mordad. Dei ist ein Beiname des höchsten Wesens und heißt eigentlich Datush (*Burnouf*, Comm. p. 121 sq.). Die übrigen Namen sind einer besondern Classe von Geistern, die Ized, eigentlich Jazata, heißen, entlehnt. Ferwerdin heißt ursprünglich Fravashi (*Kleuker's* Zendavesta T. I. p. 94. Anm. 22.), Tir ist Tistrja (Burnouf in den Notes p. V. u. p. LXIX), Mihr ist Mithra (ibid. p. LXVI), Abân ist Ap Wasser und Ader ist Âtar Feuer. 23) *Kleuker's* Zendavesta P. 3. p. 104.

geschehen zu haben scheint, würde unwiderleglich beweisen, daß sich die alten Perser der Julianischen Schaltmethode bedienten, wenn nur das Alter dieser Schrift bekannt wäre. Nachdem nämlich die 365 Tage erwähnt sind, heißt es: das zweite Jahr harmonirt nicht vollkommen genau im Laufe seiner Monate mit dem ersten. „Daher kommt es, daß alle vier Jahre ein Monat von 30 Tagen 31 bekommt. Auf diese Weise kommt alles wieder in Ordnung." Nach Anquetil [24]) ist es nicht unwahrscheinlich, daß dieses Buch im siebenten Jahrh. geschrieben ist. Sonst müßte man annehmen, daß diese Stelle erst nach der Änderung der Jahresrechnung, die unter Dschelaleddin dem Sultan eintrat, geschrieben worden sei. Dieser gelehrte Sultan brachte nämlich im J. 1079 n. Chr. mit Hilfe von acht Astronomen folgende Einrichtung zu Stande. Man nahm, wie früher, zwölf Monate zu 30 Tagen an und brachte am Ende des letzten Monats noch fünf überschüssige Tage an. Am Ende jedes vierten Jahres wurden aber sechs Tage zugelegt, und weil der Überschuß des Sonnenjahres über 365 Tage keinen vollen Vierteltag beträgt, so ließ man die Einschaltung nach gewissen Perioden erst im fünften Jahre eintreten. Wie groß aber diese Perioden waren, ist nicht ganz klar, da die Nachrichten der arabischen Schriftsteller sehr unbestimmt sind. Aus einigen Nachrichten läßt sich vermuthen, daß man siebenmal nach vier, und einmal nach fünf Jahren, und dann achtmal nach vier und einmal nach fünf Jahren einen Tag eingeschaltet hat [25]). Dies gibt in 70 Jahren 17 Schalttage, sodaß das Sonnenjahr zu 365 T. 5 St. 49′ 42$\frac{6}{7}$″ angenommen wurde. Aus andern könnte man schließen, daß man nach je sechs und sieben vierjährigen Perioden einmal im fünften Jahre einschaltete, was in 62 Jahren 15 Schalttage gibt und woraus sich das Jahr zu 365 T. 5 St. 48′ 23$\frac{7}{31}$″ ergibt.

Auch der Volkskalender der Türken stimmt ganz mit dem der Araber überein. Die Monatsnamen lauten bei ihnen:

Muharrem	**Redscheb**
Safer	**Schaban**
Rebiül-ewwel	**Ramasan**
Rebiül-achir	**Schewal**
Dschemasiül-ewwel	**Silkade**
Dschemasiül-achir	**Silhidsche**

Neben diesen Mondmonaten haben sie auch noch Sonnenmonate, deren Namen von den syrischen Monatsnamen entlehnt sind. Sie heißen:

Arer oder Mart	**Ajar oder Maïs**
Nissan	**Hasiran**
Timus	**Teschrini-sani**
Ab oder Agustus	**Kianuni-ewwel**
Eilul	**Kianuni-sani**
Teschrini-ewwel	**Schubat.**

Mart, **Maïs** und **Agustus** entsprechen dem **Martius**, **Maius**, **Augustus**.

Die gebildeten Türken bedienen sich nämlich einer Zeitrechnung, die ziemlich künstlich aus der Muhammedanischen und christlichen zusammengesetzt ist. Das Mondjahr wird nach einem achtjährigen Cyklus berechnet, der fünf gewöhnliche Jahre zu 354 Tagen und drei Schaltjahre zu 355 Tagen enthält, sodaß der ganze Cyklus aus 2835 Tagen besteht. Da nun acht astronomische Mondjahre zu 354 T. 8 St. 48′ 36″ berechnet, 2834 T. 22 St. 28′ 48″ betragen, so ist der Cyklus um 1 St. 31′ 12″ zu lang, was in 126 Jahren einen Tag beträgt. Ihr Sonnenjahr ist das alte Julianische, nur daß sie es mit dem März anfangen. Ist es ein Schaltjahr, so hat der letzte Monat Schubat 29 Tage.

Über die Jahresrechnung der Chinesen haben wir zwar viele, aber zum Theil sehr verworrene, theils sogar widersprechende Nachrichten, was ohne Zweifel daher rührt, daß sich dieselbe mehrmals geändert hat, ohne daß wir bis jetzt mit Bestimmtheit wissen, wann dieses geschehen ist. Folgendes möchte die Grundzüge der jetzt bestehenden Einrichtung ziemlich richtig angeben.

Ich muß zuvor bemerken, daß die Chinesen den Tag in hundert Theile, die sie **ke** nennen, theilen, jedes **ke** enthält 100′ und 1′ hat 100″. Ein **ke** beträgt daher nach unserm Zeitmaße 14′ 24″. Die Länge des tropischen Jahres nehmen sie nun zu 365 T. 25 **ke** (365¼ T.) an, und bedienen sich der Julianischen Schaltmethode, indem sie drei Jahre zu 365 Tagen und das vierte zu 366 Tagen annehmen. Das Schaltjahr nennen sie **ki**. Wenn ihren Nachrichten zu trauen wäre, so hätten sie diese Einrichtung schon seit Yao, der 2300 Jahre vor Chr. lebte, gekannt. Das Sonnenjahr beginnt mit dem Eintritte der Sonne in den 15. Grad des Wassermanns, und dann beginnt der Frühling; ebenso setzen sie den Anfang des Sommers, Herbstes und Winters bezüglich auf den Zeitpunkt, wann die Sonne in den 15. Grad des Stiers, des Löwen und des Skorpions tritt. Wiewol die Chinesen, wie wir, zwölf Zeichen haben, so theilen sie doch das Jahr in 24 gleiche Theile, die sie **Tsié-ki** nennen. Ein solcher Theil enthält 15 T. 21 **ke** 87½′ und zwei **Tsié-ki** oder 30 T. 43 **ke** 75′ machen einen Sonnenmonat.

Ihr bürgerliches Jahr ist ein gebundenes Mondjahr. Das gewöhnliche Jahr hat zwölf, das Schaltjahr 13 Monate. Die Monate haben abwechselnd 30 und 29 Tage, die erstern heißen große, die letztern kleine Monate. Der Anfang des bürgerlichen Jahres ist, nach der Willkür der Regenten, häufig geändert worden. Manche haben ihn auf den dritten, andere auf den zweiten Neumond nach Eintritt der Sonne in den 15. Grad des Wassermanns gesetzt. Jetzt beginnt das chinesische Jahr mit dem Neumonde, der dem Eintritte der Sonne in den 15. Grad des Wassermanns am nächsten ist, d. h. also

24) *Kleuker's* Zendavesta p. 54. 25) Hin und wieder hat man diese Nachricht so verstanden, daß man sieben Male nach vier Jahren, das achte Mal aber erst nach fünf Jahren einschaltete, sodaß man in 33 Jahren acht Schaltjahre hatte (man vgl. z. B. *Laplace* exposition du système du monde ed. 3. p. 17). Die Länge des tropischen Jahres würde hiernach 365 T. 5 St. 49′ 5$\frac{5}{11}$″ sein und es würde sich daher dem wahren tropischen Jahre mehr nähern als das Gregorianische. Dennoch würde aber die Gregorianische Einrichtung, wegen ihrer größern Einfachheit, im bürgerlichen Gebrauche der Dschelaleddin'schen noch immer vorzuziehen sein.

im Monat Februar. Ihre Schaltmethode ist insofern der Meton'schen ähnlich, daß sie einen Cyklus von 19 Jahren haben, von welchen zwölf gewöhnliche und sieben Schaltjahre sind. Jedoch schalten sie nicht in denselben Jahren ein und setzen den Schaltmonat nicht an das Ende des Jahres. Nach den Astronomen Lieou-hiu und Lo-hia-hong[26]) hat der Schaltcyklus folgende Einrichtung. Die Dauer des synodischen Monats wird zu 29 T. 53 ke 8′ 64″ (= 29 T. 12 St. 44′ 27″) angenommen. Der Unterschied zwischen dem Sonnenmonate und dem synodischen Monate beträgt daher 90 ke 66′ 36″. So oft sich nun dieser Unterschied zu einem Mondmonate und darüber anhäuft, wird ein Monat eingeschaltet. Daher schaltet man im dritten, sechsten, neunten, eilften, 14., 17. und 19. Jahre ein und zwar im dritten Jahre nach dem neunten, im sechsten nach dem sechsten, im neunten nach dem dritten, im eilften nach dem eilften, im 14. nach dem siebenten, im 17. nach dem vierten und im 19. nach dem zwölften Monate ein. Man scheint jedoch nicht immer diese Einrichtung befolgt zu haben. Nach einem Schreiben der Jesuiten vom Jahre 1732, das Bayer anführt, sollen die Chinesen auf folgende Weise einschalten: Im dritten Jahre im fünften Monate, im sechsten Jahre im dritten, im achten Jahre im achten, im eilften Jahre im sechsten, im 14. Jahre im vierten, im 17. Jahre im dritten, im 19. Jahre im siebenten Monate. Es wird zugleich dort bemerkt, daß diese Einschaltungsmethode nicht beständig sei[27]). Der 19jährige Cyklus heißt Tchang, der Schaltmonat Jun. Wie lange die Chinesen sich schon dieser Schaltmethode bedienen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, sie selbst behaupten, daß sie schon zu Yao's Zeit bekannt gewesen sei. Der Astronom Li fang, welcher im ersten Jahre vor Chr. lebte, fand die 19jährige Schaltperiode unzureichend und führte eine der Callippi'schen ähnliche von 76 Jahren ein, die er Tou nannte. Die Namen der zwölf Mondmonate sind von den Instrumenten entlehnt, deren man sich früher bei den Ceremonien in jedem Monate bediente[28]). Sie heißen Tay Tsou, Kia Tchong, Cou Sien, Tchong Lu, Jouy Ting, Liu Tchong, Y Tse, Nan Lu, Vou Y, Yng Tchong, Hoang Tchong, Ta Lu. Auch sind sie nach den vier Jahreszeiten in vier Gruppen getheilt. Die Frühlingsmonate heißen Meng Tchun, Tchong Tchun, Ki Tchun, die Sommermonate Meng Hia, Tchong Hia, Ki Hia, die Herbstmonate Meng Tsieou, Tchong Tsieou, Ki Tsieou, die Wintermonate Meng Tong, Tchong Tong, Ki Tong. Übrigens scheinen die Chinesen im gewöhnlichen Leben keinen Gebrauch von diesen Monatsnamen zu machen, sondern sie nur durch Zahlen zu unterscheiden. Den Schaltmonat zählen sie nicht besonders, sondern nennen ihn nur in der Reihe der Monate den Schaltmonat, z. B. der dritte Monat, der Schaltmonat, der vierte Monat u. s. w.

Mit ihrer Jahresrechnung ist auch ein Cyklus von 60 Jahren und ein Cyklus von 60 Tagen verbunden, nach welchen sie datiren. Jedes der 60 Jahre eines Cyklus hat einen besondern Namen. Sie nehmen nämlich 10 kan[29]) oder Stämme an, welche, wie folgt, heißen:

1 kia	6 ki
2 y	7 keng
3 ping	8 sin
4 ting	9 gin
5 vou	10 kouey

und ferner zwölf tchi[30]) oder Zweige, deren Namen folgende sind:

1 tse	7 ou
2 tcheou	8 ouey
3 yn	9 chin
4 mao	10 yeou
5 tchin	11 su
6 sse	12 hay[31]).

Aus der Vereinigung dieser zehn kan und zwölf tchi werden nun die Namen der 60 Jahre folgendermaßen zusammengesetzt. Sie heißen:

1) kia, tse	24) ting, hay
2) y, tcheou	25) vou, tse
3) ping, yn	26) ki, tcheou
4) ting, mao	27) keng, yn
5) vou, tchin	28) sin, mao
6) ki, sse	29) gin, tchin
7) keng, ou	30) kouey, sse
8) sin, ouey	31) kia, ou
9) gin, chin	32) y, ouey
10) kouey, yeou	33) ping, chin
11) kia, su	34) ting, yeou
12) y, hay	35) vou, su
13) ping, tse	36) ki, hay
14) ting, tcheou	37) keng, tse
15) vou, yn	38) sin, tcheou
16) ki, mao	39) gin, yn
17) keng, tchin	40) kouey, mao
18) sin, sse	41) kia, tchin
19) gin, ou	42) y, sse
20) kouey, ouey	43) ping, ou
21) kia, chin	44) ting, ouey
22) y, yeou	45) vou, chin
23) ping, su	46) ki, yeou

26) Observations mathématiques et astronomiques etc. tirées des anciens livres chinois T. II. p. 11 seq. 27) *Bayeri* hist. regni Graec. Bactr. p. 135. Hiermit übereinstimmend heißt es in den mémoires concernant l'histoire etc. des Chinois T. II. p. 164: la méthode d'intercaler a varié, mais elle a toujours eu lieu. Der Grund dieser Verschiedenheit mag zum Theil an der Berechnungsart der Chinesen liegen, die man in den observations mathém. T. II. p. 14 angeführt findet. 28) Observat. mathém. T. II. p. 174. Auch sollen sie die zwölf Monate nach den später zu erwähnenden zwölf tchi bezeichnen, ebend. p. 135.

29) Nach Gaubil (traité de la chronol. chinoise p. V.) sollen die zehn kan ehemals ein Cyklus von zehn Tagen gewesen sein. 30) Nach ebendemselben sollen die zwölf tchi einen Cyklus von zwölf Jahren bilden. 31) Die zwölf tchi haben bei den Chinesen noch besondere Namen, die von Thieren entlehnt sind. Sie heißen nach der Reihe: die Ratte (chou), der Ochs (nieou), der Tiger (hou), der Hase (tou), der Drache (houn), die Schlange (chi), das Pferd (ma), das Schaf (yan), der Affe (heou), die Henne (ki), der Hund (keou), das Schwein (tchou).

47) keng, su	54) ting, sse
48) sin, hay	55) vou, ou
49) gin, tse	56) ki, ouey
50) kouey, tcheou	57) keng, chin
51) kia, yn	58) sin, yeou
52) y, mao	59) gin, su
53) ping, tchin	60) kouey, hay.

Dieser Cyklus von 60 Jahren dreimal wiederholt, gibt eine andere Periode von 180 Jahren, welche die Chinesen sane-yuene oder dreifaches Princip nennen. Eine andere Periode ist die von 60.180 oder 10,800 Jahren, welche mit zwölf multiplicirt die große Periode von 129,600 Jahren gibt. Die drei letzten Perioden sind jedoch viel jünger als die 60jährige. Der 60tägige Cyklus hat dieselben Namen wie der 60jährige und beide zusammen dienen zur Firirung eines bestimmten Tages. So z. B. ist der 4. März des Jahres 1726 der Tag Kia tse im Jahre ping tchin.

Auch die Japanesen, deren Zeitrechnung im Wesentlichen mit der chinesischen übereinstimmt, haben den 60jährigen Cyklus, nur bezeichnen sie die einzelnen Jahre auf andere Weise. Sie haben nämlich statt der zehn kan und zwölf tchi, zehn Elemente, indem sie die eigentlichen fünf Elemente in ältere und jüngere eintheilen und die zwölf Zeichen des Thierkreises. Die Elemente sind

Ki-no-ye / Ki-no-to	bedeutet Holz.
Fi-no-ye / Fi-no-to	" Feuer
Tsou-tsi-no-ye / Tsou-tsi-no-to	" Erde
Kan-no-ye / Kan-no-to	" Gold
Misou-no-ye / Misou-no-to	" Wasser.

Die zwölf Zeichen heißen:

1) Ne das Schwein.	7) Ouma, das Pferd.
2) Ous, die Kuh.	8) Fitsousi, das Schaf.
3) Torra, der Tiger.	9) Sar, der Affe.
4) Ou, der Hase.	10) Torri, der Hahn.
5) Tats, der Drache.	11) In, der Hund.
6) Mi, die Schlange.	12) I, das Schwein[32]).

Weder bei den Chinesen, noch bei den Japanern findet sich ein Grund, weswegen sie grade 60 Jahre zu einem Cyklus vereinigen. Es scheint daher, daß sie diesen Cyklus erst durch die Inder kennen gelernt haben, bei welchen er aus astronomischen Betrachtungen hervorgegangen ist. Dies führt uns unmittelbar zur Betrachtung der Jahresrechnung der Inder.

Zum genauern Verständnisse derselben muß ich zuerst Folgendes vorausschicken. Die Inder theilen den Thierkreis, wie wir, in 360 Theile, ansa, von welchen je 30 ein Zeichen ausmachen. Diese Zeichen heißen[33]):

1) Mesha, Widder.
2) Vrisha, Stier.
3) Mithuna, Zwillinge.
4) Carcata, Krebs.
5) Sinha, Löwe.
6) Canyà, Jungfrau.
7) Tulà, Wage.
8) Vrishichica, Skorpion.
9) Dhanus, Bogen (Schütze).
10) Macara, ein Seethier (Steinbock).
11) Cumbha, Wassergefäß (Wassermann).
12) Mina, Fisch.

Zugleich theilten sie auch früher, wie es die Araber noch thun, den Thierkreis in 27 gleiche Theile, nacshatra genannt, sodaß jeder Theil 13° 20′ enthielt; weil der Mond in ungefähr 27 Tagen denselben durchläuft. Später hat man 28 Theile eingeführt; sie heißen[34]):

1) Aswinì	15) Swàti
2) Bharanì	16) Visác'hà
3) Criticà	17) Anurádhà
4) Róhini	18) Jyesht'hà
5) Mrigasiras	19) Múla.
6) Árdrà	20) Púrváshádhá
7) Punarvasu	21) Uttaráshádhà
8) Pushya	22) Abhijit
9) Asléshà	23) Sravanà
10) Maghà	24) Dhanishtà
11) Púrva p'halguni	25) Satabhishà
12) Uttara p'halguni	26) Púrvabhadrapadá
13) Hasta	27) Uttarabhadrapadá
14) Chitrà	28) Révatì.

Die erst später eingeführte nacshatra ist abhijit. Uttaráshádhá umfaßt jetzt 10°, abhijit 5° und sravana 11° 40′; von den übrigen nacshatra enthält jede, wie früher, 13° 20′.

Der Tag wird in 60 Stunden, dàndà, die Stunde in 60 Minuten, die Minute in 60 Sekunden, die Sekunde in 60 Tertien getheilt; der astronomische Tag beginnt mit Mitternacht, der bürgerliche mit dem darauf folgenden Sonnenaufgange.

Der Inder haben nun zuerst ein astronomisches Sonnenjahr, das sava Jahr, und zwar ist es ein siderisches. Es beginnt mit dem Zeitmomente, wenn die Sonne in das Sternbild des Widders tritt. Der Anfang dieses Jahres durchläuft daher die Jahreszeiten. Die Länge desselben wird bei den indischen Schriftstellern aus verschiedenen Zeiten nicht ganz übereinstimmend angegeben. Nach einem der berühmtesten indischen Werke, der súrya siddhanta, ist sie in mittlerer Sonnenzeit ausgedrückt,

= 365 T. 15 St. 31′ 31″ 24‴ nach indischem,
oder = 365 T. 6 St. 12′ 36″ 33‴ nach europäischem

32) Mémoires et anecdotes sur la dynastie regnante des djogouns, par M. *Titsingh*, publié par M. *Abel Remusat* p. 285 sq. 33) Nach Bentley (Asiat. Research. 8, 186) finden sich diese zwölf Zeichen zuerst bei Brahma Gupta, einem indischen Astronomen, der um das Jahr 527 unserer Zeitrechnung lebte.

34) Die Bedeutung dieser Namen findet man in Asiat. Res. Vol. II. p. 294. Die meisten sind von Thieren und Hausgeräthen entlehnt.

Zeitmaße. Nach der siddhánta sirómani, einem andern astronomischen Werke, ist sie

= 365 T. 15 St. 30′ 22″ 30‴ indisch,
oder 365 T. 6 St. 12′ 9″ europ.

Die Braminen, von welchen Legentil [35]) Kunde hatte, nahmen dessen Länge zu

365 T. 15 St. 31′ 15″ indisch
oder 365 T. 6 St. 12′ 30″ europ.

an; dieselbe Jahreslänge liegt auch den Kalendern zu Grunde, von welchen Walter Nachricht gibt [36]).

Dieses Jahr wird in zwölf Monate, saura, getheilt, sodaß jeder Monat die Zeit umfaßt, während welcher die Sonne ein Zeichen durchläuft. Die Monate sind daher, wegen des ungleichen Laufes der Sonne, auch ungleich groß, und enthalten, neben den ganzen Tagen, auch Bruchtheile. Die Namen der Monate sind [37]):

1) Aswina	7) Chaitra
2) Cártica	8) Vaisác'ha
3) Márgasirsha	9) Jyaisht'ha
4) Pausha	10) Ashádhà
5) Magha	11) Srávana
6) P'hálguna	12) Bhádra.

Indessen fällt jetzt der Anfang des Jahres auf den Monat Chaitra.

Nach Legentil ist das Jahr auf folgende Weise unter die zwölf Monate vertheilt. In indischem Zeitmaße ausgedrückt enthält:

Chaitra .	30	T.	55	St.	32′	0″	
Vaisác'ha	31	-	24	-	12′	0″	
Jyaisht'ha	31	-	36	-	38′	0″	
Ashád'hà	31	-	28	-	12′	0″	
Srávana .	31	-	2	-	10′	0″	
Bhádra .	30	-	27	-	22′	0″	
Aswina .	29	-	54	-	7′	0″	
Cártica .	29	-	30	-	24′	0″	
Márgasirsha	29	-	20	-	53′	0″	
Pausha .	29	-	27	-	16′	0″	
Mágha .	29	-	48	-	24′	0″	
P'halguna	30	-	20	-	21′	15″	
	365	T.	15	St.	31′	15″	

Neben diesem astronomischen Jahre haben die Inder auch noch ein bürgerliches Sonnenjahr. Dieses ist eigentlich nur das dem bürgerlichen Gebrauche besser angepaßte astronomische und wird fortwährend durch dieses corrigirt. Es besteht nämlich ebenfalls aus zwölf Monaten, jeder bürgerliche Monat wird aber auf folgende Weise aus dem astronomischen bestimmt. Der astronomische Monat beginnt mit dem Eintritte der Sonne in ein bestimmtes Zeichen des Thierkreises. Geschieht nun dieser Eintritt zwischen Sonnenaufgang und Mitternacht, so beginnt der bürgerliche Monat mit dem nächstfolgenden Sonnenaufgange. Hat aber dieser Eintritt zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang statt, so wird der ganze folgende Tag und die folgende Nacht zu dem vorhergehenden bürgerlichen Monate gerechnet [38]). Hieraus folgt, daß ein und derselbe Monat in verschiedenen Jahren eine ungleich lange Dauer haben kann, und ferner daß das bür-

35) Vgl. dessen Voyage dans la mer de l'Inde T. I. p. 230.
36) Cf. *Euler* de anno Indor solari p. 201 in *Bayeri* hist. regni Graec. Bactr. Andere Bestimmungen der Jahreslänge findet man in Bentley's Abhandlung on the antiquity of the súrya siddhánta (Asiat. Res. Vol. 6), sowie auch die Methode, nach welcher die indischen Astronomen, zu verschiedenen Zeiten, die Länge des Jahres bestimmt haben. 37) Diese Namen sind von den nacshatra 1, 3, 5, 8, 10, 12, 14, 16, 18, 21, 23, 26 abgeleitet. Sie scheinen früher nur als Mondmonatsnamen gebraucht worden zu sein und zwar sollen die Namen von den nacshatra entlehnt sein, in welchen sich der Mond, von einem bestimmten Punkte ausgehend, als Vollmond zeigte. Denn wiewol der Vollmond nicht immer auf diese bestimmte nacshatra traf, so konnte die Abweichung doch nicht mehr als eine vorhergehende oder folgende nacshatra antreffen und wenn z. B. der Vollmond auf eine der drei nacshatra, Hasta, Chitrà oder Swati traf, so wurde der Monat in jedem Falle Chaitra genannt; vgl. Asiat. Res. Vol. 3. p. 226.

38) Dies ist wenigstens die Regel, nach welcher die zu Calcutta und Balia erscheinenden Kalender berechnet werden; in andern Gegenden läßt man in allen Fällen den bürgerlichen Monat mit dem Sonnenaufgange beginnen, der unmittelbar auf den Eintritt der Sonne in das Zeichen folgt. Nach einer dritten Regel wird der bürgerliche Kalender in den Gegenden berechnet, auf welche sich Walter's Nachrichten in Bayer's hist. regni Graec. Bactr. beziehen. Aus den Angaben über die Dauer der Monate (S. 159) in den Jahren 1727 bis 1732 und die Anfänge der entsprechenden astronomischen Jahre (S. 168) folgt, daß man dort den bürgerlichen Monat mit dem Sonnenaufgange des Tages, auf welchen der astronomische Monatsanfang trifft, oder mit dem Sonnenaufgange des folgenden beginnt, je nachdem der astronomische Monat vor oder nach Mitternacht beginnt, d. h. man fängt dort den bürgerlichen Monat immer mit dem Sonnenaufgange an, zwischen welchem und dem Anfange des astronomischen Monats weniger als ein halber Tag, oder 30 indische Stunden, enthalten sind. Aus den Angaben (S. 186) geht hervor, daß die Länge der astronomischen Monate dort genau so angenommen wird, wie ich sie oben nach Legentil mitgetheilt habe (nur muß man statt Maji initium est hora 2849′ lesen 2749′). Hiernach kann man leicht die Länge des bürgerlichen Jahres und die Dauer seiner einzelnen Monate berechnen. Nach Walter begann z. B. im J. 1729 das indische astronomische Jahr den 1. April Mittag 16 St. 46′ (die Stunden werden hier immer von Sonnenaufgang an gerechnet), und es enthält, in dem entsprechenden bürgerlichen Jahre, der erste Monat 31 T., der zweite 32 T., der dritte 31 T., der vierte 32 T., der fünfte 31 T., der sechste 30 T., der siebente 30 T., der achte 30 T., der neunte 29 T., der zehnte 29 T., der eilfte 30 T., der zwölfte 31 Tage. Die Rechnung stellt sich folgendermaßen: Das bürgerliche Jahr begann mit Sonnenaufgang des Tages, auf welchen der Anfang des astronomischen Jahres fiel.

Anfang des astr. Monats.	nach Tagen des bürgerlichen Jahres	Daher beginnt der bürgerliche Monat	im bürgerlichen Jahre	Dauer des bürgerlichen Monats.
Chaitra	0 T. 16 St. 46′	Chaitra	am 1. Tage	31 Tage
Vais.	31 „ 12 „ 18′	Vais.	„ 32. „	32 „
Jyaisht.	62 „ 36 „ 30′	Jyaisht.	„ 64. „	31 „
Ash.	94 „ 13 „ 8′	Ash.	„ 95. „	32 „
Srav.	125 „ 41 „ 20′	Srav.	„ 127. „	31 „
Bhad.	156 „ 43 „ 30′	Bhad.	„ 158. „	30
Aswina	187 „ 10 „ 52′	Aswina	„ 188. „	30
Cart.	217 „ 4 „ 59′	Cart.	„ 218. „	30
Marg.	246 „ 35 „ 23′	Marg.	„ 248. „	2
Pausha	275 „ 56 „ 16′	Pausha	„ 277. „	2
Magha	305 „ 25 „ 32′	Magha	„ 306. „	[illegible]
P'halg.	335 „ 11 „ 56′	P'halg.	„ 336. „	3
Chaitra	365 „ 32 „ 17′ 15″	Chaitra	„ 367. „	

gerliche Jahr zuweilen 366 Tage enthalten wird; in diesem Falle ist jedoch das Jahr keinesweges ein Schaltjahr in dem Sinne, wie wir dieses Wort gebrauchen.

Eine besondere Eintheilung des Jahres ist die in 360 Theile, indem jeder Theil die Zeit umfaßt, während welcher die Sonne durch einen Grad der Ekliptik geht. Diese Eintheilung wird jedoch nur von den Astronomen angewandt; das Jahr heißt alsdann **saura**.

Weit älter als das Sonnenjahr scheint das indische Mondjahr zu sein, was schon daraus erhellt, daß es, später als das Sonnenjahr erdacht, unnütz gewesen wäre. Es sind aber auch nach demselben die indischen Feste[39]) geordnet, während es nie in chronologischer Beziehung gebraucht wird. Dieses Jahr besteht aus zwölf synodischen Monaten. Die Länge eines solchen Monats ist nach der **súrya siddhánta**

$= 29$ T. 12 St. 44′ $2\frac{1}{2}''$ europ.

und daher die Dauer des Mondjahrs = 354 T. 8 St. 48′ $33\frac{1}{4}''$. Diese Zeit theilen aber die Inder in 360 Theile, **tithi**, sodaß jeder Theil die Zeit umfaßt, während welcher der Mond zwölf Grade durchläuft. Jeder Monat hat 30 **tithi** oder jeder halbe Monat, **pacsha**, enthält 15. Wenn man daher häufig die Bemerkung findet, daß das indische Mondjahr 360 Tage enthält, so muß man sich wohl hüten, hierunter Sonnentage zu verstehen. Die Monate werden meistens von einem Neumonde bis zum nächsten gerechnet; ein solcher Monat heißt **muc'hya chándra** und es beginnt alsdann das Jahr mit dem Neumonde des Monats **Chaitra**. In manchen Gegenden rechnet man jedoch den Monat von einem Vollmonde zum andern, alsdann heißt er **gauná chándra**. Die Ausgleichung des Sonnen- und Mondjahrs wird auf ganz eigenthümliche Weise bewerkstelligt. Im Allgemeinen erhält der Mondmonat seinen Namen von dem Sonnenmonate, in welchem er beginnt. Da aber die meisten indischen Sonnenmonate größer, als ein synodischer Mondmonat sind, so kann es vorkommen, daß der Anfang zweier Mondmonate in denselben Sonnenmonat fällt; alsdann erhalten diese zwei Mondmonate denselben Namen, sodaß der zweite als ein eingeschalteter anzusehen ist. Wenn z. B. während des Sonnenmonats **Chaitra** zwei Neumonde eintreten, so heißen die beiden entsprechenden Mondmonate **Chaitra** und erst der folgende wird **Vaisác'ha** genannt. Es kann daher zuweilen auch vorkommen, daß in einem Jahre zwei solche Schaltmonate gezählt werden, d. h. zwei Monate doppelt vorkommen; in diesem Falle wird aber ein anderer Mondmonat ganz ausfallen, weil während eines ganzen Sonnenmonats, der kleiner als ein synodischer Monat ist, wie z. B. **Pausha**, gar kein Neumond eintreten wird[40]). Auf diese Weise gleicht sich immer in wenigen Jahren Mond- und Sonnenjahr hinlänglich aus[41]).

Ich will hier noch bemerken, daß die Inder früher das Jahr in sechs Jahreszeiten theilten, welche folgendermaßen durch die jährliche Bewegung der Sonne durch die **nacshatra** bestimmt werden. Die Jahreszeit **Sisira** dauert vom ersten Punkte **Dhanisht'há's** bis zur Mitte von **Révatí**, die Jahreszeit **Vasanta** von da an bis zum Ende **Róhiní's**; dann beginnt die Jahreszeit **Grishma** und dauert bis zur Mitte **Asléshá's**, hierauf folgt die Jahreszeit **Varshá** bis zum Ende **Hasta's**, von da an bis zur Mitte **Jyésht'há's** dauert die Jahreszeit **Sarad**, und hierauf folgt die Jahreszeit **Hémanta**, welche bis zum Ende **Sravaná's** geht[42]). Diesen Jahreszeiten entsprechen die alten Namen der Sonnenmonate: **Madhu, Mádhava, Sucra, Suchi, Nabhas, Nabhasya, Isa, Urja, Sahas, Sahasya, Tapas, Tapasya** (**Asiat. Res. Vol. III. p. 258.**)

Von besonderer Wichtigkeit für die indische Chronologie ist noch eine andere Art von Jahresrechnung, nämlich das Jupiterjahr, **Vrihaspati mána**, mit welchem es folgende Bewandtniß hat. Es scheint nämlich, daß man in uralter Zeit glaubte, die siderische Umlaufszeit des Jupiter betrüge genau zwölf Sonnenjahre; man bildete daher einen Cyklus von zwölf solchen Jahren, den man den Jupitercyklus nannte. Später bildete man einen Cyklus von 60 Jahren; aus welchen Gründen man aber den zwölfjährigen Cyklus nicht zureichend fand, wird nicht angegeben. So viel ist jedoch gewiß, daß man von der Ansicht ausgegangen sein muß, es enthielten 60 Jupiterjahre eine runde Zahl von Sonnenjahren. Wir finden nämlich bei dem indischen Astronomen **Varáhamihira** folgende Regel: Das erste Jahr des 60jährigen Cyklus, welches **Prabhava** heißt, beginnt, wenn in dem (Mond-) Monate **Mágha**, Jupiter mit der Sonne im ersten Grade der **nacshatra Dhanisht'há** aufgeht. Würden nun 60 Jupiterjahre nicht eine runde Zahl von Sonnenjahren enthalten, so könnten unmöglich Sonne und Mond nach dieser Zeit wieder in demselben Punkte zusammenkommen. Wollte man aber mit Davis (**Asiat. Res. III. 224**) annehmen, daß diese Regel auf der Ansicht beruht, daß 60 Jupiterjahre, oder die Zeit von fünf Umläufen des Jupiter, so viel als 60 Sonnenjahre sind, so ließe sich kein Grund angeben, weswegen man neben dem bekannten zwölfjährigen Cyklus noch einen 60jährigen, der nicht mehr leistete, einführte. Mir scheint daher der 60jährige Cyklus in einer Zeit erfunden worden zu sein, in welcher man den Lauf des Jupiter schon genauer kannte, und annahm, daß die Zeit seines siderischen Umlaufs $11\frac{4}{5}$ Sonnenjahre oder (mit Vernachlässigung der Bruchtheile) eilf Jahre 292 T. beträgt, was nur um ungefähr 23 Tage von der Wahrheit abweicht, sodaß also, nach dieser Annahme, die Zeit von fünf Umläufen des Jupiter oder 60 Jupiterjahre, wenn man den zwölften Theil eines Umlaufs ein Jupiterjahr nennt, 59 Sonnenjahre betrugen. Dem sei nun, wie ihm wolle, so hat in jedem Falle jetzt,

39) Einen solchen Festkalender hat Jones mitgetheilt, Asiat. Res. Vol. III. p. 257 sq.

40) *Bailly*, hist. de l'astr. anc. p. 320, *Davis* in Asiat. Res. III. p. 227.

41) Auf Misverständniß dieser Einrichtung beruht wahrscheinlich die Nachricht bei Dow (hist. of Hindostan. p. XLV.), daß die Inder das Jahr zu 360 Tagen annehmen und einen Monat einschalten, wenn die am Sonnenjahre fehlenden Tage und Bruchtheile sich zu einem Mondmonate angehäuft haben.

42) Asiat. Res. Vol. II. p. 394.

nachdem die Inder den Lauf des Jupiter genauer kennen gelernt haben, auch das Jupiterjahr eine andere Bedeutung erhalten, wiewol man den Cyklus von 60 Jupiterjahren beibehalten hat. Verschiedene indische Astronomen geben die Dauer der siderischen Umlaufszeit verschieden an, jedoch weichen diese Bestimmungen nicht sehr von einander ab. Nach Aryabhatta macht Jupiter in 4,320,000 Sonnenjahren 364,224 Umläufe, nach der súrya siddhánta 364,220 Halten wir uns zunächst an die letzte Angabe, so beträgt die Umlaufszeit des Jupiter 4332 T. 19 St. 14′ 20″ indisch oder 4332 T. 7 St. 41′ 44″ europ., was nur um wenige Stunden von unsern früheren Angaben abweicht. Der zwölfte Theil dieser Zeit ist ein Jupiterjahr, welches daher beinahe 361 T. 1 St. 36′ 12″ indisch oder 361 T. 0 St. 38′ 29″ europ. enthält, und 60 Jupiterjahre machen den 60jährigen Cyklus aus [43]).

Die einzelnen Jahre dieses Cyklus haben besondere Namen; sie heißen der Reihe nach: [44])

1) Prabhava	31) Hémalamva
2) Vibhava	32) Vílamva
3) Sucla	33) Vicári
4) Pramóda	34) Sarvari
5) Prajápati	35) Plava
6) Angira	36) Subhacrit
7) Srímuc'ha	37) Subhana
8) Bhává	38) Crádhi
9) Yuvá	39) Viswávasu
10) Dhátá	40) Parábhava
11) Iswara	41) Plavanga
12) Bahudhanya	42) Cílaga
13) Pramát'hi	43) Sáumya
14) Vicrama	44) Sádhásana
15) Bhrisya	45) Viródhacrit
16) Chitrabhánu	46) Paridhávi
17) Subhánu	47) Pramádi
18) Tárana	48) Ananda
19) Párthiva	49) Rácshasa
20) Vyaya	50) Anala
21) Sarvajit	51) Pingala
22) Sarvadhári	52) Cálajucta
23) Viródhi	53) Sidhánti
24) Vicrita	54) Raudra
25) C'hara	55) Durmati
26) Nandana	56) Dundubhi
27) Vijaya	57) Rudhiródgári
28) Jaya	58) Ractácsha
29) Manmat'ha	59) Cródhana
30) Durmuc'ha	60) Cshaya.

Der 60jährige Cyklus ist in fünf Cyklen, juga, von zwölf Jahren getheilt. Sie heißen nach der Reihe:

samvatsara
parivatsara
idavatsara
anuvatsara
udravatsara.

Die Inder bedienen sich zwar zuweilen [45]) des 60jährigen Cyklus zu chronologischen Bestimmungen, aber keineswegs so ausschließlich, wie die Chinesen, vielmehr wenden sie am häufigsten die Äre cali juga oder die Äre sáca, welche auch die Äre des Sáliváhana heißt, an. Beide werden nach astronomischen Sonnenjahren berechnet. Die Äre cali juga beginnt 3101 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, und die Äre sáca 78 Jahre n. Chr. Als Vergleichungspunkt mit unserer Zeitrechnung kann die Angabe dienen, daß das Jahr 4900 cali juga den 12. April 1799 Nachmittag vier Uhr 51′ 46″, nach dem pariser Meridian, endigte [46]). Eine dritte Äre, die des Vicramaditya, beginnt 56 Jahre v. Chr. Um zu erfahren, welchem Jahre des Jupitercyklus ein Jahr der kalijugaschen Äre entspricht, muß man die Anzahl der verflossenen kalijuga'schen Jahre in Jupiterjahre verwandeln und mit 60 dividiren; der Rest gibt das abgelaufene Jahr des Jupitercyklus [47]). Man setzt hierbei voraus, daß mit dem Anfange der Äre Kalijuga auch ein Jupitercyklus begann.

Die Einwohner von Java scheinen, ehe sie mit den Indern in Berührung kamen, zweierlei Jahre, ein bürgerliches und ein ökonomisches, gehabt zu haben. Das bürgerliche Jahr bestand aus 210 Tagen und war in 30 Theile, Wuku, getheilt. Das ökonomische Jahr wird noch immer in Java und Bali bei ökonomischen Verrichtungen gebraucht. Es besteht aus 360 Tagen, die in zwölf Monate, Mangsa, von ungleicher Länge getheilt werden. Diese heißen:

1) Koso	hat	41 Tage	7) Kapitu	hat	41 Tage
2) Karo	.	23 -	8) Kawolu		26 -
3) Katigo	.	24 -	9) Kasongo		25 -
4) Kapot	.	24 -	10) Kasapuhluh		25 -
5) Kalino	.	26 -	11) Dasto	.	23 -
6) Kanam	.	41 -	12) Sodo	.	41 -

Die ersten zehn Namen sind die ersten zehn Ordnungszahlen in der auf Java gebräuchlichen Sprache, die Namen des eilften und zwölften Monats aber sind unbekannten Ursprungs. Es scheint daher, als hätte man früher auf Java, wie im alten Rom, ein zehnmonatliches

43) Schon der Commentar zu Varáhamihira bemerkt, daß Manche irrthümlich glauben, das Sonnenjahr und Jupiterjahr seien gleich groß, woraus sich auch der chinesische Cyklus von 60 Sonnenjahren erklärt. 44) Ich habe es für überflüssig gehalten, die Bedeutung aller dieser Namen herzusetzen. So z. B. bedeutet der erste Ursprung, der zweite Substanz rc. Es sollen die Namen der 60 Kinder des Königs Sugara-Sacravarti (*Bayer* hist. reg. Graec. Bactr. p. 170) oder eines Braminen Parasader (ibid. p. 196) sein.

45) So z. B. in der Schenkungsacte (Asiat. Res. I. 363), wo es heißt, in der Mitte des Jahres Pingala, wenn 939 Jahre seit der Zeit des Königs Sáca verflossen waren. 46) Es versteht sich von selbst, daß bei der Vergleichung europäischer und indischer Zeitangaben kleine Verschiedenheiten vorkommen müssen, wenn man die Länge des indischen Sonnenjahres nach verschiedenen Angaben bestimmt. 47) Die Angaben der Inder weichen indessen oft bedeutend von einander ab, was gewöhnlich daher zu rühren scheint, daß man Sonnenjahre und Jupiterjahre verwechselt hat; cf. Asiat. Res. Vol. III. p. 215 und Phil. Transact. for the year 1790 p. 582.

Jahr gehabt, welches erst später in ein zwölfmonatliches überging. Der Anfang des Jahres fällt auf das Wintersolstitium (wonach also dort eine Schaltmethode in Gebrauch sein müßte, wiewol sie nicht erwähnt wird). Den zwölfjährigen indischen Cyklus kennt man wol dort, der 60jährige dagegen soll auf keiner der indischen Inseln bekannt sein.

Die Bugi, der civilisirteste und stärkste Volksstamm auf Celebes, haben neben dem Muhammedanischen Mondjahre, was jetzt im Gebrauche ist, früher ein Jahr von zwölf Monaten und 365 Tagen gehabt. Die Monate heißen:[48])

1) Sarawana	hat 30 Tage	7) Mangasutewe	hat 30 T.
2) Padrowanae	30 -	8) Mangalompae	31 -
3) Sujewi	30 -	9) Nayae . . .	30 -
4) Pachekae	31 -	10) Palangunae .	30 -
5) Pasae . .	31 -	11) Besakae . .	30 -
6) Mangaserang	32 -	12) Jetae . . .	30 -

Die indischen Cyklen kennt man dort nicht[49]).

Eine sehr merkwürdige Jahresrechnung ist die der Merikaner, welche ich schon früher berührt habe und um so mehr ausführlich behandeln zu müssen glaube, da die einzige Quelle, aus welcher eine gründliche Einsicht in dieselbe geschöpft werden kann, zu den seltenen Büchern gehört[50]). Sie hatten zweierlei Jahre, ein Sonnenjahr und ein Mondjahr. Das Sonnenjahr heißt Tonalpohualli, wörtlich Sonnenrechnung. Es besteht aus 18 Monaten, von denen jeder 20 Tage enthält, also im Ganzen aus 360 Tagen, an welche jedesmal, wie bei den Ägyptern und Persern, noch fünf angehängt werden, die sie Nemontemi oder unnütze nennen, weil während derselben Nichts gearbeitet und überhaupt kein Geschäft getrieben wurde, indem diese Tage als unglückliche betrachtet wurden. Die 20 Tage des Monats wurden einzeln mit besondern Namen bezeichnet. Sie heißen[51]):

1) Cipactli, ein Seethier.	12) Malinalli, eine Pflanze.
2) Ehecatl, Wind.	13) Acatl, Rohr.
3) Calli, Haus.	14) Ocelotl, Tiger.
4) Cuetzpalin, Eidechse.	15) Quauhtli, Adler.
5) Cohuatl, Schlange.	16) Cozcaquauhtli, schöngefiederter Adler.
6) Miquiztli, Tod.	17) Ollin, Bewegung der Sonne.
7) Mazatl, Hirsch.	18) Tecpatl, Kieselstein.
8) Tochtli, Kaninchen.	19) Quiahuitl, Regen.
9) Atl, Wasser.	20) Xochitl, Blume.
10) Izcuintli, Hund.	
11) Ozomatli, Affe.	

Die 18 Monate heißen[52]):

1) Tititl Itzcalli	10) Hueytecuilhuitl
2) Itzcalli Xochilhuitl	11) Micailhuitontli
3) Xilomanaliztli	12) Hueymicailhuitl
4) Tlacaxipehualiztli	13) Ochpaniztli
5) Tozoztontli	14) Pachtli
6) Hueytozoztli	15) Hueypachtli
7) Toxcatl	16) Quecholli
8) Etzaqualiztli	17) Panquetzaliztli
9) Tecuilhuitontli	18) Atemoztli.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß dieses Jahr von 365 Tagen keineswegs ein bewegliches Sonnenjahr ist, sondern vielmehr durch eine Einschaltung von 25 Tagen in 104 Jahren mit bedeutender Genauigkeit, mit dem tropischen Jahre ausgeglichen wird. Ich will hier das Genauere dieser Einrichtung mittheilen. Die Merikaner hatten einen Cyklus von 52 Jahren, den sie Xiuhmoilpilli, d. h. eine Reihe von Jahren, nannten. Dieser Cyklus wurde in vier Perioden, Tlalpilli, von je 13 Jahren, getheilt. Zwei solche Cyklen bildeten einen größern Cyklus von 104 Jahren, der Ce Huehuetiliztli, d. h. ein Zeitraum, ein Säculum, genannt wurde. Im ersten 52jährigen Cyklus wurde der Tag von Mitternacht bis Mitternacht gerechnet. War man nun an das Ende des letzten Tages des letzten Jahres im Cyklus gekommen, so legte man noch 12½ Tage zu, sodaß der Cyklus mit Mittag endigte. Nun begann der zweite 52jährige Cyklus. In diesem wurden die Tage von Mittag bis Mittag gerechnet. War man nun an das Ende des letzten Tages des letzten Jahres dieses Cyklus gekommen, so legte man wieder 11½ Tage zu, sodaß dieser Cyklus mit Mitternacht endigte, und nun begann wieder der dritte 52jährige Cyklus.

Die einzelnen Jahre des 52jährigen Cyklus wurden auf folgende Weise durch besondere Namen bezeichnet. Man wendete hierzu die ersten 13 Zahlen an, diese heißen: Ce = 1, Ome = 2, Yei = 3, Nahui = 4, Macuilli = 5, Chicuacem = 6, Chicome = 7, Chicuei = 8, Chicuhnahui = 9, Matlactli = 10, Matlactli ozce = 11, Matlactli Omome = 12, Matlactli omey = 13, und ferner die vier Wörter Tochtli oder Kaninchen, Acatl oder Rohr, Tecpatl oder Kieselstein, Calli oder Haus. Die 13 Zahlen wurden nun viermal wiederholt und jeder Zahl eins von diesen Wörtern nach der Reihe zugegeben. In der ersten 13jährigen Periode haben daher die Jahre folgende Namen:

1) Ce Tochtli	8) Chicuei Calli
2) Ome Acatl	9) Chicuhnahui Tochtli
3) Yei Tecpatl	10) Matlactli Acatl
4) Nahui Calli	11) Matlactli Orze Tecpatl
5) Macuilli Tochtli	12) Matlactli Onome Calli
6) Chicuacem Acatl	13) Matlactli Omey Tochtli
7) Chicome Tecpatl	

Die zweite 13jährige Periode beginnt nun mit Ce Acatl, die dritte mit Ce Tecpatl, die vierte mit Ce

48) In den meisten dieser Namen sind die indischen Monatsnamen zu erkennen. So ist Palangunae = P'hâlguna, Besakae = Vaisâc'ha, Jetae = Jyaisht'ha, Sarawana = Srâvana, Padrowanae = Bhâdra (bhadrapadâ), Pasae = Pausha. 49) *Crawfurd*, history of the Indian archipelago. 50) Es heißt: Saggio dell' Astronomia Cronologia e Mitologia degli antichi Messicani. Opera di *D. Antonio Leon e Gama* (Roma 1804). 51) Alle folgenden merikanischen Wörter müssen wie spanische ausgesprochen werden. 52) Die Bedeutung dieser Namen und einige andere Monatsnamen findet man in dem erwähnten Saggio etc. p. 90 sq.

Calli, und es ist hieraus leicht abzunehmen, wie die übrigen Jahre heißen.

In welcher Jahreszeit der 52jährige Cyklus begann, ist bis jetzt noch nicht festgestellt, wahrscheinlich fiel der Anfang, wie der unseres Jahres, in die Nähe des Wintersolstitiums [53]).

Das Mondjahr, welches die Mexikaner Metztlapohualli, d. h. Mondrechnung, nennen, besteht aus 260 Tagen und ist ein Ritualjahr, nach welchem die Priester die Feste bestimmten. Es wird in 20 Monate getheilt, von denen jeder 13 Tage enthält. Die Mexikaner haben nämlich den Begriff des Monats so gefaßt, daß er die Zeit begreift, während welcher der Mond des Nachts über dem Horizonte sichtbar ist. Die Mondmonate scheinen keine besondern Namen gehabt zu haben. Die einzelnen Tage des Mondjahrs wurden aber auf folgende Weise unterschieden. Man wiederholte nämlich die ersten 13 Zahlen 20mal und setzte jeder Zahl, nach der Reihe, einen von den 20 Namen der Monatstage des Sonnenjahres zu. Die ersten Namen lauteten daher, wie folgt:

Erster Monat	Zweiter Monat.
1) Ce Cipactli	1) Ce Ocelotl
2) Ome Ehecatl	2) Ome Quauhtli
3) Yei Calli	3) Yei Cozcaquauhtli
4) Nahui Cuetzpalin	4) Nahui Ollin
5) Macuilli Cohuatl	5) Macuilli Tecpatl
6) Chicuace Miquiztli	6) Chicuace Quiahuitl
7) Chicome Mazatl	7) Chicome Xochitl
8) Chicuei Tochtli	8) Chicuei Cipactli
9) Chicunahui Atl	9) Chicuhnahui Ehecatl
10) Matlactli Itzcuintli	10) Matlactli Calli
11) Matlactli Once Ozomatli	11) Matlactli Once Cuetzpallin
12) Matlactli Onome Malinalli	12) Matlactli Onome Cohuatl
13) Matlactli Omey Acatl	13) Matlactli Omey Miquiztli etc.

Zu chronologischen Bestimmungen wandten die Mexikaner den 104jährigen Cyklus an. Als Vergleichungspunkt kann die Angabe dienen, daß das Jahr 1519 unserer Zeitrechnung auf das Jahr Ce Acatl, das erste in der zweiten 13jährigen Periode des neunten 52jährigen Cyklus, fiel. Es waren also, seit dem Anfange dieser cyklischen Rechnung, 429 Jahre verflossen, sodaß dieser auf das Jahr 1090 der christlichen Zeitrechnung fällt.

Zum Schlusse muß ich noch die neufranzösische Zeitrechnung erwähnen. Diese bestand nur 13 Jahre. Sie wurde nach einem Beschlusse des Convents den 22. Septbr. 1792 eingeführt und durch ein Decret Napoleon's mit dem Anfange des Jahres 1806 aufgehoben. Der Anfang des Jahres traf immer auf den mit Mitternacht beginnenden Tag, an welchem, nach astronomischer Berechnung, unter dem Meridiane der pariser Sternwarte die Herbstnachtgleiche eintrat, also auf den 22. oder 23. September. Das gewöhnliche bürgerliche Jahr enthielt 365 Tage, und zwar wurden diese so unter zwölf Monaten vertheilt, daß jeder Monat 30 Tage enthielt, am Ende des Jahres aber noch fünf Ergänzungstage (jours complémentaires, jours épagomènes) gezählt wurden. Jedes vierte Jahr zählte man sechs Ergänzungstage. Jeder Monat wurde in drei gleiche Theile, Dekaden, getheilt, jede Decade enthielt zehn Tage. Die Monate erhielten besondere Namen. Sie hießen:

1) Vendémiaire, Weinlesemonat.	7) Germinal, Keimmonat.
2) Brumaire, Nebelmonat.	8) Floréal, Blüthenmonat.
3) Frimaire, Reifmonat.	9) Prairial, Wiesenmonat.
4) Nivôse, Schneemonat.	10) Messidor, Erntemonat.
5) Pluviôse, Regenmonat.	11) Thermidor, Hitzemonat.
6) Ventôse, Windmonat.	12) Fructidor, Fruchtmonat.

Auch die einzelnen Tage jeder Dekade hatten besondere Namen, sie hießen: Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Septidi, Octidi, Nonidi, Decadi. (Man vergl. auch die Art. Calender, Ära.)

Ohne allen chronologischen Nutzen und Anwendung überhaupt ist das sogenannte große oder Platonische Jahr. Man versteht unter diesem Ausdrucke zwei ganz verschiedene Dinge, die häufig verwechselt werden. Einmal nämlich nennen die Alten großes Jahr (annus magnus, *μέγας ἐνιαυτός*) die Zeit, nach welcher Sonne und Mond nebst den fünf Planeten, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn wieder dieselbe Lage gegen einander haben [54]), oder nach welcher sie wieder an derselben Stelle in Conjunction kommen, wo sie schon einmal zusammen waren [55]). Dann versteht man auch die Zeit darunter, nach welcher die Fixsterne, vermöge der Präcession, einen ganzen Kreis um die Ekliptik beschrieben haben. Nimmt man z. B. an, daß die Sterne in 72 Jahren um einen Grad fortrücken, so würden also hierzu 360.72 oder 25,920 Jahre erfodert. Übrigens nennen die Alten jede cyklische Periode, wie z. B. die Meton'sche, ein großes Jahr. (*Stern.*)

JAHR (jurist.). Das Wort Jahr — ursprünglich einerlei mit dem altnordischen Worte Ár, die Ernte, und daher zunächst die Zeit von einer Ernte zur andern bezeichnend — wird im juristischen Sinne in der Regel so gebraucht, daß man darunter ein Sonnenjahr von 365 Tagen und Nächten versteht; außerdem aber unterscheidet man das sogenannte natürliche Jahr von dem bürgerlichen Jahre, und hat dafür nicht eine und dieselbe Berechnungsart. Denn beim natürlichen Jahre rechnet man von Monat zu Monat; also z. B. vom 1. Juli früh

53) Leon e Gama meint, der Anfang des ersten Jahres des Cyklus sei auf den 9. Januar gefallen, und da das mexikanische Jahr um einen Vierteltag kleiner als das unsere ist, so wäre hiernach der letzte Tag des letzten Jahres im Cyklus auf den 26. Decbr., oder wenn man die fünf nemontemi Tage nicht mitrechnet, auf den 21., also grade auf das Solstitium, gefallen. Es scheint mir dies aber mehr ein Rechenexempel als eine erwiesene Thatsache zu sein.

54) *Cicero,* De natura deor. II. c. 20. 55) *Censor.,* De die nat. 18. *Tacitus,* Dial. de orator. c. 16. *Stob.* ecl. phys. L. I. c. 11.

zehn Uhr, bis wieder zum 1. Juli früh zehn Uhr (computatio naturalis): beim bürgerlichen Jahre dagegen wird der erst angefangene letzte Tag schon für zurückgelegt angenommen, sobald es sich um die Foderung handelt, daß der jährliche Zeitabschnitt vollendet sei (computatio civilis). Die erstere Berechnungsart ergreift unter andern Platz bei Entscheidung der Frage, über die Beendigung einer Vormundschaft wegen des abgelaufenen Unmündigkeitstermins; ferner in Bezug auf die Verjährung der gerichtlichen Klagen u. s. w. Die andere Berechnungsart aber findet z. B. statt bei der erwerbenden Verjährung von Sachen, bei der Frage nach Erfüllung eines zu Führung gewisser Ämter nöthigen Alterstermins. Ist es zweifelhaft, welche von beiden Berechnungsarten nach dem Willen der Gesetze in einem oder dem andern Falle eintreten solle, so erhält die computatio naturalis präsumtiv den Vorzug.

Eine andere juristische Distinction im Bezug auf den Zeitabschnitt eines Jahres ist die, wonach man zwischen annus continuus und annus utilis unterscheidet. Annus continuus wird angenommen, sobald man überhaupt alle Tage eines Jahres, auch die Festtage, mitzählt und berechnet, ohne Rücksicht darauf, daß an den Festtagen kein Gericht gehalten, und also auch keine gerichtliche Klage angenommen wird. Annus utilis aber ist gemeint, sobald nur die Tage als Bestandtheile eines Jahres, d. h. einer Zeit von 365 Tagen, gezählt und berechnet werden, wo man vor Gericht erscheinen und etwas daselbst verhandeln darf. Die erstere Zählung gilt unter andern in Bezug auf die Berechnung des Trauerjahrs, die letztere aber wurde ursprünglich bei der Zeitberechnung für die Rechtswohlthat der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gebraucht.

Der Zeitraum eines Jahres ist in mehren einzelnen Fällen nach dem ausdrücklichen Willen der Gesetze eine nothwendige, genau zu beobachtende Frist; wie z. B. in Bezug auf das Trauerjahr der Frau, nach dem Tode ihres Mannes vor Ablauf welcher Frist sie, streng genommen, nicht wieder heirathen darf; ebenso rücksichtlich der Verpflichtung des Ehemannes, die zum Heirathsgute seiner Frau gehörigen beweglichen Sachen innerhalb eines Jahres nach getrennter Ehe zurückzugeben. Mehre andere, hierbei gewöhnlich namhaft gemachte ähnliche Bestimmungen finden sich zwar ebenso, wie die nur erwähnten, im römischen Rechte, allein sie sind jetzt nicht weiter praktisch gültig.

Noch muß aber hier die Bedeutung des in ältern Urkunden und dergleichen vorkommenden Ausdrucks: „zu seinen Jahren kommen," erwähnt werden. Er empfängt seine Erläuterung am deutlichsten durch den Sachsenspiegel, 1. Bd. 42. Art., wo es heißt: „Welches Mannes Alter man nicht weiß, hat er Haare in dem Barte, und danieden am Bauch, und unter jeglichem Arme desgleichen, so soll man wissen, daß er zu seinen Jahren kommen ist;" sodaß also dadurch die Zeit der eingetretenen Mannbarkeit angedeutet wird.

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

JAHR UND TAG. Diese Zeitfrist ist namentlich in Bezug auf die Rechtslehre der Verjährung bemerkenswerth. Schon das Wort Verjährung selbst zeigt an, daß dabei an den Zeitraum eines Jahres gedacht werde, und wirklich war auch in Teutschland die einjährige Verjährung zuerst üblich; rechtliche Anwendung aber als Erwerbungsart fand sie zunächst in Bezug auf den Grundbesitz, womit die beim *Caesar* de bello Gallico VI, 1. und beim *Tacitus* de moribus Germ. c. 26 gegebene Nachricht in Verbindung zu bringen ist, daß die Teutschen als Nomadenvolk ihre Wohnsitze jährlich veränderten; inwiefern hieraus geschlossen werden kann, daß sie den Grundsatz, nicht länger als ein Jahr die gerichtliche Verfolgung der Rechte des Eigenthums zu verstatten, sehr natürlich finden mußten. Schon in der L. Salica Tit. 48. §. 2 wird die einjährige Verjährung ausdrücklich erwähnt, und daß dieselbe durch spätere einheimische Rechtsbücher, wie z. B. durch den Sachsenspiegel 3. Bd. Art. 83, 2. Bd. Art. 29, und den Schwabenspiegel Cap. 42 der Senkenb. Ausg. bestimmt anerkannt, auch dann noch praktische Geltung behielt, als durch die Aufnahme des römischen Rechts, dessen abweichende Verjährungsfristen schon in Teutschland üblich geworden waren, dies ergibt sich deutlich aus der Hinzufügung der altherkömmlichen Zeitfrist von Jahr und Tag zu dem 30jährigen römischen Verjährungstermine. Gleichwol erwähnt das salische Gesetz in der citirten Stelle die einjährige Verjährung ohne den Zusatz, wodurch ihr Verlauf über die Jahresfrist hinausgedehnt wird, und man fand diese Ausdehnung in der That erst später nöthig. Das Wort Tag hatte nun aber im Mittelalter die besondere Bedeutung, daß es die Frist bezeichnete, die einem Beklagten zur Einlassung auf die Klage zugestanden war; weshalb denn auch die Redensart: „es ist ihm ein Tag gesetzet," oft so viel bedeutete, als: er ist gerichtlich in Anspruch genommen. Ob daher gleich in einigen statutarischen teutschen Rechten, wie z. B. im lübischen Rechte[1]). Da, wo die Verjährung von Jahr und Tag erwähnt ist, unter einem Tage wirklich nur eine Zeit von 24 Stunden verstanden wird, so ist dies doch weit ungewöhnlicher, als die Annahme, daß unter dem Tage hier eine Zeit von sechs Wochen und drei Tagen verstanden werde. Nach der ältesten teutschen Gerichtsverfassung nämlich enthielt eine gerichtliche Ladung die Frist von 14 Nächten, und mußte dreimal wiederholt worden sein, ehe sie für peremtorisch galt[2]). Außerdem aber ward zu jeder Ladung noch ein Tag, als der Tag der Verhandlung selbst, hinzu gerechnet; was dann zusammen 45 Tage, oder sechs Wochen und drei Tage ausmachte.

Auf diese einjährige, ehedem allgemein geltende, Verjährung beziehen sich die beiden Rechtssprüchwörter: Es ist schon über Jahr und Tag," und: „Jahr und Tag ist die rechte Gewähr." Das letztere Sprüchwort erhielt jedoch nach Einführung der römischen 30jährigen Verjährung eine engere Bedeutung, und wurde seitdem blos auf

1) Vergl. *Mevius*, Comment. ad Jus Lubecense, L. I. Tit. 8. art. 1. no. 16. 2) Vergl. Sachsenspiegel 1. Bd. Art. 2. und 67. und 3. Bd. Art. 5, sowie das sächsische Weichbild Artikel 75 und 86.

die Gewährleistung beweglicher, verkaufter Güter bezogen; während die unbeweglichen die Verjährungszeit von 31 Jahren sechs Wochen und drei Tagen zugetheilt erhielten [3]).
(Emil Ferdinand Vogel.)

Jahregas, s. unter **Hallaur**.

JAHRENDORF, ungr. **JANDORF**, 1) Teutsch, Németh, ein großes, zur Herrschaft des Erzherzogs Karl von Österreich, Ungrisch-Altenburg gehöriges Dorf im neusiedler Gerichtsstuhle (Processus) der wieselburger Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Nieder-Ungerns, im sogenannten Heuboden, an der von Bruk an der Leitha nach Altenburg führenden Commercialstraße, ½ Meilen südwestlich von dem Marktflecken Karlburg, in ebener Gegend, mit einer zum raaber Bisthume gehörigen katholischen, und einer evangelischen Pfarre, einer katholischen Kirche, einem protestantischen Bethause, einer Schule, 97 Häusern und 634 Einwohnern, von denen sich 325 zur katholischen und 309 zur protestantischen Kirche bekennen. 2) Kroatisch, **Horváth-Jándorf**, ein zur fürstlich Esterhazy'schen Herrschaft Kittsee gehöriges Dorf in demselben Comitat, Gerichtsstuhle und Kreise Ungerns, nächst Karlburg, an einem kleinen Arme des rechten Donauufers an der von Kittsee nach Ungrisch-Altenburg führenden Haupt- und Commerzstraße, in der kleinen oder obern ungrischen Ebene gelegen, mit einer katholischen, zum Bisthume Raab gehörigen, Pfarre, Kirche und Schule, 66 Häusern und 584 kroatischen, katholischen Einw., welche sich von Feldbau nähren. *(G. F. Schreiner.)*

Jahresbann, s. **Abannatio**.

Jahresfrist, s. unt. **Jahr** (jurist.) und **Jahr und Tag**.

Jahresrechnung, s. **Jahr** u. **Ära**.

JAHRESWUCHS, **JAHRESTRIEB**, **JAHRSCHUSS**, wird der jährliche Längenwuchs an jungen Holzpflanzen genannt, bei denen man den Höhenwuchs noch deutlich verfolgen kann. *(W. Pfeil.)*

JAHRESZEITEN. Eine geringe Aufmerksamkeit mußte schon in der ältesten Zeit zu der Bemerkung führen, daß die jährlichen Veränderungen der Temperatur an einem bestimmten Orte der Erde und die davon abhängenden Verhältnisse der Vegetation und des thierischen Lebens, wesentlich von der Höhe, welche die Sonne am Mittage erreicht, bedingt werden. Je schiefer nämlich die Sonnenstrahlen auf einen Punkt der Erde fallen, desto weniger wird dieser erwärmt, je mehr sich aber die Richtung der Sonnenstrahlen der senkrechten nähert, desto stärker ist auch die durch sie erzeugte Erwärmung. Indem man nun viele andere Verhältnisse, von welchen die Temperatur ebenfalls wesentlich abhängt, außer Acht ließ und nur auf die Temperaturverhältnisse der gemäßigten nördlichen Zone Rücksicht nahm, hat man das Jahr in vier Abschnitte getheilt, die man astronomische Jahreszeiten nennt, weil sie sich nur auf astronomische Perioden gründen und von den physischen Jahreszeiten, von welchen später mehr gesagt werden soll, wesentlich unterscheiden.

Es sei in vorstehender Figur AA der Äquator, EE die Ekliptik, Z das Zenith eines Ortes, der in der nördlichen gemäßigten Zone liegt, HH dessen Horizont. Zur größern Einfachheit kann man hier, ohne störenden Fehler, annehmen, daß sich die Sonne während eines Tages parallel mit dem Äquator fortbewegt. Entfernt sich die Sonne, nachdem sie im Äquinoctialpunkte des Widders angekommen ist, nördlich vom Äquator, so steht sie am Mittage eines jeden folgenden Tages höher, und die Tage werden länger. Mit ihrem Eintritte in diesen Äquinoctialpunkt beginnt der Frühling, und dauert, wie die Zunahme der Mittagshöhe und der Tageslänge, fort, bis sich die Sonne am weitesten nördlich vom Äquator entfernt hat. Sie durchläuft alsdann während eines Tages den Kreis E'm'n' von welchem E'm unter und m'n' über dem Horizonte liegt. Dies geschieht, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, alsdann beginnt mit dem längsten Tage der Sommer. Die Tage nehmen nun wieder ab, die Mittagshöhen werden wieder kleiner, die Sonne nähert sich wieder dem Äquator und schneidet ihn zum zweiten Male in dem Äquinoctialpunkte der Wage, wenn sie in dieses Zeichen tritt. Nun beginnt der Herbst und dauert fort, indem sich die Sonne immer weiter südlich vom Äquator entfernt, bis sie ihre niedrigste Mittagshöhe erreicht hat. Sie durchläuft alsdann während eines Tages den Kreis Emn, von welchem mn unter und Em über dem Horizonte liegt. Alsdann tritt mit dem kürzesten Tage der Winter ein. Die Sonne kehrt wieder zum Äquator zurück, die Größe der Tageslänge und die Mittagshöhe nimmt zu, bis die Sonne wieder in den Äquinoctialpunkt des Widders eintrifft und der nächste Frühling beginnt.

Daß zu derselben Zeit, in der südlichen gemäßigten Zone, die Jahreszeiten grade die entgegengesetzten sind, versteht sich von selbst, weil dort die Sonne am tiefsten steht, wenn sie in der nördlichen Halbkugel ihre größte Höhe erreicht hat, und umgekehrt. Will man daher auf jene Gegenden die Eintheilung unserer Jahreszeiten übertragen, so beginnt dort der Frühling mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen der Wage, der Sommer mit ihrem Eintritte in das Zeichen des Steinbocks, der Herbst, wenn sie den Äquinoctialpunkt des Widders schneidet, und der Winter, wenn sie in das Zeichen des Krebses tritt.

Wer unter dem Wendekreise des Krebses selbst wohnt, der sieht die Sonne, an dem Tage, wenn sie in den

3) Vergl. Sachsenspiegel 1. Bd. Art. 28, 29 u. 2. Bd. Art. 31 und 34.

Krebs tritt, des Mittags in seinem Scheitel. Es fängt also dann sein Sommer an; auch hat er, wie leicht zu sehen ist, alle übrigen Jahreszeiten mit den Bewohnern der nördlichen Zone gemeinschaftlich, sowie derjenige, welcher unter dem Wendekreise des Steinbocks wohnt, alle Jahreszeiten mit den Bewohnern der südlichen gemäßigten Zone gemeinschaftlich hat.

Auf die Äquatorialgegenden ist schon die Eintheilung in vier Jahreszeiten nicht anwendbar, da man dort die Sonne zweimal im Scheitel hat, wenn sie in den Äquinoctialpunkt des Widders und in den der Wage tritt, und sie zweimal ihre kleinste Mittagshöhe erreicht, wenn sie in den Krebs und in den Steinbock tritt. Noch weniger passen sie für die Orte, die zwischen dem Äquator und den Wendekreisen liegen, sodaß es sich nicht der Mühe lohnt, hierüber ausführliche Betrachtungen anzustellen.

Daß die jährlichen Temperaturwechsel nicht blos vom Stande der Sonne abhängen, geht schon daraus hervor, daß sie nicht in allen Jahren dieselben sind. Nicht blos bei weit von einander entfernten Punkten, die unter demselben Grade liegen, sind die Temperaturen sehr verschieden, sowie z. B. das Thermometer jedes Jahr in Philadelphia unter — 10° bis — 15° der hunderttheiligen Scale sinkt, während es in derselben Breite in Europa kaum unter 2° sinkt, sondern auch zuweilen bei sehr nahe gelegenen Orten. Daß die nördliche Halbkugel bedeutend wärmer ist als die südliche, ist schon längst bekannt, wenn auch die herrschende Vorstellung von der geringen Temperatur der südlichen Halbkugel übertrieben zu sein scheint [1]).

Man hat daher in neuerer Zeit angefangen, die meteorologischen Jahreszeiten von den astronomischen zu unterscheiden, wiewol man über die genauere Bestimmung der erstern nicht ganz einig ist. Am einfachsten wäre es wol, wenn man für einen bestimmten Ort die Zeit, zwischen dem Eintritte der mittlern und der höchsten Temperatur Frühling, die zwischen der höchsten und nächstfolgenden mittlern Temperatur Sommer, die zwischen dieser mittlern und der niedrigsten Temperatur verfließende Zeit Herbst und die zwischen der niedrigsten und nächstfolgenden mittlern Temperatur enthaltene Zeit Winter nennen würde. Kämtz [2]) nimmt als Mittel für die gemäßigte nördliche Zone

den 14. Januar für den kältesten Tag
" 26. Juli " " wärmsten "

des Jahres und den 24. April und 21. Octbr. als die Tage, an welchen die mittlere Wärme eintritt. Nach Brandes [3]) ist in der gemäßigten Zone im Allgemeinen die größte Wärme zwischen dem 20. Juli und 8. August, die größte Kälte bald nach Anfang des Jahres und die mittlere Temperatur um den 20. April und 20. October. Kämtz schlägt vor, allen Jahreszeiten eine gleiche Länge von drei Monaten zu geben und zum Winter die drei Monate: December, Januar und Februar, zum Frühlinge die Monate: März, April und Mai, zum Sommer: die drei Monate Junius, Julius und August, zum Herbste die Monate September, October, November zu rechnen. Es liegt alsdann der Tag der größten, mittlern und kleinsten Wärme sehr nahe in der Mitte einer jeden Jahreszeit.

Auf die heiße Zone paßt unsere Eintheilung der Jahreszeiten überhaupt nicht, da es dort nur zwei Jahreszeiten, eine trockene und eine Regenzeit, gibt. Aber auch die Abwechselung zwischen trockener und feuchter Witterung ist dort nicht überall dieselbe. Wo nämlich die Passatwinde regelmäßig wehen, regnet es gar nicht und der Himmel ist immer heiter. Wo dagegen diese Winde nicht so regelmäßig wehen, regnet es einen Theil des Jahres, während der Himmel in dem andern Theile des Jahres beständig heiter ist. So ist nach Humboldt's Beschreibung, in dem Theile Südamerika's, der nördlich vom Äquator liegt, der Himmel vom December bis zum Februar sehr heiter. Gegen Ende Februars ist das Blau des Himmels weniger tief, und es zeigt sich Feuchtigkeit in der Luft. Nach und nach häufen sich Wolken am Himmel und es beginnt gegen Ende Aprils die Regenzeit. Zwischen 10° nördl. Br. und dem Wendekreise dauert die Regenzeit von Anfang des Juni bis zu Anfang Novembers und an der Küste der Sierra Leone fängt sie im Mai an und dauert bis Ende des Septembers. An den Orten, die in der Nähe des Äquators liegen, und durch deren Zenith die Sonne jährlich zweimal geht, zeigen sich zwei nasse Jahreszeiten, die meistens wieder durch eine trockene getrennt sind.

Zu den wesentlichsten Umständen, die neben dem Stande der Sonne die Temperatur bedingen, gehören folgende. Zuvörderst muß man das Continental- und Seeklima wohl unterscheiden. Auf dem Meere und an den Küsten ist der Sommer weniger warm, dagegen aber der Winter weit gelinder. So z. B. gedeiht die Myrte an der Küste von Glenarm in Irland, unter der Breite von Königsberg, ebenso gut wie in Portugal, und es fällt dort gar kein Schnee. Ferner haben die verschiedenen Winde den bedeutendsten Einfluß. Die Luftmassen sehr entfernter Gegenden stehen oft in der innigsten Verbindung, und es werden die Temperaturen verschiedener Breiten durch die Winde gemischt. So wird die Kälte der Polargegenden sehr durch die warmen Luftmassen gemildert, die sich über der heißen Zone erheben und nach den Polen hin strömen. Auch die chemische Beschaffenheit, die Farbe und ausstrahlende Kraft des Bodens und die Richtung der Bergketten darf nicht übersehen werden. Ferner muß man die Höhe jedes Ortes berücksichtigen, da die Wärme der Luft mit der Höhe abnimmt. Auch die Eismassen, die den Pol umgeben, können auf die Temperatur weit entfernter Gegenden Einfluß haben, da die Stücke, die sich von ihnen losreißen, wenn sie durch Strömungen nach der gemäßigten Zone getrieben werden, das Klima wesentlich modificiren können. Man vergl. übrigens den Art. Klima. *(Stern.)*

JAHRESZEITEN DER BLÜTHE. Hierunter versteht man Zeiten im Jahre, wo sich die Blüthen die-

1) Lehrbuch der Meteorologie von Kämtz, 2. Bd. S. 123. 2) Kämtz a. a. O. 1. Bd. S. 127. 3) Gehler's physik. Wörterb. 5. Bd. S. 630.

ser oder jener Pflanze vorzugsweise zu entwickeln pflegen, was theils von den Einwirkungen der Außenmächte (äußerer Potenzen) und daher im Allgemeinen auch von den gewöhnlichen Jahreszeiten, theils von der innern Entwickelung der Blüthenknospe bedingt wird. Man trifft nämlich in der Knospe dasselbe Verhältniß als im Samenkorne. Denn ebenso wie sich die junge Pflanze (der Keimling) im Samen in dieser oder jener Pflanze mehr oder minder entwickelt zeigt und daher früher oder später hervorkeimt, deutet auch die vollkommene Entwickelung der Blumen in der Knospe (des Herbstes) auf eine frühzeitigere Blüthenentwickelung im nächsten Frühjahre hin. Daraus erhellet, daß, weil eben die Blumen in den Knospen einen verschiedenen Entwickelungsgrad wahrnehmen lassen, keine Jahreszeit ganz blüthenarm sein müsse. Und dem ist auch so. Denn wenn auch die meisten Gewächse vorzugsweise im Frühlinge und im Sommer ihre Blüthen entfalten, und nur wenige zur Herbstzeit, so hat doch auch der Winter seine Blumen, wie mehre Arten der Gattung **Helleborus, Galanthus etc.** beweisen. Ein sogenannter Blumenkalender (**Calendarium florae**), wovon zuerst Linné ein beifallswürdiges Muster, das viele Nachahmer fand, aufstellte, erörtert noch die hierbei vorkommenden Besonderheiten, und leicht wird ersichtlich, daß nicht allein jedes Klima, sondern auch jede Gegend, jede besondere Localität, ja jedes Jahr selbst in dieser Hinsicht manche eigenthümliche Erscheinungen wahrnehmen lasse. (*Zenker.*)

Jahrgebung, s. **Venia aetatis.**

JAHRGELD. Man versteht hierunter eine jährliche Rente, oder eine Summe Geldes, die jährlich an Jemanden entweder auf Lebenszeit, oder, was jedoch weit seltener vorkommt, nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren, zunächst zum Lebensunterhalt, außerdem aber auch als besondere Entschädigung für geleistete frühere Dienste, gezahlt wird. Ist der Inhaber einer solchen Rente damit auf den Ertrag irgend eines Grundstücks und dergleichen angewiesen, so hat er dadurch ein dingliches Recht an dem letztern; was bei Besitzveränderungen in Bezug auf solche Grundstücke stets berücksichtigt werden muß. Der Genuß der Jahresrente selbst ist aber im Zweifel stets nur für persönlich zu achten, und kann daher von den Erben des Inhabers nach dessen Tode nicht in Anspruch genommen werden; vielmehr ist die Berechtigung zu diesem Anspruche als ganz besondere Ausnahme von der Regel in jedem einzelnen Falle genau zu erweisen. Die Einkleidung eines Jahrgeldes- oder Leibrentenvertrags in einen Kauf ist nicht nur erlaubt, sondern fand auch früher in der Regel dabei statt, sobald die Rente auf ein gewisses Grundstück angewiesen, und der Vertrag unter Privatpersonen abgeschlossen ward. Übrigens kommen Jahrgelder, die der Staat zahlt, als Pensionen im engern Sinne noch unter manchen besondern Beziehungen vor; ebenso, wie die eigentliche Leibrente den Rechtsansprüchen der Interessenten zufolge, von dem gewöhnlichen Jahrgelde wesentlich abweicht; weshalb beide letztere Artikel mit dem gegenwärtigen verglichen werden müssen. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Jahrgericht, s. **Rügegericht.**

Jahrgeselle, s. **Geselle.**

JAHRING, auch **JAHRINGBERG**, eine zum Bezirke und zur Herrschaft Jahringhof gehörige Gemeinde im marburger Kreise der untern Steiermark, in den weinreichen windischen Büheln gelegen, 2½ Stunden nordöstlich von Marburg entfernt, in freundlicher Gegend mit einem katholischen Dekanat und Dekanatspfarre, welche zum seckauer Bisthume gehört, dem berühmten Benedictinerstifte Admont incorporirt ist, von zwei Priestern versehen wird und (1834) 2058 Seelen in ihrem Pfarrsprengel zählte, einer katholischen Kirche zur heil. Maria in Jahring genannt, einer Trivialschule, einem Armeninstitut, einer Hausmühle, welche der Jahringbach, der sich in die Pfeßnitz ergießt, treibt, 46 Häusern und (nach der Conscription des J. 1834) 199 windischen Einwohnern, welche aber auch teutsch sprechen, vorzugsweise Weinbau treiben, und die zwischen den Weingärten zerstreut in vereinzelten Hütten wohnen. Das hiesige Decanat erstreckt sich über vier Pfarreien, drei Localien, und enthält 13 Geistliche für eine Seelenzahl von 11,543 Einw. (*G. F. Schreiner.*)

JAHRINGHOF, eine Herrschaft im marburger Kreise der untern Steiermark in den windischen Büheln gelegen, mit einem herrschaftlichen Schlosse und einem großen Werbbezirke. Die Unterthanen der Herrschaft sind in 22 Ortschaften zerstreuet, ihr steht die Voigtei über sechs Kirchen zu, und zu ihrem Bezirke gehören 23 Gemeinden oder Ortschaften. Nach amtlichen Eingaben zählte der Bezirk im J. 1834, 3884 Einw. (1873 männl. 2011 weibl.) in 805 Häusern; 373 Pferde, 883 Rinder, 57 Schafe und 3152 St. Borstenvieh. Der tragbare Boden umfaßte 2797 Joche 670 □Kl. Äcker; 1219 J. 1523 □Kl. Wiesen; 1260 J. 229 □Kl. Weingärten; 358 J. 559 □Kl. Obstgärten; 11 J. 709 □Kl. Gemüsegärten; 1184 J. 530 □Kl. Hutweiden und 1417 J. 215 □Kl. Wälder. Diese Herrschaft gehört dem Benediktinerstifte Admont, das sowol hier, als auch in andern Gegenden des Landes große Weinfechsung und im herrschaftlichen Schlosse einen besondern geistlichen Herrschaftsverwalter hat. Im 12. Jahrh. besaß diese Herrschaft eine adelige Familie, welche sich nach ihr benannte. Den Werbbezirk hat das Lin.-Inf.-Reg. Nr. 47. (*G. F. Schreiner.*)

JAHRINGS, auch **JARINGS**, ein der Herrschaft Rosenberg unterthäniges Dorf im V. O. M.-B. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, gegen die westliche Grenze des Landes unter der Ens, 2¼ Stunden südwestlich von Zwettel, in gebirgiger Gegend gelegen, mit einer katholischen Pfarre, welche zum Dekanat Groß-Gerungs des Bisthums St. Pölten gehört, unter landesfürstlichem Patronat steht, von zwei Priestern versehen wird, und (1831) in ihrem Sprengel 718 Seelen zählte; einer katholischen Kirche, Schule und Mühle. Zu dieser Pfarre gehören die Orte Jarings (mit 243 Seelen), Waldhaimb, Gutenbrunn und Kleinmeinharts. (*G. F. Schreiner.*)

JAHRMARKT. Man versteht darunter einen jährlich ein oder mehre Male gehaltenen außerordentlichen, im

Gegensatze zu den Wochenmärkten üblichen Markt; wozu die Berechtigung sich in der Regel aus einem landesherrlichen Privilegium herschreibt. Die Sitte, Jahrmärkte zu halten, ist übrigens schon sehr alt. Denn von jeher gaben in vielen Gegenden Teutschlands die Kirchweihfeste zu zahlreichen Versammlungen Anlaß; ebenso waren die Wallfahrtsgänge zu gewissen wunderthätigen Heiligenbildern, besonders an dem Namenstage der Heiligen, seit alten Zeiten in Gebrauch: und es strömten an solchen Tagen und Orten oft um so mehr Menschen zusammen, je üblicher es in der ersten Zeit war, alsdann sogenannte „Liebesmahle" zu halten, bei welchen die ärmern Pilger entweder auf Kosten der reichern, oder auch auf Kosten der Klöster und Kirchen unentgeltlich Speise und Trank erhielten. Solche Anhäufungen von Menschenmassen an oft ganz kleinen Orten konnten aber, zumal auf mehre Tage, nur dann ohne Hinderniß stattfinden, wenn es an Lebensmitteln und dergl. nicht gebrach. Es pflegten daher Verkäufer von Victualien ꝛc. sich zuerst an solchen Orten einzufinden; und zwar sehr regelmäßig, weil sie auf sichern Absatz ihrer Waare rechnen konnten. Nach und nach schlossen sich ihnen indessen auch Verkäufer von andern Gegenständen an, weil die Wallfahrer nicht abgeneigt waren, nach Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse, auch auf ihr Vergnügen etwas zu verwenden. Damit die Kaufleute mit mehr Sicherheit zu diesen Jahrmärkten ziehen könnten, verschafften sie sich bald besondere Geleitsbriefe (indultus) von den Bischöfen und Schutzherren der Kirchen und Klöster, bei welchen die Versammlungen stattfanden; weshalb auch die Jahrmärkte selbst häufig, namentlich in Südteutschland, noch jetzt Dulte genannt werden; wie z. B. die berühmte Jacobi-Dult in München, am St. Jacobstage den 25. Juli. Ursprünglich war das Recht, Privilegien zu Jahrmärkten oder auch Messen, d. h. Jahrmärkten im größern Style, mit besondern Begünstigungen für die fremden Verkäufer, zu ertheilen, für ganz Teutschland ein jus reservatum des teutschen Kaisers; jetzt aber ist es natürlich ein landesherrliches Recht. Die Messen als solche bekamen übrigens ihren Namen in der alten Zeit davon, daß bei den ursprünglichen Klöster-Jahrmärkten die stattfindenden kirchlichen Feierlichkeiten mit den Worten durch den Geistlichen beendigt zu werden pflegten: „Ecclesia missa est!" (die kirchliche Feierlichkeit ist nun geschlossen), wodurch das oft ungeduldig erwartete Signal zur Eröffnung von Kauf und Verkauf gegeben ward.

(Emil Ferdinand Vogel.)

JAHRNÄGEL. Dieser Ausdruck kommt in einer doppelten Bedeutung vor. Einerseits nämlich pflegte man ehemals gleich den Kerbhölzern, worauf man gewisse Zeitabschnitte sich bemerklich machte, auch Nägel in einer Reihenfolge irgendwo einzuschlagen, um den Ablauf gewisser Jahre darnach abzählen zu können. Andrerseits aber war es wenigstens sonst in manchen Forstbezirken üblich, die Jahresringe der Bäume, oder die Absätze in den Stämmen nach dem jährlichen Triebe und Wuchse durch das Einschlagen kleiner Nägel in die Rinde kenntlich zu machen, um darnach das Alter dieser Bäume schnell berechnen zu können. Jetzt ist indessen beides ziemlich außer Gebrauch gekommen, und es wird daher der Ausdruck: Jahrnägel wenigstens in der Schriftsprache nur noch selten gefunden. *(Emil Ferdinand Vogel.)*

JAHROC (يحرق er wird brennen), der gewöhnliche Name des Scheich Muhammed Ben Omar, dessen Todesjahr unbekannt ist, der sich aber durch einen Panegyrikus (Menäckib) des Scheich und Imam Nur-ed-din Ali Ben Abi Bekr bekannt gemacht hat.

(Gustav Flügel.)

JAHRPUNKTE (puncta cardinalia), nennt man die zwei Äquinoctialpunkte und die zwei Solstitialpunkte, also den ersten Punkt des Zeichens des Widders, des Krebses, der Wage und des Steinbocks. *(Stern.)*

JAHRRECHNUNG oder **JAHRRECHNUNGS-TAGSATZUNG.** So wurde in der Schweiz bis zum J. 1798 die jährliche regelmäßige Versammlung der Gesandten der dreizehn Cantone und der zugewandten Orte Abt und Stadt St. Gallen und Biel genannt. Der Name kommt von den Rechnungen, welche die Landvoigte der gemeinen Herrschaften (s. unter Herrschaften, gemeine) den regierenden Orten über die Einnahmen und Ausgaben vorzulegen hatten. Zwar wurden bei diesen Tagsatzungen auch die allgemeinen eidgenössischen Angelegenheiten berathen, allein der allmälige Verfall des Bundes und die immer größere Absonderung der Cantone von einander, die eben fast nur noch durch den gemeinschaftlichen Besitz jener Herrschaften zusammengehalten wurden, brachte es mit sich, daß diese Versammlungen, die zu Frauenfeld im Thurgau gehalten wurden, sich zuletzt fast ausschließend mit jenen Rechnungen, mit der Entscheidung von Appellationen aus den gemeinen Herrschaften und mit den durch die Ungleichheit der Confession in denselben verursachten Streitigkeiten zu beschäftigen hatten. Seitdem durch die Staatsumwälzung im J. 1798 das Unterthanenverhältniß aufgehoben wurde, und auch die gemeinen Herrschaften zu völliger Rechtsgleichheit mit den ältern Cantonen gelangten, hat der Name Jahrrechnung aufgehört, und die, nach Auflösung der helvetischen Einheitsverfassung und Herstellung der Souverainetät der Cantone, seit 1803 wieder erneuerten Zusammenkünfte der Abgeordneten der Cantone führen nun wieder ausschließend den Namen Tagsatzungen. *(Escher.)*

Jahrrechnung, s. Jahr u. Ära.

JAHRRINGE (auch wol Saftringe und Holzringe genannt.) Schneidet man dem Stamm einer unserer einheimischen Bäume quer hindurch, so kann man deutlich sehen, wie sein Holzkörper ganz und gar aus mehren gleichsam in einander gesteckten Röhren oder sogenannten concentrischen Schichten besteht, in deren gemeinschaftlichem Mittelpunkte sich das einen mehr oder minder dünnen walzenförmigen Körper vorstellende lockerzellige Mark befindet. Jene concentrischen Schichten oder Röhren nennt man Jahrringe, und sie bestehen vorzüglich aus langgestreckten sogenannten fibrösen Gefäßen (Baströhren), und eingestreuten Bündeln der sogenannten

Spiralgefäße, namentlich einer Unterabtheilung derselben, der sogenannten punktirten Gefäße (Tüpfelgefäße). Andere mehr strahlenförmig von der Außenrinde horizontal nach dem Marke hin durch den Holzkörper dringende Zellenreihen sind die sogenannten Markstrahlen oder Spiegelfasern, welche sich auf ihrer breitern Fläche durch größern Glanz auszeichnen.

Jene concentrischen Schichten aber nennt man deshalb Jahrringe, weil jedes Jahr ein einzelner entstehen soll, wonach man also das Alter irgend eines gefällten und querdurchsägten Baumes bestimmen könnte. Indessen sind die Schriftsteller darüber nicht ganz einig, ob der einzelne Jahrring selbst aus einer einzigen Schicht (wie Mirbel will), oder aus zweien, was die gewöhnliche Annahme ist, insofern man die Entstehung desselben als Product des zweimaligen Safttriebes im Jahre ansieht, wo dann der reichlichere Frühlingssaft die stärkere äußere, der schwächere Sommer- oder Herbsttrieb aber die innere zartere Schicht hervorbringen soll, oder endlich aus dreien (nach Sprengel, Dutrochet und Decandolle), indem eine dritte Zellenschicht inwendig jeden Ring auskleidet, zusammengesetzt sei. In der That kann man auch nur in den meisten von uns deshalb untersuchten hierher gehörigen Hölzern zwei Schichten unterscheiden, von denen die äußere sich sowol durch ihre Festigkeit, als auch etwas dunklere Färbung von der innern lichtern und porösern auszuzeichnen pflegt. Daß hierbei die Jahreszeit gleichfalls eine wichtige Rolle spiele, geht schon aus dem Umstande hervor, daß Jahrringe an Bäumen aus Klimaten, wo der Gegensatz der Jahreszeiten besonders auffallend ist, auch eine stärkere Ausprägung erhielten, als an andern in Gegenden wachsenden, wo, wie unter den Tropen, ein solcher Wechsel nicht bemerklich wird, daher sie auch daran weniger deutlich erscheinen, ohne darum mit Kieser anzunehmen, daß sie den tropischen Bäumen gänzlich abgingen. Indessen darf auf der andern Seite den Jahreszeiten nicht Alles beigemessen werden, da die Coniferen (Nadelholzbäume), deren Entwickelung doch am wenigsten der Einwirkung der Jahreszeiten unterworfen ist, doch sehr deutliche Jahrringe wahrnehmen lassen. Dennoch kann nicht geleugnet werden, daß selbst hierbei die Beschaffenheit des Jahres, ja sogar des Bodens, auf mindere oder stärkere Entwickelung der einzelnen Schichten Einfluß habe. Schon Duhamel wollte bemerkt haben, daß ein blos auf der einen Seite des fraglichen Baumes befindlicher fetterer Boden auch eine stärkere Entwickelung der Jahrringe nach derselben Seite zur Folge habe. Ob wir nun gleich diese Thatsache nicht leugnen wollen, so wird sie doch zunächst von einer andern Grundursache bedingt, welche wir erst bei Darstellung der Entwickelungsgeschichte der Jahrringe erörtern können. Daß übrigens selbst das Alter Einfluß auf die Dicke jener Schichten übe, beweist der Umstand, daß nach Decandolle die ersten 20—30 Jahrringe dicker zu sein pflegen, als die späterhin gebildeten.

Rücksichtlich der Gesammtmasse der Jahrringe pflegt man die äußern meist lichter gefärbten und weniger festen unter dem Namen von Splint (alburnum, Weißholz) von den innern durch dunklere Farbe und größerer Festigkeit ausgezeichneten und Kern (lignum, duramen *Dutr.* Kernholz) genannten zu unterscheiden. Jene größere Intensität der Färbung beruht meist auf Ablagerung gefärbter Stoffe in den langgestreckten Zellen und Lücken, wie bei Ebenholz, dessen Kern schwarz ist, während der Splint weißlich erscheint, die Festigkeit aber wird von dem Alter und größerer Compactheit der einzelnen anatomischen Holztheile bedingt. Zugleich sieht man ein, daß ebenso von der verschiedenen Dichtigkeit und Härte der Jahrringe die specifische Holzschwere abhängig sei, auch gilt im Allgemeinen als Regel, daß schnellwachsende Hölzer weniger Festigkeit und Schwere zu besitzen pflegen, als andere, welche ein langsameres Wachsthum wahrnehmen lassen. Manche Bäume, wie z. B. Weiden, Pappeln, scheinen ebendeshalb gleichsam ausschließlich Splint erzeugen zu können, andere aber bilden erst nach einer ganzen Reihe von Jahren festes Kernholz. Daß aber auch die Schwere eines und desselben Holzes nach den verschiedenen Jahreszeiten wechsele und namentlich im Winter bedeutender als im Sommer sei, wird schon aus dem Umstande erklärlich, daß in den mildern Jahreszeiten Stoffe wieder aufgelöst werden, welche in kältern abgelagert waren und daher eine größere Schwere der Gesammtmasse erzeugen mußten.

Um sich die Entstehung der Jahrringe begreiflich zu machen, muß man wissen, daß jeder Ast, jede Knospe, ja jedes Blatt nährende Gefäße, gleichsam Wurzeln an der Außenseite des Holzkörpers, also zwischen Holz- und Rindenkörper, hinabtreibt. Die Summe aller der während des Zeitraumes eines Jahres gebildeten Gefäße gibt den Jahrring. Hieraus geht nun auch hervor, daß ein solcher Ring an derjenigen Seite besonders sehr stark und entwickelt sein müsse, an welcher sich die meisten Blätter, Äste und Knospen befinden. Untersucht man in dieser Hinsicht Bäume, welche am Rande eines dichten Gehölzes oder einer Hecke stehen, so wird man immer finden, daß an der freien, besonders dem Lichte zugekehrten Seite sich auch die Jahrringe, und was damit aufs Innigste zusammenhängt, die Äste u. dergl. am entwickeltsten zeigen. Da ferner aus dem eben Gesagten hervorgeht, daß jeder Jahrring im darauf kommenden Jahre von einem neuen überzogen wird, und auch sonst keine bedeutende Umänderungen erleidet, so wird erklärlich, wie gewisse Zeichen, Buchstaben und dergl., die man einem Jahrringe einschnitt, von neuen Jahrringen überdeckt und so viele Jahrhunderte unversehrt erhalten werden konnten.

Schließlich verdient noch bemerkt zu werden, daß dergleichen Jahrringe nur bei sogenannten dicotyledonischen Gewächsen getroffen werden. (*Zenker.*)

Auf diese Jahrringe oder Holzlagen, welche sich jährlich an einem Baume erzeugen, und um das Mark herum unter der Rinde an seiner Oberfläche anlegen, richtet der Forstmann in einer doppelten Beziehung sein Augenmerk. Kann er nämlich die Holzschichten eines jeden Jahres deutlich erkennen, so hat er in der Auszählung der Jahrringe unten am Stamme ein Mittel, dessen

Alter zu bestimmen. Dann aber läßt sich auch daraus der Zuwachs, welchen der Baum in den letzten Jahren gehabt hat, mit ziemlicher Sicherheit berechnen, und da bei gesundem Holze dieser Zuwachs sich in der Regel noch längere Zeit gleichbleibt, so kann man auf diese Weise auch den muthmaßlichen Zuwachs des Baumes für die nächste Zeit voraussagen (s. **Zuwachsberechnung**). Wenn man dabei den Baum in eine Menge einzelner Walzen zerlegt, die Jahrringe einer jeden auszählt, und die Stärke derselben, die sich für jede Zeit zeigt, ermittelt, so läßt sich dadurch der Gang des Zuwachses an jedem Baume von den ersten Jahren seines Alters an bis zu der Zeit hin, wo er gefällt wurde, verfolgen und kennen lernen. Diese Untersuchungen haben den Zweck, Auskunft über den Gang der Holzerzeugung in den künftig zu erziehenden Holzbeständen zu erhalten. (*W. Pfeil.*)

Jahrschuss, **Jahrzeiten**, **Jahrswuchs**, s. **Jahresschuss**, **Jahreszeiten**, **Jahreswuchs**.

JAHRZEITBUCH (anniversarium) wird das Verzeichniß der Seelenmessen genannt, welche in einer Kirche jährlich an bestimmten Tagen vermöge vorhandener Stiftungen müssen gelesen werden. Diese Seelenmessen selbst sowol, als die dafür gemachten Stiftungen an Getreide, Wein, Geld u. s. w., heißen Jahrzeiten, **Anniversaria**. Die Jahrzeitbücher sind eine Art von immerwährenden Kirchenkalendern, deren aber jede Kirche ihren eigenen hat. Bei jedem Monatstage ist der Name desjenigen eingeschrieben, der entweder selbst noch bei Lebzeiten, oder dessen Freunde und Verwandte nachher durch eine Schenkung an diese Kirche die Haltung einer jährlichen Seelenmesse erkauft haben. Diese Messe fällt immer auf den Todestag desjenigen, für welchen sie gestiftet worden. Die Jahrzeitbücher sind daher dem Geschichtsforscher für die Ausmittelung des Todestages bedeutender Personen oft von hoher Wichtigkeit, und es ist zu bedauern, daß so viele derselben bei der Reformation, wo die abergläubische Sitte aufhörte, sowie seither aus Unwissenheit, als unnütz zerstört wurden. Noch nützlicher wären die Jahrzeitbücher, wenn dem Tage, wo eine wichtige historische Person gestorben ist, auch das Jahr beigesetzt wäre. Dies ist aber in den frühern Jahrhunderten äußerst selten, und manche Jahrzahl, die sich noch findet, ist erst später beigefügt worden. Es fodert also genaue diplomatische Prüfung, ehe man sich auf solche Jahrzahlen verlassen darf; denjenigen, welche die Namen eintrugen, war es meist um nichts Anderes zu thun, als den Tag zu wissen, wo die Messe mußte gelesen und der Lohn dafür konnte bezogen werden. Indessen ist auch schon die Kenntniß des Todestages oft von der höchsten Wichtigkeit, und kann in Verbindung mit andern Spuren zuweilen auch die Ausmittelung des Jahres möglich machen. Die Erhaltung und Sicherung der noch vorhandenen Jahrzeitbücher ist daher überall sehr zu empfehlen. Ein Beispiel, wie vermittels der Angabe des Todestages in einem Jahrzeitbuche das vorher unbekannte Todesjahr des ersten züricher Bürgermeisters, Rudolf Brun, mit Sicherheit als das J. 1360 ausgemittelt wurde, findet sich im Archiv für schweiz. Geschichte und Landeskunde, herausgegeben von H. Escher und J. J. Hottinger. 1. Bd. 3. Heft. (*Escher.*)

JAHSEBI, vollständiger **Abu'lfadhl Jjâdh Ben Musa Ben Jjâdh Jahsebi** (wofür auch **Jahsobi** und **Jahsibi** gesagt werden kann), aus Ceuta, einer der vorzüglichsten malikitischen Lehrer seiner Zeit in der Tradition und deren Zweigwissenschaften, ferner in der Grammatik, Lexikologie, in der Rede der Araber, ihrer ältesten Stamm-, Schlachten- und genealogischen Geschichte. Von seiner Vaterstadt Ceuta aus, wo er zu Ende des J. 1083 geboren wurde, ging er zu seiner weitern wissenschaftlichen Fortbildung nach Spanien, hörte vorzüglich in Cordova mehre Lehrer, sammelte Überlieferungen und verwandte allen Eifer hierauf, sowie auf die Entfernung alles dessen, was darin Frembartiges sein könnte. Er war überhaupt ein aufgeweckter, scharfsinniger, vielseitig gebildeter Mann, der zuerst lange Zeit zu seinem größten Lobe das Richteramt in seiner Vaterstadt bekleidete, darauf in gleicher Stellung, aber nur für das J. 532 (1137—38), nach Granada versetzt ward, und in den letzten Monaten des Jahres 1149 (entweder 7. Dschomâdi oder im Ramadhan 544 der Fl.) in Marokko starb. Jahsebi, der seinen Namen dem himjaridischen Stamme Jahseb Ben Malik verdankt, zeichnete sich auch vielfach als Schriftsteller aus, hauptsächlich im Gebiete der Geschichte, Traditionslehre, Jurisprudenz und Dichtkunst. Daß er auch in letzterer Beziehung Werth hatte, bezeugt ihm sein Sohn, der Richter in Dania, Abu Abdallah Muhammed, und die Probe, welche uns Ibn Challekân in seinen Biographien (vergl. N. 522) aufbewahrt hat. Seine andern uns bekannt gewordenen Werke sind folgende: 1) **Ikmâl**, d. i. Vollendung oder vollständige Ausführung, ein Commentar zu der Traditionssammlung des Moslim, in dem er es vorzüglich darauf absah, den Commentar Moallim von Abu Abdallah Muhammed Ibn Ali Mâzari [1]) zu obigem Werke zu Ende zu führen und zu vervollständigen. 2) **Meschâric el-anwâr**, d. i. die Aufgänge der Lichter, ein höchst nützliches Werk für die Erklärung der seltenern Ausdrücke in den Überlieferungen, vorzüglich in Bezug auf die drei beglaubigten Sammlungen von Bochâri, Moslim und das Mowatta. 3) **Bugjet el-râïd**, d. i. das Verlangen des Bittenden um die belehrenden Nachweisungen, die die Tradition **Omm Zar'** enthält [2]). Es ist ein vollständiger Commentar obiger Überlieferung. 4) **Tenbihât**, Aufmunterungen. Eigentlich ebenfalls ein Commentar [3]) zu dem Werke **Modawwene** von Abu Abdallah Abd-el-rahman über die abgeleiteten Rechtslehren der Malikiten. Das Werk Jahsebi's ist voll der ersprießlichsten, anderswo weniger anzutreffenden Belehrungen. 5) Ein **Gharîb El-Schihâb**, d. h. (?) die von Schihab-ed-din gebrauchten seltenern Ausdrücke. 6) **Ilmâ'**, d. i. Andeutung über die Begründung des Ganges der Überlieferung und über die Beschränkung des

1) Cf. Spec. Catal. ed. *Hamaker.* p. 168. Anm. 597. 2) Cf. *Haj. Khalf.* Tom. II, 58. n. 1870. 3) Vergl. meinen Katal. der münchner Handschr. in den wiener Jahrbüchern Cod. 59.

sen, was durch den Gebrauch Geltung erhalten hat [4]). 7) Ein epistolographisches Werk, betitelt: Gunjet el-kâtib, d. i. die reichströmende Hilfsquelle des Secretairs und das Verlangen des Strebenden über die Anfänge der Briefe. 8) Die Aufgänge der Belehrung, Metâli' el-ishâm, ein Commentar zu den gesetzlichen Bestimmungen (ahkâm). 9) Natzm el-borhân, Anordnung des Beweises für die Rechtlichkeit des Ohren-Abschneidens. 10) Eine Geschichte der berühmtern Bewohner von Cordova [5]). 11) Eine Geschichte seiner Vaterstadt Centa, unter dem Titel: Die erhabenen Ausgezeichneten (El-Ojûn El-Senijet). 12) Der Sammler der Geschichte (Dschâmi' el-tarikh). 13) Die Biographien und Namen seiner Lehrer, unter dem Titel: Gunjet. 14) Tertib el-medârik, die Anordnung der Einsichten und die Annäherung der Wege zur Kenntniß der Secte des Mâlik. Eine der besten Geschichten und biographischen Werke über die Malikiten [6]). 15) Ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß, enthaltend einen Commentar zu Ibn Schokra. Das Werk scheint mit dem unter Nr. 13 bemerkten verwandt, oder vielmehr ein und dasselbe zu sein. (*Gustav Flügel.*)

JAHZA (יַהְצָה), **JAZA**, eine in der östlich vom moabitischen Gebiete gelegene Wüste, oder doch in deren Nähe *), befindliche Ortschaft, bei welcher der amoritische König Sihon von den Hebräern gänzlich geschlagen wurde (4 Mos. 21, 23 fg., 5 Mos. 2, 32. Richt. 11, 20.) Bei Vertheilung des eroberten Landes jenseit des Jordan wurde Jahza dem Stamme Ruben zugewiesen (Jos. 13, 18) und von diesem wieder dem Stamme Levi eingeräumt (Jos. 21, 36). Wäre das Jes. 15, 4 vorkommende Jahaz (יָהַץ), wie gewöhnlich angenommen wird, damit einerlei, so würde die Stadt auch nach dieser Stelle wie Jer. 48, 21 zu einer moabitischen gemacht. Daß Jahza nicht etwa Jahaz mit dem sogenannten He locale sei, erhellt aus Richt. 11, 20. Jer. 48, 21, wo ihm eine Präposition vorausgeht. Hitzig bestreitet aber **) die herkömmliche Ansicht, welche auch Gesenius und Rosenmüller theilen, und zwar mit Bezug auf Jer. 48, 21. 34., wo Jahza und Jahaz aus einander gehalten würden, und auf Eusebius, nach welchem Jahza (*Ἰεσσά*) zwischen Medaba und Debus (Dibon) gezeigt worden, hauptsächlich aber wegen Jes. 15, 4. Nach letzterer Stelle müsse Jahaz in der Nähe von Hesbon gewesen sein und zwar westlich oder nordwestlich gegen die Grenze hin, etwa bei Jaeser, welches Jes. 16, 8 in eine ähnliche Verbindung mit Hesbon gesetzt sei, wie Jes. 15, 4 die Stadt Jahaz. Hitzig combinirt mit Jahaz die von Buckingham ***) erwähnten Ruinen einer Stadt Jehaz. (*A. G. Hoffmann*).

Jähzorn, s. Zorn.

Jajadeva, s. Jayadeva.

Jajagua, s. unt. Ananas.

---

4) Vergl. *Haj. Khalf.* I, 420. n. 1158. 5) *Haj. Khalf.* I, 188. n. 215. 6) *Haj. Khalf.* II, 274. n. 2889.

*) Letzteres nimmt Rosenmüller an; vergl. Handb. d. bibl. Alterthumsk. 2. Bd. 1. Th. S. 270, desgleichen Gesenius im Wörterbuche. **) Der Prophet Jesaia übersetzt und ausgelegt S. 187, 188. ***) Reisen durch Syrien und Palästina I. S. 284.

Jajara, s. Jagara.

Jaick (Jaik), früherer Name des Flusses Ural, s. d. Art.

Jaicza (Jaidscha) so viel als Jaitza (s. dies. Art.)

JAIDHOF (Jagdhof), ein Dorf im Viertel ob dem Maenhartsberge des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, nördlich vom Markte Gföll, an der nach Idolsberg führenden Straße, auf welcher aus Böhmen viele Producte, besonders Fische nach Krems, und Eisen und Salz nach Böhmen geführt wird, in gebirgiger Gegend im sogenannten gföller Walde gelegen, mit einem Schlosse, in welchem die Verwaltung der großen, an Holz besonders reichen v. Sina'scher Herrschaft Gföll ihren Sitz hat; 35 Häusern, 210 Einwohnern, welche nach Gföll (Diöcese St. Pölten) eingepfarrt sind und im Schlosse eine Kapelle haben, und einer herrschaftlichen Kalk- und Ziegelbrennerei. Die nächsten Ortschaften sind Idolsberg und Gföll, von welchem Markte das Dorf nur ¼ Stunden entfernt ist. Das wichtigste Product der ganzen Umgebung ist das Holz, welches auf dem Kampflusse und der Donau nach Wien gebracht wird. (*G. F. Schreiner.*)

JAIGHUR, Stadt und Festung Vorderindiens in der Provinz Ajmeer, und Hauptstadt des gleichnamigen Districts. Die Stadt ist groß, gut gebaut und befestigt, und liegt nordwestlich von der eigentlichen Festung, die auf einem länglichen Hügel erbaut und sehr stark ist; sie gehörte früher dem Rajah von Odeypore, ist aber seit dem J. 1803 von diesem an den Rajah von Kotah oder Kotsch abgetreten worden. Der hierzu gehörige gleichnamige District ist zwar nicht groß, aber sehr volkreich, und enthält 84 kleine Städte und Dörfer, von denen 22 ausschließlich von Meenas, einem eigenthümlichen hinduischen Volksstamme, bewohnt werden, die manche besondere Gebräuche und Einrichtungen besitzen. Sie sind ein kräftiges, wohlgebildetes, aber räuberisches Volk, gehen immer bewaffnet mit Pfeil und Bogen und mit einem Dolche, den sie sehr geschickt zu gebrauchen wissen, heirathen nur unter einander und haben den sonderbaren Gebrauch, daß der zweite Bruder immer die Witwe des ältern Bruders heirathen muß. Stirbt auch der zweite Bruder, so muß der dritte die Witwe heirathen, bis sie endlich bei einem neuen Sterbefalle so alt ist, daß sie Niemand mehr nehmen mag. Sie bezahlen keine Steuern, sondern leisten der Regierung nur persönliche Dienste und haben in jedem ihrer Dörfer einen Vorsteher aus ihrer Mitte, der alle Angelegenheiten der Gemeinde nach ihren eigenthümlichen Gebräuchen besorgt. Diebe und Räuber von Profession, erhalten sie sich, wenn sie im Dienste sind, meistens durch Plündern, und greifen sie irgend ein Dorf an, so suchen sie besonders Kinder zu stehlen, wovon sie die Knaben als Meenas erziehen und die Mädchen in andere Provinzen als Sklaven verkaufen. Der Cultus des Mahadeva ist unter ihnen besonders verbreitet. (*J. C. Schmidt.*)

Jaijadeva, s. Jayadeva.

Jaik (Jaick), s. Ural.

Jaimini, **Yaimini**, s. unt. Mimansa.

Jainas, s. Dschainas.

JAIR (יָאִיר), hieß ein Nachkomme des Manasse

(4 Mos. 32, 41), aber auch ein hebräischer Suffet, welcher nach Richt. 10, 3—5 aus Gilead gebürtig war, und Tola zum Vorgänger und nach 22jähriger Leitung der Hebräer Jephtha zum Nachfolger im Amte hatte. Mehre Nomadendörfer in Basan führten den Namen Havoth Jair, genauer nach dem Hebräischen (חַוֺּת יָאִיר) Chavvoth Jair, d. i. Hüttendörfer Jair's. Nach 4 Mos. 32, 41. 5 Mos. 3, 12—14 gab der erstere Jair Veranlassung zu der Bezeichnung, indem er diese 60 Ortschaften den Amoriten entriß (vergl. auch 1 Kön. 4, 13. 1 Chron. 2, 23); nach Richt. 10, 3. 4 dagegen der letztere, welcher 30 Städte in Gilead besessen habe. Vater[1]) findet darin einen Widerspruch und erklärt sich zu Gunsten der letztern Angabe. Wer den Pentateuch von Mose verfaßt glaubt, kommt überhaupt mit jener Notiz desselben etwas in Verlegenheit, weshalb sie denn auch von Manchen als Interpolation betrachtet wird. Auch Jahn[2]) gibt dies von 5 Mos. 3, 12—14 zu, sucht aber doch die andere Stelle gegen Einwürfe zu sichern, und zwar durch die Annahme, daß der Name von dem früher lebenden Jair herrühre, und Richter 10, 4 die Benennung der Ortschaften ganz einfach anführe, ohne den Richter Jair für den Urheber des Namens auszugeben. Einen andern empfehlenswerthern Ausweg, beide Nachrichten zu vereinigen, hat Rosenmüller[3]) versucht, indem er von der Differenz über die Zahl der Ortschaften (im Peutateuch 60, im B. der Richter 30) ausgeht. Er vermuthet nämlich, daß der vom ältern Jair besessene und benannte District in feindliche Hände gefallen (vgl. 1 Chron. 2, 22); der jüngere Jair aber davon einen Theil wieder erobert habe, wodurch denn für diesen der Name erneuert sei. Jair hieß auch Mardochai's Vater nach Esth. 2, 5. Jairus endlich (Ἰάϊρος), Vorsteher der Synagoge zu Kapernaum, dessen Tochter Jesus in's Leben zurückrief (Marc. 5, 22 fg. vergl. Matth. 9, 18 fg.; Luc. 8, 41 fg. hieß eigentlich Jair. *(A. G. Hoffmann.)*

Jairus, s. Jair.

JAÎSCH, (d. i. er wird leben), ein Grammatiker, heißt mit seinem vollständigen Namen Abu'lbecâ Jaisch Ben Ali Ben Jaisch Ben Abi'lserâja, führte aber den Ehrennamen Mowaffic-ed-din, und ist noch bekannter unter dem Beinamen Ibn-el-sâig, Sohn des Färbers. Seinem Geschlechte nach stammte er aus Mosul, ward aber in Haleb 553 (1158) geboren und auch da erzogen. Die grammatischen Studien begann er unter Abu'lschâfâtein aus Haleb und Abu'labbas El-Maghrebi Tebrizi, und in den Traditionswissenschaften hörte er theils in Mosul Abu'lfadhl Abdallah Ben Ahmed El-Chetib El-Tûsi, und Abu Muhammed Abdallah Ben Omar Ben Soweida Tekrîti, theils in Haleb Abu'lfaradsch Jahja Ben Mohammed Thacafi, und den Richter Abu'lhasan Ahmed Ben Muhammed Tarsûsi, Chalid Ben Mohammed Ben Nasr Sefir Caisurâni (قيسرانى), theils in Damascus Tâdsch-ed-din Kindi und andere. Er selbst trat als Lehrer dieser Wissenschaft in Haleb auf, und zeichnete sich nebenbei durch seine tiefe Kenntniß der Grammatik und der Formenlehre aus, und galt als ein feiner und gebildeter Mann auch in den Umgangstugenden. Ibn Challekân erzählt mehre witzige Einfälle und Proben seiner Erklärungsmethode bei schwierigen grammatischen Fragen. Auch lag es in seiner Absicht sich in der Blüthe seiner Jahre noch nach Bagdad zu begeben, um dort den Abu'lberakât Abd-el-rahman Ben Muhammed, gewöhnlich Ibn-el anbâri genannt, und die sich zu seiner Classe bekennenden Gelehrten Iraks und Mesopotamiens zu hören, allein als er auf seiner Reise bis nach Mosul gekommen, erfuhr er den Tod jenes Mannes, hörte nun in Mosul die Überlieferungswissenschaft, und kehrte alsdann nach Haleb zurück. Um sich die Fähigkeit zu verschaffen, die Lectionen der Studenten zu leiten, und Vorlesungen zu halten, begab er sich nach Damaskus, wo er sich durch richtige Beantwortung schwieriger Fragen von Scheich Tâdsch-ed-din Abu'ljemen Zeid Ben Hasan Kindi ein Zeugniß verschaffen wollte, was ihm dieser auch in höchst ehrenvollen Ausdrücken ausstellte. In Haleb erreichte er bald den Ruf des ausgezeichnetsten Lehrers in der Philologie, und er las theils in der Macsura auf der linken Seite der Kathedrale gegen Abend, theils in der Medrese Rewâhije mit entschiedenem Beifalle, sodaß sich viele seiner Schüler nicht von ihm trennten. Seine Erklärungsmanier, sein schöner Ausdruck, seine Langmuth mit den Anfängern, sein ganzes gefälliges Betragen und seine Ruhe verschafften ihm überall Freunde. Ibn Challekân selbst hörte ihn wiederholt; er starb aber in Haleb am 25. Dschomâdi I. 643 und wurde noch an demselben Tage in seine Turbe an der Stelle begraben, die ihren Namen vom Patriarchen Abraham führt. Unter seinen hinterlassenen Schriften zeichnen sich folgende vor den übrigen aus: 1) Glossen zu dem Commentar, welchen der Grammatiker Abu'lfath Othmân Ibn Dschinni unter dem Titel: Munsif zu der großen Formenlehre des Grammatikers Abu Othmân Bekr Ben Muhammed Mazini (starb 248) schrieb; 2) ein Commentar zu dem artigen grammatischen Compendium des Ibn Dschinni unter dem Titel: El-Tesrif El-Molûki; 3) ein erschöpfender Commentar, der, wie Ibn Challekân (a. 843) und nach diesem Abu'lfeda (Annal. Muslem. IV, 484) will, unter allen Commentaten zu dem grammatischen Werke Mofassel Dscharallah Zamachschari nicht seines Gleichen hatte. Jenes Werk aber ist von einer Menge der besten Grammatiker commentirt worden. Durch alle diese Schriften stiftete er zunächst in Haleb großen Nutzen, und es gehörte überhaupt daselbst zum guten Tone, bei Ibn Jaisch Vorlesungen gehört zu haben. Vgl. Ibn Schehbe zum J. 643.

Ein zweiter Jaisch, vollständig genannt der Scheich Abu Abdallah Jaisch Ben Ibrahim der Ommaijade, zeichnete sich ebenfalls durch mehre Schriften cabbalistischen und abergläubischen Inhalts aus. Von seinen nähern Lebensumständen ebenso wol, wie von seinem Tode läßt sich bis jetzt noch keine genaue Nachricht geben; seine Schriften aber verrathen seine geistige Richtung. Wir

---

1) Comment. über d. Pent. 3. Th. S. 655. 2) Einl. in die göttl. Schrift. d. alten Bundes 2. Th. S. 645. 3) Vergl. Handb. d. bibl. Alterthumsk. 2. Bd. 1. Thl. S. 282 fg.

kennen von ihm: 1) **Kitâb el-istintâcât**, Buch der Forschungen, das er aus dem Werke des **Hermes Hermetum**: Schatz der Geheimnisse und Vorrathskammer der Rechtschaffenen (**Kunz el-asrâr we dzekhâir el-abrâr**) zusammengeschrieben haben soll. Es gilt in der Lehre von den talismanischen Quadraten als Hauptwerk und wurde deshalb auch von mehren Gleichgesinnten commentirt, zum Beispiel von **Tenkluschâh** (تنكلوشاه) aus Babylon, von **Thabit Ben Corra**, und von **Honein Ben Ishac**; 2) die hellstrahlenden Lichter der Erklärung über die Aufgänge der Umwandlung (**Lewâmi' el-tarif fi metâli' el-tesrif**), das von Ibnelbuni erwähnt, und ebenfalls talismanischen Inhalts ist; 3) Geschenke des Herrn über die geistigen Geheimnisse (**El-Mewâhib El-Rebbânije**), ein Tractat über die talismanische Quadratenkunde. Er hat hier vorzüglich von der Anlegung des talismanischen Triangels und zwei Tafeln gesprochen. *(Gustav Flügel.)*

JAISPITZ, mährisch **GEWISSOWICE**, meist blos **GESSOWICE** genannt, 1) eine dem Grafen Joseph von Ugarte gehörige große Herrschaft im znaymer Kreise des Markgrafthums Mähren, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte. Zu dieser Herrschaft gehören außer dem Städtchen gleiches Namens noch die Dörfer Bajanowitz, Czernin, Tief-Maispitz, Paulitz, Strzelitz, Wewtschitz und Winau; sie beträgt 44¾ Lahaen und 8319 Fl. obrigkeitlicher Schätzung, und enthält 7796 niederösterr. Joche guten Ackerlandes, worunter sich 1195 Joche herrschaftlicher Meierhoffelder und eine nicht größere Zahl obrigkeitlicher Zinsfelder befinden, 219 Joche Gärten und ebenso viele Teiche, 1023 Joche Wiesen, 897 Joche Hutweiden und 4086 Joche herrschaftlicher Waldungen, die mehr als zur Hälfte aus Nadelholz bestehen. Das Gebiet der Herrschaft ist gebirgig, von dem Jaispitz-Bache bewässert und reich an Teichen. Dem Besitzer der Herrschaft steht das Patronatsrecht über die Pfarre des gleichnamigen Städtchens, sowie auch über die Local-Kapellaneien zu Winau und Paulitz zu. Diese Besitzung gehörte im 13. Jahrh. dem Orden der Templer, und seit dem 14. Jahrh. dem Geschlechte der Herren von Kunstadt. Durch Frauen kam die Herrschaft im 17. Jahrh. an den Herzog Sylvius Nimrod von Würtemberg, der sie dem Kaiser Ferdinand III. gegen die ihm ertheilte Belehnung auf das schlesische Fürstenthum Öls überließ. Von der kaiserlichen Kammer kaufte sie im J. 1649 der damals in Mähren commandirende General Ludwig Rattwit von Souches. Durch seine Urenkelin Wilhelmine kam sie endlich um das J. 1739 in den Besitz der Grafen von Ugarte, denen sie noch angehört, und deren einer sie im J. 1774 für 480,159 Fl. 42 Kr. übernahm; 2) ein zum Bisthume Brünn gehöriges katholisches Landdekanat, welches die Pfarreien Ober-Kaunitz, Biskupitz, Biharzowitz, Czâstochowitz, Hösting, Jaispitz, Lispitz und Rauchowany und die Localien Paulitz und Winawa umfaßt, und nach dem Diöcesanschematismus für das Jahr 1831: 18 Priester und 15,127 Seelen in seinem Sprengel zählte, worunter 15,044 Katholiken waren; 3) ein gräflich ugarte'sches Municipalstädtchen und Hauptsitz der Herrschaft gleiches Namens, auf einem Berge am rechten Ufer des Jaispitz-Baches gelegen, 2¼ österreichische Straßenmeilen nordwärts von der Kreisstadt entfernt, mit einer alten, zunächst am Städtchen gegen Nord-Westen auf einem sehr steilen Felsen gelegenen Burg, in welcher das herrschaftliche Amt und eine Kirche sich befinden, die den Bewohnern der Stadt zum gewöhnlichen Gottesdienste dient, welche beide der kaiserliche Feldmarschall Ludwig Rattwit, Graf von Souches, in ihrer gegenwärtigen Gestalt erbaute; einem neuen, einige hundert Schritte ostwärts außerhalb des Städtchens gelegenen, von dessen Enkel, dem Grafen Karl Joseph, erbauten, und durch große Gartenanlagen verschönerten Schlosse, das zu den schönsten Gebäuden Mährens gehört; einer katholischen Pfarre, welche von zwei Priestern versehen wird, und nach dem Diöcesanschematismus für das Jahr 1831: 1893 Seelen, und darunter 1878 Katholiken in ihrem Sprengel zählte; einer alten, eine Viertelstunde von der Stadt und der Pfarrwohnung entfernten katholischen Pfarrkirche, Schule, einem herrschaftlichen Meierhofe, vier Jahr- und Viehmärkten vierter Classe, welche vermöge Patentes vom 22. Oct. 1774 zwei Tage lang dauern dürfen; 56 Häusern und 900 Einwohnern, welche größtentheils Handwerker sind. Zu dem Städtchen gehören 945 niederösterr. Joche guten Ackerlandes, 68 Joche Gärten, 81 Joche Wiesen und 102 Joche Hutweiden. In der Nähe des Ortes sind Mineralquellen. Das Städtchen hat im Laufe der letztern Jahrhunderte mannichfaltige Schicksale erfahren. Im 13. Jahrh. gehörte es mit dem Schlosse dem Orden der Templer; kam im darauf folgenden in den Besitz jenes Zweiges des Geschlechtes von Kunstadt, welcher den Beinamen Kuna führte, und später gelangte es in das Eigenthum des andern Astes, der sich Zagimacz nannte. Im J. 1406 wurde das Schloß von dem raubsüchtigen znaymer Schloßhauptmanne des Markgrafen Prokop, Hinek von Koldstein, überrumpelt, und der Schloßherr Niklas Kuna von Kunstadt sammt seiner Familie gefangen nach Znaym abgeführt. Im Hussitenkriege wurde das Schloß im J. 1421 von dem Herzog Albrecht von Österreich den Taboriten entrissen, welche es aber im J. 1423 wieder erlangten, ein Jahr hindurch besetzt behielten, und erst wieder verließen, als sie von dem Herannahen des Herzogs Albrecht Kunde erhalten hatten. Im J. 1431 brachten die Taboriten unter Anführung Prokop's des Größern den Platz zum dritten Male in ihre Gewalt, und behielten ihn auch von da an so lange besetzt, als sie in Mähren ihr Unwesen fort trieben. In diesen unruhevollen Zeiten sank das Städtchen nach und nach so herab, und wurde endlich so gänzlich verödet, daß König Ladislaus um das Jahr 1456 dem Grundherrn die Erlaubniß ertheilte, anstatt des ganz zerstörten Schlosses und Ortes beides wieder ganz neu aufzuführen, was auch an der Stätte geschah, welche beide noch heutzutage einnehmen. Kaum waren sie aber wieder erbauet, so brach ein neues Unglück über die Stadt herein. Es zog nämlich im J. 1468 ein streifender Haufen ungrischen Kriegsvolkes des K. Matthias Corvinus

vorüber, dessen Anführer durch einen Schuß aus dem Schlosse getödet wurde; aus Rache und weil sie zu schwach waren das Schloß zu nehmen, erstürmten sie die Stadt, zündeten sie an und ermordeten den größten Theil der Einwohner. Von diesem Unglück erholte sich das Städtchen nur langsam und spät*). 4) Ein Flüßchen, das im znaymer Kreise zwischen Laas und Deschau entspringt, mehre Teiche mit Wasser versieht, unterhalb Lispitz an der Colonie Gröschelmauth von der von Wien nach Prag führenden Haupt-, Post- und Commercialstraße überschritten wird, hierauf an Jaispitz, Czernin, Wemtschitz, Rudlitz, Platsch und mehren andern Dörfern vorüberfließt, mehre Teiche füllt, bei Lechwitz von der von Pohrlitz an der brünner Straße nach Znaym führenden Post- und Commercial-Seitenstraße durchschnitten wird, weiter hinab noch viele Teiche nährt, und endlich bei Fröllersdorf, wo es auch das platscher Wasser genannt wird, am linken Ufer in die Thaya fällt. *(G. F. Schreiner).*

JAITZA. Eine kleine befestigte Stadt in Bosnien, am Einflusse der Blina in den Verbas, an der östlichen Grenze Kroatiens. Sie war einst die Residenz der Despoten von Bosna, und wurde oft von den Ungern wie von den Türken belagert. *(Gamauf.)*

JAJUSZOWICE oder **JAWISZOWICE**, ein zur Herrschaft Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Karl von Österreich Bestwina gehöriges Dorf im wadowicer Kreise des Königreichs Galizien, am rechten Ufer der Weichsel, an der von Bestwina nach Oświecim führenden Seitenstraße, drei Stunden nordnordwestlich von der Poststation Kenty, zwischen bewaldeten, aber niedrigen Bergen gelegen, welches früher ein eignes Gut bildete, mit einem Edelhofe, einer römisch-katholischen Pfarre, welche alt ist, zum oświecimer Dekanat des tarnower Bisthums gehört, unter dem Patronat der Grundherrschaft steht, von einem Priester besorgt wird, und nach dem Diöcesanschematismus für das J. 1834 in ihrem Sprengel 1642 Katholiken und 38 Juden zählte; einer katholischen Kirche und Schule. Die Einwohner sind Polen, welche sich vom Feldbaue nähren. *(G. F. Schreiner.)*

Jak, s. **Jaak**.

JAKÁBFALVA, 1) ein zur gräflich Pálffy'schen Herrschaft Detrekö gehöriges, auch Jakobsdorf, Jakubowa genanntes Dorf, im jenseit des Gebirges gelegenen Gerichtsstuhle (**Processus**) der presburger Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungerns, in flacher, sandiger Gegend, auf einer Insel des Molinabaches, nicht ganz eine Meile südwestlich von Malaczka, nächst Károlyháza gelegen, mit 120 Häusern, einer alten katholischen Pfarre, welche zum malaczker Vice-Archidiakonats-District des graner Erzbisthums gehört, unter dem Patronat des Fürsten Anton Pálffy steht, von einem Priester besorgt wird, und (nach dem Diöcesanschematismus für das J. 1834) 888 slowakische Einw. zählt, die sich, mit Ausnahme von 31 Juden, sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen, einer katholischen Kirche und Schule. 2) **Magyar-Jakábfalva**, slow. **Uherske Jakubowce**, Jakobsdorf, ein der k. Freistadt Zeben und mehren andern Grundherren gehöriges Dorf im tarczaer Gerichtsstuhle der sároser Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungerns, an einem am rechten Ufer in den Tarczafluß sich ergießenden Bache, in einem gegen Süden sich öffnenden Seitenthale, ½ Stunden östlich von der genannten Stadt gelegen und dahin eingepfarrt (Bisthum Kaschau), mit einer dem heil. Laurenz geweiheten Filialkirche, welche schon im Anfange des 14. Jahrh. zu den Mutterkirchen des Landes gehörte, einem dem Herrn von Pétsy gehörigen Kastell mit einer Schloßkapelle, 66 Häusern und 499 slawischen Einw., unter denen sich 409 Katholiken, 83 Evangelische und 7 Juden befanden. 3) Ein slowakisch **Jakubowani** genanntes, mehren adeligen Familien gehöriges Dorf im östlichen Gerichtsstuhle (**Processus**) der liptauer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungerns, am Abhange eines Berges oberhalb Szent-András im Karpathengebirge gelegen und auch dahin eingepfarrt (Bisth. Zips), mit 27 Häusern und 179 slowakischen Einw., welche sich größtentheils zur evangelisch-lutherischen Kirche bekennen und Ackerbau treiben. 4) Zwei **Németh-** und **Rátz-Jakábfalva** genannte Dörfer im baranyer Comitat und Gerichtsstuhle, im Kreise jenseit der Donau Niederungerns. 5) Ein gewöhnlich **Kászon-Jakábfalva**, auch **Jobsfalu** und **Jackesdorf** genanntes, mehren Besitzern gehöriges Dorf im kászonyer Gerichtsstuhle (**Processus**) des csiker Stuhles, im Lande der Szekler des Großfürstenthums Siebenbürgen, am rechten Ufer des zum Flußgebiete der Aluta gehörigen Kászonybaches, nächst den Dörfern Kászony-Ujfalu und Impérfalva, in gebirgiger Gegend gelegen, von Wallachen und Szeklern bewohnt, mit einer katholischen Pfarre, Kirche und Schule. *(G. F. Schreiner.)*

JAKAJA, JACAYA, JACHIA, Verstümmelung für Jahja, ist Name eines, wie die Meisten wollen, blos angeblichen, nach Andern wirklichen Sohnes des türkischen Sultans Muhammed III. Es wird nämlich berichtet, Muhammed III. habe drei Söhne von drei verschiedenen Frauen gehabt: 1) **Mustafa**, welchen er erdrosseln ließ; 2) **Jakaja (Jahja)** und 3) **Ahmed**, der ihm in der Regierung folgte; Jakaja sei mit Elpare gezeugt, welche aus dem Paläologischen Hause in Cypern stammte, und sich bis zur Höhe einer Gemahlin des Sultans erhoben gehabt, dabei im Herzen Christin, äußerlich aus Zwang Muhammedanerin gewesen. Da J. als Zweitgeborner nach dem Tode des Sultans sich in der Gefahr befunden haben würde, von seinem ältern Bruder Mustafa ermordet oder geblendet zu werden, so suchte seine Mutter, wie erzählt wird, ihn dem Verderben zu entziehen, verlangte vom Sultan die Erlaubniß, nach Magnesia gehen zu dürfen, um durch Wechsel der Luft einer Krankheit, welche sie zu fürchten vorgab, zu entgehen. Als sie mit ihrem Sohne in das Serai von Magnesia gekommen war, soll sie das Gerücht haben verbreiten lassen, ihr Sohn sei an den Blattern gestorben, und an seiner Statt ein anderes Kind feierlich begraben sein, während er selbst einem Verschnittenen anvertraut und in der Tracht eines griechischen

*) s. Franz Joseph Schwoy's Topographie von Mähren (Wien 1794) 3. Bd. S. 307—310.

Mönches nach Makedonien gebracht worden, wo er dem Erzbischofe von Thessalonich entdeckt habe, wer er sei. Dieser habe, heißt es, ihn in einem Kloster bis zu seinem 16. Jahre erziehen lassen, und hierauf getauft. Die Lust zu sehen, wozu das Glück ihn bestimmt, habe den jungen Fürsten angetrieben, als Derwisch verkleidet Thessalonich zu verlassen, um heimlich die vornehmsten Städte Griechenlands zu besuchen, so habe er in Scopea den Tod seines Vaters vernommen. Auch habe er gewußt, daß sein älterer Bruder Mustafa das Leben verloren, mithin ihm nun der Thron gebühre, aber sich auch nicht verhehlt, daß er lediglich durch eine Revolution zu demselben gelangen könne, wobei er natürlich sich und seine Mutter in große Gefahr bringen werde. So sei denn Ahmed der Drittgeborne ruhig zur Herrschaft gekommen, da das Geheimniß, daß Jahja noch lebte, blos einigen Ministern von hohem Range und den griechischen Mönchen, die ihn in Verwahrung gehabt hatten, kund gewesen sei. Die Mutter soll zwar durch einen von ihren Vertrauten erregten Aufstand zu Gunsten ihres Sohnes, den sie durch ihre Anstalten zur Erhaltung seines Lebens um den Thron gebracht, den begangenen Fehler zu verbessern gesucht, aber der unglückliche Versuch ihren Freunden das Leben gekostet haben, sodaß sie selbst hätte aus Constantinopel fliehen und sich in den Klöstern Griechenlands verbergen müssen. Ihr Sohn dagegen soll nach Asien gegangen sein, wo, wie er wußte, sich einige Paschas gegen den neuen Kaiser empört hatten, und das Gerücht ausgestreuet haben, Ahmed sei nicht der eigentliche Erbe des Thrones, welche Andeutung von den Empörern freudig aufgenommen sei, worauf man ihn an der Spitze der gegen Ahmed empörten Truppen habe einherziehen lassen. Der weitere Verlauf seiner Schicksale wird so dargestellt. Jahja wagte eine Schlacht gegen die Feldherren des Sultans, verlor sie nicht nur, sondern sah sich auch genöthigt, verwundet nach Griechenland zu fliehen. Mehre Jahre irrte er umher, lebte von dem Vermögen, welches seine Mutter gesammelt hatte, und mußte die größte Sorgfalt anwenden, sein Dasein vor den Nachforschungen der treuen Diener Ahmed's zu verbergen. Doch blieb sein Verlangen nach dem Throne größer, als die Furcht vor dem Tode. Er gewann den obersten Vezier, einen heimlichen Freund des Pascha's von Asien, und begab sich als persischer Mönch verkleidet nach Constantinopel, verfehlte aber seinen Zweck, nach der mit dem obersten Vezier genommenen Abrede, den Sultan hinwegzuschaffen, durch den plötzlichen Tod des Derwisches, welcher den Meuchelmord vollziehen sollte, und die Verbindung, welche sich gegen den Sultan zu entwickeln begonnen hatte, hörte bald nachher durch den Tod des Veziers völlig auf. Unter solchen Umständen, heißt es, sah sich der Fürst Jakaja genöthigt, aus Constantinopel zu flüchten, sich dem Gefolge eines polnischen Gesandten anzuschließen, mit welchem er durch die Walachei und Moldau nach Polen, und bis nach Krakau gelangte. Nachdem er eine Zeit lang bei dem polnischen Herrn, dem er aus Constantinopel gefolgt war, in Diensten gestanden hatte, gab er sich dem Gesandten von Toscana zu erkennen, und wurde von diesem zu dem Könige Sigismund von Polen geführt. Der König prüfte die Belege, welche er über seine Geburt und seinen Stand vorbrachte. Sie bestanden in Erklärungen der Sultanin, seiner Mutter, des Verschnittenen und des Erzbischofs von Thessalonich, und in einigen Briefen der Paschas von Asien. In dieser Zeit erschien an dem polnischen Hofe auch ein Tschausch des Sultans Ahmed, welcher zu der Zeit, als Jakaja sich bei den Paschas von Asien befand, an sie gesandt gewesen war, erkannte ihn jetzt wieder, und foderte vom Könige von Polen, daß er ihn an seinen Herrn, den Sultan Ahmed, ausliefern solle. Aber der König schlug ihm dieses Begehren ab. Jakaja erkannte jedoch die ihm drohende Lebensgefahr, indem der Tschausch Tataren gewonnen hatte, um ihn meuchlerisch umzubringen, verließ also Polen, und nahm seine Zuflucht zum Kaiser Rudolph II. [a]), in der Absicht, sich Hilfe gegen seinen Bruder zu erbitten. Dieser hatte aber mit den Türken Frieden geschlossen, und war wegen zwischen ihm und seinem Bruder Matthias obwaltender Zwietracht nicht im Stande, sich in einen neuen Krieg zu verwickeln. Jakaja mußte also der Hoffnung entsagen, seinen Bruder zu Lande zu bekriegen, ging zur See, und suchte die Empörer von Soria (Syrien) durch seine Gegenwart anzufeuern, und vernahm von der Verbindung, welche zwischen ihnen und dem Großherzoge Ferdinand I. von Toscana stattfand. Dieser hatte nämlich seit dem J. 1607 den Empörern in Syrien heimlichen Beistand geleistet, dem Vertrage gemäß, welchen er mit Schampulat Pascha von Aleppo, und dessen Bundesgenossen Fachardin, Emir der Drusen, und Herrn von Baruti und Saida geschlossen. Ein Bündniß christlicher Fürsten, welches der Vertrag verhieß, war nicht zu Stande gekommen. Schampulat wurde vom Vezier Amurat geschlagen und verlor Aleppo. Von den beiden Botschaftern, welche Ferdinand nach Syrien gesandt hatte, die Empörer in ihrem Vorhaben zu bestärken, war der Ritter Lioncini nach Florenz zurückgekehrt, und Michel Angelo Corai, der den Schampulat mit Rath beistehen sollte, war nach der Niederlage desselben nach Persien geflohen, und hatte am Hofe des Schah Abbas eine freundliche Aufnahme gefunden, nahm hier den Charakter eines toscanischen Botschafters an, und bewog den Sfafi, sich zur Vertilgung des gemeinsamen Feindes mit den Christen zu vereinigen. Graf Robert Scherley ging mit einigen ansehnlichen Persern an den Großherzog Kosmus II. mit dem Auftrage, die christlichen Fürsten dahin zu vermögen, daß sie die Türken auf verschiedenen Seiten zu Wasser angriffen, während die Perser dies zu Lande thun wollten. Der Großherzog nahm den Auftrag an, und die Anwesenheit des türkischen Fürsten J., der von Begierde brannte, sein Recht auf den Sultansthron gegen seinen Bruder durch das Schwert zu behaupten, und sich einen starken Anhang in der Türkei versprach, schien das Vorhaben zu erleichtern. Jakaja

a) Nach einer andern Angabe begab er sich zum Kaiser Matthias nach Wien. Beide Angaben ließen sich so vereinigen, daß J. beide anging, erst Rudolf II., und nach dessen Verdrängung und Tod (20. Jan. 1612) Matthias. Aber auch Matthias war nicht geneigt, ihm Truppen zur Bekriegung Ahmed's zu geben.

hatte nämlich, als er bei den Empörern in Syrien war, und ihre Verbindung mit dem Großherzoge Ferdinand von Toscana erfuhr, den Wunsch gehegt, nach Toscana zu segeln[b]). Aber hieran hinderte ihn der Tod Ferdinand's, welcher den 7. Febr. 1609 erfolgte. Doch da man ihm sagte, daß Ferdinand's Sohn und Nachfolger Cosmus II. wie sein Vater denke, begab er sich unter dem Namen und auf Unkosten des ungrischen Fürsten Palfi an den toscanischen Hof, um auf den großherzoglichen Gallionen nach Asien überzugehen, und die dortige Empörung zu seinem Vortheile zu benutzen. Als er in Florenz anlangte, war grade der Hof abwesend. Der Auditor Cavallo wollte ihn unter der Form eines Processes befragen, und veranlaßte ihn hierdurch nach Ancona zurückzukehren. Aber der Großherzog Cosmus II. lud ihn darauf mit aller Höflichkeit nach Florenz ein, sagte ihm hier seinen Beistand zu, und verschaffte ihm Gelegenheit, sich mit dem persischen Gesandten zu besprechen. Schleunig sandte der Großherzog einen griechischen Mönch nach Morea, um von allen Umständen und der Mutter Jakaja's zuverlässige Nachrichten einzuziehen. Der Mönch kam mit günstigem Berichte zurück, und Cosmus ließ Jakaja'n nun auf toscanischen Gallionen in Gesellschaft eines Edelmannes als Oberhofmeisters nach Asien absegeln, damit er dem Emir Fachardin und dem Schah von Persien vorgestellt würde. Als sich auf der syrischen Küste das Gerücht von Jakaja's Ankunft verbreitete, kamen viele vornehme Türken zu ihm und beehrten ihn mit Geschenken. Aber seine Hauptabsicht zu erreichen, dazu war keine Hoffnung. Das Heer der Empörer war geschlagen, und der Emir Fachardin allein nicht vermögend, den Türken zu widerstehen. Auch war die Gefahr zu groß, als daß Jakaja hätte wagen können, von dieser Seite her nach Persien überzugehen. Er kehrte daher nach Livorno zurück, in der Absicht, sich durch Polen und Rußland dahin zu begeben. Aber der Großherzog von Toscana rechnete es sich zur Schande, nichts ausgerichtet zu haben, und wollte den türkischen Sultanssohn nicht entlassen, bis man noch einen andern Versuch zu seinem Besten unternommen hätte, und entwarf den Plan, ihn den Mainotten zu empfehlen. Diese tapfern Bergbewohner auf der Halbinsel Morea hatten des Cosmus Vater, den Großherzog Ferdinand I., um Hilfe und einen Anführer gebeten, welcher sie, deren Freiheit die Türken anfochten, und andere Christen schützen könnte. Auch hatten sie seiner Eitelkeit dadurch zu schmeicheln verstanden, daß sie vorgaben, es habe eine Linie vom Hause Medici über Korinth und Athen geherrscht. Cosmus II. baute auf diese Aussage, und ihre angeborne Neigung zur Empörung gab ihm gegründete Hoffnung, der Prinz Jakaja würde in Morea nicht nur Fuß fassen, sondern auch von hier aus den Großsultan mit Vortheil bekriegen können, wenn man ihn mit christlichen Truppen unterstützte. Er sandte daher, um sich der Gesinnung der Mainotten zu versichern, einen seiner Edelleute nach Maina, und ließ die Einwohner befragen, ob sie den Jakaja als ihren Anführer annehmen wollten. Hierzu ließen sie sich bereitwillig finden, und sandten auch eine von den Vornehmsten ihres Volks unterschriebene Unterwerfungsurkunde. So weit war der Plan gelungen. Aber noch war das größte Hinderniß zu besiegen. Wie wollte der Großherzog von Toscana allein ein so wichtiges Unternehmen ausführen? Es fehlte an hinreichenden Truppen. Der Großherzog, welcher für seine Person Jakaja'n als einem rechtmäßigen Monarchen begegnete, und große Jahrgelder anwies, machte dessen Rechte dem Papste, dem Könige von Spanien und dem Könige von Frankreich bekannt, und bestimmte das Geld, das er dem türkischen Kaiser in der Festung Agliman abgenommen hatte, dazu, dem Nebenbuhler, den er ihm entgegensetzen wollte, einen Anhang in Asien zu schaffen. Er schickte Jakaja nach Rom und in die italienischen Staaten des Königs von Spanien. Der Papst empfing den angeblichen Prinzen als den wahrhaftigen ottomanischen Herrscher. Überall in Neapel, Rom und Mailand erwies man ihm große Ehrenbezeigungen.

Aber mit der wirklichen Hilfe, die nicht blos in ehrender Aufmerksamkeit bestanden hätte, sah es desto mislicher aus. Zwar versprach der Papst seinen Theil an Truppen dazuzugeben, wenn andere Fürsten Gleiches thäten. Aber vergebens stellte der Großherzog von Toscana dem Könige von Spanien und andern christlichen Fürsten vor, daß sie sich so günstig zusammentreffender Umstände bedienen möchten, Ahmed zu entthronen und mittels des zur christlichen, wiewol zur schismatisch-griechischen Kirche bekehrten Jakaja das Reich der Türken zu zerstören; allein aber hatte er nicht Macht genug, seinen Plan auszuführen. Jakaja erfuhr zu Aversa, daß weder das Geld noch die Bemühungen der Medicis ihm ein Heer hatten auf die Beine bringen können. So wurde er es endlich überdrüssig, mit den Spaniern und Italienern, die ihm nur leere Versprechungen gaben, Unterhandlungen zu pflegen, und ging nach Frankreich, um vom dasigen Hofe Beistand zu erhalten. In Frankreich nahm Karl von Gonzaga, Herzog von Nevers, welcher auf dem Peloponnes und auf Griechenland überhaupt wichtige Ansprüche hatte, Jakaja's Versorgung über sich, und dieser wartete auf eine günstigere Zeit, die aber nicht erschien. Überdies gerieth er mit dem Herzoge, seinem Pfleger, in Mishelligkeiten und sah sich mehren Beleidigungen ausgesetzt. Man weiß nicht, ob nicht der Herzog ihm hinterlistig nach dem Leben trachten ließ; gewiß ist, daß Jakaja verschwand. Nach der einen Angabe begab er sich zu den Kosaken und diente unter ihnen, obschon auch sie ihn ebenso wenig, als der Großherzog von Toscana, auf den Thron des Türkenreichs führen konnten. Einige haben dagegen gemeint, Jakaja habe sich in eine Karthause zurückgezogen. Hiergegen findet man aber eingewendet: Hätten die Karthäuser dieses auch während der Zeit seines Lebens verhehlt, so würden sie doch nach seinem Tode davon gesprochen haben, um für die Nachwelt ein Beispiel aufzustellen oder den Ruhm ihres Ordens dadurch zu erhöhen. Obgleich viele[c]) Jakaja für einen Betrüger

b) Jakaja hielt sich auch in Ungern eine Zeit lang auf.

c) So auch Jos. v. Hammer, der große Kenner osmani-

hielten, so schlossen doch diejenigen, welche ihn kannten, aus seinem Betragen, daß er von einem erlauchten Geschlechte herstamme[d]). Doch zeigt dies nur, daß er die erwählte Rolle glücklich und geschickt zu spielen wußte, und es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß es ein griechischer Abenteurer war, der die Leichtgläubigkeit misbrauchte. *(Ferdinand Wachter.)*

Jakanschid, s. **Akanschid**.

Jakarta, Dschiokjakarta, s. **Yugya-Karta**.

Jakatra (Iacatra) 1) Fluß s. unter **Batavia**, 2) Stadt auf Java s. **Yugya-Karta**.

JAKAUBEK (der kleine Jacob), böhmische Bezeichnung für **Jacobellus**[1]), oder **Jacob von Misa**, ein für die Geschichte der Abendmahlslehre nicht unwichtiger Mann, war Zeitgenosse und College von Johann Huß und geraume Zeit eins der geistlichen Häupter der Hussiten. Die Nachrichten über sein Leben sind jedoch ziemlich dürftig und beschränken sich fast ganz auf den Zeitpunkt, wo er in die damaligen Ereignisse auf dem Felde des kirchlichen Lebens thätig eingreift und von ihnen seine Bedeutsamkeit empfängt. Und doch wäre es besonders interessant, seine Bildungsgeschichte zu kennen, worin höchst wahrscheinlich der Hauptgrund seiner nachmaligen Wirksamkeit und der von ihm eingeschlagenen Richtung zu suchen ist, obgleich auch die aufgeregte Zeit daran einen nicht geringen Antheil haben mochte. Nicht einmal über sein Vaterland konnte man sich vereinigen, indem die Einen ihn für einen Meißner[2]), die Andern für einen Böhmen erklärten[3]), bis F. M. Pelzel unwiderleglich nachwies[4]), daß er aus Misa (Miza, Mysa) oder Mies (Mieß) im pilsener Kreise von Böhmen, böhmisch Strziebro genannt, drei Meilen von Pilsen entfernt, gebürtig war. Unter den Mitgliedern des prager Capitels im Anfange des 15. Jahrh. kommt auch ein Wenceslaus de Misa vor (*Balbini* Miscellan. hist. regni Bohem. Dec. I. L. VI. p. 150), welchen noch Niemand für einen Meißner gehalten hat. Die Veranlassung zu der Differenz gab natürlich hauptsächlich der Beiname[5]), zumal dieser bei manchen Schriftstellern lateinisch Misnensis[6]) lautete, was dann im Teutschen frischweg aus Meißen übersetzt wurde[7]). Dann aber wirkte dazu unstreitig wesentlich mit die durch unumstößliche Zeugnisse erhärtete Verbindung Jacob's mit Peter von Dresden (Petrus Dresdensis); denn die Veranlassung zu dieser Gemeinschaft derselben meinte man am einfachsten in dem gleichen Vaterlande suchen zu dürfen[8]). Auch über den Ursprung des Namens Jacobellus herrschte sonst Verschiedenheit der Meinung; namentlich wollte man darin etwas Verächtliches ausgedrückt finden, was sich aber dadurch als falsch ausweist, daß Jacob nicht nur bei der Gegenpartei[9]), sondern auch den mit seiner Ansicht Befreundeten[10]) so heißt[11]). Der Grund liegt einzig und allein in der kleinen Statur des geistig kräftigen Mannes[12]). Seine wissenschaftliche Bildung empfing J. auf der vaterländischen, damals weithin berühmten Universität Prag[13]), wurde dort im J. 1393 zugleich mit Joh. Huß Baccalaureus der freien Künste[14]) und später Magister. Das erste geistliche Amt aber, in welches er eintrat, war das

---

scher Geschichte und Verfassung, in seiner Gesch. des osmanischen Reiches 4. Bd. S. 493.

d) Vgl. Übersetzung der Allgem. Welthist. 28. Thl. S. 41, 42. Joh. Fr. le Bret, Fortsetz. der Allgem. Welthist. 46. Thl. 2. Bd. S. 475, 476. C. J. Jagemann's Auszug aus des Herrn Riguccio Galluzi Gesch. des Großherzogthums Toscana unter der Regierung der Fürsten aus dem Hause Medici 2. Bd. S. 6—9. *De Rocoles*, les Imposteurs Insignes und darnach *Moreri*, Le grand dictionnaire historique 8. Edit. T. III. p. 187. Mignet's Gesch. des ottomanischen Reichs. Aus dem Französischen (Mitau und Leipzig 1774) 2. Bd. S. 146—149, und die andern Geschichtswerke über die türkische Geschichte, welche bis in diese Zeit gehen.

1) Nach Hagecii böhmischer Chronik, teutsche Übers. von Sandel 2. Thl. 73. Bl., auch Jäckel. 2) *Cochlaeus*, Historia Hussitarum p. 41 ed. Moguntina (1549 fol.). Hagecii Böhmische Chronik 2. Thl. 78 Bl. (1596. fol.); *Balbin*, Epitome historiae bohemicae lib. IV. c. 5. p. 431. Glassey, Pragmatische Historie der Krone Böhmen Cap. 20. Peter Albin, Meißnische Land- und Bergchronika 336 S. (Dresd. 1590. fol.), welcher sich auf Baläus (Centuria septima de scriptor. Britanniae in appendice de *Thom. Kolby*). *Cochlaeus*, *Flacius*, Catalogus testium veritatis p. 732. ed. Francof. 1666. 4.; (vgl. jedoch das Auctarium dazu p. 188.) und den Monachus Pirnensis beruft. *G. Fabricius* rerum Misnicarum (Lips. 1569. 4.) L. II. p. 189. *J. Christ. Koch*, de Jacobo Misnense in den miscellan. Lipsiens. T. VIII. p. 165, welcher sich auch auf Christ. Thomasius stützt. Letzterer sagt jedoch in der Diss. *de Petro* Dresdensi §. 48: „*Quae sententia* (daß Jacobellus ein Böhme sei aus Mysa) *quanquam nobis quoque se approbat*, Misnensem tamen eum subinde appellare non dubitavimus vulgarem stilum secuti.“ *Aeneas Sylvius* und *Brzezynae* (*Byzynii*) origo et Diarium belli Hussitici sind nicht entscheidend, indem jener Jacob blos schlechthin Misnensis, dieser ihn aber ohne weitern Zusatz *de Miza* nennt. Sogar *J. Ch. Martini* hat in seiner diss., qua *Jacobum de Misa*, vulgo Jacobellum, primum eucharistici calicis per ecclesias Bohemicas vindicem proponit, p. 8 sq. diese Meinung noch vertheidigt.

3) *Theobald*, Bellum Hussit. cap. 6. und *Herm. v. der Hardt*, Prolegomena ad tom. III. rer. conc. oec. Constant. p. 17. *Oudin*, De scriptor. ecclesiast. T. III. p. 2231. 4) Über das Vaterland des Jac. de Misa, genannt Jacobellus, in den Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen zur Aufnahme der Mathematik, der vaterländischen Gesch. und der Naturgesch. 6. Bd. S. 299—312. 5) So urtheilt schon Herm. von der Hardt in den Prolegom. ad Tom. III. Rerum concil. Const. p. 17. 6) z. B. in *Aen. Sylvii* histor. Bohem. cap. 35. 7) Selbst in Hageck's böhm. Chronik 2. Th. 73. Bl. Fried. Glassey's Historie der Krone Böhmen Cap. 20. 8) So Joh. Cochläus in der Hist. Hussitarum p. 49. (ed. Mogunt. 1549. fol.) Hagecii böhmische Chronik. Teutsche Übers. von J. Sandel 2. Thl. S. 73. Auf diese Weise erklärt sich denn auch, wie selbst *Jo. Dubrawsky* (*Jo. Dubravius*) in seiner Historia Bohemica L. XXIII. p. 195. (Hannov. 1602. fol.) sagen konnte: „Tandem Petrus quidam Misnensis, quasi magnum quiddam et abstrusum ac non lippis notum et tonsoribus invenisset, gestiens *ad Jacobellum popularem suum*, qui Pragae ad sanctum Michaelem evangelium annunciabat, accessit.“ 9) Hagecii, Böhmische Chronik 2. Thl. Bl. 73. 74. Bl. 123 b. *Boh. Balbini* Epitome rer. Bohem. L. V. cap. 5. (ed. Prag. 1677. fol.) p. 431. *Jacobus*, Cardinalis *Papiensis* de Hussitis in den scriptores rer. bohemicarum (Hannov. 1602) p. 208. 10) *Byzynii*, Diarium belli Hussitici bei *Joh. Peter de Ludewig*, Reliquia manuscriptorum VI, 124. u. p. 180. Zach. Theobald's Hussitenkrieg Cap. 14. 11) Vergl. Chr. Thomasius a. a. O. §. 47. 12) J. Chr. Koch a. a. O. S. 160. *Chr. Guil. F. Walch*, praefat. ad monim. med. aevi T. I. fasc. 3. p. V. 13) *J. Chph. Martini*, Diss., qua Jacobum de Misa etc. p. 11. 14) Schröckh, christl. Kirchengesch. XXXIV, 376.

Pastorat zu Teina [15]); doch wurde er bald von diesem Orte nach Prag berufen, erhielt daselbst eine Stelle an der Kirche des heil. Michael [16]) und wurde später nach Huß als Prediger an die Bethlehemskirche befördert [17]). Auch gehörte er zu den vier Administratoren des prager Consistorii, dem man den Namen sub utraque beilegte [18]). Auffallend ist es daher, daß er selbst damals, wo er auftrat, sich in der Philosophie mehr zutraute als in der gelehrten Theologie [19]); er wurde allgemein als ein gelehrter und trefflicher Mann verehrt [20]).

Eine Änderung in dem Ritus des Abendmahls hatte Huß weder beabsichtigt, noch in Anregung gebracht [21]), sondern er wurde erst durch Jacob von Misa auf diesen in der Geschichte der Hussitischen Kämpfe so wichtig gewordenen Gegenstand geleitet [22]), bei dessen Auftreten als Vertheidiger des Kelchs er sich nicht in Prag aufhielt. Aber auch dieser Letztere war keineswegs in Folge eigner Forschung darauf verfallen, sondern erst durch Peter von Dresden [23]) darauf aufmerksam gemacht worden; ja schon 25 Jahre zuvor war durch Matth. v. Janow der Gegenstand zur Sprache gekommen, und an manchen Orten wurde das Abendmahl sogar noch unter beiderlei Gestalt gereicht [24]). Namentlich meinte Peter von Dresden einen Widerspruch zwischen der damaligen gewöhnlichen Praxis in der katholischen Kirche und den Worten Christi Joh. 6, 53 gefunden zu haben, und äußerte seine Verwunderung darüber, daß Jacobellus ungeachtet seiner großen Gelehrsamkeit diesen nicht wahrgenommen habe. Bei sorgfältigem Forschen in den Kirchenvätern bemerkte Letzterer hierauf allerdings, daß besonders Cyprian und der angebliche Dionysius Areopagita den allgemeinen Gebrauch des Kelchs im Abendmahle empfohlen hätten, und erachtete es daher für Pflicht, darauf hinzuwirken, daß solcher nicht, wie bisher geschehen, den Laien entzogen würde [25]). Kam also auch der erste Anstoß dazu von Außen, so hat man doch Jacobellus, da von Janow seine Ansicht wieder hatte fallen lassen, als den Urheber der Streitigkeiten über den Laienkelch und als Hersteller desselben zu betrachten [26]). Daß J. am Ende des J. 1414 [27]) bei seinem begonnenen Unternehmen auf mancherlei Hindernisse stoßen würde, mußte er sich voraussagen, indessen war auf der andern Seite der Geist der Forschung über religiöse Gegenstände in Böhmen damals überhaupt zu sehr geweckt, als daß er nicht noch mehr auf vielfache Zustimmung hätte rechnen dürfen [28]).

15) Martini a. a. O. S. 11. 16) In der nähern Bezeichnung des Amtes sind die Angaben nicht gleich. Nach Hageck (böhmische Chronik 2. Thl. Bl. 73) wurde J. „der oberste Caplan oder Vorsteher dieser Kirchen" nach Fabricius aber (Rerum Misnic. L. II. p. 139) „concionator et in pauperum collegio professor," (vergleiche auch Pet. Albin, Meißn. Land- und Bergchronik S. 336) und *Dresser* (De urbib. Germ. p. 209) nennt ihn Archidiakonus. 17) *Lupacii* ephem. rer. Boem. sub 9. Aug.; conf. *Thomasius* de Petro Dresd. §. 53. in adnott. 18) *Frid. Spanhemii* (fil.) hist. christ. saec. XV. in Opp. ed. Lugd. Bat. T. I. p. 1851. *J. C. Dieterici* auctar. ad *Flacii* catal. test. verit. l. l. 19) Vergl. Hagecii böhmische Chronik 2. Thl. Bl. 73. b., wo J. zu Peter aus Dresden sagt: „Mein lieber Petre, du weißest wohl, daß ich ein Magister bin in der Logica und nicht in der heiligen Schrift; dazu so hab ich diese Dinge niemals so weitläufig erwogen." 20) Vergl. z. B. *Jacob. Cardin. Papiensis* de Hussitis in Rer. Bohem. scriptt. (ed. Hannov. 1602. fol.) p. 208. „Jacobellus quidam doctrina et religione inter fideles celebris eoque in opere (sc. praedicandi) assiduus," und *Aen. Sylv.* histor. Bohem. cap. 35. 21) Cf. *Balbini*, epitome rer. Bohem. L. V. cp. 5. p. 451. 22) Vergl. darüber *J. Thomasii* (resp. J. Chph. Schreiber) dissertatio de Petro Dresdensi (Lips. 1678. 4.) §. 56 fg. Aus Hussen's Briefwechsel ist klar, daß er bei Entstehung der Abendmahlsfrage sich in Costnitz befand. 23) Cf. *J. Thomasii* diss. de Petro Dresdensi. 24) Cf. *Chemnit.* examen Concil. Trid. fol. 330; *Kromayer*, theol. posit. polem. p. 945. *J. Thomasius* l. l. §. 59.

25) *Aeneas Sylvius* (Histor. Bohem. cap. 35. p. 72. ed. Colon. 1532 p. 52. ed. Helmst. 1699. 4.) berichtet hierüber also: Sed attulit novam pestem Petrus Dresensis (id oppidum Misniae supersitum), qui cum aliis Theutonibus paullo ante Bohemiam reliquerat. Cognitus inter suos, quia Valdensi lepra infectus esset, patria pulsus, velut haereticorum asylum Pragam repetiit, puerorumque docendorum curam accepit. Apud ecclesiam sancti Michaelis per id temporis populum praedicando instruebat Jacobellus Misnensis, literarum doctrina et morum praestantia juxta clarus. Petrus hunc aggressus, mirari se ait doctum et sanctum virum, qui divina eloquia plebibus exponeret, errorem illum non animadvertisse communionis Eucharistiae, qui jam pridem ecclesiam pessumdasset, in qua sub una tantum specie dominicum corpus populo ministrat, cum apud Joannem evangelistam et apostolum Christo dilectissimum, sub duplici specie panis vinique sumi jubeatur dicente apud eum salvatore: Nisi manducaveritis carnem filii hominis et biberitis ejus sanguinem non habetis vitam in vobis. Commotus his Jacobellus cum perquisitis vetustis sanctorum doctorum codicibus, Dionysii praesertim et Cypriani, communionem calicis laudatam invenisset, probibitus apud sacellum archangeli Michaelis praedicare, in templo majore Sancti Martini cathedram sortitus, publice commonere populum coepit, ne deinceps communionem calicis, sine qua salvari nemo posset, quoquo pacto negligerent. Ähnlich erzählt auch Hagecii böhm. Chronik, teutsche übersetz. von Sandel 2. Thl. Bl. 73 fg. 26) Als einen solchen bezeichnet ihn auch Johann de Ragusio in seiner Oratio de communione sub utraque, welche man in *H. Canisii* Lectiones antiquae s. Thesaurus monumentorum ecclesiast. et historic. ed. *Basnage* findet, T. IV. p. 503; vergl. auch *J. Lenfant*, Hist. du concile de Constance T. I. p. 27 sq. (ed. Amsterd. 1727). Daß er mit Peter von Dresden das Darreichen des Kelches für nothwendig erklärte (nicht für ein Adiaphoron), das ist das Wesentliche seiner Ansicht; cf. *J. Thomasius* l. c. p. 60. 27) Cf. *Chr. Guil. F. Walch*, l. c. p. VII. Andre Angaben über den Zeitpunkt erklärt schon Thomasius (l. c. §. 54) für unrichtig, besonders nach Hagecii böhm. Chronik 2. Thl. Bl. 73. Vergl. auch *L. Byzynii* origo et diar. bell. Hussit. in *Pet. de Ludewig*, reliq. manuscriptt. T. VI. p. 124. *Balbin*, epit. rer. Bohem. L. V. cap. 5. p. 431. Vergl. auch Gieseler, Lehrb. der Kirchengesch. 2. Bd. 4. Abth. §. 151. Hermann v. der Hardt dagegen (Rerum Concil. Constant. T. III. p. 336) setzt das Ereigniß in den Anfang des J. 1415, wofür allerdings sich auch aus den Quellen einige Stellen benutzen lassen. 28) Äneas Sylvius deutet dies auch an, indem er a. a. O. sagt: Huic Jacobo omnes haeretici consenserunt, haud modica gestientes laetitia, quod articulum invenissent in evangelica lege fundatum, per quem Romanae sedis vel ignorantia vel nequitia argui posset. Doch verstößt er, wie schon Schröckh (christl. Kirchengesch. 33. Thl. S. 333) richtig bemerkt, darin gegen die Geschichte, wenn er glauben machen will, J.'s Beifall sei nur dadurch veranlaßt worden, daß das von ihm in Anregung Gebrachte gegen den römischen Stuhl benutzt werden könne. Vielmehr liegt der Grund in der Überzeugung der Menge, daß Jakob Recht habe, der ohnehin allen Nachrichten zufolge, in Lehre und Wandel sich jederzeit ausgezeichnet

Nicht wenig trug zu einem guten Erfolge die Disputation bei, welche J. gleich Anfangs, nachdem er seine Meinung öffentlich vorzutragen beabsichtigte, über den streitigen Gegenstand[29]) veranstaltet hatte, indem er in einem öffentlich angeschlagenen Programm alle Streitlustigen einlud. Der Kampf war sehr lebhaft gewesen, besonders mit einem Magister Elias, hatte aber J.'s Ansehen keinen Eintrag gethan[30]), obschon Elias' Rath, den Ausspruch des Concilii zu Kostnitz, welches damals grade zur Erledigung der kirchlichen Wirren versammelt war, vor jeder Entscheidung abzuwarten, in manchem sorglichen Gemüthe Wurzel gefaßt haben mochte. Nach einigen Tagen der Ruhe behandelte J. den Gegenstand in einer Predigt, welche er in der Michaeliskirche zu halten hatte, berief sich auf den einstimmigen Bericht der Evangelisten, und bezeichnete den Genuß des Kelches von allen Communicanten als Einsetzung Christi, von der man weder zur Rechten, noch zur Linken weichen dürfe. Tags darauf erklärte sich Siegmund Rzepanski in der Martinskirche auf ähnliche Weise und lud Jung und Alt zum Genusse des heil. Abendmahls nach der von Jesus geordneten Weise ein. Bei ihm und J. communicirte in Folge dessen eine große Zahl[31]). Im Allgemeinen war freilich der Clerus damit unzufrieden und Joh. Huß, dem nicht entging, daß durch diese von ihm nicht ausgegangene Abweichung von dem Gebrauche der römischen Kirche seine persönliche Lage sich leicht verschlimmern möchte, („intempestivum hoc inceptum, sagte er, mihi causa mortis erit") [32]), hielt noch im Anfange Mai 1415 von seinem Kerker aus für nothwendig, einen prager Geistlichen, Gallus, schriftlich aufzufodern, Jacobellus nicht entgegenzuwirken[33]). Versagte man auch J.'s Ansicht in der Michaeliskirche den Lehrstuhl, so fand sich in der Martinskirche Gelegenheit zur Darlegung derselben[34]). In der Austheilung des Abendmahles unter beiderlei Gestalt fand J. bald gar viele Nachfolger[35]). Die Vorkehrungen, welche man dagegen traf, führten nicht zum Ziele; denn die über Jacob durch den Erzbischof Konrad von Prag verhängte Excommunication[36]), sowie die Anstrengungen der Mönche und der Universitätslehrer zu Prag für Erhaltung der hergebrachten Sitte brachten diesen nicht zum Schweigen, und Drohungen, Verfolgung und Einkerkerung seiner Anhänger machten den Enthusiasmus nur noch größer. In kurzer Zeit erklärte man sich allgemein zu Gunsten der angefochtenen vermeintlichen Neuerung[37]).

Um seine Ansicht nach allen Seiten hin zu rechtfertigen, verfaßte J. im J. 1415 eine **demonstratio per testimonia scripturae, patrum atque doctorum communicationem calicis in plebe christiana esse necessariam**, welche sogar Cochläus[38]) lobt, später Moritz von Prag seiner Widerlegungsschrift einverleibte und Hermann von der Hardt mit dieser zusammen bekannt gemacht hat[39]). Die biblischen Stellen, worauf J. sich beruft, bestehen in den Angaben der Evangelisten über die Einsetzung des Abendmahls (Matth. 26. Marc. 14. Luc. 12), Joh. 6 und 1 Kor. 11. Die übrigen Belege aus ältern und neuern kirchlichen Schriftstellern, aus dem kanonischen Rechte, kirchlichen Gesängen ꝛc., sind weder chronologisch noch nach irgend einem andern Princip geordnet, sondern laufen in bunter Reihe fort, indem mit Augustin begonnen und Gregor geschlossen wird. Außer den Genannten stellt er Hieronymus, Ambrosius, Dionysius (Areo-

hatte. Än. Sylvius selbst nennt ihn ja „literarum doctrina et morum praestantia juxta clarus."

29) Nach Theobald a. a. O. Cap. 3. wäre dies kurz vor Ostern 1415 geschehen; nach Brzezyna a. a. O. aber würde Jacobellus schon gegen Ende des J. 1414 die Nothwendigkeit des Kelchs im Abendmahle wörtlich und thätlich eingeschärft haben. 30) Zach. Theobald (Hussitenkrieg Cap. 14) gibt über diese Disputation die speciellsten Nachrichten: „Jacobellus kam und redet also: Meine liebsten Brüder und Söhne, wisset, daß ich in dem Gesetz Gottes das Wort des Lebens gefunden habe, da geschrieben stehet (Joh. 6), werdet ihr nit essen das Fleisch des Menschensohnes, und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch. — — Was dünket euch? Die Schrift ist gewiß, die Wort sind des Herrn Christi selbsten ꝛc. — — Zuletzt fing Mag. Elias an: Mag. Jacobelle, du irrest weit; denn Christus redet an dem Orte nicht von dem leiblichen, sondern von dem geistlichen Gebrauch. Schlug hiemit das Testament auf, verlas aus demselben, da stehet cit. Cap. V. 63: Der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein Nutze; die Worte, die ich rede, sind Geist und Leben. Es setzt auch Mag. Elias dieses hinzu: Lieber Jacobelle, wenn es je sein sollte, warum hat er dazumal seinen Leib zur Nießung nicht geordnet oder die Empfahung eingesetzt? Jacobellus antwortete: Aber nach dem Abendmahle hat er es allzumal also zu empfahen geboten. Mag. Elias antwortet: Warum empfähest du es nicht nach dem Essen, sondern früh? 31) Z. Theobald a. a. O. Hageck a. a. O. 32) Vergl. auch Hagecii böhm. Chronik, teutsch. übers. 2. Thl. Bl. 74. u. Theobald a. a. O. Cap. 14. 33) Z. Theobald a. a. O. 34) Cf. *Herm. v. d. Hardt*, Prolegom. ad T. III. rerum Concil. Constant. p. 22. *Aen. Sylvii* hist. Bohem. cap. 35. *Jacobi Card. Papiensis* de Hussitis in Rer. Bohemic. scriptt. (ed. Hannov. 1602) p. 208.

35) *Laur. Brzezyna* (*L. Byzynii* origo et diarium belli Hussitici in *Jo. Pet. de Ludewig* Reliqu. manuscriptt. T. VI. p. 124 sq.) berichtet darüber umständlich: Anno incarn. domin. 1414 — — *communio eucharistiae sub utraque specie*, panis scilicet et vini, populo communi fideli ministranda, *per venerandum ac egregium virum Magistrum Jacobellum de Miza*, sacr. theol. baccalaureum, *formatum* et alios sibi tunc in hac materia assistentes sacerdotes, est inchoata in urbe inclyta et magnifica Pragensi. Primum quidem in ecclesiis s. Adalberti in nova civitate, s. Martini in muro et s. Michaelis ac capella Bethleem nuncupata in civitate antiqua Pragensi. 36) Cf. *Herm. v. der Hardt*, rer. concil. oecum. Constant. T. III. p. 509, 510. 37) Cf. *Z. Theobald*, bellum Hussiticum cap. 14: „Populus catervatim accedere (nämlich zur Communion bei S. Rzepanski), ut et ad Jacobellum *aliosque* plures, qui sacram coenam secundum institutionem ritumque Christi distribuere inciperent." Noch ausführlicher L. Brzezyna a. a. O. S. 124, 125: „Quae certe communio sacratissima successu temporis, quo pluribus diversis minarum ac incarcerationum terroribus — — impugnabatur, *tanto amplius invalescebat et augmentabatur* in populo fideli ac devoto sexus utriusque ad tantum, quod infra duos annos, *non solum in duabus aut tribus ecclesiis* — — libertatem praedicandi et sic ut praemittitur populum communicandi habebant, sed *fere omnibus Parochialibus in Pragá ecclesiis*, imo et monasteriis certis. — — Ita quod *non solum in Praga, sed etiam regni Bohemiae et Marchionatus Moraviae civitatibus, castris, oppidis et villis* populus communis catervatim cum magna devotione ac reverentia ad sacratissimam utriusque speciei communionem frequentabat. 38) Hist. Hussitarum Lib. I. p. 42. (Mogunt. 1549. fol.): „*acutum* pro utraque specie libellum conscripsit." 39) Rerum concil. Oecum. Constantiensis T. III. p. 804 sq.

pagita), Origenes, Hilarius, Cyprian, Chrysostomus, Bernhard, Remigius, Fulgentius, Joh. Damascenus, Thomas v. Aquino, Albert der Große, Alanus, Nikol. Lira, die Päpste Leo, Innocenz, Gelasius, Clemens und Urban IV., endlich Wilhelm de monte Lauduno als Zeugen für die Rechtmäßigkeit des Laienkelchs auf. Besser wäre es wol gewesen, sich nur an die zu halten, welche das, was sie beweisen sollten, recht bestimmt und deutlich aussprachen; aber die lange Liste der Autoritäten sollte wahrscheinlich imponiren und jeden Einwand abschrecken. Jacob zog aus dieser historischen Erörterung den Schluß, daß allen Christen auch der Genuß des Kelches zukomme, da an einem von Christus selbst gegründeten Institut nichts geändert werden dürfe[40]). Das Letztere noch besonders zu erweisen fand er gerathen, und zwar nicht blos durch Aussprüche der Bibel, sondern auch des Papstes Urban, Symmachus, Augustin, Gregor VII., Isidorus, Gregor IX., Cyprian, Nikolaus, Innocenz und Gratian. Die bestehende Sitte fand aber sehr bald ihre Vertheidiger, zuerst an einem Ungenannten; dies war wahrscheinlich einer der zu Kosnitz befindlichen Theologen[41]), nach Einigen der wiener Professor Nikolaus von Dinkelspül[42]), oder auch Andr. Brota, Professor der Theologie an der Universität Prag, da dieser in einer unter seinem Namen erschienenen Gegenschrift sich nicht blos derselben Argumente, welche der Ungenannte vorgebracht hatte, sondern auch theilweise derselben Worte bedient[43]). Diese Epistola elenchtica (abgedruckt in *Herm. v. der Hardt*, rer. concil. oec. Constant. T. III. p. 338 sq.) ist sehr weitschweifig, wie überhaupt alle Streitschriften gegen Jacob von Misa, so weit diese noch bekannt sind, aber auch dessen Antworten, und mit vielen nicht grade zur Sache gehörigen Ausführungen angefüllt. Der Briefsteller tadelt an Jacob, daß er ungeachtet seines früher geleisteten eidlichen Versprechens und trotz wiederholter Ermahnungen den geistlichen Obern („Praelatis tuis") nicht gehorche, und die von dem Papste oder der höhern Geistlichkeit verhängte Excommunication gering achte, auf eigne Hand ohne dazu erhaltenes Commissorium Kirchenvisitationen halte und den Zehnten als bloßes Almosen der Laien an die Geistlichen darstelle; behauptet hierauf, daß der ursprüngliche Zustand der christlichen Kirche sich nicht wieder herstellen lasse, insbesondere aber die Darreichung des Kelches an die Laien dem Willen und der Absicht Jesu, dem Sinne der ganzen heil. Schrift („contra intellectum totius s. scripturae") und den Kanones und Satzungen der römischen Kirche widerspreche[44]). Die Auffoderung Christi an alle zu der letzten Mahlzeit Versammelten, aus dem Kelche zu trinken, soll nur geschehen sein, um nicht durch Ausschluß des Verräthers den Zorn der Apostel gegen diesen zu erwecken, und zu zeigen, daß er sich auch den Bösen zum Genusse darbiete; außerdem habe er durch Darreichung seines Leibes und Blutes die Empfänger zu Bischöfen und Cardinälen geweiht (auch den Judas?). Fast spaßhaft klingt es, wenn auf den Umstand ein Gewicht gelegt ist, daß bei der wunderbaren Speisung der Volksmenge (Matth. 8. Joh. 6), bei dem Essen Jesu mit seinen Jüngern zu Emaus (Luc. 24) das Trinken gar nicht erwähnt werde[45]). Vorbildlich soll die Entziehung des Laienkelchs schon im A. T. (1 Mos. 14. 1 Kön. 20. 5 Mos. 12) angedeutet sein; Joh. 6 spreche entschieden dafür[46]), und V. 53 sei an die Apostel und künftigen Priester gerichtet und von einem geistigen, nicht aber dem sacramentlichen Genusse zu verstehen. 1 Kor. 11 aber könne nicht entgegenstehen, da Paulus nur die Einsetzung des Abendmahls, wie sie mit den Aposteln (nicht mit Laien) geschehen, den Korinthiern mittheile, und da, wo er die Laien im Auge habe (V. 33 wird gemeint), blos das Essen erwähne. Mit gleicher Zuversichtlichkeit werden die klaren Aussprüche der von Jacobellus angeführten Zeugen zu Beweisen für das Gegentheil umgewandelt, wenn sich ihre Worte auch noch so sehr dagegen sträuben[47]), oder die Urheber derselben auf eine plumpe Weise verächtlich abgewiesen[48]). Wo er sich endlich gar

40) „Verbum est," sagt er ganz im Geiste der protestantischen Kirche (a. a. O. S. 320, 321), „lex, veritas, institutio ac evangelium domini nostri Jesu Christi, suorum Apostolorum et ecclesiae primitivae, *quod per nullam ecclesiae Romanae consuetudinem quantumcunque vetustam vel cujuscunque Romani pontificis seu concilii et synodi constitutionem, sententiam vel decretum potest infringi, tolli, vel quovis modo cassari et annullari.*" 41) So urtheilt Schröckh (christl. Kirchengesch. 33. Bd. S. 335) nach dem Vorgange von Herm. v. d. Hardt a. a. O. S. 339. 42) Cf. *Herm. v. der Hardt* l. c. p. 391 und Prolegomena ad T. III. p 23 43) Vergl. auch *Herm. v. der Hardt* Prolegom. ad T. III. rer. concilii oecum. Constant. p. 23.

44) Zur Charakteristik der oberflächlichen Deduction nur einige Schlagworte (a. a. O. S. 356): „Quoniam si Christi et Dei voluntas fuisset, populum laicalem sub utraque specie sacramentali communicare, ad eandem coenam ultimam, in qua dedit corpus et sanguinem sub utraque specie sacramentali, *advocasset Christus matrem suam — — et septuaginta duos discipulos et hospitem cum familia*, apud quem fecit coenam suam ultimam, quia multum dilexit eum, *et Josephum ab Arimathia, Nicodemum et alios familiares*, qui comitabantur eum. *Sed hoc non fecit. Ideo voluntas ejus ad hoc non fuit*, ut populus Laicalis sub utraque specie sacramentali communicaret." 45) Auch hier dieselbe Art zu schließen, wie bei Einsetzung des Abendmahls (a. a. O. S. 357): „Ubi Christus ostendit, quod non fuit nec est voluntas ejus, ut populus laicalis debeat communicare sub utraque. Quia si voluntas ejus fuisset ad hoc, *tunc in illis satiationibus potasset turbas* et discipulos aliquo potu. Quod tamen non fecit. Ideo" etc. 46) „Quia quandocunque Christus loquebatur ad turbas de corpore suo mystico sacramentali, nunquam fecit mentionem de vino, nisi tantum de pane." (l. c. p. 358). 47) Wenn Gregorius im liber dialogorum gesagt hatte: „Ejus (Christi) quippe caro pariter *et ejus sanguis* non in manus infidelium sed in ora fidelium funditur," so erhalten wir hier die Weisung: „cum corpus Christi porrigitur fideli laico, sub specie panis infunditur etiam sibi sanguis Christi concomitative, licet non sub proprio signo vini. Und wenn der Papst Gelasius den Ausspruch that: „divisio unius ejusdem mysterii (nach dem ganzen Zusammenhange des Kelches, des Weines von dem Brode) sine grandi sacrilegio non potest pervenire," so ist der Briefsteller mit der Antwort zur Hand: „glossa super eodem capitulo dicit quod dictum Gelasii papae intelligitur de sacrificante aut de conficiente" etc. 48) So z. B. Cyprian; noch schlimmer kommen natürlich Nestorius und Pelagius weg, welche Jacob freilich gar nicht angeführt hatte. Von ihnen heißt es, daß sie dem Volke den Kelch zugelassen hätten „ex pura malitia ut erronei et haeretici."

nicht zu helfen weiß und die Geschichte zu laut gegen ihn, oder zu deutlich für den Laienkelch spricht, wird das Verfahren der ältern Kirche von einem Misverständnisse abgeleitet, über welches man später richtiger belehrt worden sei. Besonders ausführlich verbreitet sich das Schreiben dann über die nachtheiligen Folgen, welche die Austheilung des Kelches an die Laien haben könne und darüber, daß sie mit den Verordnungen und Gewohnheiten der römischen Kirche im Widerspruche stehe. Gegen das Ende wird an Jacobellus getadelt, daß er dem Papste keine höhere Würde beilege, als dem gewöhnlichen Geistlichen und in Folge dieser Ansicht Jedem die Freiheit verstatte, bei wem und wo er wolle zu beichten und das Abendmahl zu genießen, daß er neue Gesänge einführe und dabei die Autorität der Kirche umgehe. Von ganz gleichem Inhalte war die **disputatio academica contra Jac. de Misa contra communicationem plebis sub utraque specie** von Andreas Broda, welche Hermann von der Hardt a. a. O. S. 392 fg. mitgetheilt hat. Gegen diese verfaßte Jacobellus seine **Vindiciae** (in der Unterschrift **replicationes** genannt) **contra Andream Brodam pro communione plebis sub utraque specie**; man findet sie ebenfalls bei Herm. von der Hardt a. a. O. S. 416 fg. Ihr Umfang ist ziemlich groß, zum Theil deßwegen, weil er die Entgegnungen Broda's wörtlich wiederholt. Sie zerfallen in zwei Theile, der erstere **de dictis scripturae et sententia patrum de communione sacra** ist eine ausführlichere, zum Theil auch, aber nur in Nebendingen, modificirte Darlegung dessen, was er in seinem Programm (er nennt es hier **positio scholastica**) und in der frühern Schrift (hier **tractatus — — de communicatione calicis in plebe Christiana** bezeichnet) über den Streitpunkt ausgesprochen hatte [49]). Daß Joh. 6 allerdings vom geistigen Genusse des Leibes Jesu zu verstehen sei, wird dem Gegner zugegeben, aber man dürfe den sacramentlichen nicht ausschließen. Die Apostel wären bei der Einsetzung des Abendmahls nicht Repräsentanten des Priesterstandes, sondern der ganzen christlichen Gemeinde gewesen; aus Apostelgesch. 2, 46 fg. und ähnlichen Berichten der Bibel eine Communion unter Einer Gestalt zu folgern, verrathe Mangel an Kenntniß der gewöhnlichsten logischen Grundsätze. Berechtigt sei, dabei bleibt Jacob stehen, jeder Christ, also auch der Laie zum Genusse des Kelches; Päpste und der übrige Klerus könnten irren, wie sie sich auch oft den Lastern ergeben hätten; endlich einer Entscheidung der jetzigen Kirche bedürfe es in diesem Falle ganz und gar nicht, da sie schon von Christus und der alten Kirche gegeben sei. Der andere Theil seiner Schrift handelt **de jure mutandi antiquos ecclesiae ritus**, was im 1. Theil auch schon kurz berührt war, und verweilt besonders lange dabei, daß die Kirche diesen von Christus selbst gestifteten Gebrauch aufzuheben durchaus nicht berechtigt gewesen sei, wenn sie auch Gebräuche von geringerer Bedeutung sollte ändern können, geht theilweise wieder darauf zurück, daß der Kelch von Christus eingesetzt sei auch für die Laien, wobei theils biblische Stellen abermals besprochen werden, theils die Urtheile des Thomas von Aquino, Bonaventura, Hieronymus, Nikolaus Lyra über diesen Gegenstand in Untersuchung kommen, dann die vermeintlichen Nachtheile und Hindernisse des Laienkelchs beleuchtet, die Communion unter beiderlei Gestalt empfohlen, Broda's Vorwürfe gegen Jacob's Person abgewiesen und die Beweggründe des Letztern für sein Verfahren angegeben werden. Eine gute streng durchgeführte Ordnung vermißt man hier und da schon im ersten, ganz besonders aber im zweiten Theile.

Die Gegenpartei hielt es natürlich nicht für rathsam, die kräftige Vertheidigung Jacob's unbeantwortet zu lassen; denn die darin vorkommenden starken Wahrheiten, das kühne und ganz unbefangene Rütteln an der päpstlichen und kirchlichen Autorität und das Zurückgehen auf die einfache biblische Lehre waren vollkommen geeignet, für das Bestehen des Hergebrachten ernstliche Besorgnisse zu erwecken. Hätte man dem nach dem hierarchischen System Unbefugten auch nur das letzte Wort gelassen, so hatte man allerdings zu fürchten, daß es als Schwäche ausgelegt werden würde. Ohnehin sahen die höhern Geistlichen auf den, wie sie meinten, seinem Range nach tief unter ihnen stehenden Baccalaureus der Theologie vornehm herab [50]). Eine sehr matte, hier und da wahrhaft läppische Abwehr [51]) des von diesem empfohlenen und in's Werk gesetzten Gebrauchs enthält der zu Weihnach-

49) Den Ibergang findet man dargelegt von Schröckh in der christl. Kirchengesch. 33. Thl. S. 339 fg.

50) So sagt *Mauritius de Praga* (bei *Herm. v. d. Hardt* l. c. T. III. p. 882, 883): „Si consuetudinem approbatam — — *aliqua privata persona*, propria voluntate falsa et sine sufficientibus et evidentissimis motivis publice doceret, semper fuisse et esse malam et iniquam et eam propria auctoritate mutaret — — non habito desuper consilio sapientum — —: puto, quod homo talis judicio rationis non esset sequendus — —. Quanto magis qui consuetudinem laudabilem ab universali ecclesia circa saluberrimum sacramentum longis temporibus tentam, propria voluntate violat et populum violare suadet, *inconsultis de ecclesia viris doctissimis et maxime superioribus suis, ad quorum pertinet auctoritatem, non est sequendus vel audiendus.* Noch plumper fällt Pius II. in seiner Antwort an die böhmischen Gesandten, welche zu Folge der baseler Beschlüsse das Abendmahl unter beiderlei Gestalt bewilligt haben wollten, über Jacobus aus: „Illum damnabilem et prorsus haereticum judico, si quis asserit, talem communionem ad salutem esse necessariam, sicut Jacobellus putavit, et qui eum secuti sunt. Magna hominis illius praesumtio, vel potius temeritas, qui solis imbutus grammaticae disciplinis, quibus pueros instruebat, ausus est sacros Evangelii sensus attingere, et ad suum ingenium arcana filii dei verba interpretari. Non est grammaticorum aut dialecticorum secreta divini codicis reserare; Theologorum est et sacrae paginae Professorum ista cognitio, et eorum, quibus data est scientiae clavis, quae aperit et nemo claudit, claudit et nemo aperit. — — Jacobellus absque expostione, absque doctore, ausus est docere, quae non didicit, et absque calicis bibitione salvari neminem, asseverare, propter verba salvatoris apud Joannem. Wenn Chr. W. Fr. Walch (Monimenta med. aevi T. I. fasc. 3. praef. p. VII.) also aus dem Titel Magister schließen möchte, daß Jacob zu denen gehört habe, „qui in academia Pragensi sacras literas docendi jure fruebantur," so hätte er dieses Recht desselben vielmehr von seinem Baccalaureat in der Theologie ableiten sollen. 51) Vergl. auch, was der milde Schröckh (a. a. O. S. 347) darüber urtheilt.

ten 1415 geschriebene **tractatus** eines ungenannten Theologen **contra Jac. de Misa Bohemum et speciatim contra doctrinam de communione laicorum sub utraque specie**, welchen Herm. v. der Hardt vor vielen ähnlichen Productionen der Aufnahme in die Actenstücke über diesen Streit (**Rerum concil. oecum. Constant. T. III. p. 658—762**) würdig befunden hat. Der erste oder allgemeine Theil desselben verbreitet sich überhaupt über die von den Böhmen unternommenen Abweichungen von der herkömmlichen Lehre und dem Ritus, und bekämpft die Wiclefitischen Grundsätze, bei deren Beurtheilung die Schrift des Dominikaners Reinher **de erroribus haereticorum** als Grundlage benutzt wird. Der Verfasser bezeichnet diesen langen wenig zur Sache gehörigen Aufsatz selbst hinterher (a. a. O. S. 689) als „**exordium praeambulum et prooemiale.**" Was er im zweiten Theile, der in drei Abtheilungen zerlegt ist, über die eigentliche, von Jacob angeregte Streitfrage vorträgt, ist nach seinem eignen Geständniß nur aus andern Schriften entlehnt [52]). Nachdem sich die erste Abtheilung mit dem heil. Abendmahl im Allgemeinen, mit der ältesten, der katholischen und römischen Kirche und deren Unterschiede, mit der Verbindlichkeit der päpstlichen Decrete und der Nothwendigkeit des Abendmahls zur Seligkeit beschäftigt hat, untersucht sie, ob der Genuß des Brodes und Weines Verordnung Christi und ein Glaubensartikel sei, ob er blos für die Priester bestimmt worden, ob die Apostel bei der Stiftung die ganze Christenheit repräsentirt hätten, ob das heilige Sacrament theilbar sei, ob durch das Entziehen des Kelchs ein Kirchenraub („**sacrilegium**") begangen werde, und demnach der Brauch der ältesten Kirche herzustellen sei. Unaufhörlich wird blos Ein Grund geltend gemacht, nämlich die Sitte der jetzigen Kirche [53]). Ganz vorzüglich aber bewegt sich die zweite Abtheilung in diesem eintönigen Beweise [54]), um zu dem Resultat zu gelangen: „**quod laicales nec debent nec possunt sine peccato communicare sub utraque specie.**" Die dritte und letzte Abtheilung endlich läßt sich auf die von Jacob geltend gemachten Gründe (Joh. 6. 1 Kor. 11, Einsetzungsworte, Cyprian's Ansicht u. s. w.) zwar ein, jedoch ohne irgend ein neues Moment zu ihrer Widerlegung aufweisen zu können.

Mußte man diese und ähnliche Schriften immer nur als Privatentscheidungen einzelner Theologen betrachten, so zeigte sich schon in ihnen deutlich genug, wessen sich Jacob von Seiten des römischen Stuhls und seiner Anhänger zu versehen hatte. Das damals zu Kostnitz versammelte allgemeine Concilium war nicht nur von der neuen Störung der kirchlichen Ruhe durch Jacob von Misa unterrichtet, sondern der Bischof Johann zu Leitomischel hatte ziemlich bald nach dem Beginnen der Angelegenheit jenen förmlich bei demselben verklagt und um Steuerung des durch ihn veranlaßten Unwesens gebeten [55]). War nun schon der Gegenstand an sich hinreichend, die Aufmerksamkeit des Concils zu erregen, so wurde er es noch mehr durch den Umstand, daß auch Huß noch in Kostnitz vor seiner Gefangensetzung den Laienkelch empfohlen, jedoch nicht wie Jacobellus, für unbedingt nothwendig erklärt hatte. Seine Schrift darüber führt den Titel: „**de sanguine Christi sub specie vini a laicis sumendo**" und ist in die Ausgabe seiner Werke **T. I. p. 52 sq.** aufgenommen. Nach mehren Berathungen beschloß man diese Abweichung von der herrschenden Sitte durchaus zu verbieten und dachte durch Bekanntmachung eines von den Theologen des Concils gegebenen Gutachtens die Verwegenheit Jacob's und der ihm Gleichgesinnten niederzuschlagen. Zu dem Ende verfaßten vor einem eigentlichen Decret des Concils die dort anwesenden Theologen schon im Juni 1415 eine **Conclusio contra Jac. de Mjsa et ejus doctrinam de communione plebis sub utraque specie**, (bei *Herm. v. der Hardt* **l. c. T. III. p. 756 sq.**), und versahen sie mit einer doppelten Zugabe, nämlich einer kurzen Beweisführung dieser Sätze und Widerlegung der Gründe Jacob's für die entgegengesetzte Meinung. Eingestanden wird zwar der Gebrauch des Laienkelches in der ältern Zeit, aber die Abschaffung desselben als nützliche Kirchensatzung dargestellt, von welcher man nicht abgehen dürfe; schon die hartnäckige Behauptung des Gegentheils sei Ketzerei und als solche hart zu ahnden [56]). Die Beweggründe zu dem auffallenden Urtheile, welches aus dem Schooße eines zum Theil treffliche Köpfe umfassenden Vereines hervorging, lassen sich gar nicht verkennen [57]); das Decret des Concils, am 15. Juni 1415 [58]) erlassen, nahm daher alle Bestimmungen in sich auf, welche das

52) „Motus igitur dolore, et hominum molestia, modicum de hac materia colligere procuravi, nihil apponens meae facultatis ingenio, sed quae in aliis reperii codicibus — — huc reducere curavi" (*Herm. v. d. Hardt* l. c. T. III. p. 690). 53) Gegen Jacob's Berufung auf die Bibel heißt es z. B. (a. a. O. S. 703): „In oppositum hujus est sancta mater ecclesia Romana et tota Christianitas aut pars ejus sanior. Igitur conclusio falsa." Und anderswo (a. a. O. S. 715.): „*Moderna ecclesia est majus bonum, quam primitiva*, saltim quoad regimen et ad dispositionem ecclesiasticam circa Christi fidem. Igitur non justum nec sanctum, reducere modernam ad primitivam. 54) Dabei bekommt Jacob gelegentlich seine Zurechtweisung, z. B. in den Worten (a. a. O. S. 732): „Mira res est, quod *una persona* aut paucae praesumunt longam praescriptam laudabilem ecclesiae merito consuetudinem sine consensu superioris violare et eandem impugnare. *Merito gravissime essent puniendi.*"

55) *Herm. v. d. Hardt*, Rerum concil. constant. T. IV. p. 187. Cf. *Lenfant*, Hist. du concile de Constance T. I. p. 248. 56) Die dritte bis sechste Conclusio lauten: „Licet in primitiva ecclesia hujusmodi sacramentum reciperetur a fidelibus sub utraque specie, tamen ad evitandum aliqua pericula potuit simili aut majori ratione introduci et introductum est, quod a fidelibus conficientibus sub utraque specie et a laicis sub specie panis tantum suscipiatur. — Quod *hujusmodi consuetudo, sic ab ecclesia introducta* et diutissime ex causis rationalibus observata, *habenda est pro lege*, quam non licet improbare aut sine auctoritate ecclesiae pro lubito immutare. — Dicens, quod hanc consuetudinem ut legem observare sit sacrilegium aut illicitum, censeri debet erroneus. — Pertinaciter asserentes oppositum praepositorum, censendi sunt *haeretici* et tanquam tales arcendi et puniendi." 57) Vergl. darüber auch Schröckh a. a. O. S. 848, 849. 58) Cf. *I. Byzynii* orig. et diar. belli Hussitici in *P. de Ludewig*, reliq. manuscript. T. VI. p. 150.

theologische Gutachten enthalten hatte [59]). Allerdings hatte man den Widerspruch fühlen müssen, in welchen man sich voreilig verwickelt hatte, daß man einerseits den Kelchgenuß der Laien als den frühern Gebrauch und die spätere Praxis der Kirche nicht als Umstoßung von etwas Irrigem ansah, nichtsdestoweniger den als einen Ketzer behandelte, welcher die ältere Sitte der neuern vorzog, und zwar blos deswegen, weil jene allmälig abgekommen war. Unter solchen Umständen war es denn ganz in der Ordnung, daß Jacob von Misa durch diese unüberlegten Schritte nicht im Geringsten eingeschüchtert oder gar veranlaßt wurde, sich zu unterwerfen. Seine **Apologia pro communione plebis sub utraque specie**, bei *Herm. von der Hardt* l. c. T. III. p. 591 sq. zu lesen, setzt den kostnitzer Theologen ziemlich scharf zu, indem er ihre sechs Schlüsse der Reihe nach prüft, sie selbst als starre Anhänger des Herkommens („consuetudinarii doctores" nennt er sie) tadelt, und ihnen den ihm gemachten Vorwurf der Ketzerei zurückgibt, insofern sie eine der Stiftung Jesu widersprechende Gewohnheit gebilligt hätten [60]). Das Decret des kostnitzer Concils gibt ihm dann Veranlassung, aus einander zu setzen, wie der Geist desselben ein ganz andrer sei, als der des Evangeliums. Die allgemeine Stimme in Böhmen war für Jacob's Vorschlag, und selbst die Universität Prag gab unter dem 10. März 1417 eine Erklärung in diesem Sinne [61]). Zwar erhob sich nun eine der wichtigsten von den zum Concil versammelten Personen, Joh. Gerson, als Vertheidiger des Conciliенbeschlusses; vgl. sein **Consilium publicum causam Jacobi de Misa et Bohemorum quoad communionis laicalis sub utraque specie necessitatem uberius discutiendi** bei *Herm. von der Hardt* l. c. T. III. p. 765 sq. Noch bestimmter drückt die in der Unterschrift (a. a. O. S. 779) gegebene Bezeichnung dieser Schrift (verfaßt zu Constanz im Aug. 1417), sowie der in Gerson's Werken (Tom. I. P. III. p. 757 sqq.) gewählte Titel derselben „**Tractatus adversus haeresin novam de necessaria communicatione laicorum sub utraque specie,**" die Intention des Schreibenden aus [62]). Da der von diesem Werke gehoffte Erfolg einzutreten verzog, beauftragte das Concilium auch noch den Professor Moritz von Prag, welchem Jacobellus und die übrigen Vertheidiger des Laienkelchs nicht unbekannt waren, mit einer Widerlegung derselben; sie wurde im December 1417 zu Kostnitz vollendet und ist betitelt: **Tractatus contra Jac. de Misa, Bohemum, de communione corporis et sanguinis Christi.** Als einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Streits über den Kelch im Abendmahle hat Herm. von der Hardt sie ebenfalls l. c. T. III. p. 779 sq. wieder abdrucken lassen. In einem zweiten Tractat (bei Herm. v. der Hardt a. a. O. S. 805 fg.) müht sich derselbe Moritz ab, Jacob's **demonstratio ex scriptura et Patrum primitivorum consensu communionis sub utraque in populo necessariae**, welche er zugleich vollständig wiedergibt, Schritt für Schritt zu widerlegen.

Während man also von Seiten des Concils alles aufbot, dem Ausspruche desselben Folge zu geben, beharrten die Böhmen mit ihren geistlichen Führern, Jacob von Misa an der Spitze, bei dem Verlangen, das Abendmahl in der ältesten Form zu halten, und sahen sich im Stande, diesem Verlangen ungestraft zu genügen. Es entstand jedoch unter ihnen selbst eine Differenz über einen mit der Abendmahlslehre innig verschwisterten Gegenstand. Die nächste Veranlassung dazu gab wahrscheinlich die Bekanntschaft mit den Meinungen Wiclef's, welcher das katholische Dogma der Transsubstantiation zu verwerfen und zu widerlegen gewagt hatte. Während Jacob von Misa ihm darin beistimmte [63]), und in seiner Schrift: **De remanentia panis post consecrationem in altari** die Brodverwandlung ausdrücklich bestritt [64]), obschon er die Anbetung Christi im Sacrament als nothwendig betrachtete [65]), gingen Einige so weit, das Vorhandensein des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl in Abrede zu stellen. Um nun die schwankenden Ansichten unter den Böhmen hierüber zu vereinigen und in's Klare zu bringen, hielt Jacob, dessen Auctorität damals und besonders in der Abendmahlslehre allgemein anerkannt war, es für seine Pflicht, in einem besondern Buche: **De existentia veri corporis et sanguinis Christi in sacra coena** (aufgenommen von Herm. v. der Hardt in seine oft genannte Sammlung über das kostnitzer Concil T. III. p. 884 sq.) sich darüber auszusprechen. Auch hier bewegt sich die Deduction zunächst auf dem biblisch-exegetischen, dann dem dogmengeschichtlichen Wege, obschon es nach einigen Äußerungen im Anfange des Buches scheinen könnte, als betrachte auch J. die Bestimmungen des kirchlichen Herkommens als positive, auf fester und unabänderlicher Grundlage ruhende und unbedingte An-

59) Cf. *Harduin*, Act. concilior. T. VIII. p. 481. *Herm. von der Hardt*, l. c. T. III. p. 646 sq. 60) Gelegentlich wird auch das Concilium selbst auf eine Weise geschildert (*Herm. v. der Hardt*, l. c. Tom. III. p. 642 sq.), daß der dasselbe umgebende Nimbus ziemlich verfliegt. 61) Man findet sie bei *Herm. v. d. Hardt* l. c. T. III. p. 761 sq., sowie in Historia et Monumenta *J. Huss* atque *Hier. Pragensis* T. II. p. 539 sq. (ed. 1715. fol.); vergl. auch Schröckh a. a. O. S. 353 fg. 62) Eine kurze Inhaltsanzeige dieser Streitschrift liefert Schröckh a. a. O. S. 354 fg.

63) Es ist also unrichtig, wenn Chr. Wilh. Fr. Walch (a. a. O. S. 12) behauptet: „aperte pro transsubstantiationis fabula disputavit," mit Berufung auf *Lenfant*, hist. du Conc. de Constance T. II. p. 214, welcher allerdings diese Ansicht hatte. 64) Wie sich Jacob die Verbindung des Brodes und Weines mit dem Leibe und Blute Christi dachte, läßt sich auch aus einzelnen Stellen des Buches de existentia veri corporis et sang. Christi in s. coena abnehmen. So sagt er z. B. (bei *Herm. v. d. Hardt* l. c. T. III. p. 898): „*Sub forma panis tanquam sub velamento* dicit (Christus in den Einsetzungsworten) se dare et discipulos accipere corpus ejus verum, quod tradendum erat pro eis;" und anderwärts (a. a. O. S. 921): „Patet — — quod quilibet fidelis, in unitate ecclesiae existens, debet una fide credere et digne admirari in *hoc velamento divinissimo* immensam dignationem divinae bonitatis — — toto corde et sincero." 65) Et patet, heißt es in der Schrift de existentia veri corporis etc. (l. c. p. 917), *quod corpus Christi in sacramento altaris*, in quo est plenitudo Divinitatis corporaliter, et sic Christus in eo existens, *a cunctis fidelibus debet adorari et coli, et una cum sacramento* divinissimo et tremendo.

nahme gebietende Wahrheit [66]); allein er hält dies nur der falschen und historisch nicht zu rechtfertigenden Voraussetzung entgegen, daß das Zeugniß der frühern Zeit für Nichtexistenz des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl spreche [67]). Die Formeln: „substantialiter, corporaliter und dimensionaliter sei Christi Leib nicht im Sacrament des Altars, wol aber spiritualiter, sacramentaliter und realiter", verwirft Jacob [68]), weil die erste Falsches mit Richtigem vermenge, bei den letztern aber man nicht zugestehen wolle, daß der Leib Christi „in sua natura" nach seinem geistigen und göttlichen Leben im Sacrament sei. Im Wesentlichen ist seine eigne Argumentation folgende: Der Leib und das Blut Christi sind „secundum vitam spiritualem et divinam" den Gesetzen und Bedingungen eines irdischen Körpers nicht unterworfen, und mithin auch nicht an einen Ort gebunden. War Christus ehemals da, wo er sich „secundum vitam naturalem" befand, auch immer „in propria existentia," so wird dies ebenso und noch mehr da geschehen müssen, wo er sich jetzt nach seinem geistigen und göttlichen Leben (entstanden aus der hypostatischen Verbindung seines Leibes und der Gottheit) befindet, also auch im Abendmahle. Da er nun in dem Sacrament seinen Leib als das Brod des Lebens zum Genießen darreicht (nach den Einsetzungsworten und 1 Kor. 11), so muß er auch in demselben „in sua propria natura sive existentia" sein, aber nicht „secundum vitam animalem" sondern nur „secundum vitam spiritualem et divinam." Da man Jacob vorwerfen mochte, er müsse, um so argumentiren zu können, den Leib Christi ganz in seiner Gottheit aufgehen lassen, sodaß nichts Leibliches in seiner ursprünglichen Beschaffenheit („caro in sua propria existentia") übrig bleibe, so verwahrt er sich gegen solche Consequenzmacherei [69]).

Bei der großen Ehrfurcht, welche Jacob gegen das Sacrament des Altars hegte, ist es ganz in der Ordnung, daß er auf Würdigkeit der Genießenden hielt [70]). Er war daher mit dem damaligen Treiben der Hussiten in diesem Betrachte unzufrieden und äußerte seine Misbilligung in aller ihm eigenthümlichen Freimüthigkeit und suchte dem Unwesen Einhalt zu thun [71]). Unerwartet ist es daher bei ihm, daß er, wie behauptet wird [72]), auch Kinder zum Genusse des Abendmahls sollte zugelassen haben. Am einfachsten erklärt man sich diese Verirrung wol daraus, daß die Abendmahlslehre, weil sie einmal das Schiboleth geworden war, als die wichtigste betrachtet wurde, und man also glaubte, dem Menschen nicht früh genug die Wohlthaten des Sacraments zugänglich machen zu können.

Wenn Jacobellus in den bisher erwähnten Schriften als Gegner der in der katholischen Kirche herrschenden Ansichten oder Einrichtungen erschien, so steht er mit dem Schriftchen „De purgatorio animarum post mortem," welches in *Christ. W. F. Walch's* monim. medii aevi T. I. fasc. III. p. 1 sq. abgedruckt ist, in der Reihe derer, welche den Lehrbegriff der Kirche vertheidigen. Veranlassung dazu gab ihm der damals durch die Waldenser bei mehren Böhmen entstandene Zweifel an der Wahrheit des Dogma's vom Fegefeuer und an der Zulässigkeit des Gebets für Verstorbene. Übrigens

66) „Pro veritate autem quaestionis, sagt er (a. a. O. S. 885), est *fides totius ecclesiae catholicae et universalis*, tenentis, quod sibi donatum est gratiose, pro magno munere, corpus Christi de virgine natum etc. existens in sua propria natura, ad manducandum et sanguis ad bibendum — —. *Igitur quaestio vera.*" 67) Darum benutzt er auch nach seiner eignen Andeutung die Kirchenväter und andere Theologen nur als Beleg für die Richtigkeit seiner Erklärung der Bibel; „*Sed ne videar*, bemerkt er (a. a. O. S. 892), *scripturam hanc* (Joh. 6 ist gemeint) *trahere* aliter, quam praetendit spiritus, restat ex testimonio antiquorum sanctorum hoc idem ostendere" u. s. w. Ganz falsch sei es, wenn man das heil. Sacrament als ein Götzenbild („non est idolum, ut quidem seducti a fide dicunt" a. a. O. S. 921) verunehre. Daß die von ihm gemeinte Adoration von der allgemeinen Verehrung Jesu verschieden sei, ist ganz deutlich. „Et patet, erklärt er a. a. O. S. 928, quod illi, qui non credunt in sacramento altaris corpus Christi in sua propria existentia vel natura cum Christo, *non adorant ibi corpus Christi* cum Domino Jesu Christo in existentia corporis Christi, *quia solum* praetendunt *se adorare ipsum in coelo* ad dextram Dei patris." 68) a. a. O. S. 921 fg. 69) a. a. O. S. 931. „Caro Christi per unionem hypostaticam est spiritus, id est spiritualis; quia secundum Damascenum quod generatum est ex spiritu sancto, spiritus est. Per hoc autem non destruitur natura corporis, sed manet, sic spiritualis et divina existens in sua existentia vel natura."

70) „Indigne viventes, sagt er (bei *Herm. v. d. Hardt* l. c. p. 924), indigne colunt, indigne accedunt, *et judicium sibi manducant et bibunt* et ira Dei revelatur super eos" etc. 71) Als nämlich, wie Balbin erzählt (Epitome rer. Bohem. p. 431, vergl. auch Hagecii böhm. Chronik 2. Thl. S. 79) in der Gegend von Bechin 40,000 und darüber an festlichen Tagen sich auf dem Berge Tabor versammelten und ohne alle vorausgegangene Beichte communicirten, mußte dies auf Jacob bei seiner Stimmung einen höchst widrigen Eindruck machen. Theobald berichtet daher im bellum Hussit. cap. 87., daß er zu solchem Unfuge keineswegs seine Zustimmung gab. Es heißt dort nämlich: „Interea v. M. Jacobellus de Misa, in Redintuinensi templo Diaconus, quosdam absque fide, absque poenitentia, absque pio studio s. coenae communicantes observare: populum ergo adhortari, ut prius ex praescripto D. Pauli quisque se probaret, spiritu contrito, pia attentione, bonoque proposito, nec sine fide ex mera levitate, qua fere major pars facere soleret, eam sumeret. Quo cognito Thaboritae tumultuarii, utque sequenti die mane ex urbe excedere cogeretur, efficere, qui tamen ipsis digressis reverti." 72) So J. Ch. Martini in der dissertatio, qua Jacobum de Misa primum eucharistici calicis per ecclesias bohem. vindicem proponit p. 24. Er stützt sich auf L. Brzezyna (origo et Diarium belli Hussiticii n *J. P. de Ludewig*, Reliquia manuscr. T. VI. p. 130), dessen Angabe folgende ist: „Non solum usum rationis habentes, sed et parvuli seu infantes post baptismum, propter baptismi ipsius confirmationem, temporis successu sacramento divinissimae eucharistiae sub utraque specie communicabantur, Magistro Jacobello de Misa sacrae theologiae Baccalaureo formato, hanc cum sibi aliquibus adhaerentibus magistris et sacerdotibus promulgante et practisare inchoante communionem, propter quam quidem infantium communionem Schisma grave inter magistros et sacerdotes, veritati dei et magistro Jo. Huss adhaerentes in Praga et in regno Bohemiae exortum. Nam quidam ex iis, infantum communionem fore erroneam, et ad baptismi confirmationem non necessariam asserebant. Alii e contrario propter dictum beati Dionysii ac aliorum primitivae ecclesiae doctorum hanc sententiam, communionem ipsam catholicam et salutiferam adstruebant, affirmando."

entwickelt er auch hier dieſelben Eigenſchaften, welche ihn ſonſt auszeichnen [73]). Er bemüht ſich nämlich, den ſtreitigen Lehrſatz hauptſächlich aus der Bibel zu erweiſen und die Kirchenlehrer erwähnt er nur als Auctorität für die Richtigkeit ſeiner Exegeſe und als hiſtoriſche Zeugniſſe, daß die von ihm vertretene Anſicht längſt gegolten habe. Daß die von ihm vorgetragenen Argumente mit den ſpäter von Bellarmin und andern katholiſchen Theologen dafür aufgeſtellten im Weſentlichen übereinſtimmen, bemerkte ſchon Walch [74]). Die vermeintlichen Beweisſtellen für das Fegefeuer ſind 1 Kor. 3, 15. Matth. 5, 22. 12, 32. Phil. 2, 10 und aus dem A. T. (zum Theil typiſch genommen) 3 Moſ. 12, 5. 1 Sam. 2, 6. Mal. 3, 2. 3. Dan. 3, 90 (in der griech. Überſ.), mit Berufung auf Origenes' Bemerkungen über ſie. Von kirchlichen Auctoritäten ſind der angebliche Dionyſius Areopagita, die Clementinen, Cyprian, Chryſoſtomus, Auguſtin, Gregor und Beda berückſichtigt [75]). Die Fürbitte für die Todten wird durch 1 Kor. 15, 29. 2 Makk. 12, 43. 44 gerechtfertigt und daneben Auguſtin, Gregor, Hieronymus, Joh. Huß, bei ihm blos **doctor evangelicus** genannt [76]), als hiſtoriſche Zeugen berückſichtigt. Alle Gebräuche aber, welche prieſterliche Habſucht bei der Beſtattung der Todten eingeführt habe und jegliche derartige Unordnung dabei, ſind feierlich verworfen.

Außer dieſen gedruckten Schriften hat Jacob auch noch einige andere Schriften verfaßt, nämlich: **de juramento** [77]) und **de antichristo**; dann lieferte er eine böhmiſche Überſetzung von Wiclef's Schriften [78]) und eine Auslegung der Sonntagsepiſteln (Nürnberg 1564. fol.) [79]). Auf jeden Fall gehörte er zu den bedeutendern Theologen jener Zeit und hat ſich als ſolcher auch in ſeinen Werken, ſoweit ſie bekannt ſind, vollkommen bewährt. Zu ſeinen Schülern wird auch der bekannte Rokyezana gerechnet, welcher bei den Huſſiten als der vornehmſte Theolog erſcheint und auf dem baſeler Concil eine ausgezeichnete Rolle ſpielte [80]). Die Geſchichte ſchweigt zwar über das, was Jacob nach Abfaſſung ſeiner Streitſchriften in der Abendmahlsſache geleiſtet habe; allein ſo viel iſt gewiß, daß er in amtlicher Thätigkeit und großem Anſehen bis zu ſeinem Tode geblieben iſt, auch ungeachtet ſeiner von der Lehre der katholiſchen Kirche mehrfach abweichenden religiöſen Anſichten unangefochten eines natürlichen Todes ſtarb und zwar im Jahre 1429 am 9. Auguſt. In der Inſchrift, welche ſein Grabmal zierte, heißt er unter andern **profundus interpres scripturarum et dignae communionis praecipuus promotor** [81]), und jedenfalls hat er Anſpruch auf unſere Achtung [82]). Die eine Handlung aber, welche nach den über ihn aufbewahrten Nachrichten nicht eben zu ſeinem Lobe gereicht, wird billige Beurtheilung im Lichte jener aufgeregten Zeit betrachten müſſen. Als nämlich der Prämonſtratenſer Johannes zu Prag auf Befehl der Obrigkeit wegen ſeiner aufreizenden Reden enthauptet worden war, gab ſich Jacob in ſeinem Unwillen darüber dazu hin, das Haupt des Hingerichteten als eines Märtyrer's vor der tobenden Menge her durch die Stadt zu führen, die Entrüſtung des Volkes und ſeine Widerſetzlichkeit zu nähren, ſtatt es zu beſchwichtigen und zur Ordnung anzuhalten [83]).

(*A. G. Hoffmann.*)

73) Darum ſagt ſchon Walch a. a. O. p. XIV., er vertheidige zwar eine ſchlechte Sache, aber auf ſolche Weiſe, „ut saltem ab ingenii praestantia, sacrarum literarum notitia et veterum doctorum lectione commendari queat." 74) l. c. p. XV. 75) Am Schluſſe dieſer Beweisführung (bei Walch a. a. O. S. 19) lieſt man das Geſtändniß, welches die Denkweiſe des Mannes gut charakteriſirt: „*Etsi sint alii sensus veri et catholici* scripturarum bibliae hic allegatarum, *illos non denegamus*, hoc tamen adjicientes cupientes, ut et sententiam ignis purgatorii in praedictis scripturis inclusam et explicite in quibusdam positam nullus Catholicus in contemtum *primaevae ecclesiae* et sanctorum magnorum audeat denegare vel in dubium Christicolis ponere." 76) Er iſt aber gewiß gemeint, da Jacobellus aus der Schrift „De ecclesia" eine Stelle citirt und zwar der huſſiſchen. Sonſt nennt er Wiclef ſo, vergl. z. B. *Herm. v. d. Hardt* rerum concil. Constant. T. III. p. 925, 926. 77) Cf. *Herm. v. d. Hardt*, Prolegomena ad T. III. rer. conc. oec. Constant. p. 25, 26. 78) *J. G. Schelhorn*, Amoenitates literariae. T. IX. p. 669. *J. Chr. Martini* l. c. p. 26. Dieſe Überſetzung mußte dem coſtnitzer Concil beſonders gefährlich erſcheinen; es verordnete daher, ſie ſammt andern Schriften Jacob's, beſonders der de antichristo, worunter er den Papſt verſtand, zu verbrennen. Cf. *Cochlaeus*, Histor. Hussit. L. IV. p. 167. 79) Vgl. Baumgarten, Nachrichten von einer halle'ſchen Bibliothek 1. Bd. S. 454 fg., 2 Bd. S. 79 fg. und Schröckh a. a. O. 34. Bd. S. 657.

80) Cf. *J. D. Köler*, dissertatio de Jo. Rokyczana p. 5. Schröckh a. a. O. 34. Bd. S. 702. 81) Cf. *Theobald*, bellum Hussit. cap. 68. Hagecius a. a. O. 2. Thl. Bl. 123 b, welcher ſeinem Unwillen bei dieſer Gelegenheit Luft macht, erzählt über dieſen Tod allerlei Fabelhaftes: „Am Tag S. Stephani Erfindung iſt Jacobellus, welcher in der Kirch zu Bethlehem genannt ein Prediger, und alles des Böſen, ſo ſich vor dieſen angeſponnen, und biß auf dieſe Zeit gewähret, ein Urſächer und Anſtifter geweſen, krank worden, und hat grauſam Dinge geredet, künftige vermeldet, und iſt erſchröcklich geſtorben. Um dieſer Urſachen willen wollte man nicht verſtatten, daß ſein Leichnam in der Kirchen begraben werden ſolte; ſondern iſt in des Kaplans zu Bethlehem Baumgarten am Tag Laurentii begraben worden. Von wegen dieſer Begräbnis iſt in der Stadt Prag eine große Uneinigkeit vorgefallen, und that endlich ein Theil dem andern zum Verdruß ſein Grab in gemeldeten Garten mit einem Marmelſtein bedecken laſſen." 82) Vergl. über ihn, außer den bereits angeführten Quellen und Monographien von J. Chr. Koch und J. Chr. Martini, ſowie Thomaſius a. a. O. §. 47 fg., vorzüglich *Lenfant's* Histoire du concile de Constance p. 248 sq. und Histoire de la guerre des Hussites T. I. p. 276 sq. und Schröckh im 33. Bde. ſeiner Kirchengeſchichte; dann *G. Prateolus*, de vitis, sectis et dogmatibus omnium haereticorum p. 218 sq. *Jo. C. Fabricii* biblioth. lat. med. et infimae aetat. unter d. W. Jacobus de Strziobro; Fuhrmann, Handwörterbuch der chriſtl. Religions- und Kirchengeſchichte 2. Bd. S. 338. Spittler, Geſchichte des Kelches im heil. Abendmahle S. 49 fg. Royko, Geſchichte der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz 3. Thl S. 317 fg. J. C. L. Gieſeler, Lehrb. der Kirchengeſch. 2. Bd. 4. Abth. §. 151. 83) *Zach. Theobald*, (bellum Hussitic. cap. 52 [ed. Francof. 1621 fol.] p. 107, 108) erzählt den Vorfall ſo: „Gaudentius, Flamea Picardus atque M. Jacobellus Monachi caput accipientes paropsidi imponere, extra curiam efferre, populo ostentare, neve inultum sinerent, orare. Plebs tumultuari, senatorum omnium domos expilare, Judaeos obruere, multos eorum occidere, tabernas eorum diripere et collegium Caroli IV. una cum caeteris collegiis expugnare, magistros — — captivos ducere, ferreas

Jakchagogos (Ἰακχαγωγός), s. Eleusinien.

Jakchos, s. unt. Dionysos.

JAKIMOW, ein zur wyznianer lateinischen Pfarre gehöriges Gut im westl. Theile des zloczower Kreises Galiziens, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, und dem Dorfe gleiches Namens, welches sechs Stunden nordöstlich von Lemberg, nächst dem von Zolkiew (spr. Scholkiew) nach Busk führenden Wege in hügeliger Gegend liegt, und eine zur lemberger griechisch-katholischen Metropolie gehörige griechisch-katholische Kirche hat. Das Gut grenzt westwärts an den zolkiewer Kreis und ist von den Herrschaften Dzidzilow, Krechow, Kraßne und dem Gute Kukizow eingeschlossen. (*G. F. Schreiner.*)

Jakin, s. Jachin.

Jäkli, s. Jäcklin.

JAKLOWCE, magyar. JEKELFALVA, JEKELSDORF, ein der adeligen Familie Jekelfalusy de Eadem et Bárczay gehöriges Dorf im Gebirgs-Gerichtsstuhle der zipser Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Ober-Ungerns, am rechten Ufer des unterhalb des Dorfes in die Hernad sich ergießenden Göllnitzbaches, im Gebirge gelegen, ⅔ Meilen nordostwärts von dem Markte Göllnitz entfernt; mit einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum zipser Bisthume gehört; einer katholischen Kirche, einem Eisenhammer, mehren adeligen Höfen, einem Einkehr-Wirthshause, 134 Häusern und 982 katholischen Einw., welche von der Landwirthschaft, Viehzucht und der Benutzung ihrer Waldungen leben. (*G. F. Schreiner.*)

JAKNIENCZA, ein Thal und Gebirgsbach im maguraner Gerichtsstuhle der zipser Gespanschaft Ungerns, welches sich vom Hauptrücken des Tatragebirges gegen Norden nach Javorina herabsenkt, wo es sich mit dem kolover Thale vereinigt und auch die Jakniencza ihren Namen in jenen des kolover Wassers verändert, und so oberhalb Jurgo am rechten Ufer in die Bialka sich ergießt. Dieses Thal wird in seinem obersten Theile von dem Thörichter-Gern der heitern Leithen umstanden, von denen die erstere nach v. Oeynhausen 6612,062', die letztere 6471,062' absolute Höhe hat. (*G. F. Schreiner.*)

JÁKÓ, 1) ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf, im papaer Gerichtsstuhle der veszprimer Gespanschaft im Kreise jenseit der Donau Nieder-Ungerns, an der von Papa nach Veszprim führenden Straße, am bakonyer Walde gelegen, mit einer eigenen kathol. Pfarre, einer katholischen Kirche, einer Schule, 180 Häusern und 1342 Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 13 Reformirten, sich sämmtlich zur katholischen Religion bekennen. 2) Eine mehren adeligen Familien gehörige Ortschaft im nyir-bátorer Gerichtsstuhle der szabolcser Gespanschaft im Kreise jenseit der Theiß Ober-Ungerns, in der Nähe ausgebreiteter Sümpfe und Waldungen in der großen Ebene gelegen, nach Nyir-Bakta (Erzbisthum Erlau) eingepfarrt, mit einer katholischen Filialkirche, einer eigenen Pfarre der evangelischen helvetischen Confession; einem Bethause der Reformirten, einer Schule, 95 Häusern und 773 magyarischen Einw., von denen 478 zur reformirten, 191 zur katholischen, 49 zur unirten griechischen Kirche und 55 zum Mosaischen Glauben sich bekennen. 3) Ein Dorf im babocsaer Gerichtsstuhle der sümegher Gespanschaft im Kreise jenseit der Donau Nieder-Ungerns, in waldreicher und hügeliger Gegend gelegen, von Magyaren bewohnt, nach Csokoly eingepfarrt, mit einer katholischen Filialkirche, 42 Häusern und 351 Einwohnern. (*G. F. Schreiner.*)

JAKOB und damit zusammengesetzte Wörter, welche nicht Zunamen sind, s. unt. Jacob und dessen Composita. (*R.*)

JAKOB [1]) (Ludwig Heinrich von), geboren den 26. Febr. 1759 zu Wettin im Saalkreise von bürgerlichen Ältern, erhielt, als diese nach Merseburg zogen, den ersten Unterricht in der dortigen Domschule. Im J. 1773 ging er nach Halle, wo er in dem ehemaligen Luther'schen Gymnasium durch Talent, Fleiß und sittliches Betragen sich die Zuneigung seiner Lehrer erwarb. Zu diesen gehörte besonders Jani, dem er eine Unterstützung im Singchor verdankte. In Halle eröffnete er auch im J. 1777 seine akademische Laufbahn. Seine ungünstigen Verhältnisse und der oft eintretende Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen spornten ihn zu rastlosem Fleiße und gaben ihm, wenn er in spätern Jahren auf seine freudenlose Jugendzeit zurückblickte, das tröstende Bewußtsein, alles das, was er geworden, nur sich selbst und eigener Anstrengung verdankt zu haben. Ihn beschäftigten vorzugsweise philologische Studien. Doch machte er auch in andern wissenschaftlichen Feldern bedeutende Fortschritte. Um sich eine Erwerbsquelle zu verschaffen, ertheilte er Unterricht in der Mittelvach'schen Schule und in mehren angesehenen Familien, unter andern in Nösselt's Hause, wodurch er mit diesem ausgezeichneten Manne in nähere Berührung kam und seinem Umgange mehrfache Belehrung verdankte. Durch Nösselt empfohlen, erhielt er im Jahre 1781 die Stelle eines außerordentlichen und im nächsten Jahre eines ordentlichen Lehrers an dem Luther'schen Gymnasium. Die Muße, welche ihm diese mit rühmlichem Eifer verwaltete Stelle gönnte, benutzte er zur Vorbereitung auf ein akademisches Lehramt. Er erwarb sich im J. 1785 durch Vertheidigung seiner Dissertation: „De Allegoria Homerica" die philosophische Doctorwürde, und hielt dann Vorlesungen, die sich großentheils auf philosophische Gegenstände beschränkten. Seitdem ermüdete er nicht in dem Streben, sich deutliche und feste Begriffe zu verschaffen, alle Untersuchungen darauf zu bauen, und was er erforscht, anwendbar zu machen für das wirkliche Leben. Auch für seine religiösen Vorstellun-

camerarum quarundam majoris collegii valvas s. Jo. Martii vi effringere, insignem preciosamque — — quae ibi erat, bibliothecam dilacerare atque exurere, quinque primarios veteris duosque novae urbis viros 4 Id. earundem — — capite plectendos curare, *M. Jacobellus Monachi sociorumque suorum capita sumere feretro imposita dies quatuordecim circumferre, atque cum aliis cantare:* „isti sunt sancti etc.," foeminae feretrum lugubri ejulatione, fletuque et gravissima querela subsequi."

1) In früherer Zeit schrieb er sich Jacob.

gen suchte er sich eine sichere Basis zu verschaffen in einer Preisschrift, die er im J. 1790 drucken ließ[2]), und in einer bald nachher erschienenen Abhandlung: „Über den moralischen Beweis für das Dasein Gottes“[3]). Aus diesem individuellen Zuge seines wissenschaftlichen Charakters erklärt sich sein Widerwille gegen Mystik und alle Arten von Schwärmerei.

Unter den philosophischen Köpfen, welche Kant's Forschungen im Gebiete der philosophischen Kritik sich aneigneten, und sie in Vorlesungen und Schriften näher beleuchteten, war Jakob einer der ersten[4]). Er ließ einen Grundriß der allgemeinen Logik und Metaphysik[5]), sowie der Erfahrungsseelenlehre drucken[6]), schrieb eine philosophische Sitten- und Rechtslehre[7]), und gab von dem zuletztgenannten Werke einen brauchbaren Auszug[8]). Auch ließ er vermischte Abhandlungen aus der Teleologie, Politik, Religionslehre und Moral drucken[9]). Durch diese und ähnliche Schriften hatte er sich einen so geachteten Namen erworben, daß die königl. preußische Regierung sich bewogen fand, ihn im Jahre 1789 zum außerordentlichen und 1791 zum ordentlichen Professor der Philosophie auf der Universität Halle zu ernennen. In den Jahren 1801—1803 verwaltete er, was bisher noch nie der Fall gewesen, drei Jahre hindurch das akademische Prorectorat. Sehr verdient machte er sich in diesem Amte durch die Regulirung des Schuldenwesens unter den Studirenden und durch die Einrichtung einer Zahlungscommission. Aber auch durch manche zweckmäßige Vorschläge, die er im Auftrage des akademischen Senats that, wirkte er für die Verbesserung der Universität Halle. Die akademische Disciplin handhabte er mit Umsicht und Energie, ohne je den Vorwurf der Parteilichkeit auf sich zu laden.

Die Früchte seiner Bemühungen zerstörte gleichwol der für Preußen unglückliche Krieg im Jahr 1806, in welchem jener Staat der französischen Übermacht erlag. Als auf Napoleon's Befehl die Universität Halle aufgehoben ward, folgte Jakob einem Rufe nach Rußland. Er erhielt im J. 1807 eine Professur an der Universität zu Charkow. Das Jahr 1809 führte ihn nach Petersburg, wo er zum Mitgliede der Gesetzcommission für das Fach der Finanzen ernannt ward. Die nächste Veranlassung zu diesem Rufe war eine von ihm verfaßte Abhandlung gewesen, die er im Februar 1809 dem Kaiser Alexander gesandt hatte[10]). In dieser Stellung, wo man ihn über wichtige Gegenstände der öffentlichen Rechtspflege zu Rathe zu ziehen wünschte, kam er mit dem aufgeklärten und kenntnißreichen Minister von Speransky, der damals eine neue Organisation der Finanzen beabsichtigte, in willkommene Berührung. Allein die von Speransky mit dem Jahre 1810 eingeführte Oberhoheit des Reichsrathes, vor welchem alle öffentliche Maßregeln geprüft werden sollten, veranlaßte von Seiten unkundiger und arbeitsscheuer Beamten so viele Gegenschritte, daß selbst Jakob's feste Anstellung bei der Gesetzcommission sich bis zum J. 1810, die bei der Finanzcommittee bis 1811 verzögerte. So lange arbeitete er als provisorisches Mitglied in beiden Collegien. Vorzüglich beschäftigte ihn damals der Entwurf zu einem russischen Criminalgesetzbuche, der jedoch erst mehre Jahre später im Drucke erschien[11]). Aber die Berathungen sowol über diesen Gegenstand, als über andere finanzielle und juridische Gegenstände, unterbrach der Sturz Speransky's im März 1812, der, gehaßt von dem russischen Adel und den Großen, und als ein Landesverräther und Anhänger Napoleon's bezeichnet, nach Sibirien wandern mußte, von wo aus er erst im Jahre 1816 durch einen Befehl Alexander's, der sich von seiner völligen Unschuld überzeugt, wieder nach Petersburg zurückgerufen ward.

Speransky's Sturz hatte auch einen wesentlichen Einfluß auf Jakob's Lage, der gleich nach seiner Ankunft in Petersburg zum Collegienrathe ernannt, und im J. 1809 durch den St. Annenorden zweiter Classe ausgezeichnet worden war. Fürst Lapuchin, der nun Chef der Gesetzcommission geworden war, verwarf die frühern Einrichtungen Speransky's, und Jakob verlor durch den ehrgeizigen Baron v. Rosenkampff fast allen Einfluß, den er bisher auf den öffentlichen Geschäftsgang gehabt. Da erwachte, als er manchen wohlgemeinten und reiflich überlegten Plan scheitern sehen mußte, die Sehnsucht in ihm, wieder nach Teutschland zurückzukehren. Willkommen war ihm daher ein Ruf nach Halle im Jahr 1816, den er sofort annahm. Mit dem Range und Titel eines Staatsraths, nachdem er schon früher in den Adelstand erhoben worden war, schied er aus russischen Diensten. Seitdem lebte er als ordentlicher Professor der Staatswissenschaften zu Halle, geachtet von seinen Collegen und belohnt durch den fortdauernden Beifall der Studirenden. Auf den Wunsch des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten, welches ihn durch mehre Aufträge ehrte, übernahm er, obwol ungern, im Jahre 1820 das akademische Pro-

---

2) Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, aus dem Begriffe der Pflicht; eine Preisschrift, mit einiger Veränderung von dem Verfasser selbst aus dem Lateinischen übersetzt (Züllichau 1790) 2. verm. Ausg. (Ebd. 1794). 3) Liebau 1791. 4) Die Verfasser der Xenien (Göthe und Schiller) warfen ihm vor, ein offenbares Plagiat begangen zu haben.

Immanuel Kant spricht:
Zwanzig Begriffe wurden mir neulich diebisch entwendet;
Leicht sind sie kenntlich, es steht sauber mein J. K. darauf.
Antwort auf obiges Avis:
Wenn nicht alles mich trügt, so hab' ich besagte Begriffe
In Herrn Jakob's zu Hall' Schriften vor kurzem geseh'n.

5) (Halle 1788) 3. Aufl. (ebend. 1798). 6) (Halle 1791) 3. Aufl. (ebend. 1795). 7) (Ebend. 1794 u. 1795). 8) (Ebend. 1795). 9) (Ebend. 1797).

10) Erst im Jahre 1817 ward die erwähnte Abhandlung zu Halle gedruckt unter dem Titel: Rußlands Papiergeld, und die Mittel, dasselbe bei einem unveränderlichen Werthe zu erhalten. Nebst einem Anhange über die neuesten Maßregeln in Österreich, das Papiergeld daselbst wegzuschaffen. 11) Entwurf eines Criminalgesetzbuches für das russische Reich; mit Anmerkungen über die bestehenden russischen Criminalgesetze. Nebst einem Anhange, enthaltend kritische Bemerkungen über den von der Gesetzgebungscommission zu St. Petersburg herausgegebenen Criminalcoder (Halle 1818). Vergl. jena'sche Allgemeine Literaturzeitung 1820. Nr. 3–6.

rectorat. Das Jahr 1824 brachte ihm noch von Friedrich Wilhelm III. das Ritterkreuz des rothen Adlerordens dritter Classe. Er starb zu Lauchstädt den 22. Juli 1827.

Jakob war von mittler Größe und bleichem Ansehen; aber sein festes und scharfes Auge verkündete den Denker. Von der theoretischen Philosophie, in deren Gebiete sich seine frühesten Schriften bewegten, war er bald zur praktischen und von dieser zu den Staatswissenschaften übergegangen, weil diese ihm erwünschte Gelegenheit gaben, seine Grundsätze und Einsichten auf das Leben der Menschen im Großen anzuwenden. Von der Theilnahme an den Untersuchungen der speculativen Philosophie hatte er sich schon im J. 1800 fast gänzlich zurückgezogen. Um diese Zeit schloß er mit dem zweiten Jahrgange sein Journal, „philosophische Annalen" betitelt, das den Geist des Kriticismus gegen den neuen Dogmatismus aufrecht erhalten sollte, aber durch einige scharfe Beurtheilungen von Fichte's und Schelling's Werken zahlreiche und heftige Gegenschriften veranlaßte, deren Ton jede ruhige Erforschung der Wahrheit unmöglich machte [12]). Seit jener Zeit beschäftigte sich Jakob mehr mit dem Studium der Philosophie, der Gesetzgebung, des positiven Rechts und besonders, wie schon erwähnt worden, mit den Staatswissenschaften überhaupt. Schätzbar war sein im J. 1805 herausgegebenes „Lehrbuch der Nationalökonomie," in welcher er die Theorie des Nationalreichthums als eine von der Staatswirthschaft verschiedene Wissenschaft vortrug, in dem Sinne, wie dies der Engländer Adam Smith gethan. Eine dritte Auflage des genannten Werkes erschien im J. 1825, nachdem Jakob 1814 eine ausführliche Erklärung desselben durch den Druck bekannt gemacht hatte. Späterhin (1819) schrieb er eine Einleitung in das Studium der Staatswissenschaft, und that in demselben Jahre in einer eigenen Schrift zweckmäßige Vorschläge zur Verbesserung der Gesetze über das Einquartierungswesen in den preußischen Staaten. Erläuternd durch Beispiele aus der neuen Finanzgeschichte der europäischen Staaten, stellte er (1821) in einem umfassenden Werke die Staatsfinanzwissenschaft theoretisch und praktisch dar. Schon früher (1805) hatte er mit Krug Annalen der preußischen Staatswirthschaft und Statistik herausgegeben, die jedoch mit dem vierten Hefte des ersten Bandes schlossen. Mehren andern Schriften, die größtentheils in die Zeit seines Aufenthalts in Rußland fallen, wo er von dem Oberschuldirectorium in Petersburg beauftragt, Lehrbücher für den philosophischen Cursus in den Gymnasien ausarbeitete, war die bald nachher eintretende Veränderung des Systems des öffentlichen Unterrichts in Rußland wenig günstig, und weder sein Grundriß empirischer Psychologie, nach der allgemeinen Grammatik [13]) scheinen eigentlichen Anklang gefunden zu haben, ungeachtet der in jenen Lehrbüchern herrschenden Klarheit der Begriffe und Grundsätze. Seine übrigen Schriften, außer den hier genannten, hat Meusel vollständig verzeichnet, nebst Jakob's Beiträgen zu mehren Journalen [14]).

Seine schriftstellerischen Verdienste wurden erhöht durch seinen Charakter als Mensch. Die Grundlage in demselben war freundliche Milde und Dienstfertigkeit. Seines theilnehmenden, umsichtigen Rathes konnte sich jeder erfreuen, wessen Standes er auch sein mochte. Mit seinen Amtsgenossen lebte er in friedlichen Verhältnissen, indem er kleine Mishelligkeiten auszugleichen stets bereit war. Nur das Recht vertheidigte er in allen Fällen mit einer seltenen Unerschrockenheit. Es war ihm, wie er oft äußerte, ein tröstendes Gefühl, zahlreiche Freunde zu haben, die ihm ihre Liebe und Achtung zollten, und leicht übersah er ihre Schwächen oder suchte sie zu entschuldigen. So liebenswürdige Charakterzüge machten ihn zu einem zärtlichen Gatten und Vater, und seine durch mehre Kinder gesegnete Ehe war in jeder Beziehung eine sehr glückliche zu nennen [15]). *(Heinrich Döring.)*

JAKOBFALVA, ein Dorf im csikerStuhle des Széklerlandes des Großfürstenthums Siebenbürgen, am Flüßchen Borpatak im Gebirge gelegen, besitzt eine Mineralquelle, welche hinsichtlich ihres Gehalts an kohlensaurem Gas und Eisen zu den reichhaltigsten des Großfürstenthums gehört. Das Wasser ist krystallhell, farblos, von einem prickelnd-säuerlichen Geruch, einem angenehmen säuerlichen Geschmacke, von 9° R. Temperatur; ihr specif. Gewicht beträgt 1,002708; sie gibt in 24 Stunden 500 Krüge Wasser und enthält nach Pataki [1]) in 16 Unzen:

Kohlensaures Natron .	19,20	Gran
Schwefelsaures Natron .	4,80	=
Salzsaures Natron . .	1,80	=
Kohlensaure Kalkerde .	6,40	=
Kohlensaure Talkerde .	3,20	=
Kohlensaures Eisen . .	0,60	=
Kieselerde	0,20	=
	36,20	Gran
Kohlensaures Gas . .	48,00	Kubikzoll [2]).

(G. F. Schreiner.)

JAKOBKOWICE, JAKUBKOWICE, ein zur Herrschaft **Lososina dolna** gehöriges großes Dorf im sandecer Kreise des Königreichs Galizien, unfern vom

12) In den vorhin erwähnten Xenien heißt es von den Annalen der Philosophie:

Woche für Woche zieht der Bettelkarren durch Teutschland,
Den auf schmuzigem Bock, Jakob, der Kutscher, regiert.

Und an einer andern Stelle, mit der Überschrift J—b bezeichnet:

Steil wol ist er, der Weg zur Wahrheit, und schlüpfrig zu steigen;
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eseln zurück.

13) Die genannten Werke erschienen zu Riga 1814, und zu jedem, besonders gedruckt, eine ausführliche Erklärung (ebend. 1814).

14) s. Meusel's gel. Teutschl. 8. Bd. S. 518 fg., 10. Bd. S. 15, 11. Bd. S. 395 fg., 14. Bd. S. 227, 18. Bd. S. 256 fg., 23. Bd. S. 22 fg. 15) Vergl. Allgemeine Literaturzeit. 1827. Nr. 198. S. 743. Halle'sches Patriotisches Wochenblatt 31. St. S. 722 fg. S. 745 fg. J. A. Bullmann's Denkwürdige Zeitperioden der Universität zu Halle (Halle 1833) S. 269 fg. Den Neuen Nekrolog der Teutschen 5. Jahrg. 2. Thl. S. 715 fg.

1) Cf. *Sam. Pataki*, Descriptio physico-chemica aquarum mineralium M. P. Transylvaniae jussu excelsi Regii gubernii (Tesini 1820) p. 24. 2) Dr. G. Osann, Physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europa's (Berlin 1832). 2. Thl. S. 300. H. J. von Cranz, Gesundbrunnen der österreichischen Monarchie (Wien 1777). S. 222.

linken Ufer des in den Dunajet sich ergießenden Lososzyna-baches, in gebirgiger Gegend, zwei Meilen nördlich von der Kreisstadt gelegen, mit einer eigenen katholischen Pfarre des lateinischen Ritus, welche zum sandecer Dekanat des tarnower Bisthums gehört, unter dem Patronat des Peter Freiherrn von Przychocki steht, und (1834) 2395 Katholiken, 82 Akatholiken und 70 Juden in ihrem Sprengel zählte; einer alten katholischen Kirche und einer Schule. Die Einwohner treiben Ackerbau. (*G. F. Schreiner.*)

Jakobus, s. **Jacob**.

JÁKÓ HALMA, eine privilegirte Gemeinde im Districte der Jazygier Oberungerns, welche den Namen von dem Hügel führt, auf welchem die Hauptkirche des Ortes sich befindet; sie liegt am linken Ufer des bald darauf in die Zagyva sich ergießenden Tarnaflusses, in der großen ungrischen Ebene, in sumpfiger Umgebung, an der von Jász-Apáthi nach Jász-Berény führenden Straße, und hat eine schon im J. 1332 bestandene, zum jász-berényer Vice-Archidiakonats-District des erlauer Erzbisthums gehörige katholische Pfarre, welche unter dem Patronat der Gemeinde steht, eine katholische, dem heil. Apostel Jakob geweihte Kirche, eine Schule, einen eigenen Magistrat, 469 Häuser und (1834) 2412 magyarische Einw., welche starken Feldbau und eine große Viehzucht treiben und sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen. (*G. F. Schreiner.*)

JAKOMINI-HOLZAPFEL-WAASEN, ein ritterliches Geschlecht in Innerösterreich. Den Adel erhielt im J. 1624 Julius Cäsar Jakomini vom Kaiser Ferdinand II., in Folge dessen er den 26. Mai 1625 von den Ständen von Fiume zum Patrizier aufgenommen wurde. Von seinen Nachkömmlingen erhielt der am 17. Oct. 1726 geborene Kaspar Andreas im J. 1766 von der Kaiserin Maria Theresia die ritterliche Würde, worauf er, nach dem Ankaufe der in der Steiermark gelegenen Herrschaft Reifenstein am 13. Oct. 1770 in die Landmannschaft dieses Herzogthums aufgenommen wurde. Er gründete eine der schönsten nach seiner Familie genannten Vorstädte von Grätz, und die aus derselben gebildete Herrschaft Neuhof. Von seinen Söhnen war Ludwig Max, geb. den 17. August 1753, regulirter Chorherr zu Stainz, später Domherr des seckauer Bisthums und Dompropst zu Grätz; Kaspar Andreas Aloys, geboren den 20. Jan. 1761, Verordneter des Ritterstandes; dieser erkaufte am 19. Jun. 1771 die Herrschaften Anderburg und Reifenstein im cillyer Kreise. Von seinen Söhnen sind noch am Leben Ludwig, geb. im J. 1788, und Franz, beide kaiserl. königl. Kreiscommissaire. (*G. F. Schreiner.*)

JAKORTES, worauf unter **Bascatis** verwiesen, ist Druckfehler für **Jaxartes**. (*R.*)

JAKOVA, JACOVO, ein zum peterwardeiner Grenz-Regiments-Canton Nr. IX. der slavonischen Militairgrenze gehöriges, der Compagnie Szurcsin einverleibtes Dorf, in sumpfiger Gegend gelegen, eine halbe Meile vom linken Ufer des Savestromes entfernt, mit einer eigenen morgenländisch-griechischen Pfarre und Kirche, 125 Häusern und 700 Einw., welche, mit Ausnahme von sechs Katholiken, sämmtlich nicht unirte Griechen sind. (*G. F. Schreiner.*)

Jakovár, s. **Deákowár**.

Jakovarer, s. **Deákovarer**.

Jaksai, s. **Aksai**.

Jakschas, s. **Yakshas**.

JAKSSICH, JAKSICH, ein zur Herrschaft Pleternicza gehöriges Dorf im poseganer Gerichtsstuhle und Comitat des Königreichs Slavonien, an der von Posega nach Esszek führenden Straße, in gebirgiger Gegend gelegen, mit einer eigenen römisch-katholischen Pfarre, von 617 Pfarrkindern, welche im J. 1789 gegründet wurde, zum poseganer Vice-Archidiakonats-District des agramer Bisthums gehört, und unter dem Patronat des Religionsfonds steht; einer der heil. Barbara geweihten katholischen Kirche, 96 Häusern und 706 Einw., von denen 304 zur katholischen und 402 zur nicht unirten griechischen Kirche sich bekennen. (*G. F. Schreiner.*)

Jaktan, s. **Joktan**.

Jaktar, s. **Jactar**.

Jakub, s. **Jacub**.

JAKUBJAN, JAKUBJANY, Jakobsau, ein zur Herrschaft Lublo gehöriges großes Dorf im maguraner Gerichtsstuhle der zipser Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungerns, an der von Leutschau nach Lublo führenden Straße, ½ Meilen südlich von der letztern Stadt, in einem anmuthigen Thale gelegen, von einem zu Lublo in den Poprad sich ergießenden Bache durchflossen, mit einer eigenen griechisch-katholischen Pfarre (der Diöcese von Eperies), Kirche und Schule, 393 Häusern, 2846 griechisch-katholischen Einw. und einem Eisenbergbaue. Das Dorf ist nur eine halbe Meile von der sároser Comitatsgrenze entfernt. (*G. F. Schreiner.*)

JAKUBOWA WOLA oder **WOLA JAKUBOWA**, ein ehemals zur Cameralherrschaft Dublan gehöriges Dorf im samborer Kreise Galiziens, in ebener und offener Gegend gelegen, mit einer eigenen katholischen Pfarre des griechischen Ritus, welche zum mokrzaner Dekanat des przemysler griechisch-katholischen Bisthums gehört, unter landesfürstlichem Patronat steht, und in diesem und in dem Dorfe Kotyczki 1119 griechisch-katholische Pfarrkinder zählt, einer den heil. Kosmas und Damian geweihten Kirche und einer Trivialschule. Das Dorf liegt 3½ Meilen südostwärts von der Kreisstadt entfernt. (*G. F. Schreiner.*)

JAKUBOWJANI, teutsch Jakobsdorf, ungrisch **Németh-Jacab-Vágás**, ein der adeligen Familie Pechy gehöriges Dorf, im siroker Gerichtsstuhle der sároser Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungerns, nächst Mochna und Szt. Kereszt, in gebirgiger Gegend gelegen, nach Szt. Kereszt (Bisthum Kaschau) eingepfarrt, mit 70 Häusern, 535 Einw., unter denen sich 304 Protestanten, 222 Katholiken und 9 Juden befinden, einer evangelischen Pfarre und einem Bethause der Evangelischen augsburgischer Confession. Dieser Ort hatte schon im 14. Jahrh. eine katholische Kirche, welche

31 *

in dem von dem päpstlichen Nuntius Rufinus de Cirinio geführten Verzeichnisse über die Einkünfte des ersten Jahres der vacant gewordenen und neu besetzten kirchlichen Beneficien, zwischen 1318 und 1337, schon enthalten ist. (*G. F. Schreiner.*)

JAKUBOWICE, teutsch Jakelsdorf, insgemein Jokelsdorf genannt, ein zur fürstlich liechtensteinischen Herrschaft Eisenberg gehöriges Dorf im olmützer Kreise Mährens, im Gebirge gelegen, von Czechen bewohnt, mit einer eigenen katholischen Localkapellanei von 1131 Seelen, welche zum schildberger Dekanat des olmützer Erzbisthums gehört, und unter dem Patronat des Herrschaftsbesitzers steht, einer katholischen Kirche, einer Schule, 102 Häusern und 647 Einwohnern. Im J. 1258 gehörte das Dorf mit Friese zu dem benachbarten Schildberg, und im J. 1508 kommt Jost von Tamfeld als Besitzer von Jokelsdorf vor. (*G. F. Schreiner.*)

Jakubkowice, s. Jakobkowice.

JAKUSCH, JAKUSCHVEDA, falsche Orthographie für Yagush (Jagush), im Indischen so viel als Opfer, und Yagushveda, s. unter Veda. (*R.*)

JAKUSSITH (Georg), sprich: Jakuschitsch, Bischof von Syrmien, Weßprim und Erlau in Ungern; ein Mann von vielen Kenntnissen, mit welchen er jedoch bei seiner kurzen und unruhvollen Lebensdauer der gelehrten Welt wenig nützen konnte († 1647, 11. Nov. im 38. Jahre). Seine Familie, die aus Slavonien herstammte und das Prädicat von Orbova führte, erwarb sich in Ungern so große Besitzungen und so viele Verdienste, daß sie im J. 1606 in den Freiherrenstand erhoben wurde *). Seine Ältern, Andreas und Judith, eine Tochter des Palatins Georg Thurzo, bekannten sich zur protestantischen Kirche, und er wurde gleichfalls in derselben erzogen. Nach dem Tode des Vaters aber (1623) trat er zur katholischen über, widmete sich dem geistlichen Stande, und kam in seinem 20. Jahre, der höhern Bildung wegen, nach Rom, wo ihm seine ausgezeichneten Fähigkeiten und erworbenen Kenntnisse das Wohlwollen selbst des Papstes Urban VIII. erwarben. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er sogleich Domherr von Gran, und stieg dann schnell von einer geistlichen Würde zur andern empor. Kaum 24 Jahre alt erhielt er das Bisthum von Syrmien (1635), nach zwei Jahren das von Weßprim (1637), und nach sechs Jahren das von Erlau (1643). Seine häufigen Versetzungen von einem Orte zum andern, wie die wichtigen Sendungen, zu welchen er gebraucht wurde, gestatteten ihm wenig Muße für literärische Beschäftigung, und als er sie erlangte, kam der Tod und hinderte ihn daran für immer. Er hat der gelehrten Welt nichts weiter geliefert, als die Übersetzung eines teutschen Büchleins über die Gesellschaft des heil. Rosenkranzes in das Ungrische, welche 1636 zu Tyrnau erschien. Von seinen zwei Brüdern war der ältere, Nikolaus, Kronhüter, und mit dem jüngern, Emerich, starb die alte Familie aus. (*Gamauf.*)

JAKUT, 1) Biogr., s. Jacut. 2) heißen Jacuts (Jackuts) oder Koyerbarken die sehr leichten Fahrzeuge, welche von den Jakuten hauptsächlich auf der Lena zur Fischerei gebraucht werden, ein hölzernes Gerippe haben und mit Leder überzogen sind. (*R.*)

*) *Katona*, Hist. Crit. T. XXXVIII. p. 612.

JAKUTEN. Ihrem ersten Ursprunge nach ein nördlich. sibirisches tatarisches Volk, wie noch jetzt ihre Sprache beweist, das sich aber in der Folge mit Mongolen und Kalmücken vermischt hat, von welcher Vermischung sie noch unverkennbare Spuren in ihrer Bildung tragen, obgleich die reine tatarische Bildung sich bei ihnen jetzt ganz verloren hat. Sie selbst nennen sich Socha. Ihre alten Wohnsitze erstreckten sich vom sajanischen Gebirge bis an die Angora und Lena in Sibirien. Von Burüten und Mongolen verfolgt wurden sie weiter nordwärts getrieben, und wohnen jetzt, gegen 180,000 Köpfe stark, in den rauhesten Gegenden des ungeheuern Gouvernements Irkutsk an beiden Seiten der Lena bis an das Eismeer hin. Im J. 1620 unterwarfen sie sich den russischen Eroberern und sind seit der Zeit immer unter russischer Herrschaft geblieben. Sie nomadisiren theils unter ihren beweglichen Spitzjurten, theils sind sie Fischer und Jäger in kleinen Bauerhütten, wohlhabend an Heerden von Pferden, Hornvieh, Rennthieren und Hunden, aber ein höchst unwissendes, rohes, überaus träges und schläfriges, der schamanischen Religion zugethanes Volk [1]), unter dem nur erst sehr wenige Christen sind. Die Frauen sind munterer und thätiger als die Männer, und manche sind hübsch. Ihr Land ist sehr rauh, kalt und unfruchtbar, großentheils morastig, in den südlichen Gegenden waldig, in den nördlichen aber eine waldlose und rauhe Wildniß. Ihr Äußeres ist unansehnlich und wild, und ihre Gemüthsart stumpfsinnig, dabei aber sind sie ehrlich, folgsam und unter sich sehr verträglich. Sie haben weder Schulen, noch Buchstaben und Bücher. Ihr Hausrath und ihre Bekleidung ist sehr armselig. Sie verstehen gut Eisen zu schmieden, sind aber in ihrer Lebensart so schmutzig und unreinlich, wie die Ostjaken. Sie essen Alles, was sie fangen; sodaß manche Bauern der benachbarten sibirischen Völkerschaften keine Katzen halten, weil ihre jakutischen Knechte die Mäuse wegfangen und verzehren. Für den Winter sammelt man auch Beeren ein; späterhin wird gejagt und gefischt; mit dem Ackerbaue gibt sich selten einer von ihnen ab; Milch, Branntwein, Tabak und der Genuß der Fliegenschwämme sind bei ihnen allgemein im Gebrauche. Sie sind sowol unter sich, als gegen Fremde überaus gastfrei. Einen scheidenden Freund begleitet man bis zum nächsten Baume, auf

1) Ph. Joh. v. Strahlenberg (der nord- und östliche Theil von Europa und Asia), ist mit sich selbst in Widerspruch, wenn er S. 62 und 84 sagt, daß die Jakuten, den drei, weder gemachten noch geschnitzten, sondern unsichtbaren Göttern: Arteugon (Ar-tugon, Artoyon, Abr-Tojon), Schugo-teugon (Schugotoyon) und Tangara, S. 375 aber, daß sie nur Einem unsichtbaren Gotte im Himmel opfern, und diesen unter jenen drei verschiedenen Namen verehren, und zwar unter einem ausgestopften Bilde, mit unförmlichem Kopfe und beutelähnlichem Leibe, welches sie an einem Baume und dabei Zobel und andere Thierfelle aufhängen. (*R.*)

welchen der Zurückbleibende hinaussteigt und zum Andenken des geschiedenen Freundes den Wipfel oder einige Zweige abhaut. Bei Geburten, Verlobungen und Beerdigungen werden Stuten zu Schmausereien geschlachtet und allerlei seltsame Gebräuche beobachtet[2]). (*J.C.Petri.*)

JAKUTZK, eine über 50,000 □Meilen große Provinz oder Kreis der 126,460 □Meilen großen irkutzkischen Statthalterschaft in Sibirien. Sie bildet den nördlichen Theil derselben, und bestand früher aus fünf Kreisen: Jakutzk, Olekminsk, Olensk, Schigansk und Saschiwersk, welche aber jetzt alle in einen Kreis vereinigt sind. Sie hat ihren Namen von der Hauptstadt Jakutzk und erstreckt sich von 122° 15′ bis 180° 25′ östl. Länge, und vom 53° 10′ bis zum 72° 12′ nördl. Breite. Die Grenzen sind im Norden der Polarocean, im Osten Ochozk, im Südosten der Australocean, im Süden die chinesische Mandschurei, im Südwesten Nertschinsk und im Westen Tomsk und Tobolsk. Dieser Kreis ist der größte, aber auch der ödeste und menschenleerste aller russischen Kreise, denn er enthält nicht volle 200,000 Menschen, also kaum fünf Köpfe auf eine □Meile. Im Süden erheben sich hohe Gebirge, welche bis in die Mandschurei gehen; auch aus Ochozk kommen mehre Bergketten in diese Provinz, die sich theils nach dem Ocean, theils gegen den Lenafluß zu verflächen. Das ganze Land beinahe hat eine wellenförmige Oberfläche und fast überall Gebirge, die aber auch ungeheure Ebenen umfassen. Das Ufer des Polarmeeres ist flach, wenig zerrissen, hin und wieder felsig, und bildet mehre Busen, vor welchen die Lächowinseln und der Archipelag von Neusibirien liegen. Mehre Vorgebirge ragen in das Meer hinein, welche man jedoch noch nicht genau kennt. Das Gestade selbst umgibt das mit ewigem Eise bedeckte Meer, welches kaum ein Paar Monate im Jahre offen ist. Die nächsten Umgebungen landeinwärts sind nackte, unermeßliche Torfmoore, die von Eise starren, selbst im Sommer nie aufthauen, und bis auf einige Moose, Flechten, Beeren und Gestrüppe, ganz ohne Vegetation und Leben sind, doch haben sie große Strecken von Rennthiermoos, worauf der Jakute, Tunguse und Jukagire seine Rennthiere treibt.

Der ganze Kreis hat blos längs der Lena russische Dörfer, deren Bewohner einen sehr dürftigen Ackerbau treiben und nur wenig Pferde und Rindvieh halten; im Norden des Flusses Pelibui kommt das Korn nicht mehr zur Reife. Im Sommer thauet die Erde blos an der Oberfläche auf; in den Wäldern und Morästen bleibt sie immer gefroren. Der Sommer ist auch zu kurz, und wird im kalten Landstriche noch durch zahllose Mücken- und andere Insektenschwärme verleidet, die selbst den abgehärteten Tungusen zwingen, mit seinen Rennthieren in andere Gegenden zu ziehen. Einen Frühling und Herbst hat man hier nicht, sondern der Wechsel des strengen Winters mit dem kurzen Sommer geschieht ziemlich schnell.

Der Hauptstrom des Landes ist die sehr breite Lena, welche im Baikalgebirge entspringt, nach Norden hinausströmt, aber einen starken Bogen gegen Osten macht, keine bedeutende Fälle, aber tiefe Strudel hat. Dieser gewaltige Strom überschwemmt alle Frühjahre beim Eisgange sein Uferland, nimmt außer dem Wittim, der Nuga, dem Aldan, Wolui und der Olekma noch mehre Nebenflüsse auf, und fällt nach einem Laufe von mehr denn 400 Meilen bei der Insel Nastjak mit fünf Mündungsarmen in den Eisocean. An seinen Ufern findet man häufig Mammuthsknochen, selbst ganze Gerippe dieses verschwundenen ungeheuren Thieres, auch mancherlei Mineralien. Die übrigen Flüsse dieser Provinz sind meistens nur Küstenflüsse des Eismeeres, z. B. die Anabara, welche die Grenze mit Tomsk macht, die Kolyma, der Grenzfluß von Ochozk, die Uda, welche südöstlich denjenigen Theil der Provinz durchströmt, der an den Australocean grenzt, in welchen sich dieser Fluß ergießt, die Jana, Indigirka u. a. m. Große Seen hat Jakutzk nicht, wol aber viele kleine und vor allen ungeheure Moräste.

Die Bergketten sind zum Theil nach den Flüssen benannt, an welchen sie sich hinziehen. Im arktischen Landstriche sind sie ganz waldlos, kahle Felsen, hin und wieder mit dünnem Moose bedeckt; im kalten tragen sie sparsam Holz. Unter ihnen ist das werchojanische Gebirge, auf welchem die Jana entspringt, eins der höchsten. Unten den Waldbäumen findet man Lärchen, Fichten und Birken am häufigsten. Die letzte ist für die rohen Völker sehr wichtig, indem sie davon ihre Schlitten, viele Geräthschaften, Geschirre, die Gerüste zu ihren Jurten machen, und die Rinde zu deren Bedeckung brauchen.

Die Jagd, Fischerei und Viehzucht sind die Hauptnahrungszweige der Einwohner. (Vgl. d. Art. **Jakuten.**) Fische gibt es in sehr großer Menge und Mannichfaltigkeit, doch sind die Lachsarten darunter die gemeinsten. Das Fleisch der Elenne ist ebenfalls ein sehr gewöhnliches Nahrungsmittel, sowie auch Rennthiere, Rehe, Rothwildpret und Federwild häufig genossen werden. Das Pelzwerk in diesem Lande besteht in Zobeln, Füchsen, Bären, Wölfen, Mardern, Hermelinen, Grauwerk ꝛc., wozu noch die Häute von Elennen, Rennthieren, Rehen kommen. Sonst liefert das Land Federn, Eiderdaunen, Wallroßzähne, Mammuthsknochen, Fischthran, getrocknete und geräucherte Fische, welches alles an Russen und Kosaken gegen Branntwein, Tabak, Mehl ꝛc. vertauscht wird. Dieser sind jedoch nur wenige in dem Kreise. Sie haben die Städte, Sloboden, Festungen und Dörfer inne, auch sich familienweise im ganzen Lande zerstreut, um Handel zu treiben. Viele haben durch den langen Aufenthalt und Umgang mit den rohen Völkern vieles von ihren Sitten und ihrer Lebensart angenommen; andere treiben etwas, aber freilich nur sehr kärglichen Ackerbau. Die fleißigen unter

---

2) Man vergl. Storch's histor. statist. Gemälde des russ. Reichs ꝛc. 1. Bd. Georgi's geogr. physikal. und naturhist. Beschreibung des russ. Reichs ꝛc. Dessen Beschreibung aller Nationen des russ. Reichs ꝛc. Geographisch-statist. Beschreibung und Abbildung der Völker und Völkerstämme unter Alexander I. Pallas' Reisen. Wichmann's Darstellung der russ. Monarchie. Brömsen, Geographie des russ. Reichs. *Makinowitz*, Slowar geogr. Rossiiskago Gossudwistwo etc. (d. i. geograph. Wörterbuch des russ. Reichs). Gmelin's und Lessep's Reisen durch Sibirien u. a. m.

ihnen haben indessen ihr ziemliches gutes Auskommen, während die faulen ihr Leben nur kümmerlich hinbringen, und in Ermangelung des Brodes lieber Fichtenrinde und Wurzeln essen, ehe sie sich entschließen, bei Jemandem in den Dienst zu gehen. Obgleich die Gartengewächse hier nicht fortkommen, so fehlt es doch nicht an wilden Zwiebeln, die an der Lena im Überflusse wachsen, an Knoblauch, Meerrettig, mancherlei Arten von Schwämmen, Waldbeeren u. a. m.

Der einzige bedeutende Ort des ganzen weiten Landes ist die Hauptstadt Jakutzk, am linken Lenaufer, 1190 Meilen von St. Petersburg, unter dem 62° 2′ nördl. Breite und 147° 22½′ östl. Länge. Sie hat einen alten, schon im J. 1647 angelegten hölzernen Ostrog (Fort) mit Thürmen, der dem Verfalle nahe ist, fünf Kirchen, von denen drei von Stein, ein Kloster, eine Kreisschule, 460 meistens hölzerne Häuser, und etwa 3800 Einw., welche aus Bojaren, Kronbeamten, Kosaken, Jakuten, Kaufleuten, Krämern und Handwerkern bestehen. Die Stadt selbst ist seit 1648 erbaut, nicht gepflastert, mit Pallisaden umgeben, und liegt zwischen hohen und waldigen Bergen, an welchen sich viele kleine Seen befinden. Die in schlechtem Geschmacke erbauten Wohnhäuser sind bisweilen mit jakutischen Winterjurten untermischt. Die Fenster sind von Marienglas oder von Blasen, an deren Stelle man im Winter Eisschollen einsetzt, die ein nothdürftiges Licht geben. Der Handel, zumal der mit Pelzwerk, ist beträchtlich, denn die Stadt ist die Hauptniederlage für den Handel über Ochozk und Kamtschatka nach den Inseln des Ostmeeres und der amerikanischen Küste sowol, als für die Verproviantirung dieser und aller nördlichen und nordöstlich liegenden Städte, Ostroge und Niederlassungen, zu welchem Ende Mehl, Grütze und andere Erzeugnisse des Ackerbaues, sowie viele sonstige Lebensbedürfnisse, aus dem weit entfernten Irkutzk hierher gebracht werden. Es halten sich hier auch mehre Verwiesene auf, denen ein besonderer hölzerner Ostrog angewiesen ist. Das Rathhaus steht in der Vorstadt und nahe bei der Stadt der Kaufhof mit 58 Buden. Hier und am Ufer der Lena neben dem Hafen wird auch der Markt gehalten. Der Werth aller, auch außer den jährlichen vier Jahrmärkten, umgesetzten Waaren soll an 200,000 Rubel, an Pelzwerk allein über 90,000 Rubel betragen *). *(J. C. Petri.)*

Jalappa, s. **Convolvulus Jalapa** (**Ipomoea Jalapa** *Desf.*), **Ipomoea purga** *Wender.* und **Mirabilis Jalapa** *L.*

Jalappe, **Jalappenextract**, **Jalappenharz**, **Jalappenseife**, **Jalappenwurzel**, s. **Convolvulus** und **Convolvuli**.

JALAPPIN, vermeintliche Pflanzenbasis in der Jalappenwurzel, welche Hume durch Ausziehen derselben mit Essigsäure, und Cullen durch Ammoniak erhalten zu haben glaubte. Aus einer Untersuchung von Dulk ergibt sich indessen, daß die von Hume beschriebene Substanz eine Verbindung von Jalappenharz mit Ammoniak war. Die Salze, welche dieser Stoff bilden sollte, bestanden nach Schweinsberg's Versuchen ebenfalls nur aus einem Gemenge von schwefelsauren und phosphorsauren Kalk-, Talk- und Ammoniaksalzen. *(Bunsen.)*

Jalbus, s. **Kaukasus**.

JALCAS nennt man im spanischen Südamerika die höchsten, wenig geneigten Ebenen, die sich auf beiden Seiten von den äußersten Schneiden des Gebirges eingeschlossen auf dem Rücken der Anden hinziehen, in Quito bedeutende Hochthäler bilden und gewöhnlich mit dem Namen der Paramos belegt werden, wenn sie sehr abhängig sind, in Peru an vielen Orten, zumal wenn sie nicht zu den höchsten gehören, Punas heißen, in Bolivia einen großen Theil des Landes ausmachen, in Chile aber nicht oft vorkommen, indem dort die Bildung der Gebirge ihnen entgegen ist. Die Mehrzahl der Jalcas liegt auf einer Höhe über dem Meere, welche in Europa nur durch wenige vereinzelte Bergspitzen erreicht wird; Beispiele liefern die berühmten Ebenen von Bombon östlich von Lima 3800—4000ᵐ· über dem Meere, mehre Plateaus unfern des Titicacasees auf ziemlich gleicher Höhe, die flachen, ungefähr 11,000′ hoch gelegenen Thäler von Huancavelica, die Paramos von Quito, z. B. Alpachaca (1700ᵗ·), Boliche (1798ᵗ·) und das abhängige Thal von Antisana (2104ᵗ·), nebst vielen andern. Vermöge dieser sehr bedeutenden Erhöhung über dem Meere ist das Klima aller solcher Orte an Unannehmlichkeit und Härte demjenigen der höchsten europäischen Alpenfirsten ganz gleich. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt höchstens 6° Centigr., der höchste Stand, der jedoch nur in kurzen, günstigen Augenblicken beobachtet wird, 13—15° C., der niedrigste — 5—6° C. Jene höchste Wärme ist diejenige der Atmosphäre, und wohl zu unterscheiden von der directen Einwirkung der Sonnenstrahlen, welche auf den Jalcas unter gewissen Umständen äußerst peinlich werden kann, und sogar Blasenbildung der Haut und das Abschälen derselben im Augenblicke zu veranlassen vermag, ein Übel, welches der Indier der peruanischen Anden mit dem Namen Chuño belegt [1]). Der Wechsel der zwei innerhalb der Wendekreise bemerklichen Jahreszeiten tritt je nach der größern oder geringern Entfernung des Landes vom Äquator auf den Jalcas verschieden ein. In Peru belegt man auf den Hochebenen die Monate Mai bis October, obgleich dann die Sonne von ihnen entfernter ist, mit dem Namen des Sommers, indem dann das Wetter, wenn auch sehr kalt und unbeständig, doch noch weit erträglicher ist, als im Winter vom October bis zum März. Die erstere Periode zeichnet sich durch Schnee und Hagelwetter und das allnächt-

*) Man vergl. hierbei außer den bei dem Artikel Jakuten angeführten Schriften: Das russische Reich von Schäffer, 2. Bd. Sarytschew's Reise durch den nordöstl. Theil Sibiriens, nach dem Eismeere rc. 1. Thl. Hassel, Erdbeschreibung des russisch. Reichs in Asia. Tschitschakow's Reise nach dem Eismeere. Sauer's Reisen nach den nördl. Gegenden des russischen Asien und Amerika.

1) Chuño bedeutet in Quichua eine durch Kälte zusammengerunzelte oder zersprungene, gleichsam gegärbte Sache. Ulloa entretenim (Madrid 1782). S. 87.

liche Gefrieren des Wassers[2]) aus, die erstere durch geringere Kälte, aber durch Stürme, Regenwetter und eine unaufhörliche Veränderlichkeit. Selbst der Sonnenschein hat auf jenen Höhen nichts Erfreuliches, denn das Licht wird im Durchgange durch die weniger dichte und weit reinere Luftschicht weniger gebrochen, und daher wiederholen sich auf allen Jalcas die auffallenden, das Colorit verändernden und die größten Gesichtstäuschungen hervorbringenden Phänomene, z. B. jenes, daß nur ein Wechsel zwischen hellerleuchteten, aber nicht reflectirenden Gegenständen und indigofarbenen Schatten vorkommen, Abstufungen des Lichtes aber fehlen. In den ersten Monaten des Jahres sind Gewitter von größter Stärke und Gefährlichkeit die Ergebnisse eines jeden Tages. Stellte sich das Klima der Cultur des Bodens nicht entgegen, so würde schon die Unfruchtbarkeit des letztern die Versuche der Bebauung verbieten. Auf einer Unterlage von meistentheils secundairen Gebirgsarten, die aber, gemäß der allgemeinen Erfahrung, ebenso metallreich sind, als in Europa die primitiven Lagerungen, liegt gewöhnlich eine starke Decke von Torf, die von dem schmelzenden Schnee der benachbarten Berge in eine schwammige Masse verwandelt wird, und mit Ausnahme von Sumpfgräsern keine Pflanze zu ernähren vermag. Die trockenen Orte zeigen gemeiniglich nur verkümmerte, kränklich aussehende Zwerggewächse; denn buschartige Vegetation erreicht nicht die Grenze der Jalcas. Hin und wieder bilden sich, zumal auf den weniger kalten jener Plateaus, eine Art von natürlichen Wiesen, die mit Ausnahme des einheimischen besonders verbreiteten Grases Jachu (Stipa Iohu *Kth.*) kaum viel mehr enthalten, und den Heerden ein sehr spärliches, wenig nahrhaftes Futter liefern. Ackerbau wird daher auf den Jalcas durchaus nicht getrieben; die gegen die Kälte am wenigsten empfindlichen Nahrungspflanzen der Peruaner verlangen immer noch eine mildere Temperatur, als jene von 6° C. Die Zahl der Producte aus dem Thier- und Pflanzenreiche ist außerordentlich gering; selbst in botanischer Beziehung ist des Merkwürdigen nicht viel aufzufinden. An Thieren möchten die gemsenartigen Alpacas, Guanacos und Vicuñas die meiste Aufmerksamkeit verdienen. Auf den Jalcas von Chachapoyas lebt eine noch wenig gekannte, gefährliche Bärenart, und mehre noch ununtersuchte Arten von Wasservögeln bevölkern die vielen Seen, die vielleicht theilweise alte Krater erfüllend in den traurigen Anblick der Hochebenen die einzige Abwechselung bringen. Solche Gegenden, wo die Natur den Menschen auf das Rauheste zurückzuweisen sucht, würden ganz unbewohnt sein, wäre nicht die Nothwendigkeit vorhanden, sie zu kreuzen, wenn man von der Küste aus nach den fruchtbaren Landstrichen am östlichen Fuße der Anden gelangen will, und befänden sich dort nicht große Anhäufungen von edlen Metallen, durch deren Reiz gelockt sich an manchen Orten (Huancavelica, Cerro de Pasco, Gualgayoc) die Menschen zur Errichtung bedeutender Flecken verbunden haben, denen es an Allem fehlt, wodurch das Leben angenehm gemacht wird. In der Vorzeit der Peruaner waren die Jalcas ebenfalls bewohnt, und zum Theil sogar mit großen Dörfern versehen, die jedoch auf Befehl der Incas als Etappen der marschirenden Truppen angelegt worden waren. Die Mehrzahl der Bevölkerung der noch gegenwärtig bewohnten Jalcas besteht gleichfalls aus Indiern, welche theils als Bergleute, theils als Maulthierführer und Besitzer kleiner Schafheerden ihren Unterhalt gewinnen, allein zu den rohesten, oft zu den verdorbensten ihres Stammes, soweit dieser den Weißen unterworfen ist, zu zählen sind. (Über die körperliche Einwirkung der Luftdünne auf den Jalcas vergl. d. Artikel Puna.) (*Eduard Poeppig.*)

2) Man hat auf den Ebenen von Bombon im August und Sept. des Nachts oft — 28 bis 30 Fahrenh. beobachtet. *Rivero y Pierola*, memor. de scienc. natur. (Lima 1828) p. 75.

Jaldabaoth, s. unter Ophyten.

Jale, Gallon, s. Gallone.

JALEMOS (Ἰάλεμος, ion. Ἰήλεμος), fälschlich Hialemos genannt, Klage- oder Trauerlied, wie es die Ἰηλεμίστρια bei Leichenbegängnissen sang[1]), leitete das Alterthum aus den ältesten Zeiten her und bezeichnete dasselbe als Sohn des Apollon und der Kalliope[2]), später weniger Apollon und der Muse Kalliope angemessen, als früher, wo die letztere bald als die Gemahlin des Linos, bald als dessen Mutter angesehen wird[3]). Bezeichnete der Ausdruck nun auch Klagelied, Trauergesang im Allgemeinen, so wurde er doch vorzüglich von den Griechen an den Apoll gerichtet, als den Gott, der aus den Wolken des Himmels mit seinen Pfeilen tödtet (z. B. die Kinder der Niobe), die Pest sendet (wie in das Lager der griechischen Helden vor Troja) u. s. w., von dessen Locken dagegen aber auch Balsam des Lebens und heilende Kräfte träufeln. (*Schincke* und *G. W. Fink.*)

Jalendra, s. Jallindher.

JALEYRAC, Kirchdorf im Canton und Arrondissement Mauriac des französischen Departements Cantal. Es zählt mit den zu seiner Gemeinde gehörigen Weilern Aigues-Vives, Boissières, Embrassac und Vejac, welche, wie Jaleyrac selbst, schon in der berühmten Charte König Chlodowig's vorkommen, 1147 Einwohner. In einem Gehölze, am Zusammenflusse zweier Bäche, die sich in den Marsfluß ergießen, und etwas unterhalb des Dorfes Jaleyrac, quillt eine eisenhaltige Mineralquelle von $9\frac{1}{2}$° R. aus primitivem Gesteine hervor, und fließt in ein kleines Bassin ab, das mit einem kleinen Gebäude überbaut ist. Dies Wasser wird von den Bewohnern der Umgegend stark benutzt. (*Klaehn.*)

Jalg (Jalkur), Name Othin's (s. d. Art.)

JALI (يعلى), Abu J. und Ibn J., ist der gemeinschaftliche Name mehrer arabischer Gelehrten, unter denen hier die folgenden als die wichtigsten herauszuheben sind:

1) Der Scheich und Imam Abu Jali Muhammed Ben-el-hosein Ben Muhammed Ben El-Hosein Ben

1) *Eurip.* Suppl. 281. Troad. 600. 2) *Serv.* ad *Virgil.* Aen. 5, 864. 3) *Apollod.* 1, 3. 2.

Muhammed Ben Halaf (حلف) Bagdadi, der Richter, bekannt unter dem Namen Ibn-elferrâ, Sohn des Kürschners. Er ward durch seine Werke eine der Hauptstützen seiner orthodoxen Sekte, der Hanbaliten, vorzüglich in Hinsicht auf seine Vertheidigung ihrer Behauptung, daß man Gott alle möglichen Eigenschaften oder Attribute (صفات, daher sie auch الصفاتيون, d. i. attributarii, genannt werden), selbst die sinnlichen und als wirklich existirend beilegen könne. Andere leugnen dieses, daher sich ähnliche Religionsbefehdungen unter den Anhängern dieser entgegengesetzten Meinungen entwickelten, wie zwischen Sunniten und Schiiten. Einige gingen in ihren grobsinnlichen Ansichten so weit, daß sie Gott alle äußern Organe der Sinne, z. B. die Weise zu sprechen, wie die Menschen, zuschrieben, und behaupteten, daß Gott wirklich die Welt mit seinen Händen geschaffen habe. Ibn Jali vertheidigte diese Lehre vorzüglich in seinem Buche über die göttlichen Eigenschaften (كتاب الصفات), von dem die einheimischen Berichterstatter selbst sagen, daß darin der Anthropomorphismus (تجسيم) in seiner ganzen Nacktheit vorliege, sodaß Ibn-el-temimi, obwol Hanbalit, den Ausspruch that, Ibn-el-ferrâ habe die Hanbaliten so besudelt, daß nicht einmal Wasser den Schmutz mehr hinwegnehme. Er starb zur Freude seiner Gegner 458 (1066) in Bagdad und hinterließ folgende Werke als die bedeutendern: 1) Der kleine Sammler (الجامع الصغير), die hanbalitischen abgeleiteten oder die Rechtslehren zweiten Ranges enthaltend. 2) Den großen Sammler (الجامع الكبير), über denselben Gegenstand. 3) Schlagende Widerlegung der allegorischen Interpretation über die Grundlehren des Rechts (ابطال التأويل). 4) Die kaiserlichen Statute (Code imperial, الاحكام السلطانية). 5) Zureichende Belehrung über die Grundlehren des Rechts (كفاية في اصول الدين). 6) Ein Auszug über denselben Gegenstand unter dem Titel: مجرد في الاصول, zugleich über die Vorzüge des Ahmed Ibn Hanbal. 7) Streitfragen (مسائل الخلاف), die hanbalitische Sekte betreffend, und endlich ist auch 8) das biographische Werk „Die Classen der Hanbaliten" (طبقات الحنبلية) von ihm. Er hatte dieses in sechs Classen getheilt, und Andere setzten es fort. Obiges كتاب الصفات nennt allein Abulfeda *), wenn es nicht unter jener allgemeinen Benennung eins ist mit irgend einem der genannten Werke.

2) Abu Jali aus Mosul, Lehrer der Traditionswissenschaft und Verfasser eines Corpus traditionum unter dem Titel: Mosnad.

*) Annales Muslem. T. III, 208.

3) Der Richter Abu Jali, Herausgeber einer Diatribe (تعليقة) über Streitfragen (خلاف), von der Ibn-eldschauzi bemerkt, daß er darin den Begriff des Wahren und Verwerflichen nicht genau bestimmte. Vielleicht ist dieser Abu Jali einer und derselbe mit dem hanbalitischen Richter Abu Jali Mohammed Ibn-elferrâ (s. Nr. 1), der auch das Werk „die beiden Überlieferungen" herausgab.

4) Abu Jali Ahmed Ben Ali Ben-elmothanna, der Tamimit und Kanzelredner, von dem eine kleine Sammlung auserwählter Traditionen (جزء) und ein Werk, das alphabetisch die Gefährten Muhammed's aufzählt, bekannt geworden ist.

5) Ali Ben Jali Ben Aus, der Kanzelredner aus Herat, der in ganz Khorasan im höchsten Rufe stand, und sich hauptsächlich mit Besuchen der Vorlesungen über Traditionen und deren Weiterverbreitung beschäftigte **).

6) Muhammed Ben Ahmed Ibn Jali Hoseini, der Grammatiker, hat sich als Commentator der bekannten Grammatik Adschrumije einen Namen erworben.

(*Gustav Flügel.*)

Jaliba oder Niger, s. Niger.

Jalindra, s. Jallindher.

Jalke, so viel als Hulk (s. d. Art.)

Jalkr (Jalkur), s. Othin.

JALLA (Insecta). Eine von Hahn (Wanzen I.) aufgestellte Hemipterengattung, welche von Burmeister (Handbuch der Entomologie II, 379) aus triftigen Gründen mit Asopus vereinigt wurde. Als Typus derselben möge Cimex dumosus *Linné* (*Panzer*, Fauna 33. 18) dienen. (D. *Thon.*)

JALLABERT (Ludwig), ein verdienstvoller Naturforscher, geb. zu Genf im Juli 1712, wohin sein Vater Stephan (geb. 1658) sich der reformirten Religion wegen aus Languedoc geflüchtet hatte. Stephan Jallabert erwarb dort im J. 1700 das Bürgerrecht und starb 1723 als Professor der Philosophie. Der Sohn legte den Grund zu seiner Bildung in der Schule seiner Vaterstadt, wo er in den classischen Studien rasche Fortschritte machte. Noch mehr zeichnete er sich dann in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien aus. Indessen gewann ihn der berühmte Theolog, Alfons Turretin, einstweilen für die Theologie. Jallabert widmete sich auch diesem Studium, wozu er in seiner philologischen Bildung die beste Grundlage fand, mit gutem Erfolge. Er erhielt im J. 1737 die Ordination, aber seine Neigung blieb mehr der Philosophie, und der nach damaligen Begriffen dazu gehörigen Physik zugewandt. Calandrini und Cramer bewirkten im J. 1737 die Errichtung einer Professur der Experimentalphysik, welche Jallabert übertragen wurde. Um sich gehörig darauf vorzubereiten, ging er nach Basel zu Bernoulli, dann nach Holland zu Gravesande und Muschembroek, hierauf nach England zu Desaguliers, wo er auch mit Sloane, dann zu Paris mit Nollet, Mairan, Reaumur, Maupertuis, La Con-

**) Cf. *Abulf.* l. c. III, 456.

damine und Buffon in Verbindung trat. Gegen Ende des Jahres 1739 eröffnete er seine Vorlesungen mit einer Dissertation: De Philosophiae experimentalis utilitate illiusque et Matheseos concordia (Genev. 1739. 4.). Dann wurde ihm auch das Bibliothekariat übertragen, dem er sich mit vieler Thätigkeit widmete. Seine noch vorhandenen handschriftlichen Auszüge und Bemerkungen, besonders über die Manuscripte der Bibliothek, geben davon ein rühmliches Zeugniß. Zugleich beschäftigte er sich mit chemischen und physikalischen Forschungen und mit Mechanik. Er erfand eine Maschine, mittels deren die Blöcke eines sehr hohen Gewölbes, welches abgebrochen werden mußte, mit Leichtigkeit und ohne alle Gefahr herabgebracht werden konnten. Daneben trat er noch, den damaligen Einrichtungen gemäß, beinahe jeden Sonntag als Prediger auf, und sandte mehre Abhandlungen an die französische Akademie der Wissenschaften, welche ihn im April 1739 zum Correspondenten ernannt hatte, sowie er im J. 1740 auch in die Akademie zu London aufgenommen wurde. Die allzugroße Anstrengung schwächte aber bald seine Kräfte. Er begab sich nach dem Rathe der Ärzte zu Ende des Jahres 1742 nach Montpellier, wo er wieder hergestellt wurde; allein um seine Gesundheit zu schonen, nahm er nach seiner Rückkehr, im J. 1744 seine Entlassung vom geistlichen Stande und setzte auch seine Vorlesungen über die Experimentalphysik aus. Indessen wurde er im J. 1750 zum Professor der Mathematik ernannt, und zwei Jahre nachher wurde ihm der durch Gabriel Cramer's Tod erledigte Lehrstuhl der Philosophie übertragen. Allein nach fünf Jahren wurde er von dieser Stelle durch die Wahl zum Mitgliede des kleinen Rathes abgerufen, nachdem er schon im J. 1747 in den Rath der 200 gewählt worden war. Historische Studien, besonders über die Geschichte von Genf, hatten ihn trefflich dazu vorbereitet, und seine Einsichten, verbunden mit unermüdlicher Thätigkeit und ausgezeichneter Vaterlandsliebe, bewirkten dann im J. 1765 seine Ernennung zum Syndicus. Während der damaligen Unruhen bekleidete er diese Stelle mit Auszeichnung und seltener Unparteilichkeit drei Jahre lang bis kurz vor seinem Tode, der im April 1768 in Folge eines Sturzes mit dem Pferde eintrat. Jallabert verdient unter denjenigen Naturforschern genannt zu werden, welche sich um die Fortschritte der Physik bedeutende Verdienste erworben haben. Besonders hat er durch eine Menge mit vieler Beharrlichkeit und vorzüglicher Einsicht veranstaltete Versuche die Lehre von der Elektricität sehr befördert, obgleich man noch bei ihm viel Irriges findet, und dieser Theil der Physik erst durch Franklin seine großen Fortschritte gemacht hat. Jallabert war einer der ersten, welcher die verschiedenen elektrischen Wirkungen zweier Enden desselben Körpers bemerkte, wovon das eine spitzig, das andere rund ist. Auch machte er sorgfältige Versuche über den Einfluß der Elektricität auf das Wachsthum der Pflanzen. Hingegen ist es nicht ganz richtig, wenn in der Biographie universelle von ihm gesagt wird, er habe zuerst die medicinische Anwendung der Elektricität nachgewiesen. Sein erster Versuch dieser Art an einem Manne zu Genf, dessen Arm durch den Schlag eines Hammers seit 15 Jahren gelähmt war, fällt in das Jahr 1747. Aber schon drei Jahre früher war zu Halle durch Krazenstein die Heilung eines gelähmten Fingers mittels der Elektricität versucht worden. Sein Hauptwerk ist: Expériences sur l'électricité (Genève 1748. 8. und Paris 1749. 12.). Er gibt darin Rechenschaft von seinen Versuchen. In den Memoiren der Akademie der Wissenschaften zu Paris finden sich mehre Abhandlungen von ihm; unter andern Trombe observée sur le lac de Genève (Mem. de l'Acad. des Sciences 1741. Histoire p. 20. und 1742. Hist. p. 25.); expériences sur les seiches (ebendas., so wird die im Genfersee bemerkte Ebbe und Fluth genannt, worüber zu vergleichen ist *Saussure*, Histoire naturelle des environs de Genève.); la guérison d'un Paralytique par le moyen de l'électricité (ebend. 1748); réflexions sur les Baromètres et l'huile de tartre (1749), description du tremblement de terre arrivé à Genève (1756), avec une énumération de tous ceux, qu'on y a ressenti depuis le quatrième siècle (1756). Im Museum Helveticum Tom. 6. finden sich von ihm: Academicae quaestiones de Vesuvio, und Tom. 7, oratio exponens vitam, fata et virtutes Gabrielis Cramer. — — Auch mit antiquarischen Studien, besonders mit Numismatik, beschäftigte er sich, und der Cardinal Passionei, mit dem er in Correspondenz war, suchte ihn wiederholt zu einer Reise nach Rom zu bewegen. Das Éloge von Jallabert durch de Ratte findet sich in den Recueils der Akademie von Montpellier, deren Mitglied er war, sowie derjenigen zu Berlin, Bologna, Lyon, Dijon und Modena. (*Escher.*)

JALLAIS, Marktflecken im Canton Beaupréau, Arrondissement Beaupréau, des französischen Departements der Mayenne und Loire. Er liegt am Flusse Oudon und zählt 1800 Einwohner. (*Klaehn.*)

JALLIEU, Dorf im Canton Bourgoin, Arrondissement La Tour du Pin, des französischen Departements der Isère. Es liegt am Flusse Bourbon und zählt 1700 Einw., welche Leinwand- und Indiennefabriken und Handel mit Hanf unterhalten. (*Klaehn.*)

JALLIGNY, ehemalige Stadt, jetzt Marktflecken und Hauptort eines Cantons im Arrondissement von La Pallisse im französischen Departement des Allier. Der Ort liegt an der Bebre und zählte im Jahre 1724 nur 209, jetzt aber 650 Einwohner. (*Klaehn.*)

JALLINDHER (Jallinder, Jalendra), eine Stadt Vorderindiens im Staate der Sikhs, liegt unter 31° 16′ nördl. Br. und 75° 25′ östl. L. in der Provinz Lahore, und ist der Hauptort des gleichnamigen Districts. Die Stadt war früher die Hauptstadt der Afghanen und zu jener Zeit ein Ort von großer Ausdehnung und Wichtigkeit, was noch die weitläufigen und großen Ruinen beweisen. Die Bevölkerung ist eine gemischte, und besteht aus Nachkommen der Afghanen und dem jetzt herrschenden Volke, den Sikhs. Sie ist der Begräbnißplatz der Muhammedanischen Heiligen Nasir Addin und Abdallah,

deren Grabmäler noch immer sehr heilig gehalten werden. (*J. C. Schmidt.*)

Jalloifs, s. Jalofs.

JALLONKADU (Ghialonkadu, Djallonkadu), ein großer Landstrich im westlichen Afrika, im südwestlichen Theile Senegambiens, dessen Hochland es bildet, zwischen Manding und Futa Djallon belegen, ist ein äußerst spärlich bevölkertes Land, das in vielen Theilen schöne und waldige Gegenden hat, welche durch Hügel und Thäler eine reizende Abwechselung erhalten und überflüssig mit Wildpret aller Art, besonders mit Hirschen, Rebhühnern und Perlhühnern versehen sind; in den sumpfigen Niederungen und an den Flüssen wächst vieles Bambusrohr. An manchen Stellen ist das Land felsig und wild, und so wenig bevölkert, daß es in einem großen Striche einer völligen Einöde gleicht, wo Mungo Park während fünf starker Tagemärsche keine menschliche Wohnung antraf. Diese Partie wird die Jallonka-Wildniß genannt, welche zu dem großen Gebirgszuge gehört, der sich zwischen 6° bis 13° östl. L. und 9° bis 12° nördl. Br. durch den ganzen südlichen Theil von Senegambien hindurchzieht. Hier entspringen eine Menge Flüsse, die bei der nördlichen Abdachung dieses Plateau, ihren Lauf nach Norden nehmen. Der große Fluß Senegal (nach Mungo Park auch der Joliba oder Niger, dessen Quellen aber neuere und zuverlässigere Forschungen an den Berg Loma in Sudan verlegen) entspringt hier, außer welchem wir noch anführen müssen die kleinen Flüsse Kokoro, Wonda, Co-Meissang, Boki, Nunkolo, Kuro und Balee oder Honigfluß, welche sämmtlich dem Senegal zuströmen. Der westliche Theil zerfällt in zwei Provinzen, Kullo und Gadou. Das Land steht nicht unter einem einzigen Oberhaupte, sondern die Jallonkas werden gleich den Mandingos von kleinern Häuptlingen regiert, die selten mit einander in gutem Vernehmen stehen. Ihre Sprache soll Ähnlichkeit mit der Mandingosprache haben, wird aber von den Bewohnern selbst als eine von dieser verschiedene Sprache betrachtet. Städte: Kinytakuro, eine beträchtliche Stadt im Viereck gebaut, und in Mitten einer großen und wohlangebauten Ebene belegen; Manna, ohne Mauern; Susita, ein Dorf im Landesbezirke Kullo. (*J. C. Schmidt.*)

Jallonkas, Volksstamm in Senegambien, s. Jallonkadu.

Jallonka-Wildniss, s. Jallonkadu.

JALMENOS, stammte mit Askalaphos von Ares und Astyoche aus dem böotischen Orchomenos [1]), nach späterer Sage von Lykos und Pernis aus Argos [2]). Nach der erstern schloß er sich an die Argonauten an [3]), warb um Helena [4]), führte mit seinem Bruder die Aspledonen und Orchomenier gegen Ilion [5]), irrte nach Ilions Fall mit den Orchomeniern im Pontus umher und siedelte sich an der Küste von Kolonis an [6]). Das Ganze findet in der alten Localsage der Insel **Aretias** Licht. Nach ihr ist Ares Schutz- und Stammgott des Kriegerstammes der Minyer, Vater des Phlegyas und der genannten beiden Brüder. Die letzten folgen dem alten Herrscher der Insel [7]), sind nach den alten Interpreten selbst die Könige. Diese Insel rückt in immer größere Ferne, und wird bei Pharmakia in Hinter-Kappadokien angesetzt [8]), und Jalemos, der König der Orchomenier, wird auch in das unwirthbare Land der kolchischen Achäer über Karambis hinaus verschlagen [9]). (*Schincke.*)

JALMENUS *Hübner* (**Insecta**). Schmetterlingsgattung aus der Gattung **Lycaena** *Fabricius* gesondert. Sie zeichnet sich aus durch ein Schwänzchen zwischen zwei Zähnchen an den Hinterflügeln und gehören zu derselben **Papilio Evagoras** Hübner's Zuträge Fig. 175. 176 und **Venulius** Cramer's Taf. 243. G. (Hübner's Verzeichniß bekannter Schmetterlinge S. 75.) (D. *Thon.*)

JALNAH (**Jalna**), 1) ein District Vorderindiens im Staate des Nizam, Provinz Aurungabad, zwischen 19° und 20° nördl. Br., der sonst den Maharatten gehörte, aber im J. 1803 von den Briten erobert und ihnen im Friedensschlusse desselben Jahres von den Maharatten abgetreten wurde. Im April 1804 wurde dieser District von den Briten an den Nizam cedirt, zu dessen Gebiete er noch gehört.

2) Eine Festung und Hauptstadt des gleichnamigen Districtes in der vorderindischen, dem Nizam gehörigen Provinz Aurungabad; die Stadt wird auch **Jalnahpore** genannt, und wurde den Maharatten im September 1803 von den Briten abgenommen und 1804 dem Nizam abgetreten. Sie ist das Hauptquartier der Hilfstruppen des Nizam und wird durch einen Fluß in zwei Theile getheilt, sodaß die Festung von der eigentlichen Stadt getrennt liegt. (*J. C. Schmidt.*)

JALOFS oder **JOLOFS**, werden auch von manchen Reisenden und Geographen Jaloffer, Jaluffer, Joloffer, Jalufs, Jalloifs, Jolloifs, Walofs, Ualofs, Oualofs, Geloffer, Ghioloffs genannt; indessen sind die beiden ersten Namen die bekanntesten und gebräuchlichsten. Die Jalofs sind ein ansehnlicher Volksstamm im westlichen Afrika in dem Landstriche zwischen Senegal und Gambia, der von uns gewöhnlich Senegambien genannt wird; sie wohnen in der Richtung von Norden nach Süden und nehmen den ganzen Küstenstrich vom Fort St. Louis bis zum grünen Vorgebirge ein. Golberry berechnet den ganzen von diesem Volke bewohnten Landstrich auf 4800 französische Quadratmeilen. Sie sind die schönsten Neger in diesem Theile von Afrika; ihre Farbe ist das tiefste, reinste und glänzendste Schwarz, mit einer weichen und feinen Haut; sie haben einen schönen Wuchs und sind größer und schlanker als die gewöhnlichen Neger, haben eine angenehme und regelmäßige Gesichtsbildung und ein offenes und lebhaftes Auge; ihre Nase ist mehr länglich als platt, die Lippen voll, aber nicht so

---

1) *Hom.* Il. 2, 512 sq. 2) *Hygin.* fab. 97. 3) *Apollodor.* 1, 9, 16. 4) *Apollodor.* 3, 10, 8. *Paus.* 9, 37. 5) *Hom.* l. l. 6) *Eustath.* ad *Hom.* p. 272. 43.

7) *Dionys.* Perieg. 683. 8) *Arrian.* Peripl. p. 17. *Hudson.* 9) *Strabo* 9. p. 416. *Eustath.* ad *Dionys.* Per. 682. Il. 2, 206. s. Müller Orchomenos S. 288.

dick wie bei den übrigen Negerracen; ihr Haar aber ist ebenfalls wollicht. Sie sind sehr stolz auf ihre Abkunft und rühmen sich, die älteste Nation in diesem Theile von Afrika zu sein; sie dulden nicht, daß man sie Neger nennt, sondern erwidern jedesmal, sie seien Jalofs. Die Frauen zeichnen sich gleichfalls vor allen Negerinnen durch ihre schöne und vortheilhafte Gestalt und ihre guten geistigen Anlagen aus; sie erlernen mit Leichtigkeit fremde Sprachen, und begreifen schnell alle ihnen bisher unbekannte weibliche Arbeiten; daher werden sie auch im Sklavenhandel sehr gesucht und viel theurer bezahlt. Ihre Haut ist zart und weich, sie haben große schwarze Augen, kleinen Mund, kleine Lippen, und eine sehr regelmäßige Gesichtsbildung, sodaß man unter ihnen häufig wahre Schönheiten antrifft; welche Reize noch durch ihre Lebhaftigkeit und ihr einnehmendes und gefälliges Betragen erhöht werden. Diese Vorzüge haben viele Geographen auf die Vermuthung gebracht, daß diese Nation nicht mit den übrigen viel niedriger stehenden Negern eines Stammes sei, und man hat darüber verschiedene Hypothesen aufgestellt, deren Prüfung hier nicht an ihrem Platze wäre. Die Männer sind tapfere Krieger, furchtlose Jäger und geschickte Fischer, und verstehen sich sehr gut auf die Behandlung der Pferde; besonders geschickt sind sie in Verfertigung baumwollener Zeuche, die sich durch feines Gespinnst, größere Breite und gute Färbung auszeichnen. Ihre Hauptbeschäftigung ist indessen der Ackerbau, durch welchen vorzugsweise große und kleine Hirse und Mais erzielt wird. Die Art ihres Feldbaues ist sehr einfach; im Monat April wird das Land dadurch gedüngt, daß man die vom vorigen Jahre stehen gebliebenen Stoppeln nebst dem Unkraute anzündet, und hierdurch eine sehr gut düngende Asche erhält. Sobald die Regenzeit eintritt, was gewöhnlich im Monat Mai geschieht, so eilen alle Familien auf das Feld; der Mann geht voraus und macht mit einer Hacke ein Loch in den Boden; die nachschreitende Frau wirft den Samen hinein und hintennach folgende Kinder bedecken im Fortschreiten mit dem Fuße dieses Loch wieder, sodaß auf diese Weise ein Feld mit großer Schnelligkeit bestellt wird. Auch pflegt man häufig zwischen den Mais rothe welsche Bohnen zu legen, die hier sehr gut fortkommen und einen Monat später als der Mais eingeerntet werden. Zur Reife des Mais sind 60—70 Tage erfoderlich. So wenig Mühe die Bestellung der Felder kostet, um so größere Sorgfalt muß man auf deren Bewachung verwenden gegen die großen Schwärme der Vögel und den Einfall der wilden Schweine, Affen und Elefanten. Zu diesem Zwecke pflegt man kleine Verschanzungen um die Felder her anzulegen, die von den Weibern und Kindern besetzt werden, welche durch ihr Geschrei die herannahenden Thiere abzuschrecken suchen, und kann man durch die Nähe eines Waldes sich auf leichte Weise Brennmaterial verschaffen, so zündet man des Nachts Feuer um die Felder herum an, was diese Thiere am sichersten verscheucht. Da die Einwohner mehr erbauen, als ihr Bedarf erfodert, so verwenden sie den Überschuß als Tauschmittel, um die ihnen fehlenden Luxusgegenstände und andere Bedürfnisse sich zu verschaffen. Ihre Hütten, die Ähnlichkeit mit einem Bienenkorbe haben, sind dicht aus Binsen geflochten, und statt der Thüre mit einer Matte versehen; jede Familie hat deren zwei, von denen die eine zur Wohnung, die andere zur Küche dient. Haus- und Küchengeräthe sind einfach; Matten, mit denen der Boden bedeckt wird, ein hölzerner Mörser zum Zerstampfen des Getreides, einige Kürbisflaschen und eine große eiserne oder irdene Pfanne nebst einigen irdenen Töpfen, machen das ganze Mobiliar einer Familie aus. Das Getreide wird in Binsenkörben aufbewahrt. Ihr Hauptnahrungsmittel besteht aus dem sogenannten Kuskus (auch Kuskussu und Regunre genannt), einem Gerichte, das auf eine wirklich mühsame Weise aus Hirsenmehl mit Hinzuthuung von Fleisch oder Fisch bereitet wird. Hierzu genießen sie Palmwein, oder ein aus gekochtem und gegohrnem Mais bereitetes Getränk, welches Pitot genannt wird. Vom Tabakrauchen sind sie große Freunde, besonders nach dem Essen, und unterhalten sich dabei gern mit Erzählung wunderbarer Geschichten. Die Kleidung der Männer besteht aus zwei Stücken Zeuch, wovon das eine um den Unterleib getragen, und das andere über die Schultern geworfen wird; die Kleidung der Frauen ist gleichfalls einfach, sie bedecken den Körper von der Brust bis zu den Knieen und lassen den übrigen Theil des Körpers bloß, und nur wenn sie die Kinder mit sich auf dem Rücken herumtragen wollen, pflegen sie zur Erleichterung dieser Mühe noch ein Stück Zeuch um die Schultern zu schlingen. Die wohlhabenden Frauen tragen goldene und silberne Armbänder, und Ohrengehänge und Fußketten von denselben Metallen. Den obern Theil des Kopfes tragen sie geschoren und am Hinterkopfe das Haar gelockt; ihre Kopfbedeckung besteht aus einem in Form einer Krone umgebundenen Tuche. Die Frauen müssen fast alle Arbeiten verrichten, während die Männer sich mit Wettrennen, Jagd und Fischerei unterhalten, oder ihrem Lieblingsvergnügen, dem Tanze, sich mit Leidenschaft ergeben. Verachtet sind diejenigen, welche ein Gewerbe treiben, und die vornehme, d. h. nicht arbeitende Classe vermeidet jede nähere Verbindung mit der arbeitenden; zu den verachteten Mitgliedern der Gesellschaft gehören auch die Sänger, Griots genannt, die in den Schlachten die Kämpfer durch ihre Lieder zu begeistern suchen oder bei Festen die Thaten berühmter Vorfahren besingen; ihnen verweigert man sogar ein ordentliches Begräbniß. Es gibt viele Sklaven, die aber gut behandelt werden und deren Arbeiten keineswegs drückend sind; die im Hause gebornen Sklaven werden nur wegen schwerer Verbrechen verkauft.

Die Jalofs sind größtentheils Muhammedaner und nur wenige mögen noch Fetischanbeter sein, denn der Islam verbreitet sich unter diesen Völkern immer mehr. Die Priester stehen im höchsten Ansehen und vorzüglich haben die Marabuts (Heiligen) den größten Einfluß, da sie zu gleicher Zeit die Ärzte des Volkes sind. Bei ihren Curen gebrauchen sie größtentheils Zauberformeln, die auf einen Streifen Papier geschrieben, zu Asche gebrannt, und dann den Kranken in ein Getränk gemischt eingegeben werden; außerdem bedienen sie sich noch weniger ein-

facher Mittel. Die gewöhnlichen Krankheiten sind Ausschläge und Augenübel und am Ende der Regenzeit Schnupfen und Brustkrankheiten. Bei den Leichenbegängnissen werden Klageweiber gemiethet, die unter Heulen und Jammergeschrei der Leiche voranschreiten und nach der Bestattung vor die Hütte des Verstorbenen zurückkehren und dort dieselbe Komödie erneuern. Diese Trauerklagen dauern oft acht Tage und manchmal noch länger, während welcher Zeit, wenn der Verstorbene ein Mann war, die Witwe keinen Augenblick von ihren Verwandten und Freundinnen verlassen wird, um sie in ihrer Trauer zu zerstreuen, wobei übrigens tüchtig gegessen und getrunken wird. Die Sprache dieses Volkes ist die schönste aller uns bekannten Negerstämme, ist angenehm und wird mit vieler Weichheit gesprochen. Sie haben eine eigenthümliche Art zu zählen, indem statt des bei uns gebräuchlichen Decimalsystems die Zahl 5 als Basis ihrer Rechnung angenommen wird, und da sie des Schreibens unkundig sind, so bedienen sie sich bei ihren Berechnungen der fünf Finger.

Das Oberhaupt eines Orts genießt großes Ansehen; es ist Richter des Orts und versammelt bei entstandenen Streitigkeiten die Ältesten zu einer Gerichtssitzung (Palaver), wo Stimmenmehrheit das Schuldig oder nicht Schuldig ausspricht; die Strafe aber wird von ihm allein bestimmt. Auch bedient man sich zur Erforschung der Wahrheit einer Art von Gottesurtheil, indem man die Zunge des Angeklagten mit einem glühenden Eisen berührt, und ist der Angeklagte im Stande, bei dieser Berührung seinen Schmerz zu unterdrücken, so wird er für unschuldig gehalten, erfolgt das Gegentheil, so wird er verdammt.

Dieses Volk bildete einst in seiner Gesammtvereinigung ein mächtiges Reich, das des Burba oder Burb-Joloff; allein nach und nach rissen sich mehre Provinzen los, machten sich unabhängig und bilden jetzt folgende kleine Königreiche:

1) Königreich des **Burba** oder **Burb-Joloff**, von den Negerkönigreichen Cajor, Futator, Wulli, Salum und Hoval umgeben, macht einen Landstrich von ungefähr 30 Meilen Länge und 20—25 M. Breite aus und bildet noch den Überrest des sonst so mächtigen Reiches. Dem Könige, welcher den Namen Burb oder Burba führt, ist von seinem ehemaligen Glanze nur noch so viel übrig geblieben, daß ihm der Vorrang vor den übrigen Königen Nigritiens eingeräumt wird, und er beim Zusammentreffen mit den übrigen Herrschern demüthig von demselben begrüßt wird. Dieses Reich liegt vom Meere und schiffbaren Flüssen entfernt und wird deswegen wenig von Europäern besucht; es ist reich an Gummibaumwäldern, und außer Hirse, Mais und Bohnen wird viel Baumwolle, Tabak und Indigo erzeugt, auch Handel mit Elfenbein und Sklaven getrieben. Der Name der Residenz wird verschieden geschrieben, nämlich: Quarkhogh, Warghogh, Huarkor, Quamkrore, Hikarkor.

2) **Hoval**, auch Ualo und Wallo genannt, ein kleines Königreich an der Mündung des Senegal, dessen Beherrscher den Titel Brak führt. Die Residenz ist Daghana. Im Gebiete dieses Königs liegt die den Franzosen gehörige Insel St. Louis (auch Senegalinsel genannt) mit dem gleichnamigen Fort; sie ist der Hauptort der französischen Niederlassungen an dieser Küste und Sitz des Generalgouverneurs. Am linken Ufer des Senegal befinden sich jetzt, durch die Bemühungen der Franzosen hervorgerufen, ansehnliche Baumwollen- und Indigo-Plantagen.

3) **Kajor**, erstreckt sich von der Mündung des Senegal bis zum grünen Vorgebirge, und ist unter den Staaten der Jalofs der mächtigste; der König führt den Titel Damel. Als Residenzen des Königs sind zu bemerken die Orte Ghighis, Markhay (Makaye, Magai), Mbaoul (Embaul, Amboul).

4) **Baol**, der kleinste dieser Staaten, erstreckt sich südwärts von Kajor längs dem Meere hin; der König führt den Namen Teyn (Fin). Hauptort ist Lambaye (Lembeye); der beste Landungsplatz ist bei dem Orte Sali, den die Europäer Portudal nennen.

5) **Sin** oder **Thin**, südlich von dem vorigen gelegen, und fast eben so klein, aber sehr fruchtbar, besonders an Reis, und mit guter Viehzucht. Der König führt den Namen Bur; der Hauptort und die gewöhnliche Residenz des Herrschers ist Ghiakhâou, außer welchem noch genannt werden die Orte Ghilas, Ghiagolor und Ghiouâla oder Joal, wo sich vormals ein französisches Comtoir befand.
(*J. C. Schmidt.*)

JALOIS, ein in mehren Gegenden Frankreichs, besonders in der Picardie, ehemals gebräuchliches Getreidemaß, dessen Größe sich nach der Sorte der damit zu messenden Frucht, und nach den verschiedenen Orten richtete. In Paris hielt es fünf, dagegen zu **Ribemont** und **la Fère** gehäuft nur vier boisseaux. Bei dem Weizen betrug das Gewicht des Inhalts 80, beim Mengekorn und Roggen 76, und bei'm Hafer 50 Pfund Marktgewicht. (*R.*)

JALOMITZA, 1) ein District im östlichen Theile des Fürstenthums Walachei, gegen Norden von den Districten Sekujâni und Buseo, gegen Süden und Osten von der Donau, gegen Westen von dem ilfower (Ilfowul), gegen Süd-West von dem prahowaer (brawaer) und gegen Nordosten von dem rimniker District eingeschlossen, ist größtentheils eben und hat treffliche Weiden, die eine Menge von Pferden, Rindvieh, Büffeln und Schafen ernähren. Man zählt in dem Districte zwei Städte, Slobosia und Drasch, und 67 Dörfer mit geringer Bevölkerung. 2) Ein Fluß in der Walachei, entspringt auf den Karpathen bei dem Gebirge Grohotisa, fließt bei Tirgovist vorüber und mündet nach Aufnahme der Prahowa und des Telessin unweit Drasch in die Donau. (*R.*)

JALON heißt in der Kriegswissenschaft und Vermessungskunde das Richtungszeichen, der Richtungs- oder Alignementspunkt. Es ist nämlich eine 12—30 Fuß lange, mit einem Fähnchen, Strohwische ꝛc. an der Spitze versehene Stange, die zur Bezeichnung der Hauptlinien beim Ausstecken von Befestigungen und Lagern, auch zum Erkennen von Colonnenwegen oder einzelnen Terrainpunkten, ebenso bei Vermessungen, vertical und möglichst

fest aufgestellt wird. Für taktische Richtungen bedient man sich an dessen Statt beweglicher Punkte mittels der Fahnen, Standarten, Officiere und Unterofficiere (Jaloneurs).

Jaloniren heißt ursprünglich bei den Franzosen, nach ihrem Beispiele das Reglement, jetzt bei den meisten europäischen Heeren das taktische Bezeichnen und Einrichten einer Linie, aus denselben Gründen, warum man sich bei'm Abstecken einer geraden Linie auf dem Felde der Stäbe bedient. Wie hier auf zwei feststehende, senkrecht in die Erde getriebene Pfähle ein dritter ꝛc. Pfahl in einer bestimmten Entfernung eingerichtet wird, so werden bei dem taktischen Einrichten die Fahnen und die beiden Flügelofficiere oder Unterofficiere eines Bataillons (bei mehren des Richtungsbataillons), zuerst in die gegebene Richtung gebracht und sodann die Flügelofficiere in die festgestellte Hauptrichtung eingerichtet. In die also jalonirte Linie rücken dann die Truppenlinien ein, und die Leute können und müssen sich sodann in dieselbe mit Leichtigkeit einrichten. Ebenso jaloniren bei'm Marsch in Colonne und aus der Flanke die Flügelleute der Abtheilungen (Zugführer oder Flügelunterofficiere) die Richtungslinie, in deren Verlängerung der Truppentheil sich fortbewegen soll. Bei successiven Ausmärschen und Deployements, wie bei Achsschwenkungen, springen die Jaloneurs (eigends dazu bestimmte Unterofficiere) vor, und bezeichnen im Voraus die neue Linie. Gleiche Grundsätze finden bei der Cavalerie und Artillerie Statt. (Vgl. Art. Points.) (*Benicken.*)

Jalonkadu, Jalonkas, s. Jallonkadu.

Jalonneurs, s. unt. Jalon.

JALOOAN, eine Stadt Vorderindiens in der Provinz Agra am südlichen Ufer des Flusses Sind, zwischen 26° 7' nördl. Br. und 79° 23' östl. L., treibt einen beträchtlichen Handel mit Baumwolle, die aus dem Lande der Maharatten hierher gebracht, zu Lande bis Caunpoor am Ganges transportirt, und von hier auf großen flachen Booten nach Calcutta geschafft wird. (*J. C. Schmidt.*)

JALORE, 1) Stadt und Festung Vorderindiens in der Provinz Ajmeer unter 25° 44' nördl. Br. und 72° 56' östl. Länge auf einem schwer zugänglichen Berge gelegen, gehört jetzt dem Rajah von Jodpur, einem Radsbuten und Vasallen der Briten. Zu Ende des 16. Jahrh. war dieser Ort die Hauptstadt eines hinduischen Fürstenthumes, das im J. 1580 von dem Großmogul Akbar unterworfen wurde. 2) Stadt Vorderindiens in der Provinz Ajmeer, liegt unter 24° 47' nördl. Br. und 74° 20' östl. Länge, zehn teutsche Meilen südöstlich von Oeypur, dessen Rajah sie gehört. (*J. C. Schmidt.*)

JALORT, heißt an französischen Schiffen der in den Kiel und in Vorder- und Hintersteven gemachte Einschnitt, vermöge dessen die Bohlen der Schiffsbekleidung angeblattet und befestigt werden. (*R.*)

Jalousie, s. im Art. Fenster.

JALSABETH, Svata-, ungr. Szent-Ersebeth, oder Szuhodol, ein Dorf im untern campestrer Gerichtsstuhle der varasdiner Gespanschaft des Königreichs Kroatien mit einem herrschaftlichen Schlosse, einer eigenen katholischen Pfarre, Kirche, 115 Häusern und 593 Einw., welche sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen. (*G. F. Schreiner.*)

Jaluan, s. Jalooan.

JALUB, ein zur Religionsfondsherrschaft Wellehrad gehöriges Dorf im hradischer Kreise Mährens, zwischen Weinbergen und auf sanften Hügeln in freundlicher, offener Gegend gelegen, ¼ Meilen nordwestlich von ungrisch-Hradisch entfernt, von Slowaken bewohnt, mit einer eigenen katholischen Pfarre von 2934 kathol. Pfarrkindern, welche zum hradischer Dekanate des olmützer Erzbisthums gehört und unter dem Patronat des Religionsfonds steht, einer katholischen Kirche, einer Schule, 192 Häusern, 1087 Einwohnern, unter denen sich zwei ganze Bauern befinden, und die sich vom Acker- und Weinbaue ernähren; einem Teiche und einem Viehstande von 62 Pferden, 90 Ochsen, 95 Kühen und 108 Schafen. Hier soll der Volkssage nach einst ein Nonnenkloster bestanden haben. (*G. F. Schreiner.*)

Jalusser, Jaluss, s. Jalofs.

JALUTOROWSK, Kreis und Stadt in der russ. Statthalterschaft Tobolsk in Sibirien, zwischen 81 Gr. 55 Min. bis 84 Gr. 30 Min. östl. Länge, und 54 Gr. 58 Min. bis 57 Gr. 30 Min. nördl. Br., in Westen an Perm grenzend. Der Fluß Iset durchströmt ihn und der östliche Abhang des Ural fällt in seine Grenzen. Er hat zum Theil noch fruchtbares Land, guten Kornbau und Viehzucht, obgleich auch viele kleine Seen und Moräste. Die Einwohner sind geborne Sibirier, Kosaken, Turalinzen und Verbannte. Die gleichnamige Kreisstadt liegt am Tobol, am Ende des vorigen Jahrh. aus der Slobode Bakschansk errichtet, mit 280 Häusern und 2100 Einw., die meistens Landwirthschaft treiben. (*J. C. Petri.*)

JALYN, auch Lebiderjah genannt, ein District in der ehemaligen persischen, jetzt russischen Provinz Schirwan in Asien, am kaspischen Meere, mit einem sehr gemischten, doch größtentheils salzigen Boden, mehren größern und kleinern Schlammvulkanen, welche bisweilen Feuer auswerfen, und daher meistentheils öde und unfruchtbar. Die Einwohner sind Turkmanen, Armenier, Araber, Lesgier und Juden, und nähren sich von etwas Viehzucht, der Jagd, Handwerken und Fischerei. (*J. C. Petri.*)

JALYSIA, hieß diejenige nordwestliche Küstengegend auf der Insel Rhodos, in welcher die erste und älteste Stadt, Achaia, angelegt wurde. Nachdem die ersten Bewohner der Insel, die Telchines, vor der einbrechenden Wasserfluth sich zerstreut hatten, ließen sich, der Mythologie zufolge, die Heliadä, sieben Brüder an der Zahl, auf der Insel nieder. Wegen Ermordung des einen Bruders zerstreueten sich vier der übrigen in andere Gegenden und nur Ochimus als Haupt der Colonie und Kerkaphus blieben zurück und erbauten die Stadt Achaia, die aber nur in einer Burg bestand. Nach des ältesten Bruders Ochimus Tode heirathete sein jüngerer Bruder Kerkaphus dessen Tochter Kyrbe, nach welcher die Stadt Achaia Kyrbe genannt wurde. Aus dieser Ehe entsprangen drei Söhne, Lindus, Jalysus und Kamirus, welche

Städte mit ihren Namen erbauten und die schon Homer (Iliad. II. 656 sq.) kannte. Diese Nachricht zeigt so viel an, daß aus dem ersten Wohnorte Achaia und Kyrbe genannt, bei zunehmender Bevölkerung, die Erbauer von drei andern benachbarten Städtchen, Lindus, Jalysus und Kamyrus, hervorgingen. Unter ihnen war Jalysus die vornehmste und wichtigste, denn nahe bei derselben lag noch späterhin die Burg (ὀχύρωμα), die Festung schlechthin genannt, die auch den Namen Achaia führte und eben die erste Niederlassung die alte Stadt Achaia oder Kyrbe selbst war, welche Namen jedoch weiterhin außer Gebrauch kamen. Diese Festung verschmolz nach und nach mit der Stadt Jalysos, die selbst auch befestigt war. Von dieser Stadt erhielt offenbar die umliegende Landschaft Jalysia erst den Namen, und wenn von den Mythographen der Name Jalysia schon vor dem Dasein der Stadt Jalysus gebraucht wird, so geschah dies nach der Geographie ihrer Zeit und wird von dem Bedürfnisse, sich verständlich zu machen, entschuldigt. Die obgedachten drei Städte Kamiros, Lindos und Jalysos vereinigten sich aber während des peloponnesischen Krieges (Olymp. 93. 1) und erbauten unter Anleitung des Architekten Hippodamos aus Milet die Stadt Rhodos, welche 80 Stadien von Jalysos lag. In Rhodus war das bewunderte und von Protogenes gemalte Bild des Heros Jalysos aufgestellt. Der Ort Jalysos sammt dem dabei liegenden Ochyroma bestand zwar noch zur Zeit Strabon's, war aber, wie Kamiros und Lindos, zu einem Flecken herabgesunken*). (*Pet. Fried. Kanngiesser.*)

JALYSOS, JALYSUS, Sohn des Kerkaphus und der Kydippe, Enkel des Helios[1]), dem die eben aus dem Meergrunde aufgetauchte Insel Rhodos bei der Theilung zuerkannt wurde[2]). Diese Insel, Besitzthum der Familie[3]), theilte Jalysos, der älteste[4]), mit seinen Brüdern Kamiros und Lindos, und nahm den nördlichen Theil derselben in Besitz. Nach ihm hieß dieser Theil Jalysia, die von ihm gegründete Hauptstadt Jalysos und die Akropolis Ὀχύρωμα[5]). In Jalysos und Kamiros erwachte Bergbau und Erzguß, nach der mythischen Sprache: Telchinen wohnten hier und verfertigten der Here Bildsäulen[6]). Vergl. Jalysia. (*Schincke.*)

Jama, Jamas, (Yama, Yamas) 1) indische Mythol. s. **Dharma,** 2) Geogr. s. **Jamburg.**

Jamadagni, s. **Dschamadagni.**

Jamadewta, Jamatanmarasa, Diener des Jamas, s. **Dharma.**

JAMAICA, westindische, den Briten gehörige Insel, eine der großen oder nördlichen Antillen, 20 geographische Meilen[1]) südlich von Cuba und ebenso weit westlich von Hayti, zwischen 17° 44′ (Cap Portland) und 18° 32′ (Cap von Montegobai) nördl. Br. und 78° 35′ (Cap Morant) und 81° 5′ (South-Negrilhead) westl. L. von Paris und so gelegen, daß sie das ganze Binnenmeer des merikanischen Meerbusens nicht nur, sondern auch den Eingang aus dessen südlichem Theile (dem Antillenmeere) in den nördlichen (das merikanische Meer) und die Verbindung der Nordküsten Südamerika's mit den übrigen Antillen und auch mit Europa beherrscht, daher sie auch der Stützpunkt der britischen Macht in dieser Weltgegend werden konnte. Ihre Gestalt ist ein unregelmäßiges Oval von 32 Meilen Länge und 10 Meilen durchschnittlicher Breite, mit einem Küstenumringe von etwa 105 Meilen. Der Flächeninhalt wird verschieden angegeben, da die Insel noch nicht geodätisch vermessen ist; Lindenau[2]), dem gewöhnlich die teutschen Geographen folgen, rechnet 268½ □Meilen, allein die Angabe der meisten englischen Autoren von 4,080,000 Acres[3]) (= 300,13 geogr. □Meilen) ist unstreitig die richtigere. Hiernach kommen für Jamaica auf 2,86 □Meilen Areal eine Meile Küstenumfang, und ist diese Insel daher weit zugänglicher als Cuba, welches nur auf 5,24 □Meilen eine Meile Küstenumfang hat. Diese Zugänglichkeit spricht sich schon in dem Vorhandensein von 13 Häfen an der Südküste aus; überhaupt aber hat die Insel 16 sichere Haupthäfen und 30 Baien, Rheden oder Schiffsstationen mit gutem Ankergrunde. Die Küsten sind übrigens flach, mit vielen Bänken und Korallenfelsen (Keys genannt) umgeben, die den Schiffen oft sehr gefährlich werden und das Landen erschweren.

Jamaica wurde von Christoph Columbus auf seiner zweiten Reise, im J. 1494, entdeckt; er landete damals in der heutigen St. Annas-Bai, welcher er den Namen Santa Gloria gab[4]). Später, im J. 1503, landete er zum zweiten Male auf der Insel, und zwar im Puerto bueno, dem heutigen Dry Harbour, von wo er am folgenden Tage östlich nach dem Don Christopher's Cove genannten Hafen unter Segel ging. Er fand die Insel, welche von den Urbewohnern Xaymaca[5]) genannt wurde, volkreich und fruchtbar, und wurde diesmal, wo er Schiffbruch gelitten hatte, von den Bewohnern freundlich aufgenommen, aber obgleich er schon bei seiner ersten Landung die Insel förmlich für Spanien in Besitz genommen hatte, erhielt dieselbe doch erst 15 Jahre später, nämlich im Jahre 1509, eine Colonie, welche durch Don Diego Columbus unter dessen Lieutenant Esquivel gegründet wurde. Bald entstanden nun die drei Städte

*) Cf. *Diodoros* V, 55 sq. *Strabo* IX, 968. *Plin.* V, 31. *Athenaeus* VIII, 16.

1) *Eustath.* ad *Hom.* p. 218. 29. 2) *Diod. Sic.* 5, 55. 3) *Athen.* 8. p. 360 K. 4) *Pindar.* Ol. 7, 74 (134). *Diod. Sic.* 5, 57. 5) *Strabo* 15. p. 655. 6) *Diod. Sic.* 5, 55.

1) In diesem Aufsatze sind unter Meilen stets geographische verstanden.

2) Berechnung des Areals sämmtlicher Antillen in von Zach's monatlicher Correspondenz, im J. 1807, Dec. S. 312 fg. 3) So auch Montgomery Martin, der neueste britische Geograph der britischen Colonien, in seinem Werke: History of the British Colonies, II, auf der Karte von Jamaica 6400 engl. Quadratmeilen, obgleich er im Texte 4,000,000 und 3,500,000 Acres angibt. 4) *Madden,* A Twelvmonth's Residence in the West. Indies, during the Transition from Slavery to Apprenticeship. Vol. I. p. 293. 5) *Montgomery Martin* II. pag. 137. Der Name Xaymaca bedeutet in der Sprache von Florida Holz und Wasser. Den Namen St. Jago, welcher bei der englischen Eroberung abgeschafft wurde, erhielt sie, wie man sagt, von Columbus, zu Ehren des gleichnamigen spanischen Schutzpatrons. Über die Punkte, wo Columbus landete, sind die Autoren nicht einig.

Sevilla nueva, Melilla und Orestan, aber erst im Jahre 1538 wurde die Capitale St. Jago de la Vega gegründet, als die Spanier aus Furcht vor den Flibustiern die Nordküste der Insel verließen. Das Vertreiben und Schlachten der ursprünglichen Bevölkerung begann gleich bei der Colonisation, und im J. 1655, als während der Usurpation Cromwell's die Engländer unter Penn und Venables die Insel eroberten, war sie gänzlich ausgerottet. Übrigens scheinen die Spanier nie großen Werth auf Jamaica gelegt zu haben; im Jahre 1658 versuchten sie zwar die Wiedereroberung, aber ohne Erfolg, und seitdem ist die Insel stets in den Händen der Engländer geblieben.

So wenig, wie die horizontalen Dimensionen der Insel genau bekannt sind, ebenso wenig sind es die verticalen, und selbst die orographischen Verhältnisse derselben sind noch wenig untersucht. Die besten Notizen hierüber lieferte de la Beche in dem vortrefflichen Aufsatze: Remarks on the Geology of Jamaica"[6]), doch beziehen sich seine Untersuchungen nur auf den östlichen Theil der Insel. Dieser Aufsatz ist bei der folgenden Orographie zu Grunde gelegt.

Zwar ist Jamaica fast ganz mit Gebirgsland erfüllt, welches gleich einer Scheidewand die Nordseite der Insel von der Südseite trennt, und um dessen Fuß kleine, aber sehr fruchtbare und das Meer berührende Ebenen sporadisch vertheilt sind; allein die Kette der blauen Berge (blue mountains) durchlängt keineswegs die ganze Insel von Osten nach Westen, wie Sloane im J. 1707 berichtete[7]) und die folgenden Geographen bis auf die neuesten nachschrieben[8]), sondern diese höchste Gebirgskette der Insel füllt mit ihren Vorbergen nur den östlichsten Theil derselben. Sie erstreckt sich von der Ostspitze der Insel, von der Mündung des Plantaingarden rivers, in ostnordöstlicher Richtung bis zum Thale des Buffbay river im Norden und dem des Yallahsriver im Süden, in einer Länge von $7\frac{1}{2}$ Meilen, und besteht aus einem schmalen, stellenweise nur neun bis zwölf Fuß breiten Hauptrücken (Cold- oder mainridge genannt), dessen mittlere absolute Höhe etwa 5500 P. F. beträgt[9]), und auf dem die nördlich und südlich ziehenden Nebenäste mehr oder weniger senkrecht stehen. Die nördlichen Nebenäste erniedrigen sich vom Hauptrücken aus allmälig gegen die Nordküste hin, doch macht derjenige derselben, welcher zwischen den Gebieten des Rio grande und des Swift river hinzieht, hiervon eine Ausnahme. Er besteht aus einem gekrümmten Rücken von größerer absoluter Höhe als die Coldridge und auf ihm erheben sich die Culminationspunkte der Insel, die drei sogenannten Piks der blauen Berge, deren östlicher sich der Kegelform[10]) am meisten nähert, der nördlichste aber der höchste ist. Robertson auf seiner Karte von Jamaica gibt ihnen eine absolute Höhe von 7681, 7186, 7111 pariser Fußen (8184, 7656, 7576 engl. F.), de la Beche aber hält diese Höhen für übertrieben. Zwar zerbrach ihm auf diesem Nebenrücken das Barometer, doch hatte er dessen absolute Höhe zuvor auf 6720 par. F. (7163 engl. F.) bestimmt, und der höchste Pik schien ihm nur 4 bis 500 Fuß über derselben aufzusteigen, weshalb er ihm nur eine Höhe von 7133 par. F. (7600 engl. F.) zugesteht. Die südlich ziehenden Nebenäste sind von weit kürzerer Erstreckung als die nördlichen; sie fallen steil gegen das niedere aus jüngerm (weißen) Kalkstein bestehende Bergland ab, aus dem sich nahe der Südküste, zwischen dem Yallahsriver und Morantriver, der Yallahsmountain zu 2540 par. F. erhebt (nach Robertson's Karte), und in welches weiter östlich das Parallelthal des Plantaingarden river eingeschnitten ist. Die mittlere Höhe der Pässe in der Cold ridge dürfte etwa 5000 par. F. betragen, wenigstens liegt die Einsenkung des Portland Gap nach de la Beche's Messung, 5295 par. Fuß (5642 engl. F.) über dem Meere. Die Kette der blauen Berge besteht größtentheils aus Grauwacke, es kommen aber auch Übergangskalk, Thonschiefer, Glimmerschiefer, Hornstein und Trapp, letzterer in den südlichen Nebenästen wie auf der Cold ridge und auf den höchsten Stellen der drei Piks vor. Gegen die Meeresufer hin werden diese Gesteine von jüngerm Kalkstein überlagert, der an der Südküste in dem schon angeführten Yallahs mountain 2540 par. F. Meereshöhe erreicht, im Süden des Plantaingardenflusses aber, sowie auf der Ost- und Nordküste, nur niedriges Hügelland bildet, aus welchem sich an der Küste der Hopebai (Nordküste) zwischen den Mündungen des Swift river und Great Spanish river, der Blackhill, ein erloschener Vulkan, erhebt.

Die Kette der blauen Berge erreicht nirgends die Schneeregion, sondern ihre höchsten Gipfel tragen noch Waldung, welche die Aussicht verhindert; einer Aussicht genießt man hier nur, wenn man einen Baum ersteigt. Übrigens scheint die Cold ridge keinen sattelförmigen Bau zu haben, vielmehr das Fallen der Schichten großentheils nordöstlich und ostnordöstlich zu sein.

Die Hauptthäler der blauen Berge sind fast alle tief eingeschnittene, stark bewaldete Querthäler, welche an der Cold ridge ihren Ursprung nehmen[11]), und sehr von den niedrigen Vorbergen abstechen, welche mit Kaffee, Piment ꝛc. bepflanzt sind. Es sind von Westen nach Osten die Thäler des Rio grande (mit sechs linken Nebenthälern, welche ebenfalls sämmtlich an der Cold ridge entstehen), des Swift river, des Great Spanish river (aus zwei Armen entstehend) und des Buffbay river.

6) Enthalten in den Transactions of the geological society of London, second series, Vol. II. (1829) p. 143—194. Dem Aufsatze ist eine schöne geognostische Karte des östlichen Theils der Insel, ferner eine Tafel Profile, ein Panoram von den St. Andrew's mountains beigegeben. 7) A voyage to the Islands Madera, Barbados, Nieves, St. Christophers and Jamaica, with the natural history of the last of those Islands, by *Hans Sloane* Vol. I. fol. (1707) Introd. p. VIII. 8) Selbst Montgomery Martin wiederholt diesen Irrthum im J. 1835. 9) Die Extreme sind nach de la Beche 5000 und 6500 engl. Fuß.

10) Welche in den Bergen Jamaica's überhaupt sehr gemein zu sein scheint. (Vergl. *Montg. Martin* II. p. 166.) 11) Nach Mont. Martin II. 166. 167 werden die Thäler auf Jamaica im Allgemeinen Cockpitts genannt.

Dieses letzte entsteht südlich des Cold ridge, und ist in seiner obern Erstreckung ein gegen Nordwesten gerichtetes Längenthal, das sich um das nordwestliche Ende der blauen Berge herumbiegt, dann aber in nordnordöstlicher Richtung zum Meere zieht (zur Buffbai), und auf seiner ganzen Länge die blauen Berge von der zweiten Hauptgebirgskette der Insel (der des St. Katharina-piks) trennt. Auf der Südseite sind nur zwei Querthäler, welche selbständig zum Meere münden. Es sind von Westen nach Osten das Thal des Yallahsrivers und das des Morantflusses, welche beide in ihren Mündungsgegenden Tiefebenen von geringer Ausdehnung durchströmen. Das gegen Südost gerichtete Thal des Yallahsrivers bildet von da an, wo es aus der hohen Kette der blauen Berge heraustritt, gleichsam eine Verlängerung des obern Längenthales des Buffbairivers, mit dem es durch einen niedrigen Col in Verbindung zu stehen scheint, beide Thäler aber zusammengenommen bilden die natürliche Westgrenze der blauen Berge, und eine Depression zwischen der Nord- und Südseite der Inseln [12]). Ein linkes Nebenthal des Yallahsthales ist das im Innern der blauen Berge belegene Greenvalley, von dem Greenriver durchflossen, der sich bei den Greenvalley works in den Yallahsfluß ergießt. Wie an der Mündung der Arve in den Rhone das farblose Gletscherwasser des ersten eine Strecke lang unvermischt neben dem blauen Wasser des zweiten hinfließt, so strömen auch hier die bläulichen Wasser des Greenriver und die rothen des Yallahsflusses eine Zeit lang unvermischt neben einander. In dem Greenvalley aber liegt Abbey Green, eine der höchsten Kaffeeplantagen der Insel, in 3973 par. F. (4223 engl. Fuß) Meereshöhe, und durch dasselbe führt ein Weg über das schon oben gedachte Portland Gap auf die Nordseite der Insel hinüber.

Das Längenthal des Plantaingardenrivers zieht von Westen gegen Osten dicht am Südflusse der blauen Berge, und bildet von dem Dorfe Bath an, eine 1¼ Meile lange und ½ Meile breite, mit Zuckerplantagen bedeckte Tiefebene, die sich gegen Morantpoint hin zu ausgedehnten Sümpfen erweitert, welche sich südwestl. bis zur Rockypointbai erstrecken. Das Dorf Bath hat seinen Namen von einer heißen, aus einer Mischung von Thonschiefer und Kalk hervortretenden Quelle von 127° F. (42°,44 R.) Temperatur; von ihm aus führt eine der Hauptstraßen der Insel nördlich über die blauen Berge in das Thal des Rio grande und in diesem abwärts über Mooretown nach Port Antonio und Fort George.

Die zweite Hauptgebirgskette Jamaica's, welche eines generellen Namens ermangelt, wird durch die Thäler des Buffbairiver und Yallahsriver von den blauen Bergen im Osten getrennt. Sie beginnt sehr steil an der Südküste zwischen dem zuletzt genannten Flusse und dem Hoperiver, der aus ihrem Innern hervortritt, und streicht, in ihrem südlichen Theile die Ostgrenze der Ebene Liguanea bildend, in nordwestl. Richtung durch die Kirchspiele Port royal, St. Andrews und St. Mary gegen die Nordküste der Insel hin, wo sie in die Berggruppe des Kirchspiels St. Anna übergeht. Sie ist etwa neun Meilen lang und trägt auf ihrem Streichen durch die genannten drei Kirchspiele die Namen derselben, wir können sie aber nach ihrem culminirenden Punkte die Kette des St. Katharinapiks nennen. Dieser liegt an den Quellen des Hoperivers und erreicht nach de la Beche's Messung eine absolute Höhe von 4666 par. F. (4971 engl. F.). Aber schon an ihrem Südende, im Kirchspiele Port royal, hat sie bedeutende Höhen aufzuweisen, denn der Berg, worauf Flamsteadhouse liegt, steigt zu 3567 par. Fuß (3800 engl. F.) auf, und weiter nördlich, am Rande des Hopethales, erreicht der über das Haus Middleton sich erhebende Berg 3522 par. Fuß (3752 engl. Fuß) Höhe über dem Meere, während das Haus selbst, auf der Sohle des Thales 2196 par. Fuß (2340 engl. Fuß) über demselben liegt. Nördlich vom St. Katharinapik, von dem der Blick sowol auf die Nord- wie auf die Südküste der romantischen Insel fällt, sinkt die Bergkette aber bald zu weit geringern Höhen hinab, denn das prächtige, aber nun verödete Green Castle, nahe westlich bei Scotshall (oder Maroontown), hat nur noch 1240 par. Fuß (1322 engl. Fuß) absolute Höhe, obgleich es auf einem der ausgezeichnetern Gipfel liegt. Der höchste bewohnte Ort in dieser Bergkette dürfte Clifton sein, welches am Fuße des St. Katharinapiks in 3968 par. Fuß (4228 engl. Fuß) absoluter Höhe erbaut ist.

Die vorzüglichsten Thalsysteme, welche mit ihren Gewässern in der Kette des St. Katharinapiks entstehen, sind das des Buffbairiver (welcher doch auch Zuflüsse aus den blauen Bergen erhält), des Dryriver, der Agua alta oder des Wagwaters (in welches sich links der Flintriver ergießt) auf der Ostseite, das Parallelthal des Rio nuevo auf der Nordseite, das Querthal des Hoperivers auf der Südwestseite, während in der mittlern Erstreckung des Westabfalls die linken Zuflüsse des Rio Cobre ihren Ursprung nehmen. Auch der Südabfall hat ein Parallelthal, welches der Auszeichnung werth ist. Es ist das des Mameerivers, welcher sich dicht östlich neben dem Hoperiver in die Bultbai mündet und wenig oberhalb der Mündung einen der schönsten Wasserfälle der Insel von 200 Fuß Höhe bildet, welchen Madden mit dem zu Dargle bei Dublin vergleicht. Obgleich man nur einer Stunde Zeit bedarf, um sich ihm zu Pferde von Kingston aus zu nähern, so haben ihn doch Hunderte der Bewohner dieser Stadt nicht gesehen, so gleichgültig ist man in Jamaica (und in ganz Westindien) gegen die Schönheiten der Natur [13]).

Über die Kette des St. Katharinapiks ist eine der Hauptstraßen gelegt, welche die beiden entgegengesetzten Küsten der Insel verbinden. Sie führt von Kingston aus in nordnordöstlicher Richtung durch die Ebene von Liguanea und über die Paßhöhe des St. Georg Gaps (etwa eine Stunde nordwestlich vom St. Katharinapik

12) Dies scheint wenigstens aus der Zeichnung von de la Beche's Karte hervorzugehen.

13) Cf. *Madden*, l. c. II. p. 26, 27 und *Brown*, The civil and Natural History of Jamaica (London 1756) p. 26.

gelegen) in das Thal des Buffbaiflusses, und in diesem abwärts nach Charlestown und zur Buffbai.

Die Kette des St. Katharinapiks hat einen sattelförmigen Bau; in dem Querdurchschnitte des Hopethales bis zum Gipfel des genannten Berges sieht man gleichförmig gelagerte stark südwestlich fallende Schichten von Porphyr- und Grünsteinconglomeraten, rothen Conglomeraten, rothem Sandsteine rc. Der Durchschnitt durch das St. Georgsgap aber (in der so eben beschriebenen Straße) zeigt vom Südfuße des Gebirges an 1) Syenit, 2) Porphyr- und Trappconglomerate, 3) rothen Sandstein und Conglomerate, 4) Thonschiefer und Grauwacke, 5) rothen Sandstein und 6) weißen Kalkstein, und es fallen die unter Nr. 2 und 3 genannten Gesteine, sowie theilweise auch die unter Nr. 4 erwähnten, gegen Süden, die folgenden gegen Norden ein. Nördlich vom St. Georgsgap ist der Bau nicht mehr sattelförmig, denn der Querdurchschnitt von Stonyhill über den Ort Scotshall bis zur Forster's Cove an der Nordküste, läßt weißen Kalkstein, Porphyr- und Trappconglomerate und Grauwacke erkennen, und es fallen die Schichten der nicht krystallinischen Gesteine gegen Südwest ein.

Das Bergland im Westen der so eben betrachteten Gebirgskette bis zur Grenze des von de la Beche untersuchten Districts besteht aus weißem, wie es scheint dem Jurakalke ähnlichem Kalksteine, aus dem an gewissen Stellen Trappberge von ansehnlicher Höhe sich hervorheben; es ist das höhlenreiche Land der verschwindenden Flüsse Jamaica's. In seinem Innern liegen von Osten nach Westen zwei von Bergen ringsumschlossene Thäler, deren absolute Erhebung unbekannt ist, aber sehr wahrscheinlich unter 1000 Fuß zurückbleibt. Es sind in der angeführten Ordnung das Thal von St. Thomas in the Vale und das Luidas Vale. Im Westen des letztern liegt Pedro's Cockpit, eine Senkung auf der Grenze der Kirchspiele Clarendon und St. Anna. Jene beiden Thäler und diese Senkung zusammen genommen theilen die in Rede stehende Bergmasse in einen nördlichen und einen südlichen Theil, wovon der erste das wenig angebaute Kirchspiel St. Anna mit wasserarmen Plateaux erfüllt, auf welchen einzelne Kuppen aufgesetzt sind, worunter der Monte diablo zu bedeutender, aber noch nicht gemessener Höhe über das Thal von St. Thomas in the Vale an seinem südöstlichen Fuße aufsteigt. Dieses ist eines der schönsten Thäler der Insel, der Sammelplatz aller Quellflüsse des Rio Cobre, der darin zu einem See aufgestaut werden würde, wenn er nicht einen sehr engen Ausweg durch einen Spalt [14]) in der südlichen Kalksteinmasse und die Ebene von Liguanea in die Bucht von Kingston fände. Einer der Quellbäche des Rio Cobre fließt bei der Pflanzung Mount Olive durch das Gewölbe einer natürlichen Brücke, welche einen Theil eines Fahrweges bildet.

Luidas Vale, im Kirchspiele St. John gelegen, ist weniger ausgedehnt als das vorige, aber außerordentlich reizend, ringsum von schön gestalteten, mit Wald bedeckten Bergen umgeben, während die Thalsohle eine Mischung von Gebäuden und Zuckerrohrfeldern darbietet, deren glänzendes Grün vortrefflich mit andern Farben contrastirt. Aus diesem Thale finden die Gewässer keinen Ausweg über der Erde, sondern verschwinden an vielen Stellen in Spalten und Höhlen. Der Hauptabfluß findet östlich bei der Pflanzung Thetford statt, wo ein Bach unter einem hohen Berge verschwindet, an dessen Ostseite er, im Thale von St. Thomas in the Vale, als Blackwater (rechts zum Rio Cobre mündend) wieder zum Vorscheine kommt.

Unter den Höhlen im Luidas Vale ist die bei der Pflanzung Swansea in der nördlichen Lehne des Thales gelegene, am merkwürdigsten. Der vordere Theil derselben, welcher an Höhe verschieden und 76 Schritt lang ist, enthält zahlreiche Stalaktiten und Stalagmiten, und endet in einen kleinen offenen, von Klippen umgebenen Raum, wo einige Neger Paradiesfeigen und Cacao bauen. Hat man denselben durchschritten, so gelangt man in ein 89 Schritt langes Zimmer, dessen Seitenwände, Dach und Boden mit schönen Stalaktiten und Stalagmiten bedeckt sind, und aus welchen man nach und nach in mehre Zimmer von größerer oder geringerer Ausdehnung, sämmtlich mit Stalaktiten und Stalagmiten geziert, geleitet wird. Bei dieser Höhle liegt eine andere, aus der die Bewohner der Pflanzung Swansea ihren Bedarf an Wasser beziehen, welches je nach der Jahreszeit in größerer oder geringerer Fülle darin vorhanden ist. Nach heftigen Regengüssen in der Nachbarschaft, mit der diese Höhle Communication haben muß, strömt das Wasser mit großer Heftigkeit und starkem Getöse aus der Höhle hervor und stürzt bald darauf in einen Schlund, in welchem es unter der Erde verschwindet.

Die Senkung, welche den Namen Pedro's Cockpit führt, ist mit niedern rundgipfligen Hügeln erfüllt, welche Cedern und andere dickstämmige Bäume in Fülle tragen, und zwischen welchen sich reiche Thäler hindurchwinden, deren Sohlen mit einem immergrünen Teppich von Guineagras (Panicum maximum) geschmückt sind, auf dem zahlreiche Rindviehheerden weiden, deren Butter von Einigen für ebenso gut, wenn nicht für besser, als die englische gehalten wird [15]). Einige dieser Thäler enthalten verschwindende Flüsse, deren westlichster, der Hectorsriver, der Hauptquellbach des Blackriver, des größten Flusses der Insel, zu sein scheint.

Das Bergland des Kirchspiels St. Anna ist, wie bereits bemerkt, sehr wasserarm, und hat nur einen Fluß von einiger Bedeutung, den Whiteriver, welcher sich in die Whiteriverbai ergießt. Im Innern des Kirchspiels sind nur verschwindende Bäche vorhanden, und die Bewohner sammeln hier, wie überall in den Kalkgebirgen Jamaica's, ihren Wasserbedarf in Cisternen. Längs der Küste des Kirchspiels finden sich jedoch eine Menge sehr kurzer Bäche (von höchstens drei englischen Meilen Länge), unter welchen der Roaringriver, welcher sich dicht östlich neben der Mammeebai in das Meer ergießt, wegen seines außerordentlich schönen Wasserfalls merkwürdig ist.

14) Dieser Spalt wird Sixteen miles walk genannt, von einem hindurchführenden Wege.

15) Vergl. Montg. Martin a. a. O. II, S. 162.

Der Bach entsteht in einer Höhle aus dem Zusammenflusse vieler unterirdischen Gewässer. Nachdem er sehr wasserreich mit einem bedeutenden Falle zu Tage getreten ist, fließt er durch Waldung, in welcher er sich in viele Zweige spaltet, die einen sonderbaren Anblick darbieten, da sie Cascaden zwischen den Bäumen bilden, deren sich an einigen Stellen im Flußbette selbst befinden, ohne von der Gewalt des Wassers fortgerissen zu werden, wahrscheinlich, weil dasselbe kohlensauren Kalk auf die Wurzeln absetzt, welche auf diese Art mit einander fest verbunden sind.

Die Bergmasse im Süden der so eben beschriebenen centralen Thäler zerfällt in mehre neben einander liegende Gruppen. Dies sind: 1) die Redhills oder Berge von Liguanea, in der Mitte vom Rio Cobre im Sixteen miles walk durchbrochen, erstrecken sich von der Kette des St. Katharinapiks im Osten bis zum Ostfuße der St. John's mountains; 2) die St. John's mountains im Kirchspiele St. John, mit ihrer westlichen Verlängerung in das Quellgebiet des Rio Minho, bis zum Thale dieses Flusses; 3) die Mocho mountains, im Kirchspiele Clarendon, in Südwesten der vorigen Gruppe, von ihr durch das obere Thal des Rio Minho getrennt, und endlich 4) die Manchester mountains, im Kirchspiele Manchester, welche von der vorigen Gruppe durch das mehre Meilen lange fast trockene Thal, sehr unpassend Mile Gully genannt, getrennt werden und an diese Südküste der Insel stoßen. Diese Berggruppen bilden mit dem südlichen Theile der Kette des St. Katharinapiks einen Halbkreis, welcher die ostwestlich neben einander liegenden, nur durch eine niedrige Hügelreihe getrennten Ebenen von Liguanea und Vere amphitheatralisch umgibt.

Die Redhills, welche in unmittelbarem Zusammenhange mit der Kette des St. Katharinapiks stehen, indem der sie constituirende weiße Kalkstein auf dem Syenit und dem Porphyrconglomerat am Westabhange der Kette gelagert ist, werden von einigen linken Nebenthälern des Rio Cobre durchzogen, und sind sehr unbedeutend an Höhe. Ihr Culminationspunkt, der Lunan's mountain im Norden von Spanishtown, ist nach Robertson's Karte nur 2142 par. Fuß (2282 engl. Fuß) hoch, und vom Stonyhill (am Nordrande der Ebene von Liguanea, und am Ostende der Redhills), welcher nur eine Höhe von 1276 par. Fuß (1360 engl. F.) erreicht, zieht eine Reihe fast gleich hoher Berge nördlich bis zum schon oben gedachten Greencastle, westlich von Scotshall. Da alle andere Berggruppen im Westen der Kette des St. Katharinapiks höher sind als die Redhills, so findet demnach auf der Strecke von Stonyhill zum Greencastle und weiter nördlich eine tiefe Senkung in dem Relief der Insel statt, ein Paß von der Nordküste zur Südküste der Insel führend, und daher sehr wichtig. Auf dem Stonyhill sind Kasernen für 500 Mann, deren Bestimmung die Bewachung dieses Passes ist[16]).

Die St. John's mountains, welche von Osten nach Westen streichen, sind ausgezeichnet durch ihre scharfen Rücken, und schon von ihrem Ursprunge an tiefen Thäler, und steigen zu ansehnlicher Höhe empor. In ihrer westlichen Verlängerung im Kirchspiele Clarendon bildet der Bullhead (Ochsenkopf), im Mittelpunkte der Insel und im Meridian der Carlislebai gelegen, den Culminationspunkt einer weiten Umgegend. Robertson gibt ihm eine Höhe von 2895 par. Fuß (3140 englische Fuß). Diese ganze Bergkette, welche nördlich zu der Depression des Pedro's Cockpit abfällt, besteht aus Grünstein, Porphyr und basaltähnlichen Gesteinen, welche häufig pittoreske Klippen an den Thallehnen bilden; ringsum ist dies quellenreiche Gebirge von weißem Kalkstein umgeben. Das Streichen jener vulkanischen Gesteine von Osten nach Westen aber, in der Verlängerung der Granitberge von Porto Rico und im südlichen Theile von Hayti, sowie in der der blauen Berge, ist sehr merkwürdig. Denn hierdurch, sowie durch das Vorhandensein des ausgebrannten Kraters Blackhill (siehe oben), ist erwiesen, daß der große durch L. v. Buch nachgewiesene, von dem Küstengebirge von Venezuela ausgehende Bogen der Vulkanreihe der kleinen Antillen, sich auch in Jamaica fortsetzt; er ist schon von Portorico an parallel mit jenem Küstengebirge geworden[17]). Übrigens sind Erdbeben auf der Insel nicht selten; zu Sloane's Zeit erwartete man jährlich ein solches. Das heftigste war das vom 7. Juni 1692, welches die Stadt Portroyal, damals eine der reichsten der Erde, worin die Buccaniere die Reichthümer von Peru und Mexiko aufgehäuft hatten, zerstörte.

In den Mocho- und Manchester mountains sind keine Höhen gemessen worden; beide sind mit dichten tropischen Waldungen bedeckte Kalksteinplateaux von gleicher absoluter Höhe. Im Innern der Mocho mountains aber liegt das erhabene und ringsumschlossene Thal der Pflanzung Whitney, dessen Wasser, wie die des Luidas Vale unterirdisch abfließen und später als Quelle des goldführenden Milkriver im Thale Mile Gully wieder zu Tage treten. Wie weit diese merkwürdige Thalbildung, welche an das Bassin von Cuges in den Kalkgebirgen der untern Provence erinnert[18]), nach Westen fortsetzt, ist nicht zu bestimmen, da dieser Theil der Insel noch so ziemlich terra incognita ist. Was dessen geognostische Beschaffenheit betrifft, so hörte de la Beche, er bestehe ebenfalls aus weißem Kalkstein. Es scheint, als stiege derselbe hier zu größern Höhen auf als im Osten der Insel, denn die Kasernen von Maroontown, auf einem hohen Berge zwischen den Kirchspielen Westmoreland und St. James gelegen, werden als ein entzückendes Sanatarium geschildert, und Dolphin's Head, südlich von Lucea, einem Hafen an der Nordostküste, steigt zu 3238 par. Fuß (3450 engl. Fuß) auf[19]).

Die Ebene von Liguanea, deren Lage schon oben im Allgemeinen bezeichnet wurde, wird von der Ebene von Vere im Westen, durch eine niedrige, aus weißem Kalksteine bestehende Bergkette gesondert, welche von den St. John's Mountains aus gegen die Südküste hinstreicht,

16) Vergl. Montg. Martin a. a. O. II. S. 170.

17) Vergl. L. v. Buch's Geographie der Vulkane in Poggendorf's Annalen der Physik, 86. Bd. (1827), Reihe der Antillen. 18) Cf. Statistique du dépt. des Bouches du Rhône, par le Comte de *Villeneuve* (Marseille 1821). T. I. in der Abtheilung Orographie. 19) Cf. *Montg. Martin.* l. c. II. p. 166. 171.

und durch den Rio Minho von den Mocho mountains getrennt ist. Vom Westfuße der Kette des St. Katharinapiks bis zum Ostfuße der so eben bezeichneten Bergreihe ist die Ebene 6¼ Meilen lang, während ihre größte Breite 2, die geringste aber, da wo die Bai von Portroyal tief landeinwärts dringt, nur ⅔ Meilen beträgt. Das Areal derselben beträgt sechs □ Meilen; sie kann als die Culturmitte der Insel betrachtet werden, denn hier ist Anbau und Handel am stärksten, die Population am dichtesten, und hier sind die Capitale der Insel (Spanishtown mit 5000 Einwohnern) und die größten Städte derselben, Kingston mit 35,000, Portroyal mit 8000 Einwohnern [20]) erbaut. Die Ebene wird von einigen aus den Gebirgen kommenden Flüssen durchströmt, worunter der Hoperiver und der Rio Cobre die größten sind. Da wo der erste aus der Kette des St. Katharinapiks hervortritt, liegt die Hope Tavern in 654 par. Fuß (698 engl. Fuß) Meereshöhe, und eine ähnliche Höhe dürfte sämmtlichen Punkten zustehen, bei denen die Flüsse aus dem Gebirge treten. Die Ebene ist daher sehr stark geneigt; sie enthält auch einen Berg von etwa 750 par. Fuß absoluter Höhe, den aus weißem Kalksteine bestehenden Longmountain, der sich in Gestalt eines Wallfischrückens am rechten Ufer des Hoperivers nahe dessen Mündung erhebt, und der auch dadurch merkwürdig ist, daß in seinen Kalklagern Salz enthalten ist. Weiter westlich, zwischen den Baien Portroyal und Oldharbour erstreckt sich eine breite mit der Gruppe der Healshire Hills (aus weißem Kalksteine bestehend) erfüllte Halbinsel von der Ebene aus gegen Süden. Die Ebene selbst ist diluvial und besteht aus dem Detritus der sie umgebenden Bergketten; ihre Flüsse sind sämmtlich tief eingeschnitten und haben häufig senkrechte Thalränder. Der Einschnitt des Hoperivers, wo dieser Fluß bei der Hope Tavern aus dem Gebirge tritt, ist unter allen der tiefste, und beträgt zwischen 200 und 300 englische Fuß. Bei niedrigem Wasserstande verliert sich der Fluß hier unter den Geschieben, aber von anhaltendem tropischem Regen geschwellt, durchrauscht er das Defilé mit furchtbarer Gewalt, und trägt nur zur Zerstörung der Ebene bei, statt zu ihr Land hinzuzufügen. Dasselbe gilt von allen Flüssen derselben.

Vom südwestlichen Fuße des Longmountain und der Mündung des Hoperivers in die Bullbai, wo das Fort Rockfort liegt, erstreckt sich die sandige, sehr niedrige und nur ein Paar hundert Schritt breite Landzunge, the Palisades genannt, 1¼ Meile weit gegen Westen in das Meer, und bildet auf diese Art den sehr geräumigen, aber wegen der geringen Höhe der Landzunge den Winden zugänglichen Hafen von Kingston. Auf der Westspitze dieser Landzunge selbst liegt die Stadt und starke Festung Portroyal mit einem geräumigen Hafen, welcher 1000 Schiffe fassen kann, und an dessen Stelle das alte durch das Erdbeben von 1692 zerstörte Portroyal stand. Auch befindet sich hier ein königliches Werft für Kriegsschiffe, ein Marinehospital und Casernen für 1700 Mann.

Von Kingston aus führen mehre Poststraßen nach verschiedenen Gegenden der Insel; darunter zieht die an die Nordküste zur St. Anna's Bai führende 2¼ Meilen weit westlich durch die Ebene nach Spanishtown und von hier an nördlich durch den Sixteen miles walk, das Thal von St. Thomas in the Vale, am Westfuße des hohen Monte diablo hinauf zur Höhe des Plateaus im Kirchspiele St. Anna, und weiter nach diesem Hafenorte. Der Sixteen miles walk (der Spalt des Rio cobre durch die Redhills, welcher das Thal von St. Thomas in the Vale mit der Ebene von Liguanea verbindet) ist äußerst romantisch, und am Ufer des Flusses in die Bergkette gehauen, die sich steil und beinahe senkrecht an beiden Seiten des Flusses aufthürmt, und demselben mehre Meilen weit nur ein schmales Bett verstattet. Der Fluß strömt hier bald schäumend neben dem Wege hin, bald fließt er tief unter demselben in seinem Bette ruhig fort.

Die Ebene von Vere (im gleichnamigen Kirchspiele) wird im Norden von den Mocho-, im Westen von den Manchester mountains begrenzt und von dem untern Laufe des Rio Minho und dem Milkriver mit seinen Zuflüssen durchströmt. Sie ist von Norden nach Süden 3½ Meilen lang, von Osten nach Westen im Durchschnitte 1½ Meile breit, und nimmt ein Areal von 5,22 □ Meilen ein. Sie scheint weniger gegen die See geneigt zu sein, als die Ebene von Liguanea, denn die Pflanzung Halsehall, welche eine ansehnliche Strecke landeinwärts liegt, ist nur 160 par. Fuß über dem Meere erhaben. Sonst ist diese Ebene in jeder Hinsicht der von Liguanea ähnlich. Aus ihrer Fläche erheben sich zwei isolirte Hügel von ansehnlicher Höhe, der Roundhill in Vere [21]) und der Kempshill [22]) (beide aus weißem Kalksteine bestehend). Am Fuße des ersten, bei dem Orte Bath (ein Paar englische Meilen oberhalb der Mündungen des Milkrivers) quillt aus den Kalksteinschichten eine salinische Quelle von 92° F. (26°,66 R.) Temperatur hervor, und von dem Südende der Ebene aus erstreckt sich eine mit der Portlandridge (einer aus weißem Kalksteine bestehenden Hügelkette) erfüllte Halbinsel gegen Osten in das Meer. Die Portlandridge aber ist wegen der Portlandcave, einer aus mehren Zimmern bestehenden sehr schönen Stalaktitenhöhle merkwürdig, welche an ihrem Nordfuße liegt, und da sie dem Meeresspiegel sehr genähert ist, auch in ihrem Innern sehr heiß ist.

Wir haben demnach auf der Südseite der Insel drei Ebenen kennen gelernt, nämlich die des Plantaingarden rivers, die von Liguanea und die von Vere. Mehre andere, aber weniger bekannte, liegen auf derselben Südseite der Insel weiter westlich; es sind einige kleinere ausgenommen 1) die Pedroplains im Kirchspiele St. Elisabeth, zu beiden Seiten des Blackriver, der auf eine Strecke von 6¼ geogr. Meilen für flache Boote fahrbar ist; und 2) die Ebene von Savannah la Mar vom Cabarito und einigen andern Flüssen durchströmt, 3½ Meilen von N. nach S. lang, 2½ Meilen von O. nach W. breit. Auf der Nordseite sind die Ebenen weit kleiner und auch sparsamer vertheilt; alle aber haben einen fruchtbaren, für den

20) Beide einschließlich des Kirchspiels.

21) Nicht weit von der Mündung des Milkrivers und den Manchester mountains sehr genähert. 22) Mitten in der Ebene.

Bau des Zuckerrohrs sehr günstigen Boden und sind hauptsächlich dieser Cultur hingegeben. Sloane (l. c. I. Introduct. p. VII.) gibt sämmtlichen Ebenen (Savannen) der Insel ein Areal von 350,000 Acres (= $25\frac{1}{4}$ geogr. □ Meil.). Ist dies richtig, so kommen auf das Bergland 274.38 □ Meilen, und es verhalten sich auf Jamaica:

die Ebenen zum Berglande . . = 1 : 10,6
die Ebenen zur ganzen Insel . . = 1 : 11,6
das Bergland zur ganzen Insel . = 1 : 1,09.

Jamaica ist reich an Quellen und fließenden Gewässern, es zählt nicht weniger als gegen 200 Flüsse und Bäche, wovon jedoch nur der Blackriver, vor allen der größte, tiefste und langsamste, schiffbar ist, und dies auf eine Strecke von $6\frac{3}{4}$ geogr. Meilen (30 engl.) für flache Boote; die andern, sagt Montgomery Martin, könnten aber wenigstens zum Theil durch Schleusen schiffbar gemacht werden. Da diese Flüsse fast sämmtlich ein bedeutendes Gefälle haben, so sind sie sehr zu mechanischen Zwecken geeignet. Sie bilden zahlreiche, mit dem schönsten Grün eingefaßte Wasserfälle, welche mit den sie umgebenden meist waldigen Höhen die malerischesten Landschaften bilden. Oft werden diese Flüsse aber, wenn sie in der Regenzeit stark anschwellen, sehr verheerend. Die folgende hydrographische Tafel wird von der relativen Wichtigkeit der größern Flußsysteme der Insel einigermaßen eine Vorstellung gewähren, obgleich die darin aufgenommenen Zahlen, welche sämmtlich geographische Meilen und beim Areal geographische □ Meilen ausdrücken, nur als Verhältnißzahlen betrachtet werden können. Die Aufzählung beginnt an der Ostspitze der Insel, folgt der Südküste gegen Westen und der Nordküste gegen Osten bis wieder zur Ostspitze.

Hydrographische Tafel von Jamaica.

Flüsse.	Normaldirection.	Abstand der Quelle von der Mündung.	Stromentwickelung.	Größe der Krümmungen.	Areal des Flußsystems.
Plantaingardenriver	O.	3,15	3,85	0,70	3,22
Morantriver . .	S. O.	3,10	3,40	0,30	3,69
Yallahsriver . .	S. S. O.	3,04	3,85	0,81	2,56
Hoperiver . .	S.	1,44	2,56	1,12	
Rio Cobre . .	S. S. O.	4,00	7,48	3,48	10,80
Rio Minho . .	S.	5,88	10,68	4,80	9,82
Milkriver . .	S.	2,56	3,45	0,89	3,90
Blackriver . .	S. W.	8,65	11,50	2,85	22,13
Cabarito . . .	S. W.	4,06	5,22	1,16	6,09
Great River .	N W.	5,54	6,62	1,08	9,81
Marthabrae . .	N.	4,24	5,2[illegible]	0,98	7,06
Rio Bueno . .	N.	4,38	5,20	0,82	
Whiteriver . .	N. N. W.	2,56	3,25	0,69	
Rio Nuevo . .	N.	4,25	5,19	0,94	
Agua alta . .	N.	2,61	5,00	2,39	5,05
Buffbayriver .	N.	2,77	3,86	1,09	
Great Spanishriver	N.	2,00	2,80	0,80	2,00
Swiftriver . .	N.	2,08	3,00	0,92	1,15
Rio Grande . .	N. N. W.	3,58	4,70	1,12	4,38

Auch an stehenden Gewässern ist auf Jamaica kein Mangel; es gibt an den Küsten mehre Moräste und viele Salzteiche, aus denen Seesalz gewonnen wird. Unter den kleinen Seen ist besonders der Riotto zu bemerken, der vieles Wasser einnimmt, ohne einen sichtbaren Abfluß zu haben, und der St. Annensee soll in stetem Wachsen begriffen sein. Im Jahre 1811 betrug dessen Areal an 3000 Acres. In der Kette des St. Katharinapiks fand Madden [23]) einen kleinen See, dessen absolute Höhe gegen 3000 Fuß beträgt, rings von Bergen umschlossen, in einer kraterähnlichen Vertiefung; aber weder Lava noch heiße Quellen sind in seiner Nähe, und auch sonst keine Erscheinungen, welche auf einen ausgebrannten Vulkan schließen lassen.

Das Klima Jamaica's ist, wie in ganz Westindien das der Äquatorialzone, wo in den Küstengegenden das Thermometer das ganze Jahr hindurch nur um wenige Grade um die mittlere Temperatur oscillirt. Dies Verhältniß zeigt die folgende, von Montgomery Martin mitgetheilte Tafel [24]) für Uppark Camp, einen Garnisonort zwei englische Meilen nördlich von Kingston und etwa 188 par. Fuß über dem Meere gelegen, sehr deutlich.

Monate	Maximum	Medium	Minimum
Januar	23°,11	20°,44	17°,33
Februar . . .	23 ,11	20 ,44	17 ,78
März	24 ,00	22 ,22	20 ,00
April	24 ,44	22 ,67	20 ,89
Mai	24 ,44	21 ,78	19 ,11
Juni	24 ,00	22 ,22	20 ,44
Juli	25 ,33	22 ,67	20 ,00
August . . .	24 ,44	22 ,22	20 ,00
September . .	25 ,33	22 ,56	19 ,56
October . . .	24 ,00	21 ,33	18 ,67
November . .	23 ,56	20 ,89	18 ,22
December . . .	23 ,11	20 ,44	18 ,22

Hiernach beträgt die mittlere Jahrestemperatur zu Uppark Camp 21°,65 R., und die Temperatursphäre nur 8°. Es ist jedoch zu bemerken, daß diese Beobachtungen sich nur auf die Südseite der Insel beziehen, auf der Nordseite dürften sie sich etwas anders stellen, da, wie wir bald sehen werden, die Gebirge Jamaica's eine Klimascheide für die Insel bilden. Auf diesen Gebirgen findet der Reisende, der sie von der Küste aus besteigt, sich plötzlich in ein europäisches Klima versetzt. Auf dem oftgenannten St. Katharinapik z. B. beobachtete Madden eine Oscillation des Thermometers zwischen 5°,78 R. und 14°,67, und auf dem höchsten Pik der blauen Berge oscillirte es zwischen 5°,78 bei Sonnenaufgang und 10°,67 am Mittage, während es zu denselben Zeiten zu Kingston zwischen 19°,11 und 23°,56 oscillirt haben würde [25]).

23) l. c. I. pag. 153. 24) In der ich die Grade Fahrenheit in Grade Reaumur verwandelt habe. Cf. *Montg. Martin.* l. c. II, 177. 25) l. c. II, 44.

Zur Vergleichung des Klima's von Jamaica mit dem von Cumana und Havaña dient folgende Tafel:

	Cumana Br. 10°,27′ nördl.	Uppark Camp. 18°,2′ nördl.	Havaña 23°,9′ nördl.
Mittlere Temperatur R. des Jahres	22°,10	21°,65	20°,56
Vom December bis Februar	21 ,50	20 ,44	17 ,40
Vom Juni bis August	22 ,00	22 ,37	22 ,88
Des kältesten Monats	20 ,96	20 ,44	16 ,69
Des wärmsten Monats	23 ,20	22 ,67	23 ,04

Was die Bodentemperatur in den Küstengegenden Jamaica's betrifft, so beträgt dieselbe nach Hunter zu Rockfort 20°,9; sie ist demnach 0°,7 geringer als die mittlere Lufttemperatur dieses Ortes, welche derselbe zu 21°,6 bestimmte[26]).

Man unterscheidet auf der Insel (wie in ganz Westindien und überhaupt in den Tropenländern) zwei Jahreszeiten, die trockene und nasse, wovon aber jede aus zwei Abtheilungen besteht, die trockene aus dem tropischen Frühlinge und Sommer, die nasse aus dem tropischen Herbste und Winter. Der Frühling beginnt Ende Aprils und dauert bis Anfang Juni. Während desselben tritt im Monate Mai die erste Regenperiode ein, welche 14 Tage dauert; doch sind die Regen weniger intensiv als die der zweiten Periode. Aber während der ganzen Jahreszeit sind Gewitter mit vorübergehenden Regenschauern (selten mit Hagel) häufig. Sie bewirken eine üppige Vegetation und kleiden das Land in ein reizendes Grün. Der Sommer dauert von Anfang Juni bis Ende Augusts; der Himmel ist nun stets wolkenleer und zeigt eine in Europa unbekannte Heiterkeit, die Hitze ist groß, aber wie die meteorologische Tafel zeigt, weniger intensiv, als durch lange Andauer lästig, und dies besonders in den Gebirgsthälern, wohin die kühlenden See- und Landwinde nicht dringen. Auf den Sommer folgt die zweite Regenzeit, der Herbst, von Anfang Septembers bis Ende Novembers dauernd. Statt des heitern und blauen Himmels sieht man nun beständig Wolken landeinwärts ziehen, welche Ströme von Regen herabgießen[27]), zugleich wüthen nicht selten Orkane, deren Wuth alle Vorstellung übertrifft, und welche die schrecklichsten Verwüstungen anrichten[28]). Endlich beginnt mit Anfang Decembers der tropische Winter, die verhältnißmäßig kälteste Jahreszeit, aber auch die angenehmste, denn der Himmel ist nun heiter, die Luft wegen der nun herrschenden Nordwinde meist rein und gesund, dem schönsten englischen Frühlingswetter vergleichbar.

Eine wahre Wohlthat für Jamaica (wie für ganz Westindien) ist die Regelmäßigkeit des aus Osten wehenden Seewindes (tradewind der Engländer; vents alisés der Franzosen, auf Jamaica sea breeze genannt), welche nur in den Monaten August, September, October und November unterbrochen wird, in denen der Wind meist aus Süden und Südwesten weht (die vents passagers der Franzosen). Dieser Seewind herrscht bei Tage und mäßigt die Hitze, zugleich erleichtert er die Schiffahrt von Europa her sehr. Er erhebt sich acht Uhr Morgens und wird bis Mittag allmälig stärker, um von hier ab wieder allmälig schwächer zu werden, und um fünf Uhr Nachmittags ganz aufzuhören. Um acht Uhr Abends tritt dann der Landwind ein, der seine Entstehung den Gebirgen der Insel verdankt[29]). Er verstärkt sich allmälig bis Mitternacht, nimmt aber von dieser Zeit an wieder allmälig ab und hört um vier Uhr Morgens ganz auf. Sein Einfluß reicht bis vier Seemeilen südlich von der Insel. Auf diese Art verdrängen See- und Landwinde einander regelmäßig, und es folgt daraus, daß sich die Schiffahrt nach ihnen richten muß; daher denn auch die Schiffe nur bei Tage in die Häfen einlaufen können und kurz nach Tagesanbruch, d. h. vor dem Eintreten des Seewindes, auslaufen müssen. Während der Trockenzeit verhindert auch der Seewind die Regenwolken sich über die Ebenen auszubreiten; sie entladen sich dann in den Gebirgen und nähren dort die häufigen Quellen, deren es in den Ebenen verhältnißmäßig nur wenige gibt.

Wenn die während des Winters herrschenden Nordwinde mit dem Landwinde zusammen wirken, so machen sie die Luft kalt und ungesund. Auf der Nordseite der Insel sind sie oft sehr heftig, die Südseite aber ist vor ihnen durch die Gebirgsketten gesichert, und fast nur die Ebene von Liguanea um Kingston ist ihnen ausgesetzt, da die oben beschriebene Depression am Westabhange der Kette des St. Katharinapiks, ihnen den Zutritt verstattet. Daß man, wenn dieser Nordwind einige Wochen lang weht und die kalte Luft aus Canada gegen die tropische Zone hin führt, unweit Havaña auf Cuba die Erscheinung hat, daß sich des Nachts Eis bildet, ist bekannt; in Jamaica findet eine solche Erscheinung nicht statt, sowie auch Frost und Schnee hier gänzlich unbekannt sind. Die Gebirge, welche die Insel durchziehen, bewirken übrigens eine nicht unbedeutende klimatologische Verschiedenheit zwischen der Nord- und der Südseite derselben; nimmt man an, daß auf letzterer der Frühling vom November bis April, der Sommer vom Mai bis August, der Winter aber vom September bis October dauere, so währt der letztere auf der Nordseite vom October bis März. Auch hat die Nordseite eine größere Regenmenge,

26) Philosophical Transactions year 1788. p. 59 sq. 27) Die Regenmenge Jamaica's beträgt indessen nur 50 Zoll (nach Montg. Martin II, 176), während sie auf St. Vincent etwa 84, auf Barbados 87, auf Martinique 80, auf Grenada 105 Zoll beträgt. Jamaica hat daher eine geringere Regenmenge als viele Orte an der Westküste Englands, wo z. B. nach Dalton zu Keswick 67½ Zoll fallen. 28) Diese Orkane sind den Antillen eigenthümlich, und heißen nach einem indianischen Worte bei den Engländern hurricans, bei den Spaniern uracanes, bei den Franzosen ouragans.

29) So erklärt es Franklin wenigstens. Diese Ansicht scheint durch den Umstand, daß die flachen Inseln Westindiens den Landwind nicht haben, bestätigt zu werden.

welche aber in kleinere und öftere Schauer vertheilt ist[30]), und Sloane sagt[31]), sie habe im Januar eine dritte Regenperiode.

Jamaica theilt, was die Gesundheit betrifft, alle Nachtheile der Tropenländer, doch sind eigentlich nur die vier Herbstmonate besonders ungesund zu nennen, und dies nicht allein in den Ebenen und an den Küsten, wo stehende Gewässer und Sümpfe den an sich schon nachtheiligen Einfluß des Klima's noch vermehren, sondern auch viele minder hohe Gebirgsdistricte leiden an der malacia, z. B. die Kirchspiele St. Mary, Portland, St. Thomas in the East und St. George[32]); daher wird auch nach Madden's Dafürhalten das Klima von Jamaica stets gefährlich und die Einführung europäischer Arbeiter stets nutzlos sein[33]). Diesem Schriftsteller zufolge ist die Sterblichkeit in dem Alter von 20 bis 50 Jahren auf Jamaica am größten[34]), während in London das Alter von 40 bis 70 Jahren dasjenige ist, worin die meisten Todesfälle stattfinden. Montgomery Martin behauptet zwar, daß das Klima der Insel den Europäern nicht nachtheilig sei, und führt zum Beweise eine auf officielle Daten beruhende Sterblichkeitsliste von den Truppen in den verschiedenen Militairstationen an[35]). Dieser Liste zufolge starben jährlich nach einem Durchschnitte von sechs Jahren (1817 bis 1822) zu Uppark Camp 1 von 5; auf dem Stonyhill 1 von 11½; zu Port Royal 1 von 8¾; zu Fort Augustin 1 von 16; zu Spanishtown 1 von 6¼; zu Port Antonio 1 von 6½; zu Port Maria 1 von 3¼; zu Falmouth 1 von 10½; zu Lucea 1 von 14½; zu Montego Bai 1 von 10½; zu Savanna la Mar 1 von 7[36]). Nach Durchsicht dieser Liste wird man nicht anstehen, der Meinung Madden's beizupflichten, daß die Insel noch immer sehr ungesund sei, zumal wenn man weiß, daß in England jährlich von 41 Personen nur eine stirbt. Doch trifft diese der Longävität ungünstige klimatologische Beschaffenheit nur die Weißen, denn unter den Negern sind Beispiele sehr langer Lebensdauer sehr zahlreich; auch sind sie nicht dem gelben Fieber unterworfen, welches in der heißesten Jahreszeit vom Juli bis September in den Ebenen Jamaica's vorwaltet, aber nie in Gegenden von 3000 Fuß Meereshöhe und darüber vorkommt. Dagegen leiden die Neger in den Gebirgen häufig an der Dysenterie.

Ehe wir zur Aufzählung der wichtigsten Naturproducte Jamaica's übergehen, müssen wir noch der dicken Nebel gedenken, welche so regelmäßig für einen Theil des Tages im Thale von St. Thomas in the Vale den Himmel verfinstern. Sie entstehen bei Annäherung der Nacht, verdicken sich beim Vorrücken derselben, verbreiten sich allmälig über die benachbarten Thäler, sind bei Tagesanbruch am beschwerlichsten und beginnen erst dann in die Höhe zu steigen, wenn die wirksamern Sonnenstrahlen die Luft erwärmen und in Bewegung setzen. Zwischen acht und neun Uhr fangen sie an, sich in zwei Ströme zu theilen, deren einer westlich durch die benachbarten Gebirge und Thäler, der andere südlich durch den Sixteen miles walk abzieht, um sich in die Ebene von Liguanea zu verlieren. Schon die ersten Ansiedler bemerkten diese Nebel, Brown[37]) beobachtete sie im Jahre 1756 und auch Madden gedenkt ihrer im Jahre 1835.

Jamaica theilt mit ganz Westindien die Armuth an einheimischen Säugethieren. Als solche werden gewöhnlich nur angeführt 1) das Aguti oder Ferkelkaninchen (**Dasyprocta Aguti**); 2) das Pekari oder Halsbandbisamschwein (**Sus torquatus**); 3) das Armadill (**Dasypus**, wahrscheinlich **novemcinctus**); 4) das Opossum (**Didelphus opossum**); 5) der gemeine Waschbär (**Procyon lotor**); 6) der Alco, eine Hundeart, die nicht bellt; 7) die Muskusratte (**Mus pilorides**); 8) zwei Affenarten (eine große und eine kleine); 9) ein Paar Fledermausarten; 10) das wilde Schwein und 11) das Manati. Diese Species sind größtentheils verschwunden; man findet nur noch das Aguti[38]), die kleinere Affenart (in unbesuchten Gebirgsdistricten), die Fledermausarten, das wilde Schwein, jetzt das einzige Thier, auf welches in Jamaica Jagd gemacht wird, und das Manati, dessen Fleisch ein treffliches Rostbeaf liefert[39]), aber bereits so selten geworden ist, daß Edwards, welcher sich lange Zeit auf der Insel aufhielt, nur ein einziges Exemplar zu Gesicht bekam. Als Madden in Kingston war, wurde eben eines ausgestopft, um nach England geführt zu werden.

Die sämmtlichen europäischen Hausthiere gedeihen in Jamaica sehr gut; wir bemerken darunter 1) das Pferd. Es stammt von denjenigen ab, welche die Spanier einführten und ist im Allgemeinen klein, aber schreitet sehr sicher und ist daher zu Gebirgsreisen sehr geeignet[40]). 2) Das Maulthier, das ebenfalls zu Gebirgsreisen, aber auch in den Plantagen als Zug- und Lastthier allgemein benutzt wird. 3) Das Schaf. Es wurde von den Spaniern eingeführt und wird überall gehalten, ist aber nur klein. Aus einer kältern in die heiße Küstengegend gebracht, verwandelt sich seine Wolle innerhalb zweier Jahre in Haar. 4) Das Rind, ist der Gegenstand einer wichtigen Zucht. 5) Das Schwein und 6) die Ziege. Die Natur ist in Vertheilung des Prachtgefieders an die vielen Vögelarten der Insel sehr verschwenderisch gewesen, allein auf Kosten der Melodie; denn der einzige gute Sänger ist die Spottdrossel oder amerikanische Nachtigall (**Turdus polyglottus**), welche in hohem Grade die Eigenschaft besitzt, die Gesänge anderer Vögel, selbst die Stimmen anderer Thiere gut nachahmen zu können, und welche unaufhörlich Tag und Nacht vom März bis zum August singt. Das schönste Gefieder haben die Gattungen **Trochilus** (Colibri) und **Psittacus** (Papagei), von deren jeder es hier mehre Arten gibt, als **Troch. viri-**

30) *Montg. Martin* l. c. II p. 176. 177. 31) *Sloane*, I. Introduction pag. XXXIII. 32) *Madden*, l. c. I. p. 213. 33) Ibid. I. p. 214. 34) Ibid. I. p. 180. 35) *Montg. Martin*, l. c. II. pag. 180. 36) In den Casernen von Maroontown, die, wie bereits bemerkt, auf einem hohen Berge liegen, ist das Verhältniß der Sterblichkeit nur wie 1 : 64.

37) Civil and natural hist. of Jamaica p. 27. 38) Nach Madden I. S. 265 ist auch das Aguti jetzt von der Insel verschwunden. 39) Nach Sloane, bei der Beschreibung dieses Thieres. 40) Das gemeine Landvolk bedient sich der ungegärbten und anzubereiteten Haut statt des Deckbettes.

dissimus (der goldgrüne Colibri); Troch. minimus (der kleinste Colibri); Troch. cristatus (der Hauben-Colibri); Psittacus Macao (der Aras), einer der größten Papageien, der nicht sprechen lernt; Ps. ararauna (der Ararauna) und andere. Ihnen gegenüber steht die häßliche Rabenkrähe (Corvus corona), welche aber so außerordentlich nützlich ist[41]), daß ohne sie die Insel nicht bewohnbar sein würde[42]), da es hier keine Gassenkehrer gibt, und da sie ihr schmutziges Geschäft mit wunderbarer Leichtigkeit verrichten. Von wildem Geflügel hat die Insel eine große Mannichfaltigkeit, darunter: das gemeine Perlhuhn (Numida meleagris); die Wachtel (Perdix coturnix); die Bekassine (Scolopax gallinago); die Störente (Anas Boschas); die Kriekente (Anas crecca); die Pfeifente (Anas penelope); mehre Arten Regenpfeifer, darunter der buntschnäblige R. (Charadrius hiaticula); ferner mehre Arten der Gattungen Tringa (Strandläufer), Ardea (Reiher) und Columba (Taube). Die gesuchtesten Leckerbissen aber liefern die Ringeltaube (Columba palumbus) und der Reisvogel (Fringilla orizivora), der, nachdem er sich in Carolina mit dem Reise gesättigt hat, im Monat October in zahllosen Scharen nach Jamaica kommt, um sich mit dem Samen des Guineagrases zu nähren, und den die Gourmands der Insel mit dem Ortolan vergleichen.

Von Amphibien bemerken wir 1) aus der Ordnung Testudinata (Schildkröten); die Carett-Schildkröte (Chelonia imbricata), deren Fleisch zwar schlecht ist, deren Schilder aber die geschätzteste Schildpadde liefern; die Riesenschildkröte (Chelonia Midas), welche sieben Fuß lang wird und ein Gewicht von 800 Pfd. erreicht. Ihr Fleisch wird am meisten geschätzt; die griechische Schildkröte (Testudo graeca). 2) Aus der Ordnung Sauria (Eidechsen), welche an Gattungen reich ist: den Kaiman oder Alligator (Crocodilus lucius), welcher 14—20 Fuß lang wird; den Leguan (Iguana tuberculata), welcher drei Fuß lang wird und von hellgrüner Farbe ist. Er lebt auf Fruchtbäumen, läßt sich zähmen und sein Fleisch wurde auf Jamaica früher (*Madden* I. p. 258) als eine große Delikatesse betrachtet. 3) Von Schlangen (Ophidia) hat Jamaica vier Arten, die aber eben so unschädlich sind, wie die Saurier, nämlich die Wurmschlange (the silver snake), die große gelbe Schlange (the yellow snake), welche 16 bis 20 Fuß lang wird, die große und die kleine schwarze Schlange (the large black snake und the smale black snake der Engländer).

Die Fische Jamaica's stehen in Zahl der Arten und in ihrem vortrefflichen Geschmacke gegen keine Gegend der Erde zurück. Wir bemerken darunter: den Häring (Clupea harengus), die Spratte (Clupea sprattus), den Pfeilhecht (Esox Sphyraena), die Stachelsau (Scorpaena Scrofa), welche für giftig gehalten wird; den Gelbflosser (Perca chrysoptera), den fliegenden Seehahn (Trigla volitans), den Schweinsrücken (Labrus suillus), den curassaoschen Klippfisch (Chaetodon curaçao), die Bonnite (Scomber Pelamys), den Thunfisch (Scomber Thynnus), die Muräne (Gymnothorax helena), den Seeal (Muraena conger), welcher nach Madden (II. p. 84) ebenso wie Coracinus fuscus und Scomber maximus zuweilen giftig ist; den gemeinen Schwertfisch (Xiphias Gladius), mehre Arten Haifische, z. B. den Sägefisch (Pristis antiquorum), die Stechroche (Raja pastinaca); die Seekröte oder den Seeteufel (Lophius histrio), das alte Weib (Balistes vetula); den Hasenkopf (Tetrodon lagocephalus); die Tabakspfeife (Fistularia tabaccaria).

Die Insel hat drei nie aufhörende Plagen: Moskitos, Ameisen und Kakerlaken (Blatta americana). Die letzten dringen in die Magazine und Schlafzimmer, und zernagen die Zeuche, ja die Stiefel; die Ameisen fressen die Nahrungsmittel, und eine Art derselben die Häuser, wenigstens insoweit sie von Holz sind, die Moskitos aber fressen die Menschen selbst, sagt Madden. Unter den Ameisen ist formica omnivora die merkwürdigste; sie wurde aus Cuba eingeführt, um die Insel von den kleinern Arten zu säubern; allein das Mittel schlug fehl und zeigte sich schlechter als die Krankheit, denn die kleineren Arten sind geblieben und formica omnivora ist als eine neue Plage hinzugekommen. Aber das sonderbarste Insect der Insel ist der Leuchtkäfer (Elater noctilucus), fire fly der Engländer, welcher in Myriaden, während der Nacht in den Zuckerrohrfeldern verweilt und die Hecken mit unzähligen Funken erleuchtet. Er hat nämlich auf dem Brustschilde zwei gelbe Flecken, die des Nachts so hell leuchten, daß man bei ihrem Scheine lesen kann, wenn man die leuchtenden Stellen über die Zeilen führt. Man bedient sich seiner und mehrer Gattungsverwandten, welche dieselbe Eigenschaft besitzen, als Schmuck bei nächtlichen Festen, und bindet sie sich auf die Füße, um in der Dunkelheit den Weg besser erkennen zu können.

Unter den Crustaceen Jamaica's heben wir besonders die Landkrabbe (Turturu, Gecarcinus ruricola) hervor. Sie lebt auf dem Lande in Erdlöchern und geht des Nachts ihrer Nahrung nach. Im Mai wandert sie in ungeheuren Scharen, welche die Erde beinahe bedecken, zum Meere, um ihre Eier abzulegen, immer in gerader Richtung, von welcher sie sich durch Hindernisse nicht abbringen läßt; dann wird sie, da sie den geschätztesten Leckerbissen der Bewohner bildet, in großer Menge gesammelt; nachher kehren diejenigen, welche den Verfolgungen der Menschen und Thiere entgangen sind, wieder in ihre alten Wohnungen zurück; die Jungen gehen, sobald sie im Stande sind zu kriechen, ebenfalls auf das Land. Der Skorpion (Scorpio americanus) ist in den Zuckerrohrfeldern sehr häufig, doch bringt sein Stich nicht den Tod hervor, wol aber veranlaßt er Entzündungen und Fieber.

Hinsichtlich des Pflanzenreichs ist Jamaica (wie ganz Westindien) mit Allem ausgestattet, was die Natur nur Tropenländern darin verliehen hat, und darauf beruht eben die Wichtigkeit dieser Insel ebenso wol, wie die der übrigen Antillen; denn sie konnte deshalb mit diesen der passendste Boden für die Pflanzungskultur in Ame-

41) Nach Brown (l. c. p. 472) wird sie in Jamaica gesetzlich beschützt. 42) Wie Madden (l. c. I. p. 248) glaubt.

rika werden. Viele ihrer Fruchtbäume und Pflanzen, von denen wir aber auch nur die wichtigsten aufführen können, sind exotisch. Wir bemerken darunter: Ingwer (Amomum Zingiber), der gezogen und dessen Wurzel sowol eingemacht, als getrocknet zur Stärkung des Magens gebraucht wird; das Zuckerrohr (Saccharum officinarum); Guinea-Gras (Panicum maximum), eins der vorzüglichsten Geschenke der Natur für die Insel, indem es grün bleibt, wenn alle andere Gewächse in der trocknen Jahreszeit verschmachten, daher es in großer Menge gebaut wird, und sowol frisch als gedörrt zum Viehfutter dient; das Bambusrohr (Arundo bambos), das sehr hoch und dick wird, und längs einiger Bergstraßen wächst, wurde von den Spaniern zum Häuserbaue benutzt, wie denn noch mehre in St. Jago de la Vega zu sehen sind[43]); Flügelsagara (Fagara pterota), dessen Holz, Eisenholz genannt, nur frisch und mit sehr scharfen Werkzeugen bearbeitet werden kann, und in wenigen Monaten so dicht und fest wird, daß sich kein Nagel mehr einschlagen läßt; den arabischen Kaffeebaum (Coffea arabica), der aus Asien hierher gebracht worden und jetzt sehr allgemein ist; den gemeinen Weinstock (Vitis vinifera), welcher vortrefflich schmeckende Trauben trägt, und nach Brown (II. p. 178) in Jamaica regelmäßig zur Reife gelangt, aber nur der Trauben wegen cultivirt wird; den indianischen Weinstock (Vitis indica); Bataten oder indianische Kartoffeln (Convolvulus Batatas), die sehr häufig angepflanzt werden und allgemein zur Speise dienen; den Mangobaum (Mangifera indica), dessen melonen- oder gurkenförmige Früchte eine beliebte Speise liefern; die Wunderblume (Jalapa mirabilis), eine der merkwürdigsten Pflanzen der Insel, deren Blüthe sich um vier Uhr Nachmittags, nachdem die größte Hitze vorüber ist, öffnet, daher sie von den Engländern four o' clock flower genannt wird; die traubenförmige Ananas (Promelia Pinguin), wird ihrer langen stachligen Blätter wegen häufig zu Hecken gebraucht, und aus dem faserigen Stoffe der Blätter verfertigen die Neger Peitschen und Bänder; mehre Arten von Tillansien, (als paniculata, recurvata u. a. m. auf der Insel allgemein wild pine genannt), eine Schmarotzerpflanze, die gewöhnlich in dem Ceibabaum Wurzel schlägt und in langen Troddeln von den Zweigen herabhängt; ihre Blätter sind so gebaut, daß jedes derselben etwa ein Quart Regenwasser auffangen kann[44]); die Karata oder Agave americana (bei uns fälschlich Aloe genannt), dient zur Befriedigung der Äcker und Plantagen; den Sapodillenbaum (Achras Sapota), der in vielen Gärten der Insel cultivirt, und dessen Frucht der Ananas vorgezogen wird; Lichtholz (Amyris sylvatica), aus dessen sehr harzigem Holze Fackeln gemacht werden; die Kohlpalme (cabbage-tree der Engländer), welche bis 150 Fuß hoch wird, eine der Dattel ähnliche Beere trägt und in seiner Spitze das sogenannte Palmhirn oder Palmkohl hat, der gekocht und gegessen wird; Franzosenholz (Guajacum officinale), von den Engländern Lignum vitae genannt, bildet einen Ausfuhrartikel der Insel und ist deren Südseite eigenthümlich[45]); den Mahagonibaum (Switenia Mahagoni). Es ist ein exotischer Baum, dessen Holz einen Ausfuhrartikel bildet, sowie das des Kampechenbaums (logwood der Engländer; Haematoxylum campechianum); den Manglebaum (Rizophora mangle), bei den Engländern mangrovetree, der am Meeresufer wächst, und an dessen in das Wasser hinabhängenden Zweigen sich die Austern haufenweise anhängen; den Pimentpfefferbaum (Myrtus pimenta), der 20 Fuß hoch wird, die Luft mit Wohlgerüchen erfüllt, und dessen Beeren als englisches Gewürz in den Handel kommen[46]); den Ceiba oder wilden Baumwollenbaum (Bombax ceiba), welcher sehr hoch wird, und ausgehöhlt ein Boot gibt, das 100 Menschen fassen kann; er ist der Monarch der Wälder von Jamaica. Einer dieser Bäume, der an der Straße von Kingston nach Spanishtown steht, streckt seine Zweige vollkommen über diese Straße hinüber, die eine der breitesten der Insel ist; den Baumwollenstrauch (Gossypium herbaceum), welcher ein Gegenstand des Plantagenbaues ist; den eigentlichen Cacaobaum (Theobroma Cacao), welcher ehemals ein Gegenstand des Plantagenbaues war; den gemeinen Citronenbaum (Citrus medica); den Limonienbaum (Citrus Limonum); den Pomeranzenbaum (Citrus aurantium); die Pompelmuse (Citrus decumana, Shaddok der Engländer); Mais (Zea Mays), welcher stark cultivirt wird; den Maniok Jatropha Manihot), ein fünf bis sieben Fuß hoher Strauch, dessen Wurzel zwar giftig ist, aber woraus man, nachdem sie zerrieben, und von dem giftigen Safte durch Auspressung befreit worden ist, ein weißes Mehl gewinnt, aus dem ein sehr wohlschmeckendes Brod gebacken wird, das man eigentlich Cassava oder Cassada nennt; den gemeinen Wunderbaum (Ricinus communis), dessen Saamenkörner das Ricinusöl liefern; den Manschinellbaum (Hippomane Manella), der meistens am Strande wächst, und mit dessen Safte die Aboriginer Jamaica's ihre Pfeile vergifteten[47]); den schildförmigen Trompetenbaum (Cecropia peltata), der mit seinen oft zwei Fuß im Diameter haltenden Blättern in den Wäldern prangt. Er liefert eine der Erdbeere ähnliche sehr schmackhafte Frucht, und seine Rinde wird zur Verfertigung von Seilen benutzt; die weiße Ceder (Cupressus thyoides); den Brodfruchtbaum (Artocarpus), welcher erst in neuerer Zeit durch den Capitain Bligh von Tahiti eingeführt wurde; Yams oder Ignamen (Dioscorea alata), eine Erdfrucht, welche in Menge gebaut wird, und deren Wurzel, gekocht oder geröstet, eine sehr angenehme Speise gewährt; den Papaya- oder Melonenbaum (Carica Papaya), dessen Früchte von den Negern sehr geschätzt werden; den gemeinen Pisang oder Paradiesfeigenbaum (Musa paradisiaca), welcher gleichfalls

43) *Brown* l. c. p. 188. *Montg. Martin* II, 185. 44) Sie hat eine historische Wichtigkeit erlangt, da nur durch sie den Maronnegern (entlaufenen Sklaven) der lange Aufenthalt in den Gebirgen möglich ward. (Cf. *Madden* II, 49.)

45) *Brown*, p. 226. 46) Nach *Montg. Martin* II. p. 184 scheint er nur auf der Nordseite der Insel zu wachsen. 47) Cf. *Madden* l. c. II. p. 90.

eine sehr beliebte Frucht liefert; die königliche Pflaumenpalme (Corypha prunifera) (Palmetto royal der Engländer), welche eine Höhe von 140 Fußen erreicht, und in dem östlichen Theile der Insel sehr gemein ist; den Mammeibaum (Mammea americana), welcher häufig angebaut wird und schmackhafte Früchte liefert. In den höhern Berggegenden kommen viele europäische Pflanzen vor, welche man nicht in den niedern Regionen findet. So sah Madden auf dem Gipfel des St. Katharinapiks die Erdbeere, und etwa 300 Fuß unter dem Gipfel den Apfel- und den Pfirsichbaum, und unter andern der höhern Bergregion eigenthümlichen Bäumen auch die englische Eiche [48]) (Quercus robur).

Obgleich es gewiß zu sein scheint, daß die Aboriginer Jamaica's bei Ankunft der Spanier reichlich mit Gold und Silber versehen waren, so sind doch bis jetzt weder Gold- noch Silbererze auf der Insel entdeckt worden [49]), außer in den reichen Bleigruben von Liguanea, wo die Bleierze auch reichlich Silber enthalten. Da es sich aber nicht auf regelmäßigen Gängen findet, so wurden die Werke, nachdem man bedeutende Kosten darauf verwandt hatte, aufgegeben. Dies berichtet Brown (S. 57 seines Werks). Derselbe Schriftsteller zählt 14 verschiedene Arten von Kupfererzen auf, welche in den Bergen von Liguanea (den Redhills) vorkommen, und glaubt (l. c. p. 58), daß keine Gegend der Erde reichlicher damit ausgestattet sei; allein bis jetzt liegen diese Schätze noch unbenutzt.

In dem Rio Minho sind nach anhaltenden Regengüssen Goldpartikel gefunden worden, und daher mag es kommen, daß man in Jamaica in ausschweifenden Ausdrücken von der Goldmenge spricht, welche dieser Fluß früher geliefert haben soll [50]).

Vor etwa 50 Jahren wurde bei der Pflanzung Hope, in der Pfarrei St. Andrews eine Bleimine entdeckt, welche dem Herzoge von Buckingham gehört, und Antimoniumglanz in Streifen kommt häufig in den Bleigruben von Liguanea vor. In den Bergen an der Bullbai findet man Eisensand, der vom Magnete angezogen wird, obgleich nicht in bedeutender Menge [51]), in größern Quantitäten kommt er an der Mündung des Rio Minho, zwischen den Mündungen des Rio grande und des Swiftrivers in vielen Flüssen der Insel und auch in den Gebirgen vor [52]).

Des Seesalzes, das in den Lagunen an der Küste gewonnen wird, sowie zweier Mineralquellen, ist schon oben gedacht worden; von letztern gibt es auf der Insel sehr viele, doch sind sie wenig oder gar nicht untersucht.

An Bausteinen ist auf der Insel Überfluß, allein die Colonisten ziehen aus Gewohnheit ihr Baumaterial aus England; dies thun selbst die Bewohner von Kingston, obgleich der Longmountain sich ganz in der Nähe ihrer Stadt erhebt.

Die Hauptbeschäftigungen der Bewohner Jamaica's sind Plantagenbau, Viehzucht und Handel. Die Gegenstände des ersten bilden jetzt Zucker, Kaffee und Piment, wovon der erste die große Stapelwaare des Landes ausmacht, deren Erzielung die Ebenen rings um die Insel und im Innern derselben angewiesen sind. Doch kennt man noch nicht die absolute Höhe, bis zu welcher die Pflanze auf der Insel gedeiht. Die wahrscheinlich höchsten Localitäten, wo sie noch gut fortkommt, sind die Thäler St. Thomas in the Vale, Luidas Vale und das Thal der Pflanzung Whitney, die wir oben kennen gelernt haben.

Es ist schwer zu ermitteln, ob das Zuckerrohr auf den Antillen einheimisch sei, oder ob es, wie Einige behaupten, bald nach Entdeckung der neuen Welt von den canarischen Inseln nach Hayti verpflanzt ward; so viel ist indessen gewiß, daß es in einer sehr frühen Periode in Jamaica von den Spaniern angebaut wurde. Das Rohr, welches man jetzt daselbst baut, ist das sogenannte Bourbonrohr, das im J. 1788 aus Tahiti nach Westindien verpflanzt wurde. Obgleich die Spanier Anfangs den Bau des Zuckerrohrs in Jamaica sehr eifrig betrieben, wurde er doch später vernachlässigt, sodaß derselbe im J. 1743, als Kakao, Indigo und Häute die Hauptexporten der Insel bildeten, eben erst wieder begonnen hatte. Er erhob sich nun bald zu einer bedeutenden Höhe, die ihre Culmination in den Jahren 1805 und 1806 erreichte und sich bis 1821 darauf erhielt, seitdem aber abgenommen hat; von 1800 bis 1821 wurden jährlich im Durchschnitt ausgeführt: 110,400 Hogsheads, 13,020 Tierces, 2750 Barrels; dagegen von 1822 bis 1829 im jährl. Durchschnitt nur 88,990 Hogsheads, 5030 Tierces, 2700 Barrels oder 1,400,000 Centner, welche einen Werth von 1½ Million Pfund Sterling haben. Im Jahre 1670 zählte man auf der Insel 70, im J. 1739 bereits 429, im J. 1768 651, und als der Bau seine größte Höhe erreicht hatte, 767 Zuckerplantagen, jede im Durchschnitt mit 900 Acres, wovon indessen das Land, welches mit Holz besetzt bleibt, und das Weideland, gewöhnlich ⅔ ausmachen. Im J. 1818 nahmen die Zuckerplantagen nach Robertson überhaupt einen Raum von 639,000 Acres oder 47,03 geogr. Quadratmeilen ein.

Mit dem Baue des Zuckers geht die Gewinnung des Zuckersyrups (Melasse) und des Rums Hand in Hand; man gewinnt jährlich etwa 3½ Millionen Gallonen eines sehr geschätzten Rums, welche einen Werth von einer Million Pfund Sterling haben, und 50,000 Gallonen Zuckersyrup, deren Werth Montg. Martin auf 2083 Pfd. Sterlinge anschlägt.

Die Kaffeepflanze wurde nach Montg. Martin im J. 1728 in Jamaica eingeführt [53]), und zuerst auf der Pflanzung Temple Hall in der Ebene von Liguanea angebaut. Bis zum J. 1788 widmete man indessen dem

---

48) Cf. *Madden* l. c. II. p. 48. 49) Die spanischen Historiker gedenken indessen Silber- und Kupfererze in den St. Andrews Mountains (*Montg. Martin* l. c. II. p. 175). 50) *Madden*, l. c. II, 112. 51) *Brown*, l. c. p. 59. 52) *De la Beche*, in Geol. Transact. second series, II. p. 182. Er fand an einigen Stellen des von ihm untersuchten Districts Steinkohlenschichten, die ihm jedoch nicht des Abbaues werth schienen.

53) Madden glaubt indessen (Vol. I. p. 167), daß dies bereits im Jahre 1676 geschehen sei.

Anbaue des Kaffees wenig Aufmerksamkeit, obgleich derselbe weniger mühsam und weniger kostspielig als der des Zuckers ist, und im Jahre 1752 waren erst 60,000 Pfd. ausgeführt worden. Seit jenem Jahre aber nahm der Anbau rasch zu, sodaß von 1790 bis 1794 jährlich im Durchschnitt $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund, von 1805 bis 1807 jährlich $28\frac{1}{2}$ Millionen Pfund, welche einen Werth von $1\frac{7}{10}$ Millionen Pfund Sterling hatten, ausgeführt werden konnten. Im J. 1814 endlich, wo 34 Millionen Pfd. ausgeführt wurden, hatte die Ausfuhr ihre größte Höhe erreicht, von der sie seitdem auf jährlich 20 Millionen Pfund (1 Million Pfund Sterling an Werth) herabgesunken ist. Madden (II p. 160—167) glaubt, daß nicht allein pecuniäre Verlegenheiten einzelner Pächter an dieser Verminderung Schuld sei, sondern daß dies hauptsächlich von einem misverstandenen Systeme des Anbaues und von der Erschöpfung des Bodens herrühre. Übrigens findet der Kaffeebau in den Gebirgsgegenden und zwar bis zu einer Höhe von etwa 4300 par. Fußen statt.

Die dritte Hauptstapelwaare der Insel ist der Piment, dessen Bau die wenigste Mühe erfodert, da der Baum wild wächst, und sich durch keine Kunst weder verbessern noch weiter verbreiten läßt. Der Bau des Piments im Großen ist der Insel eigenthümlich, und begann schon sehr früh; denn bereits im J. 1670 konnte man 50,000 Pfd. ausführen, aber erst weit später widmete man ihm eine größere Aufmerksamkeit. Jetzt werden im Durchschnitte jährlich 5 Millionen Pfd. gewonnen und der Bau ist im Zunehmen. Dasselbe ist mit dem Baue des Ingwers der Fall, der ebenfalls einen Ausfuhrartikel bildet. Dem Kaffee-, Piment- und Ingwerbaue waren übrigens im J. 1818 nach Robertson 181,000 Acres oder 13,32 geogr. Quadratmeilen gewidmet.

Andern Culturzweigen als den genannten schenkt man in Jamaica nur wenig Aufmerksamkeit, und der Bau des Indigo's, der Baumwolle und des Kakao haben ganz oder fast ganz aufgehört. Im J. 1770 wurden 141,000 Pfd. Indigo ausgeführt, jetzt nichts, und in den Ebenen von Liguanea und Vere sieht man nur die Überbleibsel ruinirter Indigoplantagen. Im J. 1768 wurden 492,000 Pfd. Baumwolle exportirt, jetzt gewinnt man deren nur 50,000 Pfd. [54]), obgleich Boden und Klima sich sehr gut zur Baumwollencultur eignen; im J. 1670 gab es 60 Kakaoplantagen auf der Insel, jetzt keine, welche diesen Namen verdient. Hohe Zölle und beim Indigo auch das häufige Misrathen der Ernten haben diese Culturzweige aufhören gemacht. Da man in Jamaica allgemein, obwol wie es nach Madden's Berichten scheint, mit Unrecht, der Meinung ist, beim Aufhören des Lehrlingssystems (siehe unten die Nachrichten von den Negern) die Handarbeit bei dem Baue der jetzigen Stapelwaaren größtentheils zu verlieren, so hat man die Cultur verschiedener anderer Pflanzen als Stapelwaaren, wobei man weniger Hände bedarf, vorgeschlagen; darunter **hevea caoutchuc, coulteria tinctoria** und **Bromelia pita**, Pflanzen, welche bereits zum Theil versuchsweise gebaut worden sind [55]).

Als Nahrungsmittel werden besonders Mais, verschiedene Arten von Garbanzen (Kichern), europäische Gemüse &c. gebaut. Aber von ganz besonderer Wichtigkeit für die Insel ist der Bau des Guineagrases, wovon der Same durch Zufall von Vögeln aus Guinea hergebracht wurde, und welches jetzt überall auf der Insel, selbst an den unfruchtbarsten Stellen derselben, wächst. Dieser Bau bildet die Basis einer bedeutenden Vieh- und besonders Rindviehzucht, welche auf den sogenannten **Breeding Penns**, deren es, als der Plantagenbau der Insel auf seiner Culmination stand, 1000 gab, als Vehikel desselben betrieben wird. Auf einigen dieser Güter, welche zusammen nach Robertson ein Gebiet von 20,6 □Meilen (280,000 Acres) besitzen, hält man 2 bis 3000 Stück Rind- und anderes Vieh, worunter Ochsen von 1200 Pfd. Gewicht nicht selten sind. Montg. Martin (II. p. 190) gibt den Rindviehstapel für 1833 auf 165,244 Stück an.

Nach dem eben genannten Schriftsteller betrug im J. 1833 das Areal des cultivirten Landes (wol einschließlich der Weiden und Holzungen bei den Plantagen) 2,235,724 Acres oder 164,05 geogr. Quadratmeilen [56]). Folglich ist nur wenig mehr als die Hälfte des Areals der Insel in Cultur genommen; der übrige Theil wird wegen seiner Gebirge für ungeschickt zum Anbaue gehalten, allein die Berge der Insel sind dem Zeugnisse wohlunterrichteter Personen zufolge nicht unfruchtbar. In den höhern Gegenden der blauen Berge gibt es aber noch sehr ausgedehnte Landstriche, welche noch kein Weißer betreten hat, und die nur den Maronnegern bekannt sind. Diese Regionen scheinen, wenn eine Emigration nach Westindien überhaupt thunlich ist, die einzigen zu sein, wo die Emigranten auf Erfolg werden rechnen können (*Madden* II. p. 292).

Der Handel Jamaica's ist sehr wichtig, aber großentheils auf das Mutterland beschränkt; außerdem wird er aber auch mit den britischen Colonien und mit einigen fremden Häfen in Europa und innerhalb der Tropen betrieben. Die Gegenstände der Ein- und Ausfuhr, sowie die Quantität derselben, sind aus folgenden von Montgomery Martin (II. p. 203) mitgetheilten Tabellen zu ersehen.

---

54) Die Cultur der Baumwolle ist auf die Ebene von Vere beschränkt.

55) *Madden* l. c. II. p. 50—59.

56) Für welche der Krone Abgaben gezahlt werden.

Einfuhr von Jamaica vom 29. September 1828 bis 29. September 1829.

Gegenstände.	Maß.	Aus Großbritannien und Irland.	Aus fremden europäischen Häfen.	Aus den britischen Colonien.	Aus fremden Häfen innerhalb d. Tropen.	Summe.
Feines Mehl	Barrels	3429	1346	7129	25787	37691
Gröberes Mehl	—	128	—	3791	6345	10264
Brod	Centner	147	—	369	757	1273
Reis	Pfd.	226971	—	47351	471677	745999
Getreide, Bohnen ꝛc.	Bushels	4845	593	1676	15482	22596
Getrocknete Fische	Centner	—	—	1,455,329	—	1,455,329
	Tierces	—	—	136	—	136
Gesalzene Fische	Barrels	46,474	—	26,677	—	73,151
	Kits	—	—	2572	—	2572
Faßdauben ꝛc.	Stück	52003	10260	3,004,342	2,951,311	6,017,916
Schindeln	—	—	—	3,841,890	2,782,079	6,623,969
Stabholz	Fuß	312918	—	4,286,769	1,232,861	5,832,548
Reifenholz	—	25432	—	94000	—	119,432
Pferde	Stück	4	34	48	1240	1326
Maulthiere	—	44	—	—	1475	1519
Esel	—	22	—	—	325	347
Rindvieh	—	1	—	—	1089	1090

Diese Einfuhrliste scheint jedoch nicht vollständig zu sein, da die britischen Manufacturwaaren, welche sämmtlich aus England bezogen werden, Madeirawein und mehre andere Gegenstände fehlen. Was den Werth der Einfuhr betrifft, so betrug derselbe

im Jahre 1787 — 1,432,782 Pfd. Sterling
„ „ 1812 — 4,577,933 „ „
„ „ 1815 — 3,360,421 „ „
„ „ 1816 — 4,220,188 „ „
im Jahre 1817 — 2,857,343 Pfd. Sterling
„ „ 1818 — 4,734,225 „ „
„ „ 1819 — 3,461,250 „ „
„ „ 1820 — 2,554,935 „ „
„ „ 1821 — 2,527,562 „ „
„ „ 1822 — 3,452,542 „ „
„ „ 1823 — 2,505,835 „ „

Ausfuhr aus Jamaica vom 29. September 1828 bis dahin 1829.

Gegenstände.	Maße.	Nach Großbritannien und Irland.	Nach fremden Häfen in Europa.	Nach den britischen Colonien.	Nach fremden Häfen innerhalb d. Tropen.	Summe.
	Hogsheads	90289	—	861	—	91,150
Zucker	Tierces	8886	—	709	—	9565
	Barrels	2178	—	1294	—	3382
	Puncheons	30267	554	4608	1502	36931
Rum	Hogsheads	2326	11	166	17	2520
	Casks	102	—	206	327	646
Zuckersyrup	Puncheons	107	—	53	7	167
Ingwer	Barrels	1304	—	29	—	1333
	Bags	310	—	9	—	319
Kaffee	Pfunde	18,581,045	—	123304	251403	18,955,752
Piment	—	4,974,755	25363	130829	938180	6,069,127
Pfeilwurz (Arrow-root)	Barrels	152	—	—	32	184
	Kags	4062	—	38	—	4098
Limoniensaft	Puncheons	80	—	94	42	216
Confect	Packages	675	—	20	20	715
Häute	Stück	9882	—	519	—	10401
Baumwolle	Ballen	279	—	14	—	293
Campecheholz	Tonnen	7261	115	27	—	7403
Gelbholz	—	1452	135	1	—	1588
Rothholz	—	328	—	—	—	328
Franzosenholz	—	318	—	18	—	336
Ebenholz	—	244	—	—	—	244
Mahagoni- und Cedernholz	—	2219	—	258	—	2477
Feines Holz	Stück	1750	—	—	—	1750
Sparren	—	29200	—	—	—	29324

Im J. 1787 betrug der Werth der Ausfuhr 2,136,442 Pfund Sterling, im J. 1812 dagegen 7,269,661 Pfund. Für 1831 läßt sich einigermaßen auf den Werth derselben aus dem Umstande schließen, daß für die aus Jamaica in Großbritannien eingeführten Waaren nicht weniger als 3,726,113 Pfund Sterling Zollgebühren hätten entrichtet werden müssen, wenn dieselben dort zur Consumtion verblieben wären [57]). Bei der so eben mitgetheilten Ausfuhrliste ist zu bemerken, daß ein Theil der Baumwolle und Hölzer theils in fremden Schiffen, theils in kleinen englischen Fahrzeugen, in Jamaica vermittels des Schleichhandels eingeführt wird.

Die Zahl der Schiffe, welche zu dem Handel Jamaica's verwandt werden, ergibt sich aus folgender Übersicht:

Im J. 1828 liefen in die Häfen der Insel ein:

Aus Großbritannien und Irland .	240	Schiffe mit	75,541	Tonnen Last
Aus den britischen Colonien . .	165	≈ ≈	22,974	≈ ≈
Aus fremden Häfen	269	≈ ≈	25,687	≈ ≈
In Summa	674	Schiffe mit	124,202	Tonnen Last.

In demselben Jahre liefen aus den Häfen der Insel aus:

Nach Großbritannien und Irland	287	Schiffe mit	87,729	Tonnen Last.
Nach den britischen Colonien . .	145	≈ ≈	18,205	≈ ≈
Nach fremden Häfen	256	≈ ≈	24,454	≈ ≈
In Summa	688	Schiffe mit	130,388	Tonnen Last.

Die Zahl der zu diesem Handel verwandten Seeleute beträgt gegen 15,000.

Was den Werth der Insel betrifft, so schätzte Colquhoun denselben für 1812 auf 58,125,298 Pfund Sterling, Bridges für 1826 auf 60,200,000 Pfund Sterling und Montg. Martin für 1834 auf 44,900,000 Pfd. St., sagt aber selbst, daß diese Schätzung zu gering sei [58]).

Der directe Verkehr zwischen Jamaica und Großbritannien wird durch zwei Packetboote unterhalten, wovon jedes die Reise innerhalb eines Monats einmal zurücklegt. Das erste verläßt Falmouth (in England) am Sonnabend nach der ersten Mittwoche, berührt Barbados, St. Vincents und Grenada, legt dann bei Portroyal an, verweilt hier zwei Tage, segelt dann nach Carthagena, wo es die am 25. jedes Monats von Bogota abgefertigte Briefpost abwartet, und kehrt endlich über Portroyal und die Crooked Islands (Archipel der Bahamas) nach Falmouth zurück. Das zweite verläßt den letztgenannten Hafen am Sonnabend nach der dritten Mittwoche, und geht auf der Höhe von Jacmell vor Anker, um Briefe nach St. Domingo (auf Hayti) zu befördern. In Portroyal verweilt es zwei Tage und segelt von hier über Belize (Honduras), Tampico, Vera Cruz und Havaña nach Falmouth zurück.

Die Urbewohner Jamaica's waren den Berichten Peter Martyr's zufolge von demselben sanften und weichlichen Menschenstamme, der auch die Bahamas, Cuba, Hayti und Porto Rico bewohnte [59]), und welcher ganz verschieden von den wilden und tapfern Karaiben war, welche die kleinen Antillen inne hatten. Dies milde Volk wurde von den Spaniern durch Niedermetzeln, Sklavenarbeit und Hetzen mit Hunden ausgerottet, und Sloane sah noch im J. 1688 viele ihrer Gebeine [60]) in den Höhlen der Insel, wohin sie sich aus Furcht vor ihren grausamen Herren geflüchtet hatten. Zur Zeit der Eroberung durch die Briten bestand die Population Jamaica's aus 1500 Spaniern und Portugiesen und ebenso vielen Mulatten und Negersklaven; die höhere Classe zählte nur acht Familien, welche die Südseite der Insel unter sich in acht hatos oder Districte getheilt hatten, während die Nordseite derselben seit 50 Jahren der Verwilderung überlassen war. Diese ganze Population flüchtete nun vor den Engländern in die Gebirge, wo sie nach wenigen Jahren zum Theil ausgerottet wurde, zum Theil auch die Erlaubniß zum Auswandern erhielt. Da das Wenige, was wir von der ältern Geschichte der Insel wissen, nicht ohne Interesse sein kann, so dürfte es hier an der Stelle sein, die Namen und die Lage der spanischen Niederlassungen anzugeben, welche oft von den spanischen Historikern genannt werden. Es sind nach Madden (Vol. II. p. 27 und 28).

Sevilla nueva,	— südöstlich der Mammenbai
Melilla, . . .	— Port Maria.
Oristan, . . .	— Bluefieldsbai.
St. Jago de la Vega,	— Spanishtown.
Caguaya, . . .	— Port Royal.
St. Gloria, . .	— St. Anne's Bai.
Port Esquivel, .	— Old Harbour.

Sevilla Nueva war die erste Capitale Jamaica's von 1510 bis 1512 auf der Stelle eines Indianerdorfs gegründet, wo jetzt die Pflanzung Sevilla liegt. Sloane sah ihre Ruinen im J. 1688, und fand über dem Thore der Abtei eine Inscription mit dem Namen Peter Martyr's darunter; allein obgleich dieser berühmte Historiker Abt an der Kathedrale zu Sevilla nueva war, ist er doch nie nach Jamaica gekommen (*Madden* II. p. 27), wie Sloane glaubt. Als Penn die Insel eroberte, waren die Ruinen Sevilla's schon mit Gebüsch überwachsen; sie hat überhaupt nicht über 90 Jahre gestanden und war schon lange vor Ankunft der Engländer von den Spaniern verlassen worden, welche statt ihrer die neue Capitale St. Jago de la Vega in der Ebene von Liguanea gegründet hatten [61]) (vergl. oben).

Cromwell colonisirte zwar die Insel durch Auswanderer aus England, allein er betrachtete sie auch als Ver-

57) Für den Centner Zucker wird 1 Pfd. 4 Schillinge, für die Gallone Rum 9 Schillinge, für das Pfd. Piment 6 Denar an Zollgebühren bei der Einfuhr in Großbritannien und Irland entrichtet. 58) *Montg. Martin*, II. p. 204, 205.

59) Balbi hält ihre Sprache verwandt mit der Mayasprache auf Yucatan. 60) Sloane a. a. O. in der Einleitung. 61) St. Jago de la Vega gedieh besser als Sevilla Nueva, denn im J. 1655 zählte sie nicht weniger denn 1700 Häuser, zwei Kirchen, zwei Kapellen und eine Abtei. (Cf. *Brown* p. 8.)

bannungsort, wohin er nicht nur Verbrecher, sondern auch ihm feindlich Gesinnte Royalisten, rebellische Soldaten rc. schickte; kriegsgefangene Iren verkaufte er als Sklaven hierher. Erst unter der Restauration gelangte die Colonie zur Ordnung, erhielt nun eigene Regierung und eigene Gesetze, und im J. 1664 konnte das Haus der Repräsentanten seine erste Sitzung halten.

Die heutige Population der Insel besteht aus Weißen, freien Farbigen und Negern, ehemaligen Sklaven, welche bis zum J. 1840 dem sogenannten Lehrlingssysteme (siehe unten) unterworfen sind, von da ab aber ebenfalls gänzlich frei werden.

Die Weißen bilden den kleinsten Theil der Bevölkerung, allein sie sind die Herren und Eigenthümer der Ländereien und theilen sich in solche, welche in Europa selbst geboren sind, und in Creolen, welche in Jamaica von europäischen Ältern geboren sind. Nur wenige von ihnen, besonders von den erstern, betrachten die Insel als ihre Heimath, sondern als ein freiwilliges Exil, welches sie, wenn sie Vermögen genug erworben haben, um in Europa gemächlich leben zu können, verlassen[62]). Daher wird die weiße Population Jamaica's größtentheils durch Einwanderung aus Europa ersetzt. Sie besteht aber eigentlich aus folgenden Elementen: 1) Engländern, Schotten und Iren; 2) Creolen; 3) französischen Emigranten aus Hayti; 4) spanischen Colonisten von der Terra firma; 5) teutschen Einwanderern, welche vor Kurzem als Plantagen-Arbeiter dorthin emigrirten, deren Zahl jedoch nur 65 betrug; und 6) Juden.

Die Engländer, Schotten und Iren vergessen hier bald ihren alten Hader und amalgamiren sich gut genug mit einander. Die Creolen bilden eine sehr zahlreiche Classe; viele unter ihnen haben die Insel nie verlassen, die meisten Ämter sind in ihren Händen. Ihre Töchter werden fast sämmtlich in Europa erzogen, daher ist das weibliche Geschlecht dem männlichen hier in Sittenverfeinerung überlegen. Die Mängel im Charakter der Creolen werden durch ihre Tugenden mehr als aufgewogen. Wenn sie auch leicht zum Zorne gereizt werden, so sind sie doch weit mehr zur Güte und Großmuth geneigt; wenn sie beleidigt Teufel werden, so sind sie doch bieder und ehrlich gegen ihre Feinde, und ihren Freunden sind sie treuer, als dies bei andern Völkern gewöhnlich stattfindet. Das weibliche Geschlecht ist schön, und zeichnet sich durch schöne, große und schmachtende Augen aus. Es lebt sehr zurückgezogen und keine Frauen der Erde sollen bessere Gattinnen und bessere Mütter sein als diese Creolinnen.

Die französischen Emigranten aus Hayti bilden eine sehr achtbare und industriöse Volksclasse, denen unter ihnen, welche in Kingston wohnen, gehören fast ausschließlich die Gärten um diese Stadt, und diese Gärten sind reich an den ausgesuchtesten Früchten. Viele dieser Emigranten stammen von vornehmen französischen Familien ab, doch bleibt ihnen nichts als ihre Vorurtheile und ihre Sorgen.

Die spanischen Colonisten scheinen auf Kingston beschränkt zu sein; sie stammen vorzüglich von denjenigen ab, welche vormals einen blühenden Handel mit Jamaica unterhielten, zur Zeit nämlich, als während des letzten Krieges Kingston der Mittelpunkt des Handels mit den verschiedenen Häfen des stillen Oceans und des mexicanischen Golfs war. Der Nutzen, sagt Madden, welchen Jamaica von diesem Handel zog, ist unberechenbar, aber er existirt nicht mehr, und die meisten spanischen Kaufleute, welche jetzt in Kingston wohnen, würden, wenn der Schleichhandel aufhörte und der Sklavenhandel auf Cuba abgeschafft würde, Jamaica bald verlassen[63]).

Von dem Schicksale der vor einigen Jahren in Jamaica eingewanderten Teutschen erfährt man durch Madden, daß sie sich bei dem Plantagenbaue nicht gefielen, und Zuflucht in und um Kingston gesucht haben (*Madden* I. p. 216).

Die Juden auf Jamaica sind theils britische, theils teutsche, spanische und portugiesische. Die ersten Juden kamen unter dem leeren Vorwande hierher, den englischen Colonisten die Goldgruben zu zeigen, welche der Angabe nach von den Spaniern ausgebeutet worden sein sollten, und im J. 1681 war ihr Andrang so groß, daß er den Colonisten Besorgnisse erregte, und diese auf die Expulsion derselben antrugen. Statt dessen aber erhielten die Juden im J. 1684 Erlaubniß Synagogen bauen zu dürfen, aber die Theilnahme an der Wahlfreiheit wurde ihnen erst sehr spät zugestanden. Überhaupt haben sie aber in Jamaica stets weit größerer Rechte genossen als irgendwo im britischen Reiche. Einige von ihnen gehören zu den achtbarsten und wohlhabendsten Kaufleuten in Kingston, aber viele sind arm. In Kingston, wo sie sehr zahlreich sind, haben sie kein Bethaus, welches den Namen einer Synagoge verdiente, wohl aber haben sie eine solche in Spanishtown, obgleich sie dort an Zahl weit geringer sind.

Die freien Farbigen, Abkömmlinge von Weißen und Negern, waren bis vor 23 Jahren eine sehr unterdrückte Volksclasse; sie wurden nicht einmal zu dem Amte eines Constablers zugelassen, durften nicht über 2000 Pfd. Sterling Werth und Eigenthum besitzen, und konnten in Criminalfällen kein Zeugniß ablegen. Seitdem aber haben sie alle Rechte der Weißen erhalten. Sie gehören übrigens zu den stärksten und begabtesten Menschen, und ihre Treue und Redlichkeit ist unbestechlich. Obgleich sie den Collectivnamen Mulatten führen, theilt man sie doch in mehre Classen, worunter folgende die wichtigsten sind: 1) Sambos oder Abkömmlinge von Negerinnen und Mulatten; 2) Mulatten oder Abkömmlinge von Negerinnen und weißen Männern; 3) Quarterons oder Abkömmlinge von Mulattinnen und weißen Männern, und 4) Mestizen oder Abkömmlinge von Quarteronen und weißen Männern. Der Sohn einer Mestize und eines Weißen ist kein Farbiger mehr, und war deshalb von jeher gesetzlich frei.

Die schwarze Population der Insel besteht aus in

62) Wie dies in Westindien überhaupt der Fall ist.

63) *Madden* l. c. I. p. 104. 105.

Afrika geborenen Negern und deren Nachkommen, welche in Jamaica das Licht der Welt erblickten. Die in Afrika Gebornen geriethen in Sklaverei, entweder als Kriegsgefangene oder als Strafe für vergangene Verbrechen in dieselbe verkauft, oder von Sklavenhändlern gestohlen, oder endlich den letztern von britischen Schiffen abgenommen. Ihrer Abstammung nach sind sie Mandingos, Coromantis, Whidas, Eboes, Congos und Angolas, nach der Beschäftigung aber, welche ihnen zugetheilt ist, hießen sie bisher Hausneger (Non-Predials), welche als Bedienten in dem Hause ihrer Herren Dienste leisteten, und Feldneger (Predials) oder in den Plantagen arbeitende. Zu Folge der seit dem 1. August 1834 in Kraft getretenen Sklavenemancipationsbill ist nun die Sklaverei in allen britischen Colonien aufgehoben und dagegen das Lehrlingssystem (Apprenticeship) eingeführt worden. Dies besteht darin, daß die ehemaligen Negersklaven, jetzigen Lehrlinge (Apprentices) ihrem Herrn noch einige Jahre unentgeltlich Dienste leisten, und zwar die Hausneger vier Jahre lang (vom 1. August 1834 an gerechnet), während welcher sie gegen Kleidung und Beköstigung alle Stunden des Tages dem Dienste ihrer Herren widmen müssen. Die Feldneger dagegen sind gehalten, ihren Herren noch sechs Jahre lang als angenommene Arbeiter Dienste zu leisten, doch nur während $40\frac{1}{2}$ Stunden in jeder Woche, wobei der Sonnabend und Sonntag zu ihrer Disposition bleibt. Für Alles, was sie über diese $40\frac{1}{2}$ Stunden thun, bekommen sie den Lohn, über welchen sie mit ihren Herren übereingekommen sind. Sie können nur von Magistratspersonen bestraft werden, erhalten von ihren Herren Kleidung und Land zum Anbaue, und in Krankheitsfällen muß derselbe für ihre ärztliche Behandlung sorgen. Mit dem 1. August des Jahres 1840 hört auch dieses Lehrlingssystem auf, und sie sind von da an gänzlich frei. Sind sie jedoch im Stande, ihre Herren durch Geld zu entschädigen, so tritt die völlige Freiheit sogleich bei Erlegung der Entschädigungssumme ein. Bis zum 3. August 1836 hatten die Neger bereits 34,000 Pfund Sterling zusammengebracht, um 100 der Ihrigen von der Lehrlingspflicht zu entbinden[64]), von den guten Folgen aber, welche die Emancipation der Sklaven bereits in Jamaica hervorgebracht hat, zeigt folgendes Schreiben aus Kingston vom 31. Decbr. 1835, an Spiker's Correspondenten in London[65]).

„Unmöglich können Sie sich einen Begriff von der Verbesserung und Veränderung in dieser Colonie machen, seitdem ich sie vor kaum acht Jahren verlassen habe. Die erste angenehme Veränderung war die der gänzlichen Aufhebung des Kastenunterschiedes. In einem und demselben Kirchstuhle habe ich Personen jeden Ranges und an einem und demselben Altartische Leute von allen Classen und Farben gesehen, und glaube behaupten zu können, daß die Feier des Sonntages in Kingston ebenso wol, und vielleicht noch strenger, als in England, beobachtet wird. Sodann ist statt der Peitsche in den Händen des Treibers, an einigen Orten der Neger-Constabel mit seiner blauen Jacke und rothen Aufschlägen zu sehen, wie er die Aufsicht über die Arbeiter führt, und itzt das Lustige: „wie geht es, Massa (Herr)?" der Leute, ohne Beimischung des unangenehmen Gefühls aus der frühern Zeit zu hören, ist meinem Ohre die angenehmste Musik, die ich je vernommen habe. Und wie verändert habe ich in meinen Gesprächen mit den Pflanzern deren Ton gefunden! Auf mehren Pflanzungen habe ich davon reden hören, daß man die Dienste der besoldeten Magistrate durchaus nicht bedurfte, und auf andern, daß man eine ungleich größere Ernte gehabt habe, als unter dem alten System."

Ein neuerer genauer Census der Bevölkerung Jamaica's existirt nicht[66]); Montgomery Martin schätzt ihre Zahl für 1834 auf 400,000, wonach auf jede geographische Quadratmeile 1332 Individuen kommen würden. Die wahrscheinliche Bewegung der Population der Insel seit ihrer Colonisation durch die Engländer bis zum J. 1833, läßt sich einigermaßen aus folgender Tabelle entnehmen, obgleich bei einigen Jahren die Zahl der Weißen und freien Farbigen, bei allen aber die der freigelassenen Neger fehlt.

Volkszahl von Jamaica zu verschiedenen Zeiten[67]).

Jahr.	Weiße.	Freie Farbige.	Negersklaven.	Summe.
1658	4500	—	1400	5900
1670	7500	—	8000	15500
1698	7365	—	40000	47365
1734	7644	—	86146	93790
1746	10000	—	112428	122428
1768	17947	—	176914	
1775	18500	3700	190914	
1783	23000	4093	256000	
1800	—	—	300909	
1801	—	—	307094	
1806	—	—	312341	
1811	—	—	326830	
1815	28000	15000	313814	
1817	—	—	346150	
1829	—	—	322421	
1833	35000	—	302632	

Die folgende Übersicht nach von Montgomery Martin's mitgetheilten Nachrichten (s. die Tabellen auf S. 189 und 190 im zweiten Bande seines Werks) zusammengetragen, zeigt, obgleich sie unvollständig ist, doch einigermaßen die Vertheilung des bebauten Landes und der Bevölkerung im Jahre 1828. Die mit einem * bezeichneten Zahlen gelten aber für das Jahr 1833.

64) Spiker's Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, Jahrgang 1836. Nr. 202. 65) Dieselben Nachrichten, Jahrg. 1836. Nr. 87.

66) Nur die Negersklaven sind stets regelmäßig gezählt worden. 67) Diese Tabelle ist nach Montgomery Martin's Angaben und einigen andern Nachrichten zusammengestellt.

Übersicht

der Vertheilung des bebauten Landes und der Bevölkerung von Jamaica für das Jahr 1828.

Grafschaft und Kirchspiel.	Areal des cultivirt. Landes □ Meil.	Bevölkerung.			
		Weiße.	Freie Farbige.	Neger-Sklaven.	Summe.
1) Surrey.					
Kingston . .	0,27	—		5265	35000
Port Royal .	1,91	316	723	6904	7943
St. Andrew .	5,83			13545*	14584
St. Thomas in the East .	9,74	500	800	24500	25800
St. David .	3,37	150	263	7669	8082
Portland . .	0,99	110	150	5331	5591
St. George .	6,61	131	502	12781	13414
2) Middlesex.					
St. Katharine	4,77			7507*	
St. Thomas in the Vale .	5,86			10733*	
St. John . .	4,56			5985*	
St. Dorothy .	2,95	150	400	4700	
Vere . . .	1,99	139	210	7800	
Clarendon . .	13,53			16156*	
Manchester .	12,53			19304*	21000
St. Anne . .	17,94			24821*	
St. Mary .	9,00	583	1190	25000	26673
3) Cornwall.					
Hanover . .	8,51	610	970	21826*	22451
Trelawney .	12,43	900	1600	22451	24000
St. Elizabeth	15,13	757	1918	19499	22114
St. James .	10,70			22019	
Westmoreland	12,67	670	1050	22000	33400

Aus dieser Tabelle ersieht man, daß die Insel in drei Grafschaften getheilt ist, welche zusammen 21 größtentheils sehr ausgedehnte Kirchspiele enthalten. In letztern sind die sechs Städte, 27 Dörfer und nicht bekannte Zahl der Plantagen ꝛc. vertheilt. Die Städte sind: Spanishtown, mit vielen schönen Gebäuden in castilischem Styl geziert, Kingston, Portroyal, Savanna la Mar, Montegobai und Falmouth, außer Spanishtown alle mit guten Häfen; unter den Dörfern aber sind Port Morant, Morant Bai, Port Antonio, Lucea und andere ebenfalls wegen ihrer trefflichen Häfen merkwürdig.

Die herrschende Kirche ist bei völliger Glaubensfreiheit die anglikanisch-reformirte und steht unter dem Bischofe von Jamaica, zu dessen Sprengel auch die Bahamas und die Colonie Honduras gehören. Außerdem zählt sie noch einen Archidiakonus und überhaupt 57 Geistliche, worunter 21 Pfarrer (Rectoren, für jedes Kirchspiel einen), deren Pflicht es ist, jeden Sonntag eine bestimmte Zeit auf den Unterricht derjenigen Farbigen und Neger zu verwenden, welche die Taufe verlangen. Die Presbyterianer haben vier, die Wesleyaner etwa 24, die Baptisten 16, die mährischen Brüder acht Geistliche.

Die Erziehung verbreitet sich jetzt schnell unter dem Schutze der Regierung der Insel und von Privatleuten; im J. 1831 waren im Budget der Insel auch 10,000 Pfd. Sterling für Freischulen aufgeführt. Im J. 1827 zählte man bereits 3700 Schüler, und seit der Zeit ist die Zahl derselben bedeutend gewachsen. Man hat auf der Insel sechs gut redigirte Zeitungen, worin sich weniger Parteigeist ausspricht als in den englischen. Auch erscheint jährlich ein Almanach, der aber noch Vieles zu wünschen übrig läßt, und seit Kurzem auch ein physikalisches Journal.

An der Spitze der Regierung steht ein Gouverneur mit dem Titel Excellenz, welcher von der Krone ernannt wird; er theilt mit dem Staatsrathe von zwölf Mitgliedern (dem Oberhause), welche gewöhnlich auch von der Krone aus den achtbarsten Colonisten gewählt werden, und der Assembly (dem Unterhause) von 45 Mitgliedern, die gesetzgebende Gewalt. Diese letztern bestehen aus den 42 Deputirten der Kirchspiele (jedes Kirchspiel wählt deren zwei) und den drei Deputirten der Städte Spanishtown, Kingston und Portroyal, wovon jeder 300 Pfd. St. Einkünfte von seinem Landeigenthume, oder 3000 Pfd. St. Vermögen auf der Insel besitzen muß, mag er übrigens Weißer oder Farbiger sein.

Der Gouverneur ist mit der höchsten Civil- und Militairgewalt bekleidet, er vergibt alle Stellen, deren Besetzung der König oder dessen Minister sich nicht vorbehalten haben, und bei seiner Abwesenheit oder seinem Tode wird seine Stelle durch den Lieutenant-Gouverneur vertreten, wenn ein solcher vorhanden ist, wenn nicht, so geschieht dies durch das älteste Mitglied des Staatsrathes. Der Gouverneur präsidirt in dem Appellationsgerichte, kann Mitglieder des Staatsrathes suspendiren oder absetzen und andere an deren Stelle ernennen; er kann die Versammlung berufen, vertagen und aufheben. Alle Bills der Generalversammlung gelten als Gesetze, sobald sie vom Gouverneur bestätigt sind. Doch hat sich der König das Recht der Verwerfung vorbehalten, bis sie aber vom Könige gemisbilligt sind, bleiben die Gesetze gültig. Der oberste Gerichtshof, das Appellationsgericht, hat seinen Sitz zu Spanishtown, wo auch der Sitz der Regierung ist. Der Oberrichter wird von der Regierung in England, die Richter Assistenten aber entweder von den Ministern des Königs oder von dem Gouverneur ernannt. Übrigens sind die Gerichtshöfe wie die in England eingerichtet. Jedes Kirchspiel steht unter der Regierung eines Obermagistrats oder Custos Rotulorum und einer Richterbank, die jeden Monat Friedensgerichtssitzungen und Sitzungen zur Entscheidung gemeiner Rechtshändel bis zu 20 Pfd. Sterling an Werth hält. Schulden, die nicht 40 Schillinge übersteigen, werden durch einen einzigen Richter entschieden. Auch bildet der Custos Rotulorum mit zwei andern Richtern, nebst dem Pfarrer und zehn Kirchspielsvorstehern, die von den Landeigenthümern gewählt werden, die Kirchspielsversammlung.

Die Besatzung der Insel besteht aus fünf Regimentern Infanterie und einem Artilleriecorps, zusammen etwa 3000 Mann stark. Außerdem besteht eine aus den Ein-

wohnern gebildete Miliz, zu der alle Weißen vom 15. bis 60. Jahre eingeschrieben sind und die 18,000 Mann stark ist. Sie hat in Zeiten der Gefahr von Außen oder bei den häufigen Empörungen der Sklaven die trefflichsten Dienste geleistet. In solchen Fällen kann der Gouverneur die ganze Insel in Kriegszustand versetzen und Jedermann ist dann den Kriegsartikeln unterworfen.

Eine Dependenz von Jamaica bilden die drei kleinen caymanischen Inseln (las Tortugas des Columbus) Großcayman, Caymanbrac und Kleincayman, unter 19° 20′ nördl. Br., 30 bis 40 Seemeilen nordnordwestlich von Point Negril auf Jamaica und so gelegen, daß Großcayman die entlegenere ist, die andern aber nur fünf Meilen von einander entfernt sind. Großcayman hat ein Areal von 1000 Acres und ist $1\frac{1}{2}$ engl. Meilen lang und eine breit. Diese Inseln waren bei der Eroberung Jamaica's durch die Engländer unbewohnt; sie haben ein sehr gesundes Klima, doch ist nur Großcayman allein bevölkert und zählt etwa 1600 Einwohner, Nachkommen von englischen Buccaniern, die ihre Friedensrichter aus Jamaica erhalten, ihre übrigen Vorgesetzten aber selbst wählen. Sie sind vortreffliche Lootsen und Seeleute und fangen viele Schildkröten, die jährlich in unzählbaren Scharen aus der Hondurasbai hierher kommen, um ihre Eier in den Sand der niedrigen Küsten dieser Inseln zu legen. (*Klaehn.*)

JAMAICA 1) eine Stadt (Stadtgebiet, township) auf der zum nordamerikanischen Freistaate New-York gehörigen Insel Longisland, und zwar in deren Mitte, in der Grafschaft Queens, drei teutsche Meilen östlich von der Hauptstadt New-York gelegen. Der Ort hat eine presbyterianische, eine bischöfliche und eine holländisch-reformirte Kirche, eine Akademie, ein Postamt und gegen 3000 Einwohner. 2) Ein Stadtgebiet (township) in der Grafschaft Windham, im nordamerikanischen Freistaate Vermont, hat gegen 1200 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

Jamaicaholz, s. Campecheholz.

JAMAICIN. Mit diesem unpassenden Namen hat Hüttenschmidt ein vegetabilisches Alkaloid belegt, welches er in der Rinde der Geoffroya jamaicensis auffand. (Dissertatio inaug. chem. sistens analysin chem. cort. Geoff. jam. etc. auct. *G. F. Hüttenschmidt* (Heidelb. 1824). Um diesen Stoff zu erhalten, zieht man das geistige Extract der Rinde mit Wasser aus, fällt durch essigsaures Bleioxyd, entfernt das in der abfiltrirten Flüssigkeit im Überschuß befindliche Bleioxyd durch Schwefelwasserstoff, und schlägt nun das in der Auflösung enthaltene essigsaure Jamaicin durch Schwefelsäure nieder. Die erhaltene Fällung, welche aus schwefelsaurem Jamaicin besteht, wird mit Wasser vermischt, und durch kohlensauren Baryt zerlegt. Das Alkaloid krystallisirt dann beim Verdunsten der wässerigen Auflösung in gelben, durchsichtigen, luftbeständigen, geruchlosen quadratischen Tafeln, von bitterm Geschmacke. Bei geringem Erhitzen schmilzt die Substanz, und wird dann unter Ausgabe ammoniakalischer Dämpfe und Zurücklassung von Kohle zersetzt; bei Zutritt der Luft verbrennt sie; ihre Auflösung in Wasser oder Weingeist wird durch Chlor rothbraun gefärbt. Die Salze dieses Stoffes reagiren sauer, besitzen einen bittern Geschmack, und sind zum Theil auflöslich. Das schwefelsaure Jamaicin krystallisirt in gelblichen Nadeln; das essigsaure und kleesaure läßt sich ebenfalls krystallisirt erhalten, schwieriger das salzsaure, phosphorsaure und salpetersaure.

Die Untersuchung dieser Substanz verdiente wiederholt zu werden. (*Bunsen.*)

Jamaisoit, Landschaft in Japan (siehe den Artikel Niphon.

Jamaloga, s. unter Dharma.

Jamamah, s. Jemamah.

Jaman, s. Jemen.

JAMAN, DENT DE, (teutsch Sommen). Ein zur Kalkformation gehöriger Berg auf der Grenze der Cantone Freiburg und Wadt, über welchen von Vevey und Montreux im Wadtlande ein an prachtvollen Aussichten reicher Weg 4572 Fuß über die Oberfläche des Meeres nach Montbovon im freiburgischen Sanenlande führt. Von der obersten Höhe des Weges oder dem Col erhebt sich die eigentliche Dent de Jaman noch sehr steil; ihre Spitze kann aber in einer Stunde erstiegen werden und bietet eine ausgebreitete Fernsicht dar über den ganzen Genfersee, nach Savoyen, dem untern Wallis, dem Wadtlande und dem Neufchatellersee. (*Escher.*)

JAMANDAGA, d. i. Ziegengesicht, eine der acht furchtbaren Burchanen (s. d. Art.), welche, wie P. S. Pallas berichtet[1]), von den Mongolen unter dem Namen Naiman Dokschot verehrt werden. Er gilt als Emanation des Mansuschari, welcher Gefährte des Schagemuni (Budha) war. Das Nähere s. unter dem Collectivartikel Naiman Dokschot. (*R.*)

Jamapura, Jamas (Yamas), Jamatanmarasa, s. unter Dharma.

Jamatfuro, Landschaft in Japan (s. den Artikel Niphon.

JAMATO ist einer der vielen einheimischen Namen Japans und heißt so viel als Gebirgsland. Auch ist Jamato der Name eines Districtes des Kreises Gokinai oder des Landes innerhalb der fünf Residenzen. Vergl. den Artikel Japan. (*C. F. Neumann.*)

Jamatologie, s. Heilmittellehre.

Jamatto, s. Jamato und Japan.

Jamavas (indische Taffete), s. Taffet.

JAMBA. Eine von den sonst weiter nicht bekannten Städten in Chaldäa, welche Ptolemäus 5, 20 aufzählt. Zuerst nennt er Sorthiba, darauf folgt Jamba, nachher kommt Rhagia. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JAMBARA, ein Reich im südöstlichen Theile von Afrika, und nordöstlich von dem großen Flusse Zambezi gelegen. Von diesem Lande ist uns bei der noch so sehr mangelhaften Kenntniß des südöstlichen Theiles von Afrika nur sein Name, und so viel bekannt, daß es reich sein soll an Elfenbein; eine genauere Angabe seiner Lage ist daher auch vor der Hand nicht möglich. (*J. C. Schmidt.*)

Jambe, 1) s. Metrik. 2) Myth. s. Demeter.

---

1) Sammlung histor. Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften 2. Thl. S. 95 fg.

JAMBE. Nach Plinius H. N. VI, 33 eine sonst weiter nicht bekannte Insel des arabischen Meerbusens. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jambelegos, s. Metrik.

Jambhu, s. Jamboe.

JAMBIA VICUS. Nach Ptolemäus 5, 17 war *Ἰαμβία Κώμη* ein Flecken in dem glücklichen Arabien an der Küste des arabischen Meerbusens. Die Umwohner werden von ihm Arsá genannt. Ältere Geographen, wie Diodorus und Strabon, setzen an diese Stelle den Hafen Charmuthas, was mit der jetzigen Hafenstadt Janbo oder Jambo (Berenike an der afrikanischen Küste gegenüber) zusammenfällt; woraus man ersieht, daß Ptolemäus, welcher den Namen Charmuthas nicht kennt, schon den neuern Namen kannte. Da nun nach Mannert das von dem unbekannten Verfasser des Periplus des erythräischen Meeres in dem Nordosten dieses Meerbusens genannte *Λευκὴ Κώμη* oder der weiße Flecken nichts anderes ist, als das heutige Jambo, so würde ein und derselbe Ort drei verschiedene Namen bei den alten Geographen führen. Nur fragt es sich noch, ob Strabon, welcher im 16. Buche s. Geogr. bei der Darstellung Arabiens und des arabischen Meerbusens sowol Charmuthas, als auch *Λευκὴ Κώμη* erwähnt, selbige an einem und demselben Orte gedacht hat. Wäre dieses der Fall, so würde dieser durch die von Strabon a. a. O. umständlich erzählte Expedition des Cornelius Gallus, welcher vom Kaiser Augustus Arabien zu untersuchen abgeschickt wurde, berühmt sein. Denn Gallus fuhr von Kleopatris, etwas südlich von Suez, innerhalb 15 Tagen mit einer ansehnlichen Flotte bis *Λευκὴ Κώμη*. In neuern Zeiten kam auch der bekannte Reisebeschreiber Carsten Niebuhr dahin, und hielt sich kurze Zeit daselbst auf. Vergl. Reisebesch. nach Arab. 1, S. 266. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JAMBLICHOS, 1) J. aus Chalkis in Cölesyrien [1]), einer der berühmtesten Neuplatoniker, Schüler des Porphyrios. Über sein Leben ist uns von seinem Biographen Eunapios [2]) nur Dürftiges und Unsicheres, zum Theil Mährchenhaftes überliefert. Aus einer angesehenen und reichen syrischen Familie stammend [3]), gab er sich zuerst mit vielem Eifer dem Unterrichte des Anatolios [4]), eines sehr angesehenen Schülers des Porphyrios, hin, von welchem er sich dann zum Porphyrios selbst wandte, der nach dem Tode des Plotinos (270 nach Chr.) und einem längern Aufenthalte in Sicilien, die neuplatonische Schule zu Rom fortsetzte. Aus diesem, nicht wohl zu bezweifelnden persönlichen Verhältnisse des Jamblichos zu jenem großen Lehrer geht hervor, daß seine Wirksamkeit größtentheils in die Zeit Constantin's des Großen zu setzen ist [5]), womit auch die Angabe bei Suidas [6]) übereinstimmt; ebenso läßt sich aus einer andern Nachricht bei Eunapios schließen, daß er noch vor Constantin's Tode, also etwa um 333, gestorben sei [7]). Ohne Zweifel ist es daher ein jüngerer, gleichnamiger Philosoph derselben Schule, aus Apamea, wahrscheinlich ein Neffe unseres Chalcidensers [8]), welchen der Imperator Julianus seiner vertrauten Freundschaft würdigte, und in seinen Briefen mit den übertriebensten Lobeserhebungen feierte [9]). Wenn aber jener Imperator in seinen Reden bekennt [10]), daß er dem Chalcidenser Jamblichos, den er dem Platon vollkommen zur Seite stellt, seine Einweihung in das höhere Wissen verdanke, so müssen wir dies auf das Studium seiner Schriften beziehen, die damals für eine Hauptquelle des reinen Platonismus galten; nicht aber darf daraus gefolgert werden, daß Julianus selbst den Jamblichos gehört habe, was mit den oben gegebenen, am meisten beglaubigten Zeitbestimmungen sich auf keine Weise vereinigen läßt [11]). Von Rom zurückgekehrt trat er in Syrien [12]) lehrend auf, um das Werk seines Meisters fortzusetzen und in weitern Kreisen zu verbreiten, und bald sammelten sich um ihn, durch den Ruf seines Namens angezogen, zahlreiche Schüler aus allen Landen, unter denen später als die bedeutendsten Sopatros von Syrien [13]), Ädesios [14]),

1) Nicht mit einem andern syrischen Chalkis zu verwechseln; cf. *Relandi* Palaestina I. c. 48. p. 815. 2) *Eunapius* de vitis philosophorum et sophistarum, gr. et lat. ed. *Hadr. Junius* (Antv. 1568.), *H. Commelinus* (Heidelb. 1596). Das Leben des Jamblichos nebst der Übersetzung von Junius vor dem *λόγος περὶ μυστηρίων* von Th. Gale. In allen seinen Lebensbeschreibungen zeigt sich Eunapius durchaus unkritisch und in der Darstellung höchst oberflächlich und charakterlos. 3) Der Name scheint besonders syrischen Vornehmen eigen gewesen zu sein; so erscheint schon im Stamme Simeon ein Phylarch ימלך 1 Chron. IV, 34. Eines gleichnamigen Phylarchen eines arabischen Stammes erwähnt *Cic.* ad Fam. XV, 1. 4) Dieser Anatolios ist nicht zu verwechseln mit dem ältern Peripatetiker zu Alexandrien, der später, zum Christenthum übergetreten, Bischof von Laodicea wurde; cf. *Valesius* annot. ad *Euseb.* p. 158.

5) Aus der Angabe des Porphyrios, vita *Plotini* c. 4., daß er im 30. Jahre zu Plotinos gekommen sei, im zehnten Regierungsjahre des Galienus, folgt, daß er 233 geboren sein muß; da er nun im 68. Lebensjahre (vita Plot. c. 23) in der Ekstase gewesen zu sein sich rühmt, so kann er nicht füglich vor 304 gestorben sein; ein höheres Alter aber anzunehmen, würde mit der, freilich ungenauen, Angabe des Suidas nicht übereinstimmen, daß er nur bis auf die Zeit des Diokletian gelebt habe. 6) *Suid.* s. v. *Ἰάμβλιχος*. 7) Wenn nämlich Sopatros, einer der namhaftesten Schüler des Jamblichos, wirklich in Byzanz auf Constantin's Befehl hingerichtet ist, wie Eunapios in dem Leben des Ädesios berichtet, und auch bei Suidas (III. p. 354. K.) angeführt wird, so würde wahrscheinlich dies doch erst nach Jamblichos' Tode geschehen sein, der die Veranlassung wurde, daß seine Schüler sich in das ganze römische Reich zerstreuten; *Eunap.* vita Jambl. extr. 8) Dies scheint hervorzugehen aus einem Briefe des Libanios an den jüngern Jamblichos, bei *Christ. Wolf*, Epp. Libanii (Amstelod. 1738. fol.) p. 509. 9) Er vergleicht ihn unter andern mit Pindar und Homer; epist. 34. 40. 10) *Julian.* oratt. IV, worin vieles aus Jamblichos entlehnt ist. 11) Julianus (gest. 362), der im 32. Jahre starb, kann den ältern Jamblichos, auch wenn wir die Note 7. bemerkte Combination nicht für zwingend halten, wol nicht gekannt, geschweige denn gehört haben. 12) Wo? verschweigt uns Eunapios; selbst daß er in Syrien gelehrt, kann nur aus seinem jährlich wiederholten Besuche der berühmten Heilquellen (vergl. Note 21.) zu Gadara in Syrien geschlossen werden. 13) Dieser Sopatros, dessen Lebensende (s. Note 7) vom Eunapius sehr in's Große gemalt wird, indem er wegen seiner bedeutenden Geistesgaben der Günstling des Imperators gewesen, und dann als Opfer der Hofkabale gefallen sein soll, scheint wenigstens ein talentvoller, muthiger Mann gewesen, und, weil er zu kühn für den Platonismus in Byzanz auftrat, als Zauberer hingerichtet zu sein. 14) Cf. *Eunapii* vita Ae-

Eustathios von Kappadokien[15]) hervortraten. Ob er auch zu Alexandrien gelehrt habe, ist aus Eunapios nicht zu ersehen[16]); doch würde das Werk über die Mysterien, wenn wir es als echt annehmen dürfen, auf längern Aufenthalt in Ägypten mit Sicherheit schließen lassen. Mit seinen Schülern lebte er in heiterer Vertraulichkeit, ganz sich ihnen hingebend und durch die anregende Kraft seines Wortes und die Mäßigkeit und Frömmigkeit seines Wandels sie zur Nachfolge begeisternd. Nicht aber die Fülle des Wissens und die Tiefe der Erkenntniß war es, die ihm den meisten Ruhm erwarb, sondern der Glanz des Wunders, der ihn, gleich einem Apollonius von Tyana, umgab und ihm den Beinamen des Göttlichen oder Wunderbaren erwarb[17]), der Ruf, ein vertrauter, mit übernatürlichen Kräften ausgestatteter Freund der Götter, ein Mitwisser ihrer tiefsten Geheimnisse zu sein. Doch daß er geflissentlich darauf ausgegangen sei, die Menge durch vorgespiegelte Wunder zu täuschen, läßt sich aus den wenigen, überdies ziemlich phantasielosen Anekdoten, welche Eunapios selbst mit dem Tone des Zweifels vorträgt, auf keine Weise schließen; vielmehr soll er einer über ihn in Umlauf gebrachten Sage, daß er beim Beten mehr denn zehn Ellen hoch über der Erde geschwebt sei[18]) und Leib und Gewänder eine Goldfarbe angenommen hätten, gegen seine Schüler selbst auf das Bestimmteste widersprochen haben[19]). Daß er einst auf dem Rückwege nach der Stadt mitten im lebhaften Gespräche die gewöhnliche Straße als unrein verlassen habe, weil auf derselben eben ein Leichenzug gegangen sei, was nachher sich auch als richtig erwies, wurde schon damals von Vielen seinem besonders scharfen Geruche zugeschrieben[20]); eine andere Erzählung aber, daß er einst im Bade durch Zusammendrücken des Wassers mit der Hand und das Hermurmeln einiger Worte aus zwei Quellen, welche den Namen Eros und Anteros führten, die inwohnenden Genien hervorgelockt habe, jenen als einen Knaben mit blondem Haar und blendender Weiße der Haut, diesen mit dunklerm Haar, mag ihm, wegen seines Hanges zur Theurgie, angedichtet sein[21]). Neben ihm halte damals Alypios, ein scharfsinniger Dialektiker von zwerghaftem Körperbau, einen großen Zulauf von Schülern; da indessen der Unterricht desselben sich auf Unterredungen und Disputationen beschränkte, so gingen viele von ihm zum Jamblichos über, um, wie Eunapios sagt, aus dieser überfließenden Quelle ihren Durst zu stillen. Jamblichos, nachdem er den Mann näher kennen gelernt, fühlte bald für ihn, wegen seiner Geistesgaben und seiner großen Standhaftigkeit in traurigen Lebenserfahrungen, wahre Liebe und Hochachtung, und beschrieb sein Leben, aber in einer panegyrischen und wenig in den Charakter desselben eindringenden Weise[22]). Bald nach dem Tode des Alypios starb er selbst.

In den Lehren und Schriften des Jamblichos tritt es sofort als die bedeutendste Eigenthümlichkeit heraus, daß er die Grundsätze des Platonismus, die früher, wenn auch nicht völlig frei von orientalischen Elementen, im Wesentlichen doch in der Bahn der griechischen Geistesentwickelung geblieben waren, durch Aneignung orientalischer Glaubenssätze und Philosopheme dem Bewußtsein der Völker Vorderasiens näher zu bringen und so zugleich dem mächtig aufstrebenden und unter Constantin bereits herrschend gewordenen Christenthum einen letzten Damm entgegenzusetzen suchte. Wie indessen in jener wunderdürstenden Zeit des erbleichenden Heidenthums weniger überwiegende Geisteskraft, als der Ruf übernatürlicher Kenntnisse und Kräfte den Maßstab zur Würdigung der Philosophen abgab, so wurde auch Jamblichos aus diesen Gründen weit über Porphyrios gestellt[23]), obgleich ihm doch weder die speculativere Tiefe und Fülle des Plotinos, noch auch die nüchterne Klarheit des Porphyrios zuerkannt werden kann; vielmehr, wie seine Speculation unsicher und ohne Selbständigkeit und feste Haltung, dabei mit fremdartigen Elementen gemischt erscheint, so ist auch seine Darstellung, wie Eunapios selbst zugesteht[24]), und seine noch übrigen Schriften bestätigen, farb- und charakterlos, oft schleppend und ohne Anmuth und Klarheit.

Von seinen zahlreichen Schriften haben sich nur wenige, und wenn wir von dem ihm zugeschriebenen Werke über die Mysterien absehen, nicht eben die bedeutendsten erhalten. Das Meiste, was wir noch von ihm haben, gehört zu einem größern propädeutischen Werke, *περὶ Πυθαγόρου αἱρέσεως*[25]), welches den Zweck hatte, die Lehre des Pythagoras und den in ihr verborgenen gehei-

desii; er war ein geistvoller, seine zahlreichen Schüler, unter denen auch Julianus, sehr kräftig anregender Mann, ohne Wundersucht.

15) s. *Eunap.* vita Aedesii über ihn; wenn auch die Erzählung von seiner Gesandtschaft nach Persien erdichtet ist, so bleibt ihm doch der Ruhm eines durch seine Anmuth bezaubernden Vortrags; er war in der kappadokischen Schule des Ädesios Nachfolger. 16) Wenigstens ist dies aus der Erwähnung des Alexandriners Alypios, der neben Jamblichos gelehrt haben soll, nicht zu schließen, da von diesem nur gesagt wird, er sei in Alexandrien geboren. 17) ὁ *θεῖος*, sehr häufig, wie bei *Julian.* epist. 27. und oft bei Proklos; ὁ *θαυμάσιος* bei Eunapios, ein Titel, der nicht Geistesgaben, sondern Wunderkräfte in jener Zeit bezeichnete; cf. *Brucker*, Hist. phil. II. p. 267. 18) Ähnliches wird von vielen Heiligen der Kirche erzählt, so noch von Philipp Neri, vgl. Göthe, 29. Bd S. 103 Taschenausg. 19) Er that dies mit den Worten: „Wer euch mit dieser Nachricht täuschte, war ganz witzig; aber es ist nicht so, wie ich überhaupt nichts ohne euch thun werde; vergl. Eunapios. 20) Ähnliches erzählt Porphyrios von dem scharfen, durchdringenden Blick des Plotinos, der einmal einen Dieb unter einer großen Menge heraus erkannte, auch dem Porphyrios den von diesem beabsichtigten Selbstmord längst vorher ansah.

21) Über Eros und Anteros s. Creuzer Symb. und Myth. III. S. 564. Ähnlich soll Plotinos einen ägyptischen Zauberer Olympos durch höhere Magie von sich abgewehrt haben, und als er einst mit einem ägyptischen Priester im Isistempel war und dieser Plotin's Schutzgeist anrief, ein Gott statt des Dämon erschienen sein. 22) Eunapios vergleicht diese Weise mit der Manier der Maler, die bei Abbildungen schöner Gestalten oft von dem Ihrigen dazu thun und so zugleich Ähnlichkeit und Schönheit verderben. 23) *οὐκ ἔστιν ὅ, τι μὴ Πορφυρίου διήνεγκε, Eun.* 24) Er stellt ihn an Anmuth, Klarheit und Kraft der Rede hinter Porphyrios zurück, dem er sonst überlegen sei, und nennt seinen Styl abstoßend und das Gehör verletzend. 25) So citirt das Werk *Syrianus* in *Arist.* metaphysica p. 57. b.

men Sinn, besonders das Mysterium der Zahl, zu entwickeln, und dadurch zu dem Studium der Platonischen Philosophie vorzubereiten. Von diesem aus zehn Büchern bestehenden Werke sind noch fünf Bücher unter besondern Titeln übrig. Das erste, betitelt: *περὶ τοῦ Πυθαγορικοῦ βίου*, enthält, außer dem Leben des Pythagoras, eine sehr ausführliche Darstellung seiner Erziehungslehre und des Pythagoreischen Geheimbundes; auf alle Kritik von Vorn herein verzichtend [26]), und nicht selten den Porphyrios ausschreibend, gibt Jamblichos hier in einer breiten, nachlässigen, bis zur Ermüdung sich wiederholenden Darstellung ein Leben des Pythagoras, worin manches Brauchbare aus Aristoxenos und Andern aufgenommen, das Meiste aber in chaotischer Mischung jenem Sagenkreise entnommen ist, der schon früh um das Haupt jenes alten Meisters einen Heiligenschein verbreitet hatte [27]). Die erste Ausgabe jener Schrift, von dem Friesen Johann Arcerius, genannt Theodoretus (Franecker 1598. 4.), zusammen mit dem *λόγος προτρεπτικός* und den Briefen der Theane und anderer Pythagoreischer Frauen, gibt einen sehr ungenügenden Text, nebst einer höchst fehlerhaften lateinischen Version; viel sorgfältiger ist die nach einer pariser Handschrift besorgte Ausgabe von Ludolf Küster (Amsterdam 1707. 4.), welcher die geschmackvolle Übersetzung von Ulrich Obrecht hinzugefügt ist. Die neueste sehr berichtigte Ausgabe ist von Kießling (Leipzig 1815). Das zweite Buch, unter dem Namen: „*προτρεπτικοὶ λόγοι εἰς φιλοσοφίαν*“ bekannt, enthält eine Art von Einleitung in das Studium der Philosophie, worin das Wenigste dem Jamblichos selbst angehört, das Meiste vielmehr aus den Pythagoräern, namentlich dem Archytas, dann aus Platon [28]) und Aristoteles ziemlich planlos zusammengestoppelt ist; hinzugefügt ist eine, wahrscheinlich auf alter Tradition beruhende, Deutung 39 Pythagoreischer Sinnsprüche und symbolischer Gebräuche. In dieser Schrift wollte Jamblichos die ersten Elemente der Philosophie in eklektischer und populärer Weise vortragen. Der erste Abdruck von Arcer leidet an denselben Mängeln, wie der der vorigen Schrift; da die von Tib. Hemsterhuys vorbereitete Ausgabe (s. *Fabr.* bibl. gr. ed. *Harl.* Vol. V, p. 766) nicht erschienen war, besorgte Kießling auch von dieser Schrift einen vielfach berichtigten Text: *Jamblichi λόγος προτρεπτικὸς εἰς φιλοσοφίαν*, **textum recensuit, interpretatione latina et animadversionibus instruxit** *Theoph. Kiessling* (Lips. 1813). Das dritte Buch führt den Titel: „*περὶ κοινῆς μαθηματικῆς ἐπιστήμης*“ und ist von *Villoison*, **anecdota graeca Tom. II.** p. 188—225 nach einer venetianischen Handschrift herausgegeben. Das vierte Buch: „*περὶ τῆς Νικομάχου ἀριθμητικῆς εἰσαγωγῆς*“ ließ Samuel Tennulius (Arnheim 1668. 4.) abdrucken. Beide Schriften enthalten eine nicht uninteressante, größtentheils aus frühern Pythagoräern und Platonikern entlehnte wissenschaftliche Begründung der gesammten Mathematik und insbesondere der Arithmetik, und haben das Verdienstliche, daß sie den genauen Zusammenhang der Mathematik mit der Philosophie, den schon die ältern griechischen Philosophen so klar erkannt hatten, in einigen Hauptpunkten ziemlich faßlich nachweisen. Endlich ist auch das siebente Buch noch vorhanden unter dem Titel: „*τὰ θεολογούμενα τῆς ἀριθμητικῆς*“ gedruckt zu Paris bei Wechel 1543. 4. Die übrigen fünf Bücher, von welchen das fünfte und sechste eine Physik und Ethik, das achte eine Theorie der Musik, das neunte eine Geometrie, das zehnte eine Theorie der Himmelskörper, unter dem Titel: „*εἰσαγωγὴ σφαιρική*“ enthielt, sind bis jetzt noch nicht aufgefunden worden. Außerdem haben wir in des Stobäos **Florilegium** und **eclogae** noch manches aus seinen Briefen, worin er zum Theil recht klar und angenehm schreibt, besonders aber mehre bedeutende Fragmente aus einem historisch-philosophischen Werke über die Seele [29]). Auch bei Julianus (oratt. IV.) finden sich Bruchstücke aus einer theologischen Schrift des Jamblichos. Weniger scheint er für die Erklärung der ältern Philosophen gewirkt zu haben, doch werden Commentare von ihm zu mehren Platonischen Dialogen [30]), sowie zu den **analyticis** des Aristoteles [31]) erwähnt. Für sein Hauptwerk jedoch, worin seine eigenthümliche Richtung am meisten hervorgetreten zu sein scheint, dürfen wir wol die umfangreiche, leider verlorene Schrift: „*περὶ τῆς τελειοτάτης Χαλδαϊκῆς φιλοσοφίας* ansehen, aus welcher Damascius in der Schrift: „*περὶ ἀρχῶν* (cf. *Gale*, **notae ad librum de mysteriis**, p. 202. 244) Manches aufbewahrt hat. Durch eine alte Tradition wird nun aber auch dem Jamblichos die merkwürdige Schrift: „*περὶ μυστηρίων*“ zugeschrieben, welche zuerst von Marsilius Ficinus theilweise in's Lateinische übersetzt, zu Venedig 1483. 4. erschien; dann von dem Augustiner Nik. Scutellius vollständig, aber höchst fehlerhaft in's Lateinische übersetzt (Rom 1556. 4.), endlich von Thomas Gale (**Oxon.** 1678. **fol.**), nach einer Handschrift des Isaak Voß herausgegeben und mit einer, häufig ungenauen, Übersetzung und Noten begleitet wurde. Diese Schrift hat zunächst eine polemische Tendenz, und gibt sich als eine dem ägyptischen Priester Abammon in den Mund gelegte Antwort auf ein Sendschreiben des Porphyrios an den Anebon, des Abammon Schüler, worin jener Philosoph eine Menge von Bedenken gegen die Wahrheit und Gött-

26) Vita Pyth. c. 1. Er fängt mit der Anrufung der Götter an, und erklärt, daß, wenn auch die Sekte der Pythagoräer längst verschollen, ihre Symbole verdunkelt und die ganze Lehre durch Erdichtungen entstellt sei, er doch alle diese Schwierigkeiten nicht achten und sich an dem Willen der Götter genügen lasse. 27) Ob wirklich in manchen dem Pythagoras angedichteten Wundern, die allerdings den von Christo berichteten sehr ähnlich sind, die bestimmte Tendenz vorgewaltet habe, ihn dem Erlöser entgegenzusetzen, wie Mosheim, de turbata per Neoplatonicos ecclesia, in der sylloge pertin. ad hist. eccl. p. 89 behauptet, mag auf sich beruhen. 28) Ganz besonders sind die Gesetze; dann auch die Republik, der Gorgias, Theätet und der erste Alkibiades ausgeschrieben.

29) *Stobaei* eccl. phys. cap. 40. Im florilegium ist manches aus seinen Briefen, an Makedonios, Sopatros und andere Freunde zerstreut. 30) Ein Commentar zu dem ersten Alkibiades wird mehrmals erwähnt von Proklos; cf. *Procli* commentarii in Alcib. prim. ed. *Creuzer* I. p. 11, 13, 25, 48, zum Phädon vom Olympiodoros, in dessen Anmerkungen zu diesem Dialog. 31) *Philop.* p. 8. b., der ihn zu den genauern Exegeten rechnet.

lichkeit der ägyptischen Glaubenslehre und die Reinheit ihres Cultus, namentlich aber gegen die im Orient damals fast zum Range einer Wissenschaft erhobene Theurgik ausgesprochen hatte[32]). Gegen Porphyrios sucht nun der Verfasser jener Schrift, auf die unter dem Namen des Hermes umlaufenden Schriften zurückgehend[33]), den uralten göttlichen Ursprung der ägyptischen und chaldäischen Theologie und ihre innere Wahrheit zu erweisen, und die von vielen angefeindete Theurgik wissenschaftlich aus dem Grundprincip des neuern Platonismus zu deduciren, weshalb man denn besonders sich dieses Werkes bedient hat, um den Neuplatonismus der fanatischen Schwärmerei und des geistlosen Synkretismus zu beschuldigen. Da indessen die Angabe, daß Jamblichos Verfasser dieser Schrift sei, nur auf der Äußerung eines ungenannten Schriftstellers beruht, daß Proklos dieselbe dem Jamblichos zugeschrieben habe[34]), und überdies der reinern Gestalt der neuplatonischen Lehre, wie sie bei Plotinos und Porphyrios erscheint, manches darin zu widersprechen schien, so haben in neuerer Zeit Meiners[35]), welchem Tiedemann[36]) und Ritter[37]) folgen, die Schrift für unecht erklärt, welchem Urtheile jedoch Tennemann[38]) nicht beitritt. Drei Gründe waren es besonders, welche Meiners zu seinem Urtheile bestimmten; zuerst der von Jamblichos' echten Schriften sehr verschiedene Styl; dann manche Widersprüche gegen die wirklich von Jamblichos ausgesprochenen Meinungen oder Lehrsätze, wohin namentlich die Einführung der Erzengel[39]), die Polemik gegen die Götterbilder[40]), sowie die Annahme einer mystischen Vereinigung mit Gott, gegen welche Jamblichos sich erklärt haben soll[41]) und die Abweichungen von der jamblichischen Triadenlehre[42]) gerechnet werden; endlich das völlige Heraustreten jener Schrift aus dem Kreise der neuplatonischen Lehre, welche sich theils in der ausgebildeten Dämonenlehre (s. unten) und in der hier zuerst erscheinenden Annahme böser Dämonen, theils in der eigenthümlichen Ansicht von der Weissagung und den Opfern, theils in der entschiedenen Hinneigung zu barbarischen Glaubenselementen zeige. Noch einen vierten von der Zeit hergenommenen Grund könnte man hinzufügen; denn wenn man 304 als das Todesjahr des Porphyrius annimmt, so müßte Jamblichos, der doch wol gegen den lebenden geschrieben haben wird, seine Gegenschrift bereits vor jener Zeit verfaßt haben; da wir nun aber das Todesjahr des Jamblichos wol nicht eben unter 330 setzen dürfen, so würde er, der doch gewiß, da er schon früher den Anatolios gehört hatte, erst in reifern Jahren zum Porphyrios kam, jene scharfe Polemik gegen seinen Lehrer bereits zu einer Zeit gerichtet haben, wo er kaum noch seinem Unterrichte entwachsen sein konnte und noch nicht Zeit gehabt hatte, sich in eine so völlig heterogene Richtung hineinzuarbeiten. Indessen erscheinen alle diese Gründe, bei näherer Erwägung, doch nicht hinreichend, um über die Unechtheit jener Schrift ein apodiktisches Urtheil auszusprechen. Vielmehr, wenn auch zugegeben ist, daß die äußere Beglaubigung ihrer Echtheit nicht vollkommen genügt, sind doch alle jene von Meiners hervorgehobenen Widersprüche mit der echten Jamblichischen Lehre entweder gar nicht vorhanden oder doch sehr unerheblich. Denn Niemanden wird es befremden, wenn Jamblichos, der bereits[43]) die Engel der Rache den höhern Gewalten einverleibt hatte, nun auch noch die Erzengel hinzufügte, um eine vollständigere Abstufung zu haben. In der Ansicht über die Götterbilder aber ist der Verfasser der Schrift über die Mysterien im völligen Einverständnisse mit Jamblichos[44]) und, was er gegen dieselben sagt, ist nur gegen die trügerischen Künste der Kapnomantie[45]), welche in der Luft Götterbilder aus Dämpfen hervorzuzaubern suchte, nicht aber gegen die Werke der bildenden Kunst gerichtet; auch in den Lehren von der momentanen Einswerdung mit Gott[46]) und in der Triadenlehre[47]) läßt sich keine Abweichung, vielmehr nur Übereinstimmung entdecken. Daß aber jene Schrift nicht mehr den reinern Platonismus des Plotinos darstellt, kann doch wol nicht gegen die Abkunft derselben vom Jamblichos zeugen, da

---

32) So war also auch Porphyrios in gleicher Weise, wie sein Meister, dessen Bücher gegen die Gnostiker (*Plotin.* Ennead. II, 9) und *εἰ ποιεῖ τὰ ἄστρα* (Enn. II, 3) den Aberglauben in seinen verschiedenen Formen so nachdrücklich bekämpfen, als Gegner der rohen, synkretistischen und die höhere Erkenntniß des Göttlichen in Magie umsetzenden Auffassungsweise vieler Zeitgenossen aufgetreten. Dennoch sollen die Neuplatoniker an allem jenem Verderben Schuld sein! 33) Über die fabelhaft zahlreichen Schriften, die dem Hermes zugeschrieben wurden, nach *Jambl.* de myst. VIII, 1. 20,000 oder, wie Manethon will, 6525 Bände); vergleiche den Artikel Hermes in der Encyklopädie. 34) Bei Gale, vor *Jambl.* de myst. mitgetheilt, aus mehren Handschriften dieser Schrift. 35) Judicium de libro, qui de mysteriis Aegyptiorum inscribitur et Jamblicho plerumque vindicari solet, in den commentatt. societ. scient. (Gött. 1781), class. hist. et philol. p. 50—86. (Gött. 1782). 36) Geist der speculat. Philos. 3. Bd. S. 453 fg. Zu weit geht Tiedemann, wenn er seine Skepsis auch auf den Brief des Porphyrios ausdehnt. 37) Gesch. der Phil. 4. Bd. S. 638 fg. 38) Gesch. der Phil. 6. Bd. S. 248 fg. 39) Zuerst de myst. III, 3. Dagegen soll Jamblichos gegen die Aufnahme der Erzengel, als eines unplatonischen Dogma, protestirt haben; *Procl.* in Tim. Plat. p. 47. 40) Myst III, 29; aber vergl. Note 45. Dagegen nahm Jamblichos die Götterbilder in Schutz und schrieb ihnen Göttlichkeit zu; *Phot.* cod. 215. 41) Myst. an vielen Stellen, wie I, 10. X, 6 u. a. Jamblichos soll, nach Proklos (in Tim. p. 341), die Lehre Plotin's von der wesentlichen Einswerdung mit Gott bezweifelt haben; doch vergl. *Stob.* floril. ed. *Gaisford* T. III. p. 294, wo der Glückselige rein, vollkommen, ganz von dem menschlichen Leben befreit genannt wird. 42) Cf. Myst. VIII, 3 mit *Jambl.* ap. *Procl.* in Tim. p. 299.

43) Bei *Stobaeus* in eccl. phys. c. 40 (65. *Heeren.*). Wenn daher Jamblichos ein anderes Mal (s. Note 39) die Erzengel von der Hierarchie der göttlichen Wesen ausschließt, so konnte dies, da von einem consequenten Princip hier gar nicht die Rede sein kann, leicht nur ein augenblicklicher Einfall sein. 44) Vergl. nur de myst. I, 9. V, 26., wo er von einer reinern Materie spricht, und aus dieser die Bildsäulen will bestehen lassen. 45) Myst. III, 29. Die *ἀγάλματα*, gegen welche der Verfasser hier polemisirt, sind Rauchgestalten, die man aus dem Einflusse der Sterne erklärte. Im Wesentlichen hing jener Aberglaube wol mit dem uralten Feuerdienst und den Formen der Pyromantie und Kapnomantie zusammen; cf. *Creuzer* Symb. I, 188. 46) s. N. 41. 47) In der That findet sich das Verhältniß der Neun als Grundzahl ebenso wol in dem, was myst. VIII, 3 nach den Schriften des Hermes, als in dem, was bei *Jambl.* ap. *Procl.* in Tim. p. 299 gelehrt wird.

dieser gewiß auch in seinem größern Werke über die chaldäische Theologie, die ja in dem Werke über die Mysterien noch über die ägyptische gestellt wird [48]), das Platonische mit dem Orientalischen vielfach wird verschmolzen haben. Noch unsicherer wäre es, auf Verschiedenheiten des Styls von dem des Jamblichos irgend ein Gewicht legen zu wollen, da wir dessen Hauptwerke, worin er nicht sowol andere reden läßt als selbst seine Lehrsätze entwickelt, gar nicht mehr haben. Endlich würde auch die Zeit der Echtheit der Schrift nicht entgegen sein, wenn wir annehmen, daß Jamblichos im ersten Jugendfeuer, nicht lange, nachdem er den Unterricht des Porphyrios verlassen, angeregt von dem Geheimnisse der ägyptischen Priesterlehre, dieselbe verfaßt und sich so mit dem klarern Porphyrios in einen Gegensatz gestellt hat, den er nachher wol selbst weniger streng mag festgehalten haben. Wenigstens würde sich bei dieser Annahme manches Unreife, Jugendliche und Unwissenschaftliche in der Form des Werkes am leichtesten erklären lassen. Doch enthalten wir uns eines entschiedenern Urtheils, indem wir nur noch hinzufügen, daß wir, trotz der verkehrten und verfehlten Richtung der Grundprincipien, die Schrift doch keinesweges des Jamblichos unwürdig nennen können. Denn alles Verkehrte, was wir in derselben finden, ist doch immer nur die Verkehrung wahrer und tiefer Gedanken, wie sie nothwendig entstehen mußte, wenn Jemand statt in der innern Kraft des Begriffes, in den positiven Religionen des Heidenthums eine Stütze für das Platonische System zu finden meinte. Zugleich aber, mögen wir auch die Herabsetzung der Theologie zur Theurgik und der ethischen Vereinigung mit Gott zu einer drastischen, durch magische Symbole herbeizuführenden Einheit mit den Göttern eine bedauernswerthe Ausschweifung der Phantasie nennen, wie sie zu sehr verschiedenen Zeiten sich wiederholt hat [49]), müssen wir doch die Schrift eine historisch sehr wichtige Erscheinung nennen und anerkennen, daß unter der trüben Fluth des Irrthums Goldkörner wahrhaften philosophischen und religiösen Gehaltes verborgen liegen. Das Philosophiren in derselben ist ein unreines, indem es aller Methode entbehrt und von mancherlei Voraussetzungen ausgeht, immer aber zeigt es ein, nur nicht zur Klarheit und speculativen Ruhe gekommenes, bedeutendes Talent.

Bei der Darstellung der Lehre des Jamblichos wird das, was aus den Bruchstücken seiner Werke als sein wirkliches Eigenthum gewonnen wird, von der Lehre, welche die Schrift über die Mysterien uns bietet, geschieden werden müssen. Da zeigt es sich denn als die bei weitem wesentlichste Abweichung des Jamblichos vom Plotinos und Porphyrios, daß er nicht mehr, wie Plotinos [50]) in dem göttlichen Wesen selbst eine Dreiheit setzte, sodaß die höchste Einheit, der Geist und die Seele zusammen die Fülle der Gottheit bildeten, sondern er erhob den höchsten Gott, um ihn nicht an die Spitze jener Trias zu stellen und ihn dadurch an der Vielheit Theil nehmen zu lassen, über dieselbe, und ließ ihn, als den Unnennbaren und Unbegreiflichen, in einsamer Ruhe bei sich beharren. Zugleich aber soll er doch auch in dem höchsten Wesen bereits eine Zweiheit angenommen haben, indem er von dem unbegreiflichen Gott den andern Gott unterschied, der zwar noch nicht eingegangen sei in die Dreiheit, doch aber schon zu einer gewissen Selbstbestimmung fortschreitend muß gedacht werden, und so das Entstehen der Trias vorbereitet. Wir finden diese Angaben in einem bis jetzt noch unedirten Neuplatoniker, dem Herennios, wahrscheinlich einem Schüler des Proklos [51]). Weiter aber wird uns als Lehre des Jamblichos eine wunderliche Zahlencombination überliefert, wonach drei ursprüngliche Triaden [52]) angenommen werden müßten, und aus diesen sich nach dem Grundverhältnisse der Neunzahl immer weitere Triadenreihen entwickelt hätten, sodaß er zuerst 36 Dekadarchen oder Weltherrscher, und aus diesen abermals 72 Götter derselben Gattung abgeleitet habe; mit der Neunzahl habe er dann seltsam genug ein anderes, auf die Siebenzahl gegründetes Verhältniß verbunden, indem er andere 21 Vorsteher der Welt angenommen, welche dann wieder 42 Reihen von Göttern erzeugt hätten [53]). Wir können dies doppelte Verhältniß wol kaum anders erklären, als so, daß er immer je zwei Triaden durch eine höhere Einheit mit einander verband, grade wie über der ersten Trias die höchste Einheit steht, ohne ein Glied derselben zu bilden, wodurch denn die Zahl sieben als zweite Grundzahl entsteht. In den dreifachen Triadenreihen zeigt sich schon ein Fortschritt zum Proklos, der jene tiefsinnige Lehre am künstlichsten ausbildete [54]), doch scheint Jamblichos dabei weniger den Weg einer besonnenen, den Begriff aus sich selbst entwickelnden Forschung gegangen zu sein, sondern bei seiner Vorliebe für den Pythagorismus sich einer abstracten Zahlenspeculation hingegeben und die einzelnen, dem Göttlichen inhärirenden und von ihm ausgehenden Potenzen, sowie die Formen und Gesetze der Weltbildung, nach Art der Kabbala und des Gnosticismus, unter dem Bilde gewisser Zahlen vorgestellt zu haben. Daß er, in concreter Ausdrucksweise, diese Stufenleiter göttlicher Kräfte mit den in der Schule gewöhnlichen Namen der Dämonen, Heroen, Götter benannte, und diesen, aber wol nicht zuerst, auch die Engel zugesellte, erhellt aus mehren Stellen [55]). Ebenso ist auch seine Ansicht

---

48) VI, 7. Mehrmals werden Assyrier oder Chaldäer und Ägypter als heilige Völker den profanen Hellenen entgegengesetzt; so VII, 5. 49) Man denke nur an die Seherin von Prevorst mit ihrem Gefolge, und wie Unrecht man thun würde, der Naturphilosophie die Schuld dieses unphilosophischen Auswuchses derselben beizumessen. 50) Am vollständigsten Ennead. V, 1–3.

51) Dieser nächstens aus drei münchener Handschriften von uns herauszugebende Philosoph ist nicht, wie man wol erwarten dürfte, der von Porphyrios in Plotin's Leben erwähnte Mitschüler des Plotinos bei dem Ammonios, sondern ein viel späterer, der mir zwischen Proklos und Damascius zu stehen scheint und das potenzirte Triadensystem des erstern durchweg zum Grunde legt. 52) *Procl.* in Tim. p. 299. Doch waren diese Triaden immer erst nach dem höchsten Gotte und bildeten den Übergang vom Sein zum Werden. 53) Es mag hierbei auch die heilige Zwölfzahl der Ägypter und ihre nach astronomischen Principien abgetheilten drei Götterordnungen vorgeschwebt haben; *Creuzer*, Symb. I. p. 292 sq. 54) Besonders an der classischen Stelle theol. Plat. III. p. 185 sq. 55) Vergl. Note 45; doch geht aus der

von der Seele ziemlich dieselbe, die wir bei den übrigen Neuplatonikern finden, indem er dieselbe ihrem Grundwesen nach für ewig und in der Gottheit gegründet, durch einen Fall aber dem Vergänglichen und Irdischen hingegeben hielt[56]). Ihre allmälige Reinigung und Rückkehr aber zum Göttlichen stellte er in drei Stufen dar, dem Gerichte, welchem die noch an den Körper gefesselten Seelen unterliegen, dem Rechte, welches das Gesetz der Seelen bleibt, die noch nicht vollkommen gereinigt sind, und der Reinigung, welche die Rückkehr erst möglich macht[57]). Sehr rein ist dabei seine Ansicht über die Gewalt des Schicksals und über das Böse in der Welt; denn der Mensch, auch wenn er von der vergänglichen Seite seines Wesens dem Gesetze der Nothwendigkeit gehorche, sei doch, so sagt er, wesentlich frei und über das Schicksal erhaben[58]), und auch die Übel könnten ihn auf keine Weise verletzen, da sie, wenn nicht selbst verschuldet, für ihn keine Übel wären, oder doch ihm zum Guten dienen müßten[59]). Hiermit stimmen auch seine ethischen Aussprüche überein, in welchen durchweg sich die sehr vergeistigte Auffassung der Begriffe Tugend und Glückseligkeit, sowie das unbedingte Lob des rein theoretischen Lebens, wie wir es beim Plotinos sehen, wiederfindet[60]); nicht weniger ist seine Ansicht von der Dialektik[61]) und von dem wahren Wesen der Wahrheit, daß sie nämlich selbst das sei, was sie erkenne[62]), ganz die des Plotinos; wobei einzelne kleine Verschiedenheiten der Ausdrucksweise für das Ganze nicht in Betracht kommen[63]). Daß er übrigens jenen stufenweisen Niedergang des göttlichen Lebens und namentlich den Proceß der Weltschöpfung nur hypothetisch als in der Zeit entstanden annahm, eigentlich aber als ewig setzte, sehen wir aus Julian[64]). Als ihm eigenthümlich wird noch die Meinung erwähnt, daß bei der Einkörperung der Seelen niemals Thierseelen in Menschenleiber oder Menschenseelen in Thierleiber wanderten, sondern die der Thiere immer nur in Thiere, die der Menschen aber in Menschen übergingen[65]).

Wir gehen nun zu den Lehrmeinungen der Schrift über die Mysterien über, die im Wesentlichen viel Neuplatonisches hat, aber zwei fremdartige Elemente mit der Philosophie unwissenschaftlich vermischt, die Magie des Cultus und die orientalischen Mythologien oder priesterlichen Geheimlehren.

In der Art und Weise zuerst, wie das Göttliche erkannt werde, stimmt diese Schrift vollkommen mit der Ansicht der übrigen Neuplatoniker überein, indem sie alles Wissen nur eine Vorbereitung zum reinen Anschauen Gottes nennt, diesen höchsten, intuitiven Act aber, in welchem sich das menschliche Wesen vollendet oder vielmehr über sich erhebt, frei von allem blos vermittelnden Wissen setzt und ihn einer Berührung vergleicht, um das Unmittelbare desselben sinnlich auszudrücken. Sogar von Erkenntniß könne hier kaum noch die Rede sein, da das Erkennen schon die Duplicität des Subjects und Objects in sich trage, das Anschauen hingegen des Göttlichen in der ungetrennten Einswerdung des Geistes mit Gott bestehe[66]). Sogleich aber wird diese reinere Ansicht getrübt durch die weitere Bestimmung, daß die Seele mit ihrem geistigen Wesen, wie den höchsten Gott, so auch die Gefährten der Götter und überhaupt das ganze überweltliche Geisterreich erkennen könne[67]). Indem so eine unmittelbare innere Berührung mit den höhern Ordnungen der Geisterwelt angenommen wird, verwandelt sich der Glaube, mit welchem das Göttliche erfaßt wird, in den verstandlosesten und widerspruchvollsten Aberglauben, zumal, da jener vermeintlichen innern Anschauung nun doch wieder die trübsten Elemente des Volksglaubens substituirt werden. Als höhere Classen aber des Geisterreiches erscheinen zuerst die sichtbaren Götter und die Dämonen, dann die Heroen und die Seelen. Alles Geistige zwar ist dem Wesen nach, so heißt es, ungetrennt mit einander verbunden, und hat als gemeinschaftliche Bestimmung zuerst das Gute, dann die Einheit, während die Materie die Vielheit und das Böse repräsentirt; doch ist zwischen den Göttern, als den ersten Ausflüssen des höchsten Gottes, und den Seelen ein großer Abstand, indem jene Alles regieren und beherrschen und raumlos und zeitlos in einem Moment die vollkommenste Wirksamkeit äußern und Anfang und Ende aller Wirksamkeiten und Wesen zusammenfassen, diese hingegen abhängig sind von dem Willen der Götter, an Raum und Zeit gebunden, unvollkommen und schrittweise zum Vollkommenen aufsteigend wirken und nach dem Endlichen, dem sie sich mittheilen, hinneigen[68]). Zwischen beiden Gegensätzen treten dann vermittelnd die Classen der Dämonen[69]) und Heroen[70]) ein, von denen jene unsichtbar zwar, aber untergeordneter und dienender Natur sind, bestimmt, Theile des Alls zu leiten und die zeugende und schaffende Kraft der Götter in den niederen Sphären darzustellen, diese aber den Menschenseelen näher stehen und sie zur Tugend und kräftigen That entflammen[71]); die Dämonen wirken also mehr schaffend und vollendend, die Heroen mehr belebend und geisterweckend, jene stehen der vernunftlosen Natur, diese dem Menschengeschlechte vor. Auch unter den Seelen gibt es

dort aus *Stobaei* eclog. angeführten Stelle nicht hervor, daß Jamblichos zuerst die Engel eingeführt habe.

56) *Stob.* ecl. phys. cap. 40 sq. 57) Jamblichos setzt hier die Reinigung, die von Andern als erste Stufe bestimmt wurde, als letzte des Seelenlebens, ohne damit dem reinen Leben des Geistes, das diese Reinigung schon voraussetzt, widersprechen zu wollen. 58) Ecl. eth. c. VI. 59) Ähnlich Plotinos in den schönen Abhandlungen Enn. III, 1—3 über Schicksal und Vorsehung. 60) *Stob.* flor. T. II, 49. *Gaisf.* *ἀγαθὸς ὁ τὴν μετουσίαν τοῦ νοητοῦ κάλλους παραδεχόμενος καὶ τῆς τοῦ θεοῦ οὐσίας καὶ δυνάμεως μέτοχος.* 61) *Stob.* flor. T. III. p. 126. 127. Cf. *Plotinus* de dialectica, Enn. I, 3. 62) *Stob.* flor. T. I. p. 265. *καὶ ἡ (ἀλήθεια) μὲν αὐτὸ ὅ ἐστι θεωρεῖ.* 63) Solcher Verschiedenheiten kommen mehre in dem Fragment über die Seele bei Stob. vor; vergl. Note 57. Im Wesentlichen aber bleibt es dieselbe Lehre. 64) *Julian.* oratt. IV. p. 146 *Spanhem.* 65) *Nemesius* de anima cap. 2.

66) I, 3. 67) I, 3 extr. 68) I, 5. 69) I, 6. 7. 70) über den verschiedenen Sprachgebrauch der Worte *δαίμων* und *ἥρως* und die Begründung jener Lehren im Volksglauben und der Geheimlehre s. *Creuzer* Symb. III, 4 sq. 71) Die Natur der Dämonen wird *τελεσιουργός*, die der Heroen *ζωτική* und *λογική* genannt, II, 1.

vielfache Abstufungen, indem einige reine und vollkommene Seelen sich völlig durch die Kraft ihres Willens den höhern Ordnungen gleichstellen, die meisten aber, hingegeben in die Vielheit, der Welt des Werdens und Vergehens angehören, ohne jedoch in ihrem Grundwesen vergänglich zu sein. Bei der Wesensbestimmung der Götter zeigt sich nun aber eine auffallende Unklarheit, indem denselben, als den Vorstehern der leuchtenden, im Kreise sich gleichmäßig bewegenden Himmelskörper, doch schon eine gewisse Körperlichkeit zugeschrieben wird, ein himmlischer Leib, welcher indessen nur ein Bild ihres reinen, geistigen Seins sei, einfach, untheilbar, unveränderlich [72]). In allen diesen Vorstellungen zeigt sich, nur etwas vergröbert, das Bestreben der Neuplatoniker, den Volksglauben zu sublimiren und in eine höhere Sphäre hinaufzuziehen; denn wesentlich sind doch dem Plotinos wol seine Götter und Dämonen nichts anderes, als die λόγοι ἔνυλοι, die in die Natur in vielfacher Abstufung eingebildet sind und überall Spuren des Göttlichen hervorbringen. Nur darin liegt ein wesentlicher Unterschied, daß Plotinos über die allmälige Entwickelung der Geisterwelt aus der ursprünglichen Trias und speculativer Weise, wenn auch oft in populären Ausdrücken, spricht, und, obgleich er den höchsten Gott ebenfalls nur schauend erkennen zu können glaubte, doch die Erscheinungen des Göttlichen in der Welt der Verstandeserkenntniß vindicirte, während unser Verfasser auch in jenen niedern Sphären immer noch von einer magischen, wundervollen Einwirkung der Geister auf den Menschengeist träumt. Nun aber, nachdem bereits jene Classen von Geistern aufgestellt und bezeichnet sind, werden plötzlich drei neue Classen eingeschoben, von denen früher keine Rede war, die Erzengel, die Engel und die Archonten oder Weltlenker, die dann ihrerseits wieder in κοσμοκράτορες oder Vorsteher der Elemente unter dem Monde, und in ἄρχοντες ἔνυλοι oder Lenker der Materie in ihren einzelnen Productionen zerfallen [73]). Nirgends zeigt sich so deutlich, als hier, das unreife Bestreben, Orientalisches mit Occidentalischem zu verschmelzen, indem die Engel der Semitischen Völker etwa den Dämonen, die Weltfürsten [74]) den Heroen entsprachen, und nun sogleich neben und zwischen jene eingeschoben werden. Erhaben aber über allen jenen Ordnungen ist der ewige Grund aller Dinge, das höchste Wesen, ruhig und unbewegt in seiner unwandelbaren Einheit beharrend, in welchem kein Gegensatz mehr ist, auch nicht der des Denkenden und Gedachten. Doch hat sich dieser höchste Gott zuerst in dem zweiten Gotte, dem Noetarchen, dem Herrscher im Geisterreiche, manifestirt, der zugleich sein eigener Vater und Sohn und der ewige Vater alles Guten ist [75]). Von ihm geht alles Wesen und alle Wesenhaftigkeit, alle Wahrheit aus, er ist das feste und beständige Vorbild alles dessen, was in der Welt Antheil hat am Leben des Geistes. Die weitere Offenbarung des Göttlichen wird dann, ganz übereinstimmend mit der übrigen Lehre des Jamblichos, als Dreiheit vorgestellt, die aber hier der ägyptischen Mythologie angeeignet ist, indem das erste Glied der Dreiheit, in welchem sich der erste Gegensatz des Denkenden und Gedachten aufthut, mit dem dunkeln Namen Eikton [76]), das zweite, der sich selbst deutlich erkennende und alle Gedanken aller Geister auf sich hinlenkende Geist, Kneph [77]), endlich das dritte Glied, der schaffende und wirkende Geist, der die verborgenen Ideen an's Licht bringt, und sie zu wirklichen werden läßt, Amun [78]) genannt wird. Eine neue Dreiheit wird dann wieder in diesem letzten Gotte gesetzt, indem er als Amun in der Form der Allwirksamkeit, als Phtha in der Form der Allweisheit, als Osiris in der Form der höchsten Güte erscheint [79]). Dann stehen zunächst Sonne und Mond der geschaffenen Natur vor, jene den Elementen und ihren Kräften, die wieder in vier männliche und vier weibliche getheilt werden, dieser der ganzen Natur und allem Werden. Der Himmel wird dann weiter in zwei, dann in vier, weiter in zwölf, 36 u. s. w. Theile getheilt, und jedem seine bestimmten Götter vorgesetzt [80]). Ebenso setzen dann die Dämonen und andern niedern Ordnungen das Werk der Weltbildung fort bis zur äußersten Grenze des Göttlichen, der Materie. Indem so das Platonische auf das Ägyptische reducirt wird, kann freilich von einer unbefangenen, kritischen Auffassung der ägyptischen Glaubenselemente gar nicht die Rede sein, um so weniger, da der Verfasser seine Polemik gegen den Porphyrios auch noch gegen den Stoiker Chäremon ausdehnt [81]), der mit Recht behauptet hatte, daß die Religion der Ägypter wesentlich Naturreligion sei, und höhere geistige Beziehungen in derselben nicht gesucht werden dürften, sowie auch von geistiger Freiheit [82]) nach den Lehrsätzen derselben gar keine Rede sein könne.

In dieser Kette göttlicher Wesen wirkt nun, so wird weiter gelehrt, eigentlich immer Alles zusammen, sodaß wenn ein niederer Geist etwas wirkt, dies nie ohne das Höhere geschehen kann, alles also zuletzt in den Göttern als in seinem Urgrunde sich vollendet. Wenn daher gewissen Göttern oder Dämonen gewisse Räume der Welt angewiesen werden, so sind sie doch an diese Räume nicht gefesselt, sondern das Göttliche durchdringt im Moment

72) I, 8. 73) III, 3. 74) Cf. ep. ad Philipp. VI, v. 12 nebst den Erklärern. 75) VIII, 2. sqq. Herennios (s. Note 51) gibt an, daß Jamblichos den ersten Gott die ἄῤῥητος αἰτία, den zweiten die αἰτία πρὸς τὴν τριάδα ἀσύντακτος genannt habe. Auch heißt es, der zweite Gott verhalte sich zum ersten wie die μονὰς zur ἑνάς.

76) Wenn nicht εἰκὼν oder gar χθὼν in diesem Namen steckt, so weiß ich keine Deutung desselben anzugeben. 77) In dem ἠμὴφ liegt wol nicht אֱמֶת (mit vertauschten Aspiraten), sondern, da doch von ägyptischen Namen die Rede ist, Kneph, über welchen Creuzer I. S. 291 fg. 78) s. Creuzer I. S. 290, 607. 79) Creuzer I. S. 291. 80) Ebendas. S. 292. Myst. VIII, 2 wird angegeben, daß Hermes über die Feuergötter und Äthergötter 100, über die Himmelsgötter 1000 Bücher geschrieben habe. 81) Gegen ihn VIII, 4—8. Porphyrios (de abstin. IV.) lobt ihn sehr als einen sehr genauen und gründlichen Wahrheitsforscher. 82) Chäremon behauptete, daß in der astronomischen Religion der Ägypter der freie Wille nicht bestehen könne, sondern an die Bewegung der Sterne gebunden sei. In der That rührte die ganze geistigere Auffassung des Mythus und Cultus bei ihnen von Griechen oder gräcisirten Ägyptern her.

die ganze Schöpfung und alles ist der Götter voll[83]); nur lieben die Götter, sich gewissen Orten mehr als andern mitzutheilen, weil die Materie nicht überall gleich fähig ist, das Göttliche aufzunehmen, und darum sind die einen im Äther, die andern in der Luft, wieder andere im Wasser und auf der Erde[84]). Auf das Bestimmteste wird auch die Wirksamkeit aller Götter als eine wohlthätige und freundliche bezeichnet[85]), und damit der finstere Aberglaube der Genethlialogen und Astrologen zurückgewiesen, daß es auch ursprünglich feindselige Götter gebe[86]); plötzlich aber erscheinen, hiermit völlig im Widerspruche, mitten in der Reihe der Geister böse und feindliche Dämonen, die wieder entweder Rachegeister sind, oder wirklich böse[87]) und nicht nur den Leib der Menschen mit Krankheiten plagen, sondern auch ihre Seele in die Natur herabziehen, sie mit Sünden beschweren und so sie unter dem Joche der Nothwendigkeit gefangen halten. Plotinos hatte sich begnügt, den Ursprung des Bösen in der uranfänglich der Materie einwohnenden und dann in die Seele eingedrungenen Negativität nachzuweisen[88]), ausdrücklich aber dem Dasein und der verführenden Einwirkung böser Geister als einer Irrlehre der Gnostiker widersprochen[89]); unser Verfasser, um nicht in Widerspruch mit dem Volksglauben zu treten, sucht den ursprünglich guten Dämonen wenigstens doch böse Wirkungen anzukünsteln, die von ihnen als Naturgeistern ausgehen sollen. Eine weitere Verirrung, die aus jener ersten, wonach er vom Geisterreiche unmittelbar wissen zu können glaubte, von selbst hervorging, war nun die, daß er auch die Erscheinungen der Götter und göttlichen Wesen nebst ihren Attributen und charakteristischen Kennzeichen fast naturgeschichtlich zu bestimmen wagte und so zuerst mit einer systematisirten Geisterschau hervortrat, die in spätern Zeiten nur allzuviel Nachfolger gefunden hat. Das Wesentliche, was er über die Wirksamkeiten der höhern Classen bemerkt, ist, daß die Götter Liebe und Seligkeit, die Erzengel das Schauen, die Engel Tugend und Erkenntniß der Wahrheit, die Dämonen Trieb und Begierde, die Heroen praktische Tüchtigkeit und Liebe zu edlen Werken, die Archonten den Hang zum Herrschen und zur verständigen Anordnung der Lebensverhältnisse, in den Seelen der Menschen wirken[90]). Hierin sind noch Gedanken, und man könnte darin eine allegorische Bezeichnung der höhern und niedern Geistesthätigkeiten finden; nun aber werden auch die sinnlichen Erscheinungen der Geister beschrieben, nach ihrer unmittelbaren Wirkung, Größe, Gestalt, Licht, Schnelligkeit u. s. w. Im Allgemeinen werden die Erscheinungen der Götter als gleichartig und einfach, die der Erzengel als den Göttern ähnlich, aber nicht gleich, die der Engel als weniger einfach, die der Dämonen als wesentlich mannichfaltig, die der höhern Archonten als vielfach, doch geordnet, die der niedern als minder geordnet, die der Seelen endlich als in der größten Mannichfaltigkeit sich bewegend bezeichnet. Im Einzelnen aber wird zuerst, was die Lichtgestalt ihre Erscheinung betrifft, den Göttern ein das gewöhnliche Licht überstrahlender, die Luft bis zur Unerträglichkeit verdünnender Glanz, den Erzengeln und Engeln ein helles, wunderbares Licht, den Dämonen, die ohne himmlischen Lichtglanz erscheinen, ein trübes Feuer, den Heroen ebenfalls ein zusammengesetztes Licht, den Archonten ein mehr oder weniger materielles, den Seelen endlich ein mit vielen vergänglichen Stoffen geschwängertes Feuer zugeschrieben; ähnliche Verhältnisse werden über ihre Größe, Deutlichkeit und Schnelligkeit ihrer Bewegung aufgestellt. Dann zweitens wird ihre unmittelbare Wirkung so beschrieben, daß die Götter in wunderbarer, unaussprechlicher Schönheit leuchten, die Erzengel und Engel geringere, aber doch den Schauenden immer noch beseligende Schönheit zeigen, die Dämonen eine Schönheit, deren Verhältnisse mit dem Verstande zu fassen sind, darstellen, wozu bei den Heroen noch die Erscheinung der Tapferkeit kommt, die höhern Archonten in ursprünglicher, die niedern in angenommener und erkünstelter Schönheit erscheinen, die Seelen zuletzt der Schönheit Bild zerstückelt und auf das Individuelle beschränkt darbieten. Endlich in Hinsicht auf ihren Einfluß auf das materielle Sein des Menschen reinigen die Götter den Geist vollständig und führen ihn hinauf zu seinem wahren Ursprunge, dem Leibe aber geben sie Gesundheit und Schönheit und Symmetrie mit der Seele, die Erzengel rufen die Seele und erfüllen den Willen der Götter, die Engel lösen sie von den Banden der Nothwendigkeit, die Dämonen ziehen die Seele in die Natur hinab und verursachen dem Leibe Krankheiten, die Heroen erwecken sie, nach sinnlich guten Dingen zu streben, und begeistern zu edeln und großen Thaten, die Archonten der höhern Art lehren die Materie zu niedern Zwecken beherrschen und gewähren alle Güter des Lebens, die niedern flößen materielle Begierden ein und fesseln an das Sinnliche; die reinen Seelen führen, gleich den Engeln, nach Oben und zeigen die heilige Hoffnung des schönsten Gutes, die Unreinen ziehen hinab in die Welt des Werdens, und erfüllen die Seele mit verwirrender Leidenschaft. Auch das Gefolge der einzelnen Classen wird angegeben, so, daß die Götter stets umgeben von andern Göttern oder Engeln, die Erzengel von Engeln, die rächenden Dämonen, von den Bildern der Strafe und Marter, die andern bösen Dämonen von schädlichen, blutsaugenden, wilden Thieren[91]) und so die übrigen Geister jede Classe mit den Symbolen ihrer eigenthümlichen Wirksamkeit erscheinen[92]).

Wenn nun so die reinere Ansicht, mit welcher die frühern Platoniker Elemente der Volksreligion ergriffen

83) I, 7. 84) I, 8 sq. 85) I, 18. 86) I, 18. Die dort erwähnten Genethlialogen waren die Nativitätssteller, deren ganze Theorie von dem Unterschiede guter und böser Potenzen im Reiche der Sterne abhing. Gegen sie spricht hier Jamblichos, wie einst Plotinos. 87) Erst II, 7 werden diese Classen ausdrücklich mit aufgeführt; doch erscheinen überall die bösen Dämonen nicht sittlich böse, sondern als übermächtige Naturgewalten. Merkwürdig, daß der Typhon in diesem System keine Stelle findet. Besonders vergl. III, 31. 88) Enn. I, 8. πόθεν τὰ κακά. 89) Enn. II, 9, 13, 14. 90) II, 9.

91) II, 7. 92) Alle diese Theophanien sind mit unerträglicher Breite und vielen Wiederholungen zusammengestellt II, 3—9.

und in Allegorie umsetzten, hier völlig materialisirt und phantastisch verschoben erscheint, so hat eine ähnliche Verkehrung die Plotinische Lehre von der Vereinigung des Geistes mit Gott erfahren. Denn, wenn Plotinos das Schauen Gottes ebenfalls über das Wissen und Erkennen erhebt, und einen ekstatischen, entzückten Seelenzustand als den Moment des Schauens annimmt, so blieb doch dieses Schauen immer in den Schranken des Geistes und war eigentlich nur die höchste Blüthe der Vernunfterkenntniß, welche in die Tiefen des ewigen Geistes eindringt [93]); unser Verfasser dagegen, wie er sinnliche Erscheinungen des Göttlichen lehrt, und das Unbegreifliche zum Sinnlichgreiflichen herabsetzt, so verkündigt er auch, daß jene in der Erscheinung der Götter sich vollendende Vereinigung derselben mit dem menschlichen Geiste durch gewisse, geheimnißvolle Gebräuche und Symbole hervorgebracht werden könne, und daß auf diesem Gebiete durch Vernunfterkenntniß gar nichts ausgerichtet werde, vielmehr einzig und allein die Kenntniß der Theurgik, die den höher erleuchteten Priestern gegeben sei, ausreiche [94]). So war denn nun die Theologie von ihrer höchsten Stufe, zu der sie unter dem Heidenthume, das nie zu der ganzen Fülle der Gottheit gelangt ist, weil es den sich selbst offenbarenden, lebendigen Gott nicht erkannte, gebracht werden konnte, in die Magie und Theurgik verkehrt und an die Stelle des reinen Enthusiasmus ein todtes, geistloses Formelwesen, an die Stelle der Vernunfterkenntniß und des Gedankens die geheime Wissenschaft des Priesters getreten, oder vielmehr, das geistloseste Element des Volksglaubens, der Glaube an Zauberkünste und Wunderkräfte durch rein mechanische Mittel, war mit einer philosophischen Hülle umkleidet und gespensterartig in das Reich der Begriffe eingeführt. Dabei muß anerkannt werden, daß der Verfasser dieser Schrift einzelnen, noch unreinern Auswüchsen des Aberglaubens oder allzurohen Ansichten mehrmals widerspricht, und überhaupt seine falsche Grundansicht möglichst zu vergeistigen, zu reinigen und zu vereinfachen sucht, wie sich dies in den einzelnen, von ihm beschriebenen Erscheinungen des sogenannten Enthusiasmus mehrfach zeigt. So wird zuerst das Wesen des Enthusiasmus selbst bestimmt nicht als ein Austritt aus dem eigenen Wesen (*ἔκστασις*), sondern als ein Übergang in das Höhere (*μετάστασις*), während die Ekstase vielmehr Übergang zum Schlechtern sei; die verschiedenen Stufen aber des Enthusiasmus bestimmt er zuerst als Theilnahme an dem Göttlichen, dann als Gemeinschaft mit demselben, endlich als Vereinigung beider [95]). Auf der höchsten Stufe ist das menschliche Leben ganz in ein göttliches verklärt und hat sich seines Selbst und der menschlichen Reflexion abgethan. Zugleich aber soll derselbe Enthusiasmus doch auch wieder die wunderbare Kraft haben, den Körper gegen allen Schmerz zu ertödten, daß er weder Feuer noch Wasser, noch tödtliche Waffen, noch irgend eine Marter [96]) fühlt, und über die Erde sich erheben kann. Gehen wir nun zu den einzelnen Äußerungen des Enthusiasmus über, so tritt, als die bedeutendste Erscheinung desselben die Mantik heraus, die, menschlichem Wissen und Können unerreichbar und aus natürlichen Kräften unerklärbar, unmittelbar von den Göttern stammt. Wie nun die echte Weissagung unterschieden wird von dem blos instinktmäßigen Vorahnen oder der verständigen Vorausberechnung zukünftiger Dinge, so wird sie auch einer rohen Abart entgegengesetzt, der Wahrsagung aus Charakteren, d. h. talismanartigen Zauberzeichen [97]), mit denen leicht böse Dämonen ihr täuschendes Spiel treiben. Überhaupt wird die ganze mittelbare, von Zeichen ausgehende Mantik zwar nicht ganz verworfen, aber doch sehr zurückgestellt, und namentlich der Astrologie keineswegs das Wort geredet [98]); alle Zeichen sollen vielmehr nur das Göttliche symbolisch andeuten, und auch nur in niedern Regionen ihre Gültigkeit haben; die wahre Mantik besteht in der raum- und zeitlosen Einwirkung des göttlichen Lebens auf den endlichen Geist, daß er das in der Zeit Werdende oder Gewordene im ungetrennten Zusammenhange, Theil habend an der Götter Ewigkeit, anschaut [99]). Wenn auch zuweilen ein Element, wie Wasser oder Luft, das Mittel der wahrsagenden Begeisterung wird, wie bei den Orakeln, so ist es nicht das physische Element, was den Propheten anregt, sondern die demselben sich mittheilende göttliche Kraft. Sehr hoch wird aber nun wieder das dumpfe Traumleben der Seele gestellt, und in dieses, oder doch den halbwachen Zustand, wo das Leben der Seele freier geworden und mit dem allgemeinen Naturleben inniger verbunden ist, die eigentliche Empfänglichkeit für höhere Erleuchtung gesetzt; somit verwandelt sich denn wieder der angeblich höchste Act des Geistes in ein geistloses Naturleben der Seele. Ein Hauptmittel ferner zur Einswerdung mit den Göttern ist das Gebet, dessen wahres Wesen, in einer scheinbar sehr reinen Auffassungsweise, nicht darin gefunden wird, daß der Wille der Götter durch dasselbe bestimmt werde, was ungereimt wäre, sondern darin, daß der Geist sich gewöhne, zu seinem Ursprunge umzukehren, und an der seligen Wirksamkeit der Götter Theil zu nehmen. So befreit das Gebet vom Vergänglichen, reinigt vom Unreinen, zieht das Leidende hinauf in das ewig wirksame göttliche Leben. Die drei oben bemerkten Stufen des Enthusiasmus finden dann auch bei dem Gebete statt, das entweder bloße Berührung des Göttlichen, oder liebende Gemeinschaft mit demselben, oder wahrhafte Einswerdung mit Gott ist [1]). Aber auch diese reinen Vorstellungen werden verfälscht durch die Annahme gewisser

93) Vergl. den großen und tiefsinnigen Ausspruch des Plotinos: *τὸ ὑπὲρ νοῦν ἤδη ἐστὶν ἐκ τοῦ νοῦ τὸ πεσεῖν*. II, 9, 9. 94) II, 11. 95) V, 26. III, 5. 96) Cf. III, 4. Der Verf. spricht hier ganz aus dem Volksglauben, wonach die göttliche Reinheit und Unschuld in die heilige Begeisterung auch physisch alle Gefahren besteht; eine Idee, worauf alle Gottesurtheile beruhen. Über das Brennenlassen des Leibes vgl. 1 Kor. 13, 3. und die Erklärer.

97) Die im Orient so viel verbreitete Weissagung aus *χαρακτῆρες*, d. h. geheimnißvollen Schriftzügen und Zauberformeln; III, 13. 98) I, 18. Vergl. IX, 3—5, wo der Astrologie nicht alle Wahrheit abgesprochen, sie aber als eine ganz untergeordnete und einseitige Kunst bezeichnet wird. 99) III, 12. 1) Über das Gebet, I, 13—15.

geheimnißvoller Symbole oder unverständlicher, barbarischer Worte, welche die Götter zwar nicht zu der Gewahrung einer Bitte bestimmen, aber doch die Vereinigung der menschlichen Seele mit ihnen und den dadurch herbeizuführenden Einfluß auf die Naturgeister unmittelbar herbeiführen könnten. So wird denn auch das Gebet ein magischer, rein äußerlicher und priesterlicher Act[2]). Mit dem Gebete hängen auf das Genaueste die Opfer zusammen, deren wahrer Sinn mehrmals in ihre symbolische Bedeutung gesetzt wird, indem den Göttern alles geopfert wird, was irgendwie an das göttliche Wesen erinnert oder demselben irgendwie heilig ist; zugleich soll in denselben wie in einem Bilde dargestellt werden, wie das Göttliche die Materie verzehrt, gleichwie der Rauch der Opferflamme in der Luft verschwimmt. Ferner wird auch die Erweisung von Dank und Ehre nur ein untergeordneter Zweck des Opfers genannt, dessen tiefster Grund die Liebe des Schöpfers zu den Geschöpfen, der höchste Zweck aber wieder die Einswerdung mit den Göttern sei[3]). Da aber sich nur wenige zum reinen Geist erheben und durch Hingebung ihres ganzen Selbst sich den Göttern opfern und so alle materiellen Opfer überflüssig machen können, so bleiben diese immer noch in Kraft, sodaß sich die Wahl der geopferten Gegenstände nach den Classen der Wesen richtet, denen geopfert wird. Denn eigentlich gilt zwar jedes Opfer allen Göttern, wie es aber höhere und niedere Classen von Göttern gibt, so auch höhere und niedere, materiellere und reinere Opfer, und das vollkommenste Opfer wird daher das sein, was alle Götter zugleich ehrt und gewissermaßen eine Welt im Kleinen darstellt. Nur Wenigen begegnet es hier und da am Ende ihres Lebens, daß sie, in die Fülle des göttlichen Lebens aufgenommen, nicht mehr nöthig haben, materielle Opfer zu bringen[4]). Abermals eine Verkehrung des Geistigen in das Natürliche und Erhebung des völlig gedankenlosen Cultus der heidnischen Religionen in ein höheres Gebiet, das mit demselben nichts mehr gemein haben kann! So ist denn nun endlich auch jene, oft so schön beschriebene Vergöttlichung des endlichen Geistes nur ein Werk der magischen Kunst, der Theurgie. Denn wenn auch oft genug dagegen protestirt wird, daß irgend eins der höhern Wesen von den Menschen etwas erleiden, von demselben gezwungen, überredet und für sich gewonnen werden könne, und dagegen bei den auf Magie abzweckenden Handlungen, wie Beschwörungen, Sühnungen, Reinigungen, auf das symbolische und ethische Moment derselben viel Gewicht gelegt zu werden scheint, so wird doch auf der andern Seite gelehrt, daß zu allen jenen Dingen ein traditionelles, priesterliches Wissen gehöre, und somit die unreine Magie wiederhergestellt. Hiermit hängt dann zusammen, daß unverstandene, geheimnißvolle Laute ein wesentliches Moment der Magie bilden, daß dem Menschen, der mit den Göttern der höhern Ordnungen eins geworden ist, eine unmittelbare, zauberhafte Gewalt über die in der Natur waltenden Dämonen zugeschrieben, endlich, daß die Möglichkeit der Störung des heiligen Priesterwerkes durch die Einwirkung böser und tückischer Dämonen eingeräumt wird, welche an der Stelle der Götter erscheinen, und den Theurgen täuschen und berücken, wenn er entweder ein Versehen begangen oder sich seinem Werke mit unreinem Herzen und ohne Liebe genaht hat[5]). Unter den zahlreichen Dämonen ist für den Menschen der allerwichtigste sein individueller Dämon oder Schutzgeist, der ihm von seiner Geburt an mitgegeben ist und ihn begleitet, so lange er im Körper wohnt. Indem der Verfasser der in der spätern griechischen Zeit ziemlich verbreiteten Vorstellung von einem doppelten Schutzgeiste, dem guten und bösen, widerspricht, und das Bestreben der Astrologen tadelt, welche durch das Stellen der Nativitäten und allerlei künstliche Berechnung den Dämon hervorzuzaubern suchten, nimmt er doch denselben als ein wirklich von Außen her in die Seele gekommenes geistiges Wesen, nicht blos als eine höhere Seelenkraft, und bestimmt ihn als den Conflux aller in der Stunde der Geburt des Menschen in der Natur und Geisterwelt zusammenwirkenden Lebenskräfte, durch den der Mensch an den Körper gebunden ist und alle seine geistigen Thätigkeiten übt. Aber wenn ein gottbegeisterter Mensch dem Körper völlig abgestorben ist, dann ist er auch der Herrschaft seines Schutzgeistes entwachsen, und hinübergetreten in das Reich des reinen Geistes, in welches die meisten erst nach dem Tode gelangen[6]).

Durch alle jene Stufen und Vorbereitungen gelangt denn nun die Seele endlich zum höchsten Gute, zu Gott, und ihre wahrhafte Glückseligkeit ist eben die Einigung mit Gott, die leider durch die überall übergreifende Magie entstellt und getrübt ist, wie denn auch die Theurgie der Vorhof des Guten genannt wird. Wie nun die Seele, insofern sie Theil hat an der Natur, nicht frei ist von der Macht des Schicksals, so macht sie sich frei von dem Zwange, der die Naturwesen bindet, wenn sie sich reinigt, das Bessere frei in sich wirken läßt und ihr Leben aufgibt, um ein höheres dagegen zu gewinnen. Hierin liegt denn zugleich, daß die Macht des Bösen gebrochen ist und der gereinigten Seele nicht mehr schaden kann[7]). Woher aber das Böse komme und wie es zu rechtfertigen sei, darüber wird eine ähnliche Antwort gegeben, wie wir sie bei Plotinos und andern heidnischen Philosophen, die in diesem Punkte nie zur Klarheit gekommen sind, finden, indem nämlich bald der Widerspruch des Einzelnen gegen das Ganze und das Unvermögen, sich in diesem zu behaupten, bald die Gewalt feindlicher Naturmächte, bald die eigene freie That des Menschen, bald endlich, in letzter Instanz, die Materie als Grund und Quell des Übels angegeben wird[8]). Die Materie selbst

2) Besonders, da der Kanon aufgestellt wird, in den göttlichen Namen dürfe nichts Verständiges und Verständliches vorkommen, weshalb auch die alten, verschollenen barbarischen Namen am höchsten gestellt werden; VII, 4. 3) Über die Opfer V, 1—25. 4) V, 19.

5) II, 10. III, 31. Gegen seine obige Ansicht (vgl. N. 86) nennt er selbst hier die bösen Dämonen ἀντίθεοι. 6) Über den Schutzgeist VI, 6—8. Viel reiner sind die Vorstellungen bei *Plotin.* Ennead. III, 4: περὶ τοῦ εἰληχότος ἡμᾶς δαίμονος. 7) X, 5, 6. 8) IV, 5—10.

aber hat in Gott ebenfalls ihr ursprüngliches Bestehen, indem in der ersten Wirksamkeit der göttlichen Trias sich sofort dem Moment der Wesenhaftigkeit das Moment der Massenhaftigkeit entgegengestellt hat, dessen lebendige und höhere Theile dann von dem Weltschöpfer zu den einfachen Himmelskörpern, die todten aber und starren zu der Bildung der vergänglichen Körper verwandt wurden [9]).

So ist denn dies Werk für uns ein denkwürdiger Beweis, wie mitten im Schooße derselben Schule, deren erste Häupter den Aberglauben, so weit es in jener Zeit möglich war, redlich und tüchtig bekämpften, sich eine Apologie des Aberglaubens in seiner phantastelosesten Gestalt, doch gemischt mit manchen reinen und echten Gedanken, erheben konnte.

Von dem Philosophen ist 2) zu unterscheiden der viel ältere Erotiker **Jamblichos**, der, aus Syrien gebürtig, aber in Babylon erzogen und mit chaldäischer Sprache und Sitte vertraut geworden, früher auch in dieser Sprache geschrieben, und die griechische erst später gelernt haben soll. Als Kriegsgefangener kam er in sein Vaterland zurück [10]). Er lebte zur Zeit des Trajan. Wir haben noch bei Photius (bibl. cod. CLXVI.) einen Auszug aus seinem Romane [11]), der unter dem Titel „*Βαβυλωνικά*“ erwähnt wird, und mit den seltsamsten und abenteuerlichsten Erzählungen angefüllt war. Außerdem finden sich bei Suidas mehre Fragmente aus diesem Werke, dessen Styl, nach den wenigen Proben zu urtheilen, leicht und klar und ziemlich rein gewesen zu sein scheint. *Chardon de la Rochette*, mélanges de critique et de philol. T. I. hat die noch vorhandenen Fragmente, doch unvollständig, gesammelt. Über eine in der (1671) abgebrannten Escurialbibliothek angeblich vorhanden gewesene Handschrift und deren Ankauf von der schwedischen Königin Christine gingen seltsame Erzählungen [12]). Jene Excerpte bei Photius, sowie die Fragmente, sind gesammelt bei **Passow**, im corpus scriptorum eroticorum, Vol. I. (Lips. 1824). (*Steinhart.*)

JAMBO, auch Babuto und Gasira el Gimal genannt, eine kleine unbewohnte Insel im rothen Meere, ganz nahe an der ägyptischen Küste, liegt unter 24° 40′ nördl. Br. (*J. C. Schmidt.*)

Jambo (Dschambo), s. Janbo.

JAMBOE, auch Jambhu, Jumboo und Jummoo geschrieben, 1) ein District Vorderindiens in der Provinz Lahore (Staat der Sikhs) unter 33° nördl. Br. gelegen, an der östlichen Seite des Flusses Chunab, der es vom Gebiete Kishtewar scheidet, wird im Osten von Kangra, im Westen von Punschab und im S. von Bissolie begrenzt. Der Boden dieses Landstrichs ist mit Wäldern und Hügeln bedeckt und größtentheils sehr schwach bevölkert, indem er häufig den räuberischen Einfällen der Nachbarn ausgesetzt ist. Die Straße nach der Stadt Jambo läuft mehre Meilen weit durch eine sandige Niederung, deren Seiten von hohen, an manchen Orten fast perpendikulären Felsen eingeschlossen ist. Der District hat seinen eignen Raja, der aber den Sikhs tributär ist. 2) Hauptstadt dieses Districtes und Residenz des Rajah, 83 englische Meilen nordöstlich von der Stadt Lahore, unter 33° nördl. Br. und 74° 5′ östl. Länge an dem Fuße eines Hügels und an einem kleinen Flusse gelegen. Sie besteht aus zwei Theilen, der Unter- und Oberstadt, treibt einen lebhaften und blühenden Handel, und bildet bei ihrer vortheilhaften Lage an der Straße von Kaschmir nach Delhi, den Stapelplatz für die berühmten Kaschmir-Shawls, die hierher durch Lastträger gebracht werden, da der Weg theils ungangbar ist für Lastthiere, theils mehr Sicherheit für den Transport gegen den Überfall der berittenen räuberischen Horden darbietet. Die Umgegend ist reich an Maulbeerbäumen; auch sind in der Nähe der Stadt mehre Wassermühlen erbaut worden. (*J. C. Schmidt.*)

JAMBOLIFERA. Eine von Linné gegründete Gattung der Rautengewächse (Rutaceae *Juss. D. C.* Octandria Monogynia *L.*), deren Namensetymologie von Früchten, Jambolanen genannt, und ferre tragen, herzuleiten ist (*Rumph.* Amb. I. p. 131.). Ihre Merkmale sind nach Sprengel: Kelch vierblätterig, ungleich; Staubfäden abwechselnd der Blumenblattbasis und dem Fruchtboden eingefügt. Die perigynische Scheibe (discus perigynus) achtwinklig. Beere vierfächerig, viersamig. Als wichtigste Arten sind zu nennen: 1) J. pedunculata *L.*, stielfrüchtige Jambolifera; mit länglich elliptischen glatten Blättern, rispenförmigen Blüthen und linien-lanzettförmigen Blumenblättern, welche länger als der Kelch sind. (*Vahl* symbol. III. T. 61). In Indien, namentlich auch auf Ceylon. 2) J. chinensis *Spr.* (J. pedunculata *Lour.*), chinesische Jambolifera, mit eiförmigen, ausgerandeten Blättern, traubig und traubendoldigen Blüthen. Im südlichen China. 3) J. odorata *Lour.*, wohlriechende J., mit eiförmigen, an der Basis schief abgestutzten, unten punktirten Blättern, und traubig-doldentraubigen Blüthen. In Cochinchina. 4) J. resinosa *Lour.*, harzige J., mit länglichen Blättern und vielblüthigen achselständigen Blüthenstielen. In Cochinchina. Übrigens nennt diese Gattung Gärtner (Fruct. I, 280) Cyminosma und fügt auch eine neue bereits von Hermann (Mus. 73) und Burman (fl. zeyl. 27) Ankoenda genannte Art: C. Akenda aus Ceylon (T. 58) hinzu, die jedoch ebenso wie die der ersten übrigen Arten nicht genau bekannt ist. (*Zenker*).

Jambos, s. Metrik.

JAMBOS oder Jambosbaum ist Eugenia jambos *L.* (Jambosa vulgaris *D. C.*) aus Ostindien. (*Zenker.*)

JAMBOSA (Jambosenbaum). Name einer bereits von Rumph angegebenen Pflanzengattung, welche Adanson Jambos nennt und Arten der Gattung Eugenia *L.*, sowie von Myrtus Swarz et Kunth begreift. Sie ge-

9) VIII, 3. Ähnlich unterscheidet Plotinos die *νοητὴ ὕλη* von der gröbern, wobei er indessen unter jener nichts weiter versteht, als die Seele, die er die Materie des Geistes nennt; Enn. II, 4, 5. 10) So berichtet eine Randnotiz an dem Bessarion'schen Codex des Photius zu Venedig. 11) Es war die Liebesgeschichte des Rhodanes und der Sinonis. 12) *Schurzfleisch*, not. lit. p. 4. „In Madrid hat sie auf den einzigen codex mscr. Jamblichi eine Tonne Goldes angewendet, weil er so ungemein rar war.“ Cf. *Fabr.* bibl. gr. VIII, 152.

hört in die Familie der Myrtaceae *Juss. De Candolle* und in die Icosandria Monogynia des Linné'schen Sexualsystems. De Candolle (prodrom. III, 286) gibt ihr folgenden Charakter: Kelchröhre kreiselförmig, an der Basis abgestutzt, Schlund über den Eierstock hinaus verlängert, erweitert und verkehrt eiförmig; Saum vierspaltig, mit fast runden Lappen. Vier dem Schlundende eingefügte breite, concave, stumpfe Blumenblätter. Staubfäden sehr zahlreich, länger als die Blumenblätter, frei, straff. Griffel fadenförmig. Narbe einfach, etwas spitzig. Eierstock mehrfächerig, vieleiig. Frucht ein- zweisamig mit dem erweiterten und beerenförmigen Kelche krummlich-fleischig, an der Spitze mit einem Nabel versehen. Samen kantig, mit fleischigsamigen dicken, an den Bändern zusammengefalteten Samenlappen und innern, fast walzenförmigen, innerhalb der Samenlappen verborgenen Würzelchen.

Die hierher gehörigen Arten, von denen De Candolle 18 erwähnt, stellen Bäume größtentheils aus Indien dar (indem namentlich Blume deren allein sechs aus Java aufführte,) mit entgegengesetzten, kurzgestielten, durchscheinend punktirten Blättern, seitlichen und endständigen kürzeren, wenigblüthigen, einfachen Afterdolden, mit am Ende der Blüthestielchen gegliederten deckblätterlosen großen Blüthen und großen eßbaren Früchten.

Da die meisten dieser Arten cultivirt werden, so ist die Angabe ihrer specifischen Differenz sehr schwierig. Als die wichtigsten Arten sind Jambosa vulgaris *D. C.* und J. Malaccensis *D. C.* zu betrachten, deren Beschreibung wir hier folgen lassen.

1) J. vulgaris *D. C.* (Eugenia Jambos *L. E.* Jamboo *Roxb.* cat. calc. 38., Myrtus Jambos *H. B. K.*) Gemeine Jambosa, mit doldentraubigen, endständigen Trauben und schmal-lanzettförmigen, beiderseits zugespitzten Blättern. In Ostindien und jetzt überall in den Tropenländern angepflanzt.

Es ist ein stattlicher Baum mit vielen ausgespreizten Ästen, deren Rinde grau erscheint, während die vom mannsdicken Stamme eher braun erscheint. Die gegenüberstehenden Blätter haben eine kreuzweise Anordnung, sind spannelang, ein Paar Zoll breit, geruchlos, aber säuerlich schmeckend. Die einen halben Zoll langen vierblätterigen grünlichweißen rundlichen Blumen tragen eine Menge Staubfäden mit einem sehr langen Griffel. Rund und gelb sind die mit dem Kelche gekrönten Früchte, deren weißliches saftiges Fleisch sehr schmackhaft süß wird und angenehm nach Rosen riecht. Eine Abbildung findet sich bei *Rheede*, hort. malab. I. T. 17, wo der Baum Malaccachambu heißt und *Delaum* herb. amat. T. 77.

2) J. malaccensis *D. C.* (Eugenia malaccensis *L.*, Myrtus malaccensis *Spr.*, *Wight* et *Walker-Arnott* Prodrom. florae penins. Ind. orient. I, 332 ziehen auch J. purpurascens *D. C.*, J. domestica *D. C.* hierher), malaccische Jambosa, mit seitlichen abgekürzten Afterdolden und eilanzettförmigen, an beiden Enden zugespitzten Blättern. In Ostindien. Ist gleichfalls ein ansehnlicher Baum, jedoch noch dicker, als vorhergehender und mit rauher bräunlicher Rinde bekleidet; auch sind die Blätter größer und säuerlicher. Roth die Blüthen. Die über drei Zoll langen und über zwei Zoll dicken birnförmigen Früchte werden auf der einen Seite röthlich, auf der andern weiß und rothgestreift, mit weißem saftigem, angenehm weinartig schmeckendem Fleische. Der Baum trägt zweimal des Jahres Früchte. Abbild. bei *Rheede* hort. mal. I. T. 18 (als Nati-Schambu), *Correa* Ann. d. Mus. IX. T. 25. F. 2. Vielleicht gehört auch Jambosa nigra *Rumph.* Amb. I. T. 38. F. 1. hierher. (*Zenker.*)

Jambres oder Mambres, ägypt. Zauberer, s. unter Jannes.

JAMBRI (*Ἰαμβρί*), ein Bewohner der Stadt Medaba (*Μηδαβά*) jenseit des Jordans, in der jüdischen Geschichte durch den Umstand bekannt, daß von seinen Söhnen [1]) Johannes, Bruder der berühmten Makkabäer Judas, Jonathan und Simon auf seinem Zuge zu den Nabathäern überfallen, ausgeplündert und erschlagen wurde. Die Strafe blieb freilich nicht aus; denn bei einer außerhalb Medaba veranstalteten Festlichkeit gerieth die Familie der Thäter in die Hände eines Hinterhaltes, welchen die Gebrüder Jonathan und Simon ihnen gelegt hatten [2]). (*A. G. Hoffmann.*)

JAMBU-DWIPA (Dschambu-dwipa), Dschambu-Halbinsel, einheimische Bezeichnung für Indien; s. d. Art. (*R.*)

Jambufrüchte, s. Jambosa.

JAMBURG, eine kleine, hübsch gebaute Kreisstadt des St. petersburgischen Gouvernements, an der Heerstraße zwischen Narwa und St. Petersburg, am Flusse Luga, der in den finnischen Meerbusen fällt. Von den Nowogrodern schon im J. 1383 erbaut, ward sie 1444 von den liv- und ehstländischen Rittern belagert, 1612 von den Schweden genommen, 1703 von Peter I. ihnen wieder entrissen und von ihm Jamburg genannt, da sie früher Jama, auch Jamû hieß. Im J. 1783 ward sie von Katharina II. zur Kreisstadt erhoben, mit städtischen Gerechtsamen beschenkt, durch neue Gerichtshäuser und Fabrikgebäude verschönert, regelmäßig angebauet und in Flor und Wohlstand versetzt. Jetzt aber ist vieles wieder verfallen und mehre Manufacturen (darunter eine kaiserl. Tuchmanufactur von 38 Stühlen) sind eingegangen. Die Stadt hat eine griechische, eine lutherische und eine katholische Kirche, etwa 140 Häuser und 1500 Einwohner. Der Durchfuhrhandel auf der großen Straße von Riga nach St. Petersburg gewährt ihr manchen Erwerb. Nicht weit davon liegt das von teutschen Colonisten bewohnte Dorf Frankfurt, die durch den Verkauf ihrer ländlichen Producte in die Residenz sehr gute Nahrung haben. (*J. C. Petri.*)

Jambus (jambischer Vers), s. Metrik.

Jambuwan, s. Dschambuvan.

Jamdanis, s. unter dem Art. Baumwollenmanufacturen.

Jamdro (Geogr.), s. Palte.

---

1) Unter υἱοὶ Ἰαμβρί könnten freilich nicht blos Söhne im eigentlichsten Sinne des Wortes, sondern Nachkommen desselben überhaupt verstanden werden. 2) Vergl. 1 Makk. 9, 36 fg.

JÄMEN oder Samen-Droßler nennt Oken diejenigen kryptogamischen Wassergewächse, welche Batsch mit dem Namen Rhizocarpae, De Candolle (Fl. franc. ed. 3) Rhizospermae und Robert Brown (Prodr.) Marsiliaceae belegen. Bartling (Ord. nat. plant. p. 15) betrachtet sie als eine besondere Classe und rechnet dazu folgende drei, von ihnen als Ordines bezeichnete Familien: 1) Salviniaceae; 2) Marsiliaceae und 3) Isoëteae. Doch verdient bemerkt zu werden, daß Oken auch die Gattung Lemna darunter bringt, während sie die übrigen Botaniker unter eine ganz andere Familie stellen. Seine hierbei beobachtete Reihenfolge ist: a) Stock-Jämen: 1 Sippſ. Mark Jämen (Azolla); 2 Sippſ. Stamm-Jämen (Pilularia, Isoëtes); b) Blust-Jämen: 3 Sippſ. Blüthen-Jämen (Salvinia; Marsilea); 4 Sippſ. Frucht-Jämen (Lemna). Vergl. Oken, Lehrbuch der Naturgesch. (Botanik) II. 1. (1825) S. 544 fg. (*Zenker.*)

Jamena (Geogr.), ſ. Jamina.

James, ſ. Jacob.

JAMES 1) (Richard), geb. im J. 1592 zu Newport auf der Insel Wight, widmete sich der Theologie, und unternahm zu seiner höhern Ausbildung im J. 1619 eine Reise durch einen großen Theil von Europa. Am längsten verweilte er in Rußland, und gab seine dort angestellten Beobachtungen in einer eigenen Schrift heraus. Er starb amtlos den 7. Dec. 1638, längere Zeit kränkelnd, in dürftigen Umständen, doch mit dem Ruhm eines vielseitig gebildeten Theologen und gründlichen Kenners der ältern Sprachen. Sehr bewandert war er vorzüglich im Gothischen und Angelsächsischen. Er zeigte sich auch als ein gewandter Dichter, machte sich jedoch vorzüglich bekannt als Verfasser von Predigten und einiger andern Schriften, die sich zum Theil noch handschriftlich auf der Bodlejanischen Bibliothek befinden. Genannt zu werden verdienen hier: Anti-Possevinus, sive Concio habita ad Clerum in Acad. Oxon. anno 1625 in 2 Tim. 4, 13. (Oxford 1625. 4.). Sermon concerning the Eucharist, on Matth. 26, 26—28 (London 1629. 4.). History of preaching, or concerning the Apostles preaching and ours, on 1 Corinth. 9, 16 (London 1630. 4.). Fast Sermon, concerning the observation of Lent. (London 1630. 4.). Sermon concerning the times of receiving the Sacrament and of mutual Forgiveness, on 1 Cor. 11, 25. (London 1632. 4.). Apologetical Essay for the Righteousness of a miserable unhappy people, on Ps. 37, 25 (London 1632. 4). Concio habita ad Clerum Oxon. de Ecclesia, in Matth. 16, 18. (Oxford. 1633. 4.). Poemata quaedam in mortem clarissimi viri *Roberti Cottoni* et *Thomae Allen* (Oxford 1633. 4.*). (*Heinrich Döring.*)

2) Robert, im Jahr 1703 zu Kinverston in Staffordshire geboren, studirte in Oxford Medicin, und übte seine Kunst der Reihe nach in Sheffield, Litchfield, Birmingham und London. Er ist der Erfinder des berühmten Jamespulvers (ſ. d. Art.), welches man nach der Mitte des 18 Jahrh. in England, aber auch auf dem Continente, als Fiebermittel so häufig anwandte, und dessen Verkauf für James und seine Nachkommen eine so reiche Goldgrube wurde. James ließ sich noch im J. 1755 unter die Doctoren von Cambridge aufnehmen. Er starb am 23. März 1776. Als Schriftsteller machte er sich am berühmtesten durch sein „Medical Dictionary" (Lond. 1743—1744. 3 Vol. fol. (Es wurde unter Busson's Aufsicht in sechs Foliobänden in's Französische übersetzt (Paris 1746—1748). Eine umfangreiche Einleitung des Werkes enthält eine Geschichte der Medicin.) Er schrieb ferner: The practice of physic. (Lond. 1746). 2 Vol. On canine madness. (Lond. 1760). A dispensatory (Lond. 1764). Er übersetzte ferner Ramazzini's Werk über die Krankheiten der Künstler in's Englische, und nach seinem Tode erschien noch: A dissertation upon fevers (Lond. 1778). A vindication of the fever-powder (Lond. 1778). A short treatise of the disorders of children (Lond. 1778). (*Fr. Wilh Theile.*)

3) Thomas, englischer Seefahrer, dessen Geburts- und Todesjahr unbekannt ist, machte im Jahre 1631, im Auftrage einer Gesellschaft von Kaufleuten zu Bristol, eine Entdeckungsreise nach Nordwesten. Sir Thomas Roe stellte ihn dem Könige Karl I. vor, der ihn in seinem Unternehmen ermunterte. Den 3. Mai des genannten Jahres verließ er Bristol. Nachdem er in die Hudsonsbai gelangt, nahm er seinen Lauf nach der Südküste, mit seinem Schiffe gegen Felsen stoßend, und mit manchen Mühseligkeiten kämpfend. Auf einer vier Grade südlicher gelegenen Insel brachte er den Winter zu, nachdem er fruchtlos versucht hatte, bis zu dem großen Strome von Canada vorzudringen. Anfangs Juli 1632 bis zu Ende August wandte er sich nach Norden; allein die schon weit vorgerückte Jahreszeit nöthigte ihn, seine Rückkehr nach England zu beschleunigen. Den 22. Octbr. 1632 langte er in dem Hafen von Bristol an. Ungeachtet des geringen Erfolgs, den seine Reise gehabt, ward er von Karl I. mit Wohlwollen empfangen. Aufgefodert von diesem Monarchen ließ er damals eine ausführliche Beschreibung seiner Reise drucken. Sie erschien zu London 1633, und seitdem einige Male wieder aufgelegt, unter dem Titel: Dangerous Voyage in attempting to discover a North-West Passage to the South-Sea; with an Account of their passing the winter in an uninhabitated Island. Dies Reisejournal gewährt eine ebenso anziehende, als belehrende Lectüre, indem es die Entdeckungsreisen seiner Vorgänger in die Hudsonsbai auf mehrfache Weise ergänzt. Den Theil des festen Landes, den er nach Westen zu erblickte, nannte er das südliche Neu-Wales, zu Ehren des damaligen Prinzen von Wales und nachherigen Königs Karl II. Er war übrigens der mehrfach bestrittenen, doch durch die Erfahrung genugsam bestätigten Meinung, daß man im Westen keinen Weg in die Südsee finden könne†). (*Heinr. Döring.*)

*) Cf. Biographie universelle Tom. XXI. p. 388 sqq. *G. Crabb's* Universal Historical Dictionary Vol. II. *R. Watts* Bibliotheca Britannica Vol. II. p. 541. Jöcher's Allgem. Gelehrtenlexikon 2. Thl. S. 1852.

†) Cf. Biographie universelle Tom. XXI. p. 389 sqq. *R.*

4) Thomas, auch Jamesius, geboren im J. 1571 zu Newport auf der Insel Wight, widmete sich zu Oxford dem Studium der Theologie, und ward 1602 Oberaufseher der dortigen öffentlichen Bibliothek. Diese Stelle legte er 1620 nieder, und übernahm das Amt eines Friedensrichters. Als Schriftsteller war er bereits vortheilhaft bekannt geworden durch ein im J. 1611 herausgegebenes Werk, das die Verfälschungen des Textes, welche die Katholiken angeblich sich erlaubt, nachweisen sollte. Dies Werk führt den Titel: Of the Corruption of the Scripture, Councils and Fathers by the Prelates of the Church of Rome; fand jedoch wenig Anklang in dem gelehrten Publicum. Dessenungeachtet blieb der Hauptgegenstand seiner schriftstellerischen Bemühungen die Rechtfertigung der anglikanischen Kirche und die Bekämpfung des Katholicismus. Aus der Universität Oxford war seit der Reformation kein Schriftsteller hervorgegangen, der mit so unermüdlichem Eifer seine Ansichten geltend zu machen gesucht hatte, als James. Um die Verschiedenheit in den von Sixtus V. und Clemens VIII. bekannt gemachten Ausgaben der Vulgata offen darzulegen, schrieb James (1600) das Werk: Bellum Papale, sive Concordia discors *Sixti* V. et *Clementis* VIII. circa hieronymianam editionem etc. Er stand an der Spitze derer, welche behaupteten, die Katholiken hätten die heilige Schrift, die Concilienbeschlüsse und die Kirchenväter nach ihren eigenen Ansichten gemodelt. Diesen Ansichten blieb er fortwährend treu, und war rastlos bemüht jene Verfälschungen in mehren Schriften nachzuweisen. Selbst das englische Parlament suchte er für diese Idee zu interessiren, was ihm selbst indessen nur theilweise gelang. Mitten unter diesen Bestrebungen überraschte ihn der Tod im August 1629 [1]).

Die Vielseitigkeit seines Wissens beurkundete er durch zahlreiche Schriften, zu denen, außer den bereits genannten, vorzugsweise noch folgende gehören: The moral Philosophie of the Stoicks (London 1598. 12.). A Commentary upon the Canticle of Canticles, by *A. Brucioli*, translated into English. (ibid. 1598.) Philobiblon *Richardi Dunelmensis*, sive de amore librorum et institutione Bibliothecae, Tractatus pulcherrimus, ex Collatione cum variis Msc. Oxon. (Oxon. 1599. 4.). Cyprianus Redivivus (London 1600. 4.). Ecloga Oxonio-Cantabrigiensis tributa in libros duos, quorum prior continet Catalogum confusum Librorum Manuscriptorum in Bibliothecis Oxon. et Cantab.; posterior Catalogum eorundem distinctum et dispositum secundum quatuor facultates etc. (Lond. 1600. 4.) Catalogus librorum in Bibliotheca Bodleiana, cum Appendice (Oxon. 1605. 4.) [Reprinted with many additions (Ibid. 1620. 4.); to which was added an Appendix in 1636]. Expositio libri Canticorum, ex Patribus (Oxon. 1607. 4.). An Apology for *John Wickliffe*, shewing his conformity with the New Church of England; to which are added two Tracts of *John Wickliffe* (Oxon. 1608. 4.). The Downfall of the Jesuits etc. with the Life of *Father Parsons* (Oxon. 1612. fol.). Two short Treatises against the Order of Begging-Friars, written by *Wickliffe*, with a book entitled. Fiscus Papalis sive Catalogus Indulgentiarum etc. (Lond. 1617. 4.) [2]). Index patrum ad singulos versus capitis 5; secundum Matthaeum (Ibid. 1624. 4.). Vindiciae Gregorianae (Genevae 1625. 4.). Introduction to Divinity, containing a Confutation of Papists by Papists (Oxford. 1625. 4.). An Explication or enlarging of the 10 Articles in the Supplication of Dr. *James*, lately exhibited to the Clergy of England, for the restoring to integrity Authors corrupted by Papists. (Oxon. 1625. 4.). Specimen Corruptelarum Pontificiarum in *Cypriano*, *Ambrosio* et *Gregorio* Magno, Autore operis imperfecti et in jure Canonico (Lond. 1626. 4.). Index librorum prohibitorum a Pontificibus (Oxon. 1627). Catalogus Interpret. S. Scripturae in Bibliotheca Bodleiana (Oxon. 1635. 4.). Mehre Briefe von James befinden sich in einem Anhange der Schrift: *Parr's* Life of Usher [3]).

(*Heinrich Döring.*)

JAMES, 1) ein kleiner Fluß im nordamerikanischen Freistaate Missouri, welcher innerhalb dieses Staates in den gleichnamigen großen Strom sich ergießt. 2) Jamespik, eine der hohen Bergspitzen der sogenannten Rocky-Mountains (Felsengebirge), der großen Gebirgskette, welche die nordamerikan. vereinigten Staaten in deren westlichem Theile durchzieht. Dieser Pik liegt im Staate Missouri, und ist, sowie die übrigen Piks dieser Gebirgskette, noch nicht gemessen. 3) Eine kleine Insel in der Chesapeakbai, welche zur Grafschaft Dorchester des nordamerikanischen Freistaates Maryland gehört. 4) Eine kleine Insel des nordamerikanischen Freistaates Südcarolina, im Flusse Ashly an der Südseite des Hafens von Charleston gelegen. Sie liegt unter 32° 44′ nördl. Br. und ist von ungefähr 60 Familien bewohnt. 5) Ein Kirchspiel im nordamerikanischen Freistaate Südcarolina, im District Charleston. 6) Ein Dorf in der Grafschaft Kent im nordamerikanischen Freistaate Maryland. 7) Ein Kirchspiel im nordöstlichen District des nordamerikanischen Freistaates Louisiana, das aus angeschwemmtem Lande auf beiden Ufern des Mississippi besteht, Zucker, Baumwolle, und Reis erzeugt, und dessen Bevölkerung gegen 7000 Seelen beträgt, worunter sich über 3000 Sklaven befinden. Der Hauptort heißt Godberry. Hier fangen die Niederlassungen der Teutschen, die sogenannten German Coasts an. 8) Auch James Castell genannt, ein englisches Castell an der Küste von Oberguinea, unter 5° 25′ nördl. Br. in dem Landstriche Accra gelegen, hat eine

Watts, Bibliotheca Britannica Vol. II. p. 541. *Churchill's* Voyages Vol. II. p. 479 sq.

1) Irrig wird hier und da das Jahr 1626 angegeben.

2) Einige sind der Meinung, daß W. Crashaw der Verf. jener Schrift sei. 3) Cf. *Feller's* Dictionnaire historique T. V. p. 64 sq. Bibliotheca Britannica Vol. II. p. 541. Biographie universelle Tom. XXI. p. 388. Jöcher's Allgem. Gelehrtenlexikon 2. Thl. S. 1833.

sehr gesunde Lage, aber einen gefährlichen Landungsplatz. Nach einigen Nachrichten sollen reiche Salzgruben in der Umgegend sein. Ganz in der Nähe liegt das holländische Fort Crevecoeur und ½ teutsche Meile entfernt nach Osten das dänische Fort Christiansburg. (*J. C. Schmidt.*)

JAMES (St.), 1) kleine Stadt und Hauptort eines Cantons im Bezirke von Avranches des französischen Departements la Manche. Sie liegt unter 48° 29′ 22″ nördl. Breite und 16° 18′ 1″ östl. Länge von Ferro am Beuvron und zählt 2665 Einwohner. Früher war sie befestigt und hatte mehre Belagerungen auszuhalten. (*Klaehn.*)

2) Parochie auf der Südküste der Insel Barbadoes zwischen dem Meere und den Parochien St. Michael, St. Andrews, St. Thomas und St. Peter gelegen. Ihr Boden ist im Allgemeinen eben, nach dem Innern langsam ansteigend und nur mittelmäßig fruchtbar, jedoch sorgfältig cultivirt. Der Flächeninhalt beträgt 7800 Acker. Hauptort ist der Flecken Jamestown oder Holetown unfern Readsbai (13° 7′ nördl. Br.), in welcher die größten Kriegsschiffe mit Sicherheit ankern. Zucker ist das vorzüglichste Product, die Pflanzungen erfordern aber weit mehr Arbeit und Düngung als auf andern westindischen Inseln. (*E. Poeppig.*)

3) Auch manchmal Jamestown genannt, Hauptort der bekannten im atlantischen Ocean gelegenen Insel St. Helena, ist an einer Bai gelegen, die ehemals chapel-valley bay (Capellenbai) hieß, jetzt aber St. Jamesbai genannt wird. Diese kleine, freundliche Stadt liegt in einer Schlucht zwischen zwei sehr hohen und steilen, von aller Vegetation entblößten Lavafelsen, in welche mit vieler Mühe einige schlangenförmige, an den Abgründen hinführende Wege gehauen sind, welche allein in das Innere der Insel führen. Sie hat ungefähr 100 Häuser, unter denen sich die Wohnung des Gouverneurs, die Kirche, das Hospital, das Zeughaus, das Vorrathshaus der ostindischen Compagnie, die Halle rc. auszeichnen. Bemerkenswerth ist eine neu erbaute Sternwarte. Der Hafen ist sicher und gut, und wird, sowie die Stadt, durch starke, in den Felsen gehauene Batterien vertheidigt, von denen die stärkste, Fort James genannt, auf der Nordseite auf einem steilen Felsen gelegen ist, und die Stadt und den Hafen nach Osten zu beherrscht. (*J. C. Schmidt.*)

Jamesa (Jamissa) Geogr., s. Tamesis.

Jamesbai, s. unt. Hudsonsbai und unt. St. James (Jamestown).

JAMES-CITY, eine Grafschaft des nordamerikanischen Freistaates Virginien, zehn Meilen lang und 2½ Meilen breit, wird von den Flüssen Chickahoming, James und York begrenzt, außer denen noch die kleinen Flüsse Ware, Soming und Diakcon zu bemerken sind, welche dem James und York zufließen. Die Bevölkerung beträgt gegen 12,000 Seelen, worunter einige Tausend Sklaven sich befinden. Hauptstadt der Grafschaft ist Williamsburg, die vormalige Hauptstadt Virginiens. (*J. C. Schmidt.*)

JAMES ISLAND, die westlichste Insel der Südshetland-Gruppe (westliches Vorland, Cape Smith nach dem ersten Entdecker genannt, 62° 52′ 0″ südl. Br., 63° 45′ 0″ westl. nach Greenw., nach Weddell und Norie). Sie ist zu unterscheiden von Jameson's island, welches in südlicher Richtung nur 8′ entfernt liegt, und wird durch Boyd's straits von der zweiten Insel der Kette, Basil Hall's I., geschieden. Unter allen Inseln jenes traurigen Archipels ist sie die unzugänglichste und höchste. Die schneebeladenen Felsen streben in der Mitte des Landes bis zu einer Höhe von 2500 engl. Fuß empor und fallen fast überall senkrecht nach dem Meere ab. Vegetation scheint ganz zu fehlen und die Phoken besuchen sie wegen ihrer Steilheit selten. Ihre Länge von Ost nach West beträgt drei geogr. Meilen, ihre Breite von Nord nach Süd die Hälfte. Für den allgemeinen Charakter der Gruppe vergl. Südshetland. (*James Weddell* voy. toward the Southpole (Lond. 1825. p. 133.) (*E. Poeppig.*)

Jamesonit, s. Spiessglanz.

James piece (englische Münze), s. Jacobiten.

JAMESPULVER, ein nach dem englischen Arzte Robert James benanntes Spießglanzmittel, das seit der Mitte des 18. Jahrh. in Gebrauch kam, und nach des Erfinders Angabe auf folgende Weise bereitet wird: Spießglanz wird bei anhaltender Hitze in einem flachen irdenen Gefäße ohne Glasur calcinirt, indem man von Zeit zu Zeit eine hinreichende Quantität von thierischem Öle und Salze, die gut gebrannt worden sind, hinzusetzt. Dann hält man es eine Zeit lang mit Nitrum in Fluß, und sondert das Pulver durch Auflösen in Wasser vom Nitrum ab. Ferner wird Quecksilber genommen, und mit gleichen Theilen regulus antimonii martialis und reinem Silber ein Amalgam gemacht, indem man eine verhältnißmäßige Quantität Salmiak zusetzt. Das Quecksilber wird hierauf durch eine Retorte in einen Glasrecipienten übergetrieben, und mit den nämlichen Ingredienzen wird ein neues Amalgam bereitet. Man destillirt von Neuem und wiederholt dies neun bis zehn Male. Der Merkur wird in Salpeteräther gelöst und in einer Retorte zur Trockniß abgedampft. Den Rückstand calcinirt man, bis er eine goldgelbe Farbe annimmt. Zum Schluß wird Weingeist über ihm abgebrannt. Die Dosis des Mittels ist nicht genau zu bestimmen. Im Allgemeinen kann man 30 Grane des Spießglanzpulvers und einen Gran des Quecksilberpulvers als eine mäßige Dosis ansehen.

Die Zubereitung von James soll sich auf ein Präparat stützen, das aus Italien kam, damals an der Tagesordnung war, und den Namen Lisle's Pulver führte. In den Philosophical Transactions vom Jahre 1791 erschien ein Aufsatz unter dem Titel: Versuche und Beobachtungen über die Zusammensetzung des Jamespulvers. Der Verfasser gelangte zu dem Schlusse, daß man durch's Calciniren von Spießglanz und Knochenasche eine Substanz erhält, die dem Jamespulver gleicht. Man erhält durch diese Procedur Lisle's und Schawanberg's Fieberpulver, ein Präparat, das von Schröder und andern Chemikern vor 150 Jahren beschrieben wurde. Die Vorschriften zu diesem Präparate differiren nach Pearson in dem Verhältnisse des Spießglanzes zu der Knochenasche,

sowie hinsichtlich des Zustandes des Knochens. In letzterer Beziehung empfahl man die Knochenstücken vorher auszukochen, oder vor der Calcination zu Asche zu brennen, oder sogleich mit dem Spießglanze zu brennen. Nach einer Vorschrift, die sich im Besitze des Dr. Bromfield befand, wurde dieses Pulver, lange bevor der Name Jamespulver aufkam, auf folgende Weise bereitet: Zwei Pfund Hirschhornspäne werden so lange gekocht, bis alles Eiweiß aufgelöst ist, hierauf getrocknet und mit einem Pfunde Antimonium crudum calcinirt, bis der Schwefelgeruch aufhört und ein hellgraues Pulver entstanden ist. Dies war auch die Vorschrift des Dr. John Eaton; nach derselben war aber ein sehr wesentlicher Punkt, daß die calcinirte Mixtur einer Hitze im bedeckten Gefäße ausgesetzt würde, bis sie weiß wird. Die Vorschrift zum Pulvis antimonialis in der londoner Pharmakopöe von 1788 bestimmt, gleiche Gewichtstheile von Hirschhornspänen und Spießglanz zu calciniren.

Bei der analytischen Untersuchung des Jamespulvers fand Pearson Folgendes:

1) Dasselbe besteht aus Phosphorsäure, Kalk und Antimonoxyd, nebst einem geringen Antheile von Eisenoxyd. Letzteres ist blos ein zufälliger Bestandtheil.

2) Diese drei Ingredienzien bilden entweder eine Tripelverbindung, oder der phosphorsaure Kalk ist mit dem Antimonoxyd in dem Verhältniß wie 43 zu 57 verbunden.

3) Dieser Antimonialkalk weicht von jedem andern bekannten Antimonialkalke in mehren chemischen Eigenschaften ab. Es lösen sich $\frac{1}{4}$ davon in Salzsäure und bilden Pulvis Algaroth; das Übrigbleibende löst sich nicht in Salzsäure; es ist verglast.

Bei seinen synthetischen Versuchen fand Pearson, daß, wenn Knochenasche oder phosphorsaurer Kalk und Spießglanz in einem gewissen Verhältnisse zu einander calcinirt und hierauf der Weißglühhitze ausgesetzt werden, ein Gemisch entsteht, das aus Antimonoxyd und phosphorsaurem Kalke zusammengesetzt ist, und zwar in dem Verhältnisse, wie diese Substanzen im Jamespulver sich befinden.

Nach Pearson ist auch die Masse, welche Newbery unter dem Namen Jamespulver für Pferde, Hornvieh, Hunde u. s. w. verkaufte, nichts anderes, als ein Jamespulver, das durch Calciniren von Spießglanzoxyd und Knochenasche in offenen Gefäßen bereitet worden ist.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

JAMES RIVER, ein ansehnlicher Fluß in den vereinigten nordamerikanischen Freistaaten, welcher dem Freistaate Virginien ganz angehört. Er entspringt im westlichen Theile Virginiens in den Alleghanygebirgen, führt im Anfange den Namen Jackson und nimmt nach seiner Vereinigung mit dem Flusse Carpenter den Namen James an. Nachdem er durch die blauen Berge gebrochen ist, nimmt er den Fluß Rivanna, und außerdem bis zu seiner Mündung in die Chesabeakbai mehre andere Flüsse auf, als: von Westen den Appamator, von Nordosten den Chikahoming und von Süden den Nansemond und Elisabeth. Da der James weithin schiffbar ist und seine vorgenannten Nebenflüsse auch für leichte Boote fahrbar sind, so ist er der bei weitem wichtigste Fluß für Virginien. Die Schiffahrt auf dem Flusse wird in der Grafschaft Henrico durch starke Stromschnellen unterbrochen, die jetzt durch zwei Canäle umgangen werden, wovon der obere nur 200 Yards lang und 20 Fuß breit ist, und nur Boote von acht Tonnen Last tragen kann; der untere hingegen ist vier englische Meilen lang, und führt die Schiffe in ein großes bei Richmond gelegenes Wasserbecken. Innerhalb seiner Mündung liegt die Hampton-Rhede, wo die größten Schiffe bei einer Tiefe von 50 bis 72 Fuß mit Sicherheit ankern können. Fregatten von 40 Kanonen können bis Jamestown, Schiffe von 250 Tonnen bis Warwick, Schiffe von 125 Tonnen bis zum Dorfe Rocket gehen. Dieses Dorf ist der Landungsplatz und Hafen von Richmond, von wo aus bis Richmond selbst der Fluß nur noch sieben Fuß Tiefe hat.

(*J. C. Schmidt.*)

JAMESTOWN 1) ein neu angelegter Ort (township) in der Grafschaft Cataughque (Chatauque) des nordamerikanischen Freistaates New-York. Der Ort hat ein Postamt; nähere Notizen besitzen wir nicht. 2) Ein hübsches Dorf in Schottland, in der Grafschaft Dumfries an dem kleinen Flusse Megget belegen. Es ist von einer Bergwerksgesellschaft gebaut, und zur Wohnung für die Minenarbeiter bestimmt. 3) Auch Holetown, s. St. James, Parochie auf Barbadoes; 4) s. St. James, auf Helena. (*J. C. Schmidt.*)

JAMETZ (Gemmatium), ehemals eine befestigte, jetzt aber sehr herabgekommene Stadt oder vielmehr Marktflecken am Flusse Laison im Canton und Bezirke Montmédy des französischen Departements der Maas. Der Ort hatte im J. 1724 noch 2261 Einwohner, die jetzt auf 815 zusammengeschmolzen sind. (*Klaehn.*)

Jami, richtiger Dschami, Becher des Dschemschid, s. diesen Art.

Jamiden, s. Jamos.

JAMIDES *Hübner* (Insecta). Aus der Tagschmetterlingsgattung Lycaena gesonderte Gattung, unterschieden durch den unten schön gesäumten Flügel. Hierher die Arten Papilio Roboris Esper, Schmetterlinge 103. F. 5. (Erippus *Hübn.*) Ethemon *Cramer* 48. D. Bochus *id.* 391. C. D. (Hübner, Verzeichniß bekannter Schmetterlinge 71.) (*D. Thon.*)

JAMIN (Dom Nicolas), geb. gegen das J. 1730 zu Dinan in der Bretagne, trat in den Benedictinerorden des heiligen Maurus, gelangte nach und nach zu den ersten Stellen in seiner Congregation, und starb, nachdem er den größten Theil seines Lebens in Paris zugebracht, dort als Prior von Saint-Germain des Pres den 9. Febr. 1782. Seine Schriften, obgleich größtentheils Compilationen, sind in religiöser Hinsicht nicht ohne Interesse. Seine Pensées théologiques, relatives aux erreurs du temps (Paris 1769. 12.). Den Jansenisten, die sich durch die in diesem Werk aufgestellten Maximen verletzt fanden, gelang es, dasselbe zu unterdrücken. Jamin gab es indessen, mit einigen Abänderungen, abermals heraus in italienischer Sprache (Mailand 1780. 12.). Zweckmäßige Auswahl der Materien, Klarheit und Präcision des Styls empfehlen das genannte Buch. Unter

dem Titel: Lesefrüchte (**Les fruits de mes lectures** [Turin 1775. 12.]) ließ Jamin eine Auswahl von Gedanken und Aussprüchen verschiedener Schriftsteller drucken. Zu bemerken sind unter seinen Schriften noch die nachfolgenden: **Traité de la lecture chrétienne, dans lequel on expose des règles propres à guider les fidèles dans le choix des livres** (Paris 1774. 12.). **Placide à Maclovie, sur les scrupules** (Ibid. 1774. 12. in's Italienische übersetzt mit Anmerkungen von F. M. Riccardi [Turin 1782. 12.]). **Placide à Scholastique, sur la manière de se conduire dans le monde, par rapport à la religion** (Ibid. 1775. 12.). **Histoire des fêtes de l'Église.** Teutsche Übersetzungen des zuletzt genannten Werkes erschienen zu Bamberg 1784 und zu Fulda 1786 *). (*Heinrich Döring.*)

JAMINA, JAMENA, ein zum peterwardeiner Regimentsgebiete der slawonischen Militairgrenze gehöriges, der Compagnie Drenovcze einverleibtes Dorf, in sumpfiger Gegend, in geringer Entfernung vom linken Ufer des Saveflusses gelegen, katholischerseits nach Racsinovcze eingepfarrt, mit einer eigenen Pfarre der nicht unirten Griechen, einer katholischen Filial- und einer griechischen Kirche, 273 Häusern und 1176 Einwohnern, von denen sich 1216 zur morgenländisch-griechischen und 260 zur katholischen Kirche bekennen. (*G. F. Schreiner.*)

JAMINIA *Leach* (Mollusca). Eine aus Pupa gesonderte Gasteropodengattung von Risso (hist. nat. de l'Europ. mérid.) nach Leach's handschriftlichen Mittheilungen aufgenommen. Dieser gibt folgende Kennzeichen an: Die Schale in die Länge gezogen, thurmförmig, die Naht deutlich, der Mundsaum rechts, links und vorn vollkommen nach Hinten zu etwas zusammentretend. Von bekannten Arten gehören hierher, **Pupa muscorum Marginata, Draparnaud**, (von Menke zur vorigen gezogen) **Edentula** desselben, **Secale** desselben, **Tritens** desselben, **Granum** desselben, zu welchen Risso noch folgende neun Arten fügt:

1) **J. sulculata.** Die Schale aufgeblasen, glattglänzend, fast durchscheinend, ziegelfarben, mit neun Windungen, auf denen schiefe Linien eingegraben, der Mundsaum elfenbeinweiß, hinten auf der rechten Seite mit einem einzigen Zahne, und an der rechten Seite mit drei ungleichen Blättern, vorn mit einem stark verlängerten Blatte, auf der linken Seite mit einem schmalen Blatte und zwei ungleichen Höckern. Länge sieben Millimetres. Auf den Hügeln um Nizza im Herbst.

2) **J. trilamellata.** Die Schale aufgeblasen, glatt, glänzend, fast durchscheinend bräunlich mit neun Windungen, auf denen schiefe verloschene Linien eingetragen sind, der Mundsaum elfenbeinweiß, links mit zwei ungleichen verlängerten Blättern, hinten mit einem dergleichen. Länge sechs Millimetres. Bei Nizza auf Hügeln, unter Steinen, im Frühjahr und Herbst.

3) **J. heterostopha** (*Risso* l. c. T. IV. F. 31.). Die Schale glatt, glänzend hornfarben, mit acht Windungen; der Mundsaum weiß, vierzähnig (in der Abbild. bemerkt man nur drei Zähne), in der Mündung hinten ein einzelner kleiner Zahn. Länge 16 Millimetres, bei Nizza unter den Geschieben am Lazareth im Winter, Frühjahr und Herbst.

4) **J. quinquelamellata.** Die Schale glatt, glänzend, durchscheinend, ziegelfarben, mit zehn Windungen, auf denen schräge gebogene Linien, der Mundsaum elfenbeinweiß, hinten mit drei ungleichen Blättern, vorn mit zwei. Länge zwölf Millimetres, bei Nizza unter Hügeln und Steinen im Frühjahr.

5) **J. septemdentata.** Die Schale glatt, glänzend, purpur, braun, mit acht Windungen, auf denen schräge erhabene Linien, die Mündung vielzähnig. Länge sechs Millimetres, bei Nizza in dem Gehölze von Var an feuchten Stellen im Herbst.

6) **J. heptodonta.** Die Schale glatt, glänzend, bräunlich, eilf Windungen, mit eingedrückten Schräglinien, die Mündung siebenzähnig. Länge neun Millimetres, bei Nizza im Winter und Frühjahr unter Steinen.

7) **J. multidentata.** Schale glatt, glänzend, braun, zehn Windungen mit schrägen Querlinien, die Mündung vielzähnig. Länge sieben Millimetres, bei Nizza im Frühjahr an feuchten Stellen.

8) **J. niso.** Der **Pupa tridens** in der Schalenform ähnlich, die Schale thurmförmig, glatt, grau, sanft zugespitzt, acht fast flache Windungen, die Mündung links, der Mundsaum weißlich mit drei stumpfen Zähnen. Länge zehn Millimetres, bei Nizza im Frühjahr und Herbst in Felsenritzen. (D. *Thon.*)

Jamissa (alt. Geogr.), s. **Tamesis.**

Jamitzer, s. **Jamnitzer.**

Jamma (1) n. Geogr.), s. **Lueg**; 2) a. Geogr., s. **Jamno.**

JAMMABOS oder Bergsoldaten, ist ein kriegerischer Einsiedlerorden auf Japan, dessen Pflicht es ist, im Nothfalle für die Götter und Landesreligion die Waffen zu ergreifen. Sie geben sich auch mit allerlei Zauberkünsten ab und behaupten durch Hersagen geheimnißvoller Worte sowol den Göttern der Sinto (Schin tao) oder der Geisterreligion als denen der Buddhisten zu gebieten. Sie behaupten, alle Krankheiten heilen, die Schuldigen von den Unschuldigen und die lasterhaften Menschen von den tugendhaften unterscheiden zu können. Kämpfer beschreibt sie ausführlich im fünften Capitel des dritten Theiles seiner Reise nach Japan. (*C. F. Neumann.*)

Jammer, s. **Epilepsie und Krämpfe.**

Jamna (a. Geogr.), s. **Jamno.**

JAMNA, ein zur Kameralherrschaft Nadworna gehöriges großes Dorf im südlichen Theile des stanislawower Kreises Galiziens, zwischen den hohen waldreichen Karpathen, am obern Pruth gelegen, zehn Stunden südwärts von dem Hauptorte der Herrschaft und 18 Stunden von dem Sitze des Kreisamtes entfernt, mit einem Waldaufseher des k. k. nadwornaer Forstbezirkes. Von hier, ja schon von dem noch höher hinauf gelegenen Dorfe Mikuliczyn beginnt auf dem Pruth die Floßfahrt und wird Stamm-

*) Cf. Biographie universelle Tom. XXI. p. 390 sqq. *Feller*, Dictionnaire historique Tom. V. p. 64. Journal historique et litéraire (Juillet 1774) p. 70. Ersch, gelehrtes Frankreich 2. Thl. S. 201. Adelung's Fortsetz. und Ergänz. zum Jöcher 2. Bd. S. 2237.

holz zu der delatyner Sägemühle, das Brennholz aber zu der lazczyner und delatyner Salzcoctur geflößt.
(*G. F. Schreiner.*)

JAMNA GORNA, ein dem Vincenz von Skrzynski (sprich Skrschinski) gehöriges Gut im nordöstlichen Theile des sanoker Kreises des Königreichs Galizien, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, welches der dobromiler Magistrat verwaltet, und dem Dorfe gleiches Namens, welches vier Stunden westnordwestlich von Dobromil, wo sich die nächste Briefsammlung befindet, in einer waldreichen bergigen Gegend, an einem Bache des Wiarflusses gelegen, und den Dörfern Graziowa, Jamna dolna und Woytkowa benachbart ist, und eine katholische Filialkirche besitzt. Das Dorf ist acht Stunden von der Kreisstadt Przemysl entfernt. (*G. F. Schreiner.*)

JAMNEA. Wenn Plinius von zwei Städten dieses Namens spricht, so ist die eine der zu Jamnea gehörige Hafen, welchen Ptolemäus Ἰαμνειτῶν λιμὴν nennt, der hart am Meere war, die andere aber Jabne (s. d. Art.). (*S. Chr. Schirlitz.*)

JAMNEARY, ein Fluß Vorderindiens im Gebiete des Maha Raja Sindia in Malwah, District Oogen, dessen Inneres er bewässert. (*J. C. Schmidt.*)

JAMNEY, 1) ein zur fürstlich liechtensteinischen Majoratsherrschaft Landskron gehöriges großes Dorf im chrudimer Kreise des Königreichs Böhmen, nächst Gabel gelegen, mit 160 Häusern und 960 Einwohnern, welche sich außer der Landwirthschaft auch mit manchem städtischen Gewerbe, und mit Bleichen, Weben und Spinnen beschäftigen. 2) Unter-Jamney, ein zur fürstlich löwenstein-wertheimischen Fideicommißherrschaft Weseritz gehöriges Dorf im pilsner Kreise Böhmens, in einer ob des kalten Bodens minder fruchtbaren Gegend gelegen, mit einem kleinen Schlößchen, einem Meierhofe mit einer zum tepsinger Vicariatsdistrict des prager Erzbisthums gehörigen katholischen Localkaplanei, welche im J. 1696 von der Pfarre Girsch getrennt wurde, 1470 Seelen in ihrem Sprengel zählt und unter dem Patronat des Herrschaftsbesitzers steht, einer den heiligen Aposteln Peter und Paul geweihten katholischen Kirche und einer Schule. Die Einwohner sind Teutsche. 3) Zwei kleinere Dörfer dieses und des königgrätzer Kreises.
(*G. F. Schreiner.*)

JAMNIA. 1) Ein unbedeutender Flecken in dem Galiläa der Heiden (Galilaea Superior), welcher von dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus angeführt und auch Ἰαμνίϑ genannt wird. 2) s. Jabne. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JAMNICZA. 1) Ein Dorf im Gerichtsstuhle diesseit der Kulpa der agramer Gespanschaft des Königreichs Kroatien, mit einem besuchten Sauerbrunnen; mehren adeligen Häusern, einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum kulpäer Vicearchidiaconatsdistrict des agramer Bisthums gehört, schon im J. 1110 errichtet wurde, unter dem Patronat des Freiherrn von Peharnik, der Mallenichischen Erben und der Edelleute von Jamnicza steht, einer dem heil. Martin geweihten kathol. Kirche und 2680 katholischen Pfarrkindern. 2) Ein zum zweiten Banal-Regimente der kroatischen Militairgrenze gehöriges Dorf, an der türkischen Grenze nächst Kosztainicza gelegen, hat ein altes, verfallenes Schloß, 66 Häuser und 330 Einwohner, von denen sich 314 zur nicht unirten griechischen Kirche bekennen. 3) Ein zur Herrschaft Halicz gehöriges und an der von Stanislawow nach jenem Städtchen führenden Straße gelegenes Dorf im stanislawower Kreise Galiziens, mit einer griechisch-katholischen Pfarre und Kirche. Unfern davon ergießt sich der nach diesem Dorfe benannte Jamnicabach in die Bistricza-Nadworna. 4) Drei andere Jamnica (spr. Jamnitza) genannte Dörfer in verschiedenen Kreisen Galiziens.
(*G. F. Schreiner.*)

JAMNITZ, böhm. Gemnice, 1) eine (1834) der Frau Maria Th. Gräfin von Trautmannsdorf gehörige Herrschaft, im westlichsten Theile des znaymer Kreises, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte. Zu dieser Herrschaft gehören zwölf Dörfer mit beiläufig 250 Häusern. Die Herrschaft war im 15. Jahrh. ein königliches Lehen, und damals im Besitze der Herren Vitowsky von Lichtenburg. Sie kam später an die Herren von Lomnitz und im J. 1609 durch Kauf an den Freiherrn Siegmund von Teuffenbach. Am Ende des 18. Jahrh. besaßen es die Grafen von Daun. 2) Eine zur Herrschaft gleiches Namens gehörige ehemalige Bergstadt, am linken Ufer der Zeletawa, in einer kleinen Thalfläche, in der Nähe des jamnitzer Berges, der eine absolute Höhe von 1824 wiener Fuß hat, in geringer Entfernung von der iglauer Kreisgrenze gelegen, drei Stunden westwärts von mährisch Budwitz entfernt; mit einer Vorstadt, 153 Häusern, 1068 Einw., welche, mit Ausnahme von 269 Juden, größtentheils Slawen sind; einem Schlosse, das schöne Gartenanlagen und wichtige ökonomische Einrichtungen besitzt; einer katholischen Dechanteipfarre und Schulaufsichtsdistricte, welche zum brünner Bisthume gehört, von drei Priestern versehen wird, unter dem Patronate der Grundherrschaft steht und (1830) 2996 katholische Pfarrkinder in ihrem Sprengel zählte; einer katholischen Kirche und Schule, Brauereien, Wochen- und sechs Jahrmärkten, denen immer Viehmärkte vorangehen, die aber auch am Montage der ersten Woche eines jeden Monats hier abgehalten werden, und mit anmuthigen, in der neuern Zeit durch Anlagen verschönerten Umgebungen. In der Nachbarschaft sind viele Fischteiche. Jamnitz ist eine der ältesten Städte des Landes, die noch im J. 1548 eine unmittelbar landesfürstliche Stadt war, obgleich sie früher schon einzelnen Privaten lehen- oder pfandweise gehört hatte. Im neunten Jahrh. war sie einer der festen Plätze, in denen bei dem Einfalle der Magyarer und Österreicher Swatopluk einen sichern Aufenthalt fand. Im J. 1130 übergab Herzog Sobieslaw von Böhmen diese Stadt mit einem ansehnlichen Gebiete dem Prinzen Jaromir, einem Sohne seines Bruders Borziwoy, zum Eigenthume, der hier, sowie auch mehre seiner Nachfolger, Hof hielt. Im 13. Jahrh. kam das Städtchen an die Tempelherren. Im J. 1306 besaß es Rudolf von Österreich, der sich desselben zur Geltendmachung seiner Ansprüche auf Böhmen bemächtigt hatte; erst Herzog Friedrich lieferte es 1311 dem K. Johann wieder aus. Viel

litt die Umgebung im Hussiten- und im Kriege Podiebrad's mit Matthias Corvinus. 3) Ein zur Herrschaft Neplachowitz gehöriges und nach Strebrowitz eingepfarrtes Dorf im troppauer Kreise Schlesiens mit 28 Häusern, 248 Einw. und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

JAMNITZER 1) Christoph, geboren 1560 zu Nürnberg, gestorben 1618, der Sohn von Wenceslaus J., war Goldschmied und zugleich als Radirer und Kupferätzer bekannt. Die Zahl seiner radirten Blätter, welche meist grotesk, nach dem Geschmack und Styl des 16. Jahrh., ist groß. Sie erschienen im J. 1610 und bestehen in zwölf Bl. Kinderspiele in 12.; zwölf Bl. Kinder auf Seeungeheuern reitend 12.; sechs Blätter Grotesken verschiedener Art 4.; vier Bl. Kinder mit Fledermausflügeln 4.; ein Blatt Tanz von vier Kindern 4.; ein Bl. Bildniß des Künstlers in ganzer Figur groß 4. Alle diese Blätter sind geistreich und leicht radirt, und beurkunden, obgleich nach der etwas ausgearteten Manier des damaligen Zeitalters, dennoch einen sehr genialen Künstler.

2) Wenceslaus, auch oft Jamitzer [1]), ein berühmter Goldschmied und Ciselirer, geboren zu Wien [2]) 1508, gestorben zu Nürnberg 1585 (oder, wie Füßli und Andere angeben, 1586). Das große Talent dieses Künstlers, welches er vielfältig entwickelte, beurkundete er in einer gut gewählten Zeichnung schmuckreicher Formen in seinen für die damalige Zeit vielfach gearbeiteten Gefäßen und sonstigen Werken. Er erwarb sich dadurch einen bedeutenden Namen unter den Arbeitern der edlen schönen Goldschmiedekunst. Hohe und mächtige Herren beschäftigten ihn sehr zu ihren für ihre Prachtsäle und Prachttafeln nach damaliger Sitte nöthigen Prunk, Pokalen und andern Gefäßen; eine überschwengliche Zahl von Ideen legte er in Laubwerk, Thieren, menschlichen Figuren, Simsen und andern in die Architektur fallenden Ornamenten an den Tag, und verstand es, sie auf die künstlichste Art zu verweben. Der Kunstgeschmack im 16. Jahrh., welcher den früher edlern Formen der italienischen Zeichnung weniger entsprach, riß auf der einen Seite den Künstler in dem Strome der Zeit fort und ließ seine unbegrenzte Phantasie in seinen Schöpfungen nur auf Vervielfältigung der Gegenstände das Augenmerk richten, neben der schönsten Ausführung andererseits aber gab er ihm den hohen Schwung, wodurch er sich auf die Stufe erhob, auf welcher ihn die Welt als einen sich vielseitig bewegenden Künstler kennen lernte. Leider ist aus jener glänzenden Epoche der Wohlhabenheit, wo die Goldschmiedekunst auch einen hohen Grad der Ausbildung gewonnen hatte, uns nur wenig aufbewahrt und am wenigsten grade von diesem ausgezeichneten Manne. Das seine ältere Kunst schätzende Nürnberg enthält in einem Privatkabinet einer bedeutenden Familie einen kostbaren silbernen Tafelaufsatz, 2 Fuß 11 Zoll hoch und am breitesten Theile 1 Fuß 3¼ Zoll breit. Ehemals war er auf dem nürnberger Rathhause verwahrt, wurde bei großen Feierlichkeiten gebraucht; man will sogar auf einem Sandrat'schen Gemälde der Rathhausgalerie, wo ein nach dem westfälischen Frieden gegebenes Banquet dargestellt ist, ihn abgebildet finden. Das Ganze stellt in einer schönen Versinnlichung die freundliche liebe Natur dar; als jugendlich weibliche Gestalt steht sie auf einem mit Blumen und Pflanzen, zwischen welchen eine Menge kleiner Thiere herumhüpfen, gezierten Untersatz. Mit beiden Armen hält sie einen prächtig verzierten Korb, aus welchem oben um einen Kreis von Halbfiguren auch Blätterwerk, kleine Amphibien und allerlei Thierchen zu sehen sind. Aus der Mitte dieses Korbes erhebt sich eine schöne Vase mit den herlichsten hohen Blumen geschmückt. Vieles der Blumen, Pflanzen und Thiere ist auf besondere Art in schönen Farben emaillirt, Mehres stark vergoldet; übrigens befinden sich an dem ganzen Aufsatz in drei verschiedenen Abtheilungen Inschriften [3]).

Außer seinen praktischen Arbeiten als Goldschmied war J. auch ein tüchtiger Mathematiker und Geometer, er hinterließ der Nachwelt ein Perspektivbuch über reguläre Körper in Fol. gedruckt 1568, welches mit 50 Blatt Radirungen von Josse Amman geziert ist, unter dem Titel: Perspectiva corporum regularium, Das ist eine fürweisung, wie die fünf regulirten Cörper davon Plato im Tymeo und Euklydes in seinen elementis schreibt ꝛc. durch W. Jamnitzer, Bürger und Goldschmidt in Nürnberg 1568 [4]). Noch als einen Beweis von Jamnitzer's großem Talent für Composition und Allegorie verdient ein großes, von Josse Amman nach Jamnitzer's Zeichnung sehr schön radirtes Blatt angeführt zu werden, was Bartsch wahrscheinlich nicht gekannt hat, da es in seinem Peintre-Graveur fehlt. Es ist eine Allegorie auf die Regierung des Kaisers Maximilian II., welche den Kaiser, umgeben von den Tugenden, die einer segensreichen Regierung zur Seite stehen, und die zum damaligen teutschen Reich gehörenden Fürsten und einzelne Provinzen und Reiche in personificirenden Figuren (mit ihren Wappen in der reichen Einfassung des Blattes) vorstellen soll. Oben ist die Überschrift: TYPUS SEU IMAGO QUA OSTENDITUR ORIGO IMPERII ET VERA ADMINISTRATIO IMPER. MAXIMILIANI II. PER WENCESLAUM JAMNIZERUM CIVEM NORIBERGENS. etc. Unten in einer Cartouche ist Josse Amman's Monogramm I. A. und ganz unten am Plattenrande die Jahrzahl MDLXXI. (*Frenzel.*)

JAMNO (onis), auch Jamma (Jammae) und Jamna. Eine von den drei Städten der kleinen Balearis, im Westen der Insel gelegen; sie war schon im Alterthume befestigt und ist es noch unter dem Namen Ciudadella. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JAMNO, ein merkwürdiger Landsee im borowitzischen Kreise der nowogorodschen Statthalterschaft im eu-

1) In alter Schreibart: Gamitzer. 2) So gibt es Neudörfer in seinen Nachrichten über nürnberger Künstler an.

3) In dem 3. Heft der nürnbergschen Künstler über ihr Leben und ihre Werke, Nürnberg 1828 ist des Künstlers Leben näher beschrieben, ein Bildniß seines würdigen Hauptes und eine Abbildung des oben beschriebenen Tafelaufsatzes ist ebendaselbst beigegeben. 4) Man sehe auch darüber *Bartsch*, Peintre-Graveur Vol. IX. p. 357. No. 11.

ropäischen Rußland, ein Werst (1500 Schritte lang und zwei Werste breit. Er hat die besondere Eigenschaft (wodurch er dem zirknitzer See im Österreichischen ähnlich ist), daß er zu gewissen Zeiten im Sommer innerhalb 26 Tagen beinahe ganz austrocknet, sodaß in der Mitte nur ein kleiner Teich von etwa 25 Klafter im Durchmesser übrig bleibt, der aber nach zwei Monaten wieder so zunimmt, daß er den vorigen Umfang erhält. (*J. C. Petri.*)

JAMNY, 1) ein zur fürstlich dietrichsteinischen Herrschaft Saar gehöriges Dorf im iglauer Kreise Mährens, im Gebirge gelegen, ½ südostwärts von dem Hauptorte der Herrschaft entfernt, von Czechen bewohnt, mit einer eigenen, 1789 errichteten katholischen Localkaplanei von 1685 katholischen Pfarrkindern, welche zum neustädtler Decanate des brünner Bisthums gehört und unter dem Patronat der Grundherrschaft steht; einer katholischen Kirche, einer Schule, 81 Häusern, 592 Einwohnern, und 400 Jochen mittelmäßigen Ackerlandes. 2) Ein eigenes Gut in demselben Kreise und Lande, welches dicht an der böhmischen Grenze liegt, ein eigenes Wirthschaftsamt hat, während das Justizamt von dem großmeseritscher Magistrate verwaltet wird. Die Verwaltung dieses Gutes ist mit jener von Meseriezko vereinigt und befindet sich in dem Dorfe Jamny. Es wurde im J. 1790 gegen jährliche 3126 Fl. Zins in Erbpacht dahingegeben und befindet sich gegenwärtig im Besitze des Herrn J. Nußbaum. 3) Ein zu dem Gute gleiches Namens gehöriges Dorf, 1½ ostnordöstlich von der Kreisstadt, an einem in die Zasawa (in Böhmen) sich ergießenden Bache, im Gebirge gelegen, von Czechen bewohnt, mit einem Schlosse, in welchem die vereinte Verwaltung der Güter Mericzko und Jamny ihren Amtssitz hat; einem Meierhofe, einer eigenen, erst im J. 1784 errichteten katholischen Localkaplanei von 685 Seelen, welche zum mierziner Decanat des brünner Bisthums gehört und unter landesfürstlichem Patronate steht; einer katholischen Kirche, einer Schule, einer Mühle, 64 Häusern und 485 Einwohnern, welche bei 310 Jochen mittelmäßigen Ackerlandes bebauen und viele Gärten, Wiesen und Waldungen besitzen. Dieses Dorf gehörte um den Anfang des 16. Jahrh. dem Geschlechte Rzehorzowsky, im J. 1557 zum Gute Wolein, im J. 1600 dem Friedrich Migian von Klimstein und später zum Gute Wiese. 3) Ein kleines, zur Herrschaft Tischnowitz gehöriges Dorf im brünner Kreise Mährens, von 16 Häusern und 115 Einwohnern, welches eine der ersten Besitzungen des längst aufgehobenen Nonnenklosters Tischnowitz war. (*G. F. Schreiner.*)

JAMOARRY, ein Fluß Vorderindiens in der Provinz Oude, District Khyrabad; an ihm liegt die Districtsstadt Khyrabad unter 27° 30′ nördl. Br. und 98° 14′ östl. Länge. (*J. C. Schmidt.*)

JAMOS, mythischer Ahnherr der Jamiden, einer der drei Weissagerfamilien zu Olympia [1]), Sohn Apollons und Euadne's, welche ihre Mutter Pitana in ihrer Jugend Äpytos in Phäsana am Alpheios anvertrauete. Von Apollon verführt, gebar sie in einem dunkeln Hain einen Sohn und verließ diesen aus Scham. Man fand ihn zwischen Veilchen liegend (daher sein Name Veilchenreich), ihn nährten mit Honig zwei Schlangen, bedeutungsvolles Zeichen künftiger großer Sehergaben. Äpytos fragte seiner Zukunft wegen das Orakel zu Delphi und es bestätigte jene sinnbildliche Vorherverkündigung. Im Glauben an diese ehrenvolle Bestimmung erwachsen, stieg einst der Jüngling in den Alpheios und rief zu Poseidon, seinem Großvater, und Apollon um Erfüllung. Der Gott der Weissagung gebot ihm, seiner Stimme zu folgen, führte ihn nach Olympia, verlieh ihm das Vermögen, der Vögel Stimme zu verstehen und aus den brennenden Häuten der Opferthiere auf Zeus' Altare die Zukunft zu schauen und zu verkünden, wann nämlich Herakles die olympischen Festspiele gestiftet haben würde [2]). Der Zweck der Dichtung läßt sich nicht verkennen, die Jamiden zu verherrlichen; denn dieses Sehergeschlecht war von Olympia aus durch mehre hellenische Staaten, Lakonien, Arkadien, Syrakusä u. a., verbreitet, hatte auf Elis eine Art Stammrecht [3]), und behauptete sich als erbliches bis in die historischen Zeiten. Man hat nicht ohne Grund die Annahme erblicher Priestergeschlechter in den hellenischen Staaten zu widerlegen gesucht [4]) und sie von Privatheiligthümern abgeleitet, die nach und nach Sache des Staats geworden seien. Ursprünglich haftete wol die Sehergabe an bestimmten Orten, an welchen ein Gott, vorzüglich Apollon, unmittelbar den Fragenden die Zukunft offenbarte. Propheten waren seine vermittelnden Ausleger, sie wurden Gottvertrauete und der Glaube an ihre mantische Kraft knüpfte sich an ihre Persönlichkeit. Je höher sie in dem Glauben Einzelner oder der Völker als Manteis stiegen, desto weiter trat der Glaube an Apollon in den Hintergrund. So lange die Heroenfürsten, welche zugleich Priester waren, ihre Macht und ihr Ansehen behaupteten (sie waren ja Göttersöhne und Götterschützlinge), bedurften sie der Priester, Gottvertraueten, nicht. Aber sie sanken im Glauben der Völker bald und befragten, ihre Unternehmungen als Gottes Auftrag dem Volke zu empfehlen und das Volk für ihre Absichten zu gewinnen, die Götter, Orakel. Die Geschlechter, welche ein Orakel gegründet hatten, verwalteten es gewöhnlich auch, und von ihnen gingen dann die angesehensten Gattungen der Manteis aus. Auf die Verwaltung übten nun diese ein gewisses Erbrecht aus, erbliche Priesterthümer, und waren die gegründeten Heiligthümer anfänglich Privatsache, aber zu öffentlichem Ansehen gelangt, gedieh vielleicht die Pflege mancherlei Wissens und mancher Kunst, so erhob sie der Staat zu öffentlichen, benutzte sie zu seinem Heil. So die Jamiden, Klytiaden und Telliaden in Elis. Ihre mantische Thätigkeit bewährten mehre ihrer Familienglieder im Frieden und im Kriege, wenn sie den Heerführern folgten. Es sei hier nur gedacht des Tisamenos bei dem Heere der Hellenen in der Schlacht bei Platäa [5]),

1) *Pind.* Ol. 6, 46—122.

2) *Paus.* 6, 2, 3. 3) *Paus.* 3, 11, 6. 12, 7. 6, 2, 2. 4, 3. 8, 10, 4. *Cic.* de div. 1, 41. *Paus.* 4, 15, 5. 4) *O. Müller*, De sacris Min. Poliod. p. 9—12. Prolegom. S. 249—255. *Lobeck*, Aglaoph. T. I. p. 266. 5) *Herodot.* 9, 33.

dessen Enkel Agis zu Lysander's Zeit [6]), des Thrasybulos, Eudamidos Sohnes, zur Zeit des jüngsten Agis [7]), des Kallias in Sybaris kurz vor der Zerstörung [8]). Nun mag zu irgend einer Zeit die Achtung der Jamiden in Olympia tief gesunken sein, das Orakel Apollon's das Vertrauen verloren haben (die Zeit wird durch die Angabe: wann Herakles die olympischen Festspiele angeordnet hätte [9]), nicht genau bestimmt), da dichtete man die Pindarische Fabel, um sowol die Würde des Orakels, als des Geschlechts wieder zu heben. Man nannte Apollon ihren Ahnherrn und ihren ältern Wohnort Phäsana am Alpheios in Äpytis (Süd-Arkadien). Der letztere scheint nicht erdichtet und die historische Grundlage des Mythos [10]). Über die Jamiden stellt das Beste zusammen A. Böckh in Explicat. ad *Pind.* Olymp. 6. Im Allgemeinen über die hellen. Sehergeschlechter *Cuntz*, De Graecorum extispiciis (Göttingen 1826). *C. L. Bossler*, De gentibus et familiis Atticae sacerdotalibus (Darmstadt 1833. 4.). (*Schincke.*)

JAMPHORINA war der befestigte Hauptort der Landschaft Mädica in Thrakien. Aus dem Gebirge Skomios, in welches der Hämus und die Rhodope zusammenfallen, entspringt der Strymon, der bei Amphipolis in das ägäische Meer fällt. Auf der rechten Seite dieses Flusses im Mittellande wohnten nach *Plin.* IV, 11. die Mädi oder Medi, unter den thrakischen Stämmen jener Gegenden das mächtigste Volk, an Makedonien grenzend und häufig Streifereien dahin unternehmend. Nördlich wohnten als ihre Nachbarn die Bessi. Die Hauptstadt der Mädi, die Livius XXVI, 25. caput arcemque Maedicae nennt, war Jamphorina. Cellarius setzt die Mädi und somit Amphorina auf das linke Ufer des Strymon. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

JAMPOL, Kreis und Stadt in der russischen Statthalterschaft Podolien. Im Süden fließt der Dniester mit vielen Krümmungen. In der Mitte des Kreises erstreckt sich ein großer Wald. Der Boden hat mehr Land, als das übrige Podolien und ist auch nicht ganz so fruchtbar; doch findet sich eine zureichende Menge an allerlei Getreidearten, sowie auch gute Viehzucht. Die Einwohner sind Russen, Polen, Armenier, Griechen, Teutsche als Colonisten, und Juden. Sie nähren sich vom Kornbau, der Viehzucht, dem Handel, der Waldcultur, Fischerei, Jagd, einigen Manufacturen und Handwerken. Die gleichnamige Kreisstadt liegt in einer fruchtbaren Gegend am Dniester, hat aber nur 150 Häuser und etwa 700 Einwohner. (*J. C. Petri.*)

JAMPTA, ein den Briten gehöriges Fort in Vorderindien, liegt in der Provinz Gurwal, und zwar in dem kleinen Gebiete des Oberpriesters oder Mahunt von Nahan, das den Briten tributpflichtig ist. (*J. C. Schmidt.*)

JÄMSÄ, ein Pastorat in dem westlichen Theile der finnischen Provinz Tavastland, zur Propstei Westra Tavastland, Stifts Borga, gehörig, nebst den Kapellen Chorpilax und Kuiwasmäki (in Österbottn). Gleichen Namen führt ein ansehnlicher Fluß, mittels dessen das in letztgenanntem Kapellbezirk aus kleinern Sümpfen sich sammelnde Wasser durch die Seen Kindaus und Jämsävesi in den großen See Päijänä fällt. (*v. Schubert.*)

JAMSKOI-OSTROG, eine kleine unbedeutende Festung und Kirchdorf in der ochotzkischen Provinz der irkutzkischen Statthalterschaft im asiatischen Rußland (Sibirien), an der in das ochotzkische Meer fallenden Jama, 64 Meilen von Ochotzk. Die Einwohner nähren sich von der Jagd und Fischerei. (*J. C. Petri.*)

JAMTALAND, jetzt **JÄMTELAND** (Jemteland s. d. Art.), bedeutet wahrscheinlich Land der Jamtar, da die Bewohner desselben Jamtar heißen. Da man aber auch im Norden die Länder nach einzelnen Menschen benannte, z. B. Gautland von einem Manne, Namens Gautr [1]), so wird der Name auch von Ketill Jamti, Sohne des Jarls Onund aus Sparabu, abgeleitet, daß es so viel wäre als Jamti's Land [2]); aber dieser könnte erst nach dem Lande Jamti (der Jamte) genannt sein [3]). Nach der Schlacht von Hafurs-

6) *Paus.* 3, 11, 5. 7) *Paus.* 6, 2, 2. 8, 10, 4. 8) *Herodot.* 4, 44. 45. 9) *Diod. Sic.* 4, 14. 15. 10) O. Müller, die Dorier 1. Thl. S. 254.

1) Snorri Sturluson, Heimskringla, Ynglinga-Saga Cap. 38. in F. Wachter's übers. 1. Bd. S. 97, in der Urschrift bei Schöning 1. Bd. S. 47. 2) *Snorri Sturluson*, Saga Hákonar Góda Cap. 14: Bygging (Bewohntmachung) Jamtalands ok Helsingialands bei Schöning 1. Bd. S. 137, bei F. Wachter 2. Bd. S. 32. 3) Neuere sind bei Jamti als Urheber des Namens nicht stehen geblieben, sondern haben Jätneland (altnordisch Jötnaland) d. h. Riesenland, mit Jämteland für gleichbedeutend genommen. Es war nach Dalin Jätne oder Jämteland, sowie Jätterike oder Gästrikeland, das alte Jotuna und die Othinische oder Jätte- und Gothenwohngegend, die unter die ersten bewohnten Örter in Schweden gehört. Helsingische Folkiskönige, die über das Jätterich geherrscht, sind gewesen: Ein Erik im fünften Jahrh. (*Salan.* Not. ad *Egil.* et *Asm.* 8. p. 22 und *O. Rudbeck*, Atl. T. III. p. 265); Framar auf Hunnawall, der ein eifriger Götzendiener war (Hist. *Kettili* Cap. 6.), soll Tasnhild, die Tochter des König Kettil's auf Rafnistad und Halogoland in Norwegen zur Gemahlin gesucht, aber abschlägliche Antwort bekommen und deswegen Kettil zum Zweikampfe gefodert haben, worin er fiel (cf. Historia *Kettili* Cap. 6. ap. *Alroth*, Diss. de Gestricia). Dann wird als Herrscher vom Jättereich, welches mit Jamtaland eins sein soll, noch genannt Bowar, Framar's Sohn, welcher Tasnhildr, um die sein Vater das Leben verloren, erhielt, und mit ihr Thorni, den Erben von Rafnistad in Norwegen zeugte (s. die Kettil's-Saga bei Alroth a. O.); ferner Thorni, sein Sohn, auf Rafnistad, ein Thiutmunter auf Jarlestad, und vermuthlich noch mehre von dem nämlichen Geschlechte. Bei den alten Einwohnern in Umeå, wo ein angeblich über 1000 Jahre alter Grabhügel von 160 Ellen im Umkreis und von 4 bis 17 Ellen Höhe sich befindet (cf. *Ol. Rudbeck* ap. S. Ask Dissert. de Uma, welches, wie Dalin berechnet, auf Ingiald Illradi's Zeit zutrifft) und denen in Westerbotn, die nach Dalin unter die ersten Bewohner von Jötnaland gehören (cf. *Torfaeus*, Histor. Norw. T. I. L. 10. Cap. 9) und unter helsingischen Gesetzen standen (Hels. L. K. B. 7 fl.), sieht man nach Dalin noch deutliche Zeugen des Alterthums. Die Gegend Taurn oder Torne ist auch lange bewohnt gewesen, und das Klima ist dort so gesund, daß die Pest niemals, und Fieber selten daselbst wütheten (*E. Brunnius*, Diss. de Urbe Thorna). Es ist nichts Seltenes, dort Leute von 100 Jahren zu finden, welche dabei groß, stark und ganz anders, als die zunächst benachbarten Lappen sind. Österbotn wurde noch zu Ingiald Illradi's Zeit von dem Riesen Golewas, Galifas oder vielleicht von des alten skandinavischen Drotten Gylfi's

fiord flohe ein Theil der Feinde des Königs Haralld aus dem Lande; da erhielt Bewohner auch Jamtaland und Helsingialand, vorher aber war jedwedes theilweise von Nordmannen (Norwegern) bewohnt gewesen[4]). Ketil's Enkel, Thorni Helsingr (der Helsingur), ging aus Jamtaland ostwärts über die Wälder und mit ihm viel Volks; so entstand der Name Helsingialand. Als König Haralld, der Haarschöne, die Fylkiskönige und andere Häuptlinge erschlug oder vertrieb[5]), entwichen nicht wenige und gründeten sich wieder Wohnsitze, östlich durch Jamtaland entweichend und einige gingen bis Helsingialand. Die Helsingiar hatten ihre Kauffahrten (Handelsreisen) nach Schweden, und waren dahin dienst- und zinspflichtig (lydscyldir)[6]); aber die Jamtar waren fast wie in der Mitte[7]), und Niemand gab Acht auf sie, bevor Hakon Frieden und Handelsreisen in ihr Land veranlaßte und sich dort mit den Machthabern befreundete. Sie unterwarfen sich ihm später, weil sie Gutes von ihm gehört hatten und von norwegischem Blute waren; er gab ihnen Gesetze und Landesrechte. Jarl Hakon kam in seinem Kriege mit den Gunhilld's Söhnen durch Helsingialand und Jamtaland[8]). Unter den Männern, welche als Kämpfer auf Olafs Tryggvason's berühmtem Hauptschiffe Orm (Schlange) die Geschichte feiert, war Án Skyti (Schütze) von Jamtaland[9]). Unter den spätern Begebenheiten, welche J. berührten, ist Folgendes bemerkenswerth, wobei der von Snorri Sturluson in einem eignen Capitel[10]) gegebene Überblick der Geschichte desselben vorzüglich zu berücksichtigen ist. Die Verhältnisse der Jamtar blieben nach Hakon unverändert, bis daß Olafr der Dicke und der schwedische Olafr um Ländertheilung stritten; dann wandten sie sich wieder (aptr)[11]) zu dem Könige der Schweden.

Dieser nahm Schatzung von ihnen, wie vor Alters geschehen war, und Voigte (Syslomenn) waren seitdem dem Lande vorgesetzt. Auch das schwedische Volk behauptete, alles das Land, welches im Osten von Kilir (den Gebirgen Kiöl) liege, gehöre ihrem Könige. Olaf ließ den Bewohnern von Jamtaland sagen, daß sie ihm Gehorsam schuldig wären[12]), und drohte sie im Weigerungsfalle zu züchtigen; aber sie ließen sich dadurch nicht in ihrem Beschlusse irre machen. Den Isländern war aber die Geschichte Jamtalands darum anziehend, weil einer ihrer Landsleute eine berühmte Gesandtschaftsreise dahin unternahm.

Viele Reisen durch dieses Land mußten den Norwegern und Isländern hinlängliche Kunde davon verschaffen. Die Jamtar selbst machten übrigens ebenfalls Handelsreisen. So erzählt Snorri Sturluson von Olaf Tryggvason. Er segelte ostwärts nach Gautland; dort nahm er ein Kaufschiff (Handelsschiff), das Jamtar hatten; sie leisteten große Wehr und es schloß so, daß er das Schiff aller Mannschaft entblößte, und er erschlug viele der Männer, und nahm alles Gut. Der gleichzeitige Skallde Hallfred Wandráaskalld singt:

> Ferner ließ der Jamtar Sprosse
> Der Allwalter[13]) in der Schlacht fallen[14]).

Die Kunde vom Christenthume ward aller Wahrscheinlichkeit nach durch einzelne Jamtar, welche es im Auslande angenommen hatten, und von solchen nach Jamtaland gebracht, welche durch Jamtaland reisten, namentlich durch den eifrigen Heidenbekehrer Olaf. Als Prediger des Christenthums in Jamtaland nimmt man um das J. 1064 Stephanus an, der in Helsingialand predigte und erschlagen wurde. Doch blieben dessenungeachtet Spuren des Lichtes, welches Stephanus angezündet hatte, und wurden um das J. 1076 von Östmader (Austmadhr) Gustafson, welcher den größten Theil jener Gegend zum Christenthume brachte, kräftigst unterhalten. Daß letzterer Jamtaland bekehrte, sagt ein Runenstein bei Frösö-Östrasund in der Gegend, den Asbiörn aufrichten lassen, der nach ihm den Brückenbau befördern helfen[15]). Nach Geier[16]) hat Jamtaland, das beinahe gar keine

---

Nachkommen, beherrscht, dessen Name noch an den Orten sich erhalten haben soll. Galewa hatte, wie es heißt, zwölf Söhne, von welchen vornehmlich drei große Schlösser in Österbotn erbaut wurden: eins von Galewa's Sohne, Sogni, da, wo jetzt die liminezer Kirche steht, ein anderes von einem andern an dem Strome Pyhä und ein drittes sehr bedeutendes von dem dritten, Isi, zehn Meilen ostwärts von Cajenoborg, mitten im Morast, mit hohen Treppenstiegen, welche weiter als ein Faden von einander gewesen sein sollen. In Dalin's Geschichte des Reichs Schweden (aus dem Schwedischen übersetzt durch J. Benzelstierna und J. C. Dähnert 1. Thl. Cap. 14. §. 15. S. 321. 322) wird das Jettneland (Riesenland), welches aber ganz und gar der Mythe angehört, namentlich als Jämteland, und Wäster-Botn umfassend dargestellt.

4) So nach Snorri Sturluson im 20. Cap. der Saga Haralld's des Haarschönen (Urschrift bei Schöning 1. Thl. S. 96. und teutsch. übersetz. von Wachter 1. Bd. S. 192 fg. 5) ruddi, der bildliche Ausdruck, ist entweder vom Wild oder auch von den Schiffen entlehnt; ein Schiff reuten, bedeutet, es aller Mannschaft berauben. 6) Vergl. F. Wachter 1. Bd. Anmerk. 19. S. 287. 7) Vergl. Schöning's Karte, Facies trium regnorum Borealium, ad Normam veterum scriptorum expressa zum 1. Thl. der großen Ausg. der Heimskringla. 8) s. das Nähere bei Snorri Sturluson Saga von Haralld Grafelld Cap. 12. 13, bei F. Wachter 2. Bd. S. 145 fg., oder in der Urschrift bei Peringskiöld 1. Bd. S. 183. 184. bei Schöning I. S. 180. 181. 9) cf. *Snorri Sturluson*, Olafs Saga Tryggvasonar Cap. 102. bei Schöning I. S. 301. bei Peringskiöld I. Cap. 101. 1. Bd. S. 322. große Olafs Saga Tryggvasonar in den Fornmanna-Sögur Cap. 235. 2. Bd. S. 252. 10) Cap. 147 in der Heimskringla bei Peringskiöld I. S. 635—637; bei Schöning II. S. 232. 233 in der Olafs Saga Helga als Einzelschrift 1. Cap. 133. S. 314. 315.

11) In der Heimskringla steht blos: „da begaben sich die Jamtar und die Helsingiar unter den Schwedenkönig," und dieses entspricht auch besser dem, was Snorri Sturluson in der Saga Hakon's des Guten erzählt. 12) veitti hönom lydskylldo, ist der alte Ausdruck. 13) Der König Olaf Tryggvason. 14) Heimskringla, Olafs Saga Tryggvasonar Cap. 26. bei Schöning 1. Bd. S. 216 und 6. Bd. S. 46; bei Peringskiöld 1. Bd. S. 226. 227; bei F. Wachter 2. Bd. S. 218. 219; die große Olafs Saga Tryggvasonar in den Fornmanna-Sögur Capitel 70. 1. Bd. S. 125; die Oddische Olafs Saga Tryggvasonar Cap. 77. in den Fornm.-Sögur 10. Bd. S. 375. 15) Cf. *Peringskiöld*, Ättart. p. 37. 38. *S. Baelter*, Disser. de Helsingia und Dalin's Gesch. des Reiches Schweden 1. Thl. Cap. 1. §. 9. S. 12. §. 18. S. 28. 16) Gesch. Schwedens. Aus der schwedischen Handschrift des Verf. übersetzt von Swen P. Leffler (Hamburg 1832). 1. Bd. S. 77.

Stammhügel hat, indem nur im Kirchspiele Matmar zwei von Hülpers erwähnt werden, auch nur einen einzigen Runenstein auf der Insel Frösö, zum Gedächtnisse von Östmader, dem Sohne Gudfast's, der (wie man erzählte) in's Jontaland (Jemtland) das Christenthum eingeführt. Östmader, Gudafast's Sohn, ist nach Dalin ein Abkömmling von Ketill Jamti und Thorin Helsingr, und dieses Östmader's Sohn, Guttorm, hatte die Ingvid, die Tochter Guttorm's von Reine in Norwegen, zur Ehe und war demnach mit dem norwegischen königlichen Hause verwandt [17]). Doch sagt Snorri Sturluson in der **Saga af Haralldi Handrada** nicht, wen dieser Austmadhr zum Vater gehabt, und es läßt sich also blos vermuthungsweise aufstellen, daß er eins sei mit dem Austmadhr, dem Sohne Gudfast's. Äußerst merkwürdig ist, wie König Eystein von Norwegen es im J. 1111 durch Klugheit, Geschenke und andere gelinde Mittel dahinbrachte, daß sich die Jamtar von selbst und gutwillig erboten, ihm Schatzung zu zahlen, und seine Unterthanen zu werden, wie Eystein bei Snorri Sturluson, **Saga af Sigurdi Jórsalafara, Eysteini ok Olafi Cap. 26.** 3. Bd. S. 266 selbst sagt: „die Jamtar haben wir auch gewandt unter dieses Reich mehr mit freundlichen Worten und Verstande, als mit Angriffe und Unfrieden." Für die Kunde des nähern Herganges dieses wichtigen Ereignisses sind Quellen Snorri Sturluson in der **Saga af Sigurdi Jórsalafara, Eysteini ok Olafi Cap. 16.** [18]), und die **Saga Sigurdar Jórsalafara ok braedra hans Eysteins ok Olafs** in den **Fornmanna-Sögur** Cap. 17. 7. Bd. S. 101. 102. König Eystein that Botschaft den weisesten und mächtigsten Männern auf Jamtaland, bat sie zu sich, und empfing alle, die kamen, mit großer Freundlichkeit, und entließ sie mit Freundgaben, und zog sie auf diese Weise in Freundschaft an sich. Viele gewöhnten sich, zu ihm zu reisen und nahmen seine Gaben, aber andern, die nicht selbst kamen, sandte er Gaben; so kam er in vollkommene Freundschaft mit allen den Männern, welche am meisten im Lande zu sagen hatten, oder mit andern Worten, mit allen den Häuptlingen und mächtigen Banden im Lande. Hierauf redete er zu ihnen und sagte, die Jamtar hätten übel gethan, daß sie sich hinweggewandt hätten von Norwegens Königen im Betreff des Gehorsams und der Schatzgaben [19]), brachte zur Sprache, daß sie sich zum Reiche Hakon's Adalsteinsfostri's und lange hierauf unter Norwegens Könige [20]) gestellt hatten; zählte auch das auf, wie viel Nützliches sie von Norwegen haben könnten, und wie unbequem ihnen wäre, den Schwedenkönig um das zu ersuchen, dessen sie bedürften. Durch seine Vorredungen kam er so weit, daß die Jamtar ihn baten, und ihm seinen Dienst boten, und daß sie sich zum Gehorsam zu Norwegens Königen [21]) zu wenden versprachen, und nannten das ihr Bedürfniß und Nothwendigkeit; so zog sich zusammen des Königs und das Jamtar-Bündniß (felagskap), daß die Jamtar alles Land unter das Reich des Königs Eystein gaben. Die Machthaber betrieben zuerst diese Angelegenheit und nahmen darüber Eide der Treue allem Volke ab [22]). Hierauf reisten sie zum Könige Eystein, und schworen ihm das Land zu, und so blieb es lange Zeit. Kürzer und mit andern Worten berichtet dies Cod. E der Heimskringla; nämlich so: er machte auch Vergleich mit den Jamtar'n, und bei diesen freundlichen Unterhandlungen waren gewiß von Jamtaland alle Lehnbarone zu Funde des Königs Eysteins und hatten das Land ihm zugeschworen zu Schatzungen und Zinsen [23]), und alle wurden seine Unterthanen. Aber er verhieß ihnen dagegen seinen Beistand (trausti) gegen Unfrieden des Schwedenkönigs, und so gewann er Jamtaland mit seinem Verstande, aber nicht mit dem Schwerte, und ist das seitdem unter Norwegens Könige. Dieser Schluß zeigt, daß diese Darstellung die ältere und vorsnorri'sche ist; denn im J. 1156, nachdem die Hälsinger und Jamtar fast 40 Jahre lang unter norwegischer Herrschaft gestanden hatten, brachte sie der Schwedenkönig Indvardson durch seine Gelindigkeit und Gerechtigkeit wieder unter die schwedische Krone [24]). Hierzu bediente er sich besonders der Vornehmsten in den Ortschaften, als Guttorm's Östmaderson's, des Vaters der St. Helena, und Fale Bure's, eines von den alten Landesrichtern in Helsingialand [25]). Swerrir den 6. März 1177 gezwungen, der Häuptling der Birkibeinar zu werden, mußte nun unternehmen, den beliebten König Magnus vom norwegischen Throne zu stoßen. Vergebens versuchte er, durch die gewöhnlichen Wege in Norwegen einzudringen, und war genöthigt zuletzt einen kühnen Zug zu wagen. Hierauf kam er nach Jamtaland, und die Jamtar wollten ihm Widerstand leisten. Da sandte er Sigurd'en von Saltnes voraus, und meinte, was sich auch nachher auswies, daß die Jamtar ihre weisen Rathschläge minder beobachten würden, so lange der Häuptling nicht selbst gekommen wäre. Aber auf dieser Fahrt nahm Sigurdur alle ihre Schiffe, die sie zur Landwehr [26]) sich bestimmt hatten. Als der König selbst kam, vermiß-

17) Guttorm auf Reine war ein Sohn von Asolf auf Reine und Thora Skofti's Schwester; Asolf's Vater war Skull, ein norwegischer Großer, und seine Mutter Gudrun, Nefstein's, deren Mutter Ingirid, Sigurd's Tochter, des Königs Olaf des Heiligen Halbschwester war. Dieser Skull mit dem Bezeichnungsnamen Konúngsfostri (Königspfleger) war ein Sohn des Jarls Thorstein's, des Bruders des Königs Haralld's Godwinson's in England; Snorri Sturluson, **Saga af Haralldi Handrada** Cap. 103 große Ausg. der Heimskringla III. S. 171—173; bei Peringskiöld II. S. 180. 181. 18) In der Heimskringla große Ausg. III. S. 49. bei Peringskiöld II. Bd. S. 248. 249. 19) **I hlydimi ok skatigjöfum.** 20) Nach Cod. K. der Heimskringla sagte er, besser habe sich Jamtaland gestanden, als sie **lydhscylldir** (gehorsamschuldig) unter Norwegens Königen waren.

21) **snúast til hlyddin vidh Noregs konúnga.** 22) **ok höfdo thar trúnadar-eyda af öllo folki.** 23) Grundzinsen, die Abgabe für gepachtetes Grundeigenthum; s. F. Wachter 1. Bd. S. 153. 160. 24) *J. Sparmann*, **Diss. de Fatis Jemtiae.** 25) Dalin II. Cap. 4. §. 2. S. 83. Zu Cap. 4. S. 93 ist jedoch zu bemerken, daß Eskil (Askell), der zweite Gemahl Christina's nicht Lögmadhr (Lagmann) in Jamtaland, sondern in Gautland war; s. z. B. **Saga Inga Bardarsonar** in den Fornmanna-Sögur 9. Bd. S. 203. 209. 26) **til landvarnar,** Landesvertheidigung; nämlich die Schiffe, auf denen sie die Übergänge über die Flüsse sichern und vertheidigen wollten.

ten sie die Schiffe; da war so das Beste, dem Könige Swerrir sich zu unterwerfen. Dort waren viele belehnte Mannen (Lehnhäuptlinge) des Königs Magnus, und gingen alle zum Vergleiche. Demzufolge waren dann Schmäuse[27]) bereitet, und alle Dienstfertigkeit[28]). Sie gaben ihm 40 Mann. Hierauf rüstete er seine Fahrt von dannen hinweg und ging nach Thrandheim, und erhielt im Sommer 1177 auf dem Eyrathinge Königsnamen. Aus dem Berichte der Swerrissaga über den religiösen Zustand der Helsingiar läßt sich mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß das Heidenthum und Christenthum auch bei den Jamtarn vermischt wurde, um so mehr, da sie noch weiter im Innern des Landes wohnten als jene. Nachdem die Helsingiar sich zu König Swerrir gewendet hatten, empfingen die Bewohner von Jamtaland ihn scheinbar freundlich; er vertheilte das Kriegsvolk in die bewohnten Orte, und behielt nicht mehr als 100 Mann zurück. Um Mitternacht kam ein Mann zum Könige und brachte Kundschaft, daß die Jamtar Kriegsvolk gesammelt hätten im östlichen Theile des Landes, und damit nach dem Könige zu zögen, um ihn, sammt all seinem Kriegsvolke, zu erschlagen. Der König Swerrir stand sogleich auf, ließ alle seine Mannen wecken und bat sie, sich zu waffnen, und zog noch in derselben Nacht mit dem vorhandenen Heerhaufen dem Feinde entgegen. Aber dieser war in drei Heerhaufen gezogen, den König zu umringen. Als er über das Eis auf dem Sunde zwischen den Vndurs-Eyar und dem Festlande hinzog, traf er auf die Jamtar und ein Ring oder Kreis ward um den König und sein Gefolge geschlagen. Die Jamtar hatten dort 1200 (d. h. hier großhundert, also 1440) Mann. Da sagte König Swerrir zu seinen Mannen: „brauchet dieselbe Losung und Ermahnung unter euch, wie ihr sie von den Jamtar gebrauchen höret, und ziehen wir uns, sobald als wir können, aus ihrem Heere und hinaus auf das Eiland; aber zuvörderst versuchen wir einen harten Angriff auf sie, ob sie davor weichen." Die Birkibeinar riefen nun den Heerruf und rannten tapfer vor, aber die Jamtar griffen sie von allen Himmelsgegenden an, und der Kampf ward groß; aber die Nacht war so finster, daß keiner den andern erkennen konnte. Die Birkibeinar zogen sich aus dem Getümmel der Schlacht und hinauf auf das Eiland, wo die Schlacht sehr wüthete. Die Bändor fanden dieses nicht so schnell und schlugen sich selbst lange Zeit, bis nahe dem Morgen. Als aber die Bändor zu kämpfen abließen, weil sie fanden, daß sie es mit einander selbst zu thun hatten, machten die Birkibeinar einen so heftigen Angriff auf sie, daß sie zurückwichen; die Birkibeinar verfolgten sie, und erschlugen von ihnen so viel sie wollten. Dadurch fielen von den Jamtar'n 120 Mann und eine große Fülle war verwundet. König Swerrir hatte in der Schlacht 100 (120), aber die Jamtar 1200 (d. h. hier 1464) Mann. Der König sandte hierauf am Morgen nach seinem Kriegsvolke, welches dann alles zu ihm kam. Da suchten die Jamtar Frieden für sich, und der König legte ihnen große Strafe auf; sie willigten ein, des Königs Unterthanen (Thegnar) zu werden, und er setzte Syssllomenn (Voigte) über die Gelder wegen Vergehungen und andere Abgaben[29]). Sie befestigten diesen Vertrag mit den Eiden vieler Männer; nachdem die Strafe erlegt war, schieden sie. Der König zog nordwärts durch das Gebirge und kam hinab nach Naumodal[30]). So bildete König Swerrir in der Weise, die Jamtar sich zu unterwerfen, den entschiedensten Gegensatz zum Könige Hakon dem Guten und dem Könige Eystein. Als König Ingi im J. 1218 zurück nach Nidaros kam, da gingen zu ihm die Blutsfreunde Hakon's Kongsson's (nämlich des Sohnes vom Könige Swerrir), und baten, daß er dem Königssohne etwas geben möchte, sich und seine Blutsfreunde damit zu erhalten. Auf die Frage des Königs, was sie wünschten, verlangten sie Jamtaland, weil König Swerrir, Vater desselben, dieses Gebiet erobert und mit Norwegen vereinigt hatte. Der König, über das Ansinnen erzürnt, bemerkte, daß Norwegen dadurch sehr zerstückelt werde; er könne um so weniger so große Lehen geben, da die Baglingar bereits Besitzungen von Osten her hätten[31]). Herzog Skuli hatte im Jahre 1240 den Skallden Jatgeir ostwärts nach Jamtaland und Helsingialand und Sviariki (Schwedenreiche) mit Briefen gesandt. Als dieses König Hakon, der mit Skuli in Krieg verwickelt war, hörte, schickte er seinen Blutsfreund Gunnar dem Jatgeir nach, welcher jenem alle von Herzog für seine Freunde bestimmten Briefe und Kostbarkeiten abnahm[32]). Magnus machte als König von Norwegen im J. 1345 die Verordnung, daß kein fremder Kaufmann seine Waaren in Jamtaland verkaufen solle, außer zur gesetzten Marktzeit. Obgleich Jamtaland zu Norwegen gezogen war, und lange damit vereinigt blieb, so stand es doch in Kirchensachen unter dem Stifte Upsala[33]). Der Erzbischof Hemming (Sparre) von Upsala erhielt 1346 die Entscheidung des Königs Magnus in Ansehung Jamtalands, daß er nicht allein seinen Zehnten daraus erheben, sondern auch denselben, wohin er wolle, auch außerhalb des Reichs, zu veräußern die Freiheit haben solle[34]); eine Abgabe, welche sich bis auf 50 Last Getreide erstreckte[35]). Solche Verfügungen mußten sich die Jamtar damals um so eher gefallen lassen, als Magnus Erikson Smek zugleich König von Schweden und Norwegen war. Als Margaretha auf der Versammlung der schwedischen Stände im October 1389 zu Süderköping einen allgemeinen Friedens-

27) Es galt als eine Art Huldigung, dem Könige Schmäuse zu bereiten; s. F. Wachter 1. Bd. S. 180—183. 28) Greidi.

29) Yfir *zakeyri* ok adrar skylldur; die Könige erhielten nämlich gewöhnlich einen Theil der gerichtlichen Strafgelder. 30) Sverrissaga Cap. 14. und Cap. 26. Frá Helsingum ok Jömtum in der Fortsetzung der großen Ausg. der Heimskringla IV. S. 23 und S. 44—47 in den Fornmanna-Sögur 8. Bd. S. 34, 64—69. 31) Saga Hákonar Konings Hákonar-sonar Cap. 10. in der Fortsetzung der großen Ausg. der Heimskringla 5. Bd. S. 17. 18. in den Fornmanna-Sögur 9. Bd. S. 248. 32) Dieselbe Cap. 216 an ersterm Orte S. 225. 226. an letzterm S. 487. 488. 33) *E. Benz.* Coll. Hist. Patr. Cap. 5. §. 13. Dalin III. Cap. §. 12. S 373. 34) Resol. Regis *Magni* Stockh. d. 27. Jul. 1346. 35) Lit. *Ejusd.*, Lagaholm d. 8. Sept. 1346. Lit. *Ejusd.* d. Breckö 1345. Berg. d. Jov. post Gregor. et postr. Mar. Magd. Dalin II. S. 373.

und Schutzbrief für alle Einwohner Schwedens gab, und sowol die geistlichen als weltlichen Freiheiten bestätigte[36]), schrieb sie nach Jamtaland, welches damals Norwegen unterworfen war, daß alles, was vom Anfang an unter den upsalischen Stuhl gehört hätte, auch ferner so unter königlichem Schutz und Schirm bleiben sollte[37]). Nach einer pergamentenen Urkunde unter Arnä Magnäi Handschriften, welche noch vor 1415 geschrieben sein soll, ist klar, daß unter König Haralld Gilli von Raudaberg oder Röberg an, dem allernördlichsten, sehr bekannten Vorgebirge in Senjen, weiter landeinwärts, wie in Melanger auch heutzutage, nur sehr wenige Norweger wohnten, und wie man vermuthet[38]), ehedem gar keine gewohnt haben mögen. Jene alte Grenze, wie sie die Urkunde angibt, läuft zwischen den norwegischen Ebenen einerseits und den jamtaländischen und den helsingischen andererseits herunter[39]). Finnmark, Jamtaland und Helsingialand (dieses in weiterer Bedeutung) werden darin als nächst an einander grenzende Landschaften angenommen, welche noch kein Lappmark trennte. Warum sollten auch, wie Schlözer[40]) fragt, die Jamtaländer 100 Meilen weit nach Finnmark reisen, um wilde Thiere und Eichhörner zu jagen? Demnach erstreckte sich die genannte Theilung nicht weiter als höchstens 20 Meilen nordwärts über Jamtaland hinaus; nach der Zeit eigneten sich die Jamtar ein großes Stück von Lapp- und Finnmark zum Behufe der Jagd zu; dessenungeachtet erstreckte sich Finnmark noch in spätern Zeiten, als die erwähnte Grenze gesetzt ward, bis nach Angermannland; und endlich rückten, nach dem Beispiele der Jamtar, auch die Helsingiar an der Seeseite hinauf. Merkwürdig für die Ausdehnung der alten Finnmörk und zugleich für die Grenzbestimmung Jamtalands ist eine Stelle in der Egils-Saga Cap. 14. (Kopenh. Ausg. 1809. S. 57 fg)[41]). Wenn es daher in der Olafs Saga Helga[42]) heißt: „da kehrten (wandten sich) die Jamtar und Helsingiar unter den Schwedenkönig, und beherrschten dann die Ländertheilung ostwärts der Eydaskógr (Wald der Einöden), aber dann die Kilir bis nordwärts nach Finnmörk (Finnwald);“ so ist bei Finnmörk nicht an das heutige Finnmark zu denken, sondern an die große Finnmörk, wie sie die Egils-Saga beschreibt, wovon das heutige Finnmark nur der nördlichste Theil ist, mit Einschluß der Lappmarken, und hier besonders westwärts von der botnischen Bucht bis nach Jamtaland. Die Jamtar und Helsingiar brachten also die Schweden allererst von der Seite Jamtalands und Helsingialands in die Lappmarken, und gaben ihnen hierdurch Anlaß, sich Anfangs das nächste von Lappmark, und nachher den ganzen östlichen Strich längs dem Kiöl zuzueignen[43]). Wenn in Snorri's Schilderung Jamtaland, ehe sich Norweger darin niederließen, die Wälder ausreuteten und das Land anbauten, einer großen Einöde verglichen wird, so muß dies dahin beschränkt werden, daß kein Ackerbau dort getrieben wurde. Es weideten aber wahrscheinlich damals Lappen ihre Rennthiere daselbst, bis sie von den Jamtarn verdrängt und durch diese später auch Schweden Veranlassung gegeben wurde, weiter in die Weideplätze der Lappen vorzudringen. Eine der Lappmarken trägt auch den Namen Jämtalandslappmark, liegt in einer Krümmung zwischen den Alpen und dem von Schweden bewohnten Theil der Landschaft Jämteland, macht also den westlichen Strich derselben aus[44]). Daß die Jamtar bald unter schwedischer, bald unter norwegischer Herrschaft gestanden hatten, blieb ihnen auch später im Gedächtniß. So bezogen sie sich darauf im J. 1523 bei dem Empörungskriege gegen König Christian I., welcher dessen Entthronung und die Auflösung der calmarischen Union herbeiführte, als der schwedische Reichsvorsteher Gustav Erikson zu ihnen und nach Herjedalen schickte, und wollten sich ebendeshalb für keine der beiden Kronen (Schweden oder Norwegen) erklären. Vincenz Lunge verbot im J. 1528 den Jamtaländern, die damals in weltlichen Dingen unter Norwegens Botmäßigkeit standen, ihre Abgaben an die upsaler Domkirche zu entrichten, bis Gustav Trolle wieder in sein Erzbisthum eingesetzt sei[45]). König Friedrich II. von Dänemark und Norwegen verlor in seinem Kriege mit Schweden die Landschaft Jamtaland[46]), doch im stettin'schen Frieden vom 13. Dec. 1570 mußte sich Schweden alles Rechts wie auf Norwegen, Schonen, Halland, Blekingen, so auch auf Jamtaland und Herjedalen begeben, und die Grenzen wurden bestimmt, wie sie zu König Gustav's und König Christian's II. Zeiten gewesen waren[47]). Aber König Christian IV. von Dänemark und Norwegen mußte im Frieden zu Brömsebroo vom 13. Aug.

36) Litt. Reg. *Margaretae* Söderk. Dom. ante fest. Sim. et Jud. 1389. 37) Mandatum Reg. *Margaretae* Dom. ante fest. Sim. et Jud. 1389. Dalin S. 454. 38) Schlözer, Nordische Geschichte in der Fortsetzung der Allgem. Welthist. 31. Thl. S. 418. 39) Die für unsern Gegenstand merkwürdigste Stelle der Urkunde lautet: Thetta Landamäke er mellim *Jemtalands* og Findmarkar ock *Helsingelands* Westir oc Leinglings lidum ock sua norder til Straums. Eigu tha Jämtar norder a Findmork firi Straumi XIX. raster at weida dyr oc Ikorna, ock geinger sua auster Laudamerit mothe Angermannalande taker til, thar som heitir weimosior (Weimosior) tädan i Hulsio, ock y Kiodsio u. s. w. 40) S. 478. 41) Es heißt dort so: „Finnmörk ist auch eine große Weite weit; das Meer geht von Osten und davon große Firdir; so auch von Norden und bis nach Osten hindurch; aber im Süden ist Noregr (Norwegen) und die Mörk reicht beinahe oben so weit südwärts, wie Hálugaland unten, aber ostwärts von Naumakal ist Jamtaland, und dann Helsingialand, und dann Kwenland; dann Finnland, dann Kirialaland; aber Finnmark liegt oberhalb aller dieser Länder, und sind weit Gebirgortschaften; ein Theil in den Thälern, aber ein anderer bei den Gewässern und dort bei den Gewässern große Waldländereien (maklönd), aber Hochgebirge liegen längs der Mörk (dem Wald) hin, und werden genannt Kilir (Schiffskiele).“ 42) In der Heimskringla Cap. 147, große Ausgabe S. 233; in den Fornmanna-Sögur 4. Bd. Cap. 133. S. 315.

43) Schlözer S. 472. 44) s. das Weitere über Jämtelands-Lappmark bei Rühs, Schweden nach Dr. A. F. Büsching's Erdbeschreibung S. 156—158 und in den sie betreffenden Art. in der Allgem. Encyklop. der Wissensch. und Künste. 45) Dalin 3. Thl. 1. Bd. Cap. 2. §. 8. S. 56. Cap. 4. §. 1. S. 143. 46) Forts. der Allgem. Welthist. 32. Thl. S. 265. 47) s. das Instrument des stettin'schen Friedens Resen's Krönike S. 371. Vergl. Dalin 3. Thl. 2. Bd. Cap. 12. §. 9. S. 15.

1645 an Schweden Jamtaland, Herjedalen und die Inseln Gottland und Ösel auf ewig, Halland aber als Pfand auf 25 Jahre abtreten[48]). Zwar trat König Christian V. von Dänemark und Norwegen in Verbindung mit dem Kaiser, mit Münster und Celle auf den Kampfplatz gegen Karl XI. wider den Rath seiner Minister; denn ihn reizte die Hoffnung, Jamtaland, Schonen und anderes Verlorne wieder zu gewinnen, auch eroberte das norweg'sche Heer im J. 1677 Marstrand und Jamtaland und siegte bei Uddewalle. Aber als Schwedens Bundesgenosse, König Ludwig von Frankreich, nach dem nimweger Frieden 1678 ein eignes Heer nach Oldenburg einbrechen ließ, mußte König Christian V. der Übermacht weichen, und im Frieden zu Lund 1679 alles Eroberte an Schweden zurückgeben. (*Ferdinand Wachter.*)

Jämtelandslappmark, s. **Jemtelandslappmark**.

Jämten (Jemteländer), s. unter **Jemteland**.

JAM-THAL, ein Thal im Landgerichte Ischyl und Galthür des ober-innthaler Kreises der gefürsteten Grafschaft Tyrol, zuhöchst im Paznaun, südlich von Galthür bis an den Jamsthalerferner sich erstreckend, von dem gleichnamigen Bache durchflossen, welcher aus den Schründen dieses Ferners entspringt. Dieser Gletscher breitet sich längs der Grenze Unter-Engadeins und Tyrols aus und erstreckt sich zum Theil gegen Montafon fast bis an den Ursprung des Illflusses, zur Grenze des Vorarlbergischen. Er breitet seine Klüfte und Eisfelder auf einem hohen Berge aus, der gleichsam den Punkt bildet, von dem ein Gebirgszug ausläuft, der in nördlicher Richtung über den Arlberg bis nach Baiern und Würtemberg fortsetzt, und das Vorarlbergische vom obern Innthale Tyrols scheidet. (*G. F. Schreiner.*)

Jämtlandslän, s. **Jemteland**.

Jamuna, s. unter **Dharma**.

JAMÜSCHEWSKISCHE FESTUNG (**Jamüschewskaja Krepost**), im büskischen Kreise der Statthalterschaft Tomsk in Sibirien (im asiatischen Rußland), unter dem 51° 53′ der Br. Sie ward von Peter I. im J. 1717 von Holz, aber wie eine regelmäßige Festung erbauet und hat zwei ganze und zwei halbe Bastionen. Ober- und unterhalb der Festung sind zwei mit Pallisaden umgebene Vorstädte (Sloboden), an deren Ende nach dem Irtischfl. zu kleine Redouten mit Thürmen angebracht sind, von welchen man fast die ganze umliegende Steppe übersiehet. Das Ganze besteht aus 150 hölzernen Häusern mit 700 Einwohnern. Eine Meile von dieser Festung liegt der jamüschewskische Salzsee, von dem die Festung den Namen hat. Er hat beinahe 1½ Meile im Umfange, ist mehr lang als breit, aber nicht tief, und sein Wasser ist so hell, daß man überall auf den Grund sehen kann. Aus dem Boden entspringen eine Menge Salzquellen, so reich an diesem Mineral, daß es ohne große Hitze von selbst in Krystallen anschießt. Der ganze Boden ist daher mit einer drei bis vier Zoll dicken Salzrinde bedeckt, welche unter dem Wasser in großen Blöcken gebrochen und nach der Festung in die Magazine gebracht wird. Der Überfluß an Salz ist so groß, daß ganz Sibirien damit versorgt werden könnte, wenn nicht die entferntern Gegenden selbst Salz genug in der Nähe hätten. Noch hat dieser See das Eigene, daß die Salzlake bei heitern Tagen einen röthlichen Widerschein am Himmel macht, der in weiter Entfernung sichtbar ist. (*J. C. Petri.*)

JAMÛT (يموت, er wird sterben), mit seinem vollständigen Namen **Abu Bekr Jamût Ben-el mazarra' Ben Jamût Ibn Isa** (sodaß seine Abstammung unter verschiedener Angabe einiger Mittelglieder bis auf **Ibn Adnân** zurückgeführt wird) **El-Abdi El-Basri**, nannte sich aber selbst aus Furcht vor seinem ominösen Namen, die bei jeder Krankheit ihn um so heftiger anfiel, Muhammed. Er war durch seine Mutter Neffe des bekannten Abu Othman Dschâhitz. Von seinen Lebensumständen weiß man nur so viel, daß er schon als bejahrter Greis 301 (913 oder 914) nach Bagdad kam und daselbst prophetische Überlieferungen, die er von glaubwürdigen Männern empfangen, durch berühmte Schüler fortpflanzte. Außerdem zeichnete er sich durch philologische und historische Kenntnisse aus, und war als witziger Erzähler beliebt. Auch ward er Gegenstand mehrer Gedichte, wie ihn zum Beispiel der Rechtsgelehrte Mansûr Oherir besang. Noch berühmter als Dichter ward sein Sohn **Abu Fadhla Mohalhel Ibn Jamût**, dessen schon Mesûdi in mehren seiner Werke rühmend gedenkt, und gradezu sagt, daß er in dieser Zeit 332, das ist 943 und 944, einer der ausgezeichnetern Dichter mit sei. El-Chatib, der bekannte Geschichtschreiber Bagdad's, lobt vorzüglich seine Gazele, und bezeichnet ihn als in Bagdad wohnhaft. Sein Vater war auch mehre Male nach Ägypten gereist, und das letzte Mal im Jahr 303 (915 oder 16), verließ es aber schon wieder 304, in welchem Jahre er auch nach Einigen in Damaskus, nach Andern aber schon 303 in Tiberias gestorben sein soll. (*Gustav Flügel.*)

JAMYN (**Amadis**), ein berühmter französischer Dichter des 16. Jahrh. und Zeitgenosse Ronsard's, um das J. 1540 (oder, nach andern Angaben 1538) zu Chaource in Champagne geboren, erhielt eine treffliche Erziehung und widmete sich Anfangs mit Erfolg den philosophischen und mathematischen Wissenschaften, fühlte sich aber bald von der Poesie so sehr angezogen, daß er nur ihr zu leben beschloß. Ronsard, welcher damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, lernte den jungen Dichter kennen und fand an seinen Versuchen so großes Gefallen, daß er ihn seiner Freundschaft und seines Schutzes würdigte und ihm die einträgliche Stelle eines Secretairs und Vorlesers bei Karl IX. verschaffte. Jamyn zog sich jedoch nach dem Tode seines Gönners vom Hofe in seine Vaterstadt zurück, wo er um das J. 1585 starb. Aus einer der Elegien des Dichters will man schließen, daß er in seiner Jugend Morea, die griechischen Inseln und Kleinasien besucht habe, doch läßt die Stelle auch eine andere Auslegung zu. Jamyn's Poesien zerfallen in Idyllen,

48) Cf. *Joh. Henrici Boecleri* historia belli Sueco-Danici (Argent. 1659); und *Göransson*, Svea Rikes Konungars Historia p. 170.

Elegien, Sonette, religiöse Lieder und Gelegenheitsgedichte, und zeugen von einem trefflichen Dichtertalente; an Leichtigkeit, Natürlichkeit und feinem Geschmack übertreffen sie nicht selten die vielgepriesenen Leistungen Ronsard's, denen sie freilich, was Erfindung und Wärme der Phantasie betrifft, nachstehen. Sie sind einige Male gedruckt; die ersten Ausgaben (Paris 1575. 4. und Par. 1577. 4.) sind weniger vollständig, als die spätere (Par. 1579 [oder 1582] 1584. 2 Vol. 12.), welche jedoch höchst selten in gutem Zustande vorkommt. Jamyn vollendete auch mit vielem Geschicke die bei dem zwölften Buch unterbrochene Übersetzung der Iliade Homer's von H. de Salel, zu welcher er eine Probe einer Übertragung der Odyssee, welche er aber nicht fortsetzte, hinzufügte (beste Ausgabe Par. 1580. 12. Par. 1584. 12.)*). (*Külb.*)

JAN (Johann Wilhelm), geb. den 9. Nov. 1681 zu Raben in Kursachsen, der Sohn eines Predigers, studirte seit dem Jahre 1699 zu Wittenberg Theologie und erlangte 1701 die Magisterwürde. Fünf Jahre später war er Adjunct der philosophischen Facultät, 1712 außerordentlicher Professor der Moral und 1713 der Beredsamkeit an dem Gymnasium zu Breslau. Das J. 1714 führte ihn als Professor der Geschichte nach Wittenberg zurück. In den Jahren 1715 und 1716 unternahm er eine Reise durch Teutschland, Holland, England und Frankreich. Wieder zurückgekehrt nach Wittenberg, erlangte er dort den Grad eines Doctors der Theologie. Anhaltende Studien hatten seine Gesundheit längst untergraben. Er starb den 27. August 1725 im 44. Lebensjahre, mit dem Ruhm eines vielseitig gebildeten Gelehrten. Zu seinen frühesten Schriften gehört die mit Ergänzungen begleitete Ausgabe (von *Neumann's* Theologia aphoristica. In einer andern Schrift beantwortete er mit vielem Scharfsinne die Einwürfe, welche Joachim Lange gegen das eben genannte Werk gerichtet hatte. Die irrigen Ansichten jenes berühmten Theologen suchte er in seinem Specimen errorum Langianorum zu bekämpfen. Er schrieb außerdem eine Historia aerae christianae; liber *Dionysii Exigui* de ratione festi paschalis, cum commentario et historia cycli Dionysiani; verum Dei verbum ecclesiae evangelicae assertum; antiquae et pervulgatae de quatuor monarchiis sententiae, und mehre Dissertationen: de Platone judaizante; de institutione et peregrinationibus Platonis; de antiquitate canonum apostolicorum; de principiis innatis sq. In der zuletzt genannten Abhandlung schreibt er gegen Locke; in einer andern, de liturgia ecclesiae evangelicae liturgiae apostolicae conformi betitelt, gegen Renaudot. Auch mit Buddeus gerieth er in eine literarische Fehde wegen seiner Abhandlung: de theosebia christiana et evangelica. Er hinterließ auch einige Predigten und war ein fleißiger Mitarbeiter an den Actis Eruditorum und an den Unschuldigen Nachrichten †). (*Heinrich Döring.*)

*) Cf. Biographie universelle XXI, 391. 392.

†) Vergl. Kranft's Leben der kursächsischen Gottesgelehrten und Jöcher's Allg. Gelehrtenlexikon 2. Thl. S. 1835 u. fg.

Jana (Mythol.), s. unter Janus.

JANA, ein ziemlich bedeutender Fluß, der in der Provinz Jakutzk im Gouvernement Irkutzk in Sibirien auf dem Gebirge Stanowoi entspringt, und nach einem Laufe von 115 Meilen durch fast lauter wüste und waldige Gegenden dem Polarocean zuströmt. (*J. C. Petri.*)

JANACKALA, ein Pastorat in der finnischen Provinz Tavestland, Las Tavastehus, Propstei Tavastehus. Zum Pastorat gehört die Kapelle Hausjärvi. Die Gegend ist sehr waldreich. Die Geistlichkeit besteht aus einem Pastor und zwei Kaplänen. Die Einwohnerzahl war im ganzen Pastorat im J. 1815 7133 (589 mehr als im J. 1800); im J. 1820 7276. Durch Testament des Bürgermeisters G. John vom 9. Sept. 1801 besteht im Pastorat eine ambulatorische Schuleinrichtung; der Lehrer genießt 6 pr. C. Zinsen des Stiftungsfonds von 333⅓ Rthlr. schwed. Banko, und freie Beköstigung in den Dörfern, in welchen er vom Anfang Octobers bis Schluß Mai's wechselnd Schule hält. (*v. Schubert.*)

JANAILLAT, Dorf im Canton Pourtariou und Arrondissement Bourganeuf des französischen Departements der Creuse mit 1100 Einwohnern, welche viele Holzschuhe (sabots) und zweirädrige Karren für die Bewohner des Departements verfertigen. Der Ort liegt im Gebirge, zwischen vielen Kastanienbäumen. (*Klaehn.*)

JANAKPOOR, ein heiliger Ort Vorderindiens, wohin die Hindus Wallfahrten anstellen; er liegt im Staate Nepaul, District Saptari. (*J. C. Schmidt.*)

Janassa, eine der Nereiden, s. Nereiden.

JANBO (Yenboa), eine zu Hedschaz gehörige berühmte Hafenstadt Arabiens, auf arabisch الينبع (also nicht Dschambo, wie Hassel schreibt), bei Ptolemäus *Ἰάμβια κώμη*, nach Niebuhr unter 24° 10′ östl. Br. Neuere Reisebeschreiber bezeichnen zwei Örter dieses Namens, Janbo el Bahar, d. h. am Meer, die ehemals unansehnliche, jetzt mit 3000 Einwohnern versehene Hafenstadt und das ältere Janbo el Nachel, d. h. am Palmenwald, landeinwärts eine Tagereise von jener nach Medina zu entfernt; derselbe Ort, von dem Ibn Haukal und Ibn Said bei Abulfeda angeben, daß er fruchtbaren Bodens und mit Palmbäumen versehen sei, und daß die Abkömmlinge Ali's und Hhasan's hier eine unabhängige Herrschaft erkämpften (dies sind unstreitig die von neuern Reisenden als kriegerisch geschilderten hiesigen Scherifs, oder Abkömmlinge Muhammed's). Auf diese Art klärt es sich auf, wenn Ibn Said bei Abulfeda (der nur ein Janbo kennt) den zur Stadt Janbo gehörigen Hafen eine Tagereise davon angibt, während Niebuhr (auch von zweien Janbos nichts wissend), weil er dicht vor Janbo vor Anker lag, dieses für einen Irrthum erklärt, es wäre denn, daß Ibn Said nicht den Stadthafen, sondern jenen etwas nördlich davon (nicht südlich, wie Hassel angibt) entfernten andern Platz versteht, den Seezen Dschar nennt (eigentlich Scharm, bei Strabon und Diodorus Charmuthas), bei welchem Niebuhr ebenfalls vorbeifuhr. Dieser letztere in neuester Zeit verlassene Hafen ist zwar geräumig, aber mit einem durch Felsenriffe gefährdeten Eingange ver-

sehen, sodaß Niebuhr's Schiff an einer steilen, kaum mit Wasser bedeckten Korallenklippe befestigt ward. (*Rommel.*)

Janbyrd (Jarnbudr), s. die Probe des Eisentragens unter dem Art. **Ordalien.**

JANCKE 1) **Johann Christian**, geb. den 8. März 1757 zu Görlitz, der Sohn eines dortigen Spitzenhändlers, besuchte seit dem Jahre 1766 das Gymnasium seiner Vaterstadt und hierauf 1775 die Universität Leipzig, wo er sich dem Studium der Thelogie widmete und 1779 die Magisterwürde erlangte. Noch in dem genannten Jahre ward er Hauslehrer in dem von Heldreichschen Hause zu Bellwitz. In gleichen Verhältnissen lebte er acht Jahre bei dem Grafen von Breßler zu Lauske. Im J. 1788 ward er Pfarrsubstitut in Langenau, 1789 Subdiakonus zu Görlitz, 1791 Diakonus und 1803 Archidiakonus. Bedeutend erweiterte sich sein Geschäftskreis, als er 1818 das Amt eines Superintendenten der ersten Diöces des görlitzer Kreises erhielt und ihm auch 1820 das Primariat übertragen ward. Bereits im J. 1794 war er Mitglied der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften geworden, und hatte zu der von derselben herausgegebenen Monatsschrift manche Beiträge geliefert [1]), auch eine Zeit lang das Amt eines Bibliothekars verwaltet. In dieser vielseitigen Thätigkeit sah er sich bei vorrückendem Alter gehemmt. Seine Amtsentlassung, um die er 1833 gebeten, ward ihm im nächsten Jahre gewährt. Er starb jedoch bereits den 19. Juli 1834.

Früher fast ausschließlich seinem Amte und seinen Büchern, besonders seinem Lieblingsfache, der vaterländischen Geschichte lebend, hatte er sich erst spät verheirathet mit einer Tochter des Pastor Mosig zu Görlitz. Wie reichliche Materialien er für die Provinzialgeschichte, besonders für manche specielle Zweige, namentlich Presbyterologie, gesammelt hatte, zeigten die in seinem Nachlasse gefundenen Papiere. Seine Büchersammlung war reich an kleinen Schriften über die Lausitz und an manchen literarischen Seltenheiten. Diese Sammlung war ihm so werth, daß er sie in seinem Testament der Bibliothek der lausitzischen Gesellschaft wohlwollend vermachte. Unter seinen Schriften sind außer mehren Predigten, im J. 1801 und 1815 herausgegeben, besonders die von 1802—1810 erschienenen neun Beiträge zur Geschichte der Kirche und des Hospitals St. Jacob in Görlitz bemerkenswerth. Über die Geschichte seiner Vaterstadt verbreitete sich der größte Theil seiner Schriften. Er lieferte ein Verzeichniß der merkwürdigsten Überschwemmungen der Neiße bei Görlitz seit dem 15. Jahrh. (Görlitz 1805—1809. 4 Stücke), der Brände in seiner Vaterstadt seit ihrer Erbauung (Ebend. 1809—1817. 9 Stücke), der Vermächtnisse bei der Hauptkirche zu Görlitz aus dem 15. und 18. Jahrh. (Ebend. 1812, 1813. 3 Stücke) u. a. m. Bemerkenswerth sind unter seinen Schriften noch die in den Jahren 1816 und 1817 erschienenen Beiträge zur Reformationsgeschichte der Stadt Görlitz, zu welchen er 1826 noch Nachträge lieferte [2]).

(*Heinrich Döring.*)

2) **Johann Gottfried**, am 16. Nov. 1724 zu Bautzen geboren, wo sein Vater Schullehrer war, besuchte das Gymnasium zu Görlitz und studirte dann in Leipzig Medicin. Noch als Student schrieb er eine **Commentatio de forcipe et forfice, ferramentis a Bingio Hafniensi chirurgo inventis eorumque usu in partu difficili** (1750. 4.). Im J. 1751 wurde er Magister durch Vertheidigung des ersten Theils der Schrift: **de ossibus mandibularum puerorum septennium**, deren zweiten Theil er zur Erlangung der Doctorwürde schrieb. Im Jahre 1751 ernannte ihn Günz in Leipzig zum Prosector, und drei Jahre darauf wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, bei welcher Gelegenheit er schrieb: **Programma de capsulis tendinum articularibus, observationes quasdam anatomicas exhibens**. Zur Ankündigung der Secirübungen schrieb er auch 1753: **Observationes quaedam anatomicae de cavernis quibusdam, quae ossibus capitis humani continentur.** Im folgenden Jahre gab er eine teutsche Übersetzung heraus von *Bruhuer*, **Traité sur l'incertitude des signes de la mort.** Nach Hundertmark's Tode wurde er 1762 zum ordentlichen Professor der Anatomie in Leipzig ernannt. Er schrieb bei dieser Glegenheit: **Programma de ratione venas corporis humani angustiores, inprimis cutaneas, ostendendi**, und um in die Facultät zu kommen, vertheidigte er seine Dissertation: **de foraminibus calvariae eorumque usu.** Allein nur kurze Zeit bekleidete er diese Stelle, denn bereits am 20. Januar 1763 starb er an einem Faulfieber. (*Fr. Wilh. Theile.*)

JANCZOWA, ein den Gostkowskischen Erben gehöriges Gut im nördlichen Theile des sandecer Kreises, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte und dem Dorfe gleiches Namens, welches am Fuße bewaldeter Höhen liegt und einen an Getreide ziemlich ergiebigen Boden besitzt. Zu diesem Dorfe gehört auch eine Mühle.

(*G. F. Schreiner.*)

JANCZYN, ein den Michael von Wiswicki'schen Erben gehöriges Gut im brzezaner Kreise des Königreichs Galizien, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, und dem Dorfe gleiches Namens, welches einen Edelsitz, eine eigene griechisch-katholische Pfarre der lemberger Metropolie, eine griechische Kirche hat, und in hügeliger Gegend an der von Brzezany nach Lemberg führenden Communicationsstraße liegt. (*G. F. Schreiner.*)

JANDL (**Anton**), Historien- und Portraitmaler, wurde zu Grätz 1723 geboren und durch sein natürliches Talent schon frühzeitig zur Kunst hingezogen. Die Anfangsgründe der Malerei lernte er noch in seiner Vaterstadt, ging darauf nach Wien und nach kurzem Verweilen nach Salzburg, München und Speier, wo er sich viel mit der Portraitmalerei beschäftigte. Nach Wien zurück-

1) s. unter andern die lausitzische Monatsschrift 1804. I, 116 fg. 231 fg., II, 64 fg. 67 fg., 1805. I, 92 fg. 129 fg., 1806. II, 1 fg. 2) Vergl. Otto's Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller 2. Bd. 1. Abth. S. 215 fg. Supplementband von J. D. Schulze S. 188 fg. (Eck's) Leipziger gelehrt. Tagebuch 1780. S. 6 fg. Lausitzisches Magazin 1788. S. 344 fg. Neues Lausitzisches Magazin 1834. 3. Heft. Den neuen Nekrolog der Teutschen 12. Jahrg. 1. Thl. S. 536 fg. Meusel's gel. Teutschl. 23. Bd. S. 25 fg.

gekehrt, machte er die Bekanntschaft des braven Malers Franz Palko in Brünn, von dem er manchen Vortheil für seine eigene Vervollkommnung in der Malerei zog. Nach Grätz zurückgekehrt, wurde er zum ständischen Maler ernannt, in welcher Eigenschaft er bis zu seinem, am 7. Mai 1805 erfolgten Tode auf die Bildung jugendlicher Talente vortheilhaft einwirkte, und sich der Historien- und Portraitmalerei widmete, worin er sich über das Mittelmäßige erhob. In mehren Kirchen seines Vaterlandes finden sich noch Altarblätter von seiner Hand, die eine sehr geübte Hand, einen tüchtigen Zeichner und viel natürliches Talent beurkunden. (*G. F. Schreiner.*)

Jandorf, s. **Jahrendorf**.

Janecquin, s. **Jannequin**.

JANEGG, ein Dorf im leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, zur cistercienser Stiftsherrschaft Ossegg gehörig, eine Stunde östlich vom Pfarrdorfe Neu-Ossegg am Katzenbache gelegen, mit 41 Häusern, 202 Einw., einer auf einem hohen Porphyrfelsen gelegenen, dem heil. Apostel Peter und Paul geweihten kathol. Kirche, Pfarre und Schule, welche aus zwei Classen besteht, einem obrigkeitlichen Meierhofe, einer Bret- und zwei Mahlmühlen. Die Pfarrkirche wurde im J. 1756 von dem Abte des cistercienser Stiftes Ossegg, Cajetan Brzezina von Birkenfeld, gegründet, nachdem die frühere schon im J. 1551 unter dem Titel „Mariä Verkündigung" erbaute Kirche, der angewachsenen Volksmenge wegen, abgetragen worden war; sie hat drei hübsche Altäre und eine gute Orgel. Die Pfarre, welche von dem Cistercienserstifte Ossegg, dem auch das Patronatsrecht über dieselbe und über die Kirche und Schule zusteht, mit seinen Ordensgliedern besetzt wird, gehört zum District Vikar von Bilin der Diöcese von Leitmeritz und zählte im Jahre 1830 in ihrem Sprengel 2040 katholische Pfarrkinder, in den eingepfarrten Dörfern Janegg, Ullersdorf, Warnsdorf, Hegeholz, Katzendorf, Lorsch, Strahl, Kosten und Hohndorf. In der Nähe dieses Dorfes ist die Braunkohlenformation das herrschende Gebilde, nur östlich davon erhebt sich eine mäßig hohe Masse von Euritporphyr; es liegen dort auch mehre Teiche herum, welche viele und gute Fische liefern. (*G. F. Schreiner.*)

JANEIRA, 1) eine Nereide, s. **Nereiden**. 2) **Iphis** Tochter, Gemahlin **Kapaneus**, gewöhnlich **Euadne** genannt (**Schol.** *Pind.* Ol. 6, 46). Siehe **Iphis**. (*Schincke.*)

Janeiro, s. **Rio Janeiro**.

Janeta (Joh. Georg), s. **Janota**.

JANG, ist der Name der männlichen, bewegenden, geistigen Kraft in dem philosophischen System der Jukiao oder der Gelehrten des chinesischen Reiches, welche den Congthe als ihren Meister annehmen. Die weibliche, passive, materielle Kraft heißt In. Aus dem Zusammenwirken dieser beiden Potenzen, des Geistes und der Materie, des Drängens und des Widerstandes, ist der Kosmos, das All, entstanden; es herrschet Ruhe und Ordnung in der physischen und geistigen Welt so lange das naturgemäße Verhältniß zwischen diesen beiden, zwischen Jang und In, nicht gestört wird. Vergl. den Artikel Jking. (*C. F. Neumann.*)

Jangkien, Yang Kian, Stammherr der chinesischen Herrscherfamilie **Sui**, s. unt. dem Art. **China**.

Jangti, Yang Ti, s. unter dem Art. **China**.

Jang tse kiang, s. unter **Kiang**.

JANI 1) Christian David, geb. den 10. December 1743 zu Glaucha bei Halle, verdankte seinem Vater, einem dortigen Prediger, eine sorgfältige Erziehung. Neben den ältern Sprachen ward er auch früh mit den neuern, besonders mit dem Französischen, Englischen und Italienischen, bekannt. Er besuchte hierauf die Schule des Waisenhauses in Halle, und nahm auch Theil an dem Unterrichte in dem königl. Pädagogium. Im J. 1760 eröffnete er seine akademische Laufbahn in Halle, wo er sich Anfangs der Theologie, bald aber mit überwiegender Neigung der Sprachkunde und Pädagogik widmete, mit dem Plane, künftig ein Schulamt zu verwalten. Dazu bereitete er sich durch den Unterricht vor, den er im Waisenhause ertheilte. Im J. 1763 ward er Mitlehrer am Pädagogium, und ein Jahr später Conrector am Gymnasium. Nachdem er im J. 1772 die philosophische Doctorwürde erlangt, hielt er mit Beifall philologische und kritische Vorlesungen. Bei der zunehmenden Kränklichkeit des Rectors Taust übernahm er unentgeltlich den Unterricht in der ersten und zweiten Classe des Gymnasiums und unterzog sich mehren andern Geschäften, die jener bisher verwaltet, mit seltner Uneigennützigkeit, wodurch er einen großen Theil seiner frühern, literärischen Arbeiten gewidmeten Muße verlor.

Erwünscht kam ihm unter solchen Verhältnissen ein Ruf nach Eisleben. Er ward im J. 1780 Rector der dortigen Schule, der er eine zweckmäßigere Einrichtung gab. Neben der Gesner'schen griechischen Chrestomathie und dem neuen Testament führte er dort auch die Lectüre des Homer, Xenophon und der Tragiker ein. Bei der Erklärung derselben vereinigte er mit der Rücksicht auf Sprache und Kritik zugleich die Entwicklung der ästhetischen Schönheiten. Als Hauptaufgabe in seinem Schulunterrichte galt ihm das Streben, die Geistesthätigkeit und den Scharfsinn seiner Zöglinge zu wecken, unter denen die Erwachsenen ihm über selbstgewählte Stellen aus griechischen und römischen Schriftstellern zusammenhängende Erklärungen geben mußten, welche dann von den übrigen Mitschülern und ihm selbst beurtheilt wurden. Hiermit verband er zweckmäßige Übungen in der Declamation, und die von seinen Schülern darin gemachten Fortschritte zeigten sich in den lateinischen oder teutschen Reden, die sie bei Schulfeierlichkeiten halten mußten. Den Inhalt dieser Reden bildeten Beurtheilungen der Classiker, Charakterstücke des Sallust, Cicero und der Erotiker; mitunter auch Empfindungen bei ungewöhnlichen Natureerscheinungen, z. B. einem Gewitter, Schilderungen schöner Gegenden u. s. w.

Durch einen frühzeitigen Tod ward Jani den 5. Oct. 1790 seiner segensreichen Wirksamkeit entrissen, und die Trauer über seinen Verlust war unter seinen Schülern um so allgemeiner, da er ihre Liebe in fast ungeheiltem

Grade besessen hatte. Leidenschaftliche Strenge lag nicht in seinem Charakter. Er strafte nur durch liebreiche Verweise oder nachdrückliche Vorstellungen, und wo diese nichts fruchteten, durch bittere Satyre, die ihm übrigens im geselligen Umgange nicht eigen war. Dort war er fast ohne Ausnahme theilnehmend, freundschaftlich und dienstfertig. Er schien zur Geselligkeit geschaffen, unterhaltend, zuvorkommend und durchaus frei von Anmaßung. So liebenswürdige Züge traten besonders in seinem häuslichen Leben hervor, das nicht frei von Sorgen war und außerdem durch den Tod zweier Gattinnen getrübt ward.

Von seiner vielseitigen Gelehrsamkeit und besonders von seinen gründlichen philologischen Kenntnissen zeugen mehre von Jani's Schriften. Bereits in seinem 30. Jahre hatte er eine lateinische Poetik geschrieben [1]), welcher einige charakteristische Programme über seinen Lieblingsdichter Horaz [2]) und die Probe einer neuen Ausgabe von dessen Werken folgten [3]). Die geschmackvolle Art, mit welcher Heyne den Virgil behandelt, nahm Jani sich zum Muster bei seiner kritischen Ausgabe des Horaz. Durch scharfsinnige Kritik und gelehrte Spracherläuterungen gelang es ihm, in den meisten Oden des römischen Dichters manche Schwierigkeiten und Dunkelheiten zu beseitigen, die von den bisherigen Commentatoren noch mehr oder minder unberücksichtigt geblieben waren. Zugleich machte er zuerst aufmerksam auf die Schönheiten und feinen Sprachwendungen, auf den Plan und die Ausführung einzelner Gedichte. Sein eignes poetisches Gefühl und seine lebhafte Phantasie eigneten ihn vorzugsweise zur Erklärung der Dichter. Doch verlor er sich dabei oft auch in Exclamationen und Bewunderungsformeln, durch die er den Mangel echter ästhetischer Principien zu ersetzen suchte. Er war deshalb, und wegen seiner unzureichenden Kenntniß und Belesenheit in der griechischen Literatur, mehrfach getadelt worden, am schärfsten in der amsterdamer **Bibliotheca critica**. Dessenungeachtet beabsichtigte Jani auch mehre Bearbeitungen griechischer Dichter. Dies zeigt die angefangene Sammlung und Erläuterung der Fragmente des Alcäus [4]); von seiner Bearbeitung des Vellejus Paterculus, des Silius Italicus und des Lukrez fanden sich nur Bruchstücke in seinem literarischen Nachlasse. Ebenso blieb die Idee unausgeführt, ein griechisches Lexikon zu schreiben. Nach seinem Tode wurden noch aus seinen Vorlesungen erklärende Anmerkungen zu Horazens Satyren und Episteln gedruckt [5]). Auch einige Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen [6]) gehören zu Jani's Schriften, von denen Meusel ein vollständiges Verzeichniß geliefert hat [7]).

2) **Paul**, geboren den 27. März 1581 zu Coltingen im Holsteinischen, der Sohn eines dortigen Zollbeamten, studirte zu Kopenhagen, und ging 1601 nach Teutschland, eine Zeit lang in Böhmen, besonders in Prag, sich aufhaltend. Wieder zurückgekehrt nach Kopenhagen, erlangte er dort 1604 die Magisterwürde, und ward im nächsten Jahre Rector zu Alburg. Das Jahr 1608 führte ihn als Prediger nach Windingen, zu einer Zeit, wo sich ihm Aussichten zeigten, eine Professur an dem Pädagogium in Kopenhagen zu erhalten. Im J. 1615 ward er Propst zu Flackenberg und 1622 Pastor und Schulinspector zu Herlov. Doch legte er das zuletzt genannte Amt 1631 nieder, und versah blos seine Predigerstelle. Er starb den 18. Oct. 1640 und machte sich als Schriftsteller vorzüglich bekannt durch eine Kirchengeschichte in dänischer Sprache. Außerdem verfaßte er ein **Etymologicum latinum alphabeticum cum interpretatione danica**, und ein **Dictionarium Herlovianum danico-latinum** *).

(Heinrich Döring.)

JANIA, *Lamouroux* (Zoophyta?). Eine Gattung Korallen, aus der Abtheilung der sogenannten **Corallineae**, denen man in der neuern und neuesten Zeit die thierische Natur abgesprochen hat, ohne daß man ihnen eine Stelle unter den Pflanzen angewiesen hätte. Der Errichter gibt (**Encyclop. méthod. Zoophytes** p. 467) darüber Folgendes an: der Polypenstamm moosartig, haarförmig, zweitheilig, gegliedert, die Glieder cylindrisch, Achse hornartig, die Rinde weniger kreidenartig, als bei den Corallinen. Die Autoren haben diese Gattung immer mit **Corallina** vereinigt, von der sie jedoch deutlich dadurch abweicht, daß diese immer dreitheilig, jene dichotomisch; sowie bei **Jania** die Glieder auch nicht breit, sondern cylindrisch sind. Beide Gattungen gehen aber durch **Jania corniculata** in einander über, welche manchmal am untern Theil alle Kennzeichen einer **Corallina** trägt. Auch die Arten gehen sehr in einander über und sind überhaupt wegen ihrer Kleinheit schwer zu unterscheiden. In der See erscheinen alle mehr oder weniger violett grünlich, auch rosenfarb oder glänzend, mehr oder weniger dunkelroth. Man findet sie unter allen Breiten, in allen Tiefen, im Allgemeinen als Schma-

---

1) Artis poeticae libri IV. (Halae 1774. 4.). 2) De moribus *Horatii* (Ibid. 1774. 4.). De ingenio *Horatii* (Ibid. 1775. 4.). 3) Specimen editionis novae *Horatii* (ibid. 1775. 4.). Die Ausgabe selbst erschien zu Leipzig in zwei Octavbänden in den J. 1778—1782 unter dem Titel: *Quincti Horatii Flacci* Opera recensuit, varietate lectionis et perpetua adnotatione illustravit *C. D. Jani.* 4) Progr. II. de *Alcaeo*, poeta lyrico, ejusque fragmentis (Halae 1781. 4.). 5) (Leipzig 1795. gr. 8.). Aus diesem Werke, das von dem Vorwurfe des Minellianismus nicht völlig frei zu sprechen ist, lernt man Jani's Art, die römischen Dichter im Schulunterrichte zu behandeln, hinlänglich kennen. 6) Richard Pearsal's Gespräche zwischen einem Vater und seinen Kindern aus der Naturlehre, nebst moralischen Abhandlungen von J. Watts. Aus dem Englischen (Flensburg 1771). R. Pearsal's philosophische und erbauliche Betrachtungen über einige Gegenstände der Natur und der Zukunft, in einer Reihe von Briefen. Aus dem Englischen (Ebend. 1772). Aus dem Französischen übersetzte Jani den 23. und 24. Theil von Niceron's Nachrichten von den Begebenheiten und Schriften berühmter Gelehrten (Halle 1771 und 1776).

7) s. dessen Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller 6. Bd. S. 228 fg. Vergl. außerdem J. G. C. Höpfner's Nachricht von C. D. Jani's Leben und Schriften, in dem bremischen Magazin für Schulen (1791) 2. Bd. 2. St. S. 397 fg. *Saxii* Onomast. litter. Pars VIII. p. 352 sqq. Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1790. 2. Bd. S. 269 fg. Supplementband des Nekrologs für das J. 1790—1793. 2. Abth. S. 16 fg.

*) Cf. *Molleri* Cimbria literata. Jöcher's Allgem. Gelehrtenlexikon 2. Thl. S. 1837.

roter auf Seepflanzen, welche sie oft ganz mit ihren Büschelchen bedecken. Einige finden sich nur auf derselben Pflanze, ja manche nur auf bestimmten Theilen, so z. B. **Jania pumila**, welche nur in den Vertiefungen der Blätter von **Fucus turbinatus** sitzt.

Lamouroux führt neun Arten an, es wird aber genügen die bekanntern nach ihren Synonymen anzuführen: 1) **J. rubens**, (**Corallina rub.** *Sol.* et *Ellis Corall.* — **C. cristata** *eor.* — **spermophoros** *eor.*) 2) **J. corniculata** (**Pallas-Ellis Corall. t. 24. f. d. D.**). (D. *Thon.*)

JÄNICHEN (Johann Peter Friedrich), geboren den 25. September 1768 zu Fürstenberg an der Oder, ein Sohn des dortigen Stadtrichters und nachherigen Bürgermeisters Friedrich Jänichen, erhielt den ersten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt. In dem Lyceum zu Guben, dessen Zögling er im J. 1783 geworden war, nannte ihn der dortige Rector Böttiger einen seiner fleißigsten und hoffnungsvollsten Schüler. Außer den alten Sprachen beschäftigte er sich auch mit der französischen, englischen und italienischen. Ausgerüstet mit hinlänglichen Vorkenntnissen bezog er im J. 1787 die Universität Leipzig, mit dem Vorsatze, sich dem geistlichen Stande zu widmen, nachdem er bei seinem Abgange in einer öffentlichen Rede sich darüber ausgesprochen, daß den Eifer studirender Jünglinge nichts mehr beleben könne, als das Beispiel großer Männer. Der Theologie, zu der ihn nur der väterliche Wunsch bestimmt hatte, entsagte er bald. Er fühlte sich mehr zur Jurisprudenz hingezogen und wählte dies Studium mit Zustimmung seiner Ältern. Während er in der Theologie ein Schüler und Anhänger von Morus und Zollikofer gewesen war, wurden Biener, Schott und andere ausgezeichnete Rechtsgelehrte seine Führer in der von ihm aus Neigung gewählten Wissenschaft. Unter Biener's Vorsitze vertheidigte Jänichen im Februar 1790 eine juridische Dissertation *), und erhielt in dem darauf folgenden Tentamen zur Ausübung der gerichtlichen Praxis die Censur: Omnino et prae ceteris dignus. Noch im Februar 1790 ward er zum kaiserl. öffentlichen Notar ernannt, und im Juni des erwähnten Jahres zu Lübben in die Zahl der niederlausitzischen Advocaten und Notarien aufgenommen. Er ging hierauf nach seiner Vaterstadt Fürstenberg zurück, mit der juridischen Praxis sich beschäftigend, neben welcher er zugleich das Bürgermeisteramt von 1799 bis 1806 verwaltete. Um diese Zeit erhielt er von dem Prinzen Ferdinand von Preußen einen ehrenvollen Ruf zur Verwaltung des dem Johanniterorden gehörigen Rentamts Schenkendorf, mit dem Charakter eines Hofrichters. Diesen Posten behielt er auch bei der Auflösung jenes Ordens, und trat zugleich mit dem Titel eines Justizamtmanns in königl. sächsische Dienste. Im J. 1809 wurde ihm das Rentamt Schenkendorf und 1810 die Justizverwaltung des Amts Friedland übertragen. Nur bei seiner rastlosen Thätigkeit war es möglich, von 1807 bis 1809 die Justitiariatsgeschäfte zu Großbresen und von 1807 bis 1821 die zu Gragne gleichfalls zu besorgen. Die Besitznahme des Landes durch Preußen änderte bis 1822 nichts Wesentliches in seinem bisherigen Wirkungskreise. Bei der neuen Organisation, die indessen um diese Zeit für das Justizwesen eintrat, wurden Jänichen Anerbietungen gemacht zu einer Stelle bei dem Oberlandesgerichte zu Frankfurt an der Oder. Er zog es vor, in seinen bisherigen Verhältnissen zu bleiben. Es ward ihm daher die Verwaltung des vereinigten Rentamts Schenkendorf und Guben, nebst der Salzfactorei übertragen. Seine Brauchbarkeit als Geschäftsmann fand verdiente Anerkennung, als ihn Friedrich Wilhelm III. im J. 1823 zum königl. Amtsrath ernannte. Im nächsten Jahre nahm ihn die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem Ehrenmitgliede auf. Alter und Kränklichkeit nöthigten ihn, 1833 um seine Versetzung in den Ruhestand zu bitten, mit der ihm früher bestimmten Pension. Der Tod ereilte ihn jedoch bald nach der Eingabe seines Gesuchs den 28. Juni 1833. Ernst im Geschäftsgange, immer sorgsam, oft ängstlich bis zur Peinlichkeit, besonders in den letzten Lebensjahren; als ihm seine zunehmende Altersschwäche immer fühlbarer ward, erkannte man den trocknen Geschäftsmann kaum wieder im heitern Gesellschaftskreise. Zwanglos gab er sich der Unterhaltung des Augenblicks hin, und wußte seinen Erzählungen durch sein mimisches Talent Leben und einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen. Auf die praktische Seite seiner Wissenschaft war er schon früh hingewiesen worden. Aber auch in der Ausbildung ihres theoretischen Theils schritt er rastlos fort. Erholung fand er in der freien Natur und in den Genüssen, welche die Erzeugnisse der Dichtkunst ihm darboten **). (*Heinrich Döring.*)

JÄNICKE (Johann), geboren den 6. Juli 1748 zu Berlin von böhmischen Ältern, besuchte als Knabe die königl. Realschule, ward ein Weber und ging 1767 auf die Wanderschaft. Zu Münsterberg in Schlesien empfahl er sich durch seine Frömmigkeit und seine Talente dem böhmischen Prediger Demuth, der ihn in sein Haus nahm und ihn zu einem Schulamte vorbereitete. Ein solches erhielt er, nachdem er 1768 zu Breslau geprüft worden war, bei der böhmischen Gemeinde zu Münsterberg. Im J. 1769 nahm er eine Schullehrerstelle bei der böhmischen Colonie zu Dresden an. An dem Leibmedicus Demiani und dem Oberpräsidenten von Hohenthal fand er wohlwollende Gönner, die ihm Unterricht ertheilen ließen in allen zur Universität nöthigen Vorbereitungswissenschaften. So ward ihm der sehnliche Wunsch gewährt, im J. 1774 zu Leipzig seine akademische Laufbahn eröffnen zu können. Crusius, nicht blos als Philosoph, sondern auch durch seine lichtvollen theologischen Vorträge, scheint den wesentlichsten Einfluß auf seine Geistesrichtung ge-

*) Theses juris controversi etc. I. Corona nuptialis vi compressa non est deneganda. II. Clausula codicillaris in regula non praesumitur. III. Testamentum per procuratorem afferri non potest. IV. Remedium ex L. II. C. de rescind. vend. emtori aeque ac venditori competit. V. Nexus feudalis hodie est dissolvendus.

**) Vergl. schlesische Provinzialblätter 1833. S. 127 fg., den Neuen Nekrolog der Teutschen 11. Jahrg. 1. Thl. S. 455 fg.

wonnen zu haben. Ihm verdankte er, nach seinem eignen Geständnisse den festen Glauben an die Bibel, den er sich bis zu seinem Lebensende bewahrte. Im J. 1779 ward Jänicke als zweiter Prediger an der Bethlehemskirche in Berlin, und bei der böhmischen Gemeinde in Rixdorf angestellt. Seit dem Tode des Predigers Servus (1792) verwaltete er bei beiden Gemeinden das Pfarramt allein, bis zu seinem, den 21. Juli 1827 erfolgten, Tode.

Mehrfach verdient machte sich Jänicke, der von echt christlicher Liebe beseelt, kein Opfer für das Wohl der gesammten Menschheit scheuete, besonders als Stifter der Missions-, Bibel- und Tractatgesellschaft in Berlin. Evangelische Missionäre, gebildet durch ihn, der besonders schätzbare Kenntnisse in den orientalischen Sprachen besaß, verkündeten durch Gründung christlicher Gemeinen seinen Namen in den entferntesten Ländern. Stets pries er die Huld des Königs von Preußen, der ihm 1805 einen geräumigen Hausbetsaal erbauen ließ, worin er wöchentlich einige Male zur Erbauung und Belehrung gehaltvolle Vorträge hielt. Seine Predigten waren größtentheils dogmatisch. Vor allem empfahl er den lebendigen Glauben an die Grundwahrheiten des Christenthums, und warnte vor den Irrwegen, auf die derjenige gerathe, dem dieser Glaube fehle. Mochte sein Vortrag mitunter auch manches Überraschende und nicht gehörig Motivirte haben, die Quelle, aus der er floß, war lauter und rein. Er pflegte jeden Sonntag drei Mal zu predigen, und setzte dies einige 30 Jahre ununterbrochen fort, selbst zu einer Zeit, wo seine Kräfte schwanden und ein heftiger Blutbusten sich einstellte, an welchem er schon während seiner Universitätsjahre gelitten hatte. Von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigte sich sein Charakter als Almosenpfleger und in der Leitung der Armenspeisungen. Keine Wohnung des Jammers und der Noth war ihm zu finster und enge, um nicht Trost und Hilfe zu spenden und die Thränen des Leidenden zu trocknen. Was er seiner Vaterstadt gewesen, bewies die allgemeine Trauer, welche sich nach seinem Tode äußerte*). (*Heinrich Döring.*)

JANIÇON (**François Michael**), geboren den 24. December 1674 zu Paris von protestantischen Ältern, verdankte den Lehranstalten seiner Vaterstadt die erste wissenschaftliche Bildung. Sein Oheim, ein Prediger in Utrecht, rief ihn dorthin, wo er seine akademische Laufbahn eröffnete. Den Studien entfremdete ihn jedoch bald die Neigung zum Militairstande. Er trat als Cadet in ein holländisches Infanterieregiment und schwang sich nach und nach empor zu dem Range eines Majors. Als sein Regiment nach dem ryswycker Frieden nach Irland ging, erhielt er seinen Abschied. Er widmete sich wieder den Studien auf der Universität zu Dublin, mit der Hoffnung sich schmeichelnd, bald den Grad eines Baccalaureus zu erlangen. Allein der Tod seines Oheims und seines Vaters nöthigte ihn, die Rückkehr nach Holland zu beschleunigen. Er kaufte sich dort ein Grundstück in der Provinz Geldern. Liebe zur Einsamkeit fesselte ihn acht Jahre auf dem Lande. Endlich wählte er jedoch Amsterdam zu seinem Wohnsitze, und machte sich vortheilhaft bekannt durch mehre Beiträge für die dortige Zeitung, späterhin auch für die Journale, welche zu Rotterdam und Utrecht erschienen. In einen Proceß verwickelt durch eine Schmähschrift, die aus der von ihm errichteten Druckerei hervorgegangen war, verließ er Amsterdam, und begab sich nach Haag. Der Landgraf von Hessen ernannte ihn zum Residenten in den Generalstaaten. Mit Eifer erfüllte er die Pflichten seines Berufs bis zu seinem Tode, der durch einen Anfall von Schlag den 19. August 1730 erfolgte. Außer seinem Antheil an den erwähnten Journalen übersetzte Janiçon aus dem Englischen von Richard Steele die **Bibliothèque des Dames** (Amsterd. 1717—1719. 2 Voll. 12.). Nach dem englischen Original von A. Gavin bearbeitete er die gegen die Mönche und Geistlichen gerichtete Satyre: **Passe-Partout de l'Eglise romaine, ou Histoire des tromperies des Prêtres et des Moines en Espagne** (Londres [Amsterdam] 1726. 3 Voll. 12.). Eins der vollständigsten Werke über Holland war sein **Etat présent de la République des Provinces-Unies et des Pays-Bas qui en dépendent.** Doch war dies Werk nicht ganz frei von Irrthümern, die von mehren Kritikern, besonders von J. Rousset, scharf gerügt wurden. Janiçon verantwortete sich dagegen mit Lebhaftigkeit in dem ersten Theile seiner **Lettres sérieuses et badines sur les ouvrages des savants,** mit welchen er seine literarische Laufbahn schloß[1]).

(*Heinrich Döring.*)

Janiculensis aqua, synonym mit **Trajana** und **Julia aqua**, s. Letzteres unter dem Art. Aquäducte.

JANICULUM (alt. Geogr.). Mit diesem Namen wird hin und wieder wol auch der sonst so genannte **Mons Janiculus** in Latium, westlich von der Tiber, der später mit dem **Vaticanus** zu Rom gezogen wurde, bezeichnet: das Janiculum; indessen eigentlich ist es der Name für eine auf diesem Berge befindliche Stadt, die aus dem Anbaue jenes Berges durch Ancus Martius entstanden sein mag, und vom Kaiser Aurelianus in die erweiterte Stadtmauer Roms gezogen wurde. Um der Entstehung des Namens Janiculum einen poetischen Anstrich zu geben, läßt Virgil (Aen. VIII, 357, 358) den Janus den Berg anbauen. Nach Plinius (H. N. 3, 9) führte die Stadt von ihrer Lage in der Nähe Roms noch einen passendern Namen, nämlich Antipolis. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JANIKOWETZ, VECKE-JANIKOWCE, magyarisch **Nagy-Emöke**, ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf im neutraer Gerichtsstuhle und Comitate, im Kreise diesseit der Donau Nieder-Ungerns, ¼ Meile südöstlich von der Stadt Neutra, von Slowaken und Magyaren bewohnt, mit einer eigenen, im J. 1700 errichteten, zur granner Diöcese gehörigen katholischen Pfarre

*) Vergl. Haude und Spenersche Zeitung 1827. Nr. 174. den Neuen Nekrolog der Teutschen 5. Jahrg. 2. Thl. S. 718 fg.

1) Cf. Biographie universelle Voll. XXI. p. 392 sqq. *Watt's* Bibliotheca Britannica II. Vol. p. 542. *Crabb's* Universal Historical Dictionary II. Vol. *Feller's* Dictionnaire historique T. V. p. 65.

von 1418 Pfarrkindern, welche von dem Ordinariat frei vergeben wird; einer katholischen Kirche, einer jüdischen Synagoge, einer Schule, 147 Häusern und 1058 Einwohnern, unter denen sich 937 Katholiken, 120 Juden und ein Reformirter (1834) befinden. Die Einwohner treiben Feld= und Weinbau. (*G. F. Schreiner.*)

JANIN DE COMBE BLANCHE (Jean), geboren zu Carcassonne den 10. Juni 1731 und gestorben 1799, lebte als Wundarzt in Lyon, war Augenarzt des Herzogs von Modena und Mitglied der Akademie der Chirurgie und machte sich in mehrfacher Beziehung um die Augenheilkunde, besonders aber rücksichtlich der Operation des grauen Staars und der Entstehung der Thränenfistel, sehr verdient [1]). Er schrieb u. A.: **Mémoires et observations anatomiques, physiologiques et pathologiques sur l'oeil et sur les maladies qui affectent cet organe** (Lyon et Paris 1772), aus d. Franz. v. C. G. Selle (Berlin 1776. 2. Aufl. 1788.) und **Sur une fistule lacrymale occasionnée par un coup de feu** (Paris 1765) [2]). Von ihm besitzen wir noch eine aus vier Theilen Schweinefetts, einem Theile weißen Quecksilberpräcipitats, zwei Theilen grauen Zinkoxyds und zwei Theilen armenischen Bolus bestehende, unter dem Namen Janin's Augensalbe (**Unguentum ophthalmicum** *Janini*) bekannte und zu den mischungsverändernden Augenmitteln gehörende Augensalbe und ein anhaltendes Blasenpflaster, Janin's Pflaster (**Emplastrum vesicatorium** *Janini*), aus sechs Thl. venet. Terpentin und gepulvertem Mastix, zwei Thl. gelbem Wachs, einem Thl. Euphorbium und 2½ Thl. Cantharidenpulver. (*Wiegand.*)

JANINA, eine Stadt der europäischen Türkei in der Mitte von Nieder=Albanien unter 39° 46′ nördl. Br. und 37° 47′ östl. Länge gelegen, war sonst Hauptstadt des gleichnamigen, nicht mehr bestehenden Sandschaks (Departement) und hat eine äußerst malerische Lage am westlichen Ufer des See's von Janina (bei den alten Griechen und Römern unter dem Namen des acherusischen bekannt), ist, wenngleich mit engen und schlecht gepflasterten Straßen, für eine türkische Stadt ziemlich gut gebaut; nur die Straße des Bazars kann gut gebaut genannt werden. Die Stadt ist offen und hat zwei starke Citadellen, von denen die eine auf einer in der See hinein laufenden Halbinsel, die andere, Litharitza genannt, auf einem in der Mitte der Stadt gelegenen steilen Felsen erbaut ist. In dieser letztern hatte der berühmte Ali Pascha einen mit königlicher Pracht ausgestatteten Palast bauen lassen. Unter seiner Herrschaft hatte sich Janina zu einem der blühendsten Plätze der europäischen Türkei emporgeschwungen, und seine Bevölkerung war auf 40,000 Seelen gestiegen, die einen weit verbreiteten, blühenden Handel trieben, Elementarschulen und sogar ein Lyceum und eine ansehnliche öffentliche Bibliothek unterhielten, welche Anstalten durch den von einigen Handlungshäusern betriebenen Buchhandel wesentlich gefördert wurden. Nach Ali's Ermordung 5. Febr. 1822 wurden in Folge der eingetretenen Unruhen und Zerrüttung alle diese schönen Institute zerstört, und die unglückliche Stadt fiel zurück in ihre vorige orientalische Lethargie und Barbarei. Unter Ali's Herrschaft zählte man acht griechische Kirchen und 14 Moscheen; ob diese jetzt noch bestehen, können wir nicht verbürgen. Die Einwohner, aus wenigen Griechen, Muhammedanischen Albanesern und Juden bestehend, sollen jetzt nach der vorerwähnten Katastrophe auf einige Tausende herabgesunken sein.

Der vormalige Sandschak Janina, welcher ziemlich bedeutend war und über 400,000 Einwohner umfaßte, ist in den neuesten Zeiten aufgehoben und mit einem andern Sandschak vereinigt worden, zumal da die sonst dazu gehörigen Landschaften Akarnanien und Ätolien dem neuen griechischen Staate einverleibt worden sind. (*J. C. Schmidt.*)

JANINET (François), geboren zu Paris 1752, ein Kupferstecher, der sich besonders durch eine große Zahl Blätter, die er in bunter Farbendruckmanier *) herausgab, berühmt machte, und so diese Kunst, die J. C. Le Blond im Anfange des 18. Jahrhunderts ausübte und welche durch Jean Fabion und Eduard Dagoty oder auch Gautier vervollkommnet wurde, in einem freundlichen Charakter erfassend, durch gefällige Auswahl der Gegenstände der Kunstwelt mittheilte. Diese Kunst bietet viele Schwierigkeiten dar, weil einmal, wenn etwas nach einem Gemälde im Ton des Originals gearbeitet werden soll, der Kupferstecher selbst Colorist sein muß, um in den Charakter des Urbildes einzugehen, dann aber auch, weil das technische Verfahren dieser Kunst mit einzelnen Übeln verbunden ist, die sich im Metall, auch selbst im Druck schwer umgehen lassen, indem auf Veränderung der Farbe sowol die im Metall enthaltene Säure als auch die Wärme der Platte während des Drucks viel einwirken und endlich auch wegen des genauen Auflegens des Papiers (indem, um einen Druck eines colorirten Bildes hervorzubringen, jeder Druck einzeln vier bis fünf oder mehre Male auf vier bis fünf mit verschiedenen Farben eingetragene

1) Er wies nach, daß die Linsenkapsel bei weitem nicht so schwierig zu lösen ist, als man bis dahin glaubte, und öffnete mit glücklichem Erfolge die Linse, wenn diese zu eng war, um die Linse durchzulassen. Die Koretomie verbesserte er dadurch, daß er die Iris im innern Augenwinkel winklig einschnitt. Gegen alle Arten von Staphyloma empfahl er vorzugsweise das Betupfen mit Butyrum antimonii. Er suchte zu erweisen, daß die Thränenfistel nicht immer in einer Verstopfung, sondern auch in einer krampfhaften Verschließung der Thränenwege beruht. (*Fr. Wilh. Theile.*)

2) Außerdem hat er noch verfaßt: **Réflexions sur le triste sort des personnes, qui sous une apparence de mort ont été enterrés vivantes** (Haye 1772. spanisch: Madrid 1786). **L'Antiméphitique ou moyens de détruire les exhalaisons pernicieuses et mortelles des Fosses d'aisance, l'odeur infecté des Egouts, celle des Hopitaux, des Prisons, des Vaisseaux de guerre etc. impr. par ordre du gouvernement** (1781. 2. Ausg. 1782); **dissertations et Lettres sur le Méphitisme et l'Antiméphitisme addr. à Mr.** *Cadet*. (1784) und **Réponse au discours de Mr. O'Ryan sur le Magnétisme animal** (Génève et Lyon 1784. (*R.*)

*) Der Farbenkupfer= oder der bunte Kupferdruck ist eine der zur Kupferstechkunst gehörigen und in ihr entsprossenen Stichgattungen, nach Bartsch, Anleitung zur Kupferstechkunde S. 22. die siebente, oder wenn es eine bunte Aquarellzeichnung ausdrücken soll, die eilfte Gattung.

Platten gelegt werden muß), weshalb in die Platten an einigen Orten des Randes kleine metallene erhöhete Punkte angebracht sind, um beim Auflegen des Papiers den innern Raum der Arbeit bestimmter auffinden zu können. Janinet bearbeitete den Buntdruck seiner Platten dergestalt, daß die Abdrücke mehr den in Aquarell getuschten Zeichnungen gleichen, dahingegen die von Le Blond in ihren kräftigen Tönen mehr einem Ölgemälde, auch schon vermöge des colossalen Maßstabes näher kommen. J. hat unter seinen vielen Arbeiten Bildnisse, kleine historische Blätter oder auch Genrebilder, Landschaften und Ansichten in seiner leichten Manier gearbeitet, die ein sehr gefälliges Ansehen haben. Die Bildnisse Heinrich's IV. von Frankreich und des Herzogs Süllh nach Franç. Pourbus, die Komödianten nach Ant. Watteau, mehre Blätter nach P. Alex. Wille (Sohn des berühmten Kupferstechers) sind ganz im Charakter dieser genialen, obgleich etwas in Manier ausgearteten, Künstler. Zu mehren angenehmen Blättern gehören auch die Facsimiles nach Adrian van Ostade's geistreichen Originalzeichnungen; ebenso gern sieht man die große Zahl der kleinen netten Ansichten von Paris und dessen Umgebungen, deren es mehr denn 100 Blatt gibt und die in ihren runden Formen kleine Panoramen bilden. (*Frenzel.*)

JANINO, ein merkwürdiger Landsee in der russischen Statthalterschaft Nowgorod, innerhalb des Kreises Borowitschi wegen seines abwechselnden Steigens und Fallens dem zirknitzer See in Österreich ähnlich, indem er zur Sommerszeit bis zu einem kleinen Teiche zusammenfällt, nach zwei bis drei Monaten aber wieder den vorigen Umfang einnimmt. (*J. C. Petri.*)

Janin'sche Augensalbe, Pflaster, s. unt. Janin.

JANIPHA *Kunth.* Der Name einer zu den Euphorbiaceen (**Monadelphia Decandria** *L. Spr.*) gehörigen Pflanzengattung, welche Kunth aus Arten der Gattung **Jatropha** bildete mit folgendem Charakter: Blüthen einhäusig; Kelch ohne Beikelch, glockenförmig, fünftheilig. In den männlichen Blüthen sind zehn freie, dem Rande der fleischigen Scheibe eingefügte Staubfäden, wovon fünf abwechselnd kürzer sind. In der weiblichen Blume befinden sich drei zweispaltige Griffel, in **J. aesculifolia** aber ist nur ein einziger, mit großer, unregelmäßig lappigkammförmiger Narbe. Kapsel dreiköpfig, je einsamig.

Alle dazu zu zählenden Arten sind milchende amerikanische Bäume oder Sträucher mit abwechselnden handförmigen Blättern, in Traubenrispen stehenden Blumen und bisweilen auch mit einer knolligen eßbaren Wurzel. In dieser Hinsicht ist besonders:

Janipha Manihot. *Kunth.* (**Jatropha Manihot** *L.*, **Manihot utilissima** *Pohl* und **Manihot Clipi** *Pohl*) die Maniocpflanze, Cassavepflanze, **Yucca dulce** oder **Tapicca** der Einwohner, berühmt. Sie wächst in Südamerika wild, wird aber überall angebaut, selbst in Asien und Afrika. Durch die Cultur entstanden sehr viele Abarten, doch stellen die meisten einen mannshohen, krummen Strauch mit fünf bis sechs Zoll langen, drei bis fünf eingeschnittenen, unten blaugrünen Blättern dar, deren Abschnitte zugespitzt und ganzrandig sind. Die im Junius erscheinenden Blüthen stehen in schlaffen Trauben und die Frucht ist eine rundliche, etwas dreikantige, glatte Kapsel, deren Samen jenen des Ricinus entsprechen. Man findet von dieser Pflanze mehre Abbildungen, so bei *Plukenet* Almag. t. 205, f. 1., *Sloane* t. 85., *Merian* Sur. t. 4, f. 5., *Tournefort* instit. t. 438. In der knolligen, wenigstens armdicken, oft gegen 30 Pfd. schweren, Wurzel trifft man außer dem Stärkemehl und Zucker, welches die hauptsächlichste Substanz ausmacht, einen ungemein giftigen, heftig purgirenden, wie Mandelmilch aussehenden und wie Blausäure riechenden Milchsaft. Bringt man ihn frisch auf Wunden, so kann er tödtlich wirken, indem er Lähmung herbeiführt (also auf die Nerven wirket) und oft schon nach einigen Minuten, ohne Entzündung zu erregen, tödtet. Da er süß ist, wird er von Thieren gierig gesucht, allein sie müssen gleichfalls ihre Lust mit dem Tode büßen. Indessen bleibt es merkwürdig, daß manche die frische Wurzel ungestraft verzehren, ja sogar fett davon werden. Doch wird aus dem ausgepreßten und gegohrenen Safte ein berauschendes Getränk dargestellt, sowie auch durch's Kochen aus ihm eine unschädliche, sehr vortreffliche Brühe bereitet. Um das so brauchbare Stärkemehl aus diesen Wurzeln zu gewinnen, schabt man die Oberhaut ab, und hält sie gegen die mit rauhem Kupferbleche (gleichsam Reibeisen) überzogenen Felgen eines gedrehten Rades, wobei das Schabsel in einen darunter gesetzten Trog aufgenommen wird. Dann wird es in einen Sack gebracht, dieser unter eine Presse zum Ausdrücken des Saftes gelegt, hierauf das Mehl durchgesiebt und endlich in flachen Gefäßen über dem Feuer unter beständigem Umrühren gedörrt. Schon halbgeröstet ist es eßbar und wird **Farinha relada** genannt, ganz getrocknet, als **Farinha seca**, kann es wol ein Jahr bei Abhaltung von Feuchtigkeit unversehrt gehalten werden. Auch bereitet man aus letzterm kleine über Kohlen geröstete Kuchen, **Beju**, die man wie Zwieback bricht und lange Zeit aufbewahren kann, während das halbgeröstete frisch gegessen werden muß und wie Brod benutzt wird. Übrigens bäckt man noch aus dem im Safte zu Boden gesetzten schneeweißen Stärkemehl, was **Tipioca** heißt, gleichfalls dünne lange Kuchen. Selbst den zu Brei eingekochten Saft pflegt man zu essen und auch als Kleister zum Stärken der Wäsche zu benutzen. Eine andere Methode der Gewinnung des Manbiocamehls besteht darin, daß man die gereinigte Wurzel in ein Paar Zoll lange Stücken schneidet und einige Tage der Sonne aussetzt, wobei sie kreideweiß werden und wol auch so zum Schreiben, gleich der Kreide, dienen können. Dann werden sie in hölzerne Mörser zu einem Pulver, **Tipirati** oder **Farinha de Mandioca crua**, gestoßen, aus dem sich herrliches weißes Brod, Zwieback u. dgl. backen läßt. Auch weicht man die rohe Mandioca einige Tage ein und röstet sie in der Asche, wornach sie **Mandiopuba** heißt, und so genossen wird. Zu Mehl gestoßen bereitet man einen Brei oder mit Butter und Zucker einen Kuchen daraus. Noch verdient bemerkt zu werden, daß man die **Mandioca** als Heilmittel gegen Geschwüre und Vergiftung benutzt. Für die verschiedenen Producte dieser Wurzel

hat man in den französischen Colonien besondere Namen. So heißt die ausgepreßte Masse **Cassave**, das ausgedörrte Mehl **Farine de Cassave, Farine de Manioc, Conaque**; den Bodensatz **Moussache** oder **Cipipe**, die mannichfaltigen Getränke **Vicou, Cachivi, Paya, Vouapaya**, den zu Syrup eingedickten Saft, den man als Brühe an Ragouts rc. benutzt, **Cabiou**. Die äußerlich rothen Wurzeln pflegt man den andern vorzuziehen, doch ist das Innere ebenfalls völlig weiß. Ihre Vermehrung geschieht durch Wurzelknospen, welche man wie bei den Kartoffeln einige Fuß aus einander in lockere Erde bringt. Nach Verlauf eines Jahres kann man die jungen Wurzeln herausnehmen, denn nach zwei Jahren sind sie schon hart und verfault.

Obgleich ihnen viele Thiere nachstellen, so ist doch ihr Ertrag sicherer, als bei Getreide, und ein einziger Acker ernährt mehr Menschen als sechs Getreideäcker, da sie, wie wir angaben, für die Südamerikaner und andere Völker gleichsam das tägliche Brod liefern. Vergl. noch *Markgrav* hist. nat. bras. p. 65.

Die übrigen Arten sind: 1) **J. foetida** *Kunth.* (**Mercymarona** der Einwohner, **Ayotequeli** der Mexikaner) mit dreispaltigen herzförmigen Blättern, deren Abschnitte zugespitzt und ganzrandig sind. Wächst an warmen und gemäßigten Orten in Mexiko, wo sie im April blüht. 2) **J. Löfflingii** *Kunth.* (**Jatropha Janipha** *L.* **Jatropha carthaginensis** *Jacq.*, **J. frutescens** *Löfl.*) von den Einwohnern **Yuca** genannt, hat herzförmige fünfgetheilte Blätter mit ganzrandigen, zugespitzten Abschnitten, wovon der mittlere geigenförmig ist. Sie wächst an felsigen Orten bei Angostura und in Waldgegenden Neu-Andalusiens, blüht im Mai. Abbild. bei *Jacq.* Am. t. 162. f. 1.

Mit dieser Art ist **J. Ynquilla** *Kunth.* (**Ynquilla** der Einwohner) sehr verwandt, welche auch in Neu-Andalusien vorkommt, aber erst im November blüht und sich durch geigenförmige Gestalt sämmtlicher Blattabschnitte auszeichnet. Vielleicht ist es blos eine Abänderung von **J. Löfflingii**. 3) **J. aesculifol.** *Kunth.* (Abbild. *Humboldt*, *Bonpland* et *Kunth*. nova gen. II. t. 109) mit siebenfach getheilten Blättern, deren Abschnitte verkehrt eiförmig, länglich zugespitzt, ganzrandig sind, indem die beiden äußern die kleinsten darstellen. Diese Art wächst in der Campechebai und blüht im Julius.

(*Zenker.*)

JANIRA *Leach* (**Crustacea**). Eine Gattung der Macrouren, früher **Calypso** genannt, und mit **Galathea** sehr nahe verwandt oder vielleicht sogar eins. Risso liefert in seinem neuesten Werke (hist. nat. de product. l'Europ. méridional. V.) von derselben folgende Kennzeichen und Beschreibung. Der Thorax schildförmig, fünfgliederig, der Hinterleib sechsgliederig, die vordern Füße (Scheeren) rundlich, breit, zweifingerig, die hintere kurz, spitzig. Nur eine Art **J. periculosa** (*Rondelet* **Pisces** 390. 3). Der Körper länglich aufgeschwollen, mehr oder weniger dunkelroth, von mehren kleinen himmelblauen Binden bunt, der Thorax rundlich gewölbt, aus mehren Querschildern bestehend, die sich gleichsam bedecken, vorn mit einem langen, an jeder Seite gezähnelten Schnabel, die Augen auf sehr kurzem Styl, die innern Fühler kurz gespalten, die äußern ziemlich lang, das erste Glied derselben aufgeschwollen, die Kiefernfüße gefranzt, das erste Fußpaar oder die Scheeren lang, dick, stachelig, die Scheeren gleichförmig, die andern Füße kurz, mit hakenförmigen Klauen, der Hinterleib besteht aus sechs zugerundeten Segmenten, über welche blaue Querlinien laufen, die Ruderschuppen (am Ende des Schwanzes) sind kurz ausgebreitet und zugerundet. Risso hat diese Art theils nach einem einzigen verdorbenen Cabinetsexemplar und einigen halbverdauten Überbleibseln in den Augen eines Seefisches beschrieben und mit Zuziehung von Rondelet's Figur die Gattung aufgestellt, deren Vereinigung mit Galathea er widerspricht. Die angegebene Art soll einsam und tief im Meere zwischen Felsen leben, und ihren Wohnplatz nur selten verlassen, weshalb sie selten gefangen wird, wenn dies aber auch geschieht, so werfen sie die Fischer gleich wieder weg, weil sie behaupten, daß sie wie Wanzen stinke und daß eine Verwundung mit ihrem Stirnstachel gefährliche Zufälle errege, weshalb sie ihr auch den Namen **Tarentula** geben.

Desmarest macht zu dieser Gattung folgende Bemerkung, Risso habe aus Rondelet's **Astacus parvus marinus** diese Gattung gebildet, und fährt fort: Ich glaube, daß dieser Krebs zu den eigentlichen Galatheen gehört und will dies sogar mit Risso's Beschreibung beweisen. Was die Abbildung betrifft, welche diese Beschreibung begleitet, so ist sie aus Rondelet copirt und man kann ihr ebenso wenig als andern, die aus jener Zeit stammen, einen großen Glauben schenken. Diese Abbildung zeigt einen langschwänzigen Krebs, der einen vorragenden stachelnden Schnabel hat, von den zehn Füßen desselben sind die beiden ersten dick, stachelig, zweifingerig, die acht letztern endigen mit einem einfachen Gliede, die Stücke der Schwanzflosse scheinbar zahlreich sind nicht genau in fünf getheilt, wie die der meisten andern Crustaceen dieser Familie. Alle diese Kennzeichen finden sich aber bei den eigentlichen Galatheen, wie z. B. bei **Galatheas pinigera** und **G. squamifera**, deren vordere Füße kurz, dick und stachelig sind. Die Abbildungen Rondelet's zeigt noch einen halbzirkelförmigen Eindruck, welcher außen am Auge beginnt und sich nach Hinten, nach der Mitte des Thorax zieht. Ein ebensolcher Eindruck findet sich auch, doch viel weniger ausgezeichnet, auf der Schale der Galatheen. Die Stiele der mittlern Fühler sind lang, wie bei den Galatheen, aber die beiden Fäden dieser Fühler sind sehr lang, was man bei diesen Krebsen nicht findet. Ist es nicht wahrscheinlich, daß der Zeichner die Absicht gehabt hat, diese Fühler ebenso auslaufen zu lassen, wie man sie bei vielen andern Thieren dieser Classe antrifft, und daß zwei Griffelstriche dies gethan haben? Was Risso's Beschreibung betrifft, so besteht sie fast ganz aus Angaben der charakteristischen Zeichen, wie man sie bei den Galatheen findet. Risso scheint diesen Krebs nicht vor Augen gehabt zu haben, als er die Zeichnung von demselben machen ließ (diese findet sich nur in der Beschreibung der Crustaceen von Nizza, welche

uns nicht zur Hand ist. In der oben erwähnten Naturgeschichte sagt er jedoch ausdrücklich, daß er diese Art, wenn auch nur in verstümmelten Exemplaren, gesehen habe), sonst würde er sich nicht damit begnügt haben, die grobe Zeichnung von Rondelet copirt zu haben; endlich ist es ziemlich merkwürdig, daß Risso, der sonst mit so großer Sorgfalt, die Farben der Crustaceen anzeigt, die er beschreibt, des schönen Himmelblaues keiner Erwähnung thut, welches den meist rothbraunen Thorax der Galatheen an manchen Stellen schmückt, namentlich im Grunde der Augenkreise an der Wurzel einiger der Schuppenblätter, welche über den Thorax herüber liegen, an den Seiten der Glieder des Hinterleibes und an den Flossen am Ende des Schwanzes, da er doch ähnliche und gleichmäßig vertheilte Farben bei Calypso anzeigt (er thut dies aber allerdings in seiner angezogenen Naturgeschichte bei Galatheas strigosa). Es ist nicht weniger auffallend, daß sich ein Exemplar aus dieser Krebsgattung in der so ungeheuer reichen und vollständigen pariser Sammlung nicht findet. Aus alle dem eben Gesagten glaube ich (Desmarest) den Schluß machen zu können, daß 1) die Gattung Calypso (Janira) künstlich, und 2) der von Rondelet abgebildete Krebs, auf dem sie beruht, nur eine Galathea und zwar G. spinigera oder squamifera ist. (D. *Thon.*)

JANIRA *Oken* (Zooph.). Aus Beroë gesonderte Acalephen-Gattung, unbestimmt angedeutet (O. Lehrbuch der Naturgeschichte I, 133), Typus ist Beroë hexogona, jetzt mit andern zu Callianira gehörig. (D. *Thon.*)

Janira *Schumacher* (Mollusca), s. Pecten.

JÄNISCH, 1) Johann, am 1. November 1636 zu Jäschkittel bei Breslau geboren, studirte zu Leipzig, Wittenberg und Jena Medicin, setzte seine Studien mehre Jahre in Holland fort, und wurde 1663 nach Vertheidigung seiner Dissertation: de morbo Hungarico s. febri castrensi Doctor. Im folgenden Jahre kehrte er in sein Vaterland zurück, und übte die Heilkunst in Breslau mit solchem Beifalle, daß er Pestmedicus des Hospitals und Stadtphysikus wurde. Die kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher nahm ihn unter dem Namen Arcturus unter ihre Mitglieder auf. Er rettete einen reichen Kaufmann von einer gefährlichen Krankheit, und dieser setzte ihn aus Dankbarkeit zum Erben seines großen Vermögens ein. Er verwandte dasselbe größtentheils zur Anlegung einer bedeutenden Sammlung mathematischer und chirurgischer Instrumente, sowie eines kostbaren Münzkabinets; den Rest desselben opferte er thörichter Weise alchymistischen Versuchen, und so war die große Erbschaft geschwunden, als er im J. 1707, wahrscheinlich am 7. December, starb. (*Fr. Wilh. Theile.*)

2) Rudolph, geboren den 22. Mai 1750 zu Hamburg, erhielt die erste wissenschaftliche Bildung in den Lehranstalten seiner Vaterstadt. An dem dortigen Zuchthause ward er nach der Rückkehr von Göttingen, wo er sich dem Studium der Theologie gewidmet, Katechet. In diesem Amte ließ er die sich ihm wiederholt darbietende Gelegenheit nicht unbenutzt, auf verirrte Gemüther durch Lehre und Ermahnung wohlthätig einzuwirken. Im Jahr 1781 ward er Pastor der benachbarten Dorfgemeinde zu Alten-Gamme und 1789 ging er nach Amsterdam, als Prediger bei der dortigen hochteutschen evangelisch-lutherischen Gemeinde. Nachdem er im J. 1796 wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, erhielt er das Hauptpastorat an der dortigen St. Katharinenkirche. Er starb den 7. April 1826 mit dem Ruhme eines vielseitig gebildeten Mannes. Mit sehr gründlichen theologischen Kenntnissen verband er Ernst und ruhige Besonnenheit. Diese Eigenschaften bewahrten ihn vor einer leidenschaftlichen Vertheidigung seiner individuellen Ansichten über Glaubenssachen. Er dachte aufgeklärt genug, sich dem Freimaurerbunde anzuschließen, und dessen Absichten befördern zu helfen. Treffende Belege zu seiner Denkungsart enthalten die zu Hamburg 1770 von ihm herausgegebenen Cogitationes de animi humani libertate. Außerdem machte er sich als Schriftsteller nicht unvortheilhaft bekannt durch eine aus dem Holländischen (von Ysbrand von Hamelsveld) übersetzte biblische Geographie [1]), durch einen Entwurf zum ersten Religionsunterrichte für Kinder [2]) und durch Predigtentwürfe über die sonn- und festtäglichen Evangelien und andere biblische Texte [3]). Ausgebreitet war seine Bekanntschaft mit der ältern Literatur. Aber auch die neuesten literarischen Erzeugnisse, besonders im Gebiete der Theologie, waren ihm nicht fremd geblieben. Doch entzog ihn seine rege Wißbegierde und das Streben nach höherer geistiger Ausbildung nicht dem geselligen Umgange, und das Talent eines heitern und angenehmen Gesellschafters erwarb ihm viele Freunde [4]). (*Heinrich Döring.*)

JANISCHBERG, wind. Janskiverch, 1) Groß-, wind. Welki-J., eine zum weinreichen Kapellengebirge gehörige Gemeinde des Bezirkes Ober-Radkersburg im marburger Kreise der untern Steiermark, $1\frac{1}{2}$ Stunde vom Hauptorte des Bezirkes und $6\frac{1}{4}$ Meilen von Marburg entfernt, mit 96 Häusern, welche auf einem Hügelrücken und in den daran stoßenden Thälern zwischen Weingärten und Obstbaumpflanzungen zerstreut liegen. Die einheimische Bevölkerung belief sich nach der Conscription des J. 1834 auf 334 Einwohner, worunter sich 133 männliche und 201 weibliche Individuen befinden, welche sich vorzugsweise mit dem Weinbaue beschäftigen, und einen ausgezeichneten Wein (Jänischberger) erzeugen, der zu den bessern radkersburger Weinen gehört. Der Flächenraum dieser Gemeinde ist mit jenem von Klein-Janischberg zusammen vermessen und umfaßt, in 806 Parcellen, nach den Schätzungs- und Vermessungs-Elaboraten für das allgemeine Kataster 472 nieder-öster. Joche $1552\frac{7}{10}$ □Kl., darunter sind 93 Joche $1026\frac{4}{10}$ Äcker, 87 Joche $404\frac{2}{10}$ □Kl. Wiesen, 153 Joche $779\frac{5}{10}$ □Kl. Weingärten, 18 Joche $1368\frac{2}{10}$ Hutweiden, 89 Joche 1214 □Kl.

1) Hamburg 1793—1796. 3 Thle. gr. 8. 2) Ebend. 1796. 3) Ebend. 1797—1804. 8 Jahrgänge gr. 8. 4) Vergl. Nationalzeitung der Teutschen 1826. 23. St.; den Neuen Nekrolog der Teutschen 4. Jahrg. 2. Thl. S. 848 fg.; Heinr. Döring, die gelehrten Theologen Teutschlands 2. Bd. S. 5 fg.; Meusel's gelehrtes Teutschl. 3. Bd. S. 503; 10. Bd. S. 11; 11. Bd. S. 394.

gemischte Hochwaldung, 18 Joche $68\frac{1}{10}$ □ Kl. niedere Laubwälder, und 8 Joche $1118\frac{1}{10}$ □ Kl. an Straßen und Wegen; die Bau-Area der verschiedenen Gebäude beträgt 3 Joche $372\frac{1}{10}$ □ Kl. Der gesammte Reinertrag der auf diesem Flächenraume betriebenen Cultur-Gattungen beträgt nach dem Schätzungsanschlage für das allgemeine Kataster vom J. 1832 im Ganzen 2920 Fl. $35\frac{1}{4}$ Kr. in Conv.-Münze und zwar insbesondere jener der Äcker 490 Fl. 22 Kr., der Wiesen 227 Fl. $29\frac{1}{4}$ Kr., der Weingärten 2060 Fl. $15\frac{3}{4}$ Kr., der Hutweiden 22 Fl., der gemischten Hochwälder 86 Fl. 46 Kr., der Laubniederwaldungen 21 Fl. 3 Kr., und der Bau-Area 12 Fl. $39\frac{2}{4}$ Kr. Conventionsmünze. An Steuern und Gaben bezahlte die Gemeinde im J. 1834: an Grundsteuer sammt Zuschuß 605 Fl. $16\frac{1}{2}$ Kr. Conventionsmünze, an Häusersteuer 62 Fl., an ständischen Anlagen 23 Fl. 12 Kr., an Bezirkskosten 29 Fl. 22 Kr., an Schulauslagen 1 Fl. 51 Kr. und an der Erwerbsteuer 4 Fl, mithin im Ganzen 725 Fl. $42\frac{1}{4}$ Kr. Conv.-Münze. Steuerbezirksobrigkeit ist die Herrschaft Ober-Radkersburg. Grundobrigkeiten sind die Herrschaften Ober-Radkersburg, Ober-Mureck, Neggau, Stadl, die Gült Abstall, Freisburg und die Landschaft. Eingepfarrt ist diese Gemeinde zur Pfarre St. Magdalena in den Kapellen (Dekanat Luttenberg, Bisthum Seckau). An größern Hausthieren wies die Conscription des J. 1834 in dieser Gemeinde 12 Pferde, 100 Kühe und 95 Schweine nach. Am Fuße des Bergrückens, auf welchem Groß-Janischberg liegt, zieht sich eine Strecke lang die pettauer und marburger Verbindungshauptseitenstraße hin. Die Einwohner bekennen sich zur kathol. Religion. 2) Klein-Janischberg, windisch **Mali-Janskiverch**, eine Gemeinde desselben Bezirkes und Kreises, welche zur Steuergemeinde Groß-Janischberg gehört, nach der Conscription des J. 1834 in 31 aus Lehmziegeln aufgeführten und mit Stroh eingedeckten Häusern, 135 windische Einw., unter welchen sich 61 Männer und 74 Weiber befinden, zählt, welche meist Winzer sind, sich zur kathol. Religion bekennen, mit der Kirche und Schule nach St. Magdalena in den Kapellen gehören, nach Ober-Mureck, Freisburg, Ober-Radkersburg, Stadl, St. Magdalena und Herbersdorf dienstbar sind, auch gleich der Gemeinde Groß-Janischberg einen ausgezeichnet guten Wein erzeugen, und an größern Hausthieren nach der Conscription vom J. 1834: acht Pferde, 36 Kühe und 50 Schweine unterhielten. Die Umgebung beider Dörfer ist hügelig, freundlich und weinreich. 3) Eine den Herrschaften Ober-Radkersburg, Ober-Mureck, Neggau, Freisburg, Stadl, Lamberg, Seckau dienstbare Weingebirgsgegend des Bezirkes Ober-Radkersburg im marburger Kreise der untern Steiermark. (*G. F. Schreiner.*)

JANISCHKY, eine Stadt in dem russischen Gouvernement Wilna (früher zu Polen gehörig), mit zwei Kirchen, einer Synagoge, 360 Häusern und 2600 Einwohnern, meistens Juden, nur wenigen Polen und Russen. Ihre Nahrungszweige sind Krämerei und etwas Landbau. (*J. C. Petri.*)

Janissari Cap, s. unter **Osmanisches Reich**.

JANITIUS (Clemens), geboren den 4. Nov. 1516 zu Jamuszig, einem Dorfe in Großpolen, der Sohn eines Bauern, besuchte die Schule seines Geburtsortes, und späterhin das Lubranski'sche Collegium zu Posen. Einen Gönner und Beförderer seiner Studien fand er dort an dem Erzbischof, von Gnesen, Andreas Cricius. Durch Fleiß und natürliche Geistesanlagen zeichnete er sich bald vortheilhaft aus unter seinen Mitschülern. Vorzüglich übte er sich fleißig in lateinischen Versen, in denen er als 15jähriger Jüngling eine Lobrede auf den Stifter seines Collegiums hielt. Der Beifall, den sie fand, erwarb ihm die Gunst des Erzbischofs Peter Kmita, der ihn nach Padua schickte, wo Lazarus Bonamicus, damals einer der berühmtesten Lehrer an jener Hochschule, den entschiedensten Einfluß auf seine Geistesbildung und auf die Erweiterung seiner Kenntnisse gewann. In Padua erhielt er auch den poetischen Lorbeer. Seine schwächliche Gesundheit nöthigte ihn, sich nach Krakau zu begeben, wo er bald nachher (1543) im 28. Lebensjahre starb. Unter seinen Schriften, größtentheils Gedichten, sind die nachfolgenden zu erwähnen: **Vitas regum Polonorum elegiaco carmine descriptas** (Antwerpen 1563. Krakau 1634). **Tristia, Elegias et Epigrammata** (ohne Jahrzahl und Druckort). **Vitas Archiepiscoporum Gnesnensium** (Krakau 1574). **Querelam reipublicae regni Poloniae elegis conscriptam** (ohne Angabe des Druckorts 1638. 4.). Eine Gesammtausgabe seiner poetischen Werke besorgte Johann Ehrenfried Böhme zu Leipzig 1755 unter dem Titel: **Poemata in unum libellum collecta** *). (*Heinrich Döring.*)

JANITORUM REGIORUM MAGISTER (Oberstthürhüter). Ein Hofamt des Königreichs Ungern, das nebst den übrigen seit den Zeiten K. Bola III. (1173—1196) besteht und nur von Magnaten bekleidet werden kann. Siehe Ungern. (*Gamauf.*)

JANITSCHAREN. Wenn alle Einrichtungen, die so alt sind als der Staat, in dem sie bestehen, mit der Zeit schon um ihres Alters willen für etwas Ehrwürdiges betrachtet werden, sobald sie ihrer ursprünglichen Tendenz nicht völlig entarteten, so ist dagegen das Institut der Janitscharen in der Art der Anlage, seiner Entwickelung und völligen Ausbildung etwas so Fluchwürdiges, daß die Geschichte sich Gewalt anthun muß, um ihren gerechten Zorn nicht in bittern Unmuth übergehen zu lassen. Kaum hatte der Gründer der türkischen Macht und Größe, Osman, das Regiment des neuen Staates an seinen ältesten Sohn Urchan vererbt (1326), und dieser Nicäa und Nicomedien erobert, als der weise Ala-eddin, der Bruder Urchan's und sein Vezier, als der erste dieses Namens, auch an mehre innere Einrichtungen des Staates dachte. Außer andern Verordnungen zum Schutze der Monarchin glaubte er in einem stehenden und besoldeten Heere das geeignetste Mittel zu finden, das neue Reich kräftig zu stützen und mächtig zu erweitern. Zwar hatte Urchan turkmanisches Fußvolk unter gleicher

*) Vergl. Böhme's Vorrede zu dem oben angeführten Werke; Janozki von der zaluskischen Bibliothek 2. Thl. S. 44 fg.; *Janociana* Tom. II. p. 120. Jöcher's Allgem. Gelehrtenlexikon 2. Thl. S. 1838. Adelung's Forts. und Ergänz. 2. Bd. S. 2240.

Bedingung in die Zahl seiner Krieger aufgenommen, allein es entsprach dasselbe dem Zwecke nicht, da es anstatt schützend über dem Staate zu wachen, übermüthig sich jedweder Unordnung hingab. Im Rathe mit Ala-ed-din war auch der Cadhiasker oder Heeresrichter und Schwager des Schwiegervaters (Edebali) Osman's, Chalil Tschendereli der Schwarze (Cara) zugegen. Letzterer nahm das Wort und drang, indem er militairischem Ungehorsam wiederum militairische Gewalt entgegenzusetzen strebte, mit folgendem Plane durch: Das Fünftel der Beute gehört gesetzmäßig dem Staate. Man taxire also außer dem fünften Manne der Gefangenen die übrigen Köpfe, und so ward jeder Kopf mit 25 Aspern, als dem fünften Theile seines gewöhnlichen Kopfwerthes, belegt. Man errichte nun eine neue Truppe aus diesen so gewonnenen Christenkindern, die als muselmännischem Scepter unterworfen, auch füglich zum Islam gezwungen werden müßten. Dadurch werde nicht nur Recht geübt am Eigenthume, indem die Besiegten ihren Siegern mit Gut und Blut zuständig seien, sondern es geschehe auch im Dienste der Religion, die in den Neubekehrten eine rüstige Schar muthiger Krieger für ihre Verherrlichung finde, und jenen dafür zeitiges und ewiges Wohl verheiße. Zu gleicher Zeit hoffte man durch diese Schar sich Unabhängigkeit von den turkmanischen Horden zu verschaffen, als auch unter den Christen selbst mehr Geneigtheit hervorzurufen, zum Islam überzugehen unter der Bedingung, in die Reihen gewesener Glaubensgenossen einrollirt zu werden. Nicht ohne trübe Betrachtungen verweilt bei diesem Plane der Christ und der vernünftige Mensch überhaupt. Das Verderbliche desselben erfaßte den ganzen Menschen in allen seinen höhern Beziehungen, und zeigte schon damals, was man nachher im Allgemeinen als türkisch zu bezeichnen pflegte. Dadurch, daß man die christlichen Rekruten ihren Ältern und Anverwandten, ihrer Heimath und ihrem Eigenthum entriß, glaubte man, so grausam auch diese Maßregel war, sie ganz ihrem Handwerke, dem Kriegsdienste, zu gewinnen und ihnen keine höhere Pflicht einzuprägen, als die des Gehorsams gegen ihre Vorgesetzten. Diesen aber suchte man bis zum Fanatismus zu steigern in politischer und religiöser Richtung, während man den Eifer der Glaubenskämpfer für die gute Sache durch Beute und Gold nährte, sodaß sie ihren Goldburst ebenso zu stillen Gelegenheit fanden, wie ihre Wollust in der Liebe mit schönen Knaben.

Diese Mannschaft (چرى Tscheri) erhielt den Namen der neuen (Jeni), und so ist denn aus dem Osmanischen Jeni Tscheri unser Janitscharen entstanden. Später reichte jedoch das Fünftel der Gefangenen nicht zu, und so befahl man das Döschem oder die Aushebung des zehnten Christenkindes. Diese Einrichtung blieb bis zum J. 1685, wo Muhammed IV. diese Art der Rekrutirung aufhob, das Institut der Janitscharen aber sich aus sich selbst, aus ihren eigenen Kindern ergänzen ließ, wie es bis zu ihrer Vernichtung im J. 1826 zu ihrem eigenen Nachtheile verblieb, weil von dieser Zeit an der fortdauernde Verfall der Truppe unverkennbar ist. Eines ihrer ausscheidenden Kennzeichen ward die weiße Filzmütze, deren Form durch folgende Begebenheit bis in die späteste Zeit die der Ceremonienmütze blieb. Urchan selbst begab sich zum Scheiche Hadschi Begtasch, dem Stifter eines bis auf den heutigen Tag berühmten Derwischordens, in die Nähe von Amasia, um ihn um seinen Segen, eine Fahne und einen Namen der neuen Miliz zu bitten. So legte denn der Scheich den Ärmel seines Filzmantels auf den Kopf eines der neuen ihm vorgestellten Soldaten, sodaß er über den Kopf rückwärts herabhing, und rief: „Ihr Name sei die neue Truppe (Jenitscheri), ihr Angesicht weiß, ihr Arm siegreich, ihr Säbel schneidend, ihr Speer durchstoßend, immer sollen sie zurückkehren mit Sieg und Wohlsein." So erhielt denn die Filzmütze (بورك Börek), welche Ala-ed-din als allgemeine Kopfbedeckung eingeführt, zum Andenken an den Segen des Scheichs und seinen Ärmel den hinten vom Kopfe herabhängenden Zusatz, und hieß nun Ketsche (كچه), sowie die cylinderförmige ihrer Obersten Uskuf." (Andere bestreiten diesen Ursprung der Mütze, s. v. Hammer's Geschichte der Osmanen I, 581). Vorn, wo die Mütze gerade in die Höhe geht, wurde ein messingenes Futteral angebracht, in welchem anstatt des Büschels oder Abzeichens der hölzerne Löffel, mit dem das türkische Nationalessen, der Pilaw, verzehrt wird, seinen Platz erhielt. Jener Löffel, der an die Küche und das Princip des Nährens erinnert, ward das leitende Symbol für die Benennungen der Officiere, wovon alsbald ein Mehres. Ihre Fahne war blutroth, und darauf der silberne Halbmond und das zweigespitzte Schwert Omar's. Als noch höheres Palladium des Sieges, der Ehre und jedweder Art Soldatenwohles galt neben dem Patrone Hadschi Begtasch der Fleischkessel. Die ursprüngliche Zahl der Truppe war nur auf tausend Köpfe festgesetzt, allein mit jedem neuen Jahre wurde auch ein Tausend neuer Christenkinder der Schar einverleibt. Überdies hatte Begtasch bei seinem Segen nicht vorausgesehen, daß künftighin der Scheich seines Ordens auch der Oberste oder Suppenmacher des 99. Regiments sein würde. Ferner wurden bald nach Gründung des Ordens acht Derwische in die Casernen der Janitscharen einquartiert, die dort Tag und Nacht für die Wohlfahrt des Reichs und den glücklichen Erfolg der Waffen der Janitscharen beten mußten. Dabei sind alle Janitscharen diesem Orden einverleibt, sodaß durch diese militairische Brüderschaft die Mönche, ähnlich unsern Ritterorden in den Kreuzzügen, zugleich auch Soldaten waren. Sie waren aber dazu bestimmt, den Kern der türkischen Heeresmacht auszumachen, da sie als der Haupttheil des Fußvolkes auch immer das entscheidende Gewicht in die Wagschale des Kampfes legten. Die einzelnen Bestandtheile derselben blieben nicht immer dieselben, sondern erfuhren zu verschiedenen Zeiten bedeutende Veränderungen. Eine solche schreibt sich aus der Zeit Selim's um das J. 1515 her. Gleich von allem Anfange an waren ihnen 33 Rotten der Segban (woraus Seimen verstümmelt) und die Fußgänger Jaja oder

Piade einverleibt worden, sodaß also unter den Janitscharen drei verschiedene Corps zusammenzufassen sind, nämlich 62 (nach Andern 64) Rotten (Buluk) neuer Truppen oder eigentlicher Janitscharen, 33 Kammern (Oda) Segban oder Hundswärter und 100 Dschemaat oder Compagnien Fußvolk. Rechnet man die Adschem Oglán oder Soldatenkinder dazu, so kommen noch vier Regimenter mehr heraus. Allein diese Orta oder Regimenter zählten nur 500, 400, einige sogar nur 100 Mann. Die Obersten von jenen trugen rothe, die der letztern oder Dschemaat gelbe Stiefeln. Der Oberste der Segban war zu gleicher Zeit bis auf Selim der oberste Befehlshaber sämmtlicher Janitscharen, und diese Stelle wurde nur durch allmäliges Vorrücken gewonnen, sodaß der ihm nächste Officier stets sein Stellvertreter ward. Selim, der schon, wie wir später sehen werden, mit dem Geiste dieser Miliz nicht zufrieden war, ließ den Segbanbaschi hinrichten, und ersetzte seine Stelle durch einen Aga (Jenitscheri Agasi) nach freier Wahl, der gewöhnlich aus dem Kreise der Seraibeamten genommen wurde und seinen Werth nach seiner Treue berechnet sah. Später ernannten ihn die Janitscharen oft eigenmächtig aus ihrer Mitte. Derselbe hatte den Rang eines Paschas von drei Roßschweifen, und war zu gleicher Zeit Oberhaupt der Polizei in der Hauptstadt, weshalb er auch nur mit dem Sultan dieselbe verließ. Eine zweimalige Untersuchung in jeder Woche diente vorzüglich zur Überwachung der Ordnung; auch vergab er mit Ausnahme der drei obersten Stellen die übrigen des Corps. Seine Einkünfte wechselten, betrugen aber nach Soleiman's Bestimmung täglich 500 Aspern, und außerdem 80,000 jährliches Gerstengeld. Auch ein Theil der von Janitscharen confiscirten Güter gehörte ihm und 8000 Piaster jährlich vom Aufseher des Schafzolls. Ihm zunächst stellte Selim einen ersten Generallieutenant unter dem Titel Kul Kiaja, d. i. Sklavensachwalter. Dieser genoß gewöhnlich großes Ansehen, und seine Absetzung konnte später nur mit Einwilligung der Janitscharen stattfinden. Er bildete die eigentlich bewegende Seele dieses Körpers, da die gangbaren Geschäfte vor sein Forum gehörten. Auch besetzte er die Stellen vom Obersten abwärts, und hatte im Kriege für alle Angriffs- und Vertheidigungsmaßregeln zu sorgen. Ihm zunächst stehen wiederum vier Generallieutenants, deren Namen mit dem der Segban von der Jagd hergenommen sind: der Segbanbaschi, d. i. der oberste Hundshüter, der der unmittelbare Befehlshaber der 33 Orta der Segban ist — der Sagardschibaschi, d. i. der oberste Spürhundshüter, der zugleich Oberster des 64. Regiments ist — der Samsundschibaschi, d. i. der oberste Doggenhüter und Oberster des 71. Regiments und der Turnadschibaschi, d. i. der oberste Kranichshüter, Befehlshaber eines Regiments aus den Dschemaat. (Das Dschihan-numa S. 689 ordnet anders.) Zu dem eigentlichen Stabe der Janitscharen gehörte endlich noch der Basch Tschausch oder Oberste der Tschausche oder Staatsboten, der zugleich Inhaber des fünften Regiments war. Ihm standen überdies noch andere Verwaltungszweige zu, z. B. bei der Soldvertheilung. Ferner gehörten zu den von Selim getroffenen Einrichtungen die vier ersten Officiere jedes Regiments, die vom Küchenregiment ihren Namen haben, nämlich der Oberste Tschorbadschibaschi, d. i. Suppenmacher, Aschtschibaschi d. i., Oberstkoch, Sakkabaschi, d. i. Oberstwasserträger, und Wekilichardsch, d. i. Kücheneinnehmer. Mit dem Namen hatte aber später die Sache wenig zu thun, obwol die äußern Abzeichen auf die Namensbezeichnung genau hinwiesen. Der Oberste z. B. trug, wenn er Dienst hatte, einen ungeheuern Schöpflöffel, der zum Herausnehmen der Speisen aus dem Kessel diente. Letzterer aber stand, wie wir bereits sahen, bei ihnen in solchen Ehren, wie bei uns die Fahne, deren Stelle er auch vertritt. Die Neugeworbenen schwören bei demselben; ihn zu verlieren galt für den größten Schimpf, ihn umzukehren als Zeichen des ausgebrochenen Aufruhrs. Außer den erwähnten gab es aber noch andere Angestellte im Regimente, wie der Ortatschausch oder derjenige Staatsbote, der die über Janitscharen verhängte Hinrichtung zu vollziehen hat, der Muhsir oder Gerichtsdiener des Corps, der den Agenten an der Pforte des Großveziers abgab, die Dewedschi oder Kameeltreiber, der Chasseki Aga oder Aga der Gefreiten, welchen Namen zwei Regimenter führten. Dieser ist seiner Stellung nach von den vier zuletzt genannten der höchste. (Vergl. noch, was von Hammer, Gesch. der Osm. II, 646. aus Dschihan-numa anführt).

Soleiman, Selim's Sohn, traf manche Erweiterung der vom Vater gemachten Bestimmungen, und vervollkommnete die Einrichtung in einem besondern Canuw. Das nur aus 12,000 Mann bestehende Corps ward auf 20,000 vermehrt, und der Sold mit einem Asper (weil das Geld damals noch gut) bezahlt. Hatte der Soldat brav gekämpft, so brachte ihm das Ende des Feldzugs noch zwei bis drei Aspern. Soleiman dagegen bildete drei Classen für den Sold, von drei bis sieben Aspern des Tages für die, welche Dienst hatten (Eschkindschi), von 8—29 für die Veteranen, von denen ein Theil in der Hauptstadt in Casernen wohnte, und endlich für verdiente Invaliden, Gemeine und Officiere, von 30—120 Aspern. Doch gebot in Verleihung des erhöhten Soldes das Gesetz die strengste Sparsamkeit, und ebenso in Anstellung von Oberofficieren. Die Standlisten oder Rollen führte der Jenitscheri Efendisi und sorgte für ihre Ordnung, während noch jede der drei Hauptabtheilungen ihren eigenen Efendi und jedes Regiment seinen Kapu Jasidschi oder Pfortenschreiber hatte. Das ganze Corps aber bestand zu Soleiman's Zeit aus 165 Regimentern, stieg aber nie über 40,000 streitbare Männer. Dagegen standen freilich bisweilen über 100,000 und darüber in den Listen, von denen der eine Theil still lag und nur Sold bezog, der andere aber den Dienst in der Hauptstadt und in den Festungen hatte. Allein auch die Adschem Oglan oder unerfahrnen Kinder erhielten schon einige Aspern Sold. Unter den Ehrenmitgliedern befand sich ein großer Theil der Bewohner Constantinopels, der Sultan an der Spitze mit 1000 Aspern Sold, was darin seinen Grund hatte, daß Soleiman einstmals vom 61. Regiment eine Schale Scherbet angenommen. Daher ging

dann am Tage der jedesmaligen Säbelumgürtung der neue Sultan verkleidet bei den alten Casernen vorbei, empfing Scherbet und sagte: Wir sehen uns wieder beim rothen Apfel, d. i. zu Rom. Auch gab es noch überzählige, die Wohnung und Kost ohne Sold erhielten, aber doch die Wachen in Constantinopel bezogen. Der Sold nahm jedoch vorzüglich durch die Thronbesteigungsgeschenke unter den schwachen Sultanen unglaublich zu, und neben dem Brode, Fleisch, Gemüse, Licht und andern Accidenzien brachten den Dienstthuenden die Wachen besonders bei den Rajas viel ein, sodaß die Ausgaben für das Heer über 2,000,000 betrugen. Die Orta waren wieder in Oda, d. i. Kammern, getheilt nach dem Orte ihrer Einquartierung, und jede der ersten hatte nicht nur ihre gabelförmig ausgeschnittene Standarte (بيرق Bairac), die zur Hälfte roth, zur Hälfte gelb war, sondern auch ihre Bande Musik (Mehterchane). Andere hierher bezügliche Einzelnheiten s. in v. Hammer's Staatsverfassung und Staatsverwaltung des Osm. Reichs II, 207 fg, wo auch die verschiedenen Standquartiere derselben zu gewisser Zeit angegeben werden.

Wie furchtbar nun aber auch diese Truppe in früherer Zeit im Kampfe war, wie die größte Zahl der von den Osmanen gelieferten Schlachten durch sie entschieden und ihr Vaterland ihnen also wirklich zu Dank verpflichtet wurde, eben so verabscheuungswürdig betrug sie sich auch mitten im Frieden, wo die Brutalität derselben sich in der zügellosesten Frechheit und ungemessensten Verachtung aller fremden Rechte und Vorzüge aussprach. Ohne Schonung rannte selbst der Einzelne alles über den Haufen, was ihm in den Weg kam, und der Fremde, der einen Janitschar zur Bedeckung erhielt, glaubte sich vor allen Anmaßungen denen seines Begleiters gegenüber geschützt. Die Geschichte dieser wachsenden Zügellosigkeit, die an den Terrorismus der römischen Prätorianer erinnert, mag folgende Darstellung vor Augen führen.

Schon Muhammed II, der 5. Febr. 1451 den Thron bestieg, fühlte diese Brutalität und den tumultuarischen, Alles erzwingenden Sinn dieser wilden Soltadeska; nur hatte er nicht die Kraft sich ihr entgegenzustellen und zu gebieten. Kaum daß er den ersten Schritt gethan, dem griechischen Reiche den Garaus zu machen, und in dieser Absicht auf seinem Wege von Akschehr nach Adrianopel in Brusa angekommen war, empfing ihn auch unter aufrührischem Geschrei das Janitscharencorps mit dem Verlangen eines Geschenkes, da er als neuer Kaiser ihnen die Huldigung gleichsam abkaufen sollte. Nicht ohne innern Ingrimm stellte sich Muhammed, als ob er das Begehren nicht verstände oder achten wolle; dennoch entkam er keineswegs, und verstand sich nach wiederholtem Antrage zweier seiner Beamten zu zehn Beuteln Goldes. So war der Grund gelegt zu dem Gesetze, daß jede neue Thronbesteigung von einem Geschenke begleitet sein mußte, dessen Unterschied nur darin bestand, daß dasselbe fortan so gesteigert ward, daß man am Ende zu viel verlangte, und ebendeshalb die Unmöglichkeit herbeiführte zu willfahren. So ging mit dem Nichtkönnen des Reichsschatzes 1774 bei der Thronbesteigung Sultan Abdulhamid's mitten im russischen Kriege auch zugleich das erzwungene Recht verloren. Doch strafte der Sultan wenige Tage darauf den Aga oder Obersten der Janitscharen, Kasandschi Thughan selbst durch Ohrfeigen und Geißelhiebe, vorzüglich deshalb, daß er in seinem Corps nicht Ruhe und Zucht zu erhalten gewußt, und sich auf dem Feldzuge nach Karaman in der Eingabe ordentlicher Musterrollen nachlässig bewiesen hatte. Auch ward er nicht nur durch Mustafabeg in seiner Stelle ersetzt, sondern vermehrte auch die Anzahl der entweder noch nicht ganz beruhigten Mannschaften, oder um den Geist der Insubordination mit einem Male zu ersticken, dadurch, daß er nicht weniger als 7000 Falkeniere und Hundewärter, die bis jetzt zum Oberstjägeramte gehört hatten, ihnen einschob; und diese aus jenem Corps zu Janitscharen gemachte Truppe ist es, die in der folgenden Zeit den Beinamen Segban, d. i. Hundewärter, führte. Daß diese Vermehrung aus sehr leicht einzusehenden Gründen dem gemeinen Manne nun eine Stütze ward für die weitere Ausbildung seiner unmilitairischen Tendenz, nicht aber ein Mittel, seine Kraft zu schwächen und durch ein neues Element die Einheit zu stören (man vergaß, daß es hier ein rein materielles Interesse galt, nicht eine moralische Idee), bewies 30 J. später die Thronbesteigung Bajesid's, des Nachfolgers und ältesten Sohnes Muhammed's II. Als jener nämlich aus seiner Statthalterschaft Amasia nach Constantinopel eilte, fand er nicht nur, allerdings wegen Verraths, den Großvezier Muhammed Nischani durch die Janitscharen ermordet, sondern auch die Häuser der Juden und Reichen in Constantinopel geplündert. Dennoch umdrängten seine Galeere bei der Überfahrt ungestüm die Fahrzeuge der Meuterer, und nachdem sie die Entfernung eines Candidaten zum Großvezierthume, der ihnen als der Soldvermehrung abgeneigt, verdächtigt worden war, erlangt, hatten sie auch bei dem Einzuge des neuen Sultan das Thor des Serai umstellt, um die Form näher zu bezeichnen, wie sie die neue Würde des Monarchen sich abgekauft wünschten. Ihr Befehlshaber, uneingedenk des Schicksals, das seine Vorgänger bei dem Regierungsantritte Muhammed's getroffen, händigte eine sogenannte Bittschrift ein, die zwar die Bitte um Verzeihung für die Ermordung des Großveziers und der Plünderung der Stadt an die Spitze stellte, allein im Hintergrunde als Hauptveranlassung das Begehren um Vermehrung des Soldes hervorhob, und über die Art der Ausführung den Vorschlag nicht scheute, daß, wenn auch eine regelmäßige bestimmte Zulage nicht erfolge, doch durch ein außerordentliches Geschenk gewillfahret werden möchte. So war, da für die Überbringer der Bittschrift keine Züchtigung erfolgte, vielmehr beifällig geantwortet wurde, ein solcher Schritt schon als weniger straffällig anzusehen und öffnete zu weitern Anfoderungen Haus und Thor. Wie wahr sagt also von Hammer (Osm. Gesch. II, 253): „Nachgiebig gegen die Janitscharen, wie der römische Kaiser Claudius gegen die Prätorianer, unterschrieb Bajesid durch diese Bewilligung die Urkunde seiner Schwäche und das Privilegium des Janitschareneinflusses auf Herrscher-Veränderung un-

ter der Hoffnung wiederholten und erhöhten Thron-Leikaufes." Auch besiegelte er durch seine Entthronung als erster Sultan diesen Ausspruch, zumal da die Janitscharen ihm gegenüber seinen unerschütterlichen tapfern Sohn Selim I. glänzende Proben seines Kriegstalentes geben sahen, sodaß sie selbst Geschenke, die ihnen ein anderer Prinz, der vom Vater allen übrigen bevorzugte Ahmed, reichlich zufließen ließ, um sich Ansprüche auf den Thron zu erkaufen, verschmähten und so doch der Persönlichkeit noch einige Achtung zollten. Das bewies auch der erste am 21. August 1511 vollständig ausgebrochene Janitscharen-Aufruhr. Ahmed gedachte durch die Thronentsagung seines Vaters, die er herbeizuführen unternahm, um so sicherer seinen Zweck zu erreichen, als die Janitscharen, davon benachrichtigt, die Paläste aller Parteigänger jenes Prinzen, selbst den des Großveziers, in der Nacht plünderten und als Zugabe auch die Buden der europäischen Kaufleute, vorzüglich der Florentiner, heimsuchten. Bajesid suchte durch Absetzung jener Beamten oder Veränderung ihrer Stellungen die wilde Truppe zu besänftigen, doch aber schon am 6. März 1512 verlangten die Janitscharen stürmisch vom Vater den Sohn Selim als ihren Anführer gegen Sultan Ahmed, und übernahmen selbst den schon aus der Krim über die Donau gegangenen und zu Gnaden angenommenen die Botschaft der von Bajesid gewährenden Antwort zu bringen. Schon 30 Miglien weit von Constantinopel zog ihm der Aga entgegen. Am 19. April kam er am Thore des neuen Gartens an, und als der Vater dem Sohne 300,000 Dukaten auf der Stelle und 200,000 Dukaten jährliche Apanagen unter der Bedingung zusichern ließ, Constantinopel wieder zu verlassen, so hörte dieser im Vertrauen auf die Janitscharen, denen er leider drei Aspern (50 Aspern damals = 1 Dukaten) täglich Sold versprochen, ebenso wenig auf diese Zusage, als er dem Vater nicht einmal bewilligte auf dem Throne zu sterben und ihm seinen Schatz zu lassen. Schon den 25. April tobten die Janitscharen und Sipahi und in ihrem Gefolge die Einwohnerschaft der Hauptstadt wild umher, und die Veziere an der Spitze schickten sie diese zu Bajesid mit der Losung: „Unser Padischah ist alt und krank; wir wollen Sultan Selim." „Ich übergebe das Reich meinem Sohne Selim, Gott segne es ihm!" war die Antwort des Greises, der nun in's alte Serai zog, bis er 23 Tage später auf dem Wege nach Demotika entweder an den Folgen seines Alters oder vergiftet starb. Wenn der Vater ein Opfer des Janitscharenunfugs ward, hatte der Sohn sich ebenfalls schon ihrer Willkür verkauft. Er mußte, obwol innerlich ergrimmt, das Thronbesteigungsgeschenk von 2000 Aspern, die der Vater jedem Janitscharen gegeben, auf 3000 (d. i. 50 Dukaten!) erhöhen, und um diese schwere Summe zu ersetzen, alle Unterthanen mit einer Auflage bedrücken. So fühlte bereits auch der friedliche Einwohner die schwere Last der militairischen Gewalt, der sich zu widersetzen schon kaum mehr gewagt werden durfte. Selbst die Sipahi standen neben jenem geschlossenen Körper in einiger Unabhängigkeit da. Dagegen mußte dieser Eroberer ihren Willen immer noch durch Ehrengründe zu brechen. So als er gegen den persischen Schah Ismail nach Ermordung aller Schiiten im Osmanischen Reiche auf dem Marsche nach Tebris die Janitscharen murren hörte, daß des Weges kein Ende, und er die Feigen und Weichlichen nach Hause zu Weib und Kind gehen hieß; was die gute Folge hatte, daß kein einziger zurückblieb. Dagegen entschädigte sich die Masse auf jede Weise auf diesem Feldzuge, und plünderte sogar während der Winterquartiere zu Amasia die Häuser des Veziers Piri und des Lehrers des Sultan Halimi. Allein Selim bestrafte nie vermöge seiner Politik den gemeinen Mann, sondern nur die Großen, die nicht frei von der Theilnahme oder von dem Verdachte der Theilnahme an solchen Ausschweifungen waren. Daher fielen an dem Orte der That, noch mehr aber nach der Rückkehr nach Constantinopel die angesehensten Köpfe auf die Angabe der Ältesten aus der Truppe, sogar der Heeresrichter Dschafar Tschelebi und der Segbanbaschi oder oberste Befehlshaber der Janitscharen. Allein hiermit, als der nur scheinbaren Abstellung des Gebrechens, nicht zufrieden, glaubte Selim das Übel mehr, so weit er konnte, bei der Wurzel fassen zu müssen, dadurch, daß er mehre neue Einrichtungen in dem Staate der Janitscharen traf, wovon eben das Weitere Hauptveranlassung zu dieser Strenge war, daß sie sich gegen den Sultan selbst, als er, anstatt nach dem persischen Feldzuge 1514 nach Hause zu ziehen, in der Landschaft Karabagh zu überwintern sich vornahm, empörten. Am Ufer des Araxes angekommen, hielten sie dem Sultan Fetzen vor auf Lanzen, und vermaßen sich sogar, sein Zelt mit Speeren und Kugeln über seinem Haupte zu durchlöchern. Er mußte augenblicklich nachgeben und wagte es nicht, unmittelbar eine Strafe folgen zu lassen. Aber auch der größte aller Osmanischen Herrscher, Soleiman der Große, der Nachfolger und Sohn Selim's, durfte nach Bestattung des Vaters nichts eher thun, als die Foderungen der Janitscharen befriedigen. Schon bei seiner Ankunft in Constantinopel von Magnesia (Sonntag den 30. Sept. 1520) war ihre erste Begrüßung das Begehren des Thronbesteigungsgeschenks, und am dritten Tage darauf (2. Oct. 1520) öffnete sich der Schatz zur Erlegung von den verlangten 5000 Aspern (über 80 Duk.) für jeden Kopf, eine Steigerung von 2000 Aspern seit Selim, und auch die andern Truppen erhielten eine beträchtliche tägliche Soldzulage (Hammer, III, 7.). Dieses aber war nur das Vorspiel der andern Gewaltschritte, die selbst die Größten der türkischen Herrscher immer mehr abhängig zu machen schienen. Ganz ihrem Hange nach Rauben, Morden und Plündern gemäß, war ihnen Ruhe eine Geißel, und als im Winter 1524 und 1525 Soleiman sich zu Adrianopel mehr der Jagd als den Geschäften überließ, als er selbst bei seiner Rückkehr nach der Hauptstadt vor derselben blieb, und ihnen keine Aussicht auf neue Feldzüge sich öffneten, schrieen sie um Geschenke und plünderten die Häuser (25. März 1525) angesehener Beamten, die Mauth und das Judenquartier. Soleiman, in das Serai zurückgekehrt, tödtete mit eigener Hand drei der Rädelsführer, mußte sich aber zurückziehen, als man den Bogen auf ihn spannte, und die Folge dieses Auf-

tritts war die Vertheilung von 200,000 Dukaten unter die Aufrührer, die Hinrichtung ihres Aga's und anderer Anführer, sowie Beschneidung des Soldes der Sipahi und neue Rüstungen, die einem zweiten Zuge nach Ungern galten. Wenn dieser auch nicht mit der beabsichtigten Eroberung Wiens endigte, so hatte er wenigstens für die Janitscharen den Vortheil, daß für den letzten aber ebenfalls ihnen abgeschlagenen Sturm tausend Aspern (20 Duk.) im voraus versprochen und schon am 15. Octbr. (1529) ausgezahlt wurden. Dergleichen Ermuthigungen machten sich oft nöthig, und so mußten in Folge dieser klingenden und materiellen Hebel der Tapferkeit die moralischen endlich ganz verschwinden. Ja es war nicht genug, daß der so sieg- und ruhmgekrönte Soleiman in seinen eilf Feldzügen persönlich die glänzendsten Beweise von Tapferkeit gegeben und dadurch sich ein bedeutungsvolles Übergewicht über die wilden Ausbrüche der zur Empörung geneigten Janitscharentruppe verschaffte, er durfte es im Gegentheil nicht wagen, als er schon 60 Jahre alt und selbst des Krieges müde war, den persischen Feldzug seinen tapfern und siegreichen Generalen zu überlassen. Der zum Anführer bestimmte Großvezier Rustem meldete selbst von seinem Winterquartiere Acserai in Karaman dem in seiner Hauptstadt befindlichen Greise, daß die Janitscharen offen sich zu Gunsten des Prinzen Mustafa erklärten, da er, der regierende Sultan, alt geworden und nicht mehr persönlich sich dem Feinde entgegenstelle. Soleiman ward so durch innere dringende Gefahr gezwungen, für das nächste Frühjahr (1553) die Eröffnung des Feldzuges unter seiner eigenen Oberleitung bekannt zu machen. Er erfolgte wirklich im Sommer (August). In gleicher Weise dauerten unter den folgenden Sultanen die Aufruhrscenen nicht nur fort, sondern nahmen an Umfang und innerer Wichtigkeit zu. Sie höhnten Kaiser und Reich, und die Großwürdenträger sahen sich zuerst durch ihre Wuth bei dem Einzuge Selim's II. in Constantinopel (1566) schimpflich sogar von den Pferden herabgeworfen. Der Sultan selbst mußte vor dem adrianopolitaner Thore eine Stunde warten und ebenso vor dem Serai, welches ihm dann erst geöffnet wurde, als er zu dem Thronbesteigungsgeschenke von 40 Dukaten für den Kopf noch 20 andere bewilligte, und nebenbei eine Vermehrung des Soldes versprach, die auch auf das übrige Heer ausgedehnt wurde. Es erwuchs dadurch, sowie durch Vermehrung der Kurudschi oder Anführer im Heere dem Schatze täglich keine größere Ausgabe als 17,530 Asper. Außerdem speisten fortan bei Eintritt des Ramasan die Officiere der Janitscharen die Reihe um bei den Großen. Noch waren die Ausgaben erträglich, da der Verfall des Reiches erst bevorstand, drückend aber wurden sie schon bei der Thronbesteigung Murad's, indem die Anfoderungen größer, der Schatz immer leerer ward. Am 25. Decbr. 1574 wurden nicht weniger als 110 Beutel Goldes, jeder Beutel zu 10,000, also 1,100,000 Dukaten, von dem die 14,000 Janitscharen allein 700,000 Dukaten, je 50 Stück auf den Kopf, erhielten, aus dem Schatz genommen. Dazu kam noch, daß Bestechungen und Unvorsichtigkeiten der kaiserlichen Beamten sehr oft selbst die Ursache wurden, die noch schlummernde Unzufriedenheit in eine nicht wieder einzuschlummernde Wuth zu verwandeln. So ließ sich im Jahre 1589 der Beglerbeg von Rumili, Muhammedpascha, vom Aufseher der Münze, dem Hof- und Staatsjuden Miquez, mit 200,000 Aspern für die Erlaubniß bestechen, den Truppen kupferrothes Silbergeld auszahlen zu dürfen. Jetzt drangen die Janitscharen zum ersten Male im Serai des Sultan selbst zu den im Diwan versammelten Vezieren unter dem Begehr des Kopfes des Beglerbegs und des Defterdars vor. Gebotene Goldhaufen beruhigten die verschworne und aufgehetzt Rotte nicht, die Köpfe mußten zur Warnung fallen und gaben in ihrem Sturze das Zeichen, daß von nun an die Macht des Sultans und seiner Großwürdenträger, selbst ihres Aga's, den sie bald willkürlich abzusetzen anfingen, an den bloßen Willen der Truppen und ihr Schwert geknüpft sei, ein trauriges Beispiel des Aufruhrs und der Meuterei für das ganze Reich, das seine Folgen nicht verleugnete. Nicht weniger als dreimaliger Aufruhr folgte in der Stadt, bezeichnet durch Feueranlegung, Plünderung und Absetzung des Großvezier. Ja auch die Sipahi blieben seit 1592 nicht mehr zurück und mußten bald von den Janitscharen zu Paaren getrieben oder mit diesen verbunden um so mehr gefürchtet werden. Unter Muhammed III. (1595) wurden als Sold und Zulage allein an die Sipahi 48 Millionen in Gold und Silber aus dem Schatze abgegeben; und dennoch verlangten diese Reiter ebenso wie die Janitscharen vorerst Köpfe, dann Gold, und dafür, daß die Janitscharen dieselben von einander jagten, gab man ihnen ein Geschenk von 100,000 Piastern, und doch murrten bald darauf die Beschenkten, daß der Sultan sich nicht in eigner Person zum Kampfe gegen die Ungläubigen an ihre Spitze stellte. Auch im Felde, selbst nach Niederlagen, empörten sie sich bisweilen. Ganz bedeutend war der Tumult der Sipahi 1603 im Januar, den die Janitscharen ebenfalls dämpfen mußten, dafür aber war von nun an der Haß der beiden Truppen ein unversöhnlicher, den der Großvezier Cicala durch Misbrauch unter sie schleuderte. Die Thronbesteigung Ahmed's (22. Decbr. 1603) kostete von Neuem 700,000 Dukaten, dagegen verstand derselbe auch gehörig mit ihnen zu reden und zu herrschen. Um so unglücklicher war Osman II. Er ward als Sultan das erste Opfer der Empörung, indem seit ihm nun auch die Person des Padischah selbst nicht mehr vor der Wuth der Truppen gesichert war. Dafür, daß die Janitscharen (1622) in seinem Begehren nach Mekka ohne ihre Bedeckung zu wallfahrten die Absicht fanden, sie gänzlich durch andere Truppen zu ersetzen, und daß ihnen Anfangs sechs Köpfe, die sie verlangten, verweigert wurden, drangen sie nach mancherlei andern Excessen in den ersten, zweiten und endlich sogar dritten Hof oder in das Thor der Glückseligkeit, erhoben den in seiner Kuppel eingeschlossenen blödsinnigen Prinzen Mustafa auf den Thron und führten ihn als ihren neuen Padischah, weil nirgends anders sicher, zuletzt in die Moschee der Janitscharencaserne. Dahin schleppte man auch den entthronten Osman und von dort nicht nach dem Willen der Rebellen,

sondern auf Betrieb des neuen GroßvezIers Daudpascha in das Schloß der sieben Thürme, wo er erdrosselt ward. Dieses war der 16. Sultan auf dem Osman. Throne, aber der erste, der dem Versuche unterlag, die Janitscharen zu vernichten. Diese erhielten dafür als Thronbesteigungsgeschenk vom neuen Sultan jeder 25 Dukaten und das ganze Geschenk betrug nicht weniger als anderthalb Millionen Dukaten. Diese Summe ward durch die übliche Soldesvermehrung von zwei Aspern für jeden Janitscharen und von fünf bei jedem Sipahi auf die jährliche Mehrausgabe von 600,000 Dukaten gesteigert. Damit nicht zufrieden, erzwangen sie binnen vier Monaten die Absetzung von drei Großvezieren, und erlaubten sich fortan jede Zügellosigkeit und Erpressung, selbst in Besetzung von Stellen. Allein in den Provinzen regten sich die Folgen des Planes Osman's. Man tödtete einzelne Janitscharen in offenem Streite oder durch heimliche Verfolgungen, ein Beweis, wie gehaßt sie überall waren und wie bei geschickterer Leitung der Plan für zeitgemäß gehalten werden konnte. Grundloser verdorben und übermüthiger konnten aber auch selbst die Prätorianer in Rom nicht sein, wenn man die ununterbrochene Reihe der Greuel verfolgt, die sich von nun an die Janitscharen, die eigentlichen Regenten des Staats, zu Schulden kommen ließen. Mere Hosein ward von ihnen zu Folge eines versprochenen Geschenkes von 100,000 Dukaten zum Großvezier gemacht und überhaupt hatte jetzt die wilde und rohe Herrschaft der Truppen den höchsten Gipfel erreicht, auf welchem wir sie in der Osmanischen Geschichte sehen. Verlangen nach neuen Thronbesteigungsgeschenken ward die Klippe der Sultanenwürde und die Quelle unaufhörlicher Begehrlichkeit, sowie der Verkauf der höchsten Würden die unerschöpfliche Fundgrube für Ab- und Einsetzungen. Diese Creaturen hatten aber selbst keine höhere Aufgabe, als nur immer den gähnenden Schlund der Ungeheuer vollzustopfen; und doch loderten überall Feuersbrünste als die Fackel der Unzufriedenheit der Truppen auf, weil in den Provinzen Aufruhr war, und sie mit Recht, da derselbe gegen sie gerichtet war, ihr Interesse dabei gefährdet sahen, wie die Empörung in Kleinasien unter der Leitung des Abasa (1623) ihnen nur zu deutlich zeigte. Bis zur Absetzung Mustafa's, dessen Blödsinn ihn jeder vernünftigen Handlung unfähig machte, dauerte die Janitscharenherrschaft fort und ohne sie wurde keine bedeutendere Veränderung im Staate und in der Hauptstadt vorgenommen. Endlich willigten sie in die Entsetzung Mustafa's und in die Thronerhebung von Ahmed's ältestem eilfjährigen Sohne Murad IV. (30. Aug. 1623), sogar mit Verzicht auf das Thronbesteigungsgeschenk, da kein Gold in der Casse war, wol aber die Nothwendigkeit vor Augen stand, wieder einen gesunden Herrscher als Sultan zu begrüßen. Der Verfall des Reiches war in jeder Beziehung sichtbar, aber noch mehr der der Truppen, da kein Gesetz galt, und der alte Canun Soleiman's gänzlich vernachlässigt ward. Dagegen fanden die Janitscharen an dem schon erwähnten Abasa in Kleinasien einen furchtbaren Rächer ihrer Ermordung Osman's. Es war jenem Aufrührer keine Marter zu grausam, die er nicht an den in seine Hände fallenden Janitscharen vollziehen ließ, bis diese in offener Feldschlacht wiederum (15. Aug. 1624) Gelegenheit fanden, sich an den Gegnern ihr Blut zu kühlen. Empörten sich aber die Janitscharen in Constantinopel, so war dies auch ein Zeichen des Aufruhrs für die Stationen auswärts, und oft geschah es, daß die eine Rotte dieses, die andere jenes wollte, und so der Tumult nur wieder durch Tumult gestillt werden konnte. Doch blieben sie dabei noch immer wackere Kämpfer in der Schlacht, nur daß die Befehle von Constantinopel aus weniger an dem Willen ihrer Anführer, als an ihrem scheiterten, und ihr Gehorsam mehr künstlich erworben als offen verlangt werden konnte und durfte. Wie weit es gekommen sein mußte, erhellt daraus, daß selbst die Rathgeber dem Sultan in's Gesicht sagen durften: Es sei hergebrachte Sitte, daß der Truppen Befehlshaber denselben geopfert würden, daß der entfesselte Sklave nehme, was er wolle, lieber den Kopf des Großveziers, als den des Sultans. Selbst die Großmuth ihrer Feinde, deren Seelengröße und wahre Tugend vermochte nichts über ihre Blutgier, und das Haupt, das einmal bezeichnet, gleichviel ob aus wahrem Grunde oder aus Willkür, mußte fallen. Murad, dessen Kraft als noch zu jung nur nach und nach erwachte, fühlte zwar das Schreckliche aller dieser Greuel, ja er sah den Aufruhr bis zu derselben Höhe steigen, wie bei der Ermordung Osman's; dennoch mußte er immer noch gewähren lassen und fing nur langsam an, seine Selbständigkeit bei vorkommenden Fällen zu zeigen. Doch wäre auch er als ihr Opfer gefallen, wenn nicht der Janitscharenaga selbst sein Retter geworden. Dagegen blieb ihr Übermuth derselbe, wie sich aus einer Schilderung von Hammer's (V, 140—141) vom Jahre 1632 ersehen läßt: „Als der Monat der Faste, Ramasan, eingetreten, überstieg ihr tolles Benehmen in den Nächten, welche, wie bekannt, allen Sinnengenüssen geweiht sind, um sich für die während des Tages beobachtete Faste zu entschädigen, alle Schranken. Sie zogen in Faschingsaufzügen mit allerlei aus Pappe und Fetzen zusammengeballten Gestalten, als Kamehle, Löwen, Diwe, Girafen mit Fackeln herum, von Großen und Kleinen Geld für dieses Schauspiel eintreibend, und Haus für Haus brandschatzend, sodaß bei der geringsten Weigerung der begehrten Summe die Erker, an welche sie die Fackeln hielten, aufflammten. So ging's durch alle Nächte des Ramasan. Als der Bairam eintrat, errichteten dieselben Haufen Schaukeln, und sandten Hochzeitskerzenträger, d. i. Träger künstlicher Palmen, aus, die Großen zu den Schaukeln einzuladen; jeder solchen Palme war ein Zettel angeheftet, und Groß und Klein sah sich gezwungen, an die einzelnen Schaukeln das verlangte Geld, Tuch oder Stoffe zu senden." Zwei Monate tobte in der Hauptstadt der wilde stürmische Hause ohne irgend eine Beschränkung, als der Sultan zu einem Alter von 20 Jahren herangereift, sich nach Mitteln umsah, seiner Selbstherrschaft Nachdruck zu verschaffen. Ihm galt das Wort des Korans und der Sunna als der beste Zügel der entfesselten Leidenschaft. Die Janitscharen verpflichtete er sich durch Eidschwur auf den Koran zum Gehor-

sam, und im Lobe ihrer Treue entkräftete er die Wuth der Sipahi, deren Ansprüche auf Ämter er als Anmaßung bestimmt zurückwies. Auch sie, wie die Richter Asiens und Europa's, wurden zum Gehorsam und dem Versprechen auf den Koran verpflichtet, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, wenn nicht der Fluch Gottes, des Propheten, aller Engel und Moslime sie treffen sollte. Nach drei Tagen fielen die Rebellenhäupter aus der Mitte der Sipahi. Selbst die Foderungen der Janitscharen wurden beschränkt und in die Grenzen der gewöhnlichen Löhnung zurückgewiesen. Die Hinrichtungen unter der Bewegungspartei dauerten unausgesetzt fort und die kräftigste Stütze des charakterfesten, aber tief grollenden Sultans, der Janitscharenaga Köse Muhammed, d. i. Muhammed der Spitzbart, that seinerseits, was in seinen Kräften stand, aus den Janitscharen selbst alle unruhige Köpfe zu entfernen und ihre Leichname in das Wasser zu werfen. Er, wie der Sultan selbst, wurden von nun an das Schrecken, vor dem jeder Aufruhr auseinanderwich, und das nicht allein in der Hauptstadt, sondern auch in den Provinzen; ja sogar die Kaffeehäuser wurden geschlossen und das Tabakrauchen verboten, um Zusammenkünfte im Keime zu ersticken. Was also Sultan Mahmud heute that, hat in vielen Stücken seinen Vorgänger. Überdies wachte Murad über der Aufnahme in die Rollen der Janitscharen, und weil ein Secretair ohne große Wahl Knaben und schlechtes Gesindel einschrieb, sich auch zur Bewirkung der Aufnahme in die Listen bestechen ließ, ließ er ihn köpfen. Doch fand auch unter ihm (1638) die letzte Lese von Christenknaben zum Dienste unter den Janitscharen statt, und es hörte die Tyrannei auf, die Eingefangenen ihren Glauben abschwören zu lassen. Er starb den 9. Febr. 1640. Wie er Tyrann, so war sein Nachfolger und Bruder Ibrahim nichts als Wüstling. Unter ihm wagte es der Großvezier Kara Mustafa, die in den Musterrollen der Janitscharen erledigten Plätze einzuziehen, setzte sich jedoch dadurch dem Hasse der Truppen aus, dem seine Hinrichtung folgte. Nur 17,000 Mann hatte er noch beibehalten, alle übrige verabschiedet. Dafür fühlte bereits sein Nachfolger, der mächtige Ahmedpascha, den Gegendruck. Er hatte freilich unternommen, listig, aber meuchlings bei einem Gastmahle die einflußreichsten Obersten derselben hinrichten zu lassen; anstatt dessen erregten diese, von der geheimen Absicht benachrichtigt, vollständigen Aufruhr, der durch Beschluß der Rebellen mit seiner Entsetzung, und weil sie hiermit nicht zufrieden, mit seiner Erdrosselung endigte. Ja man kam bereits schon wieder so weit, daß man den Sultan selbst vom Throne zu stoßen gedachte. Die Truppe begehrte ihn zu sehen. Er ward ab- und an seiner Stelle sein siebenjähriger Sohn (1648) Muhammed eingesetzt. Zehn Tage in schlechtem Gefängnisse gingen seiner Erdrosselung voran. Die neue Thronbesteigung kostete dem Schatze nicht weniger als 4080 Beutel, der Beutel zu 500 Piastern, d. i. 2,040,000 Piaster, der Piaster zu 120 Asper, also 244,800,000 d. i. nach damaligem Münzfuße, der Duk. zu 125 Asper, 1,958,400 Dukaten, wovon die Janitscharen allein 50,000, jeder nämlich 3000 Asper und Zulage des Soldes bis auf sieben Asper erhielten. Noch thaten sie einmal (1648) treffliche Dienste gegen die in Aufruhr begriffenen Sipahi und Pagen, die sie blutig überwältigten, allein der Großvezier wurde auch durch diesen Dienst ihr Sklave. Seine Macht ward immer mehr beschränkt, während ihre Ausschweifungen zunahmen; sie prügelten die Kläger, raubten Weiber, stürmten Bäder, setzten endlich den Großvezier Muhammedpascha ab und verhängten seine Hinrichtung. Der Janitscharenaga Murad ersetzte ihn, die Spannung mit den Sipahi aber blieb dieselbe. Dabei betrug der Sold der Janitscharen nicht weniger als 800,000 Piaster, von denen aber 300,000 der Aga einsteckte. Überdies fingen sie an, sich selbst in die innern Angelegenheiten des Harems zu mischen. Die alte Walide ward zu Gunsten der jüngern unter ihrem Schutze ermordet. Es erneuerten sich alle Greuel der frühern Zeit, während der Sultan nichts that und nichts thun konnte, als was die Minister und Intrigue des Serai aus dem Innern seines Palastes oder die wilde Rotte der gereizten Soldateska von Außen für gut fanden. Sie suchten in Aufläufen ihren Willen kund zu geben und gingen nicht eher aus einander, bis dieser geschehen. Auch der Mufti war von ihrer Wuth und willkürlichen Anklage nicht mehr frei, und dessenungeachtet vermehrte der Großvezier Murad von Neuem die durch Tarchundschi Ahmed auf 50,000 Janitscharen herabgesetzte Zahl auf 80,000, die zu besolden der Schatz keine Mittel hatte. Einer der gefährlichsten Aufstände erfolgte nach Absetzung des 39jährigen Sultan Muhammed und der Einsetzung seines ältesten 45jährigen Bruders Soleiman II. auf den Thron im J. 1687. Nachdem sie ihren eigenen Aga zerfleischt, fielen sie plündernd in die Paläste der Minister ein, die einige ihrer Oberofficiere mit andern für die Truppe weniger günstigen Männern besetzt hatten, stürmten den Palast des Defterdars und selbst den des Großveziers, und ernannten eigenmächtig ihren Aga. Der Pfortenpalast des Großveziers, mit Steinwürfen und Flintenkugeln begrüßt, wurde endlich eine ganze Nacht hindurch förmlich belagert, und am Morgen eingenommen und Alles zertrümmert. Der Großvezier Siawuschpascha selbst fiel als Märtyrer, sein Harem vertheidigend, der auf das Schändlichste mishandelt wurde. Die Sklavinnen trug man wie das andere geraubte Gut auf dem Rücken fort, der Schwester des Unglücklichen und seiner Gemahlin wurden Hände und Nasen abgeschnitten und dieselben nackt durch die Gassen geschleift. Zwar fühlten die Janitscharen die Größe ihrer bisher unerhörten Verbrechen und suchten sie durch die fünf Häupter der Ulema vor dem Gesetze zu rechtfertigen, weiterer Frevel aber an dem Besitzthume eines Verwandten des Propheten brach ihre ungezügelte Tyrannei. Das Volk selbst schlachtete einige der Haupträdelsführer ab, und der Janitscharenaga wurde hingerichtet, andere Rebellen gehenkt, und andere wieder brachten aus Furcht sogar einen Theil der geraubten Beute zurück. Zugleich ward unter dem Vorwande der Theilnahme an diesem Aufruhre auch manches unschuldige Opfer, dessen sich Privathaß entledigen wollte, hingerichtet. Dadurch waren sie doch so weit eingeschüchtert, daß bei Sultan Mustafa's II. Thronbe-

steigung (1695) sich die Janitscharen mit der Pauschsumme von 260 Beuteln, da der Schatz als ausgeleert nichts mehr hergab, begnügten, und dessen ungeachtet wurde auch er durch einen militairischen Aufstand vom Throne gestürzt, und das nicht einmal in Constantinopel selbst, sondern bei seiner Rückkehr vom Feldzuge in der zweiten Hauptstadt des Reichs, in Adrianopel. Es zog im J. 1703 ein Heer von nicht weniger als 50—60,000 Rebellen, unter ihnen nur 1000 Janitscharen aus Constantinopel, gegen ihn an, was zwar weniger gefährlich, als der Verrath der Janitscharen in seiner Armee. Sein 30jähriger Bruder Ahmed III. ward statt seiner Herrscher des türkischen Reichs unter der Vormundschaft der Rebellen, denen er sogleich den Mufti und andere Hochgestellte, die als Verräther bezeichnet, hinopfern mußte. Zwanzigtausend getreue Janitscharen wurden mit einer täglichen Zulage von drei Aspern eingeschrieben, andere aus den Rollen gestrichen, dagegen die Wiedereinschreibung allem hergelaufenen Gesindel verweigert und sogar mehre Rebellenhäupter hingerichtet. Vorzüglich ward letztern eine heimliche Polizei gefährlich und ihre wiederholten Versuche durch die Kraft der Großveziere unterdrückt. Obwol nun in der ersten Zeit der Herrschaft Ahmed's III. sich überall die Spuren einer gesteigerten moralischen Kraft zeigte, der eine größere Milde, Handhabung der Gerechtigkeit und des Schwertes zur Seite ging, so blieben doch auch so Unruhen unter der einmal an dieselben gewöhnten Masse der Janitscharen, sowol in den Provinzen, wie in der Hauptstadt seit 1726 nicht aus, und Sonnabend den 30. Sept. 1730 mußte sogar der doch nicht ganz unkräftige Herrscher nach dem Willen der in vollem Aufstande befindlichen Meuterer dem Sultan Mahmud, dem Sohne Mustafa's II., das Sultanat abtreten. Dessenungeachtet waren auch durch dieses Opfer die J. keineswegs befriedigt. Der Aufruhr schleppte sich auch in die neue Regierung hinein. Gesindel rottete sich auf dem Fleischplatze in der Hoffnung zusammen, eingeschrieben zu werden, und erst nach drei Tagen, als das Thronbesteigungsgeschenk vertheilt ward, trat Ruhe und alsbald auch die Hinrichtung des Poles des Aufruhrs Patrona Chalil ein. Jenes bestand dieses Mal aus 150 Wagen, jeder mit 50 Beuteln beladen. Diese 7500 Beutel wurden zum Theil unter 40,000 Janitscharen, deren jeder 25 Piaster erhielt, verabreicht. Freilich aber gestanden sie ihre Zufriedenheit nur unter der Bedingung zu, daß keiner von ihnen für seinen Aufruhr gestraft, und daß ihnen drei Fahnen offen zu halten erlaubt sein solle, unter denen sie sich versammeln könnten, wenn etwas wider sie im Schilde geführt würde. Die erste Bedingung ward keineswegs erfüllt, und die zweite dadurch sehr an Bedeutung geschwächt. Der Sultan fand neue Würdenträger, die ihn kräftig gegen die Wütheriche schützten. Der Großvezier Kabakulak ließ binnen drei Tagen über 7000 unruhige Köpfe hinrichten, die Dschebedschi, Baltadschi und Bostandschi wurden ihre Henker und die Hauptstadt fand Ruhe; ja jener Träger des Thrones soll heimlich und öffentlich binnen sechs Monaten nicht weniger als 15,000 als unerbittlicher Feind der Ungehorsamen aus dem Wege geräumt haben. Als Dank, weil er Unzufriedenheit unter dem Vorwande der Befriedigung seiner Privatrache erregt, folgte seine Absetzung. Dabei vergaßen jedoch die Janitscharen nicht, wenn das eigentliche Gesindel zu rauben und zu plündern versuchte, es zu Paaren zu treiben. Sie selbst theils durch Krieg beschäftigt, theils durch klügere Maßregeln der Regierung in Ruhe gehalten, wiederholten zwar in einzelnen Fällen und bei unwichtigern Veranlassungen die Sitte, ihre Foderungen durch ungestümen Auflauf erfüllt zu sehen; doch erlangten sie ihre frühere Wichtigkeit erst wieder, als der unglückliche Sultan Selim III. das Opfer seiner Einführung des Nisamdschedid oder der neuen Ordnung ward. Der Ausdruck Nisám dschedid (نظام جديد) war in der Osmanischen Geschichte nicht unbekannt, aber früher nur unter andern Formen und Beziehungen ins Leben gerufen worden. Wie früher nämlich geschehen, begann auch er diese neue Einrichtung mit Veränderungen des Finanz- und Uniformungssystems, in letzterer Beziehung hauptsächlich die Bostandschi betreffend, die als Truppen nicht nur zur Bewachung des Serai, sondern auch auf den Feldzügen und den Janitscharen gegenüber als treuere Soldaten gebraucht werden sollten. Schon im J. 1695 hatte man drei Regimenter, jedes 1000 Mann stark, gebildet, und sie durch besondere Tracht von dem übrigen Militair ausgeschieden. Nicht von Innen aber kam die Anregung zu im Osmanischen Reiche unerhörten Veränderungen, hauptsächlich war es das Beispiel europäischer Zucht und Ordnung, europäischer Staats- und Kriegskunst, welche alle jene Reformen hervorrief, die man unter obigem Namen begreift, und vorzüglich die Janitscharenverfassung einschloß, indem man mit dieser anzufangen vermeinte, als demjenigen Körper, von dem man den meisten Widerstand erwartete und im Anfange auch entscheidend erfuhr. Selim III., Sohn Muhammed's III., wurde 4. Jan. 1761 geboren, und seine Geburt durch eine siebentägige Beleuchtung der Stadt und dreitägige des Meeres gefeiert. Die Hauptabsicht der neuen Ordnung aber, die dieser Sultan vorbereitete und zu Anfange des laufenden Jahrhunderts durchzusetzen vermeinte, lag in der Einübung und Disciplinirung der Truppen nach europäischer Art. Die Janitscharen wurden verpflichtet im ganzen Umfange des Reichs, ihre Waffenübungen und selbst den Marsch nach der europäischen Taktik anzustellen, und das oft in Gegenwart des Sultans, der dennoch trotz aller Mittel keinen Eifer und Anerkennung, daß es so besser sei, in das Corps bringen konnte. Allein nicht nur die Janitscharen, sondern alle die einzelnen Corps und Waffengattungen, vorzüglich die Topdschi oder Kanoniere, erhielten völlige Umgestaltung und ihre Officiere gleiche Rechte und Ansprüche zu den Graden, die den Janitscharen zugestanden waren. Besondere Uniformen schieden die einzelnen Corps. Vorzüglich furchtgebietend gestaltete man das der Bostandschi, das in zwölf Regimenter (Buluk), jedes von 1600 Mann, getheilt ward, unter einem Bimbaschi. Jedem Regimente wurden übrigens 96 Kanoniere und andere Milizen beigegeben. Ebenso wurden alle Misbräuche

unter den Seetruppen eingestellt oder vermindert, und wer Officier hier und bei der Artillerie werden wollte, mußte seine Fähigkeit durch Kenntnisse bethätigen. So hoffte man Gegengewicht genug zu haben gegen die Sitten und Zuchtlosigkeit des wilden Janitscharencorps, und indem man zur gehörigen Zeit den Sold zahlte durch eine besonders errichtete Casse, gab man auch keine Veranlassung zu gegründeten Klagen. Dessenungeachtet stürzte nicht nur der Sultan von seinem Throne, sondern der Geist des Aufruhrs versetzte das ganze Osmanische Reich in eine Anarchie, wo jeder Pascha sich als Herr ansah, und mit seinem Nachbar offen Krieg führte. Der ruhige Unterthan erkannte zwar die Wohlthaten einer solchen Regierung; desto mehr entbrannte der Zorn altgläubiger, aller Neuerungen feindseliger Würdenträger. An die Spitze dieser Bewegungspartei stellte sich das Oberhaupt des Gesetzes oder der Mufti und der Kaimakam. Letzterer hoffte durch Umsturz der Gewalt Beförderung zu höherm Posten und die Janitscharen hielt man für geschickte Werkzeuge zur Ausführung ihrer Absichten. Es bedurfte aber auch bei diesen nur der Anregung, nur des Geständnisses der Unzufriedenheit, um auch ihren längstverhaltenen Groll zum Ausbruche zu bringen. Es waren die neuangeworbenen Jamaken (يماك), die den 26. Mai 1807 in den Canalbatterien zuerst die Fahne des Aufruhrs aufsteckten, nachdem sie den Aufseher des Bosporus ermordet hatten. Von ihnen wurden die Topdschi oder Kanoniere in Top-chane angesteckt und beide Corps zogen nun mit umgekehrtem Kessel auf den gewohnten Aufruhrplatz Etmeidan. Nach alter Weise verlangten sie von hier aus die Köpfe mehrer Minister und Pfortenbeamten und augenblickliche Gewährung ihres Gesuchs machte sie nur dreister. Man richtete alsbald hin, wen man wollte, die Miliz vereinigte sich mit den Ulemas, diese hießen die Absetzung des Sultans gut. Selim wich am 28. Mai und begrüßte seinen Vetter Mustafa IV., einen Sohn Abdulhamid's, als der Erste, begab sich in den Prinzenkäfig, und belehrte dort den jüngern Bruder seines Verdrängers, Mahmud, den jetzigen Herrscher in der Regierungskunst. Mustafa IV., der von den Janitscharen eingesetzte neue Sultan, war ein Fürst ohne alle Talente und ohne allen Charakter, ja das Reich war so unglücklich, nicht einmal einen weisen Rathgeber an seiner Seite zu erblicken. Überall in demselben sehnte man sich die Regierung Selim's zurück, die jedem Rechtschaffenen eine Wohlthat war. Auch fanden sich zur Realisirung des Wunsches zwei Männer, Tajar Pascha und Beiracta Mustafa Pascha, wovon der letzte hauptsächlich von Albanesen unterstützt gegen die Hauptstadt und das Serai heranzieht und 28. Juli 1808 die Auslieferung Selim's verlangt. Anstatt dessen läßt Mustafa den unglücklichen Selim, der sich muthig wehrt, bis ihm der Großstallmeister den tödtlichen Stoß versetzt, umbringen. Gleiches Schicksal hätte Mahmud getroffen, wäre nicht Namiz-Efendi, der Defterdar oder Zahlmeister in Beiractar's Armee, nach dem Prinzenkäfig über die Gewölbe hinweg in's Innere des Serai gedrungen. Der bedrohte Prinz ward anstatt zum Tode noch an demselben Tage in den Thronsaal geführt, Mustafa ab- und er zum Sultan eingesetzt. Beiractar wird Großvezier, gibt aber zu viel Beweise von Unkenntniß und die Janitscharen, die einigermaßen eingeschüchtert, fassen Muth, schmähen ihn und rücken in der Nacht vom 14. bis 15. Nov. vor seinen Palast, die hohe Pforte, die sie in Brand steckten. Beiractar sprengte sich in die Luft. Schon in der Nacht vom 16. bis 17. sieht man Janitscharen mit den Topdschis und den Seesoldaten (Galiundschi) in dem Entschlusse vereinigt, Mustafa aus dem Gefängnisse hervorzuholen, und Namiz Efendi sieht keine andere Rettung, als dem Sultan Mahmud die Erdrosselung seines Bruders anzurathen. Mahmud widersteht wiederholt dem Verlangen, muß aber endlich um seiner eigenen Rettung willen willfahren. Über der Leiche seines Bruders befestigte er in der Nacht vom 17. auf den 18. Nov. seinen Thron. Die Aufrührer, mit den Ulemas vereinigt, flehten nun die Gnade des einzigen Herrschers an. Er versprach sie ihnen unter der Bedingung von Beweisen der Reue und zeigte schon jetzt, daß sie wenig von der Charakterfestigkeit dieses Mannes für sich zu hoffen haben würden. Dessenungeachtet wuchs die vielköpfige Hydra von Neuem und wurde dem Staate und Sultan die drückendste Last. Unerschütterlich bestrafte Mahmud zwar auch ihre leichtesten Vergehungen und schwächte durch unvorgesehene Hinrichtung ihre Kraft an den unruhigsten Köpfen, doch war ihre Furcht keine aufrichtige. Wir nähern uns somit der Katastrophe, die ihrem Bestehen ein Ende machte. Es war der bekannte Halet Efendi, früher türkischer Gesandter am französischen Hofe, der nach seiner Rückkehr durch die erlangten Einsichten sehr bald sich den entschiedensten Einfluß auf die Reichsgeschäfte verschaffte, obwol er als Secretair für den Namenszug des Sultans kein öffentliches Staatsamt bekleidete. Man kannte seine Thätigkeit im Cabinet, und diejenigen, welche an der Spitze der Staatsgeschäfte standen, sahen sich oft durch seine Eingebungen in ihren Planen und Entschließungen gehindert. Vorzüglich aber lud er den Haß der Janitscharen auf sich, denen die von ihm ausgehenden Befehle durchaus nicht behagen wollten. Ihr Unwille wuchs allmälig, und da der Zufall auch die Lebensmittel seltner und theurer als gewöhnlich machte, beklagte sich auch das Volk. Zufällig fanden die Janitscharen hauptsächlich in einem ihrer Derwische Hadschi Begtasch, der an den alten Scheich erinnerte, einen Dolmetscher ihrer Klagen. Dieser verfügte sich nämlich zu Halet, zog sich aber durch seine zu derbe Sprache die Verbannung zu, 28. Febr. 1822. Doch glaubte man mehr zu wissen und hielt ihn für erdrosselt. Die Janitscharen rotteten sich nun häufiger zusammen, und diese Versammlungen hatten keinen andern Zweck, als vom Sultan die Auslieferung von sieben seiner Minister, die es am wenigsten gut mit ihnen zu meinen im Verdachte standen, zu verlangen. Man überreichte also im J. 1822. 1. Nov. an einem Freitage, als er in die Moschee ritt, dem Sultan die bezüglichen Bittschreiben. Die Antwort darauf blieb aus, daher wurde der Aga veranlaßt, den folgenden Freitag, als er dem Sultan vor der Moschee den Steig-

bügel zum Absteigen hielt, ihn um eine Erklärung deshalb anzugeben. Der Sultan that verwundert und leugnete den Empfang des Schreibens, worauf ihm der Aga kurz und bündig die Nothwendigkeit aus einander setzte, den Klagen der Janitscharen Gehör zu geben. Der Sultan, deshalb beunruhigt, durcheilte selbst nächtlich die Straßen und Kaffeehäuser, und überzeugte sich nur zu sehr von der Wahrheit der Worte des Aga. So wurde am 10. Nov. das Ministerium aufgelöst und vier Mitglieder desselben in's Exil geschickt. Auch verbreitete man das Gerücht, Halet sei auf der Stelle erdrosselt worden. Anstatt dessen schrieb ihm der Sultan mit eigner Hand einen Sicherheitsbrief mit dem Befehl, sich einstweilen nach Brusa zu begeben und 40 Reiter als Ehrenwache mitzunehmen. Daran schloß sich das Versprechen einer Zurückberufung, sobald thunlich. Unterwegs erhielt er jedoch den Befehl, sich nach Konia zu begeben, während der Sultan Getreue abschickte, die sich seines Kopfes versichern mußten. Dieser wurde nach Constantinopel gebracht und von seiner Gemahlin mit 2000 Piastern erkauft, alsbald aber aus Haß ausgegraben und in's Meer geworfen. Acht Millionen Piaster aber flossen aus seinem Nachlasse dem Staatsschatze zu.

Unterdessen hatte der Krieg mit Griechenland eine bedenklichere Gestalt angenommen. Es fehlte sichtbar an gewandten Truppen und die überwiegende Taktik des ägyptischen Heeres machte selbst die hartnäckigsten Türken nachdenkend. Für Mahmud, einen zweiten Peter den Großen, blieb nur die Wahl zwischen zwei Fällen zulässig, wenn er einmal entschlossen war, die Einführung der neuen Ordnung abermals zu versuchen. Entweder verhielten sich die Janitscharen im Anfange ruhig und dann hoffte er sie in einigen Jahren durch seine neue Truppe im Zaume zu halten, oder sie blieben es nicht, nun dann war er entschlossen, sie bis auf den letzten Mann zu vertilgen. Er fing also damit an, den größten Theil der Janitscharenofficiere seinen Plänen durch Geld geneigt zu machen, oder die böswilligsten durch Drohungen zu erschrecken. Für die Billigung seines Vorhabens und die Vollziehung seines Willens mußten sie sich schriftlich verpflichten. Aus jeder Orta gaben sie sofort 150 Mann her und ägyptische Officiere wurden ihre Instructionsmeister. Anstatt aber den Namen der neuen Ordnung zu gebrauchen, nannte er sie, um alle Vorurtheile zu schonen, die alte Einrichtung (Nisam atic نظام عتيق) nach einer vorgeblich unter Soleiman I. bestandenen Ordnung. Der Plan gelang, und schon 13. Jun. 1826 konnte auf dem Fleischplatze eine allgemeine Musterung in Gegenwart des Sultans, der Ulemas und Minister vorgenommen werden. Den 14. Abends erhielten die Truppen Befehl, sich auf den Etmeidan zu einer Probe ihrer kriegerischen Evolutionen zu versammeln. Hier erst gewahrten sie, wie weit sie sich von ihren frühern Grundsätzen entfernt, wie arg sie bereits die Sitten ihrer Vorväter verleugnet hätten. Ein Bairachdar oder Standartenträger rief: Das seien ganz den russischen ähnliche Manöver," worauf ein anderer: „Es sei noch schlimmer" erwiderte. Augenblicklich ließ sich überall Murren hören. Der Aga verwies dem Voreiligen streng seine Rede und ein ägyptischer Officier schlug den zweiten Sprecher sogar in's Gesicht. Von nun an war alle Ordnung aufgelöst und was bisher gelungen, ging mit einem Male in dem beginnenden Tumulte zu Grunde. Die Truppe zerstreute sich in die Straßen und insultirte, wem sie begegnete. Vor allem sollte zuerst der Aga für seine Anhänglichkeit an der neuen Ordnung der Dinge büßen. Man drang in sein Haus ihn zu ermorden; er war bereits geflohen und dafür rächte man sich durch Zertrümmerung seiner ganzen Habe und die Entweihung seines Harems. Der Sultan, der einige Meilen von Constantinopel entfernt im Beschictasch Kiosk zubrachte, wurde sogleich vom Aga und dem Großveziere über das Vorgefallene unterrichtet. Die Empörung wuchs von Stunde zu Stunde, das Volk gesellte sich der entzügelten Miliz zu, plünderte und zerstörte die Paläste, verwüstete das Archiv, weil sich hier die Quelle der neuen Einrichtung vorfinden sollte und die Janitscharen traten ihre neuen Uniformen mit Füßen. Aber auch der Sultan war auf Alles vorbereitet, und obwol er die 20,000 auf dem Etmeidan versammelten Meuterer zu anderer Zeit hätte fürchten müssen, so kannte er doch auch seine Hilfsmittel, die er vorbereitet hatte und ihnen entgegenstellen konnte. Der Agapascha von Jenikui und der Anführer der Artillerie erhielten Befehl, sich mit aller verfügbaren Mannschaft marschfertig zu halten. Vor zahlreichem Rathe setzte darauf der Sultan die von den Janitscharen begangenen Verbrechen aus einander, schilderte ihren Geist der Empörung, und schloß mit der Erklärung, daß er ihre Anmaßung ferner zu ertragen nicht mehr entschlossen sei, oder nach Asien hinübergehen und ihnen die Hauptstadt mit der europäischen Türkei überlassen werde. Der Sandschak Scherif oder die heilige Fahne des Propheten wurde aus der kaiserlichen Schatzkammer hervorgeholt, was seit 50 Jahren nicht geschehen. Ihr voraus gingen zur Ahmed-Moschee die Ulema und die Schüler dieses Corps, während der Sultan mit seiner Umgebung unter Lesung des Korans folgte. Öffentliche Ausrufer verkündigten überall den feierlichen Aufzug und sogleich reiheten sich Tausende von Einwohnern unter die geheiligte Fahne mit dem freudigsten Geschrei der Begeisterung. Der Mufti pflanzte sie auf die Kanzel und der Sultan sprach den Fluch über alle diejenigen aus, die sich nicht unter sie vereinigen würden. Der Agapascha landete mit seinen Truppen, ebenso der Topdschipascha seine Artillerie. Die Seesoldaten und Bostandschi waren ebenfalls unter den Waffen. Sobald alles gehörig vorbereitet, wurden vier Oberofficiere zum Etmeidan entsandt, den Janitscharen Verzeihung vom Sultan anzubieten, wenn sie ihre Foderungen einstellen, ihr Unrecht einsehen und sich auf der Stelle zerstreuen würden. Mit Verachtung wiesen die Meuterer diese Anträge zurück, ja sie tödteten die Überbringer derselben und stellten die Gegenfoderung, daß der Sultan für immer alle und jede Neuerung aufgeben, daß der Großvezier, der Agapascha, ihr eigener Aga und der ägyptische Agent Nedschib Efendi ihnen ausgeliefert werden

sollten, da sie die meiste Schuld der versuchten Veränderung aller Institutionen trügen. Jetzt wandte sich der Sultan an den Mufti mit der Frage, ob er mit Gewalt gegen die Empörer verfahren könne. Auf die bejahende Antwort verlangte er ein Fetwa, das ihn berechtige, sie zu vertilgen, wenn sie Widerstand leisteten. Auch dieses geschah und so zog der Agapascha mit 60,000 Mann, auf die er rechnen konnte, gegen den Etmeidan heran. Der Platz wurde rund herum eingeschlossen, und wider Vermuthen sahen die Rebellen ihr Schicksal in wenig Minuten entschieden. Aller Widerstand war unnütz, die Hälfte derselben blieb auf dem Platze, die andern retteten sich in die Casernen. Auch hier noch weigerten sie sich, sich unter jeder Bedingung zu ergeben. Daher steckte man die Casernen in Brand; wer dem Schwert entrann, erlag dem Feuertode, und der morgende Tag erst zeigte das Blutbad in seiner furchtbaren Größe. Ganze Haufen Körper lagen unter der rauchenden Asche begraben, aber auch dem Agapascha waren vier Pferde unter dem Leibe erschossen worden und er selbst hatte mehre Wunden erhalten. Die folgenden beiden Tage blieben die Thore der Stadt geschlossen bis auf eins, durch welches das Landvolk hereinzog, um den Sandschak Scherif zu sehen. Die Janitscharen, die auf die Straßen oder in die Häuser zu entrinnen so glücklich gewesen, wurden einzeln ohne allen Pardon niedergemetzelt. Dessenungeachtet hörte man in Pera nur den Donner der Kanonen und sah die auflodernde Flamme, sonst wußte Niemand von dem Ereigniß. Als die Zeit gekommen, ging der Sultan in der neuen Uniform in die Moschee, begleitet von den Großwürdenträgern, den Topdschis und Chumbaradschis oder Bombardierern, die von nun an die Stelle der Janitscharen vertraten. Alle Fahnen der letztern wurden von ihren Standplätzen herabgerissen und in Stücken zerfetzt, und als die Sonne abermals aufgegangen, verfluchte der Sultan öffentlich das ganze Corps der Janitscharen und verbot selbst ihren Namen auszusprechen. Am Abend ward die hergestellte Ruhe auf allen Straßen verkündet. Über die Zahl der gemetzelten Aufrührer ist man jedoch nicht einig. Obwol Einige behaupten, daß auch nicht ein Mann entkommen und selbst die Officiere, mit geringer Ausnahme einiger übergetretenen kämpfend gefallen seyen, auch nachträglich noch manches Opfer fiel, so scheint doch nichts Übertriebenes in der Annahme zu liegen, wenn man 15—20,000 Leichname zählt. Mehre Tage waren eine große Menge Wagen beschäftigt, diese dem Hafen und dem Bosporus zuzuführen. Man sah sie daselbst schwimmen und der Sturm trieb sie bisweilen an das Ufer. Selbst Schiffe wurden in ihrem Laufe gehindert. Außerdem soll die Zahl der Verbannten allmälig auf ebenfalls 20,000 gestiegen sein.

Die Janitscharen in den Provinzen waren vereinzelt ohne große Geltung. Wer sich von ihnen verdächtig glaubte, zog sich entweder zurück oder unterlag, und die wenigen, die zerstreut in neuerer Zeit hier und da Miene machten, sich zu erheben, haben nicht vermocht, ihrem Widerstande Nachdruck zu geben. Außer den schon angegebenen Quellen diente zur Schilderung der Vernichtungskatastrophe hauptsächlich der Bericht des Engländers Walsh. In vieler Beziehung anders lautet allerdings der vom türkischen Reichshistoriographen Seid Muhammed El-Sa'd auf Befehl des Sultans herausgegebene Bericht unter dem Titel Asi safer (اس ظفر) d. i. Myrthe des Sieges oder Ussi safer (اسّ ظفر) d. i. Grundlage des Siegs oder Geschichte der Janitscharenvertilgung, gedruckt zu Constantinopel Ende des Monats Schewwal (d. i. Mitte Mai's 1828), ein Quartband von 259 Seiten und ins Französische übersetzt durch Caussin de Perceval unter dem Titel: De la destruction du corps de Janissaires par le Sultan Mahmoud en 1826 (Paris 1833). Daselbst ist alles vermieden, was die furchtbare Scene in ihr wahres Licht stellen könnte, sowie es gradezu lächerlich erscheint, wenn die Angabe der hingerichteten Janitscharen sich auf die Zahl 200 beschränkt. Ganz entgegengesetzt sprechen die europäischen Augenzeugen, unter denen wir hier noch Deval in seinem Werke: Deux années à Constantinople et en Morée 1825. 1826 (Paris 1828) anführen wollen.

(*Gustav Flügel.*)

JANITSCHARENMUSIK, die militairische Musik der Janitscharen (s. Türken), trägt die Melodie ihrer Märsche und anderer geringer Tonstückchen auf scharf einschneidenden Blasinstrumenten vor, hauptsächlich auf schwirrenden Hoboen und spitz durchdringenden Trompeten, welche sämmtlich in der Regel unisono blasen und nur zuweilen eine ungeregelte Harmonie, die kaum den Namen verdient, vernehmen lassen. Dazu schlagen weit und hell schwirrende Becken (s. d.) den Takt und die rhythmischen Einschnitte, welche noch vom Gerassel einer Menge kleiner Trommeln in ihrem Geschäft unterstützt werden. Die große Trommel gibt die Hauptschläge und brummt in gewisser Art einen unbestimmten Grundton, der dem wilden Ganzen zur Basis dient. Zuweilen bei festlichen Gelegenheiten sind noch kleine hochtönende Flötchen, Triangel und Schellen dabei. Es ist also eine unharmonische Lärmmusik, welche jedoch mit ihrer scharf rhythmischen Kraft und ihren eigenthümlich gellenden Melodien die Eingebornen bis zur Wuth aufreizen kann. Das Rhythmische ihrer Tonsätze und die Melodien selbst sind im hohen Grade seltsam, das forte viel mannichfacher und bunter, als es in unserer Musik der Fall ist. Ihre ganze Tonkunst, die sie von den Persern und Indiern haben, nicht von den Griechen, von denen sie nur Weniges zu dem Alten nahmen, ist noch äußerst roh. Da sie nichts nach Harmonie fragen, schreiben sie auch ihre Melodien selten auf, sondern spielen sie nach dem Gehör. Ihre Tonleiter ist der unsern gleich. Was wir unter dem Namen der Janitscharen- oder türkischen Musik in Teutschland, Italien u. s. w. als Nachahmung hören, ist keine Nachahmung ihrer volksthümlichen Melodien oder ihres viel ungleichartigern Rhythmus, sondern es ist blos der Gebrauch ihrer Lärminstrumente, als der Becken, Triangel, großen Trommel u. s. w. Der schlechte Geschmack mancher Pianofortebauer und ihrer Käufer hat

sogar eine Art Janitscharenmusik an diesem Instrumente angebracht, die durch Bewegung eines Trittes lospaukt und das Instrument ruinirt. Seitdem aber Mahmud II. so viel Europäisches unter seine Türken zu bringen trachtete, hat er auch einen italienischen Maestro als Hauptführer seiner Musik kommen lassen. Donizetti der Jüngere hat die Ehre vom Sultan sehr ausgezeichnet zu werden. Da wird nun auch etwas Weniges Harmonie der türkischen Musik untergeschoben. Wie gut, daß kein Teutscher diesen Ehrenposten verwaltet; es würde sonst auf einmal der Harmonie zu viel. Maestro Donizetti hat sich vorzüglich dem Sultan mit einem Marsch empfohlen, der in so hohem Grade kaiserlicher Leibmarsch geworden ist, daß er überall, wo der Sultan nur erscheint, gespielt werden muß. Dadurch wird auch die türkisch-alte Rhythmik nach und nach in das gewohnte italienische Gleis traben. Die leipziger allgem. musikal. Zeitung 1837. S. 28 hat diesen Marsch aus erster Quelle mitgetheilt.

(*G. W. Fink.*)

JÁNK, ein dem Grafen Bar Kótzy gehöriger, jahrmarktberechtigter Marktflecken im számosközer Gerichtsstuhle der szathmárer Gespanschaft im Kreise jenseit der Theiß Oberungerns, in der Nähe des rechten Számosufers, in waldreicher und sumpfiger Gegend gelegen, am Bache Ergeder ausgebreitet, von Magyaren bewohnt, mit einem herrschaftlichen Castell, einer lateinisch- und einer griechisch-katholischen Pfarre, von denen die erste zum szathmárer Bisthume gehört; einer lateinisch- und einer griechisch-katholischen Kirche; 105 Häusern und 759 Einwohnern, von denen sich 578 zur katholischen, 161 zur protestantischen Kirche bekennen, 20 aber Juden sind.

(*G. F. Schreiner.*)

JANKAU, böhm. Jankow' 1) eine der Frau Gräfin von Chotek gehörige und mit dem Gute Radmierzitz vereinigte Herrschaft im kaurzimer Kreise des Königreichs Böhmen, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, dem Markte gleiches Namens und zehn Dorfschaften. Sie liegt im südwestlichsten Winkel des Kreises und grenzt mit dem berauner und taborer Kreise. Das Gut gehörte zu Anfange des 15. Jahrhunderts den Herren Chotienicz von Wlaschim, die sich zum Unterschiede der zweiten Nebenlinie den Namen Jankowsky beigelegt, und bei dem Ausbruche der Hussitischen Unruhen ihre Güter in Böhmen verkauft und sich nach Mähren begeben haben. Zu Ende des 16. Jahrh. besaßen die Herren von Talmberg das Gut Jankau. 2) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriger Markt in Böhmen, 1½ Stunde ostwärts von dem Markte und Postamte Wottitz und sieben Meilen südsüdöstlich von Prag entfernt, der Sitz einer eigenen Herrschaftsverwaltung, einem verfallenen Schlosse, mit einer alten, schon im J. 1384 mit einem eigenen Seelsorger besetzten, im J. 1761 wieder hergestellten kathol. Pfarre, welche zum bistricer Vicariatsdistricte des prager Erzbisthums gehört, von einem Priester versehen wird, 1831: 1535 Seelen in ihrem Sprengel zählte und unter dem Patronate steht; einer katholischen, dem heiligen Joh. dem Täufer geweihten Kirche; 53 Häusern und czechischen Einwohnern, welche meist vom Ackerbaue leben. Der Ort ist bemerkenswerth wegen des Sieges, welchen den 6. März 1645 die Schweden unter Torstensohn hier über die Kaiserlichen, welche unter der Anführung des Feldmarschalls J. Grafen von Götz kämpften, erfochten. Vgl. darüber Jankowitz (Schlacht bei). 3) Drei kleine Dörfer im czaslauer, budweiser und berauner Kreise Böhmens.

(*G. F. Schreiner.*)

Jankavatz (Geogr.), s. Jankovacz.

Janke (Johann Gottfried), s. Jancke.

JÄNKE (Johann David), geboren den 9. März 1702 [1]) zu Ravenstein in Pommern. Die erste Bildung verdankte er den Schulen zu Reetz und Stargard. An dem zuletztgenannten Orte vertheidigte er (1723) unter Schöttgen's Vorsitze die Abhandlung: de ritibus gentilium in Synodo Hierosolymitana ad Act. 15, 29, sowie späterhin in Halle, wo er seine akademische Laufbahn eröffnete, eine philosophische Dissertation [2]). Dem Wolf'schen System, dem er Anfangs gehuldigt, ward er bald abhold, und es erregte große Sensation, als er (1724) unter dem Namen Johann Gustav Idirpius, ohne Wissen und Willen des berühmten Buddäus, dessen Bedenken über die Wolf'sche Philosophie herausgab. Dieser erklärte sich öffentlich gegen diese Ausgabe, bewirkte, daß sie in Jena verboten ward, und veranstaltete noch in dem erwähnten Jahre selbst eine Ausgabe jener Brochüre. Jänke gerieth dadurch in mehre literarische Fehden, unter andern mit einem hamburger Gelehrten, der unter dem Namen Arini eine Schutzschrift für Buddäus drucken ließ. Jänke vertheidigte sich dagegen ebenfalls in einer Schutzschrift, begleitet von einer Vorrede de pruritu inclarescendi und einem historischen Berichte von den Schriften, so in der Wolf'schen Controverse herausgekommen [3]). Als bald nachher ein Unbekannter, der sich Florini nannte, in einer Schrift darzuthun suchte, daß Exempel einer heiligen Einfalt in der Arini'schen Schutzschrift aus allen Zeilen hervorleuchteten, trat Jänke vom Kampfplatze ab, verschwieg jedoch selbst seinen vertrautesten Freunden, daß er sich unter dem Namen Idirpius verhüllt habe.

Er war im Jahr 1727 Conrector zu Cöslin in Hinterpommern geworden, und erhielt 1737 das Rectorat an der dortigen Schule. Auch in diesen Verhältnissen gerieth er, obgleich mit Eifer für die Bildung der Jugend sorgend, in mannichfache Irrungen und in Verhältnisse, die seinen moralischen Lebenswandel im ungünstigsten Lichte zeigten. Dessenungeachtet erhielt er im J. 1742 einen Ruf nach Rügenwalde als Diakonus. Zwei Jahre später ward er Archidiakonus. Die Reizbarkeit seines Gemüths verwickelte ihn in mehre literarische Fehden, die sogar die nachtheilige Folge für ihn hatten, daß er 1747 seine Dienstentlassung, doch bald nachher eine Pfarrstelle

1) Diese Angabe gründet sich auf Jänke's eigenes Zeugniß. Ludovici (in seiner Historie der Wolf'schen Philosophie 2. Thl. §. 29 und 548) behauptet irrig, er sei den 26. Febr. 1702 geboren, und zwar in dem Dorfe Schöneberg bei Stargard. 2) De existentia Dei et creatione ex nihilo ex contingentia in mundo, totius mundi atque elementorum indole demonstrata. 3) Diese Schutzschrift erschien, ohne Angabe des Druckorts, im J. 17 4.

zu Krakow erhielt. Er lebte dort mit einer zahlreichen Familie, bei geringen Einkünften, in Armuth und Dürftigkeit bis zu seinem im J. 1752 erfolgten Tode.

Außer den bereits angeführten Schriften und mehren Gelegenheitsgedichten gab er noch heraus: **Progr. de antiqua Pomeranorum fide** (Stargard 1729. 4.). **Progr. de nobilitate Pomer. arte et marte inclita** (ibid. 1729. 4.). Von der Aufnahme der augsburgischen Confession in Pommern (Ebend. 1730. 4.). Das verunglückte und wiederbeglückte Cöslin (Ebend. 1731. 4.) und einige Leichenprogramme[4]). Eins seiner vorzüglichsten Werke hätte, wenn er es vollendet, sein gelehrtes Pommerland werden können, in welchem er biographische und literarische Notizen von den dort gestorbenen Gelehrten mittheilen wollte. Das erste Stück dieses Werks, zu welchem er einen Vorbericht (Stargard 1730) hatte drucken lassen, enthielt das gut abgefaßte Leben Bugenhagens. Da kein zweites Stück erschien, ließ J. C. C. Oelrichs den noch vorhandenen Exemplaren den Titel vordrucken: J. D. Jänke's ausführliche und mit Urkunden versehene Lebensgeschichte des vortrefflichen Kirchenlehrers D. Johann Bugenhagen's, und fügte des Verfassers Biographie hinzu. Die Berger- und Bödmer'sche Buchhandl. in Bützow erhielt 1757 noch die vorräthigen Exemplare jener Schrift. Seine übrigen Collectaneen von gelehrten Pommern machte Jänke in Jöcher's Allgem. Gelehrtenlexikon bekannt. Man findet dort seine, freilich oft unrichtigen und parteiischen, Notizen mit Jae bezeichnet[5]).

(*Heinrich Döring.*)

JANKEN, eine in der Mitte mit einem Loche versehene und einem Schleifstein ähnelnde Scheibe von gebranntem Thone, mit der beim Schmelzen des Messings die Öffnung des Brennofens mehr oder weniger verschlossen werden kann, je nachdem die Glut erhöhet oder gemindert werden soll. Das Rücken oder Richten des Jankens geschieht vermittels eines eisernen Hakens, den man daher Jankenhaken nennt. (*R.*)

JANKOVÁCZ, 1) ein auch Janko und Jankavatz genannter, im obern Bezirke der bács-bodrogher Gespanschaft Nieder-Ungerns, im Kreise diesseit der Donau nordöstlich von Bája gelegener, eine Stunde von Mélykut entfernter Marktflecken der freiherrlich von Orczy'schen Familie, mit einer röm. katholischen Pfarre und Kirche, einer jüdischen Synagoge, 790 Häusern und 5531 magyarischen Einwohnern, unter welchen sich 5269 Katholiken, zwei Griechen, vier Evangelische und 256 Juden befinden. Hier werden besuchte Jahrmärkte gehalten. Die Pfarre gehört zu der erzbischöflichen Diöcese Colocsa und Bacs. 2) Eine im Bucsin-Bezirke der verőczer Gespanschaft des Königreichs Slavonien im Gebirge Ustrina, nächst Drienovacz befindliche, von Essek zehn Meilen entfernte Glashütte, die auch geschnittene und geschliffene Waaren erzeugt; in der Nähe derselben ist ein schöner, 60 Fuß hoher Wasserfall. (*G. F. Schreiner.*)

JANKOVCZE, 1) **Stare-J., Alt-J.**, ein zur Herrschaft Vukovár gehöriges Dorf, im vukovárer Gerichtsstuhle der syrmier Gespanschaft des Königreichs Slavonien, dicht an der Grenze des broder Regimentsgebietes in wellenförmig-ebener Gegend, eine Meile ostsüdöstlich von Vinkovcze gelegen, von Illyriern bewohnt, mit 101 Häusern und 627 Einwohnern, welche von Feldbau und der Viehzucht sich ernähren und, mit Ausnahme von 31 nicht unirten Griechen, sämmtlich zur griechisch-katholischen Kirche sich bekennen. Es besteht hier eine eigene griechisch-katholische Pfarre, Kirche und Schule. 2) **Nowe-Jankovcze**, Neu-J., ein zum broder Regimentsbezirke der slavonischen Militairgrenze gehöriges Dorf, in der Nähe des Vorigen, an der von Vinkovcze nach Mitrovitz führenden Poststraße gelegen, nach Alt-Jankowcze eingepfarrt, mit 102 Häusern, 623 Einwohnern und einer griechisch-katholischen Filialkirche. Von den Einwohnern bekennen sich 324 zur unirten und 299 zur nicht unirten griechischen Kirche. (*G. F. Schreiner.*)

JANKOWCE, ein der liskoer Pfarre gehöriges Gut im sanoker Kreise des Königreichs Galizien, mit einem eigenen Wirthschafts- und dem in Lisko verwalteten Justizamte. Zu diesem Gute gehört das Dorf gleiches Namens, welches ¼ Meile nordöstlich von Lisko, zwischen Bergen liegt, eine griechisch-katholische, nach Lisko eingepfarrte Filialkirche, zu welcher von den Einwohnern 255 Seelen gehören, und ansehnliche Waldungen besitzt.

(*G. F. Schreiner.*)

JANKOWICE, 1) ein dem Georg Gorski gehöriges Gut im westlichen Theile des przemysler Kreises des Königreiches Galizien, mit einem eigenen Wirthschafts- und einem Justizamte, welches der Magistrat der benachbarten Stadt Jaroslaw verwaltet, und dem Dorfe gleiches Namens, dessen Bewohner vom Feldbaue leben. 2) Ein zur Herrschaft Plotycza gehöriges, am linken Ufer des Sered-Flusses in gebirgiger Gegend gelegenes Dorf im tarnopoler Kreise Galiziens, mit einer Pfarre, Kirche und einem Meierhofe. (*G. F. Schreiner.*)

JANKOWITZ, ein zur Herrschaft Napagedl gehöriges Dorf im hradischer Kreise des Markgrafthums Mähren, zwischen Weinbergen und bewaldeten Höhen gelegen, von Slawen bewohnt, nach Jalubi eingepfarrt, und 1¼ Meilen nordwestlich von der Kreisstadt entfernt, mit einer Schule, 129 Häusern, 645 Einwohnern und einem guten Sandsteinbruche. In den über dem Dorfe sich ausbreitenden Waldungen liegt an der von Hradisch nach Zdaunek führenden Straße ein großer platter Stein, welcher unter dem Namen des Königstisches (Kralowistol) in der ganzen Gegend weit und breit bekannt ist. Die in die Steinplatte eingehauenen Charaktere sind jetzt schon fast ganz unkenntlich. Im Munde des Volkes lebt noch die Sage, daß hier ein alter mährischer König, nach der Erzählung Anderer, König Matthias Corvinus gespeiset haben soll. Ein zweiter aufgerichteter Stein mit einem eingehauenen Rade steht in einer geringen Entfernung da-

4) s. das vollständige Verzeichniß von Jänke's Schriften in Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller 6. Bd. S. 220. 5) s. Oelrichs' Vorrede zu dem Leben Bugenhagen's. Dunkel's Nachrichten von verstorbenen Gelehrten 4. Thl. S. 484 fg. Adelung's Fortsetzungen und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon 2. Bd. S. 2229 fg.

von und ist unter dem mährischen Namen: Megto (Mauth) bekannt. Bei diesem mußte in frühern Zeiten das vorüberfahrende Fuhrwerk einen Zoll entrichten. (*G. F. Schreiner.*)

JANKOWITZ (Schlacht bei). Nach 26 Jahren gewaltigen Kampfes (von 1618—1645) harrte, ungeachtet Kaiser Ferdinand III. Amnestie, Richelieu's Todes und der Präliminarien zu Hamburg, das verheerte Teutschland noch immer der Entscheidung; denn jeder Theil hoffte noch immer durch Siege für sich zu gewinnen, obgleich allenthalben die Erschöpfung sich kund that und der großartige Charakter dieses religiös-politischen Krieges längst verschwunden war. Torstensohn im Norden, Türenne im Süden Teutschlands schlugen sich mit den Heeren des Kaisers und Maximilian's von Baiern mit wechselndem Erfolge; doch hielt Ferdinand's Glück die österreichischen Erbstaaten noch immer vom Feinde frei. Da beschloß der schwedische Feldherr den Krieg dorthin zu versetzen und gegen das letzte Heer des Kaisers den Entscheidungskampf zu versuchen. Mit 16,000 Mann drang er, nachdem Dänemark zum Frieden genöthigt und ein kaiserliches Corps unter dem Grafen Gallas zerstreut war, in Böhmen ein, wo der Kaiser selbst alle ihm noch zu Gebote stehenden Streitkräfte vereinigte und den Feldmarschall Hatzfeld mit 18,000 Mann wohlgerüsteter und namentlich an Reiterei zahlreicher Truppen, dem eindringenden Feinde entgegenwarf, um denselben auf dem Marsch anzugreifen und wo möglich durch Überraschung zu schlagen. Dies scheiterte zwar an Torstensohn's Wachsamkeit; doch hielt der kluge Gegner diesen in steter Bewegung, suchte ihm allenthalben zuvorzukommen, und vermied die Schlacht ebenso sorgsam als Torstensohn sie suchte, der, des aufreibenden Umherziehens müde, endlich beschloß den Feind anzugreifen, wo er ihn fände. Am 23. Febr./5. März gelang es ihm, seinen Gegner zum Stehen zu bringen, und zwar bei Jankowitz (Jankau), einem Flecken im kaurzimer Kreise (Böhmen). In einer Sänfte recognoscirte der gichtkranke Zögling Gustav Adolf's die Stellung der Kaiserlichen, ließ am nächsten Morgen noch vor Tages Anbruch einen Scheinangriff gegen den feindlichen rechten Flügel machen, gleichzeitig aber dem linken Flügel gegenüber eine Hügelreihe besetzen, die des Feindes Stellung dominirte, zugleich aber auch eine starke Defensiv-Position bildete. Dem kaiserlichen Feldherrn war die Recognoscirung seines Gegners nicht entgangen; er hatte dem Befehlshaber des linken Flügels, Feldmarschall Götz, die Besetzung dieses wichtigen Punktes befohlen, dieser aber das vorliegende Terrain nicht vor dem Anmarsche untersucht, war deshalb in der Dunkelheit des Morgens auf einen mit Teichen, Sumpf und Wald durchschnittenen Terrainabschnitt gestoßen, und konnte in aufgelöster Ordnung erst am Fuße der Position ankommen, als dieselbe bereits mit der schwedischen Artillerie besetzt war. Das Versäumte wieder gut zu machen, griff er dennoch an, wurde jedoch gänzlich geschlagen, und blieb selbst auf dem Platze; kaum gelang es dem herbeieilenden Hatzfeld, die Verfolgung der siegreichen Schweden aufzuhalten und den Rückzug in eine neue, schon vorher ausgesuchte Position möglich zu machen. Ein gleichzeitiger Angriff der Schweden auf das Centrum der Kaiserlichen wurde abgeschlagen, eine Batterie von zehn Geschützen genommen, dadurch aber, während der linke Flügel abzog, der rechte gegen des Feldherrn Willen zum Angriffe fortgerissen; es blieb ihm nichts übrig, als auch den linken Flügel wieder vorgehen zu lassen, und die Schlacht außer der von ihm gewählten Position zu liefern. Unglücklicher Weise gerieth jedoch die kaiserliche Cavalerie, welche den neuen Angriff eröffnete, nachdem sie die schwedische geworfen und den rechten Flügel der feindlichen Stellung theils durchbrochen, theils umgangen hatte, statt sich der auf dem Höhenzuge aufgestellten Artillerie des Feindes zu bemächtigen, in die schwedische Bagage, plünderte diese, verlor den entscheidenden Moment und setzte sich selbst außer Thätigkeit; denn während dessen deckte Torstensohn seine Artillerie durch die wieder gesammelte Cavalerie und schlug durch ein tüchtiges Geschützfeuer den ohne Einheit und mit ordnungslosem Ungestüm gemachten Anfall der kaiserlichen Infanterie völlig ab, ließ dann die seinige vor, und zwang, ungeachtet des tapfersten Widerstandes, den Gegner zur Flucht. Vergeblich suchten die kaiserlichen Generale ihre flüchtigen Scharen zu sammeln; auch die endlich von der Plünderung zurückkehrende Cavalerie versuchte fruchtlos sich durch die Schweden zu den Ihrigen durchzuschlagen; sie wurden fast ganz aufgerieben, der kaiserliche Feldherr selbst mit seinem Stabe gefangen, die Vernichtung des Heeres vollendet. Die Schlacht hatte von acht Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags gedauert, das geschlagene Heer über 8000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, sämmtliches Geschütz, 45 Standarten, 32 Fahnen und den ganzen Munitionspark verloren. Der Verlust der Schweden bestand aus etwa 2000 Mann und dem größten Theile der Bagage. Verluste, die zu ersetzen dem Sieger nicht schwer fielen, der nach des Kaisers eiliger Flucht aus Böhmen nunmehr die kaiserlichen Erbstaaten ungehindert durchzog und verheerte. (Cf. Theatrum Europ. T. V. sq.)
(*Benicken.*)

Janlok (Dschanaloka), s. unt. Loka.

Jan Mayen (Geogr.), s. Mayen.

JANNACONI (Giuseppe), dessen Geburtsjahr sich nicht angezeigt findet, gehört unter die berühmten Nachfolger Palestrina's, dessen Art kirchlicher Composition in einer langen Reihe von ihnen in der römischen Schule theils durch Lehre, theils durch eigene Werke fortgepflanzt wurde, sowie die päpstlichen Sänger die Vortragsweise des Palestrina'schen Styls durch Überlieferung erhielten. Jannaconi's vierchörige Messen, Psalmen, Motetten und ähnliche Kirchenwerke werden von Baini zu den vorzüglichsten seiner Zeit in dieser Gattung gerechnet, sodaß ihn B. unter die überaus wichtigen Tonsetzer der römischen Schule setzt, obgleich seine Werke außerhalb Italiens sehr wenig bekannt geworden sind. J. machte Anfangs seine Studien unter dem Sänger der päpstlichen Kapelle D. Soccorso Rinaldini, später unter Gaetano Caspari, dem Meister an der Kirche del Gesù und anderer Jesuitenkirchen. J. wurde endlich Kapellmeister an den drei römi-

schen Hauptkirchen und im Vatican an der Peterskirche 1811 angestellt, in welcher Würde er bereits am 16. März 1816 starb. Sein Nachfolger wurde der noch jetzt lebende Valentino Fioravanti. *(G. W. Fink.)*

JANNEQUIN (Clemente), auch Jannecquin, Janecquin und Jenecquin, ein französischer Componist, welcher in seinen Kirchenwerken, wie viele Andere seiner Zeit, der vor Palestrina herrschenden Mode fröhnten, ihre geistlichen Gesänge auf weltliche, oft sogar sehr üppige Melodien bekannter Volksweisen zu bauen. Dieses eingerissenen Misbrauches und der bunten Verschnörkelung der Sänger wegen war das Concil zu Trident nahe daran, die Musik aus den Kirchen ganz zu entfernen. Der weltliche Prunk des Gesanges und der Instrumente war den versammelten Vätern zu übermächtig, ja unanständig geworden. Diese sonderbare Verkehrtheit war besonders in der letzten Hälfte des 15. und in der ersten des 16. Jahrh. so beliebt geworden, daß die Reihe der Tonsetzer, die sich dergleichen erlaubten, nicht gering war. In der That finden sich unter ihnen weit berühmtere Namen, als der genannte, jener Mode folgende Mann, dessen Hauptthätigkeit in die Zeit von 1520 fällt. Genaueres wird von ihm nicht berichtet. *(G. W. Fink.)*

JÄNNERSDORF, ungr. Gyanafalva, ein zur Herrschaft Sanct Gothard gehöriges großes Dorf, im németh-ujvárer Gerichtsstuhle der eisenburger Gespanschaft im Kreise jenseit der Donau Nieder-Ungerns, an einem Berge, am linken Ufer des Raabflusses, in der Nähe der steiermärkischen Grenze, in fruchtbarer Gegend gelegen, mit einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum Bisthume Stein am Anger gehört, einer katholischen Kirche und Schule, 211 Häusern und 1327 Einwohnern, die von der Landwirthschaft leben, und mit Ausnahme von vier Protestanten, sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen und Teutsche sind. *(G. F. Schreiner.)*

JANNES (*Ἰάννης*) und Jambres (*Ἰαμβρῆς*) werden 2 Timoth. 3, 8 als Widersacher des Moses und beispielsweise als Leute genannt, welche den Eingang religiöser Wahrheiten durch trügerische Künste zu verhindern suchen. Im Texte des A. T. kommen die Namen nicht vor, aber die jüdische Tradition, auf welche (Theodoret z. d. a. St.: *τὰ μέντοι τούτων ὀνόματα οὐκ ἐκ τῆς θείας γραφῆς μεμάθηκεν ὁ θεῖος ἀπόστολος, ἀλλ' ἐκ τῆς ἀγράφου τῶν Ἰουδαίων διδασκαλίας*), wie auch sonst im N. T. geschieht (vergl. Apostelgesch. 7, 53. Gal. 3, 19. Hebr. 2, 2), der Apostel Beziehung nimmt, bezeichnet sie als jene ägyptischen Zauberer oder deren Häupter, die nach 2 Mose 7, 11 fg. Moses' und Aaron's Wunderthaten wenigstens zum Theil auch verrichteten. Es ist demnach in der neutestamentlichen Stelle ihre Ähnlichkeit mit den apostolischen Zeitgenossen nicht auf die Gleichheit der Mittel auszudehnen, deren sich beide bedienten, denn diese waren dort wunderbar, hier Schmeichelei und Verstellung, sondern nur auf das allgemeine Entgegenwirken gegen die Gottesoffenbarung zu beschränken. Übrigens erhellt aber aus der neutestamentlichen Anführung schon das hohe Alter der Sage. Ihr Inhalt ist mannichfaltig und nicht überall mit sich selbst in Einklang, wenn auch nicht so verschieden, wie die Namen der Männer. Am beglaubigtsten sind in der neutestamentlichen Stelle die Formen Jannes und Jambres; nur zwei Codd. bieten Mambres (*Μαμβρῆς*), welches die Vulgat., die meisten Kirchenväter (s. Wetstein z. d. a. St.) und das lateinische Evangelium des Nicodemus Cap. 5. (s. Codex Apocryph. Nov. Test. ed. *Fabric.* p. 249) haben. Sonst kommen ziemlich übereinstimmend mit dem ܝܢܝܣ ܘܝܡܒܪܝܣ der Peschito, im Talmud, in den Targums und rabbinischen Schriften Janis (יַנִּיס) und Jambris (יַמְבְּרֵיס), und in immer weiterer Verschlechterung Jamnes, Jannis (יַנִּיס), Jannos, Jonos (יוֹנוֹס), Jochane (יוֹחָנֵי, יוֹחָנֵי), Jachne, Jochana (יוֹחָנָא, יוֹחַנָא) und Mamre (מַמְרֵא, מַמְרֵי), Jambros, Jombros (יוֹמְבְּרוֹס), sogar *Ζαμβρῆς*, Sambres (wie Cotelerius zu den Constitut. Apost. VIII, 1 vermuthet durch eine Inversion des M), und selbst *Ἰαμαρῆς* vor. In Schalscheleth hakkabbala fol. 13. col. 2 werden diese Namen für identisch genommen mit Johannes und Ambrosius (יואני ואמברוסיאר), was Buxtorf (Lexic. chald. talmud. p. 945) in Schutz nimmt, von dem irrigen Glauben an eine Verwandtschaft der griechischen und ägyptischen Sprache geleitet. Die Form der Namen ist sichtbar gräcisirt, mag man sie mit Pfeifer (Dubia vexata p. 222) als ägyptische Wörter von *gjane* gratiosus und *ambres* liber sacer ableiten, oder hebräische Wurzeln noch durchschimmern sehen, etwa עָנָן und חָבַר, beide von Zauberei gebräuchlich. Bei letzterm würde die Einschiebung eines *μ* vor *β* als Auflösung eines Dagesch, wie in *Ἀμβακούμ* und Sambuca, erklärlich sein. Majus (Observatt. sacr. II, 42 fg.) ist, wie Winer (bibl. Realwörterb. u. d. W.) berichtet, geneigt, beide Namen für Nichts sagende fingirte Wörter zu halten, die man, wie מלכי אלמני, חילק ובילק (Sanhedr. 98. b. Chol. 19. a) statt der unbekannten Eigennamen gebraucht habe (vergl. Hinz und Kunz).

Daß der Ruf von der großen Wunderkraft dieser Männer alt und weit verbreitet gewesen, zeigen die Anführungen derselben, außer im N. T., im Targum des Jonathan zu 2 Mos. 7, 11, im babylonischen Talmud Tractat Menachoth Cap. 9, von dem Pythagoräer Numenius bei Eusebius (Praep. evangel. 9, 8: „*Ἰάννης καὶ Ἰαμβρῆς Αἰγύπτιοι ἱερογραμματεῖς, ἄνδρες οὐδενὸς ἥττους μαγεῦσαι κριθέντες εἶναι ἐπὶ Ἰουδαίων ἐξελαυνομένων ἐξ Αἰγύπτου. Μουσαίῳ γοῦν τῷ Ἰουδαίων ἐξηγησαμένῳ ἀνδρὶ γενομένῳ θεῷ εὔξασθαι δυνατωτάτῳ οἱ παραστῆναι ἀξιωθέντες ὑπὸ τοῦ πλήθους τοῦ τῶν Αἰγυπτίων, οὗτοι ἦσαν τῶν τε συμφορῶν, ἃς ὁ Μουσαῖος ἐπῆγε τῇ Αἰγύπτῳ, τὰς νεανικωτάτας αὐτῶν ἐπιλύεσθαι ὤφθησαν δυνατοί*“), bei Plinius (Hist. nat. 30, 1 „est et alia magices factio a Mose et Jamne et Jochabele Judaeis pendens“), Apulejus (Apolog. 2), Pallad. Lausiac. c. 20; wo sie neben Moses, Carinondas, Damigeron, Apollonius, Zoroaster und Hosthanes als die berühmtesten Zauberer des Alterthums aufgeführt werden. Die verschiedenen Sagen über sie fließen alle aus jüdischer Quelle. Die Hauptzüge derselben sind folgende: Jannes und Jambres waren zwei Brüder und Söhne

Bileam's (erschlossen aus 4 Mos. 22, 22, s. Jonathan z. d. St.), die als Magier oder Häupter der Zauberer (ראשי החרטמים) oder Αἰγύπτιοι ἱερογραμματεῖς (Numenius a. a. O.) oder θεράποντες τῷ Φαραώ (Evangel. Nicodem. c. 5, wie Thilo z. d. St. meint nach der LXX von 2 Mos. 7, 10 also genannt), mit Moses vor Pharao einen Kampf in Worten und Wunderthaten eingingen. Sie behaupteten, das Gleiche wie er zu vermögen, und er trage Stroh nach Afraim (sprüchwörtlich wie in sylvam ligna ferre, γλαῦκας εἰς Ἀθήνας für etwas Überflüssiges, Vergebliches thun); er aber antwortete: „in eine Kohlstadt trage Kohl" (nämlich weil Käufer dahin kommen, wie der sprüchwörtlich), und dann verrichteten sie einige Wunder wie Moses, vermochten aber nicht, ihm alle nachzuthun. Früher schon hatten sie (Jonathan zu 2 Mos. 1) einen Traum des Pharao dahin gedeutet, daß unter den Israeliten ein Knabe geboren werde, welcher das ganze Land Ägypten verwüsten werde, wodurch Pharao zu dem Befehl an die Hebammen, alle männliche Geburten umzubringen, bewogen wurde; sie waren später auch die Verfertiger des goldenen Kalbes (Buch Sohar) und endlich sollen sie bei ihrer Grabstätte, die sie selbst in Ägypten bereitet, viele beschwerliche Dämonen gebannt haben, deren Bekanntschaft Macarius durch einen Besuch der famosen Stätte zu machen suchte (Pallad. Lausiac. l. c); wie sie ihn denn wirklich auch zu 70 an der Zahl in verschiedener Gestalt, schreiend, brummend, Zähne knirschend, wie Raben umflatterten *). (*G. Stickel.*)

JANNITZA, eine kleine Stadt im Königreiche Griechenland, im südlichen Theile der Halbinsel Morea, Departement Messenien, nicht weit von Kalamata entfernt. Wie groß nach dem verheerenden Befreiungskriege noch die Stadt sein mag, können wir in Ermangelung neuerer Nachrichten nicht angeben. Vor dem Befreiungskriege enthielt sie gegen 300 Häuser und ungefähr 1200 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

JANNOWITZ, Städtchen im Kreise Wongrowitz, des Regierungsbezirks Bromberg der preußischen Provinz Posen, an dem kleinen Flusse Welna (oder kleinen Warthe) gelegen, mit nur 45 Häusern und 360 Einwohnern, deren Beschäftigung die Landwirthschaft bildet (*Klaehn.*)

JANOACH (ינוח d. i. Ruhe) kommt zwei Mal im A. T. als alter Name eines Ortes in Palästina vor, dessen Lage sich nur muthmaßlich nach Jos. 16, 6. 7 angeben läßt. Denn hier heißt es bei der Grenzbestimmung des Stammes Ephraim nach der Richtung von Westen gen Osten: „Es wendet sich die Grenze ostwärts gen Thaanath-Silo und geht hier vorüber im Osten nach Janoach zu, und zieht sich von Janoach zu herab nach Atharoth und Naarah, stößt an Jericho und läuft aus an den Jordan. Janoach hat hiernach östlich von Silo und nördlicher als Naarah (jedenfalls identisch mit Naaran 1 Chron. 7, 28), also in der Niederung, gelegen, deren westliche Grenze das Gebirg Ephraim, östlich das Jordanthal, südlich eine Linie macht, die von Bethel nach dem Jordan herübergezogen wird. Wie weit nach dem Norden Janoach von dieser Linie abgelegen gewesen, ist zwar nicht angegeben, aber es ist nicht so ganz nah in dem Winkel bei Silo zu denken, da Janoach nicht selbst als Grenzort genannt wird, sondern nur als der bekannteste, wahrscheinlich auch bedeutendste Flecken in dieser Gegend, nach dem sich die Grenze von Silo aus hinzog. Will man nun nicht unter dem Janoach im Reiche Israel 2 Kön. 15, 29, welches Tiglathpilesar mit andern nördlichen Städten einnahm, und dem im Namen ähnlichen Ἰανώ, welches Eusebius (Onomastic. urb. et locor. Sacr. Script.) zwölf römische Meilen (etwa vier Stunden) östlich von Sichem kennt, nach Bonfrère zu Euseb. a. a. O., ein zweites Janoach im Stamme Naphtali annehmen, was unnöthig scheint, so fodert auch dieses eine möglichst nördliche Lage Janoachs, jedoch immer noch unterhalb und nach Osten abstehend von Sichem. (*G. Stickel.*)

JANOCZ, slaw. Janowce, Hanns- oder Johannsdorf, ein dem zipser Domcapitel gehöriges Dorf im leutschauer Gerichtsstuhle der zipser Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Ober-Ungerns, nach Bidernik eingepfarrt, von Slowaken bewohnt, mit einer katholischen Filialkirche, 23 Häusern und 178 katholischen Einwohnern. Dieses Dorf gehört zu den 14 Ortschaften der sogenannten Lanzenträger, welche erst durch den zehnten Artikel des Reichstagsschlusses vom J. 1802 der Gespanschaft ganz einverleibt wurden, und vormals einen eigenen politischen Körper (Universität, comitatus minor) bildeten. Sie sind meistens von Edelleuten bewohnt, deren Vorfahren die königliche Leibwache im Felde ausmachten, und zehn derselben mußten, mit Lanzen bewaffnet, stets an der Seite des Königs sein; dafür genossen sie verschiedene Privilegien, die ihnen schon König Bela IV. ertheilt hatte. (*G. F. Schreiner.*)

JÁNOK, ein großes Dorf im cserháter Gerichtsstuhle (Processus) der abaujváer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Ober-Ungerns, an der von Jászó nach Aszalo führenden Straße, in der Nähe der borsoder Comitatsgrenze, am linken sumpfigen Ufer des Kanyaptaflusses, am Fuße bewaldeter Berge gelegen, mit einer zum kaschauer Bisthume gehörigen römisch-katholischen Pfarre, Kirche und Schule, 122 Häusern und 908 magyarischen Einwohnern, von denen 801 Katholiken, 59 Protestanten und 48 Juden sind. (*G. F. Schreiner.*)

JANOS, Szent-, slaw. Swati-Jan, teutsch St. Johann, lateinisch Sanctus Joannes, 1) ein zur Herrschaft Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Karl von Österreich Ungrisch-Altenburg gehöriger, mit dem Jahrmarktsprivi-

---

*) Ausführlichere Nachrichten siehe bei *Buxtorf*, Lexic. chald. talm. p. 945—947; *Fabricius*, Cod. Pseudepigraph. Vet. Test. I. p. 813 sq., *Bochart*. Hieroz. II. c. 53. p. 644 sq. (Leydener Ausg. vom J. 1692), *Wetsten*. Nov. Test. II. p. 362; *Wolf*, Curae z. 2 Tim. 3, 8; beiläufige Erwähnung und Bemerkungen in *Fabric*. Cod. Apocr. N. T. Nicod. evang. c. 5 und Thilo z. d. St., *Lightfoot*, Hor. hebr. in evang. Luc. 3, 36; besondere Schriften: *Joan. Joach. Zentgraf*, Disput. histor. de Jamne et Jambre, celeberrimis Aegyptior. magis (Witteb. 1669. 4), *J. Grot*, Diss. de Janne et Jambre (Hafn. 1707. 4), *J. G. Michaelis*, Diss. de Janne et Jambre, famosis Aegyptior. magis (Hal. 1747. 4).

legium versehener Marktflecken im wieselburger Gerichtsstuhle und Comitate, im Kreise jenseit der Donau Nieder-Ungerns, in der kleinen oder obern ungrischen Ebene, an der von Wieselburg nach Esterház führenden Landstraße gelegen, 1½ Meile südwestlich von Wieselburg entfernt, mit einer katholischen, zum raaber Bisthume gehörigen Pfarre, Kirche und Schule, 206 Häusern und 2231 teutschen, katholischen Einwohnern, welche vom Feldbaue und der Viehzucht leben, und ihr Heu auf die Wochenmärkte nach Wien führen. 2) Eine große Herrschaft, zu welcher neun Dörfer, große Wälder und ausgedehnte Felder gehören, und ein Marktflecken, ein Eigenthum der Witwe des Grafen Johann Batthyány, im jenseit des Gebirges gelegenen Gerichtsstuhle der presburger Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Nieder-Ungerns, in einer sandigen Ebene, welche sich vom westlichen Fuße der Karpathen bis an den Marchfluß hinabzieht, an der von Presburg nach Holics und Mähren führenden Poststraße gelegen, von Slowaken bewohnt, ¾ Meilen vom linken Ufer der March entfernt, über welche hier eine Überfuhr nach dem österreichischen Markte Hohenau besteht, mit einem nach diesem Orte benannten Vicearchidiakonatsdistricte des graner Erzbisthums, einem Herrschaftshause, einer eigenen, im J. 1653 errichteten katholischen Pfarre von 2701 katholischen Pfarrkindern, einer großen katholischen Kirche und Schule, welche unter dem Patronate der Grundherrschaft stehen, einer jüdischen Synagoge und Schule, einem Einkehrwirthshause, einem Postamte und einer Station, welche mit Malaczka und Holics Pferde wechselt, einem Dreißigstamte, 241 Häusern und 1756 Einwohnern, unter denen sich 90 Juden und zwei Protestanten befinden, während die übrigen Katholiken sind. 3) Ein zum ungrischen Religionsfond gehöriges Dorf im sár-réter Gerichtsstuhle der biharer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Ober-Ungerns, mit einer eigenen Pfarre der evangelischen helvetischen Confession, einem Bethause der Reformirten, einer Schule, 194 Häusern und 1167 Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 18 Katholiken, sämmtlich Calvinisten sind. Das Dorf wird von Magyaren bewohnt, und liegt unfern vom rechten Ufer des schnellen Körös (Sebes Körös), in der großen ungrischen Ebene, 1½ Meile westnordwestlich von Großwardein. 4) Ein der königl. ungr. Kammer gehöriges Dorf im uj-pécser Gerichtsstuhle der torontaler Gespanschaft des Banates, im Kreise jenseit der Theiß Ober-Ungerns, an der von Pancsova nach Temesvár führenden Straße, in der Nähe der Moräste von Allibunar, in der großen ungrischen Ebene gelegen, von Wallachen und Rusznia-ken bewohnt, mit einer Pfarre und Kirche der nicht unirten Griechen, 62 Häusern und 453 Einwohnern, welche vom Ackerbaue und von der Viehzucht leben, und sich theils zur katholischen und theils zur griechischen Kirche bekennen. 5) Ein auch Szent-Ivány genanntes, der nach diesem Dorfe benannten adeligen Familie Szent-Iványi gehöriges Dorf, im östlichen Gerichtsstuhle der liptauer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Nieder-Ungerns, in einem nach diesem Dorfe benannten Seitenthale des linken Waagufers im Gebirge gelegen, mit einer eigenen katholischen, zum zipser Bisthume gehörigen, und einer evangelisch-lutherischen Pfarre, einer katholischen Kirche, einem Bethause der evangelischen augsburgischen Confession, einer Schule, 142 Häusern, 907 slowakischen Einwohnern und fünf sehr angenehmen, leichten Säuerlingen, deren Wasser von den Bewohnern auch zum Brodbacken benutzt wird. Den meisten Ruf haben die beiden Quellen Na Brezine und Pod-Dchustom. In dem Gottesacker und der Kirche des Ortes trifft man Leichen an, die unverweset erhalten werden.

(*G. F. Schreiner.*)

JÁNOSDA, ein mehren adeligen Familien gehöriges großes Dorf, im nagyszalontaer Gerichtsstuhle (processus) der biharer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Ober-Ungerns, am östlichen Ende der großen oder untern ungrischen Ebene gelegen, von Wallachen bewohnt, mit einer eigenen nicht unirten griechischen Pfarre, einer griechischen Kirche, 269 Häusern und 1616 Einwohnern, welche von der Feldwirthschaft leben, und mit Ausnahme von 23 Katholiken sich sämmtlich zur morgenländisch-griechischen Kirche bekennen. (*G. F. Schreiner.*)

JÁNOSFÖLD, ein Prädium in der torontaler Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Ober-Ungerns, im Banate, mit überaus fruchtbarem Boden, 135 Häusern und 1332 Einwohnern, welche neben der Viehzucht auch Ackerbau treiben. (*G. F. Schreiner.*)

JÁNOSHÁZA. Ein der gräflich Erdödy'schen Familie gehöriger Marktflecken des eisenburger Comitats im Königreiche Ungern, am Marczalflusse und an der Landstraße von Schárwár nach Weßprim, mit 2067 ungrischen Bewohnern, die sich vorzüglich mit Tabakbau, Geflügelzucht und Castanienhandel beschäftigen. Zu der alten katholischen Pfarrkirche gehören die zwei Dorffiliale Mártonfa und Pálfa. Im presburger und liptauer Comitate befindet sich ein Dorf, und im arader ein Prädium Jánosháza, das jedoch in Ungern Niemand leicht mit obigem Marktflecken verwechselt. (*Gamauf.*)

JÁNOSHIDA, auch János-Hida, ein zum ungrischen Religionsfond gehöriges großes Dorf, im ketskeméter Gerichtsstuhle (Processus) der pesther Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Nieder-Ungerns, in der großen ungrischen Ebene, am rechten sumpfigen Ufer des Zagyvaflusses gelegen, von Magyaren bewohnt, mit einer eigenen katholischen Pfarre, einer katholischen Kirche, einer Schule, 293 Häusern und 2086 Einwohnern, welche vom Feldbaue und der Viehzucht leben, und mit Ausnahme von acht Juden sämmtlich Katholiken sind.

(*G. F. Schreiner.*)

JÁNOSI, JÁNOSY, 1) Kántor-Jánosy ein großes Dorf im nyirer Gerichtsstuhle (Processus) der szathmárer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Ober-Ungerns, in der großen oder untern ungrischen Ebene, in waldiger Gegend, 4½ Meilen östlich von Nyiregyháza gelegen, mit einer eigenen Pfarre der evangelischen helvetischen Confession, einer katholischen Filialkirche, einem Bethause der Reformirten, einer jüdischen Synagoge und Schule; 239 Häusern und 1732 magyarischen Einwoh-

nern, welche sich mit dem Feldbaue und der Viehzucht beschäftigen, und 1341 Reformirte, 282 Katholiken und 109 Juden unter sich zählen. 2) Ein, slaw. Janossowco genanntes, mehren adeligen Familien gehöriges, großes Dorf im serker Gerichtsstuhle der gömörer Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Ober-Ungerns, zwischen Rima-Szombath und Rima-Szécs, am linken Ufer der Rima, am Gebirge gelegen, mit einer eigenen Pfarre der evangelischen helvetischen Confession, einer katholischen Filialkirche, einem Bethause der Reformirten, 113 Häusern und 872 Einwohnern, von denen sich 632 zur reformirten und 240 zur katholischen Kirche bekennen und die vom Ackerbaue leben. 3) Ein, auch Mákos-Jánosi genanntes, zur Herrschaft Munkács gehöriges Dorf, im kászonyer Gerichtsstuhle der beregher Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Ober-Ungerns, westlich von dem großen Sumpfe Szernye, an der von Bereghháza nach Munkács führenden Straße in der Ebene gelegen, mit einer eigenen griechisch-katholischen und einer Pfarre der evangelisch-helvetischen Confession, einer katholisch-griechischen Kirche, einem Bethause der Reformirten, einer Schule, 51 Häusern und 511 magyarischen Einwohnern, wovon 264 zur katholischen und 247 zur reformirten Kirche sich bekennen. 4) Ein zur fürstlich battyanyschen Herrschaft Sellye gehöriges Dorf, im transmontaner Gerichtsstuhle (Processus) der baranyer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Nieder-Ungerns, in einem ganz von Bergen umgebenen Thale gelegen, von einem in den Kaposfluß sich ergießenden Bache durchflossen, von Teutschen und Magyaren bewohnt, mit einer römisch-katholischen Pfarre und Kirche, 59 Häusern und 415 katholischen Einwohnern. 5) Kleinere Prädien in der baranyer, veszprimer und szathmarer Gespanschaft Ungerns.

(*G. F. Schreiner.*)

JANOTA oder **JANETA** (Johann Georg), geboren in Böhmen 1747, war ein sehr guter Kupferstecher im historischen Fache und wurde später zum Mitgliede und Kunstrath der k. k. Akademie in Wien ernannt. Sein Grabstichel hatte etwas sehr Gefälliges und Zierliches, ohne in harte oder kalte Manier zu verfallen. Ebenso verstand er es, mit seinen Arbeiten bei guter Zeichnung und Ausdruck eine schöne Wirkung hervorzubringen, sodaß sie in einigen Dingen Wille's Blättern gleichen. Als vorzüglich sind folgende Blätter von ihm zu nennen: das Bildniß eines jungen Mannes nach Rembrandt fol.; die heilige Katharina betend, in halber Figur nach Alexander Allori, genannt Bronzino, gr. fol. (wol eines der schönsten des Meisters); Christus, welcher das Kreuz trägt, nach Lenardo da Vinci gr. fol.; das Trauermonument auf den Fürsten Wencesl. Johann Lichtenstein nach Ganneval gr. fol.

(*Frenzel.*)

JANOTZKI (Johann Daniel Andreas), mit seinem eigentlichen Namen Janisch, den er jedoch, als er nach Polen kam, in den obengenannten umänderte, war im Jahr 1720 zu Wiborg geboren. Seine Studien, auf der Schulpforte begonnen, setzte er späterhin zu Leipzig mit rühmlichem Eifer fort. Es ist nicht bekannt geworden, was ihn bewog zur katholischen Kirche überzutreten. In Polen, wohin er sich nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn begab, ward er Secretair bei dem Grafen von Zaluski in Warschau, der die Stelle eines polnischen Kron-Großreferendars bekleidete. Späterhin ernannte ihn der Graf zum Oberaufseher seiner sehr ansehnlichen Bibliothek, deren seltene Werke er in einem Buche beschrieb [1]), sowie auch von einem Theile der Handschriften jener Büchersammlung ein genaues Verzeichniß lieferte [2]). Zugleich machte er sich um die polnische Literaturgeschichte durch mehre Werke verdient. Dahin gehört, außer dem ersten Theile seiner **Polonia literata nostri temporis** (Vratisl. 1750) besonders sein Lexikon der jetzt lebenden Gelehrten in Polen (Breslau 1755). 2 Thl.; das Werk: **Excerptum Polonicae Literaturae hujus atque superioris aetatis** (Ibid. 1764—1766. 4 Vol.) und sein polnischer Büchersaal (Ebend. 1757), von welchem jedoch nur das erste Stück erschien.

Seinen schriftstellerischen Arbeiten, die mit großem Beifall aufgenommen wurden, verdankte Janotzki ein Kanonikat zu Kiow und Scarbimir. Im J. 1771 ward er Propst von Babimost in Großpolen. Sein Tod erfolgte im Jahre 1786. Außer seinen bereits erwähnten Schriften sind noch zwei Sammlungen von kritischen Briefen zu erwähnen, an vertraute Freunde gerichtet. Sie erschienen in den Jahren 1745 und 1746 zu Dresden. Eins seiner letzten Werke führt den Titel: **Janociana, s. clarorum atque illustrium Poloniae auctorum maecenatumque memoriae miscellae.** (Vars. et Lipsiae 1776—1779) 2 Voll. 8 maj. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften liefert Meusel [3]).

(*Heinrich Döring.*)

JANOVA, ein zur Cammeralherrschaft Rékás gehöriges großes Dorf, im Banate, im szent-andráser Gerichtsstuhle der temeser Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Ober-Ungerns in einer unabsehbaren Fläche gelegen, $2\frac{1}{4}$ Meilen nordöstlich von Temesvár entfernt, von Wallachen bewohnt, mit einer Pfarre und Kirche der nicht unirten Griechen, 298 Häusern und 1797 Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 17 Katholiken, sämmtlich sich zur morgenländisch-griechischen Kirche bekennen, und außer Viehzucht und Ackerbau auch starke Bienenzucht, Weinbau und Holzhandel treiben.

(*G. F. Schreiner.*)

JANOW 1) ein, auch Janov und ungr. Diós-Jenö genanntes, dem Grafen Eszterházy gehöriges Dorf im szécsényer Gerichtsstuhle der neograder Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Nieder-Ungerns in einem hohen Thale der jenöer Berge gelegen, von Magyaren bewohnt, nach Neograd eingepfarrt, mit einer katholischen Filialkirche, einer Pfarre und einem Bethause der evangelischen helvetischen Confession, 219 Häusern und 1336 Einwohnern, von denen 976 zur reformirten und 349

1) Nachricht von den in der hochgräfl. Zaluski'schen Bibliothek sich befindenden raren polnischen Büchern (Dresden und Breslau 1747—1754) 5 Theile. 2) Specimen Catalogi Codicum MSS. Bibliothecae *Zaluscianae* (Dresd. 1750). 3) f. dessen Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller 6. Bd. S. 231 fg. Vergl. außerdem Bernoulli's Reisen 6. Bd. S. 144 fg. *Saxii* Onomast. liter. P. VIII. p. 79.

zur katholischen Kirche sich bekennen, eilf aber Juden sind. In der Nähe des Dorfes läuft die Grenze des großhonther Comitats vorüber, auch liegen die Ruinen des Schlosses Kámorvár da. 2) Ein dem ungrischen Studienfond gehöriges, von Slowaken bewohntes, ungr. Janó genanntes Dorf, im siroker Gerichtsstuhle der sároser Gespanschaft Ober-Ungerns, am rechten Ufer des Szinyebaches gelegen, mit einer katholischen Filialkirche, einer griechisch-katholischen Kirche, 32 Häusern und 232 Einwohnern, von denen die Katholiken nach Radáts (Bisthum Kaschau) eingepfarrt sind. 3) Mehre kleine Dörfer im berauner, königgrätzer und taborer Kreise des Königreichs Böhmen. 4) Eine Cameralherrschaft im nordwestlichen Theile des lemberger Kreises Galiziens, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, großen Fischereien und Mahlmühlen und einem sehr bedeutenden Waldstande. Zu dieser Herrschaft gehören die Dörfer: Wielkiepole, Schönthal, Stracze, Rotenhan, Karaczynow, Porzyce male, Zalesie, Wrocow, Laechowka und Stawki, Jemeliny, und der Marktflecken gleiches Namens. 5) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriger Markt, an der jaworower Communicationsstraße, an einem großen, fischreichen Teiche gelegen, im Viereck erbauet und meistens von Juden bewohnt, indem von 921 Einwohnern nur 284 Christen sind; mit einer Propsteicameralverwaltung, einer Wegemauthstation und einem ergiebigen Boden. Die Fische des Teiches, aus welchem der Wereszycabach, an dem mehre zu Janow gehörige Mühlen liegen, seinen Ausfluß hat, sind schon seit langem sehr geschätzt, und mußten früher für die Tafel der polnischen Könige geliefert werden. 6) Eine der Frau Thekla von Janiszewska gehörige Herrschaft im südlichsten Theile des tarnopoler Kreises Galiziens, welche gegen Süden mit Budzanow grenzt, ein eigenes Wirthschaftsamt hat, deren Justizamt aber in dem benachbarten Budzanow verwaltet wird, und von dem Markte Janow den Namen hat. Dieser liegt auf einer beträchtlichen, von dem Seredflusse gebildeten Insel, der hier mehre zur Herrschaft gehörige Mühlen treibt, hat einen Edelsitz, eine lateinisch- und eine griechisch-katholische Kirche und gibt einem Ruraldekanate der lemberger griechisch-katholischen Metropolie den Namen. (*G. F. Schreiner.*)

Janow (Matth. von), auch Jernowa (von) s. d. Art.

JANOWICE (Johnsdorf), 1) ein zu dem Stiftungsgute Ober-Weckelsdorf gehöriges großes Dorf, im königgrätzer Kreise Böhmens, südlich von Hottendorf am Erlitzbache gelegen, nach böhmisch Ober-Wernersdorf (Vicariatsdistrict Nachod, Bisthum Königgrätz) eingepfarrt, mit 130 Häusern, 765 teutschen Einwohnern, mit einer Kapelle, Schule, welche unter dem herrschaftlichen Patronate steht, zwei Mühlen, einer Bretsäge und einem herrschaftlichen Jägerhause. In der Nähe des Dorfes sind Mühlsteinbrüche und ein Mühlenteich. Zu diesem Orte gehören auch die auf zerstückten Meiereigründen entstandenen Ansiedelungen Neuhöfel und Zabor. 2) Ein dem cistercienser Kloster in Szczyrzyce gehöriges Gut im nordwestlichsten Theile des sandecer Kreises Galiziens, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte und dem Dorfe gleiches Namens. 3) Janowice-Potocki, ein dem Peter von Potocki gehöriges Gut im östlichen Theile des bochnier Kreises Galiziens, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, welches der wieliczkaer Stadtmagistrat verwaltet und dem Dorfe gleiches Namens, das an dem Wilgaflüßchen, in wellenförmig hügeliger Gegend und ½ Meile südwestlich von der Stadt Wieliczka liegt. 4) Janowice-Stadnicki, ein im östlichen Theile des bochnier Kreises liegendes Gut des Felician Grafen von Stadnicki, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, dessen Geschäfte der wopniczer Magistrat besorgt und dem Dorfe gleiches Namens, welches am rechten Ufer des Lubinkabaches liegt. (*G. F. Schreiner.*)

JANOWITZ, 1) eine unter dem teutschen Namen Johnsdorf minder bekannte Herrschaft der gräflich Harrach'schen Familie im nördlichen Theile des olmützer Kreises im Markgrafthume Mähren. Das Gebiet derselben ist durchaus gebirgig und von den Bergen und Thälern des mährisch-schlesischen Gesenkes durchzogen; der Boden ist daher weniger ergiebig und die Subsistenz der Bewohner mehr auf verschiedene Industriezweige gegründet. Zu dieser großen Herrschaft gehören ein Markt und 18 Dörfer mit 1524 Häusern. Die Bevölkerung der Herrschaft belief sich nach der Conscription des J. 1825 auf 10,600 Seelen, welche die teutsche Sprache reden, sich zur katholischen Kirche bekennen, zu den Pfarren Römerstadt, Bergstadtl, Altendorf, Braunseifen, Großmohrau, Pürkau und Raschen (Erzbisthum Olmütz) gehören und sich vom Ackerbaue, der Forstcultur und der Linnenweberei ernähren, und an größern Hausthieren 1825: 296 Pferde, 121 Ochsen, 1913 Kühe und 290 Schafe unterhielten. Diese Herrschaft beträgt nach Schwoy 45$\frac{1}{12}$ Lahnen und 5884 Fl. 24¼ Kr. obrigkeitlicher Schätzung. Der ältere Kaufpreis des 18. Jahrh., welcher jedoch mit dem gegenwärtigen viel höhern Werthe dieser großen Herrschaft in gar keinem Verhältnisse steht, war 130,000 Fl. Graf Ferdinand Bonaventura von Harrach hat den Werth der Herrschaft dadurch bedeutend erhöht, daß er mit einem bedeutenden Kostenaufwande eine der größten Linnenwaarenmanufacturen des Landes, Bleichen, Eisenwerke gründete und zu bedeutender Vollkommenheit emporbrachte. Der hiesige Bergbau wurde zwar schon seit Jahrhunderten betrieben, doch erhielt auch er durch ihn einen neuen Schwung. Janowitz mit dem umliegenden Gebiete und den darin im Betriebe stehenden Bergwerken, wurde, als ein dem Kaiser um jene Zeit anheimgefallenes Lehen, von Ferdinand I. zuerst einem reichen Gewerken Max von Weisirgau, später dem schemnitzer waldburger Simon Eder, welcher mit dem Prädicate von Sriawenitz in den Ritterstand erhoben wurde, verliehen. Später kam sie durch Verleihung K. Rudolf's II. in den Besitz der Familie Hofmann, Freiherrn von Grünbühel und Strechau. Durch den letzten weiblichen Sprossen dieser Familie, Maria Elisabeth, welche an den kaiserlichen Oberststallmeister den Grafen Philipp Siegmund von Dietrichstein Weichselstädt vermählt war, kam die Herrschaft an ihre einzige Tochter und Erbin Ernestina und durch sie an die Grafen von Harrach, in deren Besitz sie noch immer ist.

2) Ein Dorf der gleichnamigen Herrschaft im olmützer Kreise Mährens, zwischen Römerstadt und Altendorf, fünf Meilen nordwestlich von Olmütz und zwei Meilen westsüdwestlich von dem schlesischen Städtchen Freudenthal, im mährisch-schlesischen Gesenke gelegen, mit einem herrschaftlichen Schlosse, in welchem die Verwaltung und das Justizamt der gleichnamigen Herrschaft ihren Sitz hat, einer dem Besitzer der Herrschaft gehörigen großen Leinenwaarenfabrik, der größten im Lande, welche treffliche Tischzeuge und gute Leinwand liefert, und eine Leinwandmange besitzt, die sechs Kl. lang und 300 Centr. schwer ist; 63 Häusern, 541 teutschen Einwohnern, welche mit der Kirche und Schule nach Römerstadt (gleichnamiges Dekanat des olmützer Erzbisthums) gehören, Ackerbau und Leinenweberei treiben und im J. 1825 14 Pferde, 31 Ochsen und 60 Kühe unterhielten; einer Papiermühle, großen Leinwandbleiche, Eisendraht-, Gewehrlauf- und Zeug-Fabrik und bedeutender Kunstweberei. Die Einwohner besitzen gegen 480 nieder-österreichische Joche geringen Ackerlandes, gegen 150 J. Wiesen und nicht unbedeutende Waldungen. Bei Janowitz sind ein herrschaftliches Eisenbergwerk, welches schon im 15. Jahrh. betrieben wurde, und noch um die Mitte des 16. Jahrh. landesfürstlich war, drei Hochöfen zur Verschmelzung der gewonnenen Erze, welche im J. 1832 nach einer amtlichen Fassion 3275 Centner Roh- und 366 Centner Gußeisen lieferten und einige Hammerwerke, die auch der Herrschaft gehören. Bei dem Dorfe Hangenstein wurde in früheren Jahrhunderten auch auf Silber gebauet und eine gute Ausbeute gemacht; doch gerieth der ganze Bergbau in den ersten Jahren des 17. Jahrh. in hiesiger Gegend in Verfall, und der Bau auf Silber ist noch immer nicht wieder aufgenommen worden. 3) Ein zur gräflich Seilernschen Herrschaft Alttitschein gehöriges Dorf im prerauer Kreise Mährens. Es liegt 1½ Stunde von dem Städtchen Neutitschein hinter Petschkowitz, hat 39 Häuser und im J. 1825 251 slaw. Einwohner, welche Ackerbau treiben, 44 Pferde und 59 Kühe unterhielten, und gegen 220 Joche geringes Ackerland besitzen. Das Dorf ist nach Alttitschein (Dekanat Neutitschein, Erzbisthum Olmütz) eingepfarrt. 4) Groß- und Klein-Janowitz, zwei zur gräflich Mittrowsky'schen Herrschaft Bistricz gehörige Dörfer im iglauer Kreise Mährens, deren ersteres in 32 Häuser 230 slaw. Einwohner zählt, welche gegen 140 Joche geringen Ackerlandes bearbeiten; das zweite zählt 20 Häuser und 91 Einwohner, mit einem herrschaftlichen Meierhofe, zu diesem Dorfe gehören nur gegen 20 Joche Äcker. 5) Ein kleines zum Gute Burg-Mittrow gehöriges und davon nur eine Stunde südöstlich entferntes Dörfchen im iglauer Kreise Mährens, mit 14 Häusern, 102 slaw. Einwohnern, 160 Jochen geringen Ackerlandes und gegen 100 Joche Wiesen. 6) Eine mit den Gütern Wottitz und Olbranowitz vereinigte Herrschaft des Grafen Franz Joseph von Wratislaw im berauner Kreise Böhmens, mit einem eigenen Justiz- und Wirthschaftsamte. Diese Herrschaft hatte im J. 1558 Johann der ältere von Rziczan im Besitze; ihm folgte um das J. 1621 Sezyma, Graf von Wrtby, k. k. wirkl. geheimer Rath und Hauptmann auf der Neustadt Prag, bei dessen Familie das Gut bis in die neueste Zeit blieb. 7) Ein sieben Meilen südlich von Prag, zwischen Smilka und Marschowitz gelegener und von Wottitz 1¼ Stunde entfernter Marktflecken der gleichnamigen Herrschaft im berauner Kreise Böhmens, mit einem herrschaftlichen Schlosse, einer katholischen Curatie, einer dem heil. Martin geweihten Kirche und Schule, 35 Häuser und 210 czech. Einwohnern, welche theils mit den nothwendigsten Gewerben, meistens aber mit dem Feldbaue beschäftiget sind. Hier werden jährlich vier Jahrmärkte abgehalten. Die hiesige Kirche, welche im J. 1359 durch Rymnus von Radotin mit hinlänglichen Einkünften versehen wurde, war bis zum J. 1407 nur eine Filiale. Die Curatie gehört zum Districtsvicariat Wottitz der prager Erz-Diöcese, wird von einem Priester besorgt und zählte im J. 1830 1314 Pfarrkinder. Das Patronatsrecht über die Kirche steht dem böhmischen Religionsfond zu. 8) Ein zur gleichnamigen Herrschaft gehöriges Dorf im berauner Kreise Böhmens mit 41 Häusern und 256 czech. Einwohnern. 9) Ein auch Kohlen-Janowitz, böhmisch Janowicze, Uhlirsky genannter Marktflecken im kaurzimer Kreise Böhmens, welcher seinen Namen von den vielen Kohlenbrennern erhielt, die hier noch im 17. Jahrh. seßhaft waren. Der Markt liegt zwischen vielen Teichen, 3¼ Stunden von Flanian und sechs Meilen von der Hauptstadt entfernt, gehört zur fürstl. Joh. v. Lichtenstein'schen Herrschaft Rattay mit 161 Häusern, 966 czech. Einwohnern, vier Jahrmärkten, einer katholischen Pfarre, dem heil. Egidius geweihten Kirche und Schule, über welche dem Fürsten Lichtenstein das Patronatsrecht zusteht. Die hiesige Pfarrkirche, welche zum Districtsvicariat Mnichowitz des prager Erzbisthums gehört, von zwei Priestern besorgt wird und in ihrem pfarrherrlichen Sprengel 2206 Pfarrkinder zählte, war schon im J. 1384 mit einem eigenen Seelsorger besetzt und wurde im Anfange des 15. Jahrh. mit ansehnlichen Einkünften dotirt. 10) Ein zur nieder-österreich. Religionsfonds-Herrschaft Böhmisch Aicha gehöriges, 1¼ St. südsüdwestlich von dem Hauptorte des Dominiums und zwei Stunden von Liebenau entfernt, am rechten Ufer des Mohelkabaches gelegenes Dörfchen im bunzlauer Kreise Böhmens, von sieben Häusern und 52 czech. Einwohnern. Das Dorf ist nach Böhmisch Aicha (Districtsvicariat Reichenberg, Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt. Zu diesem Dorfe gehört die Einschicht Krastina, welche ⅛ Stunde davon entfernt ist und aus drei Häusern mit 21 czechischen Einwohnern besteht. 11) Ein zu den Friedeker Kammergütern Sr. kaiserl. k. Hoheit des Erzherzogs Karl von Österreich gehöriges, nach Mallenowitz (Bisthum Breslau) eingepfarrtes Dorf im teschner Kreise des österreich. Herzogthums Schlesien mit 1205 slaw. Einwohnern, welche sich fast nur mit dem Feldbaue beschäftigen und unter sich 655 weibliche Individuen (1825) zählten. An größeren Hausthieren unterhielten sie nach der Conscription des J. 1825: 82 Pferde, 132 Kühe und 14 Schafe. 12) Ein zur gräflich Larisch-Mönich'schen Herrschaft Stiebnig und Brosdorf gehöriges, nach Brosdorf (Bisthum Breslau) eingepfarrtes, 2¼ Stunden von Groß-

pohlan entferntes Dorf im teschener Kreise des österreich. Herzogthums Schlesien, nach der Conscription des J. 1825 mit 37 Einw., und darunter 15 weibliche Seelen, welche sechs Pferde und eilf Kühe unterhielten. 13) Ein böhmisch Janowicze nad Vhlahwau genannter, zu dem Gute Klenau gehöriger, 16 Meilen von Prag und eine Meile westsüdwestlich von Klattau entfernter, an dem Tanglflusse gelegener Marktflecken im klattauner Kreise Böhmens, von dem ein ganzer Bezirk seinen Namen hat, mit 120 Häusern, 725 czech. Einw., einer katholischen Pfarre, Schule und einer dem heil. Johannes dem Täufer geweihten Kirche, über welche dem Fürsten Palm als Besitzer der Herrschaft Bistritz das Patronatsrecht zusteht. Diese Kirche kommt schon in den J. 1384 und 1404 als Pfarrkirche vor. Die hiesige Pfarre, welche im J. 1830 2381 katholische Pfarrkinder zählte, gehört zum deschenitzer Vicariatsdistricte der budweiser Diöcese, und wird von zwei Priestern versehen. Über dem Markte sieht man noch die Schloßruinen einer alten Bergfeste, welche heutzutage Twrz genannt wird. Sie ist das Stammhaus der Herren von Janowicz, die es noch im Anfange des 15. Jahrh. besaßen. Im J. 1520 besaß es Peter Suda, welcher die benachbarten Ortschaften oft beunruhigte und deren Bewohner beraubte; da versammelten sich die Bürger von Tauß, Mies und Pilsen und rückten, von 520 Reitern und 800 Mann Hilfstruppen zu Fuß unterstützt, welche sie von Prag her erhalten hatten, gegen Janowitz aus und belagerten es mit Nachdruck. Da ließ sich der Herr der Feste bei der Nacht auf einem Seile aus dem Schlosse herab und flüchtete sich in größter Eile, die Besatzung ergab sich auf Gnade und Ungnade, und das Schloß wurde zerstört. 14) Ein der kuttenberger Stadtgemeinde gehöriges, Roth-Janowitz, böhmisch czerweny Janowitzky genanntes Gut, im czaslauer Kreise Böhmens, deren Justizamt der kuttenberger Stadtmagistrat verwaltet und zu welchem ein Markt und 22 größere und kleinere Dörfer gehören. Auf dem Gebiete des Dominiums sind vier Kirchen, sieben Meierhöfe und drei Mühlen. Der größte Theil des Gutes liegt am rechten Elbufer. Dieses Gut gehörte im J. 1392 den Herren Czabeliczky von Suticz und im J. 1615 dem Heralt Wenzel Liebsteinsky von Kollowrat. 15) Ein zur gleichnamigen Herrschaft gehöriger Marktflecken im czaslauer Kreise Böhmens, mit einem Schlosse, einer katholischen Pfarre, Kirche und Schule, einem obrigkeitlichen Meierhofe, 71 Häusern und 426 czech. Einwohnern. Die Kirche war schon in den Jahren 1384 und 1392 mit einem eigenen Pfarrer versehen; gegenwärtig wird die Pfarre, welche zum Districtsvicariate Kuttenberg des königgrätzer Bisthums gehört, im J. 1830: 3242 Seelen in ihrem Sprengel zählte und über welche dem Magistrate der Stadt Kuttenberg das Patronatsrecht zusteht, von zwei Priestern versehen. Janowitz liegt nahe bei Zbraslawitz, acht Meilen ostsüdöstlich von Prag und 2½ Stunde von der Kreisstadt entfernt. 16) Ein zur Joseph Schebesta'schen Herrschaft Albrechtsried gehöriges Dorf im prachiner Kreise Böhmens; es liegt am Leitenbache, drei Stunden von Horazdiowitz und ¼ Stunde von Schöttenhofen entfernt, mit 20 Häusern, 122 teutschen Einwohnern und einer Briefsammlung. Eingepfarrt ist das Dörfchen nach Albrechtsried (Districtsvicariat Suttitz, Bisthum Budweis). 17) Ein kleines zu den Besitzungen der königl. freien Stadt Pilgram gehöriges, fünf Stunden von der Stadt Iglau und zwei Stunden von Pilgram entferntes Dörfchen im taborer Kreise des Königreichs Böhmen, mit 29 Häusern und 176 czechischen Einwohnern, deren einzige Beschäftigung der Feldbau ist. 18) Ein kleines zur fürstl. Kinsky'schen Allodialherrschaft Herzman-Miestez gehöriges Dörfchen im chrudimer Kreise Böhmens, zwei Stunden nördlich von Chrudim gelegen, mit einem Jägerhause, 21 Häusern und 128 czech. Einwohnern. Die Gegend um dasselbe ist hügelig, waldreich und auch reich an Wild, besonders aber an Fasanen. 19) Ein nicht fern von Neu-Bidezow, 2¼ Stunden von Königstadtl entferntes, zur Herrschaft der Frau Rosina verwitweten Gräfin Colloredo Smidar gehöriges Dorf von 24 Häusern und 144 czech. Einwohnern. *(G. F. Schreiner.)*

Janowitz im Regierungsbezirk Bromberg, s. Janowitz.

JANSDORF auch Johnsdorf, 1) ein zur gräflich waldstein-wartenbergischen Herrschaft Leitomischl gehöriges Dorf im östlichen Theile des chrudimer Kreises des Königreichs Böhmen, seitwärts von der chrudimer Post- und Commercialstraße gelegen, ¼ Meile südostwärts von dem Hauptorte der Herrschaft entfernt, mit einer eigenen katholischen Pfarre von 2073 Seelen, welche zum hohenmauther Vicariatsdistricte des königgrätzer Bisthums gehört und unter dem Patronat des Herrschaftsbesitzers steht, einer den heil. Aposteln Philipp und Jacob geweihten katholischen Kirche; einer Schule, 168 Häusern und 1008 teutschen Einwohnern. Der Pfarrer des Dorfes wird aus dem Religionsfond bezahlt. 2) Ober-Johnsdorf oder Jansdorf, ein zur fürstlich lichtenstein'schen Majoratsherrschaft Landskron gehöriges Dorf in demselben Kreise und Lande, mit 137 Häusern und 822 Einwohnern. 3) Nieder-Johnsdorf, ein mit dem vorigen zusammenhängendes Dorf von 108 Häusern mit 652 Einwohnern, die in beiden Ortschaften Teutsche sind. *(G. F. Schreiner.)*

JANSEN 1) (Cornelius), s. Jansenius.

2) **Henri**, geboren im J. 1741 zu Haag, aus einer angesehenen holländischen Familie stammend, ging im J. 1770 nach Paris, wo er sich eine Zeit lang dem Geschäfte des Buchhandels widmete, späterhin aber Bibliothekar des Fürsten Talleyrand und kaiserlicher Censor ward. Er starb im Mai 1812. Seine genaue Kenntniß mehrer Sprachen, besonders der französischen, englischen und teutschen, setzte ihn in den Stand mehre brauchbare Übersetzungen zu liefern. Aus dem Holländischen in's Französische übertrug er das schätzbare Werk über Japan von D. Z. von Haren. Gemeinschaftlich mit Kruthofer veranstaltete er einen Recueil de pièces intéressantes, concernant les antiquités, les beaux arts, les belles lettres et la philosophie (Paris 1787. 6 Voll.). Fast alle seine Schriften erschienen anonym. Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß derselben liefert Barbier

in seinem Dictionnaire des anonymes. Jansen selbst gab in der Einleitung zu seinem Essai sur l'origine de la gravure en bois et en taille douce et sur la connaissance des estampes des XV. et XVI. siècles (Paris 1808. 2 Voll.) ein Verzeichniß von 24 seiner Schriften, doch mit Ausschluß der Übersetzung eines Werks von Paulus, Discours sur l'égalité des hommes et sur les droits et les devoirs qui en résultent, betitelt. Zu den Werken, die seit jener Zeit (1808) aus seiner Feder geflossen, gehören die nachfolgenden: De l'invention de l'imprimerie, ou Analyse de deux ouvrages publiés sur cette matière par Mr. *Meermann*, suivie d'une Notice chronologique et raisonnée des livres avec et sans date, inprimés avant l'année 1501, dans les 17 Provinces des Pays-Bas par *J. Visser* (Paris 1809). Der Verfasser der Analyse war Heinrich Gockinga. Jansen ergänzte das von Visser gelieferte Bücherverzeichniß durch eine Zahl von fast 200 Artikeln. Er schrieb ferner: Recherches historiques sur l'usage des cheveux postiches et des perruques dans les temps anciens et modernes (Paris 1809) (Übersetzung eines bekannten Werkes von Friedrich Nicolai). Précis d'histoire universelle, politique, ecclésiastique et litéraire, depuis la création du monde jusqu'à la paix de Schoenbrunn (Paris 1810. 5 Voll. 12.). Die politischen Ereignisse der drei letzten Jahrhunderte, die Geschichte der französischen Revolution und der größte Theil der Notizen über die teutschen Gelehrten sind von Friedrich Schöll, von welchem auch die Bemerkungen über die Sprachen und Religionen der europäischen Völker herrühren. Aus dem Holländischen von M. J. Haafner übersetzte Jansen: Voyage dans la pèninsule occidentale de l'Inde et dans l'île de Ceylan (Paris 1811. 2 Voll.), desgleichen die Voyages de Mirza Abu Taleb, Khan en Asie, en Afrique et en Europe (ibid. 1811. 2 Voll.). Den Essai sur la législation et la politique des Romains (Paris 1795) hat Jansen nur herausgegeben. Quêtant war der Verfasser dieses Werks *).

(*Heinrich Döring.*)

JANSENISMUS, JANSENISTEN, Jansenistische Streitigkeiten in der römisch-kathol. Kirche, erhielten ihren Namen von dem Bischofe Cornelius Jansenius (s. den Art.) von Ypern, welcher dem bald nach Beendigung der trienter Kirchenversammlung (1563) unter einigen niederländischen Theologen ausgebrochenen Streit über die göttliche Gnade durch die nach seinem Tode (1638) unter dem Titel „Augustinus" herausgegebene (1640) Schrift neue Nahrung gegeben hatte. Daß diese Streitigkeiten sich so weit verzweigten, daß sie eingriffen nicht blos in die kirchlichen, sondern sogar in die politischen Verhältnisse mehrer römisch-katholischer Staaten, und daß sie noch jetzt nicht völlig durch höhere Entscheidung beseitigt worden, vielleicht auch nie anders werden beseitigt werden können, als durch eine innere Reform des ganzen katholischen Kirchenwesens: davon werden sich die Ursachen aus ihrer Geschichte von selbst ergeben. Über die ersten Keime derselben bemerken wir nur Folgendes.

Hinsichtlich der Lehre von der Sünde und der göttlichen Gnade hatte zwar in den Streitigkeiten zwischen dem Bischof Augustin von Hippo und den Pelagianern und Semipelagianern während des fünften Jahrhunderts der Bischof von Hippo im Wesentlichen den Sieg davon getragen; sein Lehrbegriff war zum Lehrbegriffe der rechtgläubigen Kirche erhoben, und er selbst galt als ein heiliges, fast untrügliches Orakel des rechten Glaubens. Allein die Meinung von der besonderen Verdienstlichkeit des Mönchslebens, von dem Nutzen äußerlich guter Werke zur Seligkeit und insbesondere von der an sich schon wirksamen Kraft des Genusses der Sacramente hatte sich bald so festgesetzt und das ganze kirchliche Leben so durchdrungen, daß es keine leichte Aufgabe, ja fast unmöglich war, die Augustinianische Theorie mit der kirchlichen Praxis und den aus ihr hervorgegangenen Grundsätzen zu vereinbaren. Daher fast jedes Jahrhundert im Mittelalter Proben des Kampfes zwischen diesen Extremen nachweist, und der Kampf wurde erst recht lebendig und anhaltend, als er sich in das Interesse der beiden angesehensten Mönchsorden, der Dominikaner und Franziskaner, verflochten hatte. Die Dominikaner, und an ihrer Spitze der große Thomas von Aquino, suchten in ihren Schriften und Schulen den Augustinianischen Lehrbegriff gegen die mehr semipelagianisirenden Grundsätze ihrer Gegner, der Scotisten, zu retten, und wirklich konnte es ihnen nicht gelingen, diese letzteren aus dem kirchlichen Leben zu verdrängen. Der Streit blieb jedoch mehr Schul- und Ordensstreit, ohne zu höherer durchgreifender Entscheidung zu gelangen. Diese letztere würde vielleicht nie erfolgt sein, wenn nicht der glückliche Fortgang der kirchlichen Reformation die römische Curie genöthigt hätte, auch hinsichtlich der Lehren vom freien Willen, der Rechtfertigung und Gnade sich im Gegensatze gegen die Ketzer bestimmter zu erklären, eine allein rechtgläubige Lehrnorm festzustellen und dadurch das Eindringen ketzerischer Meinungen zu verhüten. Diese Aufgabe war aber um so schwieriger und bedenklicher, da die angesehensten Reformatoren, insbesondere Luther, selbst von dem Systeme Augustin's ausgegangen waren, und die ketzerische Lehre nun einmal verworfen werden sollte und mußte, ohne jedoch jenem Systeme zu sehr zu nahe zu treten, und dadurch den Streit der beiden angesehensten Mönchsorden in einer für den römischen Hof so bedenklichen Periode zu einem allgemeinen und heftigen Ausbruche kommen zu lassen. Dieser Streit nämlich hatte sich auf den gelehrten Schulen immer fort erhalten, und auch außer ihnen blieb die Meinungsverschiedenheit; ja selbst gelehrte und hochgestellte Männer, wie der feingebildete Cardinal Sadoletus [1]), der mit mehren Reformatoren in Briefwechsel stand, hatten offen erklärt, daß sie dem Systeme Augustin's völlig beizustimmen nicht vermöchten, und insbesondere seine Lehre von dem völligen Verluste der Freihei des menschlichen Willens in göttlichen Dingen mit der

*) Cf. Biographie universelle Tom. XXI. p. 394 sq.

1) Epist. IX, 10. ed. Mogunt.

Ehre und Gerechtigkeit Gottes nicht für vereinbar hielten, obschon mit dem Zusatze, daß sie deshalb von der Lehre der katholischen Kirche nicht abweichen wollten.

So stand die Sache, als die zu Trient versammelten Repräsentanten der katholischen Kirche, unter der vorsichtigsten Leitung der römischen Curie, den doppelten Endzweck erreichen sollten, einerseits die neu ausgebrochenen Ketzereien der Lutheraner, Zwinglianer u. s. w. zu verdammen, andererseits denselben durch Feststellung eines unverbrüchlichen Lehrbegriffs einen unübersteigbaren Damm entgegenzusetzen, und etwanigen Mishelligkeiten im Innern ihrer Kirche theils dadurch, theils durch Verbesserung der kirchlichen Disciplin vorzubeugen. Die Dogmen vom freien Willen, von der Rechtfertigung und dem Gnadenbeistande mußten um so eher und angelegentlicher zur Sprache kommen [2]), da grade die angeblichen Ketzer von diesem Grunde aus die Reformation begonnen und durchgeführt hatten. Die Schwierigkeiten waren nicht gering: die protestantischen, im Wesentlichen auf Augustin beruhenden Lehren mußten verdammt, und Glaubensartikel festgestellt werden, wobei die seitherige kirchliche Theorie und Praxis bestehen konnte, und die zwischen Dominikanern und Franziskanern obwaltenden Differenzen einigermaßen vermittelt zu werden schienen. Natürlich mußten die in der sechsten Session den 13. Januar 1547 publicirten Decrete über die Rechtfertigung rc. auf Schrouben gestellt [3]) werden, und in dieser Fassung waren sie am wenigsten geeignet, den Zunder zu neuen Streitigkeiten zu unterdrücken, wozu außerdem die fortdauernde Eifersucht beider Mönchsorden, besonders an den höheren gelehrten Schulen, immer Gelegenheit gab. Auch wurde wirklich der Streit von einer Universität aus, nämlich Löwen in den Niederlanden, auf's Neue angeregt.

2) Cf. *Sarpi*, Hist. Concil. Trid. p. 352 sq. d. lat. Ausg. Salig, Gesch. des tritent. Concils 1. Thl. S. 520 fg. 3) Wir führen nur das Cap. V. sess VI. (cf. *D. Danz*, libri symbb. Eccles. cath. p. 34) wörtlich an: Declarat (S. Synodus), ipsius justificationis exordium in adultis a Dei per Christum Iesum praeveniente gratia sumendum esse, hoc est, ab ejus vocatione, qua nullis eorum existentibus meritis vocantur, ut, qui per peccata a Deo aversi erant, per ejus excitantem atque adjuvantem gratiam, ad convertendum se ad suam ipsorum justificationem, eidem gratiae *libere assentiendo et cooperando*, disponantur: ita, ut tangente Deo cor hominis per Sp. S. illuminationem, neque homo ipse nihil omnino agat, inspirationem illam recipiens, quippe qui illam et abjicere potest, neque tamen sine gratia Dei movere se ad justitiam coram illo *libera sua voluntate* possit etc. Ferner lautet der Can. IV. derselben Sitzung (l. l. p. 45): Si quis dixerit, liberum hominis arbitrium a Deo motum et excitatum *nihil cooperari* assentiendo Deo excitanti atque vocanti, quo ad obtinendam justificationis gratiam se disponat ac praeparet, neque posse dissentire si velit, sed velut inanime quoddam nihil omnino agere, mereque passive se habere, anathema sit Kein Wunder war es daher, wenn zwei gelehrte katholische Theologen, die den wegen Feststellung jener Decrete den Sessionen vorausgehenden Congregationen beigewohnt hatten, der Dominikaner Dominikus a Soto und der Franziskaner Andreas de Vega, nicht lange darauf über den wahren Sinn jener Beschlüsse in Streit geriethen, und beide ihre entgegengesetzte Ansicht darin ausgesprochen finden wollten. So viel ist klar, daß die Worte, so sehr sie auch verclausulirt sind, streng Augustinisch nicht lauten.

Hier verwaltete der gelehrte und biedere Michael Bajus (de Bay) seit 1551 das Lehramt der heil. Schrift. Geboren zu Melin in Hennegau im J. 1513, hatte er zu Löwen studirt, trat später selbst als Lehrer auf, und wurde im J. 1550 Doctor der Theologie. Er stand am königlichen Hofe so in Ansehen, daß er im J. 1563 mit dem Corn. Jansenius, nachherigem Bischofe von Gent (nicht zu verwechseln mit dem Bischofe von Ypern gleiches Namens) und Jac. Hessels auf die trienter Synode gesendet, und im J. 1575, trotz schon erlittener Anfechtungen, Kanzler der Universität wurde [4]). Bajus war der größte Verehrer des heil. Augustin; die scholastischen Subtilitäten waren ihm zuwider geworden; er glaubte nicht allein, daß diese nicht geeignet wären, die wahre Religiosität in seiner Kirche zu fördern, sondern daß es auch an der Zeit sei, um die katholische Theologie nicht länger dem Spotte der Protestanten preis zu geben, zu dem Lehrbegriffe der alten Väter, insbesondere des heiligen Augustin, zurückzukehren. In gleichem Geiste dachte und lehrte mit ihm sein College, Johann von Löwen oder Hessels. Kaum aber waren ihre Lehren ruchtbar geworden, als Haß und Neid der Mönchspartei, der Franziskaner, sie anfochten. Vorzüglich war es Jobst Ravenstein Tileto, ebenfalls Lehrer der Theologie zu Löwen, welcher nach seiner Rückkehr von der trienter Synode auf's Höchste sich darüber entsetzte, daß man während seiner Abwesenheit solche neue Lehren, die nur von dem Teufel herrühren könnten, vorzutragen gewagt habe. Man übersandte der Sorbonne zu Paris ein Verzeichniß von 18 solcher ketzerischen Lehren, und diese erließ im Juni 1560 eine Censur, in welcher der größere Theil derselben als ketzerisch verdammt, und nur drei als irrig gemisbilliget wurden [5]). Bajus vertheidigte sich dagegen in Anmerkungen zu dieser Censur, und bewies, daß die meisten dieser Sätze ebenso mit der heiligen Schrift, als mit den Lehren Augustin's übereinstimmten [6]). Dem damaligen Statthalter der Niederlande, Cardinal Granvella, der den Bajus und seine Anhänger wegen ihrer Gelehrsamkeit, Thätigkeit und Unbescholtenheit hochschätzte, gelang es, die Ruhe auf einige Zeit herzustellen. Allein kaum einige Jahre währte dieser Stillstand, und der Streit wurde erneuert und von ganz anderen Seiten angegriffen, da nunmehr die Jesuiten, die 1562 zu Löwen ein Collegium für den Vortrag der Philosophie errichtet, aber wieder hatten aufgeben müssen, und sich nun auf theologische Vorlesungen beschränkten, sich an die Gegner des Bajus angeschlossen hatten [7]). Sie waren zwar ursprünglich von ihrem Stifter Lojola

4) Vir magni nominis, heißt es von ihm bei *Leydecker*, hist. Jansenismi p. 278, eruditionis ac modestiae, ut omnium animos ad se alliceret. Missus quoque fuerat a Philippo II., — ad Tridentinum Concilium, ubi ipsius responsa veluti oracula habebantur: tanta pollebat doctrinae excellentia, ingenii acumine et judicii profunditate. 5) Sie findet sich bei *d'Argentré*, Collect. judic. de novis erroribus Tom. II. P. I. p. 203 sq. 6) s. *du Pin* nouv. Bibliothèque des Aut. Eccles. Tom. XVI. p. 139 sq. 7) Eine recht gute, pragmatisch-übersichtliche Darstellung über das Wirken des Jesuitismus in dieser ganzen Streitigkeit gibt (le Bret) die pragmatische Gesch. der Bulle in coena domini 4. Thl. S. 143 fg.

zur Lehrart des heiligen Thomas verpflichtet worden, fanden es aber bald ihren Absichten, sich auf den berühmtesten hohen Schulen Eingang und Ansehen zu verschaffen, angemessener, auch zu einer andern Lehrart zu greifen, und die Genehmigung der Oberen wurde ihnen leicht zu Theil. Bei dem großen Ansehen, welches sie sich bereits an dem römischen Hofe zu sichern gewußt hatten, bei ihren schon beginnenden und weit um sich greifenden herrschsüchtigen Planen, die sich mit einer strengen Sittenlehre nicht wohl vereinigen ließen, war vorauszusehen, daß der gegen den Bajus wieder erneuerte Streit sich nicht sobald endigen, vielmehr durch die Intriguen der Gesellschaft Jesu sich immer weiter ausspinnen und verwickeln werde. Und dies erfolgte wirklich. Mittlerweile hatte nämlich Bajus mehre Schriften, vom freien Willen des Menschen, von dem Verdienste guter Werke, den Tugenden der Gottlosen, der ersten Gerechtigkeit des Menschen u. a., herausgegeben [8]). Sofort zogen seine Gegner aus diesen, wie aus seinen Vorlesungen, ein langes Verzeichniß ketzerischer Sätze [9]), und sendeten dieselben an die spanischen Universitäten, an den spanischen Hof und nach Rom, um ihre Verdammung zu bewirken. An letzterem Orte gelang dies endlich; Pius V. verdammte im J. 1567 durch die Bulle Ex omnibus afflictionibus 67 jener Lehrsätze; doch sieht man theils aus der Fassung derselben, in welcher der *Name des* Bajus nicht genannt, und jene Sätze unent*schieden genug*, um gegen das Ansehen des heiligen Augustin und die Thomisten nicht zu verstoßen, nur nach dem in den Worten liegenden Sinne verworfen wurden [10]), theils aus dem Umstande, daß die Bulle nicht öffentlich bekannt gemacht, sondern nur der theologischen Facultät zu Löwen zum Vorlesen übergeben wurde, daraus ersieht man deutlich, in welcher Verlegenheit der römische Hof sich befinden mochte. Vergebens übersandte Bajus im J. 1569 dem Papste eine Schutzschrift; er mußte noch in demselben Jahre vor dem Cardinal Granvella die ihm beigelegten Irrthümer knieend abschwören, um die Absolution zu empfangen.

Nebenbei hatte die genannte päpstliche Bulle bei strenger Strafe allen und jeden verboten, über die verdammten und ähnliche Sätze in Zukunft etwas zu sprechen, zu schreiben und zu disputiren [11]); auch sollte es keinem freistehen, auf irgend eine Weise die päpstliche Verordnung zu beeinträchtigen oder ihr entgegenzuhandeln. Als daher Bajus in seinen Vorlesungen sich wiederholt über den Sinn derselben ausgesprochen, dadurch aber seine Gegner veranlaßt hatte, die Bulle öffentlich bekannt zu machen, traten Mehre auf, welche dieselbe für unecht oder erschlichen erklärten. Dies veranlaßte den König von Spanien und mehre löwener Theologen, sich deshalb wieder nach Rom an Pius' Nachfolger, Gregor XIII., zu wenden, und dieser ganz von den Jesuiten eingenommene Papst erklärte im J. 1579 durch die Bulle Provisionis nostrae die Bulle seines Vorgängers für echt und allgemein verbindend. Diesen Befehl überbrachte der päpstliche Beichtvater und Jesuit Franziskus Toletus, als Commissarius, und er wußte es dahin zu bringen, daß man zu Löwen die Censur annahm, und Bajus in die Verdammung der in der Bulle verworfenen Sätze einstimmte, auch bald darauf schriftlich bezeugte, mehre von jenen Sätzen wirklich gelehrt zu haben. Dieser unerwartet glückliche Erfolg erregte in Rom so viel Freude, daß der Papst den Jesuiten Toletus zum Cardinal ernannte. Allein dieser Stillstand war von kurzer Dauer. Der Groll dauerte fort; und je mehr die Jesuiten sich ihres Sieges erfreuten, und je offener sie nun mit ihren Lehrsätzen hervortreten konnten, (sie hatten den Pat. Leonhard Leß und Johann Hamel an die Spitze ihrer neuen Schule gestellt), desto empfindlicher ward es den Mitgliedern der theologischen Facultät, die sich so lange in dem Rufe der Orthodoxie behauptet hatte, den Semipelagianismus immer weiter um sich greifen zu sehen. Sie entschloß sich endlich, unter Mitwirkung des Bajus, aus den Vorlesungen der genannten beiden Jesuiten 34 Lehrsätze, betreffend die heilige Schrift, die Vorsehung, die Gnade und Rechtfertigung, die Prädestination und Verwerfung [12]), auszuziehen und zu verwerfen. Schon waren die Erzbischöfe von Mecheln und Cambray, nebst der Universität Douay, im Begriff, jene Sätze als ketzerisch, als semipelagianisch, auf Provinzialsynoden zu verdammen, als der päpstliche Nuntius von Cöln, Frangipani, ihnen dies im Namen des Papstes untersagte, ihnen erklärte, daß der Papst sich die

8) *Baji* Opera erschienen zu Cöln 1696. 4. 9) *Du Pin* a. a. O. S. 142. Leydecker a. a. O. S. 278—287. Wir theilen nur einige hier mit: 1) Nec Angeli nec primi Hominis adhuc integri merita recte vocantur gratia. 2) Sicut malum opus ex natura sua est mortis aeternae meritorium, sic bonum opus ex natura sua est vitae aeternae meritorium. 6) Naturali lege constitutum fuit homini, ut si in obedientia perseveraret, ad eam vitam pertransiret, in qua mori non posset. 8) In redemptis per gratiam Christi nullum inveniri potest bonum meritum, quod non sit gratis indigno collatum. 12) Pelagii sententia est, opus bonum, citra gratiam adoptionis factum, non est regni coelestis meritorium. 17) Sentiunt cum Pelagio, qui dicunt, esse necessarium ad rationem meriti, ut homo per gratiam adoptionis sublimetur ad statum deificum. 25) Omnia opera infidelium sunt peccata, et Philosophorum virtutes sunt vitia. 27) Liberum arbitrium sine gratiae Dei adjutorio nonnisi ad peccandum valet. 37) Cum Pelagio sentit, qui boni aliquid naturalis, h. e. quod ex naturae solis viribus ortum ducit, agnoscit. 46) Ad rationem et definitionem peccati non pertinet voluntarium etc. 10) Quas quidem sententias, sagt die Bulle, stricto coram nobis examine ponderatas, quamquam nonnullae aliquo pacto sustineri possent, in rigore et proprio verborum sensu ab assertoribus intento, haereticas, erroneas, suspectas, temerarias, scandalosas et in pias aures offensionem immittentes, respective, ac quaecunque super iis verbo scriptoque emissa, praesentium autoritate damnamus, circumscribimus et abolemus.

11) Deque iisdem (sententiis), sagt die Bulle, et similibus posthac, quoquo pacto, loquendi, scribendi et disputandi facultatem, quibuscunque interdicimus; qui secus fecerint, ipsos omnibus dignitatibus, gradibus, honoribus, beneficiis et officiis perpetuo privamus, ac etiam inhabiles ad quaecunque decernimus, vinculo quoque Anathematis eo ipso innodamus etc. Wie vielen Antheil an dem Allen die Jesuiten schon jetzt hatten, erzählt Leydecker a. a. O. S. 291. Schon vor Publicirung der Bulle war der Jesuit Bellarmin in die Niederlande gesendet worden, und noch später wurden die wichtigsten Verhandlungen den Jesuiten, als päpstlichen Commissarien, übertragen. 12) Cf. *Le Blanc* hist. congregatt. de auxiliis divinae gratiae p. 12 sq.

Entscheidung vorbehalten habe, und beiden Theilen Stillschweigen auferlegte. Im J. 1591 kam es zwischen beiden Parteien, obschon unter Widerspruch des Provinzials der Jesuiten, der an den Papst appellirte, zu einem Vergleiche; die Jesuiten verstanden sich dazu, in ihren Vorträgen dem Lehrbegriffe der Facultät nicht zu widersprechen. Mittlerweile war Bajus im J. 1589 gestorben; er hatte trotz aller Anfechtungen und Verunglimpfungen dennoch bei dem königlichen Hofe in so hoher Achtung gestanden, daß von diesem ihm sogar noch das Amt eines Inquisitors übertragen worden war.

Der Streit hätte nunmehr wol auf sich beruhen können; allein wie einerseits die Anhänger des Bajus es nicht verschmerzen konnten, die Rechtgläubigkeit des Augustinianischen Lehrsystems noch immer gefährdet und dessen Vertheidiger der Ketzerei verdächtiget zu sehen, so foderten andererseits die herrschsüchtigen Plane der Jesuiten, die in mehren Ländern im Stillen dahin arbeiteten, den Dominikanern die oberste Leitung der Inquisitionsgerichte zu entreißen, noch dringender dazu auf, den Jesuiten in jeder Hinsicht Widerstand zu leisten. Eine neue Veranlassung bot sich bald genug dar. Ludwig Molina, geboren 1540, schon seit 1553 Mitglied der Gesellschaft Jesu und später einer der angesehensten und für das Interesse seines Ordens besorgtesten Lehrer der Theologie auf der portugiesischen Universität Evora, wo er im J. 1600 starb, gab im J. 1588 sein Buch heraus: **Liberi arbitrii cum gratiae donis, divina praescientia, providentia, praedestinatione et reprobatione concordia** (zuerst zu Lissabon in Fol., dann absichtlich in veränderter Art zu Venedig, Lyon, Antwerpen gedruckt). Er wollte eigentlich die streitenden Parteien mit einander dadurch versöhnen, daß er auf eine noch nicht versuchte Weise das wahre Verhältniß der Freiheit des menschlichen Willens zur göttlichen Gnade und Prädestination darzustellen suchte. Allein, wie es solchen Friedensstiftern oft gegangen, selbst einige seiner Ordensgenossen erhoben Widerspruch, während die spanischen Dominikaner, zuerst heftiger zu Valladolid im J. 1594, sich dagegen erklärten, das Buch bei der Inquisition eingaben, und den Verfasser sich vor ihr zu stellen nöthigten. Molina stellte sich ohne Furcht vor den Großinquisitor in Toledo; und sowie dieser die Sache an Clemens VIII. berichtete, um dessen Urtheil abzuwarten, so setzten es die Jesuiten durch, daß auf Anhalten ihres Generals Acquaviva die Entscheidung der ganzen Sache nach Rom gezogen, der weitere Streit einstweilen in Spanien verboten und von den gelehrtesten Theologen, Bischöfen und Universitäten Gutachten verlangt wurden [13]). Molina hatte nämlich dem Menschen freien Willen in der Vollbringung natürlich guter Werke, aber nur nicht solcher beigelegt, wodurch er das Wachsthum der Gnade oder das ewige Leben verdienen könnte; hierzu bedarf es nach ihm der zuvorkommenden Gnade, und diese wird durch Christi Verdienst jedem zu Theil, der die noch vorhandene Kraft seines Willens thätig anwendet, und sich zu Gott bekehren läßt. Es hängt also nicht allein von der zuvorkommenden Gnade Gottes oder dessen Vorhersehung ab, wer selig werden solle, wer nicht. Hinsichtlich dieses Vorherwissens Gottes unterschied Molina eine dreifache Erkenntniß in Gott: eine ganz natürliche, eine ganz freie und eine mittlere (**scientia media**), nach welcher letzten Gottes Allwissenheit voraussieht, was eines jeden freier Wille, nach seiner natürlichen Freiheit und unter bestimmten Verhältnissen, thun würde, wiewol diesem dabei die Freiheit unbenommen bleibt, das Gegentheil zu thun. So sehr nun der Verfasser bemüht ist, die Pelagianischen Irrthümer zu widerlegen, so ernstlich er sich auf das Ansehen des heil. Augustin beruft, und seine Darstellung durch Aussprüche der Kirchenväter rechtfertiget: so sieht man doch leicht, wie wenig dies Alles die eifrigen Anhänger des Augustin befriedigen konnte.

Nachdem Clemens VIII., der aus Überzeugung selbst dem Lehrbegriffe Augustin's ergeben war, die Sache nach Rom gezogen, setzten die Dominikaner daselbst ihren Proceß fort. Clemens entschloß sich endlich 1597, eine besondere **Congregatio de auxiliis (gratiae divinae)**, bestehend aus einigen Cardinälen, Bischöfen und Theologen, niederzusetzen; die Sessionen begannen im folgenden Jahre, und der Papst nahm daran den thätigsten persönlichen Antheil, ja am 10. Jul. 1603 übergab er der Versammlung einen eigenhändig in 15 Capiteln geschriebenen Aufsatz über Augustin's Lehrbegriff [14]); und er war bereits entschlossen, die Lehre der Molinisten (so nannte man in der Folge die jesuitische Partei) zu verwerfen, als er plötzlich darüber im März 1605 starb. Sein Nachfolger mußte sich im Conclave verbindlich machen, die Streitsache bald möglichst zu endigen; Leo XI. regierte aber zu kurze Zeit und so ging die Sache an Paul V. über. Die Berathungen wurden mit Eifer fortgesetzt, und es hatte allen Anschein, daß auch diesmal die Jesuiten den Kürzeren ziehen würden. Mehre Umstände jedoch, die Furcht vor der Macht der Jesuiten, ihr Aufkommen in Frankreich, die Opfer, welche sie in der Streitsache mit der Republik Venedig für den päpstlichen Stuhl gebracht hatten, die Rücksicht auf die Ketzer u. s. w., trafen zusammen, und bewogen den Papst, die Entscheidung bis auf bequemere Zeit hinauszuschieben. Er entließ daher im August 1607 die Abgeordneten beider Theile, und befahl ihnen, bei harter Strafe sich gegenseitig wegen dieser Sache nicht in üblen Ruf zu bringen. Fruchtlos blieben die wiederholten Gesuche des Königs von Spanien und der Dominikaner um Entscheidung der Sache; Paul gebot im Jahre 1611 ein allgemeines Stillschweigen über die ganze Streitigkeit, und ebenso vergeblich machten ihm im folgenden Jahre die Dominikaner bemerklich, wie sehr die Ehre des päpstlichen Stuhles bei diesem Verfahren gefährdet werde. Da man jedoch jesuitischer Seits die Streitsache wieder in Anregung gebracht hatte, schärfte Gregor XV. die Verordnung seines Vorgängers, und verbot durchaus etwas über die Gnade drucken zu lassen, ohne die besondere Erlaubniß der rö-

13) Cf. *le Blanc* l. l. I. 13. c. 18.

14) *Leydecker* l. l. p. 323.

mischen Inquisition. Die Jesuiten wußten diese Verbote zu umgehen; sie triumphirten über ihre Gegner, und errichteten sogar zu Löwen, von wo der ganze Streit ausgegangen war, einen neuen Katheder des Molina, den sie jedoch bald wieder aufgeben mußten. Jansenius, der nachherige Bischof von Ypern, hatte dies Letzte am königlichen Hofe durchgesetzt (s. das Weitere unter dem Art. **Jansenius**).

Nach dieses Jansenius Tode erschien dessen Werk **Augustinus**, das er selbst dem Papste Urban VIII. zu widmen Willens gewesen war. Kaum erhielten die Jesuiten Kunde, daß dasselbe sich unter der Presse befinde, als sie einen Versuch machten, durch den Cardinal Barberini den Druck zu hindern. Dies gelang ihnen nicht. Um so heftiger fielen sie nun über das Buch im J. 1641 her, behaupteten, daß dasselbe Lehren enthalte, welche Pius V. verdammt habe, und erschlichen eine päpstliche Verordnung, in welcher durch die römische Inquisition zwar auch die Streitsätze der Jesuiten unterdrückt, der Gebrauch aber und das Lesen des Buches **Augustinus** gänzlich verboten wurde. Dieser letzte Punkt war besonders klug berechnet; denn nunmehr war es unmöglich, über den Inhalt des verbotenen Buches richtig zu urtheilen. Die Annahme dieser päpstlichen Verordnung machte in den Niederlanden Schwierigkeiten, und dies veranlaßte ohne Zweifel die Jesuiten, den Papst, der sich hierin ganz durch den Cardinal Barberini leiten ließ, noch zu einer strengeren Maßregel zu bewegen, und es erfolgte im J. 1642 die Bulle **In eminenti**, in welcher mit Beziehung auf die früheren, in dieser Sache von den Päpsten erlassenen Verordnungen das schon erwähnte Verbot mit dem ausdrücklichen Zusatze erneuert wird, daß der Papst selbst, nachdem er das Buch des Jansenius sorgfältig gelesen, viele von seinen Vorfahren verdammte Sätze wirklich in demselben entdeckt habe. Nicht allein der größte Theil der Bischöfe, an ihrer Spitze der Erzbischof von Mecheln, Jacob Boonen und die Universität Löwen, sondern auch die höchsten weltlichen Behörden weigerten sich, die Bulle anzunehmen oder bekannt zu machen. Man machte Vorstellungen nach Rom und an den königlichen Hof, und erst der neue Statthalter, Erzherzog Wilhelm Leopold von Österreich, drang, geleitet von den Jesuiten, durch, daß ein besonderes Formular, in welchem jedem, der ein geistliches Amt erhielt, die Annahme der Bulle auferlegt wurde, im J. 1651, jedoch unter manchen Modificationen und Protestationen, von dem Klerus angenommen wurde. So schien hier die Ruhe einigermaßen hergestellt.

Während dessen aber hatte sich der Streit auch auf französischen Boden verpflanzt. Die löwener theologische Facultät hatte in dieser Angelegenheit mit der pariser Sorbonne communicirt; Jansenius hatte an dem gelehrten Abte von St. Cyran, Vergerius, einen alten Freund, und eben so eifrigen Gegner der Jesuiten, welcher dem Werke Augustinus, das im J. 1641 zu Paris nachgedruckt wurde, eine günstige Aufnahme zu bereiten wußte. Die Jesuiten selbst hatten freilich bei der Staatsregierung die Oberhand, und der Name des Jansenius war schon früher deshalb bei ihr verhaßt geworden, weil derselbe in seiner Schrift „**de Marte Gallico**“ die Politik dieser Regierung hart angegriffen hatte. Dennoch weigerte sich die Sorbonne im J. 1644, die Bulle Urban's VIII, obschon sie der König selbst mit einem versiegelten Befehle ihr zugeschickt hatte, ohne Weiteres anzunehmen. In diese Facultät war das Jahr zuvor, trotz mancher Intriguen, der gelehrte und biedere Dr. Anton Arnauld, ein Freund des Abtes Vergerius, ebenfalls den Grundsätzen des heiligen Augustin ergeben, und eifriger Gegner der Jesuiten, aufgenommen worden. Er übernahm nun anstatt seines eben verstorbenen Freundes Vergerius die Vertheidigung der Sache des Jansenius gegen die Jesuiten; und da einer seiner Collegen, Habert, gegen die Lehren dieses letzten gepredigt hatte, gab er seine erste **Apologie de Jansenius et de la doctrine de St. Augustin** heraus, welcher bald eine zweite folgte. Die Sorbonne war in zwei Parteien, die Molinistische und Jansenistische, getheilt; jene beschuldigte den Jansenius des Calvinismus, diese behauptete, daß er die reine Lehre des heil. Augustin vortrage. Beide wandten sich nach Rom, und Innocenz X. bestand 1645 auf der Annahme der Bulle seines Vorgängers. Um den Papst, der selbst von gelehrten theologischen Sachen wenig verstand, noch mehr von der Verderblichkeit der Jansenistischen Lehre zu überzeugen, hatten die Jesuiten durch den Dr. Habert acht Sätze aus dem Werke des Jansenius ausziehen lassen [15]); und da diese noch nicht kräftig genug zu sein schienen, zu dem ersten fünf andere hinzugefügt, um die augenfälligste Ketzerei nachzuweisen. Sie wurden der Sorbonne zur Prüfung vorgelegt, und, trotz des Widerspruchs einer zahlreichen Menge von Doctoren, für ketzerisch erklärt. Man gewann die Beistimmung von mehr als 60 Bischöfen, und faßte im J. 1650 den Entschluß, diese Sätze nach Rom zu schicken, um dort geprüft zu werden. Der König selbst unterstützte dieses Gesuch durch seine Empfehlung. Innocenz war Anfangs Willens, beiden Parteien Stillschweigen aufzulegen, und dies um so mehr, als eilf Bischöfe gegen jenes Gesuch protestirt, und nachgewiesen hatten, daß die genannten fünf Sätze Augustinisch wären. Die Jesuiten hatten jedoch das Übergewicht; der Papst setzte eine Congregation von vier Cardinälen und einer Menge Consultoren nieder, er wohnte selbst den späteren Sitzungen bei, und machte im Mai 1653 die Bulle **cum occasione impressionis libri** bekannt, in welcher jene fünf ersten, dem Jansenius beigelegten, Sätze [16]) als ketze-

15) Hauptquelle für unsere Geschichte ist von nun an *Gabr. Gerberon*, Histoire générale du Jansenisme (Amsterd. 1700) 3 Thle.

16) Es sind kürzlich folgende: 1) Es gibt einige Gebote Gottes, welche die Frommen nicht halten können, und sie erhalten auch dazu nicht hinreichenden Beistand von Gott. 2) Niemand kann im natürlichen, gefallenen Zustande den Gnadenwirkungen widerstehen. 3) Daß der Mensch bei Gott etwas verdiene (ad merendum et demerendum), dazu wird keine Freiheit von der Nothwendigkeit zu handeln (libertas a necessitate) erfodert; die Freiheit vom Zwange (a coactione) ist hinreichend. 4) Semipelagianisch ist der Lehrsatz, der natürliche Mensch habe das Vermögen, der inneren, zuvorkommenden Gnade widerstehen oder sie annehmen zu können. 5) Ebenso ist es semipelagianisch, zu sagen, daß Christus für alle Menschen gestorben sei.

risch, und zum Theil gotteslästerlich verdammt wurden, obschon der Papst das Buch des Jansenius niemals gelesen hatte, und dasselbe bei der Mehrzahl der Mitglieder der Congregation der Fall sein mochte. Dadurch bekam der Streit eine neue, ganz eigene Wendung.

Die Bulle wurde zwar mit geringem Widerspruche von allen Seiten angenommen, und in den Niederlanden ward Jansenius von den Jesuiten als ein so arger Ketzer verschrieen, daß auf Befehl des Statthalters Leopold sogar seine Grabschrift zerstört wurde. Sie war aber am allerwenigsten geeignet, die Jansenisten selbst zum Stillschweigen zu bringen; diese behaupteten, die Bulle bestimme nicht genau, in welchem Sinne der Papst jene Sätze verdammt habe; diese Sätze seien nicht in diesem Sinne in des Jansenius Schrift zu finden; Jansenius habe über dieselben nur die reine Lehre Augustin's vorgetragen. Da die Sorbonne die Bulle blos auf Befehl des Königs, ohne unbedingten Gehorsam zu verlangen, bekannt gemacht hatte, die Jesuiten aber einen solchen Gehorsam wegen Untrüglichkeit päpstlicher Entscheidungen in Glaubenssachen verlangten; so wollten zwar die guten Jansenisten, nach dem Beispiele des Jansenius, der noch am Schlusse seiner Schrift den Gehorsam gegen den Papst bezeigt hatte, dem Oberhaupte ihrer Kirche den Gehorsam nicht verweigern; sie machten aber, auf den Vorschlag des scharfsinnigen Dr. Arnauld, zuerst den Unterschied der Untrüglichkeit des Papstes in **rebus facti (Question de fait) et juris** geltend, und leugneten jene standhaft, indem sich der Papst, wie jeder andere Mensch, in einer Thatsache, die er nicht genau kenne, wie den Inhalt eines Buchs oder den Sinn gewisser in ihm enthaltener Sätze, irren könne. Diese Frage ward nun ein neuer Zankapfel, und Arnauld die Zielscheibe der Gegner, bis er endlich wegen eines freimüthigen Schreibens, das die Sorbonne lange und streng untersuchte, im J. 1656 aus der theologischen Facultät ausgeschlossen wurde. Dieser letzte, unter Intriguen durchgeführte Gewaltstreich erreichte den beabsichtigten Zweck nicht, denn es hatten sich mittlerweile Männer, gleich ausgezeichnet durch gründliche Gelehrsamkeit, als geachtet wegen Biederkeit des Charakters und Unbescholtenheit der Sitten, ein Blasius Pascal, ein Peter Nicole u. A., an die Jansenisten angeschlossen, welche, abgesagte Feinde der Jesuiten und ihrer Grundsätze, diese Grundsätze in ihrer ganzen Abscheulichkeit darzustellen und dadurch ihrem Einflusse bei dem besseren Theile der Nation und selbst des Klerus entgegenzuwirken vermochten. Dies bezweckten u. a. die berühmten **Lettres provinciales**, welche Pascal in demselben Jahre, in welchem sein Freund Arnauld aus der Sorbonne ausgeschlossen worden war, unter dem Namen Louis de Montalte herausgab; den Eindruck einer solchen Schrift konnten die Jesuiten nicht leicht verwinden. Am Hofe behaupteten sie zwar, unter dem Cardinal Mazarin, die Oberhand; die Regierung suchte sich, aus andern Gründen, auf jede mögliche Weise den neuen Papst verbindlich zu machen. Nach Innocenz' Tode nämlich hatte Alexander VII., der schon früher als Nuntius in Cöln und als Mitglied der in der Sache des Jansenius niedergesetzten Congregationen das Interesse der römischen Curie unterstützt hatte, den päpstlichen Stuhl bestiegen. Bald wurde er auf Mazarin's Anstiften von einem großen Theile der französischen Geistlichkeit, obschon unter dem Widerspruche mehrer Bischöfe, um eine bestimmtere Erklärung der Bulle seines Vorgängers ersucht. Er beeilte sich, diese zu ertheilen, und dadurch die Untrüglichkeit seines Stuhles zur allgemeineren Anerkennung zu bringen. In einer besonderen Bulle erklärte er, daß die fünf Sätze im Werke des Jansenius wirklich enthalten, und daß sie von seinem Vorgänger in ebendiesem Verstande verdammt worden wären; alle, die dies leugneten, werden als Kinder der Ungerechtigkeit, als Störer der öffentlichen Ruhe bezeichnet. Die Universität Löwen nahm diese Bulle ohne Hindernisse an; die theologische Facultät stellte sogar dem Papste die Erklärung zu, daß keinem ein akademischer Grad verliehen werden solle, der nicht eidlich die Beobachtung der fünf Sätze angelobt habe. In Paris verfügte sich im J. 1657 der König selbst in das Parlament, und ließ die Bulle einregistriren; sowie auch die in demselben Jahre zu Paris versammelten Bischöfe ohne Weiteres dieselbe anerkannten, und durch ein besonderes Glaubensformular allen Geistlichen dieselbe Verbindlichkeit aufzulegen beschlossen, obschon vielleicht der größere Theil derselben den Jansenius kaum dem Namen nach näher kennen, vielweniger sein Werk gelesen haben mochte. Nur die Theologen der Jansenisten erhoben Widerspruch; sie erklärten es für Gewissenszwang, in der Entscheidung einer geschichtlichen Frage die Untrüglichkeit der Kirche und das Tribunal des Papstes anerkennen zu müssen. Da aber der König fest entschlossen war, die allgemeine Annahme der Bulle durchzusetzen, so faßten die Prälaten den Entschluß, welchen der König im J. 1661 bestätigte, daß allen denen Geistlichen, welche das erwähnte Formular nicht unterschreiben würden, der Ketzerproceß gemacht, die Gelehrten aber, die dagegen geschrieben, zum Widerrufe genöthigt werden sollten. Der König drang bei allen Bischöfen auf Vollstreckung dieser Maßregel. Wie aber Alles von Seiten der Regierung blos aus politischen Gründen betrieben wurde, erhellt daraus, daß der König, der mit dem römischen Hofe inzwischen in Mishelligkeit gerathen war, plötzlich sich auf die Seite der Jansenisten hinzuneigen schien; er knüpfte jedoch bald mit Rom Vergleichsunterhandlungen an, und diese vermittelte unglücklicher Weise ein Jesuit, der P. Ferrier. Da der König im J. 1664 die völlige Aussöhnung mit Rom wünschte, so verlangte er vom Papste eine neue besondere Verordnung, um die Geistlichen desto leichter zur Unterwerfung bestimmen zu können. Im J. 1665 erschien diese Bulle, die der König sofort bestätigte, und jeden, der sich nicht unterwerfen würde, mit Einziehung der weltlichen Einkünfte und andern kanonischen Strafen bedrohete. Der wesentliche Inhalt dieser Bulle war: alle französische Geistliche, alle Vorsteher von Lehranstalten, selbst Nonnen, sollten diese und seines Vorgängers Verordnung innerhalb drei Monaten unbedingt annehmen, die aus dem Buche des Jansenius ausgezogenen fünf Sätze in dem Sinne des Verfassers und wie sie von den Päpsten ver-

dammt worden, ebenfalls verdammen, und sich von der Ketzerei des Jansenius gänzlich lossagen; dies Alles sollten sie bei Gott und den heiligen Evangelien beschwören. Die Jansenisten hatten schon vor Erscheinung dieser Bulle die angedrohte Excommunication für ungerecht erklärt, und zu ihnen war unlängst der Bischof Pavillon von Alet übergetreten, der nun öffentlich erklärte, in einer solchen Sache, welche nicht die geoffenbarten Wahrheiten, sondern eine Thatsache betreffe, die nach menschlicher Einsicht beurtheilt werden müsse, nicht gehorsam sein zu können. Seinem Beispiele folgten die Bischöfe von Beauvais, Angers und Pamiers. Als aber der König ein besonderes Gericht von Prälaten über die Ungehorsamen im J. 1667, nach erhaltener Genehmigung des Papstes, niederzusetzen begonnen, starb Alexander VII. Die Verwirrung in Frankreich war groß; die Jansenisten wurden verfolgt, vertrieben, in's Gefängniß geworfen, ihrer priesterlichen Würden beraubt, und doch, wie le Brèt (S. 151 des oben angef. Werkes) sehr wahr sagt, wußten die Allerwenigsten ihrer Gegner, wer Jansenius gewesen, und was er gelehrt hatte.

Besondere Erwähnung verdienen bei dieser Verfolgung die Nonnen des Klosters Port-Royal des Champs in der Nähe von Paris. Das früher verfallene Kloster hatte an der Schwester des Anton Arnauld, Jacq. Marie Angelique Arnauld, seit 1602 eine Äbtissin erhalten, welche den Unterricht des oben erwähnten Abtes von St. Cyran genossen hatte, und dadurch um so mehr für die Grundsätze ihres Bruders gewonnen worden war. Die vortreffliche Ordnung, welche sie dem Kloster gab, das andächtigfromme und auch der Wissenschaft, wie der Kindererziehung gewidmete Leben seiner Bewohnerinnen, brachte die Anstalt in den allgemeinen Ruf der Heiligkeit, und angesehene und gelehrte Männer, le Maitre, Lancelot, de Sacy u. A., ließen sich in ihrer Nähe nieder, um ein zurückgezogenes, frommes, den Wissenschaften gewidmetes Leben zu führen. Natürlich war es unter solchen Verhältnissen, daß alle In- und Anwohner des Klosters den strengeren Grundsätzen des Jansenius huldigten. Und dies zog ihnen mehrmalige Verfolgungen zu.[17]). Da sie sich weigerten, die päpstliche Bulle und das Formular zu unterschreiben, wurden sie der Ketzerei beschuldiget; im J. 1656 wurden ihnen die Kinder, welche sie erzogen, genommen, und die Erwachsenen, welche sich in der Nähe niedergelassen, sich zu entfernen genöthiget; im J. 1661 wurden auch die Novizen vertrieben; drei Jahre darauf hatten mehre Nonnen dasselbe Schicksal; das Kloster erhielt eine starke Wache, und den noch in ihm wohnenden Nonnen wurde vom Erzbischofe von Paris der Gebrauch der Sacramente untersagt. Erst im J. 1668 wurde das Kloster von der Wache befreit, und den Nonnen der Gebrauch der Sacramente wieder gestattet.

Unter diesen Verfolgungen hatte die Anzahl der Jansenistisch Gesinnten bedeutend zugenommen; eine Menge Bischöfe, Mönche, Mitglieder der Sorbonne, selbst Staatsbediente, und am Hofe die Herzogin von Longueville, hatten sich ihnen angeschlossen, und in Rom so gut, wo Clemens IX. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, als am königlichen Hofe, sah man die Unmöglichkeit ein, mit der versuchten Strenge seinen Zweck zu erreichen. Es wurde daher im J. 1668, unter thätiger Vermittelung des Erzbischofs von Sens, an einem Vergleiche gearbeitet. Er kam zu Stande, indem in dem etwas veränderten zu unterzeichnenden Formulare die Unterschrift nicht mehr unbedingt, sondern nur aufrichtig verlangt wurde. Die meisten Jansenisten unterzeichneten, und hatten einige Jahre Frieden; nur Arnauld und seine nächsten Anhänger mußten noch die Folgen des Hasses ihrer Gegner empfinden; er selbst verließ deshalb sein Vaterland und starb in den Niederlanden im J. 1694. Unter allen diesen Bedrückungen hatten jetzt und früher die Jansenisten, und vorzüglich die gelehrten Väter von Port-Royal, ihre Hauptbestrebung nie aus den Augen verloren, für die Beförderung eines praktischen, herzlichen, erleuchteten Christenthums durch Beispiel und Schriften zu wirken. Wie sie selbst das Lesen der heiligen Schriften zu diesem Endzwecke als das beste Mittel ansahen und empfahlen, so hielten sie eine französische Übersetzung dieser Schriften für ein Bedürfniß, um den Sinn für wahre Frömmigkeit zu wecken. Arnauld, Nicole, de Sacy, Maitre u. A. hatten längere Zeit daran gearbeitet; da ihnen aber in Frankreich der Druck derselben verweigert wurde, so wurde die Übersetzung, mit Erlaubniß des Erzbischofs von Cambray, zu Amsterdam, jedoch mit der Aufschrift Mons, im J. 1667 gedruckt. Schon ihr Zweck und der Umstand, daß sie in mehren Stellen von der Vulgata abwich, machte sie bei den Gegnern der Jansenisten verhaßt; sie wurde vom Könige verboten, und von den beiden Päpsten Clemens IX. und Innocenz XI. verdammt, wiewol im Übrigen unter diesem letzten Papste die Jansenisten von Rom aus nichts zu fürchten hatten: denn Innocenz selbst erkannte das Verderbliche vieler jesuitischen Grundsätze, und erließ im J. 1679 eine Bulle, in welcher 65 **Propositiones laxorum Moralistarum** verworfen wurden. Auch unter Alexander VIII. gelang es den Jesuiten nur in den Niederlanden eine vorübergehende Störung gegen die verdächtigen Jansenisten zu veranlassen. Um so heftiger brach unter Clemens XI., der den Jesuiten ganz ergeben war, das Feuer wieder hervor. Clemens war entschlossen, alle Spuren des Jansenismus möglichst zu vertilgen, um auf diesem Wege allem Widerspruche vorzubeugen, den man gegen die absolute geistliche Gewalt des apostolischen Stuhles entweder schon erhoben hatte oder noch erheben konnte, unbekümmert um die Folgen, welche ein solches Verfahren für die Wohlfahrt der katholischen Staaten nach sich ziehen mußte. Die Gelegenheit dazu bot sich ihm, bei dem großen Ansehen, dessen sich die Jesuiten am französischen Hofe wieder zu erfreuen hatten, sehr leicht dar. Der Cardinal Anton von Noailles, früher Bischof von Chalons, nunmehr Erzbischof von Paris, ein gemäßigter Mann, der, wie er selbst geäußert, wol ein Freund, aber nicht Sklave der Jesuiten sein wollte, auch früher schon sich den persönlichen Haß des Clemens, da

17) Als Quelle dient *Fontaine*, Mémoires pour servir à l'histoire de Port-Royal (Cöln 1738. 2 Thle.).

Letzterer noch Cardinal war, zugezogen hatte, suchte die Parteien in Frieden zu erhalten, konnte aber dennoch den Intriguen der Jesuiten nicht ausweichen. Ersteres bezweckte seine im J. 1697 erlassene Pastoralvorschrift, und sie verfehlte bei den Jansenisten ihre Absicht nicht. Als aber im J. 1701 mehre freisinnigere Mitglieder der Sorbonne die ihnen von einem Beichtvater vorgelegte Frage: ob man einem Geistlichen die Absolution ertheilen könne, der zwar das früher erwähnte Formular angenommen, aber doch in dem Glauben beharrte, der Papst und die Kirche könnten sich in einer Thatsache irren, bejahend beantwortet und die Gegner der Jansenisten wegen dieses sogenannten Gewissensfalles (Cas de conscience) neue Unruhen erregt hatten: so trat auch hier der Erzbischof im J. 1703 vermittelnd ein, indem er jene Entscheidung ebenso gut, als die dagegen erschienenen Schriften, verwarf. Allein wie der jesuitische Pater la Chaise dem Erzbischofe alle Rache der Gesellschaft Jesu geschworen hatte, so gelangten auch wirklich die heftigsten, in diesem Geiste verfaßten Schreiben an den König und an den Erzbischof von[13]) Rom aus an. Der König ließ die Sorbonnisten, welche die erwähnte Entscheidung des Gewissensfalles gegeben hatten, theils zum Widerrufe nöthigen, theils aus Paris vertreiben; er versprach im Voraus dem Papste vollkommenen Gehorsam, und unterstützte das Gesuch einiger französischen Bischöfe um eine besondere Bulle zur Beilegung alles Zwiespaltes. Der Papst ergriff diese Gelegenheit, nicht blos um diesem Gesuche zu genügen, sondern zugleich den Freiheiten der gallikanischen Kirche einen empfindlichen Stoß zu versetzen. Es erschien im J. 1705 die Bulle Vineam Domini, in welcher nicht nur die Bullen Innocenz' X. und Alexander's VII. bestätiget, und alle Erklärung der Brevien Clemens' IX. und Innocenz' XII. verboten, sondern sogar verordnet wurde: es sei nicht genug, daß man über die Frage, ob die fünf Sätze in dem Werke des Jansenius wirklich befindlich, ein respectvolles (obsequiosum) Stillschweigen beobachte, man müsse vielmehr mit Herz und Mund das Formular Alexander's VII. unterschreiben und schlechterdings glauben, daß sie Jansenius in dem verdammten ketzerischen Sinne wirklich gelehrt habe. Zwar nahm die französische Geistlichkeit die Bulle an, und ließ sogar das Formular Alexander's VII. von Neuem beschwören; doch in der andern Hinsicht erreichte der Papst seine Absicht nicht. Die zu Paris versammelten Bischöfe suchten, unter dem Vorsitze des Cardinals Noailles, ihre bischöflichen Rechte zu wahren, indem sie die Annahme der Bulle von den Bedingungen abhängig machten: daß die Bischöfe nach göttlichem Rechte befugt wären, Glaubenssachen zu richten, daß Bullen der Päpste nur dann die ganze Kirche verpflichteten, wenn sie von der Gesammtheit ihrer Hirten angenommen worden, und daß diese Annahme allemal von dem Urtheile der Bischöfe abhänge, Bedingungen, welche dem Papste nicht wenig Verdruß verursachten. Man wußte sich jedoch jesuitischer Seits dafür auf andere Weise schadlos zu halten: das Kloster Port-Royal, dessen Bewohnerinnen die päpstliche Bulle nur bedingungsweise angenommen hatten, mußte um so härter dafür büßen. Nachdem man dasselbe seit 1706 auf alle mögliche Weise gedrängt und beschränkt hatte, wurde zu Rom die Aufhebungsbulle desselben ausgewirkt und im J. 1710 sogar alle Gebäude auf königlichen Befehl niedergerissen. Selbst den darin begrabenen Todten gönnte die Rachbegierde der Jesuiten ihre Ruhe nicht; ihre Leichname wurden ausgegraben, und in andere Gegenden versetzt.

So hatten denn die Gegner der Jansenisten, an deren Spitze die Jesuiten standen, einen ziemlich vollständigen Sieg errungen, und man hätte glauben sollen, sie würden sich damit begnügen. Allein ihre und des römischen Hofes Absichten waren noch nicht vollständig erreicht; die Jesuiten, unter ihnen besonders der königliche Beichtvater le Tellier, wünschten sich noch an mehren Personen zu rächen, die ihnen zuwider waren; die römische Curie glaubte den günstigen Augenblick benutzen zu müssen, um die Freiheiten der gallikanischen Kirche möglichst zu beschränken oder selbst aufzuheben. Und dazu mußte die vermeintliche Jansenistische Ketzerei auf's Neue benutzt werden. Man warf sein Augenmerk auf eine Schrift, die in großem Ansehen stand, aber von einem Anhänger des Jansenismus verfaßt war.

Dies war das Neue Testament des frommen und gelehrten Pater Paschasius Quesnel. Quesnel, Priester des Oratoriums zu Paris, hatte 1685 seiner Grundsätze wegen sein Vaterland verlassen müssen, trat in Brüssel mit gelehrten Jansenisten in nähere Verbindung, wurde auch hier verfolgt, und starb im J. 1719 zu Amsterdam, wohin er zuletzt geflüchtet war. In dieser Zeit hatte er sich mit gleichem Eifer der Vertheidigung der Sache des Jansenius, oder, wie er lieber wollte, des heil. Augustin, als dem Lesen und Erklären der heiligen Schrift, gewidmet. Daraus waren seine Erklärungen und Übersetzungen des N. T. hervorgegangen, die seit 1671 unter verschiedenen Titeln gedruckt worden waren. Die letzten Ausgaben, z. B. die vom J. 1693, enthielten das ganze N. T., meist nach der oben erwähnten Übersetzung von Mons, begleitet mit erbaulichen, aus den Schriften der Kirchenväter, vorzüglich des Augustin, entlehnten Erläuterungen. Das Werk fand ungemeinen Beifall; viele Bischöfe, unter ihnen der Erzbischof Noailles von Paris, verbreiteten dasselbe, und selbst Clemens XI. hatte es mit Vergnügen und Bewunderung gelesen. Trotz dem wurde es die Zielscheibe jesuitischer Intriguen; die Jesuiten griffen dasselbe in schmähsüchtigen Schriften an, spürten in ihm Ketzereien auf, und bewirkten, daß einzelne Bischöfe dasselbe in ihren Sprengeln verboten, andere aber den Erzbischof Noailles, als Quesnel's Beschützer, öffentlich der Ketzerei beschuldigten. Die Sache wurde schon 1708 nach Rom gespielt, und der Papst verdammte in einem Breve, das vor der Hand in Frankreich nicht angenommen wurde, Quesnel's N. T., als voll aufrührerischer, gotteslästerlicher, Jansenistischer Lehren. Der Kampf der beiden Parteien begann auf's Neue; nur war das Über-

13) Für diesen Theil unserer Geschichte ist zu vergleichen der 1. Theil der Storia del Giansenismo des Abtes Tosini.

gewicht auf Seiten der antijansenistischen oder vielmehr jesuitischen. Nachdem Noailles, dem ebenso sehr die Rechte der französischen Kirche am Herzen lagen, als man sie gegenseits zu untergraben trachtete, mehre schändliche Ränke und Verleumdungen der Jesuiten entdeckt, sie auch deshalb in seinem Kirchsprengel beschränkt hatte, wußten diese den altersschwachen König zu bereden, daß er abermals den Papst um eine durchgreifende Entscheidung ersuchte. Sie hatten selbst zu diesem Endzwecke 103 ketzerische Sätze aus Quesnel's Werke ausgezogen und nach Rom gesendet [19]). Nachdem der Papst in einer besondern Congregation dieses Werk hatte untersuchen lassen, erfolgte die berüchtigte Bulle Unigenitus (Dei filius) im Sept. 1713, an deren Verabfassung die Jesuiten zu Rom keinen geringen Antheil hatten. Das Lesen und die weitere Verbreitung des N. T. von Quesnel, der selbst dringend gebeten hatte, man möchte ihn nicht unverhört verdammen, wurde verboten, weil die Übersetzung an vielen Stellen von der Vulgata abweiche, und mit der Übersetzung von Mons übereinstimme; es waren hundert und ein Satz aus demselben ausgezogen (darunter mehre biblische und echt Augustinische, andere auf das Lesen der heiligen Schrift und die Freiheiten der gallikanischen Kirche bezügliche) und verdammt, und zwar ohne genauere Erklärung ihres Sinnes. Hiermit begannen die Unruhen auf's Neue. Noailles mit mehren andern Bischöfen verboten zwar das Quesnelsche Buch, verweigerten aber die Annahme der Bulle, bevor sie nicht von Rom aus die nöthigen Erläuterungen würden erhalten haben; der Bischof von Strasburg, Cardinal von Rohan, nebst 40 andern Bischöfen, nahmen die Bulle an, jedoch unter gewissen Einschränkungen, die sie in einem Pastoralschreiben ihrem Clerus eröffneten; das Parlament gehorchte endlich, nachdem mehre Präsidenten waren abgesetzt worden, und registrirte die Bulle, aber gleichfalls mit Beschränkungen; mehre Mitglieder der Sorbonne wurden aus demselben Grunde verfolgt und aus Paris verwiesen; und schon sollte gegen den Erzbischof von Paris und die Gleichgesinnten mit Absetzung und andern kirchlichen Strafen verfahren und darum ein National-Concilium zusammenberufen werden, als Ludwig XIV. den 1. Sept. 1715 starb. Wohl scheint der König noch vor seinem Tode gefühlt zu haben, wie sehr er hintergangen worden sei; denn er war Willens, den Erzbischof Noailles zu sich rufen zu lassen, und äußerte gegen seinen Beichtvater le Tellier und den Cardinal von Rohan, daß, wenn er betrogen worden, es ihre Schuld sei; er habe nur das Beste der Kirche gesucht.

Nunmehr hätte der Kirchenfriede wohl leichter hergestellt werden können, da unter der vormundschaftlichen Regierung die Jesuiten ihren Einfluß verloren, der Cardinal Noailles die Leitung der streitigen Angelegenheiten erhielt, und jedem gestattet wurde, sich über die Bulle frei zu erklären. Allein Clemens XI. war nicht der Mann, der zum Nachgeben oder zu einer gemäßigten Erklärung über die Bulle, warum er ersucht worden war, hätte gestimmt werden können; er drohete dem Cardinal Noailles mit Bann und Absetzung, und erließ die heftigsten Schreiben an den französischen Hof. Die natürliche Folge war, daß endlich diejenigen Bischöfe, welche die Annahme der Bulle verweigerten, und von dem Papste mit kirchlichen Strafen bedrohet wurden, zu einem Rettungsmittel ihre Zuflucht nahmen, welches diesem das Unangenehmste sein mußte: sie setzten den 1. März 1717 eine Appellationsurkunde von dem Papste und seiner Bulle an ein allgemeines Concilium auf. Vergebens waren neue Versuche, den Papst zum Nachgeben zu stimmen; er sprach wirklich in dem Breve Pastoralis officii im J. 1718 den Bann über Alle, welche seiner Bulle sich widersetzten. Und so war die ganze französische Geistlichkeit in zwei Parteien getheilt, die Acceptanten oder Constitutionisten und die Appellanten, unter welchen letzten nicht blos Jansenistisch Gesinnte, sondern auch diejenigen begriffen sind, welche die Rechte und Freiheiten der gallikanischen Kirche gegen den römischen Absolutismus aufrecht zu erhalten suchten. In andern katholischen Staaten hatte die Annahme der Constitution Ungenitus geringere Schwierigkeiten. In Frankreich kam es nun ganz darauf an, welche Maßregeln die Regierung ergreifen würde. Hätte sie die Sache der Appellanten kräftig unterstützen wollen, so war, bei der halsstarrigen Gesinnungsart Clemens' XI., ein völliger Bruch mit dem apostolischen Stuhle zu befürchten; und dies war unter den bestehenden Verhältnissen das größere Übel. Möge nun auch der jetzige Vertraute des Regenten, der berüchtigte Abt du Bois, blos darum, wie man sagt, weil er nach der Cardinalswürde strebte, denselben günstiger für den römischen Hof gestimmt haben, die Staatsklugheit erheischte jedenfalls, daß man den Gehorsam gegen das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche nicht zu tief sinken ließ; daher die erste Verordnung der Staatsregierung 1719, welche alles Streiten und Schreiben über die päpstliche Bulle scharf verbot. Noailles selbst mußte sich zu einer bedingten Annahme derselben verstehen; andere Bischöfe seiner Partei, welche dies verweigerten, wurden zum Stillschweigen genöthigt oder verwiesen. Und da man den Appellanten noch das Zugeständniß machte, wegen des Vorschlags einer allgemeinen Kirchenversammlung die Gutachten der auswärtigen Bischöfe zu vernehmen, diese aber sich für die Annahme der Bulle aussprachen, so wurde ihre Lage um so verzweifelter.

Ludwig XV. trat bald darauf die Regierung selbst an. Sein ehemaliger Lehrer, der Bischof von Frejus, nachheriger Cardinal Fleury, dem päpstlichen Hofe und den Jesuiten ergeben, ward sein erster Staatsbediente. Der alte ehrwürdige Bischof von Sennez in der Provence, Joh. von Soanen, der im J. 1717 die Appellationsurkunde mit entworfen und unterzeichnet hatte, wurde auf dem Concilium 1727 zu Embrun entsetzt, und verwiesen; Noailles verstand sich im Jahre darauf zu unbedingter Unterzeichnung der Bulle und im J. 1730 mußte das Parlament die Bulle als allgemeines Reichsgesetz registri-

19) Von nun ist besonders zu vergleichen *Pfaffii* Acta publica Constitutionis Unigenitus (Tübing. 1721. 4.) und Anecdotes ou Mémoires secrets sur la Constit. Unigen. (Utrecht 1732. 3 Thle.)

ren. Verfolgung und Verweisung der Appellanten ward nun allgemein, und nur im Stillen vermochten sie sich zu erhalten; viele suchten eine Zuflucht in den Niederlanden, besonders zu Utrecht. Es konnte ihre Lage in Frankreich wenig verbessern, daß sie die Erzählungen von Wundern ausstreueten, die unter ihnen geschehen sein und die Rechtmäßigkeit ihrer Sache beweisen sollten. Am meisten Aufsehen machten die angeblichen Wunder, welche an und auf dem Grabe des eifrig Jansenistisch gesinnten, an der Strenge seiner Bußübungen im J. 1727 zu Paris verstorbenen Diakonus François de Paris geschehen sein sollten. Sein Bruder hatte ihm auf dem Kirchhofe des heiligen Medardus daselbst ein marmornes Denkmal errichten lassen; und da ihn seine Partei für einen Heiligen ansah, so entstand bald die Sage, daß an seinem Grabe, sowie durch die von diesem genommene Erde, wunderthätige Heilungen u. s. w. erfolgten. Das Zuströmen der Volksmenge zu demselben, die schwärmerischen Reden, Prophezeiungen, die Convulsionen, wovon die dort Betenden ergriffen wurden, veranlaßten die Regierung im J. 1732 den Kirchhof zumauern und durch eine Wache besetzen zu lassen, und da auch dies nicht genügte, der Schwärmerei die noch durch die von dem Grabe genommene Erde unterhalten wurde, völligen Einhalt zu thun, die Convulsionairs in die Gefängnisse zu werfen. Auch dies vermehrte nur die Anzahl der Schwärmer und den Grad ihrer Schwärmerei. Einer von ihnen, der frühere ungläubige und ausschweifende Parlamentsrath de Montgéron, behauptete sogar durch den Anblick der so andächtig am Grabe des Paris Betenden völlig bekehrt worden zu sein; er trat zu den Appellanten, und überreichte selbst dem Könige im J. 1737 das merkwürdige Buch: **La vérité des miracles opérés par l'intercession de Mr.** *de Paris*. Er wurde dafür in die Bastille gesetzt und starb auch darin.

So war nun zwar der Jansenismus in Frankreich im Allgemeinen unterdrückt; man wußte aber recht wohl, daß er im Stillen noch eine große Anzahl Anhänger zählte, und so versuchten es von Zeit zu Zeit seine eifrigen Gegner, auch diese Reste nebst denen der Appellanten aufzuspüren und zu unterdrücken. Man bediente sich hierzu ganz eigener Mittel. Die Appellanten hatten noch ihre eigenen Geistlichen, bei denen sie Beichte hörten und das Abendmahl empfingen; das Sterbesacrament konnte ihnen jedoch, wenn sie in geweihter Erde begraben sein wollten, nur von dem ordentlichen Pfarrer gereicht werden. Es war daher ein schlauer Vorschlag, welchen die Jesuiten dem pariser Erzbischof von Beaumont gaben: er erließ 1752 die Verordnung, daß man keinem Sterbenden das Sacrament reichen solle, der nicht einen Beichtschein von seinem ordentlichen Pfarrer vorzeigen würde. Da die Befolgung dieser Maßregel Streitigkeiten veranlaßte, so kam die Sache an das Parlament, und zwischen diesem, dem Könige und dem höheren Klerus entstanden Mishelligkeiten, sodaß die Bischöfe, vom Könige unterstützt, die Entscheidung des Papstes nachsuchten. Benedict XIV. erließ im J. 1756 ein Umlaufsschreiben an den höheren französischen Klerus, bestätigte zwar die Bulle Unigenitus als eine apostolische Constitution, wollte aber nur denen die Sacramente verweigert wissen, welche als öffentliche, gerichtlich verworfene Gegner der Bulle bekannt wären. Der König erneuerte darauf den Befehl, sich der Bulle, obschon nicht als Glaubensregel, zu unterwerfen, und untersagte alles weitere Streiten über dieselbe [20]). Der noch hier und da glimmende Zunder der Zwietracht wurde endlich durch die Revolution völlig erstickt.

Aus dem Verlaufe der Geschichte der sogenannten Jansenistischen Streitigkeiten geht klar hervor, daß die Unruhen, welche sie veranlaßten, im Wesentlichen nur eine Folge der Intriguen des herrschsüchtigen Jesuiterordens, und daß die immer wieder aufgespürte und wieder verdammte angebliche Jansenistische Ketzerei nur eine schlaue Erfindung desselben Ordens war. Sehr richtig sagt le Bret (a. a. O. S. 151): „Diese Zerrüttung in einem der blühendsten Reiche war eine der besondersten Erscheinungen in der sittlichen Welt. Vom J. 1640 bis 1649 war ein Jansenist derjenige, der die Sätze des Bajus erneuerte. Vom J. 1649 bis 1654 derjenige, der die fünf Sätze, welche aus dem Augustinus des Jansenius ausgezogen waren, lehrte. Vom J. 1654 bis 1665 bezeichnete man mit jenem Namen denjenigen, der nicht glauben wollte, daß jene Sätze im Jansenius wären. Von diesem Jahre an erklärte man alle diejenigen als Jansenisten, welche nicht schwören wollten, daß Jansenius ein Ketzer wäre. Und die allerwenigsten wußten doch, wer Jansenius gewesen und was er gelehrt hatte. Wie sollten sie es wissen, da kein Mensch sein Buch las? Daher kamen die schönen Fehler, da einige Bischöfe in ihrem Edicte sagten: „Nachdem Innocentius X. die aufgehende Ketzerei des Corn. Jansenius genannt Augustinus unterdrückt ꝛc." Welch ein großes Nichts hat also die Welt so lange gehaßt? Und wie sehr müssen die Jesuiten geneigt sein, Ketzer zu machen, wo sie keine finden?"

Wie richtig diese Bemerkung ist, erhellt auch aus der Geschichte der Jansenistischen Partei in den reformirten Niederlanden, wo sich die Anhänger jener Grundsätze bis auf den heutigen Tag erhalten haben, obschon sie natürlich nicht für eine Jansenistische Separatkirche, sondern für die treuen Anhänger der rechtgläubig katholischen Kirche gehalten sein wollen. Schon seit Papst Gregor XIII. hatten die Jesuiten in Holland ihr verderbliches Spiel begonnen. Sie setzten dasselbe auch dann noch fort, als nach Einführung der Reformation das Erzbisthum Utrecht als solches zwar aufgehört hatte, die Katholiken jedoch noch immer fortfuhren, sich ein kirchliches Oberhaupt, wie die früheren Domcapitel gethan, zu wählen und in Rom bestätigen zu lassen; nur behaupteten die Generalstaaten dabei ihr oberhoheitliches Recht, daß keiner für einen Vicarius gehalten werden könne, der nicht nach der gewöhnlichen Ordnung gesetzmäßig gewählt, und von den Herren der delegirten Versammlung zugelassen worden sei. Viele französische Jansenisten hatten ihre Zuflucht in der dortigen Gegend gesucht, und unter den Klerikern selbst gab

20) Über diesen letzten Abschnitt vergl. J. Rudolf Schlegel, Kirchengesch. des 18. Jahrh. S. 972 fg.

es noch viele Anhänger ihres Landsmannes, des Jansenius. Ein solcher war der siebente Bischof von Holland, Peter Codde, ein Freund des Pat. Quesnel. Da er im J. 1688 als solcher gewählt, und von Innocenz XI. unter dem Titel eines Erzbischofs von Sebaste (in partibus infidelium) bestätigt worden war, führte er eine strenge Kirchenzucht ein, und ließ seine Kleriker das Kirchengebet in der Landessprache verrichten. Die Jesuiten beschuldigten ihn zu Rom des Jansenismus; er wurde 1702 dahin citirt und zwei Jahre darauf seines Amtes entsetzt; ja im J. 1710, da er starb, sollte er nicht einmal ein kirchliches Begräbniß erhalten. An seine Stelle hatte die Gegenpartei, von dem päpstlichen Nuntius zu Brüssel unterstützt, einen seiner heftigsten Gegner und ebenso großen Freund der Jesuiten, den Priester Theodor von Cok zu Leyden, gewählt; dieser wurde jedoch, weil er jesuitische Missionarien in das Land gebracht, auf die Obrigkeit geschimpft hatte und nicht gesetzmäßig gewählt war, von den Generalstaaten des Landes verwiesen, wofür er bei Clemens XI. eine um so günstigere Aufnahme fand.

So war nun die holländische katholische Kirche in zwei Parteien getheilt; die antijesuitische verwarf natürlich auch die Bulle Unigenitus, und trat in nähere Verbindung mit den französischen Appellanten. Seit 1719 weiheten französische Bischöfe dieser Partei ihre Priester, und selbst der im J. 1723 vom Domcapitel zum Erzbischof erwählte Priester, Cornelius Steenhoven, dem der Papst die Bestätigung verweigert hatte, empfing die erzbischöfliche Weihe von dem wegen seines Widerspruches gegen die Bulle Unigenitus zu Rom entsetzten und nach Holland geflüchteten Varlet, Titularbischof von Babylon. Dasselbe verrichtete Varlet, bis zu seinem im J. 1742 erfolgten Tode, noch drei Mal. Bald darauf stellte die Gemeinde die Bisthümer Harlem und Deventer, obschon unter dem heftigsten Widerspruche von Rom aus, wieder her, und ihr Erzbischof Meindaarts hielt selbst eine Provinzialsynode im J. 1763. Sie bekannten sich hier zu dem nicänisch-constantinopolitanischen Symbolum, sowie zur trienter Glaubensformel nach Bossuet's Erklärung; der Primat Petri und des römischen Stuhls, sowie dessen Unfehlbarkeit, nur mit Ausschluß von Thatsachen und der Bulle Unigenitus, die Göttlichkeit der Hierarchie und das Ansehen der Tradition, sowie das Recht der Domcapitel, ihre Bischöfe selbst zu wählen, wurden anerkannt; den Geistlichen wurde Gehorsam gegen die Obrigkeit empfohlen und mehre Grundsätze der Jesuiten verworfen. Daß die Päpste diese Beschlüsse verdammten, wie dies von Clemens XIII. im J. 1765 in einem besonderen Breve geschah, war zu erwarten. Auch Pius VI. konnte 1778 in zwei Schreiben an die Katholiken in Holland seinen Unwillen darüber nicht bergen, und noch im J. 1825 belegte Leo XII. den neuerwählten Erzbischof von Utrecht und den Bischof von Deventer mit dem Banne. Trotz dem besteht die holländische Jansenistische Kirche noch jetzt in 27 Gemeinden, mit ungefähr 5000 Seelen[21]).

(*Lobegott Lange.*)

JANSENIUS (Cornelius), gest. als Bischof von Ypern im J. 1638, von welchem die Streitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche über die Gnade (s. Jansenismus) ihren Namen empfangen haben. Er war im J. 1585 zu Akkoy bei Leerdam in Holland geboren, und erhielt von seinem Vater, einem unbemittelten Handwerksmanne, Jan Otthe, den Namen Jansen. Zu Leerdam genoß der lernbegierige, talentvolle Knabe den Unterricht eines Priesters, kam von da auf die lateinische Schule zu Utrecht, und im 17. Jahre seines Alters auf die Universität zu Löwen, wo er anfänglich den Unterricht der Jesuiten, welche sich daselbst durch ihre Gelehrsamkeit vorzüglich auszeichneten, benutzte. Er faßte jedoch zeitig genug Abneigung gegen ihre Grundsätze, trat in das Collegium Adrian's VI. und schloß sich vorzüglich an den Unterricht des frommen und gelehrten Jac. Jansonius an, eines eifrigen Verehrers des heil. Augustin und treuen Anhängers des als Kanzler der Universität im J. 1589 gestorbenen Dr. Michael Bajus. Die Bekanntschaft, welche er um diese Zeit mit dem geistreichen Joh. Vergerius, nachherigem Abte des Benedictinerklosters zu St. Cyran, machte, verwandelte sich in unzertrennliche Freundschaft. Sie trafen einander wieder zu Paris, wohin Jansen auf einer Erholungsreise gekommen war; und da Vergerius ein Kanonikat an der Hauptkirche zu Bayonne erhalten, seinem Freunde aber die Leitung des vom Bischofe daselbst gestifteten Collegiums übertragen worden war, verlebten sie hier mehre Jahre mit einander, nebenbei beschäftiget mit dem Studium der alten Kirchenväter, insbesondere der Schriften des heil. Augustin. Im J. 1620 ward Vergerius Abt von St. Cyran, und Jansen entschloß sich um so mehr, aufgemuntert durch seinen ehemaligen Lehrer Jansonius, der in ihm einen geschickten Gegner der Jesuitenpartei zu erhalten hoffte, in sein Vaterland zurückzukehren. Er übernahm zu Löwen einige Zeit die Leitung des Collegiums der heil. Pulcheria, und ward im J. 1619 Dr. der Theologie. Die Scholastik war ihm schon längst zuwider, und es mußte ihm um so erwünschter sein, im J. 1630 eine Professur der Theologie zu erhalten, mit dem ausdrücklichen Auftrage, die heilige Schrift zu erklären. Mehr als zehn Mal studirte er die sämmtlichen Werke Augustin's, und mehr als 30 Mal die Streitschriften dieses Kirchenvaters, der ihm nächst Gott und der heil. Schrift Alles war, gegen die Pelagianer. Streng in seinen Grundsätzen und darin gestärkt von seinen Freunden, sah er sich bald mit den Jesuiten in Händel verwickelt; diese hatten sich gegen päpstliches Verbot die philosophische Lehrfreiheit angemaßt, allein Jansen reiste selbst zwei Mal nach Spanien, und setzte es im J. 1626 am königl. Hofe durch, daß jenes Verbot gegen sie geltend gemacht wurde. Natürlich sah er sich nun den Intriguen und Verleumdungen dieser seiner Gegner von allen Seiten preis gegeben, aber nur um so eifriger beschäftigte er sich selbst mit seinem Augustin, und erkannte in dessen

21) In Beziehung auf dieselbe vergl. den sechsten Theil der Walch'schen Neuen Relig.-Gesch., sowie den siebenten Theil von le Bret Magazin zur Kirchen- und Staatengesch., und den zweiten Theil der „Collectenreise nach Holland und England" von Fliedner. Im Allgemeinen verweisen wir noch auf Schröckh's Kirchengesch. seit der Reform. 4. Thl. S. 283 fg. und 7. S. 375 fg.

Grundsätzen von der Willensfreiheit, der Gnade und Prädestination den einzigen Weg zum wahren geistigen Leben und zur gottwohlgefälligen Demuth. Während der Zeit hatten die Streitigkeiten zwischen den Dominikanern und Jesuiten über den Gnadenbeistand durch das Decret Papst Urban's VIII. vom 22. Mai 1625, in welchem bei harter Strafe verboten wurde, ohne besondere Erlaubniß irgend Etwas über die streitige Lehre dem Drucke zu übergeben, nur neue Nahrung bekommen, und die Jesuiten ergriffen jedes Mittel, um sich durch die Gunst der Päpste den Sieg über ihre Gegner zu verschaffen. Jansen, in dankbarer Erinnerung einerseits an seinen Lehrer Jansonius, der sich immer mit Unwillen darüber ausgesprochen hatte, daß man zu Rom durch die die Jesuiten begünstigenden Bullen die Lehre des heil. Augustin verdammt habe, und andererseits durch die Mahnungen seines Freundes, des Abtes von St. Cyran, ermuntert, hielt es nun für heilige Pflicht, die reine Augustinische Lehre aus den Quellen zusammenzustellen und gegen die pelagianisirenden Grundsätze der Jesuiten in Schutz zu nehmen. Auch die Ehre der Universität, sowie seines Lehrstuhles, schien dies zu erheischen, da theils durch jene Bullen, theils durch die Verleumdungen der Jesuiten das ehrenvolle Andenken mehrer der gelehrtesten und verdienstvollsten Lehrer an der Universität bitter gekränkt worden war. In diesem Unternehmen fand J. an dem nachherigen Herausgeber seines Werkes „Augustinus" dem Libertus Fromondus, und dem Franziskaner Florentius Conrius treue Gehilfen, die von gleichen Grundsätzen beseelt sich an ihn angeschlossen hatten, und denen er seine Gedanken, Plane und Arbeiten zu gegenseitiger Berathung mittheilte. Auch angesehene Gönner standen ihm zur Seite, der Präsident des geheimen Rathes, Petrus Rosäus, der Erzbischof von Mecheln, Jac. Boonen, und der Kanonikus und Erzpriester von Brüssel, Heinrich Calenus. Der reiche erzherzogliche Leibarzt Trevisius, der abgesagteste Feind der Jesuiten, kaufte sogar den beiden Freunden, Jansen und dem genannten Froidmond, ein Haus, damit sie gemeinschaftlich um so bequemer ihr Vorhaben durchführen könnten.

Mittlerweile wurde J. in eine Streitigkeit anderer Art verwickelt, die ihm Gelegenheit darbot, seinen Eifer für die römisch-katholische Kirche und deren Lehre öffentlich an den Tag zu legen. Nachdem nämlich der Prinz Friedrich Heinrich von Nassau die Stadt Herzogenbusch erobert, war daselbst im J. 1629 die Einführung der Reformation angeordnet, und es waren auswärtige Prediger der evangelischen Lehre dahin berufen worden. Unter ihnen befand sich der bekannte Gisbert Voetius. Die neuen Prediger sahen sich den Verleumdungen der Papisten ausgestellt, und erließen deshalb eine Vertheidigung und Herausfoderung an dieselben. Der päpstliche Nuntius ließ unsern J. nach Brüssel rufen, und es wurde ihm der Auftrag zu Theil, eine Antwort auf jenes sogenannte Manifest aufzusetzen. Im J. 1530 erschien sein Alexipharmacon, in welchem er die reformirte Lehre schon wegen ihrer Neuheit, als ketzerisch und apostatisch, die Prediger derselben aber als solche verwarf, die kein gültiges Zeugniß ihres Berufes aufzuweisen vermöchten. Voetius trat mit ihm in die Schranken, und J. setzte dessen Notae ad Alexipharmacon seine Spongia entgegen, trat aber, nachdem sein Gegner im J. 1635 seine Desperata causa Papatus herausgegeben hatte, ganz vom Kampfplatze zurück. Er bewährte in diesen und ähnlichen Angelegenheiten sein befangenes, selbst vom Ketzerhasse nicht ganz freies Gemüth, und wol mochte seine Beschäftigung mit dem Augustin seinen Fleiß zu sehr in Anspruch genommen haben, als daß er sich zu einem gelehrten und gewandten Polemiker hätte heranbilden können: denn seine Gründe für den römischen Katholicismus und das Papstthum, wie gegen den Protestantismus, waren die gewöhnlichen, durch die Geschichte selbst längst widerlegten und leicht widerlegbaren, wie J. auch wirklich in mündlichen Unterhaltungen mit Protestanten zu seiner Beschämung erfahren hatte.

Von wichtigern Folgen für J. wurde die politische Schrift: Mars Gallicus, die er unter dem Namen Alexander Patricius Armacenus im J. 1635 herausgab; er erklärte sich freimüthig gegen die eroberungssüchtige Politik des französischen Cabinets und dessen Bündnisse mit ketzerischen Fürsten und Ländern, wie sie besonders von Jesuiten unterstützt wurden, und vertheidigte die Rechte der spanischen Monarchie. Wie ihm dies die besondere Gunst seines Hofes erwarb, eben so erregte es den Haß des französischen, und die Jesuiten boten Alles auf, um diesen Haß zu steigern. Jansen dagegen, für welchen sogar der spanische Gesandte in Rom um den Cardinalshut nachgesucht haben soll, erhielt das Bisthum Ypern, in welches er den 30. Nov. 1636 eingeführt wurde. Neben seinen geistlichen Geschäften, die er gewissenhaft besorgte, arbeitete er eifrig an der Vollendung seines Werkes über den Augustin, konnte aber leider dessen Herausgabe nicht selbst besorgen; denn schon im Mai 1638 überfiel ihn plötzlich eine pestartige Krankheit, an welcher er nach wenigen Tagen starb. Noch auf seinem Sterbebette trug er Sorge, daß dieses Werk, welches ihn über 20 Jahre beschäftiget hatte, nicht möchte für die Welt verloren gehen; er vermachte in seinem Testamente alle dahin gehörigen Papiere seinem Kapellan Reginaldus Lamäus, und übertrug die Herausgabe desselben seinen oben genannten gelehrten Freunden, Fromondus und Calenus, welche dasselbe auch wirklich zwei Jahre darauf zu Löwen in Fol. an's Licht stellten, unter dem Titel: Augustinus s. doctrina Augustini de humanae naturae sanitate, aegritudine, medicina, adv. Pelagianos et Massilienses. Hätte der gute Jansen freilich voraussehen können, welche Unruhen dieses Werk erregen, wie es ihn, den sonst treuen Anhänger des römischen Stuhls, sogar in den Geruch der Ketzerei bringen würde, vielleicht würden ihm, dem eifrigen Bekämpfer der kirchlichen Reformation, in welcher er nur Rebellion erblicken konnte, die Augen noch zur rechten Zeit aufgegangen sein*).

(*Lobegott Lange.*)

*) Vergl. die Krit. des genannten Werkes in der Einleitung; dann *Melch. Leydeckeri* de historia Jansenismi libr. VI. (Traj. ad Rhen. 1695). p. 1—150.

Jansens, s. Janssens.

JANSON, 1) Charles Henri, geboren den 15. November 1734 zu Besançon, widmete sich dem Studium der Theologie und ward Pfarrer zu Chambornay-les-Pin. Diese Stelle bekleidete er mit unermüdeter Berufstreue 23 Jahre. Durch seine schwächliche Gesundheit genöthigt, sie niederzulegen, ging er nach Paris, wo er sich manche Gönner erwarb. Der Erzbischof Juigné übergab ihm die Aufsicht über die Karmeliter in der Straße St. Honoré, und ließ es auch außerdem an wiederholten Beweisen seiner Achtung und seines Wohlwollens nicht fehlen. Die französische Revolution raubte ihm seine Gönner, und bald nachher sah er seinen Namen auf der Liste der Geistlichen, welche deportirt werden sollten. Dort ward derselbe zwar, seiner schwächlichen Gesundheit wegen, wieder ausgestrichen; allein Janson erhielt Befehl, Paris auf der Stelle zu verlassen. Er flüchtete sich nach der Schweiz, wo ihm der Canton Solothurn ein Asyl bot. Dort erfüllte er fünf Jahr hindurch mit großer Gewissenhaftigkeit die Pflichten eines Geistlichen, und erwarb sich die Achtung der französischen Prälaten, die sein Schicksal theilten. Der Wunsch, seine Familie wiederzusehen, führte ihn nach Frankreich zurück. Dort erhielt er wieder eine Pfarrstelle, die er jedoch, seines vorgerückten Alters und seiner körperlichen Schwäche wegen, wieder niederlegen mußte. Er zog sich in seinen Geburtsort Besançon zurück, wo er den 24. Juni 1817 im 82. Lebensjahre starb. Janson war ein vielseitig gebildeter und rastlos thätiger Mann. Seine Thätigkeit geht aus dem Verzeichnisse seiner Schriften hervor, die ihm größtentheils die innige Verehrung der Religion eingab, sowie der Wunsch, sie gegen die Angriffe ihrer Gegner zu vertheidigen. Eins seiner frühesten Werke, zu Besançon 1769 in zwei Duodezbänden gedruckt, führt den Titel: **l'Eucharistie selon le dogme et la morale.** Mehre Jahre später (1781) erschienen in fünf Bändchen in gleichem Format die **Instructions familières sur les vérités dogmatiques et morales de la religion.** Einen Auszug aus diesem Werke veranstaltete er zu Paris 1788 in drei Bändchen. Zu erwähnen sind unter seinen übrigen Schriften noch: **Le Catéchisme des fêtes; La vérité de la religion demontrée par le miracle de la resurrection de Jésus-Christ** (nach dem Englischen von Ditton bearbeitet); **Discours sur l'Eucharistie pour l'octave de la fête-Dieu; le Panegyrique de Sainte Thérèse; Explication succincte des devoirs propres à chaque état de la société naturelle et civile u. a. m.** Im J. 1788 ließ Janson den Prospectus einer neuen Ausgabe des Werks von Berruyer, **l'histoire du peuple de Dieu** drucken, von allen Fehlern gesäubert, die man jenem Werke vorgeworfen hatte. Seine Arbeit ward von mehren Gelehrten mit Beifall aufgenommen, unter andern von dem Abte Feller. Die Revolution verhinderte jedoch die Bekanntmachung des Werks. In Janson's literarischem Nachlasse fanden sich, als rühmliche Beweise seines Fleißes mehre Manuscripte. Zu diesen gehören unter andern: **Instructions sur les principales vertus du chrétien, et sur les vices, qui leur sont opposés; Instructions familières sur les vérités du salut, ou Catéchisme raisonné à l'usage des fidèles et des pasteurs; Précis des instructions de Mr. de** *Villethierry*, **sur les dispositions au mariage et sur les obligations des personnes qui y sont engagées; Tableau de l'Eglise; Abrégé des méditations** *d'Abelly* **sur les principales vérités de l'Evangile; Abrégé du Traité de l'amour de Dieu de St.** *François de Sales;* **Recueil des plus importantes vérités de la foi et de la morale chrétienne; Court extrait des plus importants enseignements contenus dans l'Embryologie de Mr. de** *Cangiamila*; **les divines écritures de l'ancienne et de la nouvelle Alliance, quant à leurs parties historiques et aux lettres des Apôtres u. a. m.** Diese Manuscripte befinden sich zu Besançon in den Händen eines seiner Verwandten, Mermet mit Namen *). (*Heinrich Döring.*)

2) **Jacobus**, von Ambon?[1]) geboren den 17. April 1729, gestorben den 1. August 1784. In seinem achten Jahre reiste er mit seinen Ältern zurück in sein eigentliches Vaterland, wo er erzogen und in eine Kunstschule gebracht wurde, widmete sich aber von da an mehr dem Studium der schönen Wissenschaften. Als er später mehr Neigung zum Kriegsdienst zeigte, ließen ihn seine Ältern in der Ingenieur- und Festungsbaukunst unterrichten, und er brachte es bald durch Beweise seiner Thätigkeit dahin, zum Officier ernannt zu werden. Während des Unterrichts im Festungsbaue zeigte er zugleich ein großes Talent zum Landschaftszeichnen, nahm daher auch hierin einigen Unterricht, machte einen glücklichen Anfang nach der Natur zu zeichnen und gute Fortschritte, beschäftigte sich viel mit Malen, insbesondere von Landschaften, welche er sehr gut mit Viehgruppen staffirte. Da die Ausübung der Kunst ihm Vergnügen gewährte und er sich dadurch einen gewissen Ruf erwarb, huldigte er bald ihr allein, verließ den Kriegsdienst und zog nach Leyden, um in dieser Stadt seinen bleibenden Wohnplatz zu nehmen. Doch soll er sich auch einige Zeit in dem kleinen Orte Vianen aufgehalten haben. Seine Zeichnungen sowol als Malereien wurden fleißig gekauft und befanden sich in den ansehnlichsten Kunstsammlungen; z. B. in der van Gildemeester'schen in Amsterdam waren zwei von mittler Größe, ganz im Geschmack von Adrian van der Velden, die ziemlich hoch bezahlt worden sind. Eines seiner Hauptgemälde hatte ein Herr J. van Biesde zu Leyden, welches vier bis fünf Fuß hoch und breit war und eine Gebirgslandschaft vorstellte; im Vorgrunde befinden sich im Wasser zwei große Stiere, und am Ufer ruhen mehre Kühe, Schafe, Ziegen, und ein Hirt unterhält sich mit einer Frau. Eine vom Mittelgrund ausgehende Gebirgsferne mit Landhäusern schließt den in blauen Duft übergehenden Hintergrund. Jacob Janson hat mit sehr geistvoller Nadel viele Blätter radirt; sein Werk besteht nach *Basan* **Dictionnaire des graveurs** aus mehr denn **100** Blatt. Durch alles dieses bewährt sich Janson als

*) Cf. Biographie universelle Tom. XXI. p. 400 sq.

1) Einer holländischen Besitzung in Indien.

ein äußerst verdienstvoller Künstler des 18. Jahrh. Er hinterließ zwei Söhne, welche beide die Kunstbahn des Vaters betraten [2]).

3) Johann Christian, Sohn von Jacob Janson, geboren den 23. März 1763. Sein Vater unterwies ihn in der Zeichen- und Malerkunst; dessenungeachtet verließ er sie einige Zeit, trat in den Kriegsdienst bei der holländischen Regierung, wurde im J. 1795 Lieutenant in der Reiterei und machte als solcher verschiedene Feldzüge in dem Revolutionskriege, sowol in Holland als Teutschland mit, wohnte auch mehren Schlachten und Gefechten bei. Er unterließ übrigens nicht, sich bei vorkommender Gelegenheit, Studien nach der Natur zu sammeln, indem er vieles, was ihm sich darbot, zeichnete, mußte jedoch, da die Ausübung der Ölmalerei sich nicht gut mit dem Dienstgeschäfte vertrug, letztere meist ganz unterlassen. Als sein Vaterland unter das Scepter der französischen Regierung gelangte, konnte er aus reinem Patriotismus nicht länger dienen, nahm also seinen Abschied, den er mit dem Charakter eines Rittmeisters erhielt und ließ sich im Haag nieder, wo er von Neuem ganz der lieben Kunst sich hingab und darin vieles Vorzügliche lieferte. Als nach dem pariser Frieden Holland wieder an das Haus Oranien zurückkam, wurde er vom Könige zum zweiten Mal als Rittmeister angestellt; aber 1817 wieder pensionirt, worauf er sich wieder nach dem Haag zurückzog, und an seine Kunst begab. Er arbeitete ebenfalls Landschaften mit Vieh staffirt, besonders hatte er eine eigene Gabe, das Innere und Äußere alter Bauerhütten, deren er auch einige sehr geistreich radirte und ätzte, mit Wahrheit und Treue aufzufassen. Auf der Kunstausstellung zu Amsterdam 1810 war von ihm ein Gemälde: das Innere einer Bauernhütte, mit einer Frau, welche das Kind an der Brust hat, zu sehen, und ebenso war auf der Kunstausstellung im Haag 1819 eine treffliche Winterlandschaft von demselben. Noch besitzt von ihm die schöne Sammlung des Herrn Brentano in Amsterdam mehre seiner Werke, worin ebenfalls eine Bauernwohnung als ausgezeichnet betrachtet werden kann [3]).

4) **Peter**, jüngerer Bruder von Joh. Christian, geboren den 18. April 1768, folgte auch seinem Vater in der Kunst und ward von ihm darin unterrichtet. Er nahm, da sein Bruder Militair war, Kriegsdienst, wurde bald Officier und machte ebenfalls mehre Feldzüge mit, wobei er mehre Wunden erhielt. Nachdem er glücklich davon geheilt worden, gab man ihm den Abschied als Major mit Pension, worauf er sich bei Arnheim in einem angenehm gelegenen und wohl eingerichteten Landsitz niederließ und sich daselbst der freundlichen angeerbten Kunst in die Arme warf. Sein Fach war besonders Landschafts- und Thiermalerei, wovon er auch vortreffliche Zeichnungen nach der Natur fertigte, deren sich viele, wie mehre seiner Gemälde, meist in holländischen Kunstsammlungen vorfinden und ihn als einen tüchtigen Künstler beurkunden [4]). (*Frenzel*).

2) *van Eynden* Vol. II. 3) *van Eynden* Vol. III. 4) *van Eynden* Vol. III.

5) **Toussaint de Forbin de J.**, geb. im J. 1625, stammte aus dem berühmten Hause der Marquis Janson in der Provence. Bestimmt zum Eintritt in den Maltheserorden, hatte er schon in der Wiege das Kreuz erhalten. Seine Neigung zog ihn jedoch zum geistlichen Stande. Er widmete sich den Studien, die dieser Beruf von ihm heischte. Der Erzbischof von Digne, Raphael de Boulogne, wählte ihn zu seinem Coadjutor mit dem Titel eines Bischofs von Philadelphia. Diese Würde erlangte er im Mai 1656. Zwei Jahre später nahm er den erzbischöflichen Stuhl zu Digne in Besitz. Dort blieb er zehn Jahre, und gab in dieser Zeit wiederholte Proben seiner großen Umsicht und seines rastlosen Eifers. Zu Anfange des Jahrs 1662 ward er vom Könige zum Bischofe von Marseille ernannt. In diesem neuen Verhältnisse lenkte er die Aufmerksamkeit Ludwig's XIV. auf sich. Dieser Fürst schickte ihn als Gesandten an den Großherzog von Toscana Cosmus III. und es gelang ihm, diesen wieder auszusöhnen mit seiner Gemahlin, der Großherzogin Marie Luise von Orleans. Einige Zeit nachher ernannte Ludwig XIV. ihn zu seinem außerordentlichen Gesandten auf dem polnischen Reichstage, der damals zur Königswahl zusammenberufen worden war. Die Verschiedenheit der Ansprüche und die Hitze der Parteien machten jene Versammlung sehr stürmisch. Janson aber wußte die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, und wählte mit Zustimmung Rußlands den Krongroßmarschall Johann Sobieski, der sich schon einen geachteten Namen erworben durch kühne Waffenthaten. Dem neuen Könige von Polen verdankte Janson (1690) den Cardinalshut, mit welchem ihn Papst Alexander VIII. schmückte. Schon früher war er zum Bischofe von Beauvais und 1689 zum Commandeur des heiligen Geistordens ernannt worden. Zwischen dem französischen Hofe und dem Papste herrschte schon seit mehren Jahren eine immer mehr wachsende Spannung. Sie zu beseitigen, ward Janson nach Rom geschickt. Allein der Tod Alexander's VIII. unterbrach (1691) die schon eingeleiteten Verhandlungen. Sie wurden wieder angeknüpft unter Innocenz XII, und im J. 1693, besonders unter Mitwirkung des Cardinals von Estrées glücklich beendigt. Janson blieb, auf Befehl des Königs, in Rom, um das Interesse Frankreichs zu wahren und Angelegenheiten dieses Staates zu betreiben. Er befand sich noch dort, bei dem Tode Innocenz' XII. im J. 1700 und nahm im Conclave Theil an der Wahl Clemens' XI. Im J. 1706 wieder nach Frankreich zurückgekehrt, erhielt er dort, von Ludwig XIV. mehrfach ausgezeichnet, die Würde eines Großalmosenier. Er starb zu Paris den 24. März 1713 nach langwieriger Krankheit im 88. Lebensjahre. Seine irdischen Überreste wurden nach Beauvais gebracht und in der dortigen Kathedralkirche beerdigt. Ein ihm zu Ehren errichtetes Denkmal erinnert an seine mannichfachen Verdienste *). (*Heinrich Döring.*)

JANSSE (Lucas), ein reformirter Geistlicher, der seit 1632 über 50 Jahre in Rouen lebte, und sich dann nach Rotterdam zurückzog. Er unterzeichnete die Unionsacte

*) Cf. Biographie universelle Tom. XXI. p. 399 sqq.

auf der wallonischen Synode, und starb 1684 in sehr hohem Alter. Nach dem Urtheile seiner Collegen war Jansse ein sehr eifriger Prediger und ein Mann von unbescholtener Redlichkeit. Er besaß manichfache Kenntnisse. Doch weit entfernt, damit zu prunken, erschien er in geselligen Kreisen als ein einfacher heiterer Mann, der die Unterhaltung durch scherzhafte Erzählungen zu würzen pflegte. Als Schriftsteller ward er vorzüglich bekannt durch die kleine Schrift: La Messe trouvée dans l'Écriture (Rouen 1647). Sie enthält eine scharfe Widerlegung der Art und Weise, wie der Pater Veron eine Stelle in der Apostelgeschichte erklärt hatte. Das Werk ward wieder abgedruckt in dem Recueil de plusieurs pièces curieuses (Villefranche 1678. 12.) und erschien späterhin unter dem Titel: Le miracle du Père *Veron* sur la Messe etc. (London 1699. 12.). Drelincourt und Derodon galten lange Zeit fälschlich für die Verfasser dieser Schrift. Jansse schrieb außerdem einen Traité de la fin du monde (Rouen 1656); Le Chrétien au pied de la croix, ou Entretiens sacrés de l'ame fidèle avec son Sauveur sur l'histoire de la passion (ibid. 1683) und eine Chronologie der Könige von Frankreich in lateinischen Versen. Dies Werk, dem Herzoge von Montausier zugeeignet, ist wahrscheinlich nicht gedruckt worden*). (*Heinrich Döring.*)

JANSSEN oder JANZE 1) Claes, von Rotterdam, ein Künstler und Maler im 17. Jahrh., in der Manier von Teniers oder Molenaer. Im letztern Geschmack kennt man ein Bild, welches ein ländliches Tischgebet vorstellt (in Kupfer gestochen von Steven de Praet in quer Fol.). Wie Füßli erzählt, malte er auch für die Kirche von Gouda ein Fenster, worauf die Ehebrecherin vor Christo dargestellt war und bezeichnet: 1601.

2) H.... (Heinrich?), ein älterer Zeichner, Maler und Kupferstecher zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrh., welchen man wol nicht mit Unrecht als holländischen Kleinmeister †) nennen möchte; da er sehr viel kleine Werke im Geschmack des Lucas van Leyden, Nicolas de Bruyn und auch in der Zeichnung des Walter van Assen lieferte. Eine Suite aus der Geschichte Joseph's in ganz kleiner ovaler Form wie die kleinen Blättchen von Callot und in der Manier von Wierx oder Baldor sehr fleißig gestochen, sowie auch die Darstellung von Adam und Eva, die Taufe Jesu, Christi Predigt, Diogenes, sind ausgezeichnet. Ebenso ist auch eine Suite von sechs Blättern Vögel in der Manier des Virgilius Solis von Lochom nach ihm gestochen, vorzüglich zu nennen. (*Frenzel.*)

JANSSENS 1) Abraham, geboren zu Antwerpen 1569, Zeitgenosse und Nachahmer des Rubens, mit welchem er in mehren Arbeiten viel Ähnlichkeit hat, sodaß sie oft mit einander verwechselt wurden, obwol Janssens Styl in der Zeichnung erhabener ist. Im Allgemeinen ist man weniger mit den Werken Janssen's bekannt, da auch selbst wenige Kupferstiche davon der Kunstwelt mitgetheilt wurden. Eines seiner merkwürdigen größeren Gemälde, welches alle Kenner bewunderten, war in der düsseldorfer Galerie, oder sonst in der Sammlung des Kurfürsten von der Pfalz. Es stellte die Auferweckung des Lazarus vor.

2) Cornelius, geboren zu Amsterdam, lebte im 17. Jahrhundert. Sein Bildniß ist nach ihm selbst von Cornelius Waumans in Kupfer gestochen. Als Maler von Bildnissen und Figuren, auch für kleinere Compositionen, hatte er ziemlich großen Ruf, besonders in England, wo er theils vieles am Hofe Karl's I., theils für englische Große arbeitete.

3) Victor, geboren zu Brüssel 1664, eben da gestorben 1739. Von diesem niederländischen Historienmaler ist wenig bekannt. Bewegung in der Zeichnung seiner Figuren, verbunden mit ziemlich guten Formen, sowie eine artige Anordnung, welche jedoch schon an die im 17. Jahrhunderte vorherrschende Eleganz der Zeichnung erinnert und zugleich Annäherung an große italienische Meister zeigt, sichern ihm den Ruf eines geschickten Künstlers. Johann Balthasar Propst stach ziemlich vollendet nach ihm die Geschichte des Achilles in 14 Blättern mit Titel; welchen letztern das Kunstlerikon von Füßli allein und Huber in Winkler's Katalog ziemlich unwichtig nennt, während das Übrige ihm wahrscheinlich unbekannt war. (*Frenzel.*)

Jansson, Janssonius, s. unt. d. Art. Blaeu (Wilh.)

JANTET (Antoine François Xavier), geb. 1747 zu Bief-du-Fourg im Juragebirge, zeigte von Kindheit an große Neigung zu den Wissenschaften. Seine Ältern, obgleich nicht vermögend, sparten nichts, um die seltenen Anlagen auszubilden, die in ihm schlummerten. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und erhielt 1768 eine Lehrerstelle an dem Waisenhause zu Dole, wo er vorzugsweise im Lateinischen Unterricht ertheilte. Um jene Zeit fiel ihm der eben erschienene Traité d'hydrodynamique in die Hände, den er mit großem Interesse las, und seine Beobachtungen dem Verfasser jener Schrift, Bossut, mittheilte. Das Anerbieten desselben, ihm in Paris eine vortheilhafte Stelle zu verschaffen, lehnte er ab, weil er entschlossen war, sein Leben und seine Kräfte dem öffentlichen Unterrichte zu widmen. Mehre ausgezeichnete Schüler verdankten ihm ihre Bildung, besonders seit er (1773) Professor der Philosophie zu Dole geworden war. Er behandelte sie mit der Zärtlichkeit eines Vaters, regte ihren Ehrgeiz an durch Belohnungen, und verwandte selbst einen Theil seiner mäßigen Einkünfte zur Unterstützung talentvoller, doch vom Glück wenig begünstigter Jünglinge. Späterhin erhielt er eine Professur der höhern Mathematik an der Centralschule des Jura, und sodann eine gleiche Anstellung an dem Lyceum zu Besançon. Seine Freunde glaubten seit einiger Zeit eine bedeutende Abnahme seiner physischen Kräfte zu bemerken. Aber trotz seiner wankenden Gesundheit blieb ihre Bitte vergeblich, sich mehr Ruhe zu gönnen. Nichts vermochte ihn dazu zu bestimmen, dem Unterrichte zu entsagen. Er ward ein Opfer seiner

*) Cf. Biographie universelle Tom. XXI. p. 401 sqq.

†) Da er, sowie die Teutschen des 16. Jahrh.: Aldegrever, Altorfer, Beham, Binck, Pencz rc., welche den Namen Kleinmeister erhielten, meist sehr kleine zarte Gegenstände in Kupfer stach.

rastlosen Thätigkeit. Zu früh für die Wissenschaften und für seine Freunde starb er im J. 1805 an einem Schlagflusse. Sein Tod erregte allgemeines Bedauern. Er besaß mannichfache Kenntnisse, liebte die Sprachen und hatte sie zu seinem besondern Studium gemacht. Erholung nach angestrengten Berufsarbeiten bot ihm die Dichtkunst. In seinen Versen paarte sich das Naive mit dem Gefühlvollen. Das einzige Werk, welches er bekannt gemacht, führt den Titel: **Traité élémentaire de mécanique (Dôle 1785)**. Sachverständige beurtheilten diese Schrift sehr günstig. Handschriftlich hinterließ er einige mathematische Werke, unter andern einen **Traité d'arithmétique**, dessen Bekanntmachung von seinen Collegen sehr gewünscht ward, und ein **Dictionnaire étymologique des mots françois dérivés de l'hébreu**. Letzteres blieb unvollendet [*]). (*Heinrich Döring.*)

JANTHA (**pallidiflora** *Hook.*) ist eine zu den Orchideen gehörige (**Gynandria monandria** *L.*) auf der Insel Trinidad wachsende Pflanze, welche Sprengel **Cybelion pallidiflorum** nannte. (*Zenker.*)

JANTHE, Tochter des Okeanos und der Tethys [1]), eine der Quell- und Meernymphen, welche mit Persephone auf der Blumenwiese, daher auch ihr Name, spielte, als diese ins Unterreich geraubt wurde [2]). 2) Tochter des Iphis. S. den Art. (*Schincke.*)

Janthe (Johann Jacob), s. **Jantke**.

JANTHINA, *Lamarck* (**Mollusca**). Diese Gattung, obgleich schon lange genug bekannt, sogar dem Thiere nach, hat doch das Schicksal gehabt, vielfach im System herumwandern zu müssen. Zuerst scheint Fabius Columna (**de Purpura p. 13. Fig. 2**) schon im J. 1616 sie gekannt zu haben, indem die Abbildung, welche er gibt, für jene Zeit gut genug ist. Nach derselben scheint sogar Lister (**Synops. Conchyliorum Taf. 572**) die Abbildung der Schale und des Thieres gegeben zu haben. Später haben andere mehrfache Abbildungen der Schale geliefert, welche weniger wichtig sind, da diese die Gattung nicht bestimmen kann, vielmehr bei alleiniger Berücksichtigung derselben grade die Irrthümer in der Systematik hervorgebracht worden sind. Forskål, dessen Werk mit guten Abbildungen vor der Ausgabe des Linné durch Gmelin erschienen, hätte letzterm können hinlängliche Nachweisungen geben, daß ein Thier, wie das der **Janthina** nicht mit der Gattung **Helix** vereinigt werden dürfe. Gmelin war hier, wie überall unkritisch. Erst Lamarck stellte die neue Gattung auf und Cuvier lieferte eine genauere Anatomie des Thieres, ungeachtet welcher man dennoch immer hinsichtlich der Stellung im Systeme geschwankt hat. Lamarck bildete für die Gattung eine eigne Familie **Janthinea** und stellte dieselbe zwischen die Neritaceen und Macrostomen. Cuvier stellt die Gattung unter die Gasteropoden und unter die Familie **Trochoidea**, zwischen **Pyramidella** und **Nerita**. Auch Ferussac stellt sie zu derselben. Blainville bildet für die Gattung eine eigne Familie **Oxystoma**, welche er nach **Nerita** folgen läßt. Rang (**Manuel etc. 196**) stellt sie ebenfalls unter die Trochoiden zwischen **Ampullaria** und **Litiopa**. Menke endlich weist ihr eine ähnliche Stelle zwischen **Ampullaria** und **Phasianella** an, Montfort hat die Gattung unnützer Weise **Janthinus** genannt.

Das Thier ist mit einem sehr starken Kopfe versehen, der sich in eine Art Rüssel verlängert, an dessen Ende sich der Mund befindet. Dieser ist mit zwei verticalen, etwas knorpeligen Lippen versehen und mit langen, sehr spitzigen nach Innen gebogenen Stacheln besetzt; innerhalb zeigt sich auch eine zungenförmige Anschwellung. Die zwei Fühler sind kegelförmig spitzig, wenig zusammenziehbar und weit aus einander stehend, jeder hat an der äußern Wurzelseite einen ziemlich langen Stiel, auf dem unterhalb der Spitze das Auge sitzt. Der Fuß ist rund und in zwei Theile getheilt, der vordere Theil erscheint hohl, in Form eines Saugnapfes, der hintere platt, dick und fleischig, außerdem finden sich seitlich noch ziemlich große gefranzte Schwimmanhänge. Die Athmenhöhle ist sehr offen und zeigt im Innern zwei Kiemenkämme, im Grunde derselben sieht man die Öffnung des Eierstocks; das kleine männliche Geschlechtsglied liegt an der rechten Seite. Als dem Deckel entsprechend betrachtet Rang den blasigen Anhang, der an dem hintern Theile des Fußes befestigt ist und von dem weiter unten die Rede sein wird. Die Schale ist bauchig kugelig oder kegelförmig, sehr dünn (weshalb unverletzte Exemplare in den Sammlungen selten sind), das Gewinde niedrig, die letzte Windung größer als die übrigen zusammen; die Mündung ist groß, fast dreieckig, die Ränder ungleich, die Spindel gerade, lang, allein die Lippe bildend, die rechte Lippe schneidend, oft in der Mitte ausgerandet. Alle bis jetzt bekannten Arten haben eine mehr oder weniger violette Schale.

Rang bemerkt im Allgemeinen über die Gattung, daß die Arten lauter Seethiere seien, daß man sie aber häufig an den französischen Küsten treffe, wohin sie durch Stürme und Strömungen verschlagen würden und zwar oft in großer Anzahl; daß sie nie kröchen, denn ihre ganze Organisation sei nicht dafür geeignet. Home habe gesagt, daß dieses Thier seine Eier in eine schleimige Binde einschließe, womit es seine Schale umgebe, weshalb man glauben könne, daß er den blasigen Anhang nicht verkannt habe, das aber sei gewiß, daß die **Janthine** ihre Eier oft in großer Anzahl, wie Rang beobachtete, unter diesem blasigen Anhang ablegt, an den sie mittels kleiner Stielchen befestigt sind, und mit demselben ihrer weiteren Bestimmung überläßt, indem der Anhang sich vom Thiere trennt. Es sei möglich, daß zu dieser Zeit die Schwimmanhängsel des Mantels genügend entwickelt seien, um zum Schwimmen zu dienen und so den erlittenen Verlust zu ersetzen, vielleicht aber dürfe man annehmen, daß das Thier die Fähigkeit habe, jenes Organ wiederherzustellen.

Quoy und Gaimard berichten in der Reise von Durville über dieses Thier Folgendes (**Isis 1834 S. 289**):

---

*) Cf. Notice nécrologique sur l'abbé *Jantet*, par Mr. *Requet*. (Besançon 1805.) Biographie universelle Tom. XXI. p. 402.

1) *Hes.* Theog. 349. *Paus.* 4, 30. 3. 2) *Hom.* Hym. in Cerer. 418.

Die Stellung im System ist schwer zu ermitteln, indessen gehört es in die Nachbarschaft von Velutina. Die Arten kann man sehr leicht vermehren, aber die Unterschiede scheinen nur vom Alter herzukommen. Im atlantischen Meere und Vandiemens Land wird die gemeine sehr groß, bald violett, bald bläulich, in der Jugend ist der Nabel groß. Wir nehmen nur drei Arten an: 1) die gemeine, 2) kleine und 3) verlängerte, welche sich im mittelländischen Meere findet. Das aus der Schale genommene Thier ist auf den Windungen sehr gefärbt, der Theil über der Kieme purpurroth, der über der Leber braunroth, das Übrige weiß mit violetten oder schwarzen Flecken. Es hat eigentlich keinen Rüssel, sondern eine lange Schnauze, an deren Ende der Mund, als eine senkrechte Spalte mit Häkchen. Die Fühlfäden sind dick, walzig, ziemlich lang, stumpf, unten weiß, sonst schwarz. An der Wurzel sind sie gabelig oder mit kürzeren Nebenstielen versehen. Etwas hinter den Augen steht eine häutige Franze, welche sich auf den Seiten des Fußes verliert. Der Fuß ist oval, vorn viereckig, ändert die Gestalt und dient zum Schwimmen, er ist immer hohl, von Vorn nach Hinten, vorn manchmal wie eine Schnauze verlängert. Hinten auf der untern Seite hängt das Bläschen, welches Fabius Columna treffend Spuma cartilaginea nannte. Diese Masse klebt mit dem dünnen Ende am Fuße. Die Bläschen stehen nicht mit einander in Verbindung. Sie hält das Thier an der Oberfläche und dient den Eierhülsen als Unterlage, welche wie Gurkenkerne in einer oder zwei Reihen sich unten daran befestigen. Sie sind je nach ihrer Reife braunroth oder violett. Beim Öffnen fanden wir Millionen Eier. Obschon äußerst klein, sahen wir doch durch's Mikroskop schon die Schale. Dennoch fanden wir, wie Forskål, lebendige Junge in der Gebärmutter, welche gelegt werden, ohne daß sie in die Bläschen gekommen wären. Wahrscheinlich kann das Thier diese schaumige Blase wieder erzeugen, weil sie ihm sehr dienlich ist, indessen schwimmt es auch ohne dieselbe ganz gut. Wir halten sie für keine Absonderung des Fußes, sondern eines andern Theils, von dem sie an den Fuß befestigt wird, an dem sie nur anklebt. Sie fängt den Wind auf und so segelten wir bisweilen mehre Tage lang durch Legionen von Janthinen. Der vordere Theil des Fußes bewegt sich bisweilen hin und her, wie ein Blutegel. Der Mantel ist weit, offen und die Kiemenhöhle sehr weit. Sie enthält zwei Kiemenkämme, wovon der eine sehr klein, der andere sehr groß; sie bestehen aus langen, spitzigen Blättchen, quer gefaltet und frei, und ragen bisweilen über den Mantel hervor. Die kleine Janthine ist verschieden gefärbt, die Fühlfäden sind schwarzbraun mit Violett, die Seiten des Fußes schwarz, unten weiß, dagegen bei der gemeinen schwarz, die Eierhülsen rund. Wir halten diese Thiere für Zwitter.

Ein anderer Beobachter, R. Coates, berichtet in *Thompson's* philosophical annals; Einige meinen, das Thier könne die Bläschen an seinem Fuße nach Belieben mit Luft füllen und dadurch unter- und auftauchen. Auf einer Reise nach Ostindien habe ich beobachtet, wie das Thier dieses Organ verfertigt. Ich schnitt ein Stück davon ab. Es schob sogleich den Fuß über die zurückbleibenden Bläschen bis etwa $\frac{2}{3}$ davon über das Wasser hervorragte, dann breitete es den Fuß aus, schwamm auf dem Rücken, zog die Ränder zusammen wie einen Hut und faßte eine Blase Luft, welche es langsam an das Ende der Masse brachte und mit einer Hülle umgab. Die Janthine sinkt erst unter, wenn man ihr alle Luftbläschen wegnimmt und kann nicht wieder heraufkommen. Auf der Fläche jener Masse ist ein kleiner Strich perlartiger Fasern, woran die Eier des Thieres hängen. Bei Janthina fragilis ist diese Masse oben convex, unten concav und besteht aus großen Bläschen, bei Janthina globosa aus kleinen, ist oben und unten flach und stellt eine spiralförmig gewundene, fast runde Scheibe dar. Diese Masse wird vom Fuß abgesondert, hängt nur schwach daran und dient, um die Jungen an der Oberfläche zu erhalten.

Was die Arten betrifft, so ist bei manchen der rechte Schalenrand stark ausgerandet und Blainville ist der Meinung, daß dies vielleicht Weibchen sein dürften.

Alle Arten verbreiten im Wasser eine rothe Flüssigkeit, welche wahrscheinlich dazu bestimmt ist, sie den Augen ihrer Verfolger zu entziehen.

1) J. bicolor, *Menke* (Synopsis p. 140 — *Costa* p. CXII. — J. Fragilis *Swains.* zool. illustr. t. 85. sup. et inf. opt. — *Blainv.* Mal. t. XXXVII. bis I. a. — *J. Penice-Phala* Peron Voyage t. XXVI. f. 7. — *Philippi* Enumeratio Molluscorum Siciliae p. 164). Die Schale niedergedrückt, kegelförmig stumpf, die Windungen verflacht, etwas gekielt, die Mündung fast viereckig, mehr breit als lang, die Lippe mittelmäßig ausgerandet, die Spindel gerade, kurz.

Diese Art ist die gemeinste und findet sich im atlantischen Ocean, bis in den Kanal, im mittelländischen Meer, am Cap der guten Hoffnung u. s. w. Die Schale hat vier Windungen, die Spindel bildet mit der Lippe einen rechten Winkel. Die Schale wird ziemlich einen Zoll groß und ist gegen die Spitze mehr oder minder blaß violett oder weiß, auf der Unterseite der letzten Windung schön dunkel violett.

2) J. nitens, *Menke* (Syn. p. 141. pullum secundum specim. Mus. Reg. Berol. J. prolongata *Payraudeau* p. 121. t. 6. f. 1. non *Blainv.* J. Communis *Costa* p. CXII. *Philippi* Enumeratio Molluscorum Siciliae t. 9. f. 15). Die Schale eiförmig stumpf, alle Windungen stark gerundet durch eine tiefe Naht getheilt, die Mündung halb eiförmig, die Lippe tief ausgeschnitten, mit der Spindel einen spitzigen Winkel bildend, findet sich mit voriger zusammen, $10\frac{1}{2}$ Linien lang, 9 Linien breit. Philippi gibt an, daß diese Art von Blainville's J. prolongata (globosa *Swainson's*) abweiche. (D. *Thon.*)

JANTHINA (Oryktozoologie). Aus diesem Konchyliengeschlechte kennt man mit Bestimmtheit keine Fossilreste, wie sich bei der außerordentlichen Dünne seiner Schale erwarten läßt. Doch ist Sowerby (Genera of shells No. 5) geneigt, eine Versteinerung des Bergkalkes bei Settle in Yorkshire hierhin zu rechnen, welche früher

(Min. Conchol. tb. X.) als **Helix carinata** beschrieben worden war. *(H. G. Bronn.)*

JANTKE*) (Johann Jacob), wurde am 30. Januar 1687 in der schlesischen Stadt Brieg geboren, wo er eine gehörige Gymnasialbildung genoß, bis er sich im J. 1706 zum Studium der Heilkunde nach Leipzig begab. Die Störungen der Universität, durch den Einfall der Schweden in Sachsen, veranlaßten ihn, nach Halle zu gehen, wo Stahl und Hoffmann lehrten; doch kehrte er bald nach Leipzig zurück und begab sich später zur Fortsetzung seiner Studien nach Altorf, wo er im J. 1710 Doctor wurde. Er kehrte auf den Wunsch seines Vaters in die Heimath zurück, und übte hier einige Zeit die Heilkunde; doch bald kehrte er nach Altorf zurück. Auf die Empfehlung seines dortigen Lehrers Joh. Moritz Hofmann wurde er 1713 Leibarzt des Pfalzgrafen zu Sulzbach. Als aber Hofmann die Stelle eines markgräflich ansbach'schen Leibarztes annahm, folgte er diesem 1714 als außerordentlicher, und 1715 als ordentlicher Professor der Medicin in Altorf. Als solcher starb er am 22. März 1768. Außer mehren Dissertationen schrieb er: Kurzer und nothwendiger Unterricht, wie sich Jedermann bei der an vielen Orten einreißenden pestilenzialischen Seuche verwahren und davon befreien mag (Sulzbach 1713). **Selectus materiae medicae, Tabulis LXVI. exhibitus, cum appendice compositionum quarundum hactenus ignotarum** (Norimberg. 1720 (1731 und 1749). Kurzer, doch gründlicher Beweis, daß der Misbrauch des Kaffeetranks so **ad morbos exanthematicos**, als **ad fluxum sanguinis haemorrhoidalem** besonders disponire (Altorf 1762). *(F. W. Theile.)*

JANTRA (die), rechter Nebenfluß der Donau, entspringt am Nordhange des Hämusgebirges und mündet zwischen Szistowe und Ruschtschuk (Bulgarien) in den Strom.

1) Gefecht an der Jantra (10. August 1810). Während der russische Obergeneral Graf Kaminsky die Festung Ruschtschuk belagerte, bildete sich an der Jantra unweit des Dorfes Bella ein feindliches Observationscorps, dessen Verstärkung durch den steten Zuzug der Paschacontingente gefährlich werden konnte. Der General en Chef detaschirte deshalb den General Kulnef mit einem Corps von 6000 Mann nebst 20 Geschützen dorthin, um den Feind zu recognosciren und wo möglich zu schlagen. Zwischen dem Donaustrom und der Jantra zieht sich als Wasserscheide ein flacher Rücken von Steppenmassen hin, mit Felsgründen durchschnitten, sowie das waldige Thal der Jantra gleichfalls von Ravins durchzogen ist, denen die Ausläufer des Hämus sich anschließen. Am Eintritte in das Waldthal befand sich zu beiden Seiten der tief eingeschnittenen Straße nach Tyrnowa das verschanzte Lager der Türken, mit Einsicht gewählt und in Bezug auf die Benutzung des Terrains zum Tirailleurgefechte zweckmäßig verschanzt. Das Terrain gestattete den Russen nicht, ihre überlegene Artillerie hervor und mit Erfolg in's Gefecht zu bringen; es blieb also nichts übrig, als unter dem Schutze eines Tirailleurgefechts zu recognosciren. Dies geschah; während man den Feind, allenthalben, wo es möglich war, kanonirte, ließ der General die Jägerregimenter in mehre Tirailleurtreffen mit Flanken und Soutiens formirt vorrücken, und drang so bis zu den beiden geschlossenen Schanzen vor, welche das Ravin der Straße bestrichen und das Lager deckten. Hier ergab sich denn, daß diese Stellung erstürmt werden mußte, der Feind aber auch im Falle des Gelingens sich leicht in den nahen Wald retten und den erstürmten Posten, den die Russen unmöglich behaupten konnten, gleich nach ihrem Abzuge wieder besetzen werde. Der General, dessen Hauptzweck die Recognoscirung war, ließ es demnach bei dieser bewenden, brach das von vier Uhr Nachmittags bis zum Dunkelwerden hingehaltene Gefecht ab, zog mit dem Haupttheile seines Corps bis in eine vorhergewählte Stellung auf der gedachten Hochsteppe, 2½ Meilen vom Lager der Türken zurück und ließ die Kosaken bis zum folgenden Abend dicht vor dem feindlichen Lager stehen, aus dem die Türken sich nicht hervorwagten. Der Verlust der Russen belief sich auf 80 Mann an Todten und Verwundeten; die Türken nahmen ihre Todten und Verwundeten mit zurück, weshalb ihr Verlust nicht auszumitteln war.

2) Treffen an der Jantra (28. Aug. 1810). Das türkische Lager an der Jantra war bis Ende Augusts bis auf 40,000 Mann, mit zahlreicher Cavalerie aber wenigem Geschütz, angewachsen, von dem Dorfe Bella in die Gegend von Battin, 1 Meile vom rechten Ufer der Jantra, verlegt worden, und bedrohte das russische Belagerungscorps vor Ruschtschuk, wo Bosniak-Aga sich hartnäckig vertheidigte. Der General en Chef berief deshalb das bei Silistria aufgestellte Corps seines Bruders eiligst herbei, ließ es am 26. August, nachdem es im Angesichte der Festung in Parade vorbei marschirt war, auf der Straße von Tyrnowa vorrücken, sich mit der Avantgarde Kulnef's und dem Detaschement unter Uwarof vereinigen, und gab dem Befehlshaber (Graf Kaminsky II.) den Auftrag, mit diesem Corps und 100 Geschützen die feindliche Stellung anzugreifen. Am 27. ward das wohlbefestigte feindliche Lager recognoscirt, das die ganze Gegend überragte und mit zusammenhangenden Verschanzungen umgeben, sowie durch die allseitig vorliegenden steilen Felsengründe und tiefen Hohlwege schwer zugänglich war. General Kaminsky beschloß, diese Hindernisse mit dem Hauptcorps zu umgehen, um dem Feinde in Flanke und Rücken zu kommen, während das Corps von Kulnef in der Front anrücken und den Gegner im Lager festhalten sollte. Diese in der Nacht auf den 28. August unternommene Umgehung gelang der vielen Terrainhindernisse wegen nur unvollständig; der Umstand, daß die türkische Stellung aus zwei sich wechselseitig vertheidigenden Lagermassen bestand, machte einen doppelten Angriff nothwendig. Dieser geschah am Morgen des 28.; der General Illowaisky mit den Kosaken und einigen leichten Geschützen eröffnete das Gefecht und ließ dann die Infanterie in Quarrés vorrücken, während der General Kul-

*) Börner (Nachrichten von jetztlebenden Ärzten 1. Bd. S. 555—562 und 3. Bd. S. 399) nennt ihn stets Janthe.

nef von der andern Seite angriff. Die Türken machten ein lebhaftes Artilleriefeuer und einige Ausfälle aus beiden Lagern unter gewaltigem Allahgeschrei mit ihrer Cavalerie, die sofort die russischen Quarrés umschwärmte, auf erhaltenes Feuer aber augenblicklich wieder abprallte; worauf die russische Cavalerie schwärmend folgte, am Fuße der Hauptstellung aber ihrerseits wieder geworfen und bis unter das Quarréfeuer verfolgt wurde. Die Kosaken, denen es gelang, den Türken in den Rücken zu kommen, nahmen ihnen zwei Fahnen ab. Obgleich aber General Kaminsky den Angriff beider Flügelcorps allmälig verstärken ließ, General Illowaisky auch einige Fortschritte gegen den Rücken der feindlichen Verschanzungen machte, so gelang es doch nicht, eine genügende Aussicht auf einen siegreichen Sturm zu gewinnen; der General, der nicht Alles auf's Spiel setzen wollte, um nicht durch einen unglücklichen Ausgang das Belagerungscorps vor Ruschtschuk zu gefährden, beschloß auch diese Unternehmung für eine große Recognoscirung gelten zu lassen und in der Nacht den Rückzug anzutreten. Der General Kulnef ward zuerst aus dem Feuer näher an das Centrum gezogen, unverfolgt vom Feinde, der sich dafür mit Cavalerie und Infanterie auf den General Illowaisky warf, aber von diesem abgeschlagen und bis an sein Lager verfolgt wurde. Illowaisky blieb bis zur Nacht in seiner Stellung; worauf das ganze Corps bis in das am Morgen verlassene Lager zurückging. Der Verlust der Russen betrug 300 Mann an Todten und Verwundeten; den feindlichen Verlust schätzte ein Überläufer auf 600 Mann; zwei Munitionswagen waren aufgeflogen und an 1000 Türken waren, der Sache überdrüssig, in ihre Heimath zurückgelaufen.

3) **Schlacht an der Jantra** (den 7. Sept. 1810). Unzufrieden mit dieser Expedition, ging der General en Chef, Graf Kaminsky I., sofort zum Corps seines Bruders ab, ließ zur Verstärkung das Corps von Woinof schnell von Silistria herankommen, ein Schlachtfeld für den Fall des Erscheinens der türkischen Hauptmacht von Schumla her aussuchen (auf der Hochsteppe von Tscherna-Woda), die Stellung des Feindes bei Battin nebst den Zugängen zu denselben recognosciren, kurz bis zur Ankunft der Verstärkung alles für eine Entscheidung vorbereiten, während dessen aber die Belagerung von Ruschtschuk eifrig fortsetzen.

Am 4. September traf das Corps von Woinof bei der Festung ein, und defilirte am 5. vor derselben vorbei nach dem Beobachtungscorps des Grafen Kaminsky II., wohin der General en Chef sich begab, nachdem er dem General Grafen Langeron den Befehl über die Belagerung übergeben hatte. Der zum entscheidenden Angriff auf die nunmehr bis zu den vom General Illowaisky früher besetzten Höhen ausgedehnte und verstärkte Stellung der Türken unter dem Seraskier Kuschang-Ali entworfenen Disposition nach, war das bisherige Beobachtungscorps zum Angriffe längs der Donau aufwärts gegen den linken Flügel der feindlichen Stellung in der Fronte bestimmt, während das Hauptcorps auf der Straße von Tyrnowa längs der Jantra marschiren, dann sich rechts gegen Battin wenden und die feindliche Stellung in ihrer rechten Flanke angreifen sollte. Das Ganze bestand aus etwa 20,000 Mann mit 100 Geschützen.

Am 6. September früh 5 Uhr brach das Hauptcorps unter eigener Anführung des Generals en Chef auf und traf nach einem Marsche von fünf Meilen Nachmittags an einem steilen Grunde an, der zwischen der Jantra und Donau gegen letztere zuläuft und links einen Höhenzug begrenzt, welcher zum rechten Flügel der feindlichen Lagerstellung einen freien Zugang gewährte. Auf dieser Höhe, vorwärts des Punktes, wo von der Jantra her die Straßen von Tyrnowa, Bella und Tschauskioi sich vereinigen und wieder nach Ruschtschuk rechts, nach Battin links sich scheiden, ward das Bivouak in drei Treffen genommen, die Cavalerie im ersten Treffen. Das Corps von Kaminsky II. dagegen brach erst um zehn Uhr Morgens auf und bezog zwischen den Ruinen des Dorfs Ablanoff und der Donau ein Bivouak, dem linken Flügel der feindlichen Front gegenüber.

Am 7. September früh ging der commandirende General selbst mit der ganzen Cavalerie vor. Bald war man im Angesichte des feindlichen Lagers. Das Geschützfeuer begann lebhaft, die Liniencavalerie ward möglichst verdeckt aufgestellt, die Kosaken schwärmten vor um Front und rechte Flanke des Feindes, und drangen in dem Grunde in seinen Rücken vor, wo sie mit der hervorbrechenden türkischen Cavalerie zum Gefechte kamen, diese auf die indessen herangekommene, in Quarrés formirte Infanterie zogen, welche sie durch Tirailleur- und Kartätschfeuer in ihr Lager zurückwarf. Es entstand ein Feuergefecht gegen die Schanzen und deren Besatzung, das indessen wenig wirkte, nichts entschied. Indessen hatte auf dem rechten Flügel der Angriff des Grafen Kaminsky einen hohen Grad von Lebhaftigkeit erreicht; die vorliegende Verschanzung der Türken war mit Aufopferung erstürmt, die Besatzung derselben meist getödtet worden; aus der gewonnenen Stellung rückten die Russen, in zwei Corps (rechter Flügel Uwarof, längs der Donau; linker Flügel Illowaisky, grade auf die Hauptschanze) vor; Uwarof schnitt die Türken glücklich von der Donau ab, Illowaisky aber ward von den Feinden abgeschlagen, er selbst tödtlich verwundet. Ebenso misglückte Kulnef's (linker Flügel des Hauptcorps) Angriff auf die rechte Flanke und Rückseite des Lagers, doch ward der Feind ringsum eingeschlossen; die Nothwendigkeit eines allgemeinen Sturms trat hervor; um alles zu demselben vorzubereiten, benutzte der General en Chef den nunmehr unwillkürlich eingetretenen Stillstandsmoment des Gefechts. Er befahl, daß in einer Stunde (5½ Uhr Nachmittags) von allen Seiten angegriffen werde, der Angriff auf der Rückseite (Kulnef und Uwarof) der Hauptangriff sein sollte. Der befohlene Angriff begann pünktlich und unter den Augen des Generals en Chef, der sich indessen, sobald das Gefecht im Gange war, wieder auf seinen frühern Standpunkt vor der feindlichen Front begab. Im Hinreiten aber, eben als er den mehrerwähnten Grund verließ, brach Muktar-Pascha mit seiner ganzen Cavalerie hervor und überschwemmte sofort den ganzen Grund. Die

Letzten vom Gefolge waren festgenommen worden, da die am Fuße der Höhe aufgestellten Kosaken dem Schwarme auswichen. Dieser flüchtenden Cavalerie folgten zwei Schwärme Infanterie, die von beiden Flanken des Lagers hervorbrachen und die Straße von Tyrnowa zu erreichen suchten. Ihr Lager nämlich war in dem Augenblicke vom General Sabanief genommen worden; ein Ereigniß, das dem General en Chef noch unbekannt war, der demnach diese Flucht für einen allgemeinen Ausfall hielt. Alles zur Hand befindliche Geschütz ward sofort mit Kartätschfeuer auf die Fliehenden gerichtet; die livländischen Dragoner und Alexandrinskyhusaren hieben auf sie ein, gewannen ihnen den Fluchtweg ab und vernichteten fast alle Infanterie und einen Theil der Cavalerie. Der Verfolgung machte erst die einbrechende Nacht ein Ende. Mit diesem Angriffe zugleich ließ der General en Chef die Infanterie des Hauptcorps gegen die feindliche Fronte vorrücken, der am Fuße der Verschanzung schon das Siegesgeschrei der im Rücken und Flanke eingedrungenen Russen entgegenschallte. Nur eine Schanze war noch zu nehmen übrig; Achmet-Pascha, der an des gebliebenen Seraskiers Stelle commandirte, ergab sich am folgenden Morgen mit dem Überreste der Armee, etwa 5000 Mann. Auch die Flotille der Türken auf der Donau ward mit allem Entsatzbedarf für Ruschtschuk genommen, und den Trophäen des Sieges zugezählt, die außerdem noch aus 14 Geschützen, 200 Fahnen, an 6000 Gefangenen und dem ganzen reichen Inhalte der Lager bestand. Am 26. September fiel die Festung Ruschtschuk mit Giurschow durch Capitulation, in Folge dieses Sieges (Vergl. Valentini's Türkenkrieg ꝛc.) (*Benicken.*)

Jantrus (a. Geogr.), s. Jatrus.

Jantsekiang (Jangtsekian), s. Kiang.

Janua (Antiq.), s. Thür.

JANUA, ein nur aus Eusebius bekannter, unbedeutender Ort in der Galilaea inferior, den man nicht mit Janua, wie auch Geneva genannt wird, verwechseln darf. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Janua (Joannes de oder Januensis), s. Balbi (Joh).

Janual (Antiq.), s. unter Janus.

JANUAR ist gegenwärtig die übliche Benennung des ersten Monats im Jahre, welchen die Römer nach Janus, dem Gotte des Beginnes, Januarius, *Augustin.* C. D. IV, 11, unsere Vorfahren Jenner nannten. Janus selbst wurde durch die Weihe dieses Monats bei den Römern zum Vater der Zeit, *Namesian. Cyneg.* 104. *Ovid.* F. 1, 65. *Herodian.* I, 16, und sein Name eine dichterische Bezeichnung des Jahres, *Marcell.* de medicin. V, 78. *Auson.* Epigr. in Fastos I, 7. Darum erlaubte es sich ein alter Grammatiker, Cassius Longinus, seinen Monat als *αἰῶνος πατρὶ* geweiht *Αἰωνουάριος*, oder, wie Laurent. Lyd. schreibt, *Αἰωνιάριος* zu deuten, *Suid.* s. v. *Ἰανουάριος*, *Eudocia* p. 233, was jedoch die Griechen selbst für so gezwungen erklärten, daß *Tzetz.* Posthom. 771 spottend dichtet:

Τὸν δ' Αἰωνάριον κικλήσκει μὲν Λογγῖνος,
Ἰανουάριον δ' ἀνέρες πάντες καλέουσι.

Indessen ist diese Deutung noch nicht so schlimm, als wenn *Porphyrius* de antr. Nymph. c. 23, durch die Etymologien der Römer verleitet, bei welchen *Janus* coelestis *janitor* aulae hieß, *Ovid.* F. I, 139. cf. I, 125 sqq. II, 51. *Macrob.* S. I, 9. *Tertull.* de Idololatr. 15. de corona milit. 14. *Hieronym.* Comm. in Ezech. IX, 29. Januarius durch *Θυραῖος* übersetzte. Die einzig richtige Ansicht hatte Varro, welcher, wie *Censorinus* de die natali c. 22 schreibt, die römischen Monatsnamen als altlateinische anerkannte, und dem gemäß auch erklärte. *Januarium* et *Februarium* postea quidem additos, sed nominibus jam ex Latio sumptis: et *Januarium* ab Jano, cui attributus est, nomen traxisse, *Februarium* a februo, cf. *Macrob.* S. I, 13. *Isid.* Origg. V, 33. *Varr.* L. L. VI, 34. Ebendieser Ansicht war Verrius Flaccus, wenn anders Wolf in den Fastis Praenestinis zum *Sueton.* T. IV. p. 321. ap. *Orell.* Vol. II. p. 382 recht ergänzt: Januarius *appellatur* in Latio *a Jano. Faciunt* libo quod *Janual appellatur,* cf. *Fest.* s. h. v. von *Ovid.* F. I, 127 Cereale libum genannt.

Daß Janus, über welchen man das Weitere in Creutzer's Symbolik und Mythologie der alten Völker 2. Thl. S. 879 fg. nachsehen mag, eine altitalische Gottheit war, ist bekannt; er war jedoch ursprünglich vom Jupiter, welchem nach Plutarch Q. R. 77 das Jahr geweiht war, wie der Juno die Monate, nicht verschieden, da sein ältester Name Dianus *Macrob.* S. I, 9 ebenso aus dem äolischen *Ζάν* abgeleitet war, wie Diovis oder Jovis aus *Ζεύς* oder *Δῖος* nach Hesychius. Dieses erkennen wir auch aus dem Bruchstücke des saliarischen Liedes, welches uns *Varro* L. L. VII, 26 erhalten hat, wo die Worte also zu lesen und zu deuten sind: In multis verbis, in quo antiqui dicebant S (Z), postea dictum R, ut in carmine Saliorum sunt haec:

Cozoíauloidoz éso: ómina enimvéro	Choroiauloedos ero: omina enimvero
Ad pátula' ose' misse Jáni cusiónes,	Ad patulas aures misere Jani curiones.
Duónus Cerus ésit, dúnque Janus vévet.	Bonus Cerus erit, donec Janus vivet.

Cerus manus wird zwar von Festus s. v. Matrem Matutam lib. XI, init. durch creator bonus erklärt, ist aber nach Dacier ebenso viel als Genius bonus, und so nicht verschieden vom Janus Genius in Cato's Origg., der auch nach *Macrob.* S. I, 9. Deorum Deus hieß in folgendem Bruchstücke bei *Varr.* L. L. VII, 27.

Divom émpete cante,	Divum impetu canite,
Divom Dio supplice cánte,	Divûm Divo suppliciter canite.

Erst Numa Pompilius machte diesen Janus zum Entscheider über Krieg und Frieden, wie *Varr.* L. L. V, 165 bei Porta Janualis meldet, und ebendieser veranlaßte durch die Weihe des ersten Monats im Jahre, daß man ihn als den Gott des Beginnes immer zuerst anrief, *Cic.* N. D. II, 27. *Paullinus* in Anecdot. Murator. T. I. p. 122. *Ovid.* F. I, 171. *Aurel. Vict.* 3. *Arnob.* adv. gentes. III. *Hor.* S. II, 6, 20 sqq. Epist. I, 16, 59; daher *Cato* R. R. 141 bei der Sühne des

Feldes, obgleich das Gebet mit Mars pater beginnt, doch sagt: *Janum Jovemque* vino praefamino, nachdem er vorher gesagt hatte: Mando tibi *Mani*. Ebenso geht Cap. 134 und in der Sühne der arvalischen Brüder *Marini Atti* II. p. 366 und 686 Janus Pater dem Jupiter vor, und dem Mars, welchem Romulus seinen ersten Monat geweiht hatte, wogegen Numa dem Martius noch den Januarius vorsetzte.

Daß die Monate Januarius und Februarius erst später einem zehnmonatlichen Jahre, welches mit dem December schloß, hinzugefügt wurden, leuchtet schon aus der veränderten Namenform auf arius hervor, wenn man sie mit Martius, Maius, Junius vergleicht; auch ist es an sich sehr unwahrscheinlich, daß ein vom Gotte Janus benannter Monat, wie Plutarch im Leben Numa's Capitel 18, mit Licinius Macer und Fenestella bei Censorin. (de die nat. c. 20) annahm, nach mehren namenlosen Monaten als eilfter zugezählt sei. Doch ebenso unrichtig ist es, wenn Ausonius in seinem Eclogarium X, 8 sagt, daß Numa schon den durch seine unvollkommene Tagezahl und durch die in denselben verlegten Feste nur zum Schlußmonate geeigneten Februarius, auf dessen Terminalien der Schaltmonat Mercedinus oder Mercedonius, wie seit Julius Cäsar, der Schalttag folgte, dem Januarius nachgeordnet habe. Daß ein Sabiner, wie Numa, die beiden Namen hinzufügte, läßt sich schon daraus vermuthen, weil Februum nach Varro (L. L. VI, 13) ein sabinisches Wort war, und weil sich auch selbst die Bemerkung, welche Laurent. (Lyd. s. Januario c. 2) aus Varro's 14. Buche Rerum divinarum mittheilt, daß Janus bei den Tusken der Himmel genannt sei, leicht auf die Sabiner beziehen läßt. Aber nach aller bessern Forscher Meinung setzte Numa den Januarius in den Anfang, und den Februarius an das Ende des Jahres, und später erst wurde deren Ordnung so verändert, daß der Februarius dem Januarius als zweiter Monat folgte. Wann dieses geschah, darüber könnte man streiten; denn wäre die von Plutarch (Q. R. 19) angeführte Behauptung, daß die ersten Consuln nach Vertreibung der Könige schon am ersten Januar ihr Amt angetreten hätten, richtig, so könnte man glauben, Tarquinius, welchem Junius nach Censorinus (de die nat. c. 20) die Einführung eines zwölfmonatlichen Jahres zuschrieb, habe jene Änderung gemacht. Allein jene Behauptung ist irrig, wie vieles Andere, was Plutarch über die römischen Monate bemerkt, und wie besonders das, was er in dem Parallelen griechischer und römischer Schriftsteller §. 9 dem Critolaus von Janus als Protrygeter nachschreibt, und wird durch die Geschichte sowol, als durch die Bemerkung des Censorinus widerlegt, daß die Königsflucht erst nach dem Schaltmonate gefeiert wurde. Wir bleiben also am besten bei der Meinung Ovid's (Fast. II, 47 sqq.) stehen, daß erst die Decemvirn im J. R. 304 jene Veränderung einführten.

Fragen wir nach dem Grunde, welcher die Decemvirn bewegen mochte, die Ordnung der Monate Januarius und Februarius umzuändern; so kann man allerdings mit Plutarch als Grund annehmen, um mit der Winterwende des Decembers das Jahr zu schließen, sodaß Ausonius beim Antritte seines Consulates 379 nach Chr. G. singen konnte, Eidyll. VIII. Jane, veni: novus anne, veni: renovate veni, Sol. Schon unmittelbar nach der Einäscherung Roms durch die Gallier 365 J. v. Chr. G. traten die Tribuni militum consulari potestate, wie es scheint, ihr Amt im Januar an; aber erst nach Ablauf des 600. Jahres der Stadt wurde der erste Januar zum Anfangstage des Consulates erhoben, und seit der Zeit, so lange es noch Consuln in Rom gab, als Anfang eines neuen bürgerlichen Jahres gefeiert, sodaß C. Caninius Rebilus, welchen Julius Cäsar nach des Q. Fabius Maximus Tode im Jahre R. 709 noch am 31. Dec. um die siebente Stunde des Tages zum Consul ernannte, schon nach Ablauf dieses Tages sein Amt wieder niederlegen mußte. Mit welchen Feierlichkeiten und Gebräuchen der Consul das neue Jahr eröffnete, berichtet Laurentin. (Lyd. s. Januario c. 3 sqq.) ausführlich, und man kann es, mit mancherlei anderen Bemerkungen begleitet, in Creutzer's Symbolik und Mythologie der alten Völker 2. Thl. S. 911 fg. lesen. Die ersten Kalenden des Jahres waren zwar, wie alle Kalenden, der Juno besonders heilig, weshalb der Januarius, als man die zwölf Monate unter die Deos Consentes vertheilte, unter Juno's Schutz gestellt wurde; doch weihete man im ganzen Monate nur dem Janus und anderen heilbringenden alten Nationalgottheiten die Feste, wie die Agonalien am 9. Januar dem schon am ersten gefeierten Janus, und die Carmentalien am 11. Januar, ein Fest der Matronen, an welchem sie nichts Thierisches an ihrem Leibe tragen durften, zu Ehren der Gesangnymphe Carmenta, der Mutter Evander's, welcher man bei der Nachfeier des Festes am 15. Januar noch die beiden Carmentes (*Varr.* bei *Gell.* XVI, 16.), Porrima oder Prosa und Postvorta zugesellte, die großen Hebammen, welche nicht nur über die Bildung des Kindes im Mutterleibe wachten, sondern zugleich das künftige Schicksal singend den Lebensfaden spannen. Der erste Tag selbst war nicht sowol ein Feiertag, als ein Tag der Weihe für alle Arten von Geschäften, die man unter günstiger Vorbedeutung zu beginnen wünschte.

Libanius erzählt in seiner *Ἔκφρασις Καλανδῶν* Mehres, was zu seiner Zeit am ersten Januar und schon am Tage vorher beobachtet wurde; vergl. *Ovid.* F, I. *Laurent.* Lyd. de Januario und *Herodian.* I, 16, und wenn es gegründet ist, was Symmachus (Epist. X, 28) sagt, daß der Gebrauch der Neujahrsgeschenke oder Strenae fast so alt sei, als die Stadt Rom, da der sabinische König Titus Tatius zuerst die Reiser des heiligen Lorberbaumes aus dem Haine der Göttin Strenua zur Weihe des neuen Jahres gebrochen habe; so trug man auf den ersten Januar alles über, was sonst beim Beginn eines neuen Jahres üblich war. Wenn aber Elpidianus bei Laurent. (Lyd. s. Januar. c. 4) das Wort Strena, welches Festus aus Terna oder der heiligen Dreizahl ableitet, in der sabinischen Sprache Gesundheit oder Heil bedeuten ließ, so verwechselte er vielleicht damit die heilige Mistel der gallischen Druiden, nach *Plin.* H. N. XVI, sub fine Allheilend genannt, welche der

Druide unter mancherlei heiligen Gebräuchen am sechsten Tage des Neumondes, mit welchem bei den Galliern alle Monate, Jahre und 30jährige Secula ihren Anfang nahmen, mit einer goldenen Sichel von der Eiche schnitt. Wie dieser Gebrauch die christliche Feier des 6. Januars als des Erscheinungsfestes Christi, *Isidor.* Origg. VI, 18, dessen schon *Ammianus Marcellinus* XXI, 2. extr. gedenkt, veranlaßt haben mag, werde hier nur vorläufig bemerkt; zuvor kehren wir zu den heidnischen Gebräuchen der Römer zurück, welche seit der an den Iden des Januars 727 a. U. c. begründeten Herrschaft des Augustus bei dem Anfange eines neuen Jahres auch dem Kaiser Geschenke brachten, womit Gelübde und Wünsche für dessen Wohl durch das ganze Reich verbunden wurden. Diese Gelübde geschahen aber am dritten Tage nach den Kalenden des Januars, welcher daher in einem alten Calendarium aus Constantin's Zeit Vota genannt wird, wogegen Wolf in den Fastis Praenestinis zum *Suetonius* T. IV. p. 321 richtig ergänzt: Postridie omnis Calendas, quod iis *respublica male gesta est, dies ater est.* Der 2. Januar wird in den alten Kalendern aus einem doppelten Grunde als Unglückstag bezeichnet, weil er zugleich auf die Kalenden folgte, und der vierte Tag vor den Nonen war, welches beides Verrius Flaccus nach *Gell.* V, 17 und *Festus* s. Nonarum postridie als unglücklich bezeichnet.

Daß historische Gründe die Römer in diesem Glauben bestärkten, ist leicht erklärlich; schwerlich aber gaben sie die erste Veranlassung dazu, welche Plutarch (Q. R. 25) mit desto größerm Rechte in andern abergläubischen Rücksichten findet, da auch *Laurent.* Lydus s. Januar c. 9 in den Worten *ἐνήγιζον τοῖς δαίμοσιν* die Todtenopfer jenes Tages anmerkt. Numa hielt fast nur untheilbare Primzahlen für glücklich, und weihete daher den himmlischen Göttern nur Monate mit einer dergleichen ungeraden Tagezahl, oder diejenigen Tage eines Monats, deren Zahl eine Primzahl oder wenigstens eine ungerade war, wie den ersten für die Kalenden, den fünften oder siebenten für die Nonen, den 13. oder 15. für die Iden. Andere hatten andern Aberglauben, wie Plutarch (Q. R. 38) von Q. Metellus anführt, daß er nach dem Augustmonate keine Auspicien gestatten wollte, aus einem Grunde vielleicht, der auch die letzte Hälfte des Januars von Festen frei ließ. Seitdem die Wochen bei den Römern eingeführt waren, mußten, wie *Laur.* Lyd. s. Januar. c. 10 schreibt, am Tage der Vota publica die Consuln dem Kaiser die Prognostik des ganzen Jahres stellen: denn je nachdem der erste Januar auf einen Sonntag, Montag Dinstag rc. fiel, je nachdem erwartete man besondere Jahresereignisse zu Folge der Planetenherrschaft nach ägyptischen Vorstellungen. Dem ähnlich war jedoch auch der römische Glaube, welchen Macrobius S. 13 meldet, daß ein Jahr, auf dessen ersten Tag die Nundinae fielen, unglücklich sei. Dergleichen Aberglaube erhielt sich, wenn auch noch so oft das Gegentheil eintraf, wie z. B. Livius und Ovidius am 1. Januar starben, Cicero aber am 2. geboren wurde, und sein Landsmann Marius, der Triumphator über Jugurtha, an den Kalenden, an den Iden des Januars in einem Alter von 70 Jahren den Tod fand, auf welchen Tag auch, den griechischen Schriftstellern Dinias und Hephästion zufolge, Agamemnon's Todestag gefallen sein soll, wogegen *Tzetzes* Posthom. extr. den Monat *Θαργηλιών* mit *Γαμηλιών* verwechselnd, die Einäscherung Troja's dahin verlegt in den Worten:

Οἰκτροτάτου Λυκάβαντος, ὃς ἄλγεα θήκατο Τροίῃ·
Δωδεκάτη μὲν ἔην μηνὸς Θαργηλιῶνος,
Τὸν δ᾽ Αἰωνάριον κικλήσκει μὲν Λογγῖνος,
Ἰανουάριον δ᾽ ἀνέρες πάντες καλέουσι.

Glücklicher war der Monat für Augustus, der am 7. Januar die erste Vorbedeutung seiner Weltherrschaft empfing, am 12. einen dreifachen Triumph feiernd den Janustempel schloß, am 13. bei der Provinzentheilung den Eichenkranz, am 16. aber den Augustustitel empfing; denn so bestimmt Alles Verrius Flaccus in den Fastis Praenestinis nach Wolf's Erläuterung im *Suetonius* Vol. IV. p. 330 sqq. Für andere Kaiser waren andere Monate glücklich, sodaß alle Monate außer den drei ersten von Zeit zu Zeit kaiserliche Namen erhielten, obwol nur Julius und Augustus dieser Ehre auf immer gewürdigt wurden; nur Commodus gab allen Monaten auf einmal andere Namen, welche *Dio C.* LXXII, 18 in folgender Ordnung aufzählt: *Ἀμαζόνιος, Ἀνίκητος, Εὐτυχὴς, Εὐσεβὴς, Λούκιος, Αἴλιος, Αὐρήλιος, Κόμμοδος, Αὔγουστος, Ἡράκλειος, Ῥωμαῖος, Ὑπεραίρων.* Ob nun gleich Salmasius diese Namenordnung mit den erhaltenen Actenstücken übereinstimmend fand, so hat doch Suidas unter *Κόμμοδος* eine andere Ordnung; und ob dieser gleich auch den ersten Monat Amazonius nennt, so legt doch Älius Lampridius Cap. 11 diesen Namen dem December bei, sodaß Commodus die Namenordnung der Monate ebenso verändert zu haben scheint, wie er seinen eigenen Titel änderte. Auch scheint des Casaubonus Vermuthung nicht ungegründet, daß Commodus den Monat Lucius zum ersten seines Jahres machte, wenngleich damit noch nicht ausgemacht ist, welchen Monat er darunter verstand. Eine besondere Nachricht gibt *Laurent.* Lyd. s. Novemb., daß der römische Januarius auch *Μονίας* genannt sei *ἀπὸ τῆς μονάδος*; davon ganz verschieden ist es, wenn man ihn mit dem attischen *Γαμηλιών*, ionischen *Ληναῖος* oder *Ληναιών*, kyprischen *Ἔσθιος*, makedonischen *Αὐδηναῖος* oder *Νυγιών*, ägyptischen *Tybi*, und chaldäischen Schebath vergleicht. Ausonius, welcher sich nicht solche Freiheiten des Versmaßes erlaubte, wie Tzetzes, sah sich in seinem Eclogarium genöthigt, den Januarius schlechthin nur Janus zu nennen, wie er Jani mensis in dem Tetrastichon unter dem Bilde des Januarius in *Graev.* Thes. Antiqq. R. zu pag. 89 sqq. Tom. VIII. heißt. Dagegen könnte man glauben, Suidas habe s. *Ἰανουαρίου ἄγαλμα* den Janus mit Januarius verwechselt, wenn nicht Eudocia S. 233 dasselbe vom Monate sagte. Als Karl der Große den Monaten teutsche Namen zu geben versuchte, erfand er dem Eginhard und Rhabanus Maurus zufolge für Januarius den Namen Wintarmanoth; in neuern Kalendern hat man aber diese Benennung auf den November übergetragen. Im Schwedischen heißt er Torsmanod von Thor und in

Lünig's Corp. Jur. Feud. P. 3. p. 107 kommt ein Lasemond vor, welchen man für den Januar hält.

Plutarch scheint zwar im Leben Numa's Cap. 18 auf Romulus übergetragen zu haben, was Censorinus (de die natali cap. 22) von den Albanern meldet, deren Monate eine so verschiedene Länge hatten, daß dem Martius 36, dem Majus 22, dem Sextilis 18, dem September gar nur 16 Tage gegeben waren, während bei den Tusculanern der Quinctilis 36, der October 32, wie bei den Aricinern 39 Tage hatte. Wenn aber seine Nachricht von den 360 Tagen des Romulischen Jahres sich also deuten läßt, daß Romulus zu den 304 Tagen seiner zehn Monate von abwechselnd 31 und 30 Tagen, um die 360 Tage voll zu machen, noch zwei namenlose Schaltmonate hinzufügte; so kann man allerdings mit Petrus Viola in *Graev.* Thes. T. VIII. p. 188 annehmen, daß Numa dem vorher nur 28 Tage zählenden Monate in seinem Januar noch einen Tag hinzugefügt habe, wie Julius Cäsar später noch zwei Tage hinzufügte: eine bestimmte Nachricht findet sich indessen darüber nicht, da man nur weiß, daß Numa den Januar zu den sogenannten hohlen Monaten von 29 Tagen zählte, und darum die Nonen auf den fünften, wie die Iden auf den 13. Tag desselben verlegte. Diese Bestimmung der Nonen und Iden änderte Julius Cäsar, um unnöthige Verwirrungen in den Festbestimmungen zu vermeiden, nicht, ob er gleich dem Monate selbst in seinem Sonnenjahre zwei Tage zulegte. Ob nun gleich der Gregorianische und neuverbesserte Kalender vom Julianischen nur in der Bestimmung der Schaltjahre abweicht, so hat doch die christliche Religion eine gänzliche Veränderung der Festbestimmungen, mit Aufhebung der Nonen- und Idenrechnung, herbeigeführt, sodaß nur noch die Feier des neuen Jahres mit der römischen Feier der Januars-Kalenden zusammentrifft. Aber von allen römischen Gebräuchen haben sich nur die Neujahrsgeschenke erhalten; übrigens ist der erste Tag des Jahres im christlichen Festcyklus der Beschneidung Christi geweiht. Dieses gründet sich auf eine verschiedene Bestimmung des kirchlichen und bürgerlichen Jahres, welche nothwendig wurde, sobald die römischen Kaiser zur christlichen Religion übergingen.

Ehe man noch aufhörte, die christliche Religion, gleich der jüdischen, zu verabscheuen und zu verfolgen, hatte schon der Isis- und Osirisdienst der Ägyptier und der Mithrasdienst der Perser und Babylonier bei den Römern großen Eingang gewonnen. Am Tage, wann die Sonne vom Norden zurückkehrt, feierten die Perser ein Fest des Mithras, Mirgan genannt; dieses veranlaßte unter den römischen Mithrasdienern die Feier des Natalis Solis Invicti nach Beendigung der altrömischen Saturnalien am 25. Decbr. Dagegen feierten die Ägyptier um den 6. Januar das Fest des wiedergefundenen Osiris, welches die Christen im Orient, wo Gnostiker und Basilidianer Heidnisches und Christliches mit einander verbinden lehrten, allmälig bewog, an diesem Tage das Geburtsfest Christi zu feiern. Im Occidente trug man nun zu Anfange des vierten Jahrh., als Constantin der Große die christliche Religion im römischen Reiche herrschend machte, die Geburtsfeier Christi als der Sonne des Christenthums auf den 25. Decbr. über, woran sich das Fest der Beschneidung am 1. Januar von selbst reihete; der 6. Januar dagegen wurde als das Fest der Erscheinung Christi in dreifachem Sinne gefeiert, da ja auch die heidnischen Gallier schon, wie oben bemerkt wurde, jeden sechsten Tag eines neuen Mondes, besonders aber den sechsten Tag des ersten Mondes, als eine neue Erscheinung feierten. Isidor (Origg. VI, 18) schreibt: *Epiphania* graece, latine apparitio sive manifestatio vocatur. Eo enim die Christus sideris indicio apparuit Magis adorandus — quo die et dominici baptismatis sacramentum, et permutatae in vinum aquae factorum per dominum signorum principia extiterunt. Hierin liegt also eine dreifache Erscheinung Christi; er erschien zuerst als neugeborner Messias den Heiden durch den Stern, wie er schon den jüdischen Hirten durch die Botschaft der Engel erschienen war; er erschien aber auch als Stifter einer neuen Lehre seinen Jüngern durch die Taufe, und als wunderkräftiger Gottessohn auf der Hochzeit zu Kana. Daher erklärt Suidas: *Ἐπιφάνεια ἡ τοῦ Κυρίου καὶ Θεοῦ καὶ Σωτῆρος ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ ἔνσαρκος οἰκονομία*, und der 6. Januar wurde auf mehrerlei Weise festlich, und bei verschiedenen Völkern durch verschiedene Gebräuche und Namen ausgezeichnet.

Die Griechen in Ägypten, Syrien und Kleinasien feierten diesen Tag als den Geburtstag des Herrn, daher Zonaras in Julian's Geschichte des Herrn Geburtstag nennt, was bei Ammian. Marc. 21, 2 Epiphania heißt, und unsere Vorfahren begannen nach der Einführung römischer Consuln in den teutschen Städten mit dem heiligen Dreikönigsfeste ihr bürgerliches Jahr, an welchem neu regierende Bürgermeister, wie neugemiethete Schulrectoren, ihr Amt antraten, wenngleich in Kalendern auch das Weihnachtsfest als Anfang eines neuen Jahres bezeichnet wurde, und allerlei altheidnische Gebräuche, wovon nachher noch die Rede sein wird, den Kalandtag oder das Festum Kalendarum am 1. Januar als den Beginn des natürlichen Jahres auszeichneten. Die Kirche betrachtete die zwölf Tage zwischen dem Feste der Menschwerdung und Erscheinung Christi, in welchen man nach dem heidnischen Aberglauben unserer Vorfahren den Wolf nicht nennen durfte, wovon noch in Kalendern aus Luther's Zeit der December, welchen Karl der Große Heiligmonat nannte, ebenso wol Wolfmonat, als Christmonat heißt, als eine besonders heilige Zeit, welcher man eine Vorfeier von vier Adventssonntagen, und eine vierwöchentliche Nachfeier bis zu Mariä Reinigung oder der Lichtmesse am 2. Februar, oder dem Schlusse der sechsten Woche nach dem 25. December weihete. Daher verlegte man den Anfang des Kirchenjahres auf den ersten Adventssonntag, und weihte die letzten Tage des Decembers den Märtyrern des Christenthums, wie die ersten des Januars den ältesten Heiligen des alten Testaments. So glücklich aber die Kirche gewesen war, die rohern heidnischen Gebräuche an den römischen Saturnalien, dem persischen Mithrasfeste, der ägyptischen Isisrückkehr am 2. und der Erscheinung des Osiris am 6. Ja-

nuar, auch selbst dem Juelfeste unserer Vorfahren durch veredelte Vorstellungen vom Weltheilande zu verdrängen; so wenig wirkten alle Versuche gegen die heidnischen Gebräuche unserer Vorfahren in der Sylvesternacht, in welcher man, in alte Weiber, Thiere, und besonders gehörnte Hirsche verkleidet, in unanständigen Tänzen das neue Jahr begrüßte. Man lese nur, was Du Fresne in seinem **Glossarium mediae et infimae Latinitatis** unter **Cervula** und **Kalendae** darüber gesammelt hat, um es sich zu erklären, warum diese Sitte auch jetzt noch nicht ganz sich verloren hat, obgleich fast Niemand mehr deren eigentlichen Grund und Bedeutung kennt.

Als alle angewandten Mittel fehlgeschlagen waren, stiftete man, um die Gebräuche in ihrer ganzen Lächerlichkeit darzustellen, ein **Festum Stultorum** oder **Hypodiaconorum** (*Soudiacres*), worüber sich Beletus (de divin. off. c. 72) also ausdrückt: **Festum Hypodiaconorum, quod vocamus Stultorum, a quibusdam perficitur in Circumcisione, a quibusdam vero in Epiphania, vel in ejus octavis: fiunt autem quatuor tripudia post Nativitatem Domini in Ecclesia, Levitarum scilicet, Sacerdotum, Puerorum, i. e. minorum aetate et ordine, et Hypodiaconorum, qui ordo incertus est.** Aber diese **Fatui** trieben die Sache so weit, daß sie nicht nur in ihrer Vermummung allerlei Schandlieder auf dem Chore sangen und tanzend durch die Kirche liefen, sondern auch mit Würfeln spielten, mit stinkenden Sachen räucherten, und neben dem Messe lesenden Priester Fleischbissen über den Altar warfen u. dgl., bis endlich wenigstens in Paris im Jahre 1444 die theologische Facultät dem Unwesen Einhalt that. Fragt man nach dem ersten Entstehen dieser so lange beibehaltenen Gebräuche, so führen die Benennungen Wolfsmonat für December, und Thorsmonat für Januar, auf die nordischen Sagen von dem Untergange der Götter und der Welt, und der neuen schönern Schöpfung, welche man bei dem Beginne eines neuen Jahres darstellte. Wenn der Winter kommt, in welchem Odin auszieht zum Wolfsstreite, und Thor, der starke Riesenbekämpfer, welchen man gehörnt und selbst als Stier abbildete, vergebens an Odin's Seite ficht, verschlingt der Riesenwolf Skoll die Sonne, und überall tritt Verwüstung ein. Gieriger nagen die Schlangen, ämsiger zehren die Hirsche, und der wüthende Fenriswolf wird frei; doch nicht lange herrscht die allgemeine Mitternacht, auf Allvaters allmächtiges Geheiß ersteht eine neue schönere Schöpfung, und Götter und Göttinnen kehren zu neuem Leben voll Fruchtbarkeit und Segen zurück. Sie finden im Grase der verjüngten Erde die goldenen Tafeln wieder, die Odin einst mit geheimnißvollen Runen beschrieb, und welche allgemeinen Frieden versichern. Auch hat die Sonne, ehe der Wolf sie verschluckte, eine noch strahlendere Tochter geboren, um von neuem der Mutter Bahn durch laue Frühlingsnächte zu wandeln.

Offenbar spielt **Laurentius** *Lyd.* (s. *Januar.* c. 3) auf ebendiese Sage an, wenn er das Neujahrsfest der Römer als eine Feier zum Andenken von Jupiter's Siege über die Giganten erklärt, bei deren Kampfe der vielhändige Briareus, der Winter, von Jupiter überwunden sei. Recht passend reihte sich an diese Feier das Sternenfest am 6. Januar, welches Du Fresne unter **Stellae festum** beschreibt. Es nannten aber die Griechen diesen Tag auch *τὰ φῶτα* oder *ἡμέρα τῶν φώτων*, sei es von den bei der Feier dieses Tages gebrauchten Lichtern, um das Fest der Theophanie oder Gotteserscheinung zu bezeichnen, oder weil in der alten Kirchensprache *φωτίζειν* auch taufen hieß, und *φώτισμα, φωτισμός, φῶς* die Taufe bezeichnete; denn das Epiphanienfest war zugleich ein Fest der Taufe Jesu, worauf alle alten Gebräuche, von welchen wir Kunde haben, hindeuten, und Hieronymus tadelt im Anfange seines Commentars zum Ezechiel, wo er sagt: **Epiphaniorum dies huc usque venerabilis est, quod huic tempori congruit, quando dictum est: Hic est filius meus dilectus, in quo mihi complacui,** diejenigen, welche den Epiphanientag zum Geburtsfeste Jesu machten, mit den Worten: **quia in natali absconditus fuerit, neque apparuerit.** Cf. *Jo. Chrysost.* in Homil. de Baptismo Christi. Auch ist die morgenländische Kirche bis heute der alterthümlichen Feier der Taufe treu geblieben, und die Wasserweihe an diesem Tage ist eine hohe Feierlichkeit der griechischen Kirche. Schon zu des Chrysostomus Zeit schöpfte man in der heiligen Nacht vor dem Epiphanienfeste Wasser, und bewahrte es gleich unserm Osterwasser in Krügen, weil es Jahre lang frisch blieb, als gereinigt und geweiht. Die Armenier feiern das Epiphanienfest durch eine Kreuzestaufe, wobei sie ein Kreuz in den Fluß tauchen; die abyssinischen Christen aber lassen sich bei einem allgemeinen Bade durch den Priester segnen. Die abendländische Kirche fand dagegen die Anbetung der Magier als Repräsentanten der heidnischen Menschheit wichtiger, und erhob sie allmälig zu Königen aus den drei Theilen der Welt, mit deren Sternfeier man noch das Andenken an das erste Wunder Jesu bei der Hochzeit zu Kana, und an die Speisung der Fünftausend verband.

Maximus Taurinensis Serm. VII. vereinigt alle diese verschiedenen Beziehungen des Epiphanienfestes in folgenden Worten: **Licet de sollennitate diei hujus veterum sit diversa traditio, una tamen sanctae devotionis est fides; in omnibus Dei filius creditur; in omnibus est nostra festivitas: gentium praesignatur vocatio** (durch die Magier); **religionis nostrae designatur arcanum** (durch das erste Wunder); **aqua nostri baptismi consecratur** (durch die Taufe). Auf alles dieses bezieht sich daher auch der alphabetarische Hymnus auf Christus bei Cölius Sedulius G—N, und der Epiphanientag wurde dadurch für die Kirche so wichtig, daß auch dessen Octave acht Tage später gefeiert wurde. Erst nach dieser Octave konnte man die Feste mehrer Heiligen begehen, welche ein alter **Cisio-Janus** also anordnet, jeden einzelnen Tag durch eine Sylbe bezeichnend:

Cisio *Janus* Epy. sibi vendicat Oc. Feli. Mar. An.
Prisca Fab. Ag. Vincen. Pau. Pol. Car. nobile lumen.

Die hier bezeichneten Feste des Januars sind: am ersten **Circumcisio**, am sechsten **Epiphania Christi**, und am 13. **Octava Epiphaniae**, dann am 14. **Festum Fe-**

licis, am 16. Marcelli, am 17. Antonii, am 20. Fabiani Sebastiani, am 21. Agnetis, am 22. Vincentii, am 24. Conversio Pauli, am 25. Festum Polycarpi, am 26. Caroli Magni. Als man die Feier der letzten Tage nicht wichtig genug fand, änderte man, mit Verrückung der Bekehrung Pauli um einen Tag, den zweiten Vers also ab: Prisca Fab. Ag. Vincenti. Paulus nobile lumen. Hiermit stimmt auch der Cisio-Janus von Philipp Melanchthon, dessen beide erste Verse also lauten:

Cisio Janus, *Epiphaniis* dic dona magorum,
Vincit ovans *Agnes*, nova *Paulum* lumina vertunt.

Aber hier ist auch Agnes um einen Tag verrückt, wie Polykarpus in folgenden Reimen:

New Jahrs Tag folgen König drey,
Das sagt dem Reinhard, Felix frei,
Antoni, Bastian verehrt,
Paul Polycarpum bekehrt.

In den Reimen, in welchen jedes Wort einen Tag bedeutete, trat Agnes wieder in ihre Stelle ein, wie folgt:

Jesus, das Kind, ward beschnitten,
Drei König von Orient kamen geritten,
Und opferten dem Herrn lobesan.
Antonius sprach zu Sebastian,
Agnes ist da mit Paulo gewesen,
Wir sollen auch mit genesen.

Merkwürdig ist es, daß in diesen Reimen des heiligen Vincentius nicht gedacht ist, von welchem doch die Rheinländer noch das Sprüchwort haben:

Hat St. Vincent Sonnenschein,
Gibt es viel und guten Wein.

Im Sylbenreime freilich ließ ihn Fabian Sebastian, an dessen Tage der Saft in die Bäume treten soll, nicht zu Worte kommen. Schlüßlich werde noch bemerkt, daß von dem Anfangsworte des Cisio-Janus in dem Hexameter: Ci., Bri., Mar., April., Phili., Nic., Jul., Pe., Egi., Remi., Om., De., worin jeder Monat durch die ersten Sylben seiner Festbezeichnung (s. d. Artikel Cisio-Janus) benannt wird, der Januar durch die Sylbe Ci angedeutet ist. (*G. F. Grotefend.*)

JANUARIUS, nach der kirchlichen Sage einer der zahlreichen Blutzeugen für die Wahrheit der christlichen Religion; seine Geburt wird in das J. 265 gesetzt; auch ist behauptet worden, daß er zum Bischofe von Benevent bestellt worden sei. Sein Märtyrthum erfolgte unter Kaiser Diocletian, bei welchem ihn Timotheus, Statthalter in Campanien, als Christen angezeigt hatte. Der Hitze eines glühenden Ofens unterlag er nicht, und die wilden Thiere, welchen er vorgeworfen wurde, ließen ihn unversehrt; er wurde daher zu Puzzuolo enthauptet. Über die Zeit, wo es aber geschehen sein soll, sind die Nachrichten schwankend; denn einige bezeichnen den 19. Sept. 289 als seinen Sterbetag, nach Anderen dagegen ist er erst im J. 305 getödtet worden. Das Königreich Neapel erwählte ihn zu seinem Schutzpatron und das angeblich wunderthätige und zu gewissen Zeiten flüssig werdende Blut desselben gehört zu den kirchlichen Merkwürdigkeiten der Stadt Neapel. Eine fromme Alte soll nämlich Blut des enthaupteten Heiligen in zwei gläserne Fläschchen oder krystallene Phiolen gethan und zu dem damaligen neapolitanischen Bischofe Severus gebracht haben. Der Körper des Januarius ist in der Kathedrale von Neapel bestattet, das Haupt und das Blut aber befinden sich in einer Nische hinter dem Hauptaltare. Die Aussetzung dieser beiden Heiligthümer geschieht drei Mal im Jahre; außerdem aber noch bei besondern Veranlassungen, als epidemischen Krankheiten, Erdbeben u. s. w. Will das Blut nicht flüssig werden, so gilt es als ein schlimmes Zeichen. Das Factum des Flüssigwerdens ist entschieden richtig, und was es für eine Bewandtniß damit habe, läßt sich leicht errathen. Einer nähern Untersuchung wird der Gegenstand natürlich geflissentlich entzogen; indessen glaubt der gebildete Theil der Bevölkerung Neapels nicht sehr stark an das Wunder. Ohne eine chemische Analyse der in den Gläschen befindlichen Masse anstellen zu können, darf man dennoch voraussetzen, daß hier kein geronnenes Blut in flüssigen Zustand komme, sondern eine dem Blute an Farbe ähnliche Mischung, und das Mittel der Umwandlung in der Wärme zu suchen sei, welche von den zahlreichen, die Gläschen umgebenden Lichtern ausgeht. Naturkundige haben daher mehre Mischungen nachgewiesen, mit welchen sich eine solche Metamorphose bewirken läßt. (*R.*)

JANUARIUS, Orden des heiligen Januarius, ordine di San Gennaro. Ihn stiftete Karl, König beider Sicilien, nachheriger König Karl III. von Spanien, am 6. Julius 1738, bei seiner Vermählung mit der Prinzessin Amalie, Tochter König August's III. von Polen. Die Ritter bilden eine Classe. Ihre Zahl war auf 60 festgesetzt, in neuern Zeiten ist sie unbegrenzt. Als die Franzosen im J. 1806 Neapel eroberten, wurde er für erloschen erklärt. In Sicilien blühete er fort und, nach der Vertreibung der Franzosen, 1814, auch wieder in Neapel.

Das Ordenszeichen ist ein achtspitziges weißes Kreuz mit runden Knöpfchen auf den Spitzen und goldnen Lilien in den vier Hauptwinkeln. Auf der Vorderseite ist der Märtyrer Januarius, Schutzpatron des Ordens, in bischöflicher Kleidung, mit halbem Leibe sichtbar, dargestellt. In der Linken hält er ein aufgeschlagenes Buch, in der Rechten einen Bischofsstab. Auf der Umseite ist, im runden Mittelschilde, ein goldnes Buch und zwei Meßvasen, halb mit Märtyrerblut gefüllt. Die Umschrift ist: in sanguine foedus. Von der rechten Schulter nach der linken Hüfte wird dies Zeichen, nebst einem silbernen achtstrahligen Sterne mit goldnen Lilien in den Winkeln, auf der linken Brust getragen. In der Mitte dieses Sterns ist ein silbernes Kreuz, auf welchem jene Ordensdevise auch steht.

Bei feierlichen Gelegenheiten tragen die Ritter eine besonders reich verzierte Festkleidung. (*F. Gottschalck.*)

JANUM (ינום d. i. Schlummer), nach anderer Lesart im Kri Janus (ינוס d. i. Flucht), im Chetibh Janim (ינים), war Name eines nur Jos. 15, 53 genannten Ortes in Palästina. Nach der Zusammenstellung mit

andern geographischen Namen lag der Ort auf dem südlichen Theile des Gebirges Juda unweit Hebron.

(*G. Stickel.*)

JANUS. Der Ursprung und die aus demselben erwachsene Bedeutung der Verehrung dieser in Italien einheimischen Gottheit war schon den schriftstellerischen Alten ein dunkles Räthsel, dagegen die Verehrung selbst von der ältesten Zeit bis auf die späte der Kaiser zu Rom allgemein und heilig gehalten, und daher auch minder von dichterischen Fabeln getrübt. Zurückblickend auf die dunkle Vorzeit gingen die Römer zu Varro's und Cicero's Zeit auf Erklärungen des unter jenem Namen enthaltenen Wesens ein, und ergriffen entweder einen aus dem Cultus hervorleuchtenden Grundgedanken für weitere philosophische Deutung, oder wagten etymologische Deductionen ohne sichere Beweisführung; daran schloß sich eine spätere Allegorisirung alles dessen, was der Cultus, zum Theil zufällig, aufgenommen hatte. So ward Janus ein Thürgott, welcher in seiner Bedeutung immer nur eine untergeordnete Stelle einnehmen konnte, und blieb zugleich der heilige Allvater, welchen das Gebet vor allen Göttern nannte. Die Mythologen unserer Zeit glaubten das Dunkel dadurch zu zerstreuen, daß sie den Mythus orientalisirten und einen aus Asien durch phönikische Einwanderer herangezogenen Natur- und Sternendienst annahmen, ohne zu bedenken, daß die von ihnen erklärten Thatsachen meist erst aus Deutungen der späten Schriftsteller gezogen sind. Böttiger sah, nach seiner Kunstmythologie S. 247, im Janus eine unmittelbare Übertragung des combinirten Sonnen- und Mondgottes aus Asien; Creutzer dagegen eine Umgestaltung des indischen Brama durch phönikisch-ägyptische Vorstellungen, als ob nicht auch möglich gewesen wäre, dies alles auf italischem Boden zu zeitigen; Buttmann in den Abhandlungen der berliner Akademie v. J. 1816. S. 125 verband mit der alten politischen Volkssage vom Saturnus und Janus den Volksglauben an einen Genius, welcher über den Menschen bei seinem Vorschritt in's Leben walte, und stellten diese Bedeutung neben die ursprüngliche einer Naturgottheit. Wir haben für das Ganze ein Vierfaches zu unterscheiden: die erste zum Grunde liegende religiöse Idee, die durch Philosophen hinzugekommene Deutung, den im Besondern gestaltenden und versinnlichenden Volksglauben, die Sagen des Volks und der Dichter. Überall finden wir hierbei rein italische Producte des Glaubens, und was Fremdes sich erkennen läßt, erwächst aus dem in Italien heimisch gewordenen Leben, mag man hierbei an sabinische Elemente oder hetrurische Zusätze denken.

Janus wurde in uralter Zeit (*Ovid.* Fast. I, 103), wie es scheint, von Latinern und Sabinern, als Himmelsgott verehrt. Dieses göttliche Wesen fasse man weniger bestimmt als Gottheit im Allgemeinen, wie der Ursprung der Religion überall einen mehr oder weniger reinen Monotheismus erkennen läßt. Die spätere Deutung sprach den Grundgedanken abstracter aus, und Janus wurde als **mens coeli**, oder als **custos mundi**, als Wächter am Eingang in die Welt und in den Himmel benannt. In den alten saliarischen Hymnen hieß er **deum deus.** Nicht entfernt hiervon lag die bestimmtere sinnlich erfaßte Beziehung, in welcher der Himmelsgott als Sonnengott erschien und der Mondgöttin Jana oder Diana gegenüber stand. So konnte Nigidius bei Macrobius (Sat. I, 9) den Janus dem Apollon gleichstellen. Wie im griechischen Himmel Zeus und Here thronen, so diesseits im italischen die selbst den Namen nach verwandten Janus und Jana. Wenn nämlich *Ζάν* und *Ζανώ* jenen Namen **Janus** und **Jana** entsprechen, ist dadurch die Voraussetzung einer unmittelbaren Übertragung nicht nothwendig. Der weiter verfolgte etymologische Weg führte nicht allein auf **iah, iovn, iovis**, sondern auch auf **iom**, Licht, was mit **dies, diespiter, deus** verglichen werden kann. Unmittelbar mit der Ansicht vom Sonnenwesen war diejenige verbunden, nach welcher Janus als Gott der Zeit und des Jahres verehrt wurde, und zwar als Alles überschauend (**Jane tuens.** *Terentian. Maur.* v. 1893), über Anfang und Ende, Vergangenes und Zukünftiges zugleich waltend. Der Gott schaut rückwärts und vorwärts (*Ovid.* Fast. I, 66). Alles Sichtbare, Himmel, Meer, Erde wird von seiner Hand aufgethan und verschlossen (*Ovid.* I, 117); er bewacht die Angeln der Welt (**cui reserata mugiunt aurea claustra mundi.** Septimius bei *Terent. Maur.* 1896). Besonders aber hob der Glaube den Gedanken hervor, daß der Anfang geheiligt, und alles Gedeihen in demselben begründet sei, wie das Mislingen einer neuen Sache einen neuen Anfang erfodere. Auch in dieser Hinsicht wurde bei jedem Unternehmen zu Janus gebetet und er vor dem Jupiter genannt.

Es griff die philosophische Deutung ein. Da wurde der Gott des Himmels und des Anfangs zum Gott der Welt überhaupt. Nach Varro (*Augustin.* de Civit. Dei VII, 9) **Janus est mundus.** *Ovid.* I, 119 **me penes est unum vasti custodia mundi.** Er wurde dem Chaos gleichgestellt (s. Festus unter Chaos), als Inbegriff aller werdenden und sich gestaltenden Dinge (*Ovid.* I, 104), und stand dem Jupiter so zur Seite, daß ihm das Anfängliche alles Daseins und darin die höchste Macht zufiel, dem Jupiter das Ursächliche des Gewirkten zugesprochen wurde (vgl. Augustin. a. a. O. VII, 10) Septimius bei Terentianus nennt ihn **rerum satorem**, Martialis 10, 28 **annorum nitidique satorem mundi**; Macrobius führt das Beiwort **consivius** an, als bezeichne es den Schöpfer des Menschengeschlechts.

Der Volksglaube hob aus den einzelnen Beziehungen des religiösen Grundgedankens den Begriff des Aufschließens und Verschließens hervor, und machte das allgemeine Gottwesen zu einem Schutzgotte. So finden wir Janus als Schutzgott der Thüren und des Eingangs bei Tempeln und Privatwohnungen. Nicht glücken wird dieser Combination durch an einander gereihete Schlüsse zu folgen. Buttmann's Meinung, Janus sei als Genius des Übergangs oder als der Gott, welcher mit den Göttern draußen und drinnen befreundet ist, und der auf jedem Durchgange (**ianus**) steht, betrachtet worden, setzt eine Abstraction voraus, welche das gemeine Volk nicht so leicht erreicht. Sicher hingen die Worte **Janus** und **janua** nicht etymologisch und ursprünglich zusammen, son-

dern in der Sprache einmal vorhanden, dienten sie zu Combinationen der auch das Zufällige verbindenden Einbildungskraft. Nicht darf man, wie Hartung (Religion der Römer 2. Thl. S. 218) gethan, von janua ausgehend, dasjenige zum Grundbegriffe machen, was erst später durch Ähnlichkeit des Worts veranlaßt aus dem Gebiete des Sinnlichen hinzukam. Auch liegen die Begriffe Anfang und Thüre nicht so nahe; vielmehr gelangte man durch den gegebenen Begriff des Verschließens auf den des Thürverschlusses. Cicero (de Nat. de. II, 27) suchte in ire das etymologische Element, nicht aber nahm er, wie Cornificius bei Macrob. (Sat. I, 9) berichtet, eine ausgebildete Form Eanus an. Der Gott des Jahres und der Zeit soll da der ewig Wandelnde sein. Auch ianus, der Durchgang, leitet auf keinen sichern Ursprung der Bezeichnung; denn älter war des Gottes Name, wie denn ein geringfügiger Durchgang, was schon Buttmann bemerkte, nicht dem alten ehrwürdigen Nationalgott das Dasein verleihen konnte. Und so liefen gewiß die Worte ianus, ianua neben dem Namen des Gottes selbständig hin, und verbanden sich später in den witzigen Combinationen des Volks ohne ursprünglich verwandt zu sein.

Mit diesen angedeuteten, in einander greifenden Grundgedanken ist das ganze Wesen dieser Gottheit umfaßt, und was etwa noch neuere Mythologen hinzugefügt haben, liegt außer dem Gesichtskreise des Alterthums. Eine schöpferische Naturgottheit und ein sinnlicher Naturdienst, wie ihn Asien besaß, kann hier nicht nachgewiesen werden; ebenso wenig bedeutet Janus den Sonnengott in seinem durch Monate hindurchgeführten Jahreslaufe, sondern nur den Eingang oder den Übergang aus dem alten in's neue Jahr. Die Deutungen der Symbole mit erträumtem Inhalte, wie Böttiger sie in seiner Kunstmythologie aufstellte, fallen in sich selbst zusammen, sobald man der einfachen Wahrheit folgt.

Nicht blieb im Alterthume aus, das Religiöse in den Kreis der Volkssagen herüberzuziehen. Da erzählte man, Saturnus sei von seinen Söhnen vertrieben zu Schiffe nach Italien geflohen und von dem Könige Janus freundlich aufgenommen worden; dieser habe seinen Sitz auf dem Janiculus behauptet, das Capitol und den saturninischen Berg an Saturnus übergeben. Virgilius (Aen. VIII, 319) läßt Saturnus den älteren Inhaber des Landes sein. Die Dichter verfehlten nicht die lateinischen Sagen mit griechischen Fabeln zu verschmelzen. Hierbei mangelt selbst das Ungereimte nicht. So erzählt der Verfasser der Schrift Origo gentis rom. c. 2: Janus sei der Sohn des Apollon und der Kreusa, der Tochter des Erechtheus, heimlich zu Delphi erzogen, und nun verwechselt er Jon mit Janus, und fügt die Ansiedelung am Janiculus hinzu. Ebenso wirft die Erzählung aus des Drakon Schrift *περὶ λίθων* bei Athenäus XV, 692 Alles unter einander; der zweiköpfige Janus, von welchem der Berg und der Fluß Janus den Namen habe, sei Erfinder der Kronen, der Flosse, der Schiffe und Münzen gewesen, und daher sei auf vielen Münzen der griechischen, italischen und sicilischen Städte, das vierfache Emblem zu sehen. Es habe Janus seine Schwester Kamise (bei Macrobius I, 7 Camese) geheirathet und nach der Einwanderung in Italien den Berg Janiculus bewohnt, welche Gegend nach Hyginus beim Macrobius auch Camesene genannt wurde. Ovidius erzählt (Met. XIV, 334) von einer Nymphe, welche Janus mit der Venilia erzeugt habe, und Fast. VI, 101 eine Liebesgeschichte von Janus und der Nymphe Carna. Der Verfasser der unter Plutarch's Namen bekannten Parallela p. 307 nennt Janus als Sohn des Saturnus, und führt als Meinung des Kritolaus an, Janus sei das Gestirn zu den Füßen der Jungfrau.

Die Symbole, welche Janus als Attribute führte, waren die einfachsten; neuere Gelehrsamkeit hat vergeblich in sie hineingetragen, was in ihnen nicht lag. Zuerst der Doppelkopf oder ein Kopf mit zwei Gesichtern, welche nach Osten und nach Westen schauen (*Ovid.* I, 140). Plutarchus konnte darin eine Allegorie für Gesetz und Handel finden (Quaest. rom. p. 274 e.). Böttiger weiß, wie man allmälig auf den Punkt gekommen sei, die zwei großen Naturgötter Sonne und Mond als Mannweib hermaphroditisch zusammenzufügen; weiß, daß das Doppelgesicht selbst Aufgang und Untergang anzeige und so der Sonnengott und die Mondgöttin es besitze; weiß endlich, daß Numa dieses asiatische durch Griechenland verbreitete Symbol auf Janus übergetragen habe, wohl erkennend, was es eigentlich bedeutete und wie es im Janus seine ursprüngliche Eigenthümlichkeit verlor. Nun heißt nach dieser Annahme jeder Doppelkopf, auch der, welcher eine männliche und weibliche Gesichtsgestalt vereinigt, ein Januskopf und Zeichen des Sonnengottes, bis daß der feinsinnigere Grieche aus dem bärtigen Mannskopf eine Doppelgestalt, welche die Jungfrau Pallas mit dem Jüngling Hermes vereinigte, schuf, und die durch Wohlgestalt und Deutung gleich anziehende Hermathene gewann. Doch nimmer werden diese Art Vermuthungen und willkürliche Verbindungen für Forschungen gelten können. Der bärtige Doppelkopf blieb auch später das einzige eigenthümliche Abzeichen des Janus, welcher auf den Kaisermünzen in griechischem Costum dem Jupiter gleich gebildet wurde. Woraus nun Böttiger abgenommen hat, der Doppelkopf sei den Griechen ein Ärgerniß gewesen, und spät erst finde er sich deshalb auf sicilischen und makedonischen Städten, erfährt man nicht. Wie sollten Griechen von dem fremden Götterwesen nur Kenntniß nehmen? Und doch erzählt der Corcyräer Drakon bei Athenäus XV. S. 692. e. von einer auch in Griechenland vielfach verbreiteten Anwendung des Doppelgesichts auf Münzen; sicher nicht vom Janus entnommen. Die Verbindung eines weiblichen und männlichen Gesichts führte Caylus (Recueil T. II. p. 81 et 152) und Eckhel (Doctrin. Num. T. V. p. 215) auf die Voraussetzung eines vorrömischen Cultus; Böttiger aber erkennt unzweideutig die Darstellung der phönikischen Naturgottheiten, und muß alsbald zugestehen, daß freilich schon in den Sagen über die Doppelgestalt, wie vom alten Könige Tennes, die richtige, von unseren Archäologen wiedergefundene Erklärung verloren gegangen sein mag, und daß man

in Hetrurien einen bärtigen Mannskopf mit einem weiblichen Kopfe für eine ganz andere Bedeutung verband. Verdienstlicher wäre es gewesen der freischaffenden Phantasie in diesen Bildungen zu folgen und die erzwungene Zurückführung auf das phönikische Mannweib aufzugeben. Erscheint der Januskopf auf den ältesten römischen Assen, so liegt die Deutung, welche schon Servius aufstellte und Niebuhr erneuerte, viel näher: es werde damit ein Bild des vereinten Staats von Quirium und Rom gegeben. Eines aus Etrurien nach Rom gebrachten Bildes mit vier Gesichtern gedenkt Servius zu Virgil. (Aen. VI, 607). Der Stab in der Rechten, welchen Ovidius durch baculus, Macrobius durch virga benennen, ist der Stab, welcher dem Jupiter auch zugetheilt wurde als Scepter. Dies Einfache konnte Böttigern nicht genügen, und wie der Engländer Albricus (Mythograph. Staver. p. 922) auf eine Art Wünschelruthe verfiel, so erblickt der teutsche Symboliker einen Meßstab oder ein Zeitmaß. Der Schlüssel in der linken Hand kommt dem Gott als dem Schließer der Himmels- und Erdenthore zu. Man vgl. *Chr. Gottl. Schwarz* de diis κλειδούχοις (Altdorf. 1728 und in Opuscul. n. 3.). Mit dem Besitze des öffnenden und verschließenden Schlüssels verbindet sich aber leicht der Begriff der Macht und Gewalt über einen Ort, wie über Himmel und Erde. Numa bedurfte nicht des Nachdenkens, welches Böttiger in demselben voraussetzt, um bei der Ordnung des Sonnenjahrs das asiatisch-phönikische Zeichen der Schlüsselgewalt auf seinen Zeitgott überzutragen. Wie dieser Forscher sich abmüht die Form des dem Janus zugetheilten Schlüssels herauszufinden (das einzige Wort bei Arnobius VI, 209 dentata clave verräth nichts Besonderes), und wie er sogar nachweiset, daß der Schlüsselhaken über der Schulter geruhet habe, muß man bei ihm selbst S. 260 nachlesen.

Als Beinamen finden wir bei Macrobius Patulcius und Clusivius, bei Ovidius Clusius, bei Servius zu Virgil Aen. VII, 610 Patulcus, ob aus ältester Zeit von dem Zeitgott, oder aus später als Vorsteher der Thüren (quod portarum habeat potestatem. *Serv.*) und wegen des zur Kriegszeit geöffneten Tempels (quia bello caulae ejus patent, pace clauduntur *Macrob.*), kann nicht entschieden werden. Geminus wurde er von der doppelten Gesichtsgestalt, pater als einer der obern Götter (quasi deorum deum. *Macrob.*) benannt. Mehr darin zu suchen liegt kein Grund vor, wenn auch Athenäus XV., S. 692 sagt: ὃν πατέρα προσαγορεύομεν (s. Schröter zu *Aurel. Victor.* Orig. gent. rom. p. 24). Junonius nannte man ihn nach Macrobius' Angabe, als Schutzgott für den Eingang der Monate, welcher als calendae der Juno zufiel; eine wenig glaubliche Erklärung, welche dadurch nichts gewinnt, wenn wir mit Hartung hinzusetzen, daß zugleich auch der Juno am Anfange des Monats geopfert worden wäre. Consivius, was Macrobius richtig von conserere ableitet, aber fälschlich die Fortpflanzung des Menschengeschlechts versteht. Quirinus soll nach Ovidius II, 475 und Macrobius von dem sabinischen Namen der Hasta, curis, den Kriegsgott bezeichnen, was unglaublich; auch ist damit nicht das allgemeine Wohl der Quiriten oder des Volks angedeutet. Sicher bezieht es sich auf die älteste Verbindung der Stadt Quirium. Vergl. Ausleger zu *Horat.* Carm. IV, 15, 9 zu *Sueton.* Octav. 22.

Das Alter der Verehrung kann nicht hinreichend begründet werden, und der Schluß, welchen Böttiger S. 251 aufstellt: der Sabiner Numa ordnete den römischen Kalender und kannte, man weiß nicht durch welche Überlieferung, den asiatischen Sonnen- und Monddienst, also stiftete er mit Umwandlung der symbolischen Form den Janusdienst, zerfällt in sich selbst. Die Sage erzählt: als die Städte Quirium und Rom erbaut waren, legte man zwischen beiden auf der Straße vom Quirinal zum Palatium einen Janus, eine Halle als Durchgang an, welcher nach jeder der Städte ein Thor kehrte. In Kriegszeiten wurden die Thore nach einem, wie die Sage erzählte, von Numa eingesetzten Gebrauche geöffnet, im Frieden geschlossen. Dies geschah außer der ältesten Zeit nur einmal nach den punischen Kriegen, und später unter Augustus, wie es scheint, durch den Consul, welcher in einem feierlichen Aufzuge besonders gekleidet, cinctu Sabino, erschien (*Virgil.* Aen. VII, 611). Buttmann hat hierüber eine sehr besonnene Untersuchung durchgeführt, und kommt auf das Resultat, welches schon zum Theil Nardini (Roma antica I, 3. V, 7) aufgefunden hatte. Es ergibt sich, daß nicht Tempel des Janus, sondern nur eine Thorhalle, wie in Rom viele als Kaufbuden existirten, verstanden werde; von einer solchen Thorhalle zwischen dem Palatinus und Quirinalis (Macrobius nennt irrig den Viminalis, wenn nicht eine falsche Schreibart vorliegt,) erzählte die Sage, Numa habe sie zum Zeichen des Friedens geschlossen. Der Krieg erfoderte, nach Buttmann, die Öffnung des Thors, um den ausfallenden Kriegern den Rückzug zu gewähren, womit auch Ovidius I, 277 einzustimmen scheint, nach Niebuhr aber, um des gegenseitigen Beistandes willen; im Frieden ward es geschlossen, wie Buttmann meint, um die Ruhe anzudeuten, wogegen Niebuhr es auf den Abschluß eines unbedingten Verkehrs und als Bild einer verbundenen Geschiedenheit deutet. Die Auslegung wird aber hierbei immer ungewiß bleiben, weil die Sage aus der vorgeschichtlichen Zeit stammt und man aus Ehrfurcht vor dem vermeintlichen Stifter des Gebrauchs an dem Ritus ohne Weiteres festhielt, welcher theils auch nur einen einzigen unter den vielen Thorhallen betraf, theils wegen seiner seltenen Anwendung erst Bedeutung erhielt. Dem Römer mußte ein geschlossener Janus nicht bedeutungslos sein. Durch diesen Gebrauch aber gewann Janus, der Gott, weiter keine Beziehung auf Krieg und Frieden, wie doch Heyne (VII. Excurs. ad *Virgil.* Aen. VII) annahm. In dem einen geheiligten Janus stand ein Bild des gleichnamigen Gottes. Über die sehr zweifelhafte Lage der Halle s. *Liv.* I, 18. *Serv.* ad *Virgil.* Aen. VII, 608. *Macrob.* I, 9. Nardini glaubte die verschiedenen Angaben dadurch zu vereinigen, daß er zwei Tempel für jene alten Gebräuche voraussetzte. Man nannte die Halle auch porta janualis *Varro* de Ling. lat. IV, 34. Außer dieser zum sacellum gemachten Halle wird ein zweiter sogenannter

Tempel zwischen dem forum piscarium und boarium erwähnt und bemerkt, Duillius habe ihn errichtet, Tiberius erneuert. Einen dritten weihte Augustus auf dem boarium, wo ein Janus quadrifrons stand; vgl. *Martial.* X, 28. Sein italisches Vaterland läßt Janus darin erkennen, daß er nicht zu einem ästhetischen Ideal umgeschaffen und überhaupt von der bildenden Kunst nicht behandelt wurde. Statuen erwähnt Plinius zwei XXXIV, 7, 16. XXXVI, 4, 8; bei ersterer bemerkend, daß die erhobenen Finger der beiden Hände die Zahlen der Jahrestage 355 angedeutet haben. So auch Macrob. a. a. O. Auf Münzen erscheint das Janusbild sowol unter Tempelsäulen als auch freistehend. Von den Statuen hat sich keine erhalten, und konnte sich keine erhalten, wenn nach Ovidius I, 257 nur in einem janus eine Statue stand. Übrigens bedarf es kaum der Erwähnung, daß eine Menge Thorhallen (iani) ohne religiöse Bedeutung zu Rom für Kaufleute und Wechsler erbaut waren.

Der erste Monat des Jahres war dem Janus heilig (Januarius), und der erste Tag das Hauptfest (Januariae calendae). Dieser Tag war fastus (*Columel.* de re r. XI, 2, 98), nicht geschäftlos, aber von keiner größeren Arbeit belastet. Wie der erste Tag vollbracht wurde, so glaubte und wünschte man auch die andern des Jahrs zu vollbringen (*Ovid.* I, 169). Auf jedes Wort, auf jede That wurde an diesem Tage geachtet, man versuchte aber auch Alles, was im künftigen Jahre Beschäftigung gewähren sollte (*Senec.* Epist. 83), damit es immer gelänge. Man begrüßte einander mit freundlichem Glückwunsche, übte die gefälligste Freundlichkeit und enthielt sich jeder unziemlichen oder beleidigenden Rede, aller Streitigkeiten und Flüche. Man brachte einander Geschenke dar, und zwar Datteln, Feigen, Honigscheiben, als Wunsch einer süßen Zukunft (*Ovid.* I, 186), aber auch Kupfermünzen (nicht Silbermünzen s. *Harduin.* Num. antiq. urbium illustr. p. 551) ohne Inschrift mit dem Januskopf, auf der Rückseite mit einem Schiffe, wodurch, nach Ovidius, die Ankunft des Saturnus angedeutet wurde; nach Niebuhr zum Zeichen der Meeresherrschaft. Die mit Inschrift versehenen gehören der spätesten Zeit an. In dem Schiffe erkannte Huetius (de Demonstrat. Evang. Prop. 4. p. 198) den Kasten, in welchem Moses ausgesetzt worden ist (s. *Georg. Wolf. Wedel* de nummis Jani ratitis. Jenae 1693). Die wechselseitigen Geschenke hießen Strenae, was Nonius Marcellus mit strenuus verbindet, Festus albern als ein umgetauschtes trena betrachtet. Laur. Lydus (de mens. IV, 4) will nachweisen, daß strenia im Sabinischen die Gesundheit bedeute. Jene Beziehung auf strenuus, wie Symmachus (Epist. X, 28) sagt: viris strenuis haec convenire ob virtutem, hätte Hartung neuerdings nicht billigen sollen, weil sie immer nur auf einem „gleichsam" beruht. Über diesen Gebrauch der Schenkung s. *Georg. Hagen* de strenis (Chemnicii 1755); Visconti di alcuni monumenti fittile inediti appartenuti forse ac donativi del nuovo anno in Memorie Romane di Antichità Vol. I. p. 14. Größere und schwierigere Geschäfte wurden am Neujahrstage nicht unternommen, so keine Processe geführt. Daß die Consuln an diesem Tage ihr Amt antraten, hatte auf Janus keine besondere Beziehung. In Rücksicht auf die zwölf Monate opferte man auf zwölf Altären, welche auf dem Janiculus standen, dem Schutzgotte der Zeit (Varro bei Macrobius a. a. O.). An gewissen Tagen, wie am 30. März, wurden die Götter des Friedens, Salus, Concordia, Pax, mit Janus zugleich verehrt. Da vor jedem wichtigen Unternehmen Gebete vorausgingen, rief man oftmals den Janus und zwar vor dem Jupiter betend an. So steht bei *Cato* de re rust. 134 Iano, Iovi, Iunoni praefato. Vgl. Liv. VIII, 9, 6. Jedem Opfer, welches andern Gottheiten dargebracht wurde, schickte man ein Weihgeschenk an den Janus voraus, Weihrauch und Wein (*Ovid.* I, 172). Außer diesen Dingen wurde namentlich ianual geopfert, welches nach Festus eine eigenthümliche Art von Kuchen war (*Ovid.* I, 127).

Außer den genannten Schriften haben Untersuchungen geliefert *Gerh. Jo. Vossius* de Theologia gentili II, 16. *Huetii* Demonstrat. Evang. IV, 9. Richter's Phantasien des Alterthums 5. Thl. S. 320, wo die Deutung in's Überschwengliche abschweift und das Fremdartigste beimischt. (*F. Hand.*)

JANUS, der einzige König dieses Namens von Cypern, Jerusalem und Armenien, war im Gefängnisse seiner Ältern, Jacob's I. von Lusignan und Chiva's von Ibelin, etwa 1374 (? 1375) zu Genua geboren worden, und hatte seinen Namen der allgemeinen Sage nach vom Geburtsorte, in lateinischen Urkunden damals Janua genannt, erhalten, obschon ihn hin und wieder frühere und spätere Geschichtschreiber auch Johann II. und seinen Sohn Johann III. nennen[1]). Allerdings kann kaum in Abrede gestellt werden, daß Janus und Johann in genealogischer Beziehung mit einander verwandt, wenn nicht einerlei, seien, da die Italiener unter Geno, Gian und Giano sowol Gianni oder Giovanni, als auch Jano oder Janus verstehen konnten, während Gen, Gene und Genne, womit die Franzosen den Namen Janus bezeichnen, leicht mit Jan oder Jean verwechselt werden und darüber die Sage entstehen konnte, daß diese Benennungen von Gènes (Genua), sowie die der Italiener, sogar Giano, von Génova (Genua) abzuleiten wären. Dessenungeachtet bleibt in der Diplomatie der Geschichte erwiesen, daß das königliche Haus Lusignan in Cypern bei Benennung seiner männlichen Nachkommenschaft wirklich einen wesentlichen Unterschied zwischen Janus und Johann machte, daß auch cyprische Edelleute den Namen Janus, wie das Haus Montoli, so gut als genuesische Geschlechter, wie Fregoso, führten, und daß derselbe endlich seit der Verwandtschaft der Lusignane mit dem savoyischen Fürstenhause auch auf dieses überging, und bei Italienern und Franzosen mit dem Namen Johann gewiß deshalb verwechselt wurde, weil diese ihn sich mundrecht machten.

1) In Übereinstimmung mit Pater Lusignan, Loredano, Janua und etlichen italienischen Chronisten sagen die Commentar. papae Pii II. p. 175: Puerum regi (Jacobo) natum Janum appellavere, quod in Genua fuisset editus, quam nostra aetas *Januam* vocat.

Wie dem auch sei, der Knabe Janus lebte mit seinen Ältern in einem genuesischen Gefängnisse kärglich erzogen, bis in der Mitte Juni's 1383 seinem Vater (s. dies. Artikel) die Thronfolge in Cypern gesichert worden war und die gesammte Familie am 23. desselben M. in die Heimath absegeln konnte [2]). Hier wurde Janus, der Thronerbe, von dem gelehrten Johann von Babin erzogen, wenngleich zum Hasse gegen Genueser und Sarazenen, so doch nicht zum tüchtigen Feldherrn, obschon zur Ritterlichkeit, wie sie der unglückliche König, Johann der Gute, besaß. In ihm bildeten sich vielmehr angenehme wohlgefällige Sitten, auch eine gewisse feine Klugheit im Umgange und Ruhmsucht, nicht aber der richtige Takt für seine politische Stellung aus, wie seine Schwäche, sich von Schmeichlern und Günstlingen lenken zu lassen, sattsam beurkundet; daher er auch verrathen und betrogen wurde. Zur römischen Kirche streng gehalten, bewies er stets großen Eifer für den päpstlichen Stuhl, der sich ihm zu allen Zeiten dankbar bewies [3]), während er mit seinen Brüdern, Heinrich und Hugo, nicht immer in gutem Vernehmen lebte. Seine ganze Jugendzeit, wie die ersten Jahre seiner Regierung, er trat sie 1398 (nicht 1401) mit allgemeinem Beifalle an, verflossen übrigens in Ruhe, welche sobald nicht gestört worden wäre, wenn sie nicht sein Haß gegen Genua unterbrochen hätte. Der Plan, Famagusta wieder zu nehmen, war von dem Vater auf den Sohn vererbt worden; aber diese vortreffliche und reiche Hafenstadt (die beste auf der ganzen Insel) war so gut befestigt, besetzt und im Hafen bewacht, daß sie dem jungen Könige selbst zur Zeit, da Genua mit sich in Zwietracht zerfallen war, nur mit List überwindlich zu sein schien, wozu auch der dasige Bischof Georg 1401 hilfreiche Hand bot, indem er mit dem Gelde, das er von Janus empfing, Einzelne aus der Besatzung bestach, um dem Könige auf verabredetes Zeichen durch ein Thor des Nachts den Einlaß zu erleichtern. Dieses Geheimniß wurde indessen durch des Commandanten Anton de Guarco Wachsamkeit, wie der Zweck der königlichen Rüstungen durch Geklatsche vornehmer Frauen verrathen, und zehn der Schuldigsten hatte Guarco bereits hinrichten lassen, als Janus, nichts davon wissend und dazu noch verrathen, im J. 1402 mit 6000 Mann zur Nachtzeit vor den Mauern und sein Admiral Castrano mit einer kleinen Flotte vor dem Hafen der Stadt erschien. Da das verabredete Zeichen zum Einlasse nicht gegeben wurde, bereitete sich Janus zur Belagerung, ohne auf die Warnungen seiner besten Rathgeber, noch auf die bittern Vorwürfe Guarco's, welcher sich während eines 24stündigen Waffenstillstandes mit ihm unterredete, über Undankbarkeit gegen die Republik zu achten, vielmehr gab er ihm zur Antwort: er müsse Famagusta haben und solle sein Bart bei der Belagerung grau werden. Gleichwol konnte Janus der Festung nichts anhaben, gelegter Hinterhalt und Ausfälle der Genueser kosteten ihm vieles Volk, und als Anton von Grimaldi, der vom Statthalter Genua's, dem Marschalle Boucicaut (Johann le Meingle) vorläufig abgeschickt worden war, mit seiner Flotte erschien, floh nicht nur der König übereilt in das Innere seines Reiches, sondern auch seine Flotte wich mit Verluste in Verwirrung zurück. Janus dachte nun an Befestigung Nicosia's, erbat sich von Venedig Belagerungsgeschütz, das erste, welches in Cypern gebraucht wurde, ließ aber auch in Genua einen Vergleich unterhandeln, der, obschon nicht zu Stande gekommen, doch eine genueser Sendung an den König zur Abmahnung von seinem Beginnen zur Folge hatte. Inzwischen verstärkte er seine Rüstungen, bestrafte die beiden Verräther, Simon von Morso mit dem Tode, und Johann Denores, wenngleich weniger, als seine Frau schuldig, mit dem Gefängnisse, in welchem er vergiftet wurde; und als sich Grimaldi von Famagusta wieder entfernt hatte, rückte Janus 1403 abermals zur Fortsetzung der Belagerung heran, nachdem er die Mahnungen des genueser Abgeordneten zurückgewiesen hatte. Während dessen war auch der Marschall Boucicaut mit acht Fahrzeugen im April von Genua aufgebrochen und von dem venetianischen Admiral stets scharf beobachtet, auf Rhodus gelandet, wo er die Nachricht von Janus' Hartnäckigkeit empfing. Sofort zu feindseligen Schritten entschlossen, wurde er durch das inständige Bitten des Großmeisters der Johanniter, Baron von Naillac, ihm den Versuch einer friedlichen Ausgleichung mit dem Könige zu überlassen, gehemmt. Während dieser also mit einem französischen Ritter aus des Marschalls Gefolge nach Cypern segelte, steuerte Boucicaut, um nicht unthätig zu bleiben und die Venetianer zu täuschen, auf den Golf Santalie los und überrumpelte Schloß sammt Stadt Escandaloro. Naillac nöthigte inzwischen den cyprischen König nicht blos zur Aufhebung der Belagerung Famagusta's, sondern auch zu einem Frieden, welcher diesen, jedoch mit Widerstreben, zu einer Entschädigung genueser Kriegskosten von 30,000 Dukaten [4]) verpflichtete; und da er die Summe nicht zusammenbringen konnte, schoß ihm der Großmeister selbige gegen Verpfändung der Königskrone und andern werthvollen Schmuckes, wenn nicht auch mehrer Dörfer, vor. Gewiß ist, der Marschall erschien auf empfangene Nachricht von dieser Übereinkunft in Cypern, bestätigte dieselbe, ließ sich vom Könige nach Nicosia führen, und bewies sich gegen denselben in Rücksicht angebotener Geschenke sehr uneigennützig, bat sich aber zur Bekämpfung der Ungläubigen Mannschaft und Schiffe aus, die Janus auch mit zwei Galeeren, davon eine zeitig entwischte, gewährte. Nach einem kurzen Aufenthalte segelte der Marschall mit seiner Flotte, zu der sich Naillac gesellte, vor Ende Juli 1403 an die syrischen und ägyptischen Küsten und kehrte nach

2) Nur *Henr. Giblet* (Loredano) II, 103 u. 111 fg. bemerkt, daß die Genueser den Knaben Janus als Unterpfand zurückbehalten, und denselben später gegen ein Lösegeld von 800,000 Besants freigegeben hätten. Stella in seinen Annales Genuenses, Bizaro, Mailly, Lusignan und Janua aber wissen nichts davon. 3) Papst Eugen IV. nannte ihn scutum fidei et pervigil athleta nominis christiani. Janus beschickte auch 1414 das kostnitzer Concilium.

4) Diese Summe ist urkundlich bei Godefroy; Andere geben sonach irrig, wenn nicht die Geschenke mitbegriffen, die Entschädigung auf 60—70,000 Dukaten an.

glücklich beendetem Kreuzzuge nach Famagusta zurück, wo er für die Dauer des Friedens wie für gute Verwahrung der Stadt sorgte, ehe er nach Genua zurückging. Dennoch will Loredano behaupten, daß der Friede mit Genua über einen Fischteich an der Grenze Famagusta's bald wieder gebrochen und die Belagerung dieser Stadt mit Glück erneuert worden, aber durch Nachlässigkeit und Unklugheit cyprischer Heerführer aufgegeben, die Genueser hingegen bei Limisso geschlagen, und ein zweiter Friede am ersten Tage des Jahres 1406 abgeschlossen worden wäre, wogegen nicht nur der Mangel an Bestätigung, sondern auch des Königs Armuth und des Großmeisters Naillac ernste Warnungen vor Friedensbruch streiten [5]). Ferner ist erwiesen, daß der König unmittelbar nachher Krieg mit dem ägyptischen Sultan führte, demselben großen Schaden durch See- und Küstenräubereien zufügte, aber nach Jauna schon 1405 einen Frieden zur Sicherung des Handels und zur Erleichterung des Erlöses der Christensklaven abschloß, sodann mit mehren morgenländischen christlichen Fürsten in einen Bund gegen Bajazet's Nachkommenschaft trat. Inzwischen raffte eine 18 Monate wüthende Pest, nach Jauna, den meisten Theil der Inselbewohner hinweg, darauf folgten Dürre, Hungersnoth und Heuschreckenplagen, sodaß Janus die Auffoderung, mit dem Marschalle Boucicaut im Frühjahre 1408 eine Kreuzfahrt gegen Alexandrien auf gemeinschaftliche Kosten (Janus' Antheil daran betrug nach des Marschalls Anschlage 66,000 Fl.) zu unternehmen, dessen Botschaftern (am 24. October 1407) schmerzlich für seine geschmeichelte Ruhmsucht abschlagen [6]) und seine Thätigkeit theils zur Bezähmung aufrührerischer Abenteurer, theils zur Hebung des gesunkenen Wohlstandes in seinem Inselstaate verwenden mußte. Ohnehin durch die Landplagen in neue Schulden versetzt (die Tilgung der alten war durch Boucicaut's seltene Großmuth erleichtert worden) mußte er genueser Schiffe in Famagusta zur Herbeischaffung fremden Getreides miethen, und den eingerissenen Wuchergeist durch kräftige Verfügungen hemmen, ja deshalb die Verkaufspreise aller Lebensbedürfnisse bestimmen; und was die eingeleiteten Handelsverbindungen betrifft, so mögen sie damals keinen andern Nutzen für seinen Staat gewährt haben, als was die allmälig eingeschlichenen Räubereien an benachbarten muselmännischen Staaten abwarfen, welche Anfangs von Cataloniern und Italienern eingeleitet, nach und nach aber von den cyprischen Seestädten Limisso und Salines unterstützt, den fahrlässigen König Janus in den Ruf brachten, diese Fehden selbst in Schwung gebracht zu haben, ohne daß bewiesen werden kann, daß er Antheil daran genommen, viel weniger Alexandrien angegriffen habe. Genug, diese Küstenstreifereien und der Absatz der Beute auf Cypern entflammten den Sultan von Ägypten zur furchtbaren Rache, welche zwar der rhodiser Großmeister durch Vermittelung zu dämpfen vergebens bemüht war, aber Janus selbst aus großem Leichtsinne nicht ernstlich gestillt wissen wollte, indem er des Sultans Abgeordneten unbefriedigt, wenn nicht beleidigt zurückschickte [7]). Hierauf erschien, vielleicht 1418 schon, eine ägyptische Flotte an Cyperns Küste, eroberte und verheerte Limisso und Convocla, schwerlich aber Famagusta, da die Genueser den Einfall begünstigten; die zweite, spätere Erscheinung eines ungleich stärkeren feindlichen Segelgeschwaders gab Trapeza und Calopsida mit ihren Umgegenden barbarischer Rohheit preis, und schlug auch diese mit Beute beladenen Horden der herbeigeeilte Bruder des Königs, Heinrich, so verfolgte er sie doch nicht; weshalb sie sich abermals auf Limisso warfen, daselbst viele in Sicherheit gebrachte Habe der Inselbewohner erbeuteten, und erst bei Annäherung des königlichen Heeres zerstörend auf ihre Schiffe zurückwichen, welche die cyprische Flotte, wenn nicht schon bei der Landung 1418, mit gutem Erfolge angriff und verjagte. Dieser Umstand und der Mord aller gefangenen Muselmänner, steigerte des Sultans Rache zu dem Plane einer gänzlichen Unterwerfung Cyperns, welcher zuvorzukommen König Janus bei den Cataloniern und Franzosen sowol, als auch bei dem Herzoge von Savoyen und dem rhodiser Großmeister erfolgreich um Hilfe nachsuchte. Daher die ansehnliche muselmännische Flotte, welche vom Sultan, obschon es Pater Lusignan und Andere behaupten, nicht persönlich angeführt wurde, bei ihrer Erscheinung am 1. Juli 1426 im Hafen Limisso's den König vorbereitet und gut gerüstet fand; allein die um ihn versammelten fremden Ritter und Knappen waren unzufrieden, ohne daß der König sein Ansehen bei ihnen geltend machen konnte, und das einheimische Kriegsvolk war bei schlechter Führung so tief in Aberglauben versunken, daß es sich vor Kometen und andern Naturerscheinungen fürchtete. Unter solchen verwirrenden Umständen drangen die ohne Widerstand gelandeten Mamluken mit etwa 4600 Mann in die Insel ein, und fanden Sonntags den 6. Juli 1426 eine Heerabtheilung des Königs zwischen Basilipotamo und Chirochitia, die sie in den letztern Ort, wo Janus zurückgeblieben war, zurückwarfen, worauf dieser, vielleicht um sich nicht einschließen zu lassen, sich ermannte und mit 2000 auserlesenen Streitern, sei's am selbigen Tage noch, oder den 7. Juli, den Feind bei Domy aufsuchte. Das sehr mörderische Treffen neigte sich so lange zu des Königs Vortheile, bis dieser am Halse verwundet im Getümmel zwei Mal vom Pferde stürzte, worüber die Cyprier in der Meinung, ihr König wäre getödtet worden, bestürzt davon liefen und den Mamluken Muth gaben, die zurückgebliebenen europäischen Reiter vernichten zu können. Inzwischen zog sich der besinnungslose König, weil er sich von Chirochitia abgeschnitten fand, auf seines Bruders Heinrich Anrathen auf eine nahe gelegene Anhöhe, wo das Kriegsvolk gesammelt werden sollte. Hiermit beauftragt und beschäftigt, fand Heinrich seinen Tod, Janus aber, in's Gedränge gekommen und in

5) Cf. *Loredano* II, 125—135. *Vertot*, Histoire des chevaliers hospitaliers II, 156—161. *Stella*, Annales Gen. bei Muratori XVII, 1191—1197 und *Godefroy*, Histoire de Mre. Jean de Boucicaut 185—209 mit *Jauna* II, 917 fg. 6) Cf. *Godefroy* p. 316—334.

7) Cf. *Vertot* p. 196. *Loredano* II, 145 sq. und *Jauna* II, 927 fg.

die Tiefe hinabgetrieben, wurde durch die Gegner vom Pferde geworfen, und er würde den Tod sicherlich gefunden haben, wenn sich nicht der catalonische Ritter Suarez auf ihn geworfen und den andringenden Feinden verständlich gemacht hätte, daß König Janus ihre Beute wäre. Sofort senkten sie die Waffen, legten aber den Gefangenen in Ketten und führten ihn nach Salines ab, wohin sich ihre Flotte mittlerweile gezogen hatte. Übrigens mögen mit Janus nicht sehr Viele auf dem Schlachtfelde gefangen, wol aber 16 bis 1700 christliche Streiter getödtet worden sein [8]). Die Flüchtlinge eilten in die Gebirge, und so nirgends Widerstand findend, konnten die Sieger gewiß eher den 10. Juli, als 10. August vor Nikosia's Thoren erscheinen, welches fast menschenleer mit verstellter Freude den Eintritt ohne Zögern gestattete. Dafür wurde die Stadt geschont und die Flüchtlinge wurden aufgefodert, nach Hause zurückzukehren. Es fanden sich auch Viele wieder ein, Viele blieben in Cerines und Famagusta zurück, wohin sich, namentlich die Reichen und Vornehmen sammt den venetianischen Kaufleuten und deren Residenten begeben hatten. Die Königin befand sich mit ihren Kindern und ihrem Schwager, dem Erzbischofe (seit dem 24. Mai 1426 Cardinal) Hugo zu Buffavento in Sicherheit. Als aber die cyprische Flotte in Verbindung mit den rhodiser Schiffen, bisher durch ungünstigen Wind gehindert, am 12. August 1426 das mamlukische fast menschenleere Geschwader plötzlich umstellte, und die Nachricht davon nach Nikosia kam, erwachte auch die Grausamkeit der Sarazenen, die sich an Nikosia und dessen Bewohnern auf das Greuelhafteste äußerte. Der königliche Palast und mehre andere wurden zertrümmert und gegen 2000 Menschen nach Salines geschleppt, wohin sich die Truppen zogen. Hier war inzwischen ein heftiges Treffen, doch ohne Erfolg, gekämpft worden, nur ein venetianisches Fahrzeug war aus Unachtsamkeit in feindliche Gewalt gerathen, und der cyprische Admiral hielt, in Ermangelung übereinstimmenden Zusammenwirkens seiner Flotte, den Feind so lange blokirt, bis er sich auf Befehl seines gefangenen Königs, wozu dieser mit harten Drohungen gezwungen worden war, nach Cerines zurückzog und dadurch dem Feinde Gelegenheit gab, sich in Salines mit dem gefesselten Könige und 20,000 gefangenen Inselbewohnern beiden Geschlechtes nach Ägypten einzuschiffen. In Kairo angekommen, führte man den König barfuß, barhaupt und in Ketten mit 150 der vornehmsten fast nackten Gefangenen vor den Sultan, der seine höchsten Beamten und alle christliche Consuln um sich versammelt hatte, und Janus mit den Worten begrüßte: du hast mit Deiner ganzen Sippschaft einen schlechten Willkommen! Lange ließ er ihn vor sich in Ungewißheit über sein Schicksal stehen, ehe man ihn in Verwahrung brachte, in welcher er gelinde behandelt und der ihm vom Sultan entzogene Wein von christlichen Kaufleuten zugetragen worden sein soll. Inzwischen hatte sich der Cardinal Hugo, nachdem die Feinde abgezogen waren [9]), nach Cerines begeben, wo er mit dem geflüchteten Adel zu Rathe ging, was in der Verwirrung zu thun sei. Die Bestürzung war so groß, daß ein unternehmender, früher in des Königs Janus Diensten gestandener Officier, Sforza Palavicino, es hatte wagen können, mit 200 aus der Schlacht bei Domy entkommenen Mann als Herr der Insel aufzutreten, sich ohne Schwierigkeit in Nikosia festzusetzen, und etliche wieder eingetroffene Adelige hinrichten zu lassen. Seine Mannschaft wuchs zu 1000 Köpfen an, und er suchte sie von Famagusta her, wo er in Verbindung trat, zu verstärken. Sein Abgeordneter fiel jedoch in Hugo's Hände, worauf dieser gegen Nikosia Truppen anrücken ließ, die bei ihrer Annäherung die Stadt in Aufruhr fanden, und um so leichter Sforza und seine Gehilfen, mit wenigen Ausnahmen, niedermetzeln konnten. Dennoch fand Sforza Nachahmer, die sich zu Königen ausrufen lassen wollten; allein kräftige Maßregeln brachten unter Mitwirkung der Rhodiser die Empörer zur Ruhe, von denen 51 zur Strafe gezogen wurden. Mittlerweile erfolgte die Wahl des Cardinals Hugo zum Regenten, trotz der heftigen Einreden der Königin Charlotte, welche die nächsten Ansprüche auf dieses Amt zu machen hatte, und darüber nicht blos mit dem hohen Rathe in einen langwierigen Streit gerieth, sondern auch die Befreiung ihres Gemahls vergaß. Um dieselbe war der Papst Martin V. so bekümmert, daß er Genua und Venedig dafür zu gewinnen suchte, während sich bereits christliche Kaufleute zu Cairo für Janus verwendeten. Der Sultan bestand aber auf 200,000 Goldthalern (? Dukaten) Lösegeld [10]), auf dauernder Oberherrlichkeit über Cypern und auf jährlicher Zahlung eines 5000 Dukaten betragenden Zinses. Mit dieser Foderung sowol, als mit Vollmacht zu Vorschlägen über Herbeischaffung der Summe, sendete Janus den Ritter Suarez, welcher ihm bei Domy das Leben gerettet hatte, von Kairo nach Nikosia, wo man in des Königs Sinne über den Verkauf der Pariken und Perpirier und über die Verpfändung der Krongüter verhandelte, und sind diese Maßregeln, was nicht völlig erwiesen, in der That ergriffen worden, so war der Ertrag davon doch noch so gering, daß ein genueser und ein cyprischer Edelmann aus großem Edelsinne ihre ganze Habe aufopfern mußten, wozu der Großmeister von Rhodus und mehre vene-

8) Die Berichte hierüber bei Monstrelet II, 26 fg. und *Paradin*, chroniques de Savoye 279 sq. stützen sich auf Angaben von Augenzeugen. Damit halte man zusammen Sanuto bei Muratori XXII, 989 und die Beilage bei Reinhard II, 28 mit Loredano II, 152 fg. Der hierbei erwähnte Bruder des Königs, Heinrich, war übrigens einer von den Bewerbern um die lüderliche Königin Johanna II. von Neapel gewesen und sonst Titularfürst von Galiläa, über welcher Würde am cyprischen Hofe der Fürstentitel von Antiochien stand.

9) Nur nach Vertot II, 196 fg. ist es zweifelhaft, ob die ganze Mamlukenmannschaft die Insel verließ; es scheint aber nicht im Plane gelegen zu haben, die Insel besetzt zurückzulassen. 10) Diese Summe haben Pater Lusignan, Loredano, Jauna und Monstrelet und eine alte Nachricht von Venedig; dagegen geben die Commentarien des Papstes Pius II. 125,000, Sandi 260,000, Bizaro 115,000 Dukaten, Vertot 26,000 Goldfl., Osterhausen 120,000 Kronen und Sanuto blos 30,000 Dukaten an. Der jährliche Zins von 5000 Dukaten ist, wie auch der spätere Verlauf der Geschichte erweist, jedenfalls die richtige Summe, obschon auch Angaben von acht, zehn und 12,000 Dukaten vorhanden sind.

stianische Kaufleute zu Kairo ein Ansehnliches fügten, damit das verlangte Lösegeld vollzählig dem Sultan übergeben werden konnte. Nach Empfange desselben nahm der ohnehin von den rhodiser Rittern und Cataloniern hartbedrängte Muselmann dem Könige Janus den Lehneid ab, und entließ ihn im November 1427 mit Bedeckung von sechs Galeeren in die Heimath. In Cerines gelandet, fand er bei seiner harrenden Familie und dem versammelten Adel zwar freudige Aufnahme, aber Armuth und Verwüstung im ganzen Lande. Zu Nikosia mußte er das Haus eines Adeligen, nach Monstrelet den Palast des Connetable von Jerusalem beziehen, worin er wahrscheinlich auch starb, da er den völligen Aufbau des königlichen Schlosses schwerlich erlebt hat. Denn zu diesem Baue fehlte es so sehr an Gelde, wie zur Loskaufung seiner Unterthanen aus ägyptischer Sklaverei und zur Ausstattung seiner ältesten Tochter Anna, die er gern zu vermählen wünschte. Er belegte zwar nach Sanuto die Insel mit Abgaben, mußte aber doch in vielen christlichen Staaten Europa's Beiträge einsammeln lassen. So erschien 1429 in dieser Absicht sein Botschafter zu Venedig vor der Signoria und an andern Orten. Doch that der Papst das Meiste durch eigne Mittel und durch den europäischen Clerus. Auch findet sich noch vor Janus' Tode ein cyprischer Gesandter am Hofe des Königs Wladislav II. von Polen, wegen eines angesprochenen Darlehens von 200,000 Dukaten gegen Verpfändung des ganzen Inselstaates. Allein der Pole war selbst unvermögend, ein so Großes vorzuschießen, obschon am 1. Januar 1432 der Heirathsvertrag zwischen Anna von Lusignan und Ludwig von Savoyen in Nikosia zu Stande kam, nachdem die Verlobung derselben Prinzessin mit desselben Prinzen ältestem Bruder Amadeus vom 9 August 1431 durch den Tod des Bräutigams vereitelt worden war. Anna'n wurde trotz der Armuth des älterlichen Hofes, wo des Königs eigne Diener kaum, vielleicht, wie Jauna und Loredano angeben, gar nicht bezahlt werden konnten, eine Mitgift von 100,000 Dukaten verschrieben [11]). Dennoch in solchen Umständen gelassen und standhaft starb König Janus nach plötzlicher Erkrankung, wol kaum so betrauert, als Loredano versichert, am 19. Juni 1432 (nicht 1434), wurde zu Nikosia in die Dominikanerkirche begraben und seine Gruft mit einem prächtigen Denkmale geziert.

Mit Charlotte von Bourbon, Tochter des Grafen Johann de la Marche und Katharinen's von Vendome am 2. August 1409 verlobt, aber erst 1411 vermählt hatte Janus vier, wenn nicht fünf, Kinder gezeugt; denn nach Loredano [12]) wurde der erstgeborne Sohn (1412) in seiner zarten Kindheit von der Amme erstickt. Hierauf lassen andere Nachrichten folgende Kinder aus dieser Ehe ohne irgend eine Angabe der Geburtsjahre folgen: 1) Johann II. (s. diesen Artikel); 2) Jacob, Seneschall von Cypern, der unverheirathet vor seinem Vater gestorben zu sein scheint; 3) Anna, fälschlich von Etlichen Agnes genannt, war vermählt im Februar 1433 mit Herzog Ludwig von Savoyen, gestorben zu Genf den 11. November 1462 und auch dort in einer Klosterkapelle begraben; 4) Maria, irriger Weise für die ältere Tochter gehalten, wurde mit Philipp (nicht Ludwig, nicht Peter, wie er auch genannt wird) von Beaujeu, zweitem Sohne Herzogs Karl I. von Bourbon verlobt, da aber der Bräutigam vor der Vermählung starb, verschwand auch Maria zufällig aus den Geschichtsannalen [13]). Charlotte starb am 13. Decbr. 1434. Vor der Vermählung mit ihr lebte Janus mit einem ungenannten Kebsweibe, das ihm zwei Söhne, Ludwig (von Etlichen Alexis genannt) und Phöbus von Lusignan gebar. Ersterem suchte sein Vater bei dem Papste Johann XXIII. die erledigte Großcomthurei der Johanniter auf Cypern zu verschaffen; der Orden aber widersetzte sich, der Papst mußte widerrufen und Janus in die Absicht der Ritter, die Pfründe in sieben Theile zu zerstückeln, eingehen, wovon Ludwig von Lusignan allem Anscheine nach ein Stück erhielt, da er späterhin Comthur von Finique genannt wurde [14]). Der andere, Phöbus, vermählt mit Isabelle von Babin und einen Sohn hinterlassend, hielt es bei den Unruhen in Cypern mit der Königin Charlotte, wanderte mit ihr aus und wirkte für sie unter dem Namen eines Herrn von Saiette in Italien, doch auch ohne Erfolg. Sein Sohn erschien später in der Heimath wieder und dessen Töchter, die einzigen Nachkommen, gingen durch Heirathen in die angesehenen Familien Ibelin und Flatri über, mit denen sie durch die Türken ihren Untergang fanden. (*B. Röse.*)

JANUS (Daniel Friedrich), geboren den 21. April 1683 zu Schmiedeberg in Kursachsen, wo sein Vater Friedrich August J., späterhin Prediger an der Marienkirche zu Halle, damals eine Pfarrstelle bekleidete. In Halle und Leipzig blieb Theologie sein Hauptstudium. Er fand jedoch bald, daß er sich in mehrfacher Hinsicht nicht zu einem Predigtamt eignete. Mehr Talent schien er für das Schulfach zu besitzen. Durch eine Abhandlung, die er zu Leipzig öffentlich vertheidigte [1]), erlangte er 1705 die Magisterwürde und das Recht, öffentliche Vorlesungen zu halten. In Disputationen betrat er oft als Präses das Katheder. Das Jahr 1712 führte ihn nach Torgau. Er ward Conrector an der dortigen Schule, sowie späterhin (1731) zu Budissin. Im J. 1759 ward er pensionirt, als ihm bereits die Abnahme seiner Kräfte längst fühlbar geworden war. Er starb an Altersschwäche den 2. October 1760

Janus war ein vielseitig gebildeter Mann und besonders als Sprachforscher zu seiner Zeit sehr geschätzt. Eins seiner vorzüglichsten Werke war sein philologisches Lexikon der reinen und zierlichen Latinität. Dies Werk zu Leipzig 1730 gedruckt, erschien in einer verbesserten und sehr vermehrten Auflage zu Halle 1753.

---

11) Cf. *Guichenon*, histoire généalogique de la maison roy. de Savoye II, 364 sq. und I, 498 und 521 mit Reinhard II, 24. 12) Siehe Loredano II, 141.

13) Berichtigt nach Pater Anselmus, Saint-Marthe's und Desormeaux's genealogischen Angaben. 14) Vergl. Reinhard II, 15 fg. Jauna II, 926 erzählt es abweichend.

1) De meditatione in studiis rite instituenda (Lipsiae 1705. 4.).

Der bei weitem größte Theil der Schriften, welche Janus außerdem geliefert, besteht in Dissertationen und Programmen. Zu erwähnen sind hier die Diss. de meditatione in studiis rite instituenda (Lips. 1705. 4.). Disp. I. et II. de *φιλονονίᾳ* Eruditorum (ibid. 1705. 4.). De Dracone, legislatore Atheniensium (ibid. 1707. 4.). De nimio latinitatis studio (ibid 1712. 4.). Commentatio de praesagio *Pauli* ad 2 Tim. 4, 6. (Torg. 1715. 4.). De pietate via et duce ad sapientiam (Lipsiae 1730). De ratione proficiendi in latina lingua (Budiss. 1731. fol.). De judicio eloquentiae fundamento (ibid. 1757. fol.) u. a. m. Ein vollständiges Verzeichniß liefert Meusel [2]), der zugleich die einzelnen Beiträge namhaft macht, welche Janus in Zeitschriften, besonders in den Miscell. Lipsiens, mitgetheilt hat.

Sein Bildniß von J. A. Numer befindet sich vor dem siebenten Bande der Actor. scholast. [3]).

(*Heinrich Döring*).

JANUS VON EBERSTEDT, ein adeliges Geschlecht in Thüringen welches im Herzogthume Sachsen-Gotha die Rittergüter Bischofs-Gottern, Großen-Gottern, Schönstedt, Eberstedt und Hochheim besaß. Seinen Ursprung nahm es wahrscheinlich aus dem ehemaligen Patriziergeschlechte Jane oder Jahn in Gotha; wenigstens lebte Hartung Jan 1375 als Bürgermeister zu Gotha. Seine Söhne werden Martin, teutscher Ordensritter, Hartung, Burkard und Bernhard in einer gothaischen Urkunde vom J. 1394 genannt. Bernhard besaß schon Großengottern als ein Lehn vom Kurfürsten Ernst von Sachsen; er allein war verheirathet mit Margaretha von Wangenheim zu Tüngeda, und hinterließ drei Söhne: Christoph, Giesler und Heinrich. Der letzte erbaute 1478 die Pfarrkirche zu Großengottern, war mit Anna von Raschau verheirathet, aus welcher Ehe vier Söhne entsprossen: 1) Johann, Kanonikus zu St. Stephan in Salza, Stifter der Spende am Sonntage Lätare zu Großengottern, 2) Christoph und 3) Bernhard, welche zwei Nebenlinien stifteten, die aber bald wieder erloschen, und 4) Heinrich, welcher den Stamm mit Ursula von Neckerodt durch fünf Söhne und fünf Töchter dauerhaft fortpflanzte. Der Herzog Georg von Sachsen ertheilte ihm und seinen Bruders-Söhnen die Lehen über das Gericht Schönstedt (1516). Er soll eine außerordentliche Größe von acht Fuß gehabt haben, sodaß man ihn den Riesen nannte. Von seinen fünf Söhnen war Sebastian (geb. 1517, gestorb. 1597), mit Elisabetha von Scharfenstein auf Goldbach verheirathet, mit der er acht Kinder erzeugte. Die Söhne davon, bis auf einen Heinrich Werner, verloren ihr Leben in den damaligen kriegerischen Zeiten. Dieser Heinrich Werner aber war mit Margaretha Agnes von Erffa aus dem Hause Offmarsleben verheirathet gewesen, und hatte zwei Söhne, Heinrich Wilhelm und Ludwig, hinterlassen, welche die Linien zu Hochheim und Großengottern fortpflanzten. Aus der Linie zu Hochheim war bekannt Balthasar Wilhelm, der als Oberstwachtmeister in kaiserlichen Diensten sein Leben beschloß. Mit Dorothea von Lichtenberg hatte dieser drei Söhne erzeugt: Johann Ludwig, Kammerdirector in Ansbach, Johann Friedrich blieb als Hauptmann im brabantischen Kriege bei der Belagerung von Brüssel und Ludwig (geb. 1626, gest. 1691), Stifter der Linie zu Großengottern. Dieser machte in schwedischen Diensten vom J. 1636 bis zum Friedensschlusse den 30jährigen Krieg mit, und begab sich darauf in niederländische Dienste, welche er 1675 verließ. Bei seiner Zurückkunft ernannte ihn die Herzogin Wittib Christina Margaretha zu Altenburg zu ihrem Rath und Hofmeister. Von seinen drei Frauen Christina Sibilla von Brandenstein aus dem Hause Werenburg, Maria Magdalena von Wendt aus dem Hause Hoppenhausen und Anna Luitgarde von Baumbach zum Tannenberg erzielte er eilf Kinder, von denen nur drei Söhne den Vater überlebten, nämlich August Albrecht, Lebrecht Gottfried und Adolf Wilhelm. August Albrecht war kaiserlicher Oberst und starb als Commandant der Festung Raab; Lebrecht August schwang sich in kaiserlich russischen Diensten bis zum Generallieutenant empor, begleitete Peter den Großen auf seinen Reisen, nahm aber, als er mit demselben in Dresden war (1711), seinen Abschied, wurde königlich polnischer und kursächsischer Geheimerath, Vicekriegspräsident und Chef der adeligen Cadette. Als er im J. 1714 zum General der Cavalerie, Gouverneur zu Dresden und Obercommandant der kursächsischen Festungen ernannt wurde, legte er die Stelle als Präsident des Kriegscollegiums nieder. Er wurde in den Reichsfreiherrenstand erhoben und starb 1718 in seinem 50. Jahre. Von Sibilla Magdalena von Bibra hinterließ er einen Sohn, Johann Wilhelm, der als kurbraunschweigischer Amtshauptmann zu Soltau 1750 starb und dessen einzige Tochter, Sophia Eva, aus der Ehe mit Gertraud von Dassel erzeugt, mit einem Herrn von Ebeleben verheirathet war. Adolf Wilhelm, auch Sohn von Ludwig, k. k. Generalfeldmarschalllieutenant, starb als Gouverneur zu Tortona in Spanien 1731. Sein einziger Sohn Franz Maximilian (geb. 1711, gestorb 1772) studirte zu Jena von 1729—1732, trat dann als Fähndrich in kaiserliche Dienste, machte als Oberstlieutenant den Feldzug vom J. 1746 in Italien mit, und commandirte ein Regiment bei dem Einfall in der Provence. Im J. 1757 besetzte derselbe nach der Schlacht von Collin mit seinem Corps Landshut und Friedland, und deckte Böhmen gegen den andringenden Feind, sodaß er ihn am 16. August glücklich zurückschlug, worauf er Generalmajor wurde. Im folgenden Jahre nahm er thätigen Antheil daran, die Preußen aus Mähren zu manövriren, wodurch er sich den Maria-Theresienorden erwarb. Hierauf faßte er den Entschluß, den österreichischen Dienst zu verlassen, weil der zögernde Daun ihm alle Gelegenheit benahm, irgend mit seinem Husarencorps sich auszuzeichnen. Er suchte da-

2) S. dessen Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller 6. Bd. S. 295 fg. 3) Vergl. Otto's Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller 2. Bd 1 Abth. S. 220 fg. Supplementband S. 190. Lausitzisches Magazin 1770. S. 218 fg. Adelung's Fortsetz. und Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlexikon 2. Bd. S. 2244 fg.

her um seinen Abschied nach, der ihm auch mit dem Generalfeldmarschalllieutenantscharakter gegeben wurde. Da Maria Theresia ihn sehr gern leiden mochte, indem er eine ihrer Hofdamen, die Gräfin Christina Dorothea von Auersberg geheirathet hatte, so stand sie auch nach seinem Abschiede in mancherlei schriftlicher Berührung mit ihm. Er nahm darauf die Stadt-Commandanten-Stelle zu Hamburg 1762 an. Mit diesem Ruheposten war er so zufrieden, daß er die Feldmarschallstelle, welche ihm die Republik Venedig antragen ließ, ausschlug. Sein Tod erfolgte 1772, als er kaum das 61. Jahr erreicht hatte. Mit seinem Sohne Franz Karl (geb. 1757), ebenfalls in österreichischen Militairdiensten, erlosch dieses Geschlecht zu Ende des 18. Jahrhunderts. Das Wappen war ein goldnes Schild mit drei über einander liegenden Hatschiermessern, auf dem gekrönten Helme zwischen zwei Straußenfedern ein Paar Hatschiermesser, in deren Mitte eine Lilie (*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

Janus Blancus oder Planeus, s. Bianchi (Giovanni).

Janus Damascenus, s. Serapion (Johann).

JANUSZKOWICE, ein der Maria von Wyszkowska gehöriges Gut im nördlichsten Theile des jasloer Kreises des Königreichs Galizien, in wellenförmig hügeliger Gegend, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte und dem Dorfe gleiches Namens, welches einen Edelsitz enthält, von einem Seitenbache der Wisloka durchflossen wird, der hier eine Mühle treibt, und einen getreidereichen Boden besitzt. (*G. F. Schreiner.*)

Januti, s. Dianium.

JANVILLE, kleine Stadt und Hauptort eines Cantons im Bezirke von Chartres des französischen Departements Eure und Loire. Sie zählt 1800 Einwohner, welche viele wollene Mützen verfertigen. (*Klaehn.*)

JANZÉ, Dorf und Cantonshauptort im Arrondissement von Rennes im französischen Departement der Ille und Vilaine. Es zählt 1000 Einwohner, welche einen bedeutenden Handel mit gemästetem Geflügel treiben, weswegen der Ort sehr berühmt ist. (*Klaehn.*)

Janze (Claes), s. Janssen.

JAO oder Yao[1]). China hat seine mythische Geschichte wie alle anderen Völker der Erde; man weiß aber hier, was sonst nicht der Fall, wann und von wem sie, in verhältnißmäßig ziemlich später Zeit, erfunden worden ist. Die Gelehrten und kritischen Geschichtsforscher des Mittelreiches legen daher wenig Gewicht auf alles dasjenige, was von den Zeiten von dem Beginne des Annalenbuchs (Schuking) berichtet wird. Dieses zweite oder in mancher Beziehung erste classische Werk der Chinesen (King) beginnt aber in seiner fragmentarischen Gestalt, wie es auf uns gekommen ist, mit Jao. Jao, Sohn des Kaisers Ti ko, den er mit seiner zweiten Gemahlin King tu[2]) erzeugte, soll im 21. Jahre des 60jährigen Cyklus auf eine wundervolle Weise geboren worden sein. Er ward zuerst, nach der Auctorität einer Stelle im Li ki, Fang hiun[3]), Tao tang und auch mit andern Namen benannt. Jao, unter welchem Namen er später in der Geschichte bekannt geworden ist, ist eine bloße Ehrenbenennung, und heißt so viel als hoch, erhaben. Nach dem Tode des Ti ko (2366 vor unserer Zeitrechnung) ward sein ältester Sohn Tschi, von seiner vierten Gemahlin Tschang i auf den Thron erhoben, ohne sich aber darauf behaupten zu können. In dem neunten Jahre seiner Regierung ward er abgesetzt, und ihm folgte sein jüngerer Bruder Tao tang Jao in dem 41. Jahre des Cyklus, 2357 vor unserer Zeitrechnung[4]). Die Residenz seiner Vorfahren war in dem heutigen Departement Ho nan. Jao verlegte sie mehr gen Norden in das damals sogenannte Departement Ki tscheu, nach Ki, oder die in der chinesischen Geschichte so berühmte Stadt Ping jang fu in Schan si unter 36° 6′ 0 der Länge und 4°, 55′, 30″ der Breite von Peking. Alles, was man von Jao, von seinen Gesinnungen und Thaten, von den Vorfällen zur Zeit seiner Regierung weiß, ist im ersten Capitel, in dem Jao tien oder den Satzungen des Jao enthalten, aus dem wir das Wichtigste herausnehmen wollen.

Das Annalenbuch beginnt folgendermaßen: Diejenigen, welche über den alten Kaiser Jao Forschungen angestellt haben, berichten, daß sein Verdienst sich allenthalben verbreitete, daß er ehrfurchtsvoll, erleuchtet und in seinem Geiste beharrlich gewesen ist. Mit Treue und Rechtlichkeit verband er Demuth; sein Licht leuchtete in allen vier Enden und er erforschte zugleich das Himmlische und Irdische. Er war so erleuchtet und ragte so hervor durch außerordentliche Tugend, daß er alle Beamten gegenseitig befreundete. Harmoniren aber die Beamten unter sich, so bleiben die hundert Geschlechter in Ruhe; hegen die hundert Geschlechter gegenseitig Ehrerbietung, so herrscht Ordnung in allen Fürstenthümern; ist das Volk fern von aller Widersetzlichkeit, alsdann harmoniren die Zeiten. Der Kaiser befahl sogleich nach seinem Regierungsantritte den Beamten Hi und Ho[5]), die

1) Die Portugiesen, die bekanntlich die ersten waren, welche nach Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung nach China kamen, gebrauchten, weil in ihrem Idiome die Aussprache des J zu unbestimmt ist, in der Umschreibung chinesischer Wörter Y. Die anderen Nationen, wie Spanier, Italiener, Franzosen und Engländer, folgten ihnen hierin theilweise aus denselben Gründen, theilweise auch, um an der herkömmlichen Schreibart nichts zu ändern. Wir Teutsche thun besser, allenthalben ein J zu schreiben.

2) I sse Buch 9 Bl. 1, r. sse ki 1 Bl. 5, v. 3) Li ki, Abschnitt Ta tai. 4) Dies ist nach der allgemein angenommenen Rechnung des Tong kien kang mu. *Mailla* histoire générale de la Chine I, 41. *Gaubil* chronologie chinoise p. 12. In der Einleitung zum I king, Y king antiquissimus Sinarum liber, quem ex latina interpretatione P. Regis aliorumque ex societate Jesu P. P. edidit *Julius Mohl* (Stuttgartiae et Tubingiae 1834) p. 102 heißt es fälschlich 2737. Das Tsu schu, die älteste Chronik China's, die aus der Zeit vor der Bücherverbrennung herstammt, setzt das erste Regierungsjahr Jao's auf das 13. eines Cyklus. Tsu schu I. Bl. 4, r. 5) Obgleich die Genealogie von Hi und Ho angegeben wird, so scheinen diese Namen doch eher eine Stelle oder Würde zu bezeichnen. Nach dem Tsu schu I, 10, r. sollen Hi und Ho noch im fünften Jahre des Tschong kang gelebt haben, d. h. gegen 2154, was doch unmöglich wäre, wenn unter Hi und Ho nicht ein dauerndes Collegium zu verstehen wäre.

dem in China von den ältesten Zeiten her so hoch geachteten und mit der Religion in inniger Verbindung stehenden astronomischen Collegium vorgesetzt waren, genau die Umlaufszeit der Sonne, des Mondes und der Sterne zu beobachten, und ihre Resultate dem Volke mitzutheilen, damit man für alle Beschäftigungen des Lebens eine feste Richtschnur bekäme. Es wurden eigends Beamte in besondere Gegenden abgeordnet, um die Sternbilder zu beobachten, nach denen das Sommer- und Wintersolstitium, das Frühling- und Herbstäquinoctium beobachtet und bestimmt werden könnte. Nachdem dieses geschehen, redete der Kaiser und sprach: „Ihr Beamten Hi und Ho seid aufmerksam auf die Periode von 366 Tagen, auf den Schaltmonat, auf die feste Ordnung der vier Zeiten, damit das Jahr vollkommen sei; ordnet sorgfältig alle Gewerke, damit allenthalben die Arbeit blühe[6])."

Nach dem Kang mu ereignete sich eine theilweise Überschwemmung der Länder, über die Jao herrschte, im 61. Jahre seiner Regierung[7]). Der Kaiser sprach, heißt es in dieser Beziehung im Annalenbuche: „Ach ihr vier Berge (dies ist die Ehrenbenennung der vorzüglichsten Beamten zu den Zeiten Jao's) alles überfluthend schwellen die Gewässer an; auf allen Seiten Verderben bringend, wälzen sie sich daher. Sie umfassen die Berge, sie bedecken die Hügel, höher und höher aufbrausend bestürmen sie den Himmel. Das arme Volk seufzt auf!"[8]).

Jao beorderte Kuen, den Fluthen, die wahrscheinlich blos aus einer ungewöhnlichen Überschwemmung des gelben Flusses entstanden waren, Einhalt zu thun. Kuen arbeitete vergebens während eines Zeitraums von neun Jahren; er ward dann in die Verbannung gesandt, und seinem Sohne, dem berühmten Ju (s. diesen Art.), dem Gründer der ersten chinesischen Dynastie, der Hia, das Geschäft übertragen. Ju brachte es zu Stande und ward dieses großen Verdienstes wegen nach dem Kang mo im 81. Regierungsjahre Jao's zum Feudalfürsten des Fürstenthums Hia in der heutigen Provinz Schan si ernannt. Dies ist die sogenannte Sündfluth des Jao, welcher Ju Meister ward, und die von mehren Missionaren unkritisch genug für die Noachitische Fluth gehalten wurde. „Die chinesische Geschichte weiß nichts von einer allgemeinen, die ganze Erde überschwemmenden und alle lebenden Wesen bis auf wenige vertilgenden Sündfluth."

Seit den ältesten Zeiten war es in China Sitte, daß die Kaiser von Zeit zu Zeit das Reich bereisten. Im 60 Jahre seiner Regierung machte Jao eine solche Inspectionsreise, hörte von den großen Eigenschaften des Schun, und ernannte ihn in der Folge, nachdem er ihn zuerst mit seinen beiden Töchtern Ohoang und Niu ing verheirathet hatte, als Nachfolger im Reiche. Denn mit seinem Sohne Tschu war Jao sehr unglücklich; des schlechten Lebenswandels wegen, den er führte, mußte ihn der Vater schon im 48. Jahre seiner Regierung in die Verbannung schicken[9]). Das chinesische Reich war unter Jao in neun Departements eingetheilt, erstreckte sich aber gegen Süden zu nicht weiter, als über einen kleinen Theil des heutigen Departements Kiang si. Jao kam im 17. Jahre zur Regierung, regierte 100 Jahre und starb nach dem Tsu schu zu Tao[10]). Das Volk betrauerte ihn drei Jahre, und weinte um ihn, wie es ausdrücklich im Annalenbuche heißt, als wenn sein Vater und Mutter gestorben wären[11]). *(Karl Friedr. Neumann.)*

JAON, war ein durch seine Eichen aufgezeichneter Fluß in Arkadien, der unterhalb des Berges Erymanthus floß (*Dionys.* Perieg. 416. *Callimach.* in Jov. 22 mit Schol.). Es scheint, daß *Ἰάων* im Pausanias VI, 21 statt Diagon gelesen werden müsse, wie Sylburg vorgeschlagen und Ezech. Spanheim zu Kallimachus S. 12 gebilligt hat, obgleich nicht mit Beifall Bernhardy's. Wenn dieser Diagon, welcher sonst nicht vorkommt, der Jaon ist, so nahm er von dem Saurus, einer untern Höhe des Erymanthus, seinen Ursprung, bildete in seinem Laufe die Grenze zwischen Pisäa und den Arkadiern und floß in den Alpheus. *(Pet. Fr. Kanngiesser.)*

JAOTSCHEU-FU, eine unter 28° 59′ 20″ nördl. Br. und 134° 21′ 8″ östl. Länge in der chinesischen Binnenprovinz Kiangsi am Po und zwar unweit der Mündung desselben in den See Poyang belegene Stadt, deren Einwohner sich besonders mit Baumwollen- und Seidenweberei beschäftigen. *(R.)*

JAPAN. Die geographische Kenntniß der Alten erstreckte sich nur bis zu den nördlichen und südlichen Provinzen des heutigen chinesischen Reiches; weiter gegen Osten zu, sagte Ptolemäus, läge unbekanntes Land. Der Nestorianische Mönch, Kosmas, der gegen das Jahr 522 unserer Zeitrechnung von Ägypten aus die Insel Taprobane oder Ceylon besuchte, erfuhr hier zuerst, daß Tsinistan[1]) im Osten vom Weltmeere begrenzt werde. Er setzt hinzu, daß man über Tsin hinaus nicht schiffe, noch gäbe es überhaupt jenseit dieses Reiches bewohntes

6) Auf diese berühmte Stelle des Schu sich stützend, haben die spätern Schriftsteller China's, wie Gaubil mit Recht bemerkt, Jao allerlei Kenntnisse angedichtet, die sie hatten. Jao, behaupten sie, soll gewußt haben, daß das Jahr 365¼ Tage umfasse; er soll schon die Periode von 19 Jahren, die aus 235 Monaten, wovon sieben Schaltmonate wären, gekannt haben u. s. w. Man muß aber bei dem Gebrauche der chinesischen Quellen genau unterscheiden, was sie berichten, und was die Commentatoren und Schriftsteller von den Zeiten der Han-Dynastie abwärts darin finden wollen. *Gaubil* Traité p. 14. Die spätern Schriftsteller behaupten auch zu wissen, daß die im Texte erwähnten Anordnungen in den zwei ersten Regierungsjahren Jao's erfolgt wären. I sse Buch 9 Bl. 2. Laplace schreibt den Chinesen zur Zeit Jao's Kenntnisse zu, die sie sicherlich nicht hatten. Exposition du système du monde Buch V. a. A. 2. Bd. S. 252, nach der fünften Ausgabe (Paris 1824). 7) Mailla 1, 55. Das Tsu schu weiß von einer Überschwemmung gar nichts. 8) Mémoire sur l'état politique et religieux de la Chine, 2300 ans avant notre ère, selon le chou king p. 14.

9) Tsu schu I. Bl. 4. v. 10) Tsu schu I. Bl. 6 r. Schu king, Jao tien. 11) Schu king, Schun tien.

1) Anstatt *Τζινίστα* muß bei Kosmas *Τζινίσταν* gelesen werden. Kosmas erhielt wahrscheinlich seine Nachrichten durch persische Kaufleute, die das Land ganz richtig nach der Dynastie Tsin Tsinistan, d. h. das Land der Tsin, nannten. *Τὸ λοιπὸν ἡ Τζινίσταν, ἧς ἐνδοτέρω οὐκ ἔστιν ἑτέρα χώρα. ὁ ὠκεανὸς γὰρ αὐτὴν κυκλοῖ κατὰ ἀνατολάς.* *Thevenot* relations de divers voyages, 1. Th. Topographia Christiana p. 5.

Land [2]). Von einer Kenntniß der östlich von China gelegenen Inseln ist also hier, obgleich zu dieser Zeit ein häufiger Verkehr der persischen, arabischen und indischen Kaufleute mit den Chinesen, denen Japan gar wohl bekannt war, stattgefunden hatte, noch keine Spur vorhanden.

Die Araber waren während des neunten und zehnten Jahrh. das gebildetste und wissenschaftlichste Volk der Erde. Sie suchten nicht allein durch Übersetzungen aus dem Indischen und Griechischen ihre Kenntnisse zu bereichern; sie unternahmen auch große Reisen theils aus diesem Grunde allein, theils auch in Handelsgeschäften und um ihre Religion in allen Gegenden der Erde auszubreiten. Durch sie ist uns daher schon gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts die erste Kunde von den östlichen Inseln Asiens geworden. Ein Araber, der gegen das J. 851 unserer Zeitrechnung Indien und China besuchte, berichtet, daß man auf der östlichen Seite gegen das Meer zu Inseln finde, die Sila (Sipan) genannt, und von weißen Völkern bewohnt würden; sie senden Geschenke an den Kaiser von China, und glauben, wenn sie dieses unterließen, würde es in ihrem Lande nicht regnen. Niemand der Unsrigen, setzte der reisende Araber hinzu, ist bis jetzt in dieses Land gekommen, der uns darüber Nachrichten hätte mittheilen können [3]).

Die Araber haben auch in der Folgezeit niemals die über China hinaus gelegenen östlichen Inseln Asiens besucht. Ohne die Weltherrschaft der Mongolen und der Unternehmungen Chubilais im J. 1281 wäre dieses Land weder den frühern persischen noch den arabischen Schriftstellern näher bekannt geworden. Der berühmte persische Geschichtschreiber Raschid-eddin, der gegen das Jahr 1294 sein wichtiges Werk geschrieben hat, erwähnt Japan unter dem Namen Dschemen-ku. Er weiß, daß es eine Insel ist, daß es daselbst viele Städte und Dörfer, und mehre Bergwerke gebe, daß der Herr des Landes unabhängig sei, und mit dem Khan in beständigen Zwistigkeiten lebe [4]). Auch Abulfeda handelt in seiner allgemeinen Geographie unter dem freilich sehr verdorbenen Namen Dschemakut von Japan. Über Dschemakut hinaus gegen Osten zu, sagt er, gebe es kein bewohntes Land. Dschemakut, wird unrichtig genug hinzugesetzt, läge unter dem Äquator, weshalb es keine geographische Breite habe [5]). Ob unter den Inseln Wakwak in den fabelhaften Reisen Simbat's, wie Einige behaupten, die verschiedenen zum japanischen Reiche gehörigen Inseln verstanden werden können oder müssen, wollen wir dahingestellt sein lassen [6]). So viel ist sicher: die Araber sind gegen Osten niemals bis Japan vorgedrungen, und die Lehre Muhammed's ist diesem Lande immer fremd geblieben. Das Wenige, was in den arabischen und persischen Schriftstellern über dieses östliche Inselreich vorgefunden wird, haben sie mittelbar, vermittels der Chinesen und Mongolen, erfahren.

Der erste christliche und europäische Schriftsteller, der des Landes Japan erwähnt und es ausführlich beschreibt, ist Marco Polo. Er kennt dieses Land nach der Aussprache der südlichen Provinzen des chinesischen Reiches unter dem Namen Sipangu, so muß anstatt des fehlerhaften Sipangri einiger Ausgaben gelesen werden. Polo erzählt die unglücklichen Unternehmungen Chubilais' gegen dieses Reich, und setzt hinzu, daß man auf Sipangu Gold in Fülle habe, daß der König des Landes die Ausfuhr desselben nicht erlaube, und daß deshalb wenig Kaufleute und selten Schiffe aus anderen Gegenden dahin kämen. Es ward ihm von einigen Leuten, die daselbst waren, berichtet, daß der Pallast des Fürsten ganz mit Gold gedeckt sei, daß die Decken, Seiten und Fenster dieses Palastes ebenfalls mit reinem Golde ausgelegt wären [7]).

Diese etwas mährchenhafte Beschreibung des Reiches gen Sonnenaufgang, das heißt Sipangu, mochte bei vielen Lesern des Polo'schen Reisewerkes im 14. und 15. Jahrhundert nicht selten eine Sehnsucht nach diesem goldreichen Lande erweckt haben. Wie glücklich wäre man nicht gewesen, wenn man nur einige Stücke von dem Dach oder den Wänden des wundersamen Palastes des Fürsten von Sipangu hätte erlangen können. Die Beschreibung dieses Inselreiches beschäftigt aber nicht blos die Phantasie des müßigen Lesers, sie veranlaßte auch die Astronomen, Mathematiker und Geographen dieser Zeiten zu manchen Untersuchungen und Speculationen über die Gestalt der Erde, über die Ausdehnung und Beschaffenheit der östlichen Länder und Inseln Asiens. Ptolemäus und seine Vorgänger lehrten, daß sich das feste Land Asiens viel weiter gen Osten erstrecke, als dies in der That der Fall ist. Nun hörte man zwar, daß China im Osten vom Meere umflossen werde; man erfuhr aber zu gleicher Zeit, daß innerhalb dieses Meeres ein großes cul-

2) *Περαιτέρω δὲ τῆς Τζινίσταν οὐδὲ πλέεται οὐδὲ οἰκεῖται. Kosmas* l. c. p. 5. 3) Anciennes relations des Indes et de la Chine, de deux voyageurs Mahometans (Paris 1718). p. 48. Es ist auffallend, daß, obgleich Renaudot in den Anmerkungen zu dieser Stelle S. 165 bemerkt, daß unter Sila Japan verstanden werden müsse, die Angaben des arabischen Reisenden über dieses Land ganz übersehen wurden. Sila ist sicherlich blos ein Schreibfehler; es muß Sipan heißen, denn so werden die zwei chinesischen Charaktere, womit dieses Inselreich bezeichnet wird, in Kanton, wo der Araber seine Nachrichten eingezogen hatte, ausgesprochen. 4) Ku ist das chinesische Wort kuo, Königreich; das p in pan oder pen ist in m übergegangen, was in der mongolischen Sprache häufig der Fall ist, und Raschid-eddin erhielt seine Nachrichten vermittels der Mongolen. Siehe die persische Stelle aus dem Dschema-ettawarich in den Anmerk. zu den Annals des empereurs du Japon. 265. 5) Annals a. a. O.

6) Tausend und Eine Nacht. Teutsch von Max. Habicht, von der Hagen und Schall (Breslau 1836). 2. Bd. S. 166. 7) Dei Viaggi di M. *Marco Polo* III, 2. *Ramusio* II, 50. Schon Müller und Andere haben eingesehen, daß der Name Sipangri oder Sipangu auf Japan bezogen werden müsse; es ist daher auffallend, daß Robertson in der zwölften Anmerk. zu seiner Geschichte von Amerika noch zweifelt, ob unter Sipangu wirklich Japan verstanden werden könne. The Works of *William Robertson* (Edinburgh 1829). II, 321. Die Beschreibung Japans, die Polo nach den Berichten anderer Reisenden gibt, enthält viele Unrichtigkeiten. Man sprach wahrscheinlich in China zu dieser Zeit nicht gern von Japan, weil die Expedition dahin, die Polo fälschlich auf das J. 1264 setzt, so unglücklich ausgefallen war. Dies mag auch der Grund sein, daß der Minorit Odoric, der von 1327–1329 in Peking sich aufgehalten hat, nichts von den China östlich gelegenen Inseln erfahren zu haben scheint.

tivirtes Inselreich sich befände und ward dadurch in der aus dem Alterthume überlieferten Ansicht, von der großen Ausdehnung Asiens gen Osten noch mehr bestätigt. Man schloß demnach ganz folgerichtig, daß man nach Westen segelnd sehr bald das goldreiche, glückselige Land Sipangu erreichen müsse. Der zu dieser Zeit so ausgezeichnete florentinische Mathematiker und Kosmograph Toscanelli rechnet sogar in einem Schreiben an Colon, datirt aus Florenz den 25. Juni 1474 die Entfernung von der Insel Antilla bis Sipangu blos auf 225 italienische Meilen [8]). Colon hielt auch wirklich Anfangs die Insel Cuba für das gesuchte Land Sipangu; er glaubte, man werde nun von da alsbald nach dem Continente von Asien vordringen, und namentlich in dem Hafen der seit dem 13. Jahrh. so berühmten Handelsstadt Südchina's, in Saitun (Tsiuan tscheou fu) landen. Auch erzählte er, nach der Rückkehr von seiner ersten Reise den Leuten, die ihn fragten, aus welchem Land er komme, ganz ernstlich, daß er aus Sipangu zurückkehre [9]). Colon ward freilich auf seinen folgenden Reisen bald enttäuscht; aber die Sagen von der Insel Sipangu und ihren großen Reichthümern verschwanden niemals aus dem Gedächtnisse seiner Zeitgenossen. So berichtet uns der Reisegefährte Magalhaens, der Ritter Antonio Pigafetta, daß die kleine Flotille des ersten Erdumseglers vor zwei Inseln vorübergefahren sei, wovon die eine 20 Grade südlicher Breite läge und Cinpaghu (Sipangu) genannt werde; die andere läge 15 Grade südl. Breite und heiße Sumbdit [10]). Es bedarf wol kaum bemerkt zu werden, daß sich Pigafetta in der Lage Sipangu's gewaltig geirrt und daß er höchst wahrscheinlich ganz andere Inseln für die des Reiches Japan gehalten habe.

Die Portugiesen, welche Afrika umschifft, und alsbald große Eroberungen in Indien gemacht hatten, scheinen die Reisen des Marco Polo entweder wenig gekannt, oder der Beachtung unwerth gehalten zu haben. Sie hörten in Indien entweder noch vor, aber doch in jedem Falle nach der Eroberung Malacca's (1511), wo sich seit den Zeiten der Tangdynastie viele Chinesen des Handels wegen niedergelassen hatten, von einem großen Reiche im Osten, und es ward alsbald beschlossen, einige Schiffe mit Abgesandten dahin zu schicken, um mit diesem Lande Handelsverbindungen anzuknüpfen, und es gelegentlich auszukundschaften. Man sieht aus dem unvernünftigen gewaltthätigen Betragen dieser Abenteurer, die im J. 1527 zum ersten Male das feste Land von China betraten, daß sie gar keinen Begriff von der Größe, von der Macht und Cultur dieses herrlichen Landes gehabt haben. Hätten sie die Nachrichten des Polo gekannt und zu würdigen verstanden; hätten sie gewußt, was Paulus Matthias Ricci alsbald einsah, daß das Reich Tsin, das hochgepriesene Cathai des venetianischen Reisenden und der Muhammedanischen Schriftsteller sei; so würden sie sich wenigstens aus politischen Gründen besser betragen und sich nicht der Gefahr ausgesetzt haben, für alle folgenden Zeiten von dem vortheilhaften Handel mit China ausgeschlossen zu werden. Denn Simon Andrada und seine Zeitgenossen betrugen sich nach dem einstimmigen Zeugnisse der abendländischen und morgenländischen Schriftsteller wie Seeräuber; sodaß auf viele Jahre hin den Chinesen nichts auf der Erde verhaßter war, als der Name Christ oder Portugiese [11]).

Wenn auch die Portugiesen von den Chinesen in Malacca, von den allenthalben auf den Inseln des östlichen Archipelagus wohnenden und Handel treibenden Bewohnern des Reiches der Mitte, oder in China selbst von dem Reiche gen Osten Nachrichten eingezogen hatten, so haben sie doch wahrscheinlich von der Ausdehnung und dem Reichthume dieser Länder nichts gehört. Die Chinesen, die bei der Einnahme Malacca's so viel verloren hatten, waren natürlich wenig geneigt, den verhaßten Fremdlingen den Weg nach dem Reiche Japan zu zeigen, und sich auf diese Weise der Gefahr auszusetzen, ihren gewinnreichen Handel mit den östlichen Inseln entweder ganz vernichtet oder doch wenigstens geschmälert zu sehen. Und so mag es gekommen sein, daß nicht eine Gesandtschaft oder Handelsunternehmungen, sondern ein Zufall die Portugiesen zuerst nach Japan geführt hat. Es ist nämlich sicher, daß die ersten Portugiesen, welche eine der zum japanischen Reiche gehörigen Inseln betraten, durch Sturm und anhaltende widrige Winde dahin verschlagen wurden. Die Namen dieser Seefahrer, die im J. 1542 auf Japan landeten, werden verschieden angegeben. Nach Maffei und Faria y Sousa waren es Antonio de Motta, Franzisco Zegmoto und Antonio Peiroto [12]). Nach den japanischen Nachrichten in dem Nippon des Herrn von Siebold werden die ersten Portugiesen, welche im Monat Octbr. oder November 1543 auf der Insel Tanegesima landeten, Krista Moota und Mura Sjuk'sja genannt. Diese verunglückten Portugiesen wurden sehr freundlich aufgenommen, und Anfangs für Bewohner Hindustan's, welches die Japaner durch die Reisen der Buddhistischen Mönche von Japan nach den westlichen Gegenden kennen gelernt hatten, gehalten. Die uns zugänglichen Jahrbücher des östlichen Reiches, die Annalen der Dairi, machen aber von diesen Fremdlingen unter dem J. 1543 noch keine Erwähnung. Erst unter dem J. 1551 wird berichtet, daß zu dieser Zeit die südlichen Barbaren, (so wurden die Portugiesen in China und Japan, nachdem man sie näher kennen gelernt hatte, weil sie von Süden herkamen, genannt) anfingen Japan zu besuchen, und die Religion des Jeso (Jesus) im Lande zu verbreiten [13]). Der japanische Chronist bemerkt, daß alsbald eine große Anzahl Volkes sich zu dieser fremden Religion

8) *Navarrete* Collecion de los Viages (Madrid 1825). II, 3. *Leonardo Ximenes* del vecchio e nuovo gnomone fiorentino (Firenze 1757). Einleitung 95. *Humboldt*, Examen critique de l'Histoire de la Geographie du nouveau continent (Paris 1814—1834). I, 5. 9) *Navarrete* a. a. O. I, 37. 38. 10) *Ramusio* I, 355 b.

11) *Maffei* historiarum indicarum Libri XVI. (Coloniae Agrippinae 1593.) Complures in annos nomini Christiano ac Lusitano praesertim ora nulla fuit infestior. 12) *Maffei* a. a. O. 247. *Faria y Sousa* Asia Portuguiza in der General History and Collection of Voyages and Travels by *Robert Kerr* (Edinburgh 1812). VI, 382. 13) Annales des Dairi 350.

bekannte, was ganz mit den Berichten des Franziskus Xaverius, der am 15. August 1549 in Japan landete, wie leicht die Japaner zum Christenthume zu bekehren wären, übereinstimmt [14]).

Xaverius und seine Genossen erlernten alsbald mit großem Eifer und Erfolg die japanische Sprache. In 40 Tagen hatte Franziskus die Anfangsgründe dieses schwierigen Idioms inne, und ein aus seinem Vaterlande entflohener und in Goa bekehrter Japaner, der sogenannte Paulus Japonicus, übersetzte die zehn Gebote und die andern Hauptstücke des christlichen Glaubens in seine Muttersprache. Franziskus machte diese Werkchen alsbald durch den in Japan seit mehren Jahrhunderten angewandten Holzdruck im ganzen Reiche bekannt, und seine Genossen und Nachfolger machten sich nach einiger Zeit daran, größere Werke christlichen Inhalts, sowie einzelne Theile der heiligen Schrift, in's Japanische zu übersetzen. Es wurden zum Gebrauche der Missionare Grammatiken und Wörterbücher ausgearbeitet, und theils in Goa, theils auf Japan selbst der Presse übergeben. Die Jesuiten, welche die Japaner mit dem Christenthume bekannt machten, waren auch die ersten, welche dem Westen ausführliche Nachrichten mittheilten über die Geschichte die Religionen, die Sitten, Gesetze und Staatseinrichtungen dieses östlichen Reiches. Es ward bald den damaligen seefahrenden Nationen bekannt, daß die Portugiesen einen äußerst vortheilhaften Handel mit dem in so vielfacher Beziehung gesegneten Lande Japan trieben, und die Jesuiten ließen es ihrerseits nicht an triumphirenden Berichten über den großen Erfolg ihrer Mission in Japan fehlen. Es wurden deshalb aller Blicke, die Blicke des Menschenfreundes, des Christen und des Kaufmanns nach diesen äußersten Grenzen Asiens hingerichtet, und alle Nationen, Spanier, Engländer und Holländer, gleich nachdem sie an dem Welthandel Antheil genommen, suchten mit Japan Handelsverbindungen anzuknüpfen und sich daselbst festzusetzen. Von allen Nationen Europa's haben sich aber bekanntlich blos die Holländer durch ihre unbedingte Unterwürfigkeit und grenzenlosen Gehorsam in Japan behaupten können. Sie und diejenigen Männer, die unter ihrem Schutze und in ihrem Dienste Japan besuchen, können uns deshalb allein seit beinahe zwei Jahrhunderten Kunde bringen von diesem fernen Inselreiche.

Die Missionare erlernten die fremden Sprachen blos aus religiösen Absichten; eigentliche wissenschaftliche Bestrebungen, wenn sie nicht aus der ganzen eigenthümlichen Stellung in einem fremden Lande, wie in China, hervorgingen, lagen außerhalb dem Kreise ihrer Bestrebungen. Wir haben deshalb, obgleich die jesuitischen Missionare auf Japan längere Zeit in der höchsten Blüthe standen, wenig von der einheimischen Geschichte und Literatur des Volks erfahren, da doch die Japaner, wie alle Länder, die zum chinesischen Culturſystem gehören, eine ausgebreitete Literatur und verhältnißmäßig weit hinaufreichende Chroniken und Geschichten besitzen. Die Geschichtschreibung wird nämlich in allen diesen Ländern für einen der wichtigsten Zweige der Administration gehalten und in den Jahrbüchern der Völker wird jedes neue historische Werk, jede Untersuchung über vergangene Zeiten neben den wichtigsten politischen und geistlichen oder geistigen Vorfallenheiten aufgeführt. So hat man es selbst in dem Auszuge aus den großen Jahrbüchern des Reiches, in den kurzen Annalen der Dairi von Nöthen gehalten, anzuführen, daß unter dem Dairi Sui ko, Ten o (reg. von 593—628 unserer Zeitr.) zwei Gelehrte die Geschichte der Dairi von Sui ko, Ten o in einem Werke, welches sie Geschichtserzählung der ehemaligen Begebenheiten benannten, berichtigt hätten. Es wird erzählt, daß im fünften Monat des vierten Jahres des Dairi Ghen sio, Ten o, das ist im J. 720, Sanbon-no, Toneri-no sin o dem Dairi das Nipon ki, oder die Geschichte von Japan überreicht haben. Dieses Nipon ki, oder nach der chinesischen Aussprache Schi pen ki besteht in 30 Büchern, fängt mit der Erschaffung der Welt an, und endigt mit dem Jahre 720. Zu diesem Werke wurden in der Folgezeit mehre Fortsetzungen und Nachträge geliefert, die nun sämmtlich unter dem Namen der Chronik von Japan bekannt sind. Dieses umfassende Werk ward alsbald für den gewöhnlichen Leser und den Geschichtsunterricht unbrauchbar befunden. Es wurden deshalb, wie aus den großen Annalensammlungen des chinesischen Reiches, mehre Auszüge bearbeitet, worunter auch die auf Veranlassung Titsingh's aus dem Japanischen übersetzten und von Klaproth herausgegebenen Annalen der Dairi, die mit dem ersten Dairi Sin mu 660 vor Christi Geburt beginnen und mit dem 108 Dairi (reg. von 1587—1611) endigen. Durch dieses Werk und die vier vorliegenden Hefte des Nippon des Herrn von Siebold, durch die chinesischen Nachrichten und die frühern Werke eines Kämpfers und anderer Reisenden werden wir in den Stand gesetzt, ein getreues Bild von der Geschichte und dem Bildungsgange, von den Gesetzen und den Sitten, von der Eintheilung und der Verwaltung des japanischen Reiches entwerfen zu können.

Von den Lieou kieou Inseln beginnend, über alle Länder des heutigen japanischen Reiches hin nach Jeso und Tarakai und von da nach dem gegenüberliegenden Lande von Asien einerseits, und den Kurilen, Aleuten und Kamtschatka andererseits sich erstreckend, lebte in den vorgeschichtlichen Zeiten ein und derselbe rohe, der Cultur widerstrebende Menschenstamm, den wir mit dem Worte (Aino) seiner eigenen Sprache, welches Mensch bedeutet, den ainoischen nennen wollen. Das Culturvolk, welches ihn in der Folgezeit unterjochte und gewaltsam der Bildung entgegenführte, bezeichnete ihn mit dem Worte Jebis, eine Benennung, die in diesen östlichen Landen nicht weniger schimpflich ist, als das Wort Barbar bei den Griechen. Obgleich auch die Cultur hier wie überall jeder Besonderheit, jeder Eigenthümlichkeit aus den früheren unwissenden und verachteten Zeiten feindlich entgegentrat; so haben sich doch aus diesen vorgeschichtlichen Jahrhunderten Reste der Sprache und Sitten erhalten, die uns auf einen gemeinschaftlichen Ursprung der Be-

14) *Francisci Xaverii* epistolae bei Maffei a. a. O. 340.

wohner aller dieser Länder schließen lassen[15]). Gegenstände des Schmuckes und der Zierrath, welche bei den Bewohnern der Kurilen, auf Jeso und auf den Lieou-kieou Inseln getragen wurden, finden sich heutigen Tags an verschiedenen Orten der Länder, die zum japanischen Reiche gehören, vorzüglich auf alten Begräbnißplätzen, und in theils künstlich geformten, theils natürlichen Höhlen. Diese auffallende Erscheinung ist selbst den japanischen Geschichtschreibern, deren ethnographischer Blick nothwendig beschränkt sein muß, nicht entgangen. „Bei den rauhen haarichten Bewohnern der Kurilen," sagt einer derselben, „und bei den Einwohnern der südlichen Lieou kieou Inseln treffen wir noch Schmuck und gottesdienstliche Geräthe an, welche deutliche Merkmale unserer frühesten Sitten an sich tragen. Diese Völker wußten in Werth und Ehre zu erhalten, was wir auf Japan, im Überfluße neu bekannt gewordener Kostbarkeiten, von uns geworfen haben[16]).

Die einheimischen, rohen Bewohner Japans wurden von chinesischen Colonisten unterjocht und gewaltsam cultivirt. Diese durch die ganze Geschichte des japanischen Reiches und Volkes bewiesene Thatsache kann nicht bezweifelt werden. Niemals wird aber die Zeit, wann dieses geschehen ist, ausgemittelt werden können. Im J. 1240 vor unserer Zeitr. starb Ku-kong, Fürst der Feudalherrschaft Tscheou des chinesischen Reiches. Er hinterließ drei Söhne, wovon die zwei ältern Tai-pe und Tschong-jong die Feudalherrschaft U, die in der heutigen chinesischen Provinz Kiang-nan gelegen war, gründeten. Tai-pe wird von vielen japanischen und chinesischen Schriftstellern für den Anführer einer chinesischen Colonie, die sich in der Provinz Fiu-ga bei Satsuma niedergelassen haben soll, gehalten[17]). Über die Zeit von beinahe 600 Jahren, die zwischen dieser Colonie des Tai-pe, und den Begründern des japanischen Reiches Sin mu verflossen ist, wissen weder die chinesischen, noch die japanischen Geschichtschreiber etwas zu berichten. Es scheint, daß während dieser Jahrhunderte mehre Einwohner des der südwestlichen Spitze der Insel Kiu-siu so nahen Feudalreiches U nach Japan auswanderten, einen großen Theil dieser Insel eroberten, die eingebornen Ainos unterwarfen und cultivirten. Wir sehen, daß noch während des Laufes des dritten Jahrh. unserer Zeitrechnung, zur Zeit als Japan schon kräftig dastand, und China in drei Reiche getheilt war, die Eroberungszüge aus dem Reiche U nach Japan noch nicht vergessen waren. Der Begründer dieser schnell wiederum sinkenden Dynastie U Sun kiuen unternahm nämlich einen Eroberungszug nach Japan, der aber misglückte[18]). Von dem südwestlichen Theile Kiu-siu's von Kumaso, dem heutigen Satsuma, Hiuga und Osumi brach auch der heilige Krieger Sin mu auf, um die unabhängigen im Nordosten von Kiusiu auf Sikok und Nippon wohnenden Autochthonen zu unterwerfen und mit seinem Reiche zu vereinigen. Die Kämpfe der Japaner, d. h. des aus chinesischen Colonisten in Vermischung mit den unterworfenen und cultivirten Ainos entstandenen neuen Volkes, gegen die unabhängigen Bewohner des Nordosten, die Jebis oder Barbaren, beginnen immer von Neuem, oder besser, enden niemals im Laufe vieler Jahrhunderte. Den Ainos wird, wie den sogenannten Wilden Nordamerika's, ein Stück ihres Landes nach dem andern abgenommen, und die, welche sich der neuen Staatsordnung nicht unterwerfen, sondern ihre Freiheit wahren wollen, werden immer weiter gegen Norden gedrängt, nach Jeso, Tarakai und den Kurilen.

Der Glaube an höhere, über der Natur stehende oder in den Kräften derselben hausende und sie nach Willkür lenkende Wesen, wurzelt in den Tiefen des menschlichen Gemüthes. Auf dieser Naturanlage, auf diesem Trieb des menschlichen Herzens wurden die verschiedenen Götterverehrungen, die sich im Laufe der Zeiten mehrten, aufgerichtet und vermittels ihrer ward die Menschheit zu einem geregelten Staatenleben, zur Tugend und Sittlichkeit emporgehoben. Diese Wesen wurden im Mittelreiche Schin genannt und mit einem Charakter bezeichnet, der die vom Himmel ausgehende und in allen Werken der Natur zersplitterte Kraft sinnbildlich darstellte[19]). Dieser Glaube an die in allen Äußerungen der Natur sich vorfindenden und überdies ein gewisses selbständiges, von den Naturkräften unabhängiges Dasein behauptenden göttlichen Wesen ward in der Folgezeit regelmäßig ausgebildet und in ein gewisses System gebracht. Es gab eine Zeit, hieß es, wo selbst die himmlischen Geister nicht existirten, und die Weltordnung, wie sie jetzt, nicht vorhanden war. Alle Kräfte waren in einem großen Sein (Tai-ki) vereinigt, das auch füglich das Nichtsein (Wu-ki) genannt werden könnte. Diese jetzt noch gebundenen männlichen und weiblichen Principe alles künftigen Werdens bildeten das große Weltei, das Chaos, welches wie ein vom Sturme gepeitschtes Meer hin und herwogte und ungeheure Wellen aufwarf. Durch diese unaufhörliche Bewegung trennten sich endlich im Laufe unzählbarer Zeiten die Keime des Jang und In, des männlichen und weiblichen Principes, die Keime der verschiedenartigen, im Ei verschlossenen Wesen und Dinge. Die feinen ätherischen Stoffe stiegen in die Höhe und bildeten die Himmel, die groben und dichten fielen abwärts, und es entstand die Erdinsel, die lange Zeit blos als Schaum oder weiches Mark auf den Wassern schwebte. Nach und nach entstanden in verschiedenen Abstufungen und langen unendlichen Zeiträumen die drei großen Wesen des Alls, die Geister des Himmels, der Erde und des Menschen.

15) Die Itälmenen, d. h. die Autochthenen auf Kamtschatka nennen ihre Geister Kamuy, was sicherlich das japanische Kamy ist. Steller hörte auch, daß sich ein gefangener Japaner mit den Bewohnern der Kurilen verständigen konnte. Steller, Beschreibung von dem Lande Kamtschatka (Frankfurt und Leipzig 1774). S. 8. 11. 16) Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan. I. Abhandlung über die Magatama, oder die Schätze der frühern Bewohner der japanischen Inseln S. 8 und dazu die Abbildungen III, 12. 13, verglichen mit der Abbildung in den Plates and Maps to accompany the san kokftsou ran to Sets, ou Aperçu général des trois Royaumes traduit de l'original Japonais-chinois par *J. Klaproth* (Paris 1832). 17) Annales II. *Gaubil*, Chronologie chinoise, 30.

18) Annales 19. 19) Schu wen im Wörterbuche des Kang hi, unter dem Worte Schin.

Diese Schöpfungsphantasien, diese Bestrebungen des menschlichen Geistes, sich die Entstehung des Alls begreiflich zu machen, wurden von den Schriftstellern der spätern Jahrhunderte als wirkliche Thatsachen behandelt und berichtet. Zuerst, hieß es, regierten die erhabenen Geister des Himmels, sie führten die Zeitrechnungen ein, lehrten, wie man das Jahr bestimmen, aus wie vielen Monaten und Tagen es bestehen müsse. Die Anzahl dieser himmlischen Geister wird zwar von verschiedenen Schriftstellern verschieden angegeben; doch sind es deren gewöhnlich blos sieben, wobei sicherlich auf die fünf seit den ältesten Zeiten bekannten Planeten, und auf Mond und Sonne hingedeutet wird. Nach den erhabenern Geistern des Himmels kamen die erhabenen Geister der Erde. Die Schöpfung war vollendet, die Erde im brauchbaren, bewohnbaren Zustande. Diese Geister nutzten und bearbeiteten sie auf alle Weise, und wurden so das Vorbild der Menschengesellschaft, die hienieden, so hatte es das Schicksal beschlossen, bald erscheinen sollte. Die Geister der Erde gaben der Sonne, dem Mond und den Sternen, sowie sämmtlichen anderen Gegenständen, die Namen, die sie jetzt haben. Auf die erhabenen Geister der Erde folgten wiederum die erhabenen Geister der Menschen, welche die Menschen lehrten in großen Staatsgesellschaften zusammen zu wohnen, und jedem, dem Könige sowol als dem Unterthanen, die Pflichten vorschrieben. Diese drei großen die Weltschöpfung und Weltordnung sinnbildlich darstellenden Zeiträume werden nun bald durch liebliche, bald durch gräßliche Dichtungen, die sämmtlich als wirkliche Begebenheiten erzählt werden, ausgeschmückt, und am Ende, um die wirkliche Geschichte an die Mythe anzuknüpfen, hinzugefügt, daß der erste Herrscher, aus dem historischen Zeitraume, der Begründer oder Erweiterer des Staates, von diesen erhabenen Geistern der Menschen in dunkler Vorzeit abstamme.

Diese Ansichten von dem Zusammenhange des Menschen mit der Natur und den sie bewegenden Kräften stammen aus China; sie stehen in inniger Verbindung mit der ältesten Religion des Reiches der Mitte, der Tao kiao, oder der Vernunftlehre, für deren Gründer, man gemeinhin fälschlich den spätgebornen Lao-tse hält, und wurden durch die chinesischen Ansiedler in Japan verbreitet. Der Begründer des japanischen Reiches Sin mu ten o, d. h. der geistige Krieger und himmlische Herrscher, wird für einen Nachkommen in der fünften Generation von der trefflichen Intelligenz der himmlischen Sonne, oder dem großen Geiste des Himmelslichtes gehalten. Als Sa no oder Sin mu die Regierung angetreten hatte, 667 vor unserer Zeitrechnung, waren die südwestlichen Provinzen Japans, die Insel Kiu siu schon seit langer Zeit durch die vom Lande U herüberkommenden Ansiedler civilisirt; die nordöstlichen Theile waren aber noch von rohen Autochthonen bewohnt, und zerfielen in mehre unabhängige, sich gegenseitig bekriegende Klane. Sin mu soll alsbald nach seinem Regierungsantritte folgende, chinesische Gesinnung beurkundende Worte zu seinen Brüdern und Genossen gesprochen haben: „In diesem westlichen Lande (d. h. die Insel Kiu siu) herrscht Glück und Wohlstand, aber die entfernten Völker sind noch Barbaren und bekriegen sich gegenseitig. Ich höre, daß das Land gegen Osten gut und mit grünen fruchtbaren Bergen umgeben ist; hier soll sich auch das himmlische Schifflein, wodurch das Götterpaar vom Himmel auf die Erde niederstieg, niedergelassen haben, und wird das Land so, wie es beschrieben wird, befunden, so verdiente es der Mittelpunkt meines Reiches zu werden." Die Rede dieses göttlichen Kriegers ward von seinen Genossen gut aufgenommen, und es ward eine Seeexpedition beschlossen, die von Fiugo, der westlichen Provinz der Insel Kiu siu ausging, um das Land gegen Nordosten zu unterwerfen. Es bedurfte zehn Jahre lang anhaltender unaufhörlicher Kämpfe, um einige wenige Distrikte des heutigen japanischen Reiches zu erobern. Im J. 660 ward in der Provinz Jamato ein Berg geebnet, und darauf ein Palast erbaut. Sin mu ließ sich hier nieder und ward von seinen Begleitern zum Kaiser, oder nach der chinesischen Titulatur, zum Himmelssohne erhoben. Sowol hier als in China verbieten es nämlich die Staatsmaximen, den Herrn des Landes, so lange er lebt, bei seinem eigenen Namen zu nennen; man traf in Japan den Ausweg, den Herrscher, den Großen innerhalb, d. h. innerhalb des Palastes, zu nennen, und dies ist die Bedeutung der beiden chinesischen Charaktere, mit denen das Wort Da-iri geschrieben wird. Man gibt aber den Herrschern nach dem Tode besondere Ehrentitel, unter welchen sie in den Jahrbüchern des Volkes aufgeführt werden; ein solcher Ehrentitel ist auch die Benennung Sin mu des ersten geschichtlichen Dairi des japanischen Reiches. Die Länder und Inseln, welche zum Reiche des Sin mu gehörten, hatten früher verschiedene Namen; sie hießen, weil acht für eine heilige Zahl bei den Japanern geachtet wurde, die acht Inseln oder Länder[20]), worunter Awasino-sima, oder die Insel des Schaumes, für die vorzüglichste gehalten wurde; denn sie war nach der Mythe das erste Land der Schöpfung, weshalb auch das ganze Reich Japan zusammen Awasino-sima genannt wird. Sin mu nannte nun sein Reich Akizu-sima, oder die Insel der Wasserjungfer, weil es ihn dünkte, daß das japanische Reich der Gestalt dieses Insektes ähnlich sei. Er belohnte auch alle diejenigen, die sich im Kriege ausgezeichnet hatten, gab ihnen Städte und Ländereien, die bald, sowie die Lehen unter den Nachfolgern Karl's des Großen, in den Familien der Besitzer erblich wurden. Der erste Dairi kann demnach auch als Begründer des heutigen Tags noch in Japan bestehenden Feudalwesens betrachtet werden. Sin-mu starb nach einer Regierung von 72 Jahren im J. 585 vor unserer Zeitr. Die Nachkommen des Sin-mu, von denen, was einigen Zweifel über die Echtheit der japanischen Chroniken erregt, mehre ungewöhnlich lange regiert haben sollen, der fünfte Dairi soll 83 und der sechste 102 Jahre regiert haben, waren keineswegs von dem kriegerischen Geiste ihres Ahnherrn beseelt; sie blieben innerhalb ihres

20) Die chinesischen Ansiedler brachten die acht Kua des Fohi mit nach Japan; sie sind nach der Ansicht des Mittelreichs das Princip aller Wissenschaften und Kenntnisse; deshalb wird die Zahl „acht" für eine heilige gehalten. Vergl. den Art. Iking.

Palastes, und begnügten sich damit, von dem Volke als Oberhäupter der Religion, d. h. des von China hierher verpflanzten Geistercultus Schin tao, oder nach der japanischen Aussprache Sinto genannt, verehrt zu werden, und überließen ihren Ministern und Vezieren die Regierung des Reiches. Der zehnte Dairi (regiert von 97—30 vor uns. Zeitr.) ernannte vier Heeresanführer, chinesisch Tsiang kiun und nach der japanischen Aussprache Seogun genannt, um nach allen Seiten hin die rohen widerspenstigen Jebis seiner Herrschaft zu unterwerfen. Die Würde und das Amt eines Seogun scheint von nun an das vorzüglichste und wichtigste auf Japan geworden zu sein. Als Oberhäupter der Armee und der Lehensmannschaft war in ihren Händen die ganze Macht des Staates vereinigt, und sie konnten sich in der Folgezeit unter günstigen Verhältnissen, wenn das Land von wollüstigen und trägen, von dem Volke wenig geachteten Dairi beherrscht wurde, gleichwie die Emir al Omra der Khalifen, und die Hausmeier der Merovingischen Könige an die Stelle ihrer Herren setzen, und die Macht, welche sie erworben hatten, auf ihre Nachkommen übertragen. Sie konnten die Dairi entweder ganz vom Throne stoßen, oder ihnen auch die Ehrerbietung, die ihnen das Volk als den Oberhäuptern der Religion zollte, lassen, und dies schien den Seogun der folgenden Jahrhunderte, wie wir unten sehen werden, unter den bestehenden Umständen das Geeignetste.

Es wäre sonderbar, wenn die chinesischen Colonisten neben dem anderen Samen der Cultur, den sie auf Japan ausstreuten, die einheimische Bevölkerung nicht auch mit der chinesischen Schrift bekannt gemacht hätten. Dazu kommt noch, daß es nicht scheint, als wenn die Verbindung mit China seit der ersten Landung der Leute aus U jemals ganz unterbrochen worden wäre. Die drei fabelhaften Inseln und Berge des Ostens, welche seit den frühesten Zeiten die Phantasie der chinesischen Dichter und Mythographen beschäftigten, Punglai, Fang tschang und Jng tscheou, wurden mit Recht auf die drei großen japanischen Inseln gedeutet[21]), und die von Tsin schi Hoangti von China gegen das J. 220 vor uns. Zeitr. nach dem Osten gesandten Boten, um den Trank der Unsterblichkeit zu suchen, ließen sich nach dem einstimmigen Zeugnisse der japanischen und chinesischen Schriftsteller auf den östlichen Inseln nieder, da sie sich nicht getrauten, ohne ihren Auftrag vollführt zu haben, wiederum vor ihrem Herrn und Gebieter zu erscheinen. Diese Boten bekannten sich zur Geisterlehre oder Geisterreligion (Schin tao, Sinto), die, wie wir oben bemerkten, eins und dasselbe ist mit Tao kiao oder der Vernunftreligion. Diese Boten des Tsing schi wurden von ihren Glaubensgenossen auf Japan freundlich aufgenommen. Auch begannen schon in dem letzten Jahrhunderte vor uns. Zeitr. die Verbindungen zwischen Japan und dem ganz chinesisch gebildeten Lande der drei Han, oder Korea, politische Verbindungen, oder, wie der Hochmuth der östlichen Völker Asiens sich ausdrückt, es kamen koreanische Abgesandte und brachten Tribut nach Japan. Beachtet man alle diese Umstände und Vorfälle, so scheint es ganz unglaublich, daß die Japaner bis zum Anfange des vierten Jahrhunderts uns. Zeitr. ohne die Kenntniß der chinesischen Charaktere oder irgend einer Schrift geblieben sein sollen. Höchst wahrscheinlich waren die chinesischen Charaktere seit den ältesten Zeiten in Japan bekannt; aber aus Mangel an Werken der Literatur und an Unterrichtsanstalten nur wenig im Lande verbreitet. Der 16. Dairi O sin Ten o fühlte, wie die besten Regierungsmaßregeln an der Unwissenheit seines Volkes scheiterten; er suchte deshalb von dem seit langer Zeit chinesisch gebildeten Korea gelehrte Leute an sich zu ziehen, um sein Volk zu unterrichten. Der König von Fiaksai, oder Pe tsi, einem damals selbständigen Reiche der koreanischen Halbinsel, an den sich der Dairi deshalb wandte, sandte ihm einen gelehrten Mann, chinesisch Wangschin, japanisch Wo nin genannt, der, wie behauptet wurde, aus der Familie des Gründers der berühmten großen Han-Dynastie stammte. Wo nin kam am zweiten Monate des J. 285 an den Hof des Dairi, und brachte mehre Werke der chinesischen Literatur mit, namentlich die Unterhaltungen des Kong tse und das Buch der „tausend Worte." Er unterrichtete alsbald, wie erzählt wird, die Söhne des Dairi und der Großen im Lesen und Schreiben; und durch ihn ward nicht blos die Kenntniß der chinesischen Charaktere in Japan allgemein verbreitet, die nach den verschiedenen Dynastien des chinesischen Landes bald Charaktere der Tsin, bald auch Charaktere der Han genannt wurden; sondern auch allerlei Handwerke, wie Nähen, Stricken und Weben, wurden zu dieser Zeit wahrscheinlich durch Wang schin und sein Gefolge von Korea her und dem Reiche U im südlichen China auf Japan eingeführt. Die Verdienste, die sich Wonin um die Bildung des japanischen Volkes erworben hat, wurden von den folgenden Generationen so hoch geachtet, daß er neben den Begründern der Monarchie, den großen Kriegern und Wohlthätern der östlichen Inseln, unter die Zahl der Kami oder Geister aufgenommen, und zu seiner Verehrung besondere Tempel errichtet wurden.

Seit der Zeit des Wonin ward die Kenntniß der chinesischen Charaktere und Literatur in Japan allgemein verbreitet. Man ging von hier aus nach China, um sich dort in den Wissenschaften auszubilden, wie man von Rom nach Athen und andern Städten Griechenlands wanderte, um daselbst eine höhere geistige Ausbildung zu erlangen. Noch heutigen Tags werden wissenschaftliche Werke, Bücher geschichtlichen und philosophischen Inhalts gewöhnlich in chinesischen Charakteren abgefaßt. Das Chinesische vertritt im Osten die Stelle, die das Lateinische während der Jahrhunderte des Mittelalters im Westen eingenommen hatte. Man stieß aber alsbald auf große Schwierigkeiten, wenn man die chinesischen, der gebundenen und festgeregelten Construction des Idioms des Mittelreiches genau angepaßten Charaktere, auf die vielsylbigen, in einer freien Wortfügung sich bewegenden japanischen Wörter anwenden wollte. Man sah ein, daß man der Zeichen bedürfe, die für sich nichts bedeuten, sondern blos den Wortlaut der japanischen Wörter, die gram-

21) Annales 8.

matischen Kategorien und das Verhältniß, wie die einzelnen Wörter zu einander stehen, oder construirt werden, anzeigen. Sobald man diesen Mangel fühlte, war auch der Gedanke nicht fern, sowie man früher zur Bezeichnung der Eigennamen der chinesischen Charaktere sich bediente, eine gewisse Anzahl chinesischer Charaktere herauszuheben und sie für alle im japanischen Idiome vorkommende Laute zu verwenden, diese Charaktere aber abzukürzen und zu vereinfachen, damit die Schrift leichter geschrieben werden könne, und nicht zu viel Zeit und Raum erheische. Es dauerte aber, wenn die Sage gegründet ist, bis zum achten Jahrh., ehe dem großen Mangel der chinesischen auf das japanische Idiom angewendeten Schrift abgeholfen wurde. Zu dieser Zeit war nämlich der Buddhismus schon allgemein im Lande verbreitet, und die Buddhistischen Geistlichen begannen hier, wie allenthalben, wo ihr Glaube festen Fuß gefaßt hatte, ihre heiligen Schriften in die Landessprache zu übersetzen. Es fanden sich aber in diesen Werken mehre Wörter und Sätze vor, welche man nicht übersetzen konnte, theils auch aus heiliger Scheu nicht übertragen wollte. In China setzten die indischen Mönche eine Menge neuer Charaktere zusammen, um sie blos zur Bezeichnung des Lautes ihrer heiligen Gebete und Namen zu gebrauchen, und es ward alsbald bestimmt für dieselben Worte immerdar dieselben Charaktere zu verwenden. In Japan haben die Buddhisten wahrscheinlich die erste Idee zu einem Syllabar oder einer Lautschrift gegeben. Der Graf Kibi und ein anderer Jüngling begleiteten die im J. 716 von Japan nach China gehende Gesandtschaft, um daselbst ihre Studien zu vollenden. Kibi blieb bis zum J. 733 in diesem Lande und kam reichlich ausgestattet in sein Vaterland zurück. Diesem Kibi wird die Zusammensetzung des aus 47 Bruchstücken chinesischer Charaktere bestehenden japanischen Syllabars zugeschrieben, ein Alphabet oder Syllabar, das nach dem Muster der Dêwanâgari Schrift, die bekanntlich 47 Buchstaben enthält, und die Kibi entweder in China oder auf Japan kennen gelernt hatte, zusammengesetzt ist. Man nannte dieses Syllabar Kata kana, d. h. Bruchstücke, die entlehnt werden, um Laute zu bezeichnen. Der Name Kibi ist ein hochgefeierter bei den Japanern, und auch er ward, sowie Wo nin, unter die Zahl der Geister oder Kami gesetzt. Das Alphabet des Kibi ward blos zur Aushilfe der mit chinesischen Charakteren auf Japan geschriebenen Werke gebraucht, theils um der Aussprache oder Bedeutung dieser Charaktere im Japanischen, theils auch, um die grammatischen Formen, und die eigenthümliche japanische Construction zu bezeichnen. Ein Jahr nach dem Tode Kibi's am 15. Tage des sechsten Monats 774 ward auf eine wundervolle Weise der berühmte Buddhistische Geistliche Kobo von angesehenen Ältern auf Japan geboren. Kobo setzte auf dieselbe Weise wie sein Vorgänger nach dem Muster des Dêwanâgari Alphabets aus Bruchstücken chinesischer Charaktere ein neues, ebenfalls aus 47 Lauten bestehendes Syllabar zusammen. Dieses Syllabar wird Fira kana, d. h. entlehnte Charaktere zur allgemeinen Bezeichnung des Lautes genannt, und von den Japanern zu Werken gebraucht, die blos in ihrer Sprache ohne alle Beimischung chinesischer Charaktere geschrieben sind. In der Folgezeit wurden mehre andere japanische Syllabare, theils aus ganzen chinesischen Charakteren, theils auch aus bloßen Bruchstücken derselben zusammengesetzt, die aber niemals in allgemeinen Gebrauch gekommen sind [22]). Kobo ist der berühmteste Buddhistische Heilige auf Japan; es wurde ihm nach seinem Tode eine Menge Tempel und Heiligthümer erbaut. Er, der ursprünglich Kokai geheißen hatte, ist jetzt blos unter der Ehrenbenennung Kobo dai si (oder nach der chinesischen Aussprache Hung futa sse), d. h. der große Meister der unendlichen Religion bekannt und verehrt [23]).

Durch die Wuth, mit der Tsin schi hoang ti gegen die an die Sitten und Gesetze ehemaliger Zeiten, am historisch Überlieferten hängenden Gelehrten, und gegen alle Werke der Literatur, durch die ein getreues Bild von dem frühern Feudalzustande und der Verwaltung des chinesischen Reiches auf die Nachwelt gebracht werden konnte, verfahren ist, wurden die Jahrbücher der einzelnen unter den Tscheou vorhandenen Feudalreiche, und dem gemäß ein großer Theil der allgemeinen Geschichte China's vernichtet. Würden sich die Annalen aus den südöstlichen, diesseits und jenseits des Kiang gelegenen Ländern, namentlich aus der Feudalherrschaft U erhalten haben, so würden wir über die frühere Geschichte Japans, und über die Verbindungen dieser östlichen Länder mit China besser unterrichtet sein. So haben wir blos von den verhältnißmäßig spätern Verbindungen zwischen Japan und China im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine sichere Kunde. Wir wissen durch die chinesischen Jahrbücher, daß im J. 58 unserer Zeitr. eine Gesandtschaft von Japan an den Hof des Kuang wu hoang ti der spätern und östlichen Han gekommen ist. Sowol die Chinesen als Japaner, was den ehemaligen ganz andern Verbindungen zwischen den beiden Reichen durchaus nicht entgegen ist, behaupten, daß dieses die erste Gesandtschaft gewesen sei, welche von Japan aus nach China gesandt wurde. Japan ward zu dieser Zeit den Chinesen unter dem Namen Wo oder Uo bekannt, die chinesische Bezeichnung für das japanische Awa dsi Sima, d. h. Schaumerdinsel [24]). Die-

22) Rémusat hat zuerst nach Büchern, die in Japan selbst gedruckt wurden, die japanischen Syllabare, die schon früher durch Kämpfer und andere bekannt gemacht wurden, in Europa schneiden lassen. Sie sind im Einzelnen correcter und eleganter, als diejenigen, die sich in der Beschreibung Japans und in andern Schriften vorfinden. Siehe die Inhaltsanzeige der japanischen Encyclopaedie: Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi XI, 123. Nouveau Journal Asiatique. Janvier 18, 1829. 19. Annales 65, 95. 23) Es wird weiter unten nochmals von diesem berühmten Manne die Rede sein, dem auch die Entdeckung des Dosia-Pulvers zugeschrieben wird. Titsingh hat das Leben dieses Buddhistischen Heiligen ausführlich nach japanischen Quellen beschrieben. Illustrations of Japan 296. Klaproth hat in den Anmerkungen zu den Annalen der Dairi dieses Werk Titsingh's abgeschrieben, ohne aber, wie das seine Art war, die Quellen, woraus er schöpfte, zu bezeichnen. 24) Matuanlin Bch. 324. S. 16. r. Die Encyklopädie Kanghi's, die den Namen führt, Juen kien lui han Bch. 251. S. 27 fg. Kämpfer, Gesch. von Japan I, 74.

ser Name verblieb den östlichen Inseln nach den chinesischen Berichten bis zum 20. Jahre der Regierung des dritten Fürsten der berühmten Dynastie-Tang, das ist bis zum J. 671. Zu dieser Zeit sandten die Japaner, nachdem die Streitigkeiten zwischen ihnen und den Chinesen, die sich in dem Lande Korea erhoben hatten, beigelegt waren, eine Gesandtschaft nach China. Die Bewohner der östlichen Inseln wurden, wie es in den chinesischen Jahrbüchern heißt, etwas besser mit der Sprache und der Schrift des Mittelreiches bekannt; sie sollen eingesehen haben, daß der Name Uo oder Wo unrichtig, und ihr Reich Schi pen, nach der japanischen Aussprache Nippon oder Sonnenursprung, weil nämlich daselbst die Sonne sich erhebe, genannt werden müsse [25]). Keiner der Fürsten oder Dairi Japans war so mächtig, daß er das, wie wir oben sahen, bis auf den Gründer der Monarchie zurückgeführte Feudalsystem hätte abschaffen und die große Macht der Lehensfürsten brechen können. Dessenungeachtet ward gegen das Jahr 604 unserer Zeitrechnung aus Nachahmung des chinesischen Verwaltungssystems eine Art Beamten-Hierarchie geschaffen, die in zwölf Classen zerfiel, die sich wie die des Mittelreiches durch die Form und Farbe der Kappen von einander unterschieden [26]). Mit dem Regierungsantritte des Dairi Ko tok Ten o im J. 645 wurden auch die in China seit dem J. 163 vor unserer Zeitr. üblichen Ehrenbenennungen der Regierungsjahre eines jeden Fürsten Nien hao, d. h. Jahrestitel, japanisch Nengo genannt, eingeführt. Der Dairi ernannte, wie das in China Sitte war, zwei Minister, einen der Rechten und einen der Linken, und das Reich ward nach der heiligen Zahl der acht Kua in acht Provinzen eingetheilt, eine Eintheilung, die, wie wir unten sehen werden, sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es wurden die Tage bestimmt, an welchen große Aufwartungen bei Hofe sein sollten, und dazu aus Nachahmung chinesischer Sitten der erste Tag des ersten Monats oder Neujahrstag festgesetzt, eine Einrichtung, die ebenfalls heutigen Tags noch fortbesteht [27]). In allen Provinzen, die nach dem aus dem Schu king [28]) oder dem chinesischen Annalenbuche entlehnten Ausdruck der Jahrbücher Japans, nach dem Laufe der Berge und Flüsse abgetheilt waren, wurden Beamte eingesetzt, und ihre jährliche Besoldung bestimmt. Es wurden Regierungsposten eingeführt, die Anzahl der Häuser und Bewohner jeden Ortes in besondere Register eingetragen, und die Steuren bestimmt, die jeder von seinem eigenen Kopfe und seinen Ländereien zu entrichten hatte. Der Dairi führte Revuen der Truppen ein, sowol für die Infanterie als die Reiterei, errichtete Magazine und Waffenplätze. Alle Jahre wurden, ebenfalls nach dem Muster der chinesischen Administration, besondere Sendgrafen in die Provinzen geschickt, um die Verwaltungsbeamten zu controliren. So sehr bestrebte man sich in allen Dingen nach dem Vorbilde China's zu handeln, und so hoch ward die Cultur des Mittelreiches in Japan geachtet, daß, wenn zu dieser Zeit in den Jahrbüchern des Volks von berühmten einheimischen Gelehrten die Rede ist, gewöhnlich hinzugesetzt wird, daß sie im Lande der Mitte studirt haben [29]). Es herrschte demgemäß während der ganzen Regierungszeit der großen Dynastie-Tang eine ungestörte innige Verbindung zwischen den beiden Reichen. Die Chinesen, die es für eine Pflicht halten, ihre Cultur unter den ihnen unbedingt gehorchenden, und sie in geistiger und politischer Beziehung als Herren anerkennenden Barbaren zu verbreiten, unterstützten auf alle Weise die Japaner in ihren Bestrebungen, sich mit der chinesischen Literatur und Staatsverfassung bekannt zu machen. Man erklärte ihnen die heiligen Schriften des Landes, und gab ihnen Abschriften davon mit bei ihrer Rückkehr nach Hause [30]). Obgleich nun nach dem Untergange der Dynastie Tang (907) und während der in China obwaltenden Unruhen und Verwirrungen die beständige regelmäßige Verbindung und die häufigen Gesandtschaften zwischen den beiden Reichen aufhörten, so wird doch hier und da erwähnt, daß einzelne Personen, vorzüglich Buddhistische Geistliche, von Japan aus nach China kamen, worunter Teou nen (Tiao schen), der unter den Song im J. 984 im Reiche der Mitte ankam, einer besondern Erwähnung verdient. Die chinesische Schrift, wird bemerkt, verstand er vollkommen; er konnte aber weder sprechen, noch verstand er die gesprochene Sprache. Er brachte einen von dem in China vorhandenen, in einzelnen Sätzen und in der ganzen Eintheilung abweichenden Text des dem Kong tse zugeschriebenen Buches über die kindliche Liebe mit, eine Verschiedenheit, welche den chinesischen Gelehrten der folgenden Jahrhunderte zu keiner geringern Anzahl von Auslegungen und Vermuthungen Veranlassung gegeben hat, als einige Varianten der heiligen Schrift den Gelehrten des Westens. Dieser japanische Text des Buches der kindlichen Liebe scheint aus den Zeiten vor der Bücherverbrennung herzustammen [31]). Teou nen hatte eine Geschichte der Regenten Japans mitgebracht, wovon uns Matuanlin große Auszüge mitgetheilt hat, und erhielt dagegen auf sein Bitten ein vollständiges gedrucktes Exemplar aller heiligen Schriften. Er ging nach einigen Jahren wiederum nach Japan zurück. Teou nen hatte in China die Buchdruckerkunst kennen gelernt; wahrscheinlich ward durch ihn die Xylographie vom Reiche der Mitte nach den östlichen Inseln verpflanzt [32]).

25) Matuanlin Bch. 324. S. 24, a. Doch setzt Matuanlin hinzu, der die Namen der einzelnen Inseln von dem allgemeinen Landesnamen nicht zu unterscheiden weiß, daß ihm die Sache nicht ganz klar sei. Diese Gesandtschaft, sowie die Streitigkeiten der Japaner und Chinesen auf Korea werden auch in den japanischen Annalen erwähnt. Annales 54. 26) Annales 59. 27) Illustrations of Japan 115 sq. 28) Ju kong a. Anfange, nach der Ausg. vom J. 1815; gedruckt zu Nan tschang fu der Hauptstadt von Kiang si Bch. 6. Bl. 2, a. Annales 48.

29) Annales a. a. O. 30) Dies wird ausdrücklich bemerkt um das J. 715. Matuanlin a. a. O. Bl. 24. 31) Dies scheint Rémusat zu vermuthen. Mélanges asiatiques II, 376. 32) Matuanlin Bch. 224, Bl. 25. Annales 147. Eine Vorrede zu einer japanischen Ausgabe des Buches über die kindliche Liebe ist übersetzt in den Illustrations of Japan 301. Unter diesem Titel sind im J. 1822 folgende beide Bücher in's Englische übersetzt worden, ein Werk, worauf wir hier immer in Ermange-

Am meisten ward durch die Verbindungen Japans mit andern Ländern die chinesisch-japanische Religion, die Religion der Geister oder Kami (Kami no mitsi) beeinträchtiget und umgestaltet. Die Kami Religion besteht, wie die ursprüngliche Gottesverehrung aller Völker, in einer Art Naturcultus; sie erkennt mehre Gottheiten, Personificationen der großen Weltkörper und Naturkräfte, die, wie wir oben sahen, nach der japanischen Ansicht vor dem Beginne aller Wesen hienieden zuerst als wirkliche Wesen die Erde beherrscht haben. Die Sonnengottheit wird aber, da die Sonne selbst als der herrlichste und wohlthuendste Weltkörper erscheint, für die höchste aller Gottheiten gehalten; sie wandelte einst in Begleitung ihres Bruders des Mondes als Herrscherin auf dem Inselreiche, und ist die Begründerin der geistigen und weltlichen Herrschaft in den hiesigen Landen. Neben diesen erhabenen Göttern wohnt aber auch in jedem Elemente, in jeder Naturkraft ein besonderer Geist, der unsere Verehrung erheischt; denn diese Geister sind die Vermittler zwischen dem schwachen Menschen und den obern Gottheiten, zu denen der Mensch ohne sie nicht gelangen könne. Einer der Menschen, nämlich Sin mu, der erste Dairi des Landes, war in gerader Abstammung ein Sprößling der obersten Sonnengottheit; er und seine Nachfolger auf dem Throne werden deshalb Himmelssöhne, auch Mikado oder die Ehrwürdigen genannt, und selbst als Gottheiten verehrt. Diese Dairi können niemals aussterben, denn hat ein Dairi keine männlichen Nachkommen, so folgen ihm auch seine Töchter nach, und einige der ausgezeichnetsten Fürsten Japans waren weiblichen Geschlechtes. Ist aber einem Himmelssohne jede leibliche Nachkommenschaft versagt, so wird ihm von dem Ahnherrn seines Hauses der Sonnengottheit ein Sprosse zugesandt, der gewöhnlich unter einem Baume dem Palaste des Mikado gegenüber gefunden wird. Allen andern Menschen wohnt blos, sowie jeder Naturkraft, oder Naturerscheinung ein Kami inne. Dieser Kami dauert auch nach der Vernichtung oder Abstreifung des Körpers fort, und denjenigen, welche in der irdischen Hülle eingeschlossen, eines trefflichen Lebenswandels sich beflissen, wird das Paradies, den andern die Hölle zu Theil. Diejenigen aber, welche durch außerordentliche Thaten das Wohl des Reiches und der Menschheit beförderten, oder durch ein sehr frommes Leben sich auszeichneten, werden nach ihrem Tode von der lebendigen Gottheit, dem Mikado, für verehrungs- und anbetungswürdig erklärt, mit andern Worten, sie werden unter die Zahl der im Lande angebeteten Kami gesetzt. Die Anzahl derselben mußte demnach im Laufe der Zeit außerordentlich zunehmen, und wird in künftigen Jahrhunderten immerdar noch vermehrt werden. Jetzt soll sich deren Anzahl auf 3132 belaufen.

Ein gesetzliches, sittliches Betragen und Reinheit der Seele ist der Endzweck der Geisterreligion. Deshalb findet man in ihren Tempeln keine Idole, sondern blos einen Spiegel an einer Kugel hängend, die in der Sprache des Landes das Herz genannt wird. Mit gebeugtem Körper nahen sich die Frommen und Andächtigen diesem Spiegel, den sie als das Sinnbild des höchsten Wesens verehren, und bringen hier in der größten Ruhe und Stille ihr Gebet und Opfer dar. Der Spiegel, sagen sie, sei deshalb am geeignetsten, die höchste Gottheit darzustellen, weil wie diese jeden Fleck der Seele, so in jenem jeder Schmutz und jede Misgestalt des Körpers sich zeige. Unter den drei Reichsinsignien, die noch von Sin mu herstammen sollen, wird auch neben der Geistertafel, die in einem grünlichten Steine mit zwei kleinen runden Löchern bestehen soll, und dem Degen der Spiegel als das Vorzüglichste genannt[33]). Um den Kamis zu gefallen, muß man, so lehrt die Geisterreligion, reines Feuer unterhalten, mit Glauben und Wahrheit im Herzen, frische und reine Opfergaben darbringen, und bitten, daß der Kami Wohlsein und Glück spende, die Fehler verzeihe und die Seele von Schuld reinige, damit die fünf Hauptübel, welche über die Menschheit hereinstürzen, Feuer vom Himmel und unglückliche Naturereignisse überhaupt, Krankheit, Armuth, Verbannung und frühzeitiger Tod entfernt bleiben. Die gläubigen Anhänger des Kamidienstes bestreben sich deshalb, durch die Unterhaltung reinen Feuers, ein Symbol der höchsten Sonnengottheit, durch Reinheit des Leibes und der Seele, durch Pilgerfahrten, Fasten und Gebete die Gunst der Kamis zu erwerben. Reinheit scheint die höchste Idee des Kamicultus, weßhalb die Sinnbilder der beiden reinigenden Elemente hienieden, des Feuers und Wassers an den Thoren aller Kamihallen aufgestellt sind. Es sind auch die Fälle genau angegeben, wodurch ein Mensch in den Zustand der Unreinheit verfällt. Sündhafter Umgang, verbotene Lust, der Aufenthalt an einem unreinen Orte, Blutvergießen und Befleckung durch Blut, Sterbefälle in der Familie und jede Berührung eines Leichnames versetzt den Menschen in den Zustand der Unreinheit, wodurch ihm dann der Umgang mit seinen Nebenmenschen vollkommen abgeschnitten wird. Es sind besondere Reinigungsmittel vorgeschrieben, vermittels welcher der einzelne der Gesellschaft und seinen Freunden wieder zurückgegeben werden kann. Metzger und andere Personen, die sich mit der Tödtung lebendiger Wesen beschäftigen, verbleiben aber während ihres ganzen Lebens in dem unreinen Zustande, und sind blos auf den Umgang mit ihres Gleichen eingeschränkt. Dieser Zustand der Unreinheit erstreckt sich nicht blos auf die Menschen allein, sondern auf alles, was sie umgibt, auf ihre Wohnungen und Geräthschaften, und hat in dieser Beziehung viel Ähnlichkeit mit dem Gebrauche Ta bu,

lung der Originale verweisen müssen: 1) Mémoires et Anecdotes sur la dynastie régnante des Djogouns (Seogun), souverains du Japon; ouvrage tiré des originaux japonais, par *Titsingh*, publié avec des notes par *M. Abel-Rémusat* (Paris 1820). 2) Cérémonies usitées au Japon pour les mariages et les funérailles, suivies de détails sur la poudre dosia, de la préface d'un livre de Confoutzée sur la piété filiale; le tout traduit du Japonais par feu *M. Titsingh* (Paris 1819). 2 Voll. über die auf Japan bezügliche bedeutende Sammlung von Werken aller Art des ehemaligen holländischen Residenten zu Desima, Titsingh vgl. *Rémusat*, Mélanges asiatiques (Paris 1829). Vol, I, 266 sq.

33) Annales XVIII, 32, 16.

auf der Tonga-Gruppe, und auf andern Inseln der Südsee [34]). Der Mensch ist niemals ganz rein, deshalb sind beim Eintritte in die Kami-Halle Wasserbecken aufgestellt, damit der Gläubige, ehe er vor den Kami hintritt, seinen Körper reinige, und an die Reinigung der Seele erinnert werde. Aus demselben Grunde wird jedes Kind nach dem 30. Tage seiner Geburt in den Tempel des Familiengottes gebracht, und erhält vermittels Besprengung mit Wasser eine Art Taufe, andeutend, daß der Mensch zur Reinheit geschaffen sei. Alle Feste und Ceremonien der Kami-Religion beziehen sich auf die Vergötterung der Naturkräfte und Naturerscheinungen, vorzüglich aber auf die großen, dem Menschen am meisten in die Augen fallenden und sein ganzes äußerliches Leben bestimmenden Erscheinungen am Firmamente. Die monatlichen und Jahresfeste beziehen sich demgemäß theils auf das Ab- und Zunehmen des Mondes, theils auf die größte Sonnennähe oder Sonnenferne. Es werden überdies den einzelnen Schutzgottheiten des Landes, oder besonderer Distrikte, den Patronen einzelner Klane und Familien von diesen besondere Feste gefeiert. Nach dem alten mit dem neu eingeführten Buddhismus noch nicht vermischten Kami-Glauben wurden die Leichen begraben. Man gab einem geliebten Verstorbenen seine Waffen, seine Rüstungen und andere Kostbarkeiten mit, wovon die heutigen Tages in den Höhlen und Gräbern gefundenen kostbaren Steine, deren wir oben erwähnten, herrühren mögen. Es scheint selbst Sitte gewesen zu sein, daß einem lieben Herrn seine treuen Diener im Grabe nachfolgten, daß sie mit den Leichen in den langen aus Simdbat's Reiseabenteuern bekannten Begräbnißhöhlen eingeschlossen, und so dem furchtbaren Hungertode preisgegeben wurden. Priester, welche den Namen Kami nusi, d. h. Wirthe oder Pfleger der Götter, führen, besorgen den Dienst in den heiligen Hallen. Sie sind verheirathet, und ihre Frauen stehen ihnen bei in den gottesdienstlichen Verrichtungen. Die Priester sowol als ihre Frauen sind in eine weite, mit langen Ärmeln versehene weiße Kleidung gekleidet, gleich denjenigen am Hofe des Mikado, die kein Unbefugter, ohne sich der stärksten Züchtigung auszusetzen, tragen darf [35]). Der Mikado ist der oberste Priester, oder die lebendige Gottheit des Landes; und wie er sich kleidet, wie seine Frauen, Beamten und Dienerinnen gekleidet sind, so erscheinen auch die untern Priester allenthalben im Lande, ihre Frauen, Beamten und Dienerinnen.

Diese reine, erhabene, mehr denn viele andere Religionen von unmenschlichen und abenteuerlichen Gebräuchen entfernte Geisterreligion ward durch die Einführung des Buddhismus auf Japan mannichfach verändert und umgestaltet; ja man könnte wol mit vollem Recht behaupten, der Kami-Cultus und die Lehre des Schakia-muni sind jetzt so in einander geflossen, daß auf Japan keine dieser beiden Religionen in ihrer ursprünglichen Reinheit dasteht. Die Buddhisten sind in einer Beziehung den alten Römern zu vergleichen; wie diese leichtlich jede fremde Gottheit in ihrem Pantheon aufnahmen, so auch die Glaubensboten des Königssohnes von Kapilapura. Vom Westen her, theils unmittelbar von den südwestlichen Gegenden China's, theils nordwestlich über die Halbinsel Korea kamen alle Elemente der Cultur, Religion, Gesetze und Staatsverfassung nach den Inseln des japanischen Reiches. Auch der Buddhismus ward auf diesem Wege in Japan eingeführt [36]).

Das Verbreiten der Lehre Schakia-muni's unter den Ungläubigen gehört zu den vorzüglichsten Pflichten Buddhistischer Priester. „O ihr Engländer, Holländer und Armenier," redete der Oberpriester im Birmanenreiche zu einem katholischen Bischof, „verehret Gotamo, den wahren Gott, verehret seine Religion und seine Geweiheten" [37]). Wir finden demgemäß schon in dem ersten Jahrhunderte nach dem Tode des Königssohnes von Kapilapura, Buddhistische Sendboten in allen Indien angrenzenden Ländern, wo die Lehre Buddha's, wie es scheint, gute Aufnahme gefunden hat. Das dritte Oberhaupt der Lehre Schakia's hatte bereits seinen Sitz in Kophene, in dem östlichen Theile des heutigen Königreichs Afghanistan, aufgeschlagen [38]). Einige Stunden fern von der Hauptstadt der kleineren Horde der Yuei schi oder Geten befand sich ein Buddhistischer Thurm, der bereits im J. 292 vor unserer Zeitrechnung errichtet war [39]), und der chinesische General Tschang kien fand gegen 126 vor Chr. Geburt, sowie später Pan tschao im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung allenthalben in Mittelasien die indische Schrift und Buddhistische Religion verbreitet [40]). Im J. 121 vor Chr. Geburt schlug der chinesische General Kiu ping die Hunnen. Unter der Beute fand sich auch eine goldene Bildsäule, von den chinesischen Geschichtschreibern der goldene Mann des Himmels genannt, vor welcher ein hunnischer König oder Großer zu opfern pflegte. Diese Bildsäule wird ebenfalls von vielen chinesischen Schriftstellern für eine Abbildung Buddha's gehalten [41]). In der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung fand der Buddhismus auch in China Eingang, wo alsbald, aller Widersprüche der Gelehrten ungeachtet, ein großer Theil der Bevölkerung sich zu der neuen indischen Religion bekannte. Von hier aus ward die Lehre Buddha's nach Nord und Nordsüdost hin verbreitet. Im J. 372 fand er in einem Reiche der koreanischen Halbinsel, Kao li, Eingang; und im Jahre 384 in einem andern Reiche derselben Halbinsel, Fiak sai oder Petsi genannt. Im

---

34) An Account of the natives of the Tonga Islands, in the south pacific ocean. With an original grammar and vocabulary of their Language. Compiled and arranged from the extensive communications of *M. R. William Mariner*, several years resident in those Islands. By *John Martin* (London 1818) II, 220. 35) Ein Beispiel einer solchen Züchtigung wird angeführt in *Titsingh's* Illustrations of Japan p. 25.

36) Zu dieser Skizze des Kami-Cultus wurden benutzt Kämpfer I, 251 und eine treffliche Abhandlung in der dritten Lieferung des Archivs des Herrn von Siebold. 37) Asiatic Researches (London 1801). VI, 273. 38) Tschy yue lu, Bch. III, 5. v. 39) *Matuanlin* Bch. 338, Bl. 3. r. 40) Heou Han schu Bch. 88. Bl. 15, r. 41) Sso ky Bch. 110. Bl. 4, v. Siehe die verschiedenen Commentare über diese Stelle in der chinesischen Blumenlese, Tze sso tsing hoa überschrieben Bch. 107. Bl. 6. v.

J. 458 machten einige Buddhistische Bettelmönche, im Indischen Bhikschu genannt, von Kophene aus eine Reise durch ganz Mittel- und Nordasien über Korea und Tarakai nach einem Lande, da Fu sang genannt wird. Fu sang ward mit Unrecht von einigen Gelehrten für Amerika gehalten. Wir ersehen im Gegentheile aus den Unveränderlichen Tafeln der Religion (Fa kiaï ngan li tu), daß Fu sang unfern der Insel Nippon liegt, ganz an der Stelle der Insel, die heutigen Tags Kiu siu heißt. Unter Fu sang kann demnach nothwendig nichts anderes als eine der zum japanischen Reiche gehörigen Inseln verstanden werden; was auch durch die Forschungen Klaproth's bestätiget wird [42]). Der Buddhismus ward demnach in einigen Theilen Japans schon um hundert Jahre früher bekannt, als gewöhnlich angenommen wird. Aber die allgemeine Verbreitung dieser Lehre auf den östlichen Inseln beginnt erst unter dem 30. Dairi Kin Mei Ten O. Im 13. Jahre der Regierung dieses Dairi, das ist im J. 552 unserer Zeitrechnung, sandte nämlich der König von Fiak sai eine Gesandtschaft an den Mikado, die ihm unter andern Geschenken auch ein Bildniß Buddha's und die Hauptschriften dieser Religion verehrte. Dem Dairi behagten diese Geschenke, und einer seiner Minister war der Meinung, man solle diesen neuen Gott anbeten. Dagegen erklärte sich ein anderer folgendermaßen: „Unser Reich ist göttlichen Ursprungs und der Dairi hat Götter genug zu verehren; man gebe Acht, ob unsere Götter nicht zürnen, wenn man die fremder Reiche anbetet." Der Dairi schenkte hierauf die Bildsäule Buddha's demjenigen seiner Diener, der sich für die Annahme der neuen Religion erklärt hatte. Dieser ließ nun einen Tempel erbauen, worin er das Idol zur allgemeinen Verehrung aufstellte, und die Religion des Schakia muni verbreitete sich seit dieser Zeit über das ganze Land, und allenthalben wurden Buddhistische Tempel errichtet [43]). So großen Anhang fand hier dieser neue Glaube, daß schon unter dem 34. Dairi, der vom J. 593 bis 628 regierte, 46 Buddhistische Tempel, 816 Geistliche und 569 Nonnen im japanischen Reiche vorhanden waren, und in der Folgezeit vermehrte sich die Anzahl der an Buddha Gläubigen auf eine wundervolle Weise. Der 37. Dairi (regiert von 645—654) ließ im J. 651 eine 16 Fuß hohe Bildsäule Buddha's aufrichten, nach welcher tausend andere Bildsäulen verfertigt wurden. Er versammelte bei dieser Gelegenheit in seinem Palaste 2800 Geistliche und Nonnen, die den Auftrag hatten, die Schriften Buddha's zu studiren [44]). In keinem andern Lande scheint aber der Buddhismus so sehr von seinen ursprünglichen Lehren abzuweichen, und mit andern Gebräuchen und Ansichten vermengt worden zu sein, als auf Japan. Es entstanden hier eine Menge Buddhistischer Secten, viele streng von einander geschieden, geistliche Orden und Brüderschaften (es gibt deren außer den acht alten Orden mehre neuere, deren Namen sämmtlich in den Jahrbüchern der Dairi erwähnt werden), welche die neue indische Religion und den einheimischen Geistercultus so mit einander vermengten, daß es jetzt bei einzelnen religiösen Handlungen und Gebräuchen nicht selten schwer fällt zu bestimmen, ob sie der alten Landesreligion, oder dem neu eingeführten Buddhismus zugeschrieben werden müssen. So möchte es schwer sein, zu bestimmen, ob die Buddhistische Taufe, von der sich, so weit bekannt, in keinem andern Buddhistischen Lande Spuren gefunden haben, die wir im Jahre 805 zuerst auf den östlichen Inseln vorfinden, ob diese Ceremonie ursprünglich Buddhistisch, was freilich von den Japanern unbedingt behauptet wird, oder blos eine von dem Kami-Cultus angenommene Sitte sei. Diese Buddhistische Ceremonie, die wörtlich Scheitelwasche genannt wird, wird von dem Oberpriester an einem dunkeln Orte vorgenommen, wohin keines Menschen Blicke dringen können. Es werden aus einem kupfernen Gefäße auf den Scheitel des Neophyten einige Tropfen Wasser aufgegossen, wobei der Priester die Götter bittet, diesem neuen Gliede der Sangha oder Gemeinde alle Sünden zu erlassen, die es vor, während und nach seinem Leben begangen habe und begehen werde, daß sie diesem neuen Gläubigen beistehen möchten in seinen Bestrebungen, das Herz zu reinigen, und zur Vollkommenheit zu gelangen [45]). Wir haben, wie gesagt, weder in den Buddhistischen Schriften der Chinesen, noch in den den Buddhismus der andern Völker Asiens beschreibenden Werken eine Spur von dieser merkwürdigen Ceremonie gefunden, obgleich in dem Leben des Kobu, von dem wir unten unter d. Art. **Kobu** sprechen werden, ausdrücklich behauptet wird, daß er in China vermittels Besprengung durch Wasser zum Priester geweiht worden sei [46]).

Die Dairi stellten sich selten an die Spitze des Heeres; unternehmende Generale, welche auf die Liebe ihrer Truppen und auf die Ergebenheit der Lehensfürsten zählen konnten, entrissen nach und nach den angestammten Fürsten ein Recht nach dem andern. Im J. 1180 uns. Zeitrechnung ereignete sich ein Vorfall, wodurch zuerst auf eine dauernde Weise die weltliche Macht der Dairi untergraben wurde. Taira-no Kiyo-mori ließ den alten Dairi Go Ziro kawano Fowo einsperren. Dieser unglückliche Fürst schickte alsdann im Geheimen zu Jori tomo, der seit dem J. 1160 in Verbannung lebte, und bat ihn, alsbald herbei zu eilen, um seine Fürsten aus der Gefangenschaft zu befreien. Jori tomo warb Truppen an, und vernichtete in wenigen Jahren alle Feinde des regierenden Hauses. Zur Belohnung dieser großen Verdienste ward Jori tomo im J. 1192 von dem 82. Dairi zum Sio i dai seogun (Tsching i ta tsiang kiun) oder zum großen General, der die Barbaren bekämpft, ernannt. Seit dieser Zeit ward die Macht der Dairi täglich geringer, sodaß heutigen Tags diesen Fürsten kaum ein

42) Fa kiaï ngan li tu Bd. I. Bl. 2. v. Annales VI. 43) Annales 34. Illustrations of Japan 299. 44) Annales 50.

45) Annales 95. In einem japanischen Werke heißt es: Bei der Taufe werden alle Götter angerufen. Wenn Jemand in die Classe der Priester tritt, wird ebenfalls Wasser auf sein Haupt gegossen, wobei dann die Götter angerufen werden, daß sie ihn von den Sünden der drei Reiche befreien mögen, damit sich sein Herz in Reinheit zu ihnen wenden könne. Illustrations of Japan 301. 46) Illustrations of Japan 289.

Schatten ihrer ehemaligen Größe geblieben ist. Die Seogun sind in der That die Herrscher des japanischen Reiches; sie vererben ihre Macht auf ihre Nachkommen, wie andere erbliche Fürsten. Die Dairi werden von ihnen als Oberhäupter der Religion geehrt, und die Unkosten, welche ihre zahlreiche Hofhaltung dem Lande verursacht, werden von den Seogun bestritten. Doch sind die niedrigen Beamten des Hofes so schlecht bezahlt, daß sie mit allerlei Gewerben ihren Unterhalt sich verschaffen müssen.

Das Reich Japan besteht aus drei großen Inseln: Nippon (Sonnenausgang), Kiu siu (neun Provinzen), Sikok (vier Reiche) und aus einer Menge kleiner Eilande und Felsen, deren Anzahl sich nach japanischen Angaben auf 3511 beläuft, wovon aber gewöhnlich nur zwölf ihrer Wichtigkeit wegen namentlich aufgeführt werden. Es gehören überdies mehre auswärtige Besitzungen zu diesem Reiche, wie Jeso und die südlichsten Kurilen Kunasiri (Kunaschir) Tschikoton, Jetorop und Urup; die östlich von Nippon gelegenen Mo nin, oder menschenleeren Inseln und der südliche Theil der Insel Tarakai oder Krasto, von den Japanern auch Kita Jeso oder das nördliche Jeso genannt. Korea und die Lieou kieou Inseln, welche von dem japanischen Stolze zu ihren auswärtigen tributpflichtigen Ländern gezählt werden, sind in der That dem chinesischen Reiche unterworfen. Der Umfang aller der von den Japanern zu ihrem Reiche gerechneten Länder beläuft sich, Lieou kieou mitgerechnet, nach einheimischen Karten auf 7520 □Meilen. Rechnet man für die Lieou kieou Inseln von dieser Summe 125 □Meil. ab, so bleiben für die wirklich zu Japan gehörigen Länder 6395 □Meil. mit einer Bevölkerung von 25 Millionen Einwohnern[47]). Das japanische Reich zerfällt jetzt noch wie ehemals in acht Kreise, und diese wiederum in 68 Districte. I. Der Kreis innerhalb der fünf Residenzen, so genannt, weil die Einkünfte dieser Provinz vor Alters zur Unterhaltung des kaiserlichen Hofes bestimmt waren, mit fünf Districten. II. Kreis des östlichen Meeres mit 15 Districten. III. Kreis der östlichen Berge mit acht Districten. IV. Kreis des nördlichen Landes mit sieben Districten. V. Kreis links oder nördlich vom Berge mit acht Districten. VI. Kreis rechts oder südlich vom Berge mit acht Districten. VII. Kreis des südl. Meeres mit sechs Districten. VIII. Kreis des westlichen Meeres mit eilf Districten[48]). *(Karl Fried. Neumann.)*

Japanerde, s. Catechu.

Japanholz, s. Rothholz.

Japanisches Jahr, s. unter Jahr.

JAPANISCHES MEER, ein noch wenig bekanntes, stürmisches Meer, das sich im Süden bis an die Halbinsel Korea erstreckt und durch die gleichnamige Straße mit dem gelben Meere verbunden wird, nach Norden hin zu dem tatarischen Meerbusen sich verengert und durch die Meerenge von Peyrouse mit dem ochotzkischen Meere in Verbindung steht, im Westen die Mandschurei, im Osten aber die japanischen Inseln Nippon und Jesso zu Küsten hat, hier durch die Straße Sangaar oder Matsmai mit dem stillen Meere vereinigt wird und die Busen Aniva, Stroganoff und andere darbietet. *(R.)*

Japara (Schapara) auf Java, s. Schapara.

Japetos (Mythol.), s. Titanen.

Japha (Japho), s. Joppe.

JAPHET ist nach der Aussprache der LXX (*Ἰάφεθ*, hebräisch יֶפֶת) Name des dritten, nicht ersten Sohnes (*Bochart.* Phaleg. III, 1) von Noah (s. Schelling, Über die Geburtsfolge der Söhne Noah in Eichh. Repertor. für bibl. und morgenl. Lit. 17. Bd. S. 1 fg.), welcher 1 Mos. 5, 32. 7, 13. 9, 18 fg. 10, 2 fg. 21. 1 Chron. 1, 4. 5 genannt wird. Der Name ist nach dem Geiste jener Relation offenbar mythisch (s. de Wette, Krit. der israel. Gesch. 2. Bd. S. 72) und weist, als Ableitung von פָּתָה, die Ausbreitung, worauf der Erzähler 1 Mos. 9, 27 selbst wörtlich anspielt, auf eine geographische Beziehung hin. In der ethnographischen Urkunde 1 Mos. 10 steht Japhet als eines der drei Stammglieder da und ist Personificirung oder Symbol derjenigen Völker- und Ländermassen, die im Norden und Westen von Sem, d. i. demjenigen Erdstriche liegen, welcher einen geraden Gürtel bildet vom mittelländischen Meere, als der sichtbaren Abendgrenze, bis nach der durch die Phantasie geschaffenen Grenze im Morgen, oder der in Syrien und Palästina anhebt, sich östlich nach Assyrien und Persien wendet und sich dann mit der dunkeln Sage in unbekannter Begrenzung etwas südlich hinab verliert. Sofern die Bewohner Phönikiens und Kanaans wohl wußten, wie ungeheuer weit nach Abend hin der nördliche Landstrich über ihren eigenen fortrage, und daß, so weit nur ihre Kunde reichte, kein Aufhören des unermeßlichen Landes und der darin wohnenden Nationen sei,

---

47) Von Siebold Nippon I, 20 fg. 48) Die ältere Literatur über Japan findet man in der Vorrede zu der engl. Übersetzung des bekannten Werkes von Kämpfer, das später erst von Dohm im teutschen Originale (Lemgo 1777—1779) bekannt gemacht wurde. Die neuere ist bis zum Jahre 1831 vollständig verzeichnet in dem Catalogue des livres de M. *Abel Rémusat* (Paris 1833). Seit der Zeit erschienen die von uns mehrfach angeführten Werke. 1) Nipon O Dai Itsi Ran, ou Annales des Empereurs du Japon, traduites par M. *Isaac Titsingh*, avec l'aide de plusieurs interprètes attachés au comptoir Hollandais de Nangasa ki; ouvrage revu, complété et corrigé sur l'original Japonais-Chinois, accompagné de notes, et précédé d'un aperçu de l'histoire mythologique du Japon, par M. *J. Klaproth* (Paris). Printed for the oriental translation fund. (London 1834. 4.) 2) Nipon, Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern: Jezo mit den südlichen Kurilen, Krasto, Kooraï und den Liukiu-Inseln, nach japanischen und europäischen Schriften und eigenen Beobachtungen bearbeitet von Ph. Fr. von Siebold; ausgegeben unter dem Schutze Sr. Majestät des Königs der Niederlande (Leyden 1832—1835 fol.) Vier Lieferungen. 3) Bijdrage tot de Kennis van het Japansche Rijk, door *J. F. van Overmeer Fischer*, ambtenaar van neêrlandsch Indie, laatst te Japan. Met Platen (Te Amsterdam 1833). 4) Über den Handel der Europäer mit Japan, vergl. Geschiedkundig Overzigt van den Handel der Europezen op Japan, door *G. F. Meijlan.* Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. 14. Deel (Batavia 1833). 5) Über die Münzkunde: Verzeichniß der chinesischen und japanischen Münzen des k. k. Münz- und Antikenkabinets in Wien. Nebst einer Übersicht der chinesischen und japanischen Bücher der k. k. Hofbibliothek von Stephan Endlicher (Wien 1837).

während im Süden von ihnen das Meer und meerartige Sandwüsten überall entgegenkamen, wurde das Symbol jener nördlichen Völkermassen ganz passend Japhet, verbreitet, Verbreitung genannt. So sind nun auf ihn die Kimmerier, die transkaukasischen Völker zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, die Meder, Jonier, Tibarener am Pontus, Armenier, Thrakier, die Bewohner von Hellas, Tartessus, Cypern, und in den Anpflanzungen, Küstengebieten und Städten der Phönikier am Mittelmeere als ihren Stammvater zurückgeführt. Der Segen, womit dieser 1 Mos. 9, 27 belegt wird, läßt wenigstens zur Zeit des Referenten ein freundlicheres Verhältniß dieser Völkerschaften, als der Hamiten und besonders der Kanaaniter, zu den Semiten voraussetzen. Die Namensähnlichkeit führte schon Bochart a. a. O., und dann Buttmann (Mythol. 1. S. 222) auf eine Combination Japhet's mit dem Titanen Japetos, welcher in der griechischen Mythologie auch an der Spitze des Menschengeschlechts steht, Vater des Prometheus und Epimetheus, Symbolen der ersten Menschheit, Gatte der Asia, bei den Phrygiern der oberste Gott des Himmels ist, und dessen Name von den Semiten nach ihrer Sprache nur glücklich gedeutet worden sein soll. Da jedoch der deutlichen Semitischen Etymologie nur ganz unsichere Vermuthungen aus andern Sprachstämmen entgegengesetzt werden können, so ist der Name nicht vom Semitischen Boden loszureißen und scheint vielmehr aus diesen Kreisen nach Norden und Westen sich verbreitet zu haben.

Die Araber rechnen Japhet unter die Zahl der von Gott gesandten Propheten. Ihr reicher, aber für dieses hohe Alterthum in allem, was über die biblischen Nachrichten hinausgeht, unhistorischer Sagenschatz berichtet, Noah habe diesem Sohne nach der Sündfluth die Länder auf der Ost- und Nordseite von Armenien zum Antheil gegeben, auch vor seinem Ausbruche den Wunderstein geschenkt, welcher mit dem großen Namen Gottes (اسم عظيم) beschrieben, die Kraft besaß, nach Belieben Regen vom Himmel herabzubringen, und vermöge dessen Noah selbst die Arche ohne Ruder und Steuer auf den Wassern geleitet hatte. Nachmals wurde Japhet der Stammvater der Türken und Barbaren (deshalb beigenannt ابو الترك والاعاجم) nach deren verschiedenen Geschlechtern. Es werden ihm nämlich eilf Söhne zugeschrieben, die dann wieder Gründer besonderer Völkerschaften wurden: Tschin oder Sin (Chinesen), Seklab (Slawen), Manschudsch (Scythen), Gomari, Turk (Türken), Khaladsch (ein türkisches Geschlecht), Khozar (die Khozaren), Rus (Russen), Sussan, Ghaz und Taradsch (Turkomanen). Siehe Herbelot u. d. A. Jafeth und *Hottingeri* Histor. oriental. p. 37. 38. (*G. Stickel.*)

JAPHIA (יָפִיעַ), 1) Name eines palästinensischen Ortes im Stamme Sebulon, welcher Jos. 19, 12 erwähnt wird. Seine Lage ist nach dieser einzigen Stelle nicht ganz genau, nur ungefähr der Richtung nach bestimmbar. Wie öfterer im Buche Josua wird hier die Grenze des Stammes Sebulon von einem mittlern Punkte aus nach der einen Seite in ihrem Laufe gen Westen und dann wieder von demselben Punkte aus nach der andern Seite in ihrem Laufe gen Osten beschrieben. Dieser Mittelpunkt ist Sarid, welches ungefähr gleichweit vom westlichen Mittelmeere und dem östlichen Tabor gelegen war. Nach den Worten: (die Grenze) „kehrt sich von Sarid östlich gen Sonnenaufgang bis an die Grenze von Kisloth-Tabor, und läuft nach Dabrath und steiget hinauf gen Japhia" ist, man mag sich Sarid so nahe, wie man will, am mittelländischen Meere denken, Japhia in keinem Falle am Karmel und in der Nähe des mittelländischen Meeres, sondern östlich, unweit des Sees von Tiberias, und wegen des Ausdrucks „Aufsteigen" (cf. *Rosenmüller* Schol. in Jos. 15, 3. 19, 11) jedenfalls nördlicher als Dabrath und Tabor, ungefähr da zu suchen, wo es auf der Karte über Palästina von J. C. Grimm steht. Die Combination Winer's (Bibl. Realwört. u. d. W.) mit Sykaminon, einer Stadt am mittelländischen Meere zwischen Ptolemais und Cäsarea (Ptolem. 5, 15.), die nach Euseb. (unter *'Ιαφέδ*) auch *'Ηφά* hieß, ist demnach nicht zulässig; ob mit dem Jebba des Plinius (H. N. 5, 17.), ist nie zu entscheiden, weil wir über dessen Lage nichts wissen. 2) Name des Königs von Lachisch zur Zeit Josua's, von dem er mit vier andern kanaanitischen Königen geschlagen und getödtet wurde. Jos. 10, 1—27. 3) Name eines der Söhne David's, die ihm in Jerusalem geboren wurden, 2 Sam. 5, 15. 1 Chron. 3, 7. (*G. Stickel.*)

Japis (Myth.), s. Japyx.

JAPODES. Die Japodes, oder, wie sie auch genannt werden, Japydes, sind ein rohes Bergvolk in Illyria Barbara oder Romana, von welchen der Landstrich, den sie bewohnten, Japydia hieß. Wie alle illyrischen Völkerschaften (Liburner, Dalmater) stammten sie wahrscheinlich vom großen thrakischen Völkerstamme, und waren immer weiter nach Westen geschoben worden. Die eigentlich historischen Nachrichten über sie verdankt man den Römern, besonders den Feldzügen, welche Augustus gegen sie unternahm. Daher auch Strabon im siebenten Buche seiner Geogr. Vieles von ihnen erzählt. Nach ihm tättowirten sie sich und wurden deshalb von ihm *κατάστικτοι* genannt, ähnlich den wilden Bewohnern des nördlichen Englands, welche die Römer des Tättowirens wegen Picti nannten. Nach Strabon a. a. O. wohnten sie an dem Gebirge Albion, und mögen sich, wie Mannert glaubt, am westlichen Abhange desselben am cirknitzer See bis nach Fiume ausgedehnt haben. Dieser Theil des Volks unterwarf sich leicht den Römern. Die größere und streitbarere Anzahl indessen hatte ihre Wohnungen und Festungen innerhalb der mehren Reihen des Gebirges Albula, an den Quellen des Kolaps oder Kolapisflusses (der j. Kulpa), und von da weiter östlich und südöstlich; folglich in der westlichen Hälfte des heutigen Kroatiens. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Japu, Japu cassicus, s. Cassicus.

JAPURÁ, nördlicher Seitenfluß des Amazonenstromes. Sein Name soll von einem ausgestorbenen Indierstamme abgeleitet worden sein (Monteiro), wird von Cazal Hyupurá, von Martius (dem wir fast allein unsere Kennt-

niß jenes Stromes verdanken), Yupurá geschrieben. Da der Name Japurá der in den amtlichen Schriften der brasilischen Regierung gewöhnliche ist und auch ausschließlich unter den Bewohnern der Provinz Rio negro zur Bezeichnung des fraglichen Flusses gebraucht wird, so haben wir ihn den andern vorgezogen. Der Japurá wird durch zwei in der Gegend des Bergzuges von Arará coara (0° 38′ südl. Br., 75° 24′ westl. Par.) sich vereinende Flüsse gebildet; den Caquelá der spanischen Amerikaner (den eigentlichen Japurá) und den Rio de los Engaños (Tauarimani). Der erstere entspringt auf dem östlichen Abhange des Paramo de Iscanzé, welcher die ehemalige Provinz Quito's, Sucumbios, begrenzt, und erhält manche Zuflüsse aus der waldigen Region von Mocoa, zum Theil selbst aus den höheren Andengegenden, z. B. Rio St. Pedro, Santa Cruz, Arevalo, Sucio, Pato, Tango, Tabaqueros, Cascabeles, Iscanzé u. s. w. Die Quellen des Rio des los Engaños sind unbekannt, liegen aber wahrscheinlich ebenfalls am östlichen Abhange der Anden. Von dem Lande zwischen dem Fuße der Anden bis Arará coara ist wenig oder nichts bekannt. Nur die Franziskaner besaßen dort Missionen, scheinen aber nie sehr weit nach O. vorgedrungen zu sein; indessen geht unter den Brasiliern in Ega u. s. w. die Sage, daß weite, aber steinige Ebenen die höhere Region der mit zahlreichen Fällen unterbrochenen Ströme bilden sollen. Bei Arará coara hat der Strom einen granitischen Berg durchbrochen, und bildet, von sehr steilen Felswänden eingeschlossen, einen etwa 60′ hohen Fall. In geringer Entfernung weiter hinab erreicht er eine Breite von 200′ und erinnert an seinen Ursprung und die steinige Natur seines Bettes durch den raschen Lauf (½—¾′ in 1 Secunde), die Klarheit und grünliche Farbe seiner Gewässer. Weiter hinab nehmen die Ufer eine zahmere Gestalt an, nur an den Barrancos de Dacari steigt das linke mehr als 100′ empor. Bei Pussu açu steht der Granit wieder zu Tage aus, bildet mehre gefährliche Wirbel, kommt aber nicht unterhalb des kleinen nördlichen Beiflusses Juy weiter vor. In der Gegend der Einmündung des beträchtlichen Beiflusses Uvania mißt der Japura gegen 150 Klaftern in der Breite. Der Meta und Miritiparana verdienen unter den übrigen Confluenten Nennung. Die Ufer sinken immer mehr ab, bis sich die Serra de Cupati plötzlich gegen 600′ über den Spiegel des Flusses erhebt und ihn zwingt, sich über zwei Fälle (1° 18′ südl. Br.) hinabzustürzen. Nach Überwindung dieses letztern Hindernisses tritt der eben nur auf 120 Klaftern eingeengte Strom in die großen Ebenen des Amazonas hinaus, die auf dieser Seite an dem isolirt aufstrebenden Sandsteinberge von Cupati eine natürliche Grenze finden. Bald nimmt die Breite auf ½—⅙ Seemeile (20 = 1°), die Tiefe in der Mitte auf 20—30 Kl., die Schnelligkeit auf 5—6 Seemeilen zu. Die Masse der Gewässer wird noch durch die Verbindung mit dem Apoporis vermehrt, dessen Mündung (1° 22′ südl. Br., 72° W. Par.) 200 Kl. Breite hat, der etwa 60 Seemeilen nordnordöstlich entspringen soll, aber wegen seiner 16 Fälle selten befahren worden ist. S. Joao de Principe war (zu Martius' Zeit) die westlichste Niederlassung der Portugiesen; dieses armselige Dorf ging 1830 durch Entvölkerung völlig ein, und wahrscheinlich hat auch seitdem ein gleiches Schicksal den Ort Maribi (1° 52′ südl. Br.) betroffen, der gegen 1770 gegründet nur von uncivilisirten Indierstämmen bewohnt wird, namentlich von Pasés und Coerunas. Von Maribi abwärts stellt der Strom ganz das Bild des Amazonas im Kleinen vor. Seine Gewässer sind mit erdigen Theilen verunreinigt, ein dichter Urwald bedeckt die niedrigen völlig ebenen Ufer, das Strombett theilt sich in vielfache Arme und steht oft mit großen Uferseen in Verbindung. Die Einmündung in den Amazonenstrom (Solimoês) gegenüber Ega geschieht durch mehre Mündungen, von denen eine gegen eine Seemeile breit ist. Das Gebiet des Japurá wird von Martius zu 9800 □ Meilen (20—1°) geschätzt, sein Fall in einer Länge von 160 Seemeilen zu 200′. Die geognostischen Verhältnisse sind sehr einfach; Sandstein unter drei Hauptformen erstreckt sich bis zu dem Seitenstrome Juy und bildet den Berg von Cupati; Granit herrscht in dem höheren Stromgebiete, und wahrscheinlich reiht sich an diesen der Glimmerschiefer grade so, wie in dem peruanischen Confluenten des Amazonenstromes, dem Huallaga, mit welchem der Japurá überhaupt manche Übereinstimmung, namentlich in Bezug auf seine Flora, darbietet. Die Bewohner der Uferländer sind ohne Ausnahme Indier, sehr roher Art, zum Theil sogar gefürchtete Menschenfresser (Miranhas), die durch ihre Verbindung mit den Brasiliern von Ega und Coary täglich mehr verdorben, oder doch angetrieben werden zu den Raubzügen und Versuchen Sklaven zu erbeuten, durch welche das Land außerordentlich entvölkert, der Verbreitung einer menschlichen Bildung unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt werden. Die sehr große Ungesundheit der ganzen Gegend hielt jedoch in neuern Zeiten die brasilischen Speculanten nicht von Expeditionen ab, die den Rio de los Engaños sehr weit befahren, um Sarsaparilla, den einzigen Stapelartikel des Japura, aufzusuchen. Große Feindlichkeit der Eingebornen und die Ausrottung jener Arzneipflanze hatte schon 1831 diese Unternehmen wieder sehr herabgebracht, und 1832 ging nur eine Expedition nach der oberen Stromgegend aus der Provinz Rio negro ab. Bekannt war dieser Strom zwar schon den ersten Eroberern, allein seine Geographie ist nur erst in den neueren Zeiten aufgeklärt worden, namentlich hat die span.-portugies. Grenzcommission (1780—1789) bei ihrer Bereisung des Japura bewiesen, daß die ehedem allgemein angenommene Verbindung jenes Flusses mit dem Orinoko eine Fabel sei. (*E. Poeppig.*)

Japydes (alt. Geogr.), s. **Japodes**.

JAPYDIA. Das Land der Japodes (siehe Japodes). In der römischen Statistik wird so bezeichnet eine der drei Provinzen der **Illyria Barbara** oder **Romana**, mit der Hauptstadt Metulon, jetzt Metling. Strabon, welcher im siebenten Buche seiner Geogr. die Umgegend dürftig nennt, denn sie brachte nur Hirsen und Spelt hervor, führt noch Arupinum, Monetium und Vendum, jetzt Avendo, als Städte dieses Landstrichs an.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

JAPYGIA, *Ἰαπυγία*, wird in weiterer und engerer Bedeutung genommen. In weitester Bedeutung ist es der Name des südöstlichen Küstenlandes von Unteritalien, welches die Römer Apulia und Calabria nannten, reichte vom Berge Garganus bis zum Vorgebirge Japygium, und ward westlich und nordwestlich von Samnium und Lucania begrenzt. In dem nördlichen Theile unterschied man zwei Landschaften Daunia und Peucetia, in dem südlichen, oder in der eigentlichen Halbinsel Calabria, Messapia und Salentina. Es war dieses Land der Sammelplatz vieler Völker in alten Zeiten gewesen. Italienische Urvölker, Kreter, Illyrier und Griechen verschiedener Stämme, waren hier zusammengestoßen, daher Skylax (S. 11 vergl. Gronovius zu dieser Stelle) meldet, daß hier fünf Sprachen oder Mundarten üblich gewesen, die freilich zu Strabon's Zeit, namentlich in Daunia und Peucetia, nicht mehr stattfanden, denn er sagt, auf obige Nachricht Rücksicht nehmend, daß die Einwohner gleiche Sprache redeten, gibt jedoch zu, daß dies früher anders gewesen sein könne. Die ältern Griechen gebrauchen Japygia schlechthin für Apulia, so Polybius III. S. 239, der aber die Halbinsel mit begreift, und bemerkt, daß Japygia sich in drei Benennungen unterscheide, nämlich in Daunii, Peuketii und Messapii. Ebenso läßt Dionysius (Per. V, 379) die Völker der Japyges bis Hyrion, d. i. zur Landzunge, auf welcher der Garganus liegt, sich erstrecken. Diese, den Griechen eigene Benennung des Landes und der Bewohner, scheint mit der Benennung, deren sich die Eingebornen bedienten, aus einem Namen geflossen und Japygia und Apulia dasselbe Wort zu sein. Die gelehrten Römer, welche gern die Griechen nachahmten und in der Poesie der Sprache einen Schmuck zu verschaffen suchten, gebrauchten daher für Apulus das griechische Wort Japyx und Japygius, wie Virgil Aen. XI, 247 und Silius I, 50. III, 708 thun, allein die prosaischen Schriftsteller gebrauchen die einheimischen Namen Apulus und Apulia. Was den obern Theil von Japygia betrifft, so reichte Daunia vom Garganus, den die Griechen Drion, *Δρίων*, nennen, wofür im Skylax offenbar fehlerhaft Arion steht, bis gegen Barium (*Strabo* VI. p. 280). Es hatte nach Festus S. 114 seinen Namen von Daunus, einem berühmten Manne illyrischer Nation, der, wegen Unruhen in seinem Vaterlande, ausgewandert war und sich hier festgesetzt hatte. Während eines Krieges, den er führte, kam Diomedes an und unterstützte ihn, wofür ihm Daunus seine Tochter und ein Landgebiet (**Diomedis campos**) überließ. *Antonin.* lib. 37. *Plin.* III, 16. Von Tzetzes zu Lykophron und von diesem selbst 619 fg. wird die Sache anders erzählt. Diomedes vernichtete hier zwei Völkerschaften, die Monadi und Dardi, und zwei Städte, Apina und Trica, erbauete dagegen Argos Hippion, das später Argyrippa, und endlich Arpi genannt wurde (*Plin.* l. c. *Virgil.* Aen. XI, 242. cum *Serv. Liv.* XXV, 12). Außerdem werden bis neun Städte in Daunia aufgeführt. Der zweite Theil von dem obern Japygia begriff die Städte Barium, Rudiä, Egnatia und hieß Peucetia von Peucetius, dem Bruder des Önotrus, der sich nach Dionysius Halik. I, 11 und 13 vergl. *Strabo* VI. l. c. mit arkadischen Völkern 15 Menschenalter vor dem trojanischen Kriege hier am ionischen Busen ansiedelte. Die Landschaft war rauh und bergig. Die Peucetii wurden von den Römern Pediculi gewöhnlich genannt. Beide, die Daunier und Peucetier, hatten früher Könige (*Strabo* VI. l. c. In engerer Bedeutung begreift Japygia aber bei den Griechen blos die Halbinsel, welche durch eine von Brundusium über Uria nach Tarentum gezogene Linie, welche eine starke Tagereise zu 310 Stadien beträgt, abgeschnitten wird (*Strabo* VI. p. 279. *Herodot.* VII, 170. *Thucyd.* VII, 33. *Arist.* Polit. VII, 10. *Scylax* p. 10 und 26. *Strabo* l. c. bemerkt, daß diese Halbinsel gleichbedeutend auch Calabria, Messapia und Salentina genannt werde. Der erste Name ist bei den Römern der gebräuchlichste, wiewol er den Griechen nicht unbekannt war (*Dionys.* Per. 378). Vorzugsweise wird aber die Gegend um Brundusium, welche die Hauptstadt der Calabrer war, mit Calabria bezeichnet. Diese Stadt wurde von Kretern, nach Einigen unter Theseus, nach Andern unter Japyx angelegt, aber späterhin wieder verlassen (*Strabo* VI, 282). Südlich den Calabrern werden die Messapier unterschieden, ihre Landschaft hieß Messapia, wenngleich, wie erwähnt, von den Griechen dieser Name auch für die ganze Halbinsel Japygia gebraucht wurde. Sie soll ihren Namen haben von Messapos, welcher aus dem anthedonischen Gebiete in Böotien eine Colonie nach Japygia ausführte, und das Land nach sich benannte (*Strabo.* IX. p. 405. *Plin.* III, 16. *Virgil.* Aen. VII, 691). Die Messapii grenzten an das Gebiet von Tarent (*Pausan.* X, 10 *Stephan.*, v. *Messapos*). So viel sich aus Herodot (VII, 170) schließen läßt, waren Messapier schon vorhanden, als Kreter ankamen und Hyria erbaueten, und aus den Kretern messapische Japyges, *Ἰήπυγες Μεσσάπιοι*, wurden. Nach Konon (bei Photius narrat. 25) kamen die aus Sicilien nach der südöstlichen Halbinsel verschlagenen Kreter zu den Japyges, und diese waren demnach schon vorhanden. Von Hyria aus erbaueten oder besetzten sie andere Städte, namentlich den Ort, der nachmals von den spartanischen Ankömmlingen eingenommen und nach einem Heros Taras Tarentum genannt wurde. *Strabo* VI. p. 279. *Plinius* III, 16 nennt eine Stadt Messapia, die offenbar diesen Messapiern zugehörte. Die Spitze der Halbinsel um das Vorgebirge Japygium, das auch Salentinum heißt, wohnten die Salentini, welche ebenfalls kretischer Abkunft sein sollen (*Strabo* l. c.). Ihre Landschaft hieß Salentina und reichte auf der südwestlichen Seite bis Baris, nachher Vereton genannt, auf der nordöstlichen nach Salentia, das späterhin Soletum hieß *Plin.* III. l. c. *Stephan.* s. v. *Σαλλεντία*). Zu diesem kleinen Gebiete gehörte auch das Städtchen Leuca. Die dortige Küste hieß Leuternia, wo sich, der Sage nach, trojanische Flüchtlinge, wie zu Siris am innern Meerbusen von Tarent, niedergelassen hatten (*Lycophron.* v. 978 cum schol.). Wiewol auf diese Art mit möglichster Behutsamkeit die Theile von Japygia im engeren Sinne bestimmt sind, so ist doch eine völlige Sicherheit nicht zu erreichen, wie die

Versuche aller Alterthumsforscher an den Tag legen. In der ganzen Halbinsel Japygia zählte Strabon 13 Städte. (*Pet. Fried. Kanngiesser.*)

JAPYGIUM, Ἰαπυγία ἄκρα, wurde auch Salentinum von den angrenzenden Salentinern genannt, und ist die weit in's ionische Meer hervortretende Landspitze Japygia's, welche den tarentinischen Meerbusen so im Osten, wie das Vorgebirge Lacinium im Westen schließt. S. Japygia. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

JAPYX, Ἰάπυξ, war, der Sage zufolge, der Sohn des Dädalos, der ihn mit einer Kreterin erzeugt hatte, und führte die früher in Sicilien eine Zeit lang angesiedelten Kreter nach der südöstlichen Halbinsel (jetzt Terra d'Otranto), wo er sich niederließ. Von ihm sollen das Vorgebirge Japygium (jetzt Capo di Lecce oder di Leuca), die Halbinsel und das daran stoßende Apulien Japygia, die Einwohner dieser Küstenländer Japyges und ein Küstenfluß Japyx benannt worden sein (*Strabo* VI. p. 279. *Plin.* III, 16. *Diodor.* IV). Nach Antoninus (lib. fab. 31) war Japyx ein Bruder des Peucetius und Daucus. Auch derjenige Wind, welcher den nach Epirus und Griechenland Schiffenden in den Rücken wehete und grade von der Küste Japygia's kam, wurde Japyx genannt. Er war ein West-Nord-West-Wind und wehete gewöhnlich bei klarem Himmel, daher ihn Horaz mit dem Eigenschaftsworte albus schmückt (*Horat.* Od. I, 3. III, 27. *Gellii* Noct. Attic. II, 22. Vergl. Japygia. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

JAPYX (richtiger Japis), wird Äneas' Arzt genannt (*Virg.* Aen. XII, 391). Die Handschriften und Ausgaben wechseln mit beiden Lesarten (s. Heyne das.). Servius leitet den Namen von ἰᾶσθαι ab. (*Schincke.*)

JAQUELOT (nicht Jacquelot) Isaak, geboren zu Vassy in der Champagne am 16. Dec. 1647 (nicht 1674, wie Krug in s. philos. Wörterbuche angibt), ein gelehrter protestantischer Theolog und in seiner Vaterstadt sehr beliebter Kanzelredner, die er aber nach dem Widerrufe des Edicts von Nantes verlassen mußte. Er begab sich zuerst nach Heidelberg, wo er sich einige Zeit aufhielt und von dem Kurfürsten von der Pfalz verschiedene Zeichen der Hochachtung erhielt; sodann im J. 1686 nach dem Haag, wo er eine Anstellung erhielt. Der König von Preußen, der von seinen homiletischen Gaben und Vorzügen erfahren hatte, berief ihn nach Berlin als Hofprediger und zugleich als Pfarrer der französischen Colonie. Er starb daselbst am 20. October 1708 im 61. Jahre seines Alters am Schlagfluß. Als Schriftsteller hat er sich besonders als Vertheidiger des Christenthums gegen Jurieu und Bayle durch eine Reihe von Streitschriften bekannt gemacht. Seine Hauptwerke sind: 1) Dissertation sur l'existence de Dieu par la réfutation du syst. d'Epicure et de Spinoza à la Haye 1697, nouv. edit. Paris 1744). 3 Vol. 12. (Diese Schrift wird von verschiedenen Kritikern, z. B. dem Abbé Houteville, dem Verfasser der Trois siècles etc. sehr gelobt, und in Hinsicht auf Methode, Kraft und Bündigkeit des Raisonnements der gleichnamigen Schrift Fenelon's vorgezogen. Nach Krug's Behauptung (philos. Wörterb. u. *Jacquelot*) soll sich aus derselben ergeben, daß J. nur ein scheinbarer Gegner, eigentlich aber ein verkappter Freund der Spinozismus gewesen sei; dies klingt ziemlich unwahrscheinlich; wir müssen es jedoch, da jene Dissertation uns nicht vorliegt, dahin gestellt sein lassen); 2) dissertation sur la messe, où l'on prouve aux juifs que Jésus-Christ est le Messie promis et prédit dans l'ancien testament (à la Haye 1699). (Eine Fortsetzung der vorigen Schrift, jedoch wegen ihres gelehrten Apparats weniger populär und bekannt); 3) traité de la vérité et de l'inspiration des livres du vieux et du nouveau testament (Rotterdam 1715); (die vorzüglichste der J'schen Schriften, bei der man jedoch bedauern muß, daß er nicht die letzte Feile an dieselbe legen konnte); 4) Choix de Sermons (Génève 1721). Auch schrieb J.: Examen d'un écrit (von Sam. Werenfels) qui a pour titre: judicium de argumento Cartesii pro existentia Dei etc., worüber mehre Streitschriften erschienen; s. Journal des savans 1701, hist. des ouvrages des savans 1700—1701 und nouvell. de la républ. des lettres 1701—1703. Nach Barbier (Dictionnaire des Anonymes n. 10,809) und Andern (s. z. B. den Art. Jacquelot in the Cyclopaedia or universal dictionary of arts, sciences and literature by *Abr. Rees* (London 1819. Vol. XVIII) soll J. auch den Tableau du socinianisme 1690 (gegen den Prediger Jurieu) geschrieben haben, was indessen J. selbst beständig in Abrede gestellt hat. Gegen Bayle schrieb er eine conformité de la foi avec la raison etc. (Amsterd. 1705), worauf Bayle in der Reponse aux questions d'un provincial t. III. antwortete; J. aber durch ein Examen de la théologie de Mr. B. und Bayle durch Entretiens de Maximo et de Themiste, ou réponse à l'exam. etc., die übrigens erst 1607 nach J.'s Tode herauskamen. J.'s Leben ist beschrieben in einer Beilage zu der pariser Ausgabe der sub 1) erwähnten Dissert., und in einer eigenen Biographie von David Durand (la vie de Jaquelot [Londres 1785]). (*K. H. Scheidler.*)

Jaques, s. Jacob.

JAQUES, ein kleiner Fluß Nordamerika's, welcher in der britischen Colonie Neu-Braunschweig entspringt und innerhalb dieser Colonie in den Fluß St. John sich ergießt. (*J. C. Schmidt.*)

JAQUES-DES-BLATS (St.), Dorf im Canton Vic-en-Carladez des Bezirks von Aurillac im französischen Departement des Cantal. Es zählt 1200 Einwohner, und ist einer der höchsten bewohnten Orte Frankreichs, am südwestl. Fuße des 5720 par. F. hohen Plomb du Cantal und auf der Sohle des Thales der Cère in 3037 par. Fuß absoluter Höhe gelegen. Unweit davon liegt die Quelle der Cère auf der Culmination der durch das Dorf und über das Cantalgebirge führenden Kunststraße von Aurillac nach Murat, in 3989 par. Fuß über dem Meere. (*Klaehn.*)

JAQUET (Katharine), geboren den 1. März 1760 zu Grätz im Herzogthume Steiermark, die Tochter eines Schauspielers, folgte ihrem Vater schon als Kind nach Wien. Bei dem dortigen k. k. Nationaltheater widmete

sie sich ebenfalls der Bühne, welche sie in ihrem zehnten Lebensjahre (1770) zum ersten Male betrat. Eine feste Anstellung erhielt sie im J. 1773. Ihren Ruf, als ausgezeichnete Künstlerin begründete sie (1779) für immer als Elwine in dem Trauerspiel Percy. Ihre eigentliche Sphäre waren Charaktere der höhern Tragödie. Doch erntete sie auch im Lustspiele Beifall ein, besonders in der durch Marivaux beliebt gewordenen Gattung. Von ihrem Spiel als Baronin Helburn in Schröder's Ring, sagt ein Augenzeuge: „In dieser Rolle mußte ein komischer Dichter Katharine Jaquet zu Wien sehen, wenn er nicht den Muth verlieren sollte, für das teutsche Theater fortzuarbeiten“[1]). Und an einer andern Stelle: „die Rolle der Baronin in meinem Lustspiele: Verstand und Leichtsinn, hatte ich eigentlich für meine Freundin Katharine Jaquet geschrieben. Aber der Tod, welcher der teutschen Bühne in ihr eine ihrer wesentlichsten Zierden entriß, raubte mir zugleich die Wollust, sie von ihr gespielt zu sehen“[2]).

Sie starb, allgemein bedauert, in der Blüthe ihrer Jahre zu Wien den 31. Januar 1786. Zahlreiche Gedichte und Flugschriften sagten dem Publicum, welchen Verlust die teutsche Bühne erlitten[3]). Ihr schlanker Wuchs und edler Anstand diente ihr zu nicht geringer Empfehlung. Auch ihr Mienenspiel und ihre Gesticulation waren ausgezeichnet; in geringerem Grade ihr Organ. Doch hatte sie durch Verstand und Muth glücklich alle Hindernisse zu besiegen gewußt, die sich ihrem theatralischen Beruf entgegenstellten. Als Ariadne auf Naxos von Joseph Hickel gemalt, befindet sie sich in der Gallerie des k. k. Nationaltheaters, und als Elisabeth in König Richard dem Dritten vor dem Theateralmanach auf das J. 1782[4]). *(Heinrich Döring.)*

JAQUOT (Blaise), ein französischer Jurist, wurde ungefähr um das J. 1580 zu Besançon geboren, und stammte aus einer, seit längerer Zeit dem juristischen Staatsdienste gewidmeten Familie. Ebenso wol durch äußere, günstige Umstände, als durch geistige Vorzüge unterstützt, sah er die Schranken der Ehre sehr zeitig für sich eröffnet. Zwar blieb er nach Beendigung seiner Studien in dem Jesuiter-Collegium seiner Vaterstadt, mit diesem Orden eine Zeit lang noch in näherer Verbindung; allein nicht lange; denn sobald er sich einmal entschlossen hatte, statt des geistlichen Standes Staatsdienste zum Ziele seiner Thätigkeit zu wählen, widmete er sich der Rechtswissenschaft mit ebenso vielem Eifer, als Erfolg. Eine Reise nach Italien gab ihm Anlaß, eine Zeit lang zu Turin zu verweilen; indessen kehrte er bald in sein Vaterland zurück, und erhielt hier eine Professur der Rechte an der Universität zu Dole[*]). Nach einigen Jahren aber resignirte er auf diese Stelle, um mit dem Fürsten von Pfalz-Neuburg in Verbindung zu treten, welcher damals Truppen für den teutschen Kaiser warb. Er wußte sich auch bei diesem Prinzen so beliebt zu machen, daß er auf dessen Empfehlung im J. 1624 zum Altersvorstand (Doyen) der Universität zu Pont-à-Mousson ernannt ward. Jaquot versocht in dieser Stellung mit großem Eifer die Vorrechte dieser Universität gegen die Jesuiten, ließ ihre philosophischen Schulen schließen, und beschränkte sie auf die Unterrichts-Ertheilung in der lateinischen Sprache. Hierüber in Wuth, beschlossen die Jesuiten Jaquot's Untergang; und wirklich bot ihnen auch ein besonderer Vorfall den äußern Anlaß hierzu dar. Ein Mädchen aus Nancy, von der man sagte, sie sei vom Teufel besessen, erklärte damals öffentlich, es gäbe in Lothringen einen großen Zauberer, dessen Namen sie nicht nennen könne; die Jesuiten befahlen nun dem in dem Mädchen sich aufhaltenden Teufel, den unbekannten Zauberer durch ein Zeichen im Gesicht kennbar zu machen; und denselben Abend, als Jaquot in seine Wohnung zurückkehrte, erhielt er einen Schlag in's Gesicht, auf der bezeichneten Stelle. Was Wunder, wenn man ihn nun allgemein als jenen Zauberer ausschrie! Die Sache machte bald so viel Lärm, daß Jaquot von dem Herzoge von Lothringen den Befehl bekam, dessen Staaten in kürzester Frist zu verlassen. Deshalb ging er am 6. Jan. 1628 von Pont-à-Mousson hinweg, und suchte im zurückgezogensten Leben zu Besançon seines Kummers Herr zu werden. Daß die durch die Jesuiten verbreitete Sage, als habe sich Jaquot im J. 1632 mit ihrem Orden ausgesöhnt, begründet sei, läßt sich wol eher bezweifeln, als die beigefügte Angabe, daß er bald nachher in Besançon gestorben.

Als Schriften von ihm findet man genannt: 1) das sogenannte **Peplum Caesarum** (Turin 1610), ein kurzer Abriß der Geschichte der römischen Kaiser. 2) Der **Commentarius de Jurisdictione** (Brüssel 1613), mit einer Einleitung **de Origine legum et magistratuum.** 3) Eine akademische Gelegenheitsrede: **Juridicae curiae oratio** überschrieben (Pont-à-Mousson 1625). 4) Ein Buch unter dem Titel: **Mars togatus, sive de jure et justitia militari** (ebend. 1625). Sämmtliche Exemplare dieser Schriften sind jetzt äußerst selten. Ein von Jaquot auf eine alterthümliche Wasserleitung zu Besançon

1) s. Jünger's Lustspiele (Leipzig 1788). 3. Thl. S. 10. 2) Ebend. S. 34. 3) Das ihrem Andenken gewidmete Gedicht von Jünger, gedruckt in dem dritten Hefte des ersten Bandes von Schiller's Thalia, und in J. F. Jünger's Gedichten, herausgegeben von J. G. Eck (Leipzig 1821). S. 98 fg. heißt es unter andern:

Nicht der Grazie, die auf deinen Lippen schwebte,
Nicht dem Juno-Wuchs, des Lächelns Zauberei'n,
Nicht dem Feuer, das in Deinen Blicken lebte,
Fließen meine Thränen nur allein.
Nein, ein höh'res Gut ging mir in Dir verloren,
Ach! Du warst dazu geboren,
Aller Deiner Freunde Stolz zu sein.
Nein, dem Geiste, der auf Deinen Lippen schwebte,
Deines Umgangs holden Zauberei'n,
Und der Seele, die in Deinen Blicken lebte,
Sollen meine Thränen heilig sein.

Nur die guten Menschen, die Dich kannten,
Sind es werth, sich Deinem Sarg zu nah'n u. s. w.

4) Vergl. Katharine Jaquet. Eine dramaturgische Skizze von J. F. Schink (Wien 1786). v. Winklern biograph. und literar. Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern aus Steiermark (Grätz 1810) S. 93 fg.

1) Im heutigen Depart. des Jura, an dem Doubs (dem Albuabis und Albuadubis des Cäsar [de bell. Gall. I, 38]).

verfertigtes lateinisches Gedicht, hat J. J. Chifflet, der den Verf. dabei musarum delicium nennt, in den zweiten Theil seines Werks: Vesuntio civitas etc. p. 123 sq. eingerückt. Die Reste dieser Wasserleitung sind noch jetzt ziemlich gut erhalten; daß sie aber schon von Julius Cäsar sich herschreibe, wie Jaquot in jenem Gedicht annimmt, widerlegt sich durch die Kürze der Zeit, während welcher Jul. Cäsar zu Besançon verweilte. Chifflet, der hierauf schon aufmerksam macht, nennt seinerseits den M. Agrippa als Urheber, bei seinem Aufenthalte zu Besançon vor dem Übergange über den Rhein; Andere dagegen vindiciren die Ehre der Begründung dem Marcus Aurelius; eine Meinung, die jetzt als die gewöhnliche gilt [2]).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

Jaraczewo, s. Jaratschew.

JARAGUA, Bai an der Küste der kleinen, sehr heruntergekommenen und betrieblosen Provinz Alagoas, eines ehemaligen Bestandtheiles der Provinz Pernambuco. Sie liegt unter 9° 30' südl. Br, ist von geringem Umfange, indessen tief genug für größere Schiffe, wird aber nur von Küstenfahrern besucht, die den unbedeutenden Handel der Gegend mit Pernambuco unterhalten, und in die völlig versandete Bai von Alagoas nicht einlaufen können. Die Jaraguabai ist durch eine Landzunge von dem etwas nördlicheren Hafen von Pajussára getrennt, und steht mit dem Hauptorte der Provinz, dem Flecken Alagoas, nur durch Landwege in Verbindung.

(*E. Poeppig.*)

JARANSK, eine hübsche Kreisstadt im gleichnamigen Kreise der europäisch-russischen Statthalterschaft Wiätka, an der in die Pischma fallenden Jarana, mit 870 Häusern, vier Kirchen und an 5000 Einwohnern, welche sich theils mit der Landwirthschaft beschäftigen, theils Kram- und Productenhandel mit Häuten, Pelzwerk, Talg, Seife, Honig, Wachs, Hanf und Hopfen treiben.

(*J. C. Petri.*)

JARATSCHEW (polnisch Jaraczewo), Stadt im Kreise Schrimm, des Regierungsbezirks Posen der preuß. Provinz Posen, mit 82 Häusern und 760 Einwohnern. Es befindet sich hier eine Posterpedition. (*Klaehn.*)

JARAVA (Johann), ein um die Mitte des 16. Jahrh.-lebender Arzt Spaniens, welcher sich in Löwen niederließ und hauptsächlich durch ein botanisches Werk: Historia de las yervas y plantas (Antwerp. 1557) bekannt geworden ist, worin man außer der Abbildung und Benennung der einzelnen Pflanzen eine kurze Notiz über ihren Gebrauch findet. Es ist dasselbe aber weiter nichts, als eine spanische Übersetzung eines in französischer Sprache geschriebenen, wahrscheinlich von dem bekannten Reisenden Belon herrührenden und Paris 1549 erschienenen Auszugs aus Leonh. Fuchs' Geschichte der Pflanzen (Paris 1543). Jarava hat eine einzige Figur hinzugefügt, welche noch dazu schlecht ausgefallen war. Dessenungeachtet erlangte J. durch diese Schrift einen solchen Ruf, daß Ruis und Pavon eine neue Pflanze nach ihm benannten; später wurde diese jedoch mit stipa vereinigt. Außerdem übersetzte er mehre Schriften des Cicero und einiges von Lucian in's Spanische *). (*R.*)

JARAVA ICHU R. et P. ein peruanisches Berggras (Gramineae *Juss.*, Triandria Digynia *L.*) bei Palisot de Beauvais Stipa Jarava, bei Kunth St. Ichu genannt. (*Zenker.*)

Jarbas (Myth.), s. Hiarbas.

JARBÛCA (يارbوقا) Kesrâni (كسراني) Faucâni (فوقاني) der Nabatäer aus Bersawija, einer von den wenigen nabatäischen Schriftstellern, die uns durch die von Ibn Wahschia besorgten Übersetzungen in's Arabische bekannt geworden sind. Er schrieb ein Buch über die Gifte (Kitâb el-somûm). Allein selbst der Name des Verfassers unterliegt hinsichtlich der richtigen Schreibweise der Kritik, und noch läßt sich bis jetzt nicht ermitteln, wo Hadschi Chalfa die ihn betreffenden Nachrichten her hat. (*Gustav Flügel.*)

Jarchi, s. Raschi.

Jardane, Jardanos (Myth.), s. unt. Alkaios.

JARDANOS, *Ἰάρδανος*, König von Lydien, Omphale's Vater (*Apoll.*, Bibl. 2, 6, 3). Er wird als Ahnherr einer sardinischen Königsdynastie betrachtet (*Dio Chrysost.* orat. 15. p. 236) und kommt durch Omphale mit Herakles in nahe Verbindung (*Diod. Sic.* 4, 32).

(*Schincke.*)

JARDANUS, *Ἰάρδανος*, 1) ein Flüßchen in der Landschaft Triphylia auf der südlichen Seite des Alpheus. Durch diese Landschaft lief der durch sein stinkendes Wasser widerliche Anigros. In diesen floß ein Bach Akidas mit gesundem Wasser, worin auch eßbare Fische gefangen wurden, während in dem obern Theile des Anigros keine leben können. Der Acidas verbesserte durch seinen Zufluß zwar das Wasser des Anigros, sodaß Fische, welche aus dem Acidas hinein schwammen, leben blieben, jedoch nicht mehr für eßbar gehalten wurden. Dieser Acidas sollte, wie Pausanias B. 5 vernahm, in alten Zeiten Jardanos geheißen haben. Nach einer andern Stelle desselben Schriftstellers V, 18 hieß das Flüßchen, welches bei der arkadischen Stadt Phigalia fließt und Limax genannt wird, ehemals Jardanos. Pausanias VI, 19 nennt noch ein drittes Flüßchen, das bei Kydonia in Kreta floß, Jardanos. Homer (Odyss. III, 292) läßt die Kydones am Jardanos wohnen, wozu Eustathius bemerkt, daß die Kydones ein kretisches Volk, und *Κυδωνίς* eine Stadt Kreta's an dem Flusse Jardanos sei. Des Stephanus Jardanos Lydiens ist vielleicht durch einen Schreib-

---

2) Hauptquelle bei diesem Artikel waren, da man Jaquot anderwärts kaum mit ein Paar Worten erwähnt findet, die Notizen über ihn im 21. Bande der Biographie universelle ancienne et moderne (Paris 1818). S. 405 f. Seine Leistungen als Jurist lassen sich wegen der Seltenheit seiner Schriften jetzt nur unvollkommen beurtheilen; doch gibt schon die wenige Rücksichtsnahme seiner Zeitgenossen auf seine juristischen Leistungen einen Beleg dafür ab, daß er sich im Ganzen genommen über das Gewöhnliche nicht erhob, obwol er mehr humanistische Kenntnisse besaß, als viele andere damalige Rechtsgelehrte.

*) Biographie univers. T. XXI. p. 406 sq. Adelung's Forts. zu Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. S. 2246.

fehler statt Elis entstanden. Nach Homer Il. VII, 135 ist aber Jardanos dasjenige Flüßchen, welches sich bei Phia (s. Ichthys), vorbei in's Meer ergießt, wofern nicht dieser Name ehemals mehren Flüßchen beigelegt worden ist. (*Kannegiesser.*)

JARDIN oder **DU JARDIN** (Karl), geboren zu Amsterdam 1635, gestorben zu Venedig 1678. Nach der holländischen Künstlergesellschaft in Rom Schilderbeent nannte man ihn daselbst Bocksbart. Er gehört zu den berühmtesten holländischen Malern des 17. Jahrh., da er durch vortreffliche Werke in der Thiermalerei, mit welcher er sich als vorzüglicher Schüler von Paul Potter und Nicolas Berghem beschäftigte, den Ruhm jener Schule vergrößern half. Schon im Jünglingsalter ging er nach Rom, wo seine Gemälde sehr gesucht und theuer bezahlt wurden. Hier wußte er sich, sowie Ossenbeeck, P. de Laar, Berghem und Andere seiner holländischen Zeitgenossen, den Charakter der italienischen Landschaft und selbst der Thiere für seine Kunst anzueignen, und vereinigte mit dem Landschaftlichen in dem Bilde immer etwas Idyllisches, wodurch es für das Gemüth anziehender werden mußte. Die Liebe zum Vaterlande ließ die Idee zu seiner Rückkehr erwachen; er beschloß also über Lyon dahin zu reisen, verheirathete sich aber in dieser Stadt mit einer von dem Biographen nicht günstig geschilderten Frau. Die Ehehälfte war der Verschwendung ergeben, und brachte den armen Künstler in Schulden, sodaß er sich vornahm, Lyon mit Amsterdam zu vertauschen. Seiner Frau überdrüssig, beschloß er, sie zu verlassen und unter dem Vorwande, einen Freund in Texel zu besuchen, schiffte er sich ein, ging aber grade nach Livorno und später von da nach Rom, wo er die ihm liebe Kunst wieder in voller Thätigkeit ausübte, und noch von früherer Zeit her, sowie durch seine dort zurückgelassenen Werke bekannt, den frühern Ruf bald wieder erlangte. Eine Neigung nach Venedig zu reisen, entfernte ihn wieder einige Zeit von Rom; dort starb er aber bald nachher. Seine wahre Darstellung der gewöhnlichen oder Hausthiere, äußerst richtige Zeichnung, schöne Zusammenstellung der aus der Natur entnommenen einzelnen Studien, ein warmes und kräftiges Colorit und eine höchst sorgfältige, dabei sehr geniale Ausführung der Gemälde, erheben ihn zu einem der größten Maler für dieses Fach, welche es je gab. Es herrscht in seinen Gemälden ein höchst reiner Ton; heller Glanz des Sonnenlichts spricht sich neben den großen, breiten Schattenmassen aus, die durch angenehme weiche Widerscheine unterbrochen, das herrlichste Helldunkel geben und den Beschauer in die freundliche Natur blicken lassen. Diese Gemälde sind gewöhnlich nicht zu groß und mit nicht zu vielen Gegenständen versehen. Sie wurden sehr zerstreut, und außer Holland und Frankreich findet sich davon auch Manches in Teutschland vor, und wird, weil es hier immer selten, nur zu sehr hohen Preisen verkauft. Eins seiner vorzüglichsten Bilder, nicht zu groß, ist der Wunderdoctor im pariser Museum; es wurde im Jahre 1783 mit 18,300 Livres bezahlt und war früher im Besitze von de Gagny, dann von Blondel d'Azincourt, worauf es in die königliche Galerie kam. Treu der Natur und wahr in Wiedergebung des Charakters ist es auch auf bewundernswürdige Weise gearbeitet *). Was dem Künstler außer seinen Gemälden noch einen besondern Namen gab, und ihn im Allgemeinen der Kunstwelt noch mehr bekannt gemacht hat, sind die von ihm ebenso zart als geistreich gefertigten Radirungen, 52 an der Zahl, von denen 51 ein ganzes Werk bilden und von Liebhabern sehr hoch bezahlt werden, besonders wenn sie vor den Nummern sind, da die Platten dann noch ihre natürliche Größe haben, während spätere Kunsthändler die Höhe der Luft verkürzten. Diese Blätter enthalten meist treffliche Thiergruppen und ländliche Figuren, auch einige italienische Landschaften, die fast alle bewundernswürdig ausgeführt sind und dem angehenden Künstler als herrliche Vorbilder dienen können. Höchst selten, unter den 52 Blättern, ist das Bildniß des holländischen Dichters de Voß; es ist in klein 4. unten mit holländischen Versen versehen und nach Bartsch Nr. 52, welcher in seinem Peintre-Graveur Vol. I. p. 161 einen vollständigen beschreibenden Katalog von du J.'s Blättern gab. Die Blätter alle wurden ungefähr zwischen 1652—1660 radirt und von da bezeichnet, sodaß mehre in J.'s 17. Jahr gehören und doch die höchste Vollendung zeigen. Ein Blatt, nach Bartsch Nr. 51, ist von Nicolas Berghem **) radirt und stellt eine Gruppe mit einem Savoyarden vor, welcher einen Hund tanzen läßt. Kunsthändler in Holland haben, vielleicht ohne es genau zu kennen, dieses Blatt zu der Suite jener erstern Blätter gelegt und so ist es bis in die neuere Zeit, wo das Richtige entdeckt wurde, immer dabei geblieben. Die spätern oder zweiten Sorten der Drucke sind mit Valck und Schenk's Adresse, und die dritte zeigt bei genauerer Ansicht die Spuren der herausgeschliffenen Adresse. Nach J. ist übrigens Mehres von le Bas, Daudet, Weisbrod und Andern gestochen worden. (*Frenzel.*)

JARDINIER (Claude Donat), Kupferstecher, geboren zu Paris 1726 (nach Füßly's älterer Ausgabe des Lexikons 1725), gestorben ebenda 1774. Er war ein Schüler von Dupuis und Laurent Cars, sogar auch von J. P. le Bas, und hatte in seiner Manier viel Angenehmes, da er die Radirnadel mit dem Grabstichel geschickt zu verbinden und den Gegenständen etwas Weiches und malerische Wirkung zu geben vermochte; übrigens hielt er sich treulich an die Originalmuster, welche er bearbeitete, und unterschied sich dadurch von einem Theile seiner Mitgenossen in der Kunst, welche oft mit Vernachlässigung des Charakters nur auf Eleganz sahen, die in Manier ausartete. Unter seinen Arbeiten ist eins der schönsten Blätter der Genius des Ruhms nach Annibal Carracci's trefflichem Bilde in der dresdener Galerie, welches zu dem aus derselben ausgewählten bekannten Kupferwerke gestochen wurde [1]). Auch wird erzählt, daß Jardinier an

*) Es gibt davon mehre sehr gute Kupferstiche von David, Daudet und besonders ein sehr geistreich radirtes Blatt von Jean Jacques de Boissieu 1772 gr. quer Fol. **) In Berghem's Artikel von Bartsch Nr. 6.

1) Recueil d'un choix des tableaux de la galérie de Dresde

dem berühmten Blatte von Cars: Hyppolite de la Tudo Clairon und zwar die Medea nach Van Loo gearbeitet habe. Vorzüglich merkwürdig ist auch das Blatt nach Moses Valentin: die Spieler, als mehr mit dem Grabstichel bearbeitet, dann „das über der Strickerei eingeschlafene Mädchen" nach Greuze, woran der Kopf vorzüglich gelungen ist, „die Mutter mit den drei Kindern" ebenfalls nach Greuze, von Cars radirt und von Jeaurat vollendet. Alle diese sind als seine bessern Arbeiten zu betrachten. Der Künstler bewies übrigens bei seinem Talent eine große Bescheidenheit. *(Frenzel.)*

Jardins (Maria Katharina des), s. Villedieu.

Jardur (Myth.), s. Hertha.

JARED, nach der Aussprache der LXX. (*Ἰαρέδ*, hebr. ירד, d. i. Hinabsteigen) 1) Name des sechsten Patriarchen vor der Sündfluth, Sohn des Mahalalel und Vater des Henoch. Er starb 962 Jahre alt (1 Mos. 5, 15. 18—20). Reicher als die biblische Relation ist die Sage der Araber über ihn. Ihr zufolge war er das Haupt der Nachkommen Seth's, die, ein frommes Geschlecht entgegen den gottlosen Kainiten, auf dem heiligen Berge wohnten. Kain's Kinder hatten das Thal inne. Die Gottlosigkeit und der Frevel dieser letztern wurde zu Jared's Zeit besonders laut, es entschlossen sich sogar 100 Männer von den Sethiten zu den Kainiten hinabzugehen und führten dieses, trotz Jared's Abmahnung, wirklich aus. Durch die Vermischung dieser mit den Töchtern Kain's sind die Giganten gezeugt worden. Die Abtrünnigen von den Sethiten wurden für alle Zeit vom heiligen Berge exilirt. Dann hat Jared vor seinem Tode den Henoch, Methuschelach, Lamech und Noah um sich versammelt, sie vor dem Umgange mit den Kainiten gewarnt und ihnen aufgetragen, bei einem künftigen Wegzuge von dem heiligen Berge, den Körper Adams mit sich zu nehmen. Vergl. *Hottinger* de usu linguar. oriental. in rebus sacr. p. 234—239. 2) Name eines Nachkommen von Juda 1 Chron. 4, 18. *(G. Stickel.)*

JÁREK, 1) ein dem Grafen Széchényi gehöriges Dorf im theißer Gerichtsstuhle der bácser Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Nieder-Ungerns, in der großen oder untern ungrischen Ebene, an der von Neusatz nach O-Becse führenden Poststraße in der Nähe der großen Römerschanze gelegen, von Teutschen bewohnt, mit einer eigenen Pfarre der evangelischen augsburgischen Confession und einem evangelischen Bethause, 170 Häusern und 1210 Einwohnern, unter denen sich 1181 Evangelische, 22 Katholiken und sieben Juden befinden. Die Bewohner ernähren sich vom Feldbaue und der Viehzucht. 2) Ein mehren Besitzern gehöriges Dorf im nördlichsten Theile der agramer Gespanschaft und zwar im St.-Johannes Gerichtsstuhle des Königreichs Kroatien, dicht an der Grenze der kreutzer Gespanschaft, seitwärts von der von Agram nach Varasdin führenden Poststraße, in einem Seitenthale des Lonyaflusses gelegen, nach Bissagh (einer Pfarre des agramer Bisthums) eingepfarrt mit 20 Häusern und 208 katholischen Einwohnern, die Slawen sind. 3) Machkov-Jarek, ein nach Deszinich eingepfarrtes Dorf im oberen zagorianer Gerichtsstuhle der varasdiner Gespanschaft Kroatiens. 4) Jarek-Tishanich, ein nach Zabok eingepfarrtes Dorf desselben Comitats und Landes. *(G. F. Schreiner.)*

Jaremar, s. Jaromar und Jaromir.

Jaremir, s. Jaromir.

JARENSK, eine kleine Kreisstadt in der Provinz Ustjug der europäisch-russischen Statthalterschaft Wologda, an der in die Witschegda fallenden Jarenka, 164 Meilen von Moskau und 104 Meil. von der Gouvernementsstadt Wologda, mit 215 Wohnhäusern und 1000 Einwohnern, die sich vom Landbau, Kram- und Productenhandel nähren. *(J. C. Petri.)*

JARESANG, eine kleine Stadt mit einem Fort in Vorderindien, im Staate Nepaul District Chay; die Stadt liegt an dem kleinen Flusse Leyhaga. *(J. C. Schmidt.)*

Jareyes (Laguna de), s. Paraguay.

JÄRFSÖ, ein durch Ackerbau und Viehzucht wohlhabendes Pastorat in der schwedischen Provinz Helsingland, vom wichtigen Ljusnaastrome, in welchem auf einer anmuthigen Insel die alte steinerne Kirche liegt, in zwei Hälften gesondert, im J. 1825 mit 3901 (1815 3160) Seelen. Die Ufer des Ljusnaa sind reizend. Die Kirche hat ausgezeichnete Gemälde. Im Pastorat wohnen auch einige Finnen, deren Wenige aber des Finnischen noch mächtig sind. Järfsö gewinnt viel Flachs. Viele Bauern unternehmen Handelsreisen nach Hedemora, Sala, Upsala und Stockholm. Unter den Bergen ist der kuppelförmige Järfsöklack weit im Meere sichtbar. *(v. Schubert.)*

JARGEAN. Dieser Berg ist der Culminationspunkt einer Gebirgskette, welche, wie die vulkanischen Gebirge der Auvergne, auf dem hohen Plateau von Süd-Frankreich aufgesetzt ist, und sich von der höheren Gruppe des Mont-Odouzé in ostwestlicher Richtung als Wasserscheide zwischen der Vienne und Vezère (oder zwischen den Stromsystemen der Loire und der Dordogne) durch das Departement der Ober-Vienne (einen Theil der ehemaligen Provinz Limousin) bis etwa zur Quelle der Charente erstreckt. Da sie eines allgemeinen Namens entbehrt, kann man sie nach ihrem höchsten Punkte die Kette des Jargeanberges nennen. Man überschreitet sie auf der großen Straße von Paris über Limoges (welches am Nordfuße dieser Bergkette liegt) nach Spanien; sie besteht aus Granit und ihre kahlen Gipfel haben sehr abgerundete Formen (mamelons). Ihren ganzen Nordfuß bespült der Viennefluß bis zu dem sehr merkwürdigen Knie seiner Nordwendung bei Chabanais; da sie also diesem Flusse so nahe gerückt ist, schickt sie demselben nur Bäche zu, aber ihrem stark mit wilden Kastanienbäumen bewaldeten Südabhange (auch dem Nordabhange fehlt dieser Baum nicht) entquellen ansehnliche Flüsse, als: die obere Vezère, die Isle, die Dronne, der Bandiat u.

etc. s. gr. r. fol. Der erste Theil herausgegeben zu Dresden von H. von Heinecke, der zweite auf August's III. Kosten, welcher den ersten Theil an sich kaufte, und der dritte unter der Regierung Friedrich August's hinzugefügt. Alle Blätter dieses Werkes sind in Dresden in der königlichen Kupferstichgalerie zu haben.

A., während die größere Bezère nur eine kurze Strecke den Südfuß bezeichnet. Der Jargeanberg an sich liegt in den Gemeinden St. Gilles und La Croisille; er erreicht eine absolute Höhe von 2926 pariser Fuß, während der Viennespiegel in dem Meridian dieses Berges nur 869 Fuß über dem Meere liegt. Er ist aber der zweithöchste Punkt im Departement der Obervienne; denn der große Eckpfeiler des Puy Vieur, welcher sich unter 46° nördl. Br. am Südrande des großen Tieflandes an der unteren Loire zu 3003 pariser Fuß erhebt, ist nur 77 par. Fuß höher, und unter den Meridianen dieser Berge, sowie westlich derselben, gibt es, die Pyrenäen ausgenommen, keinen höheren Punkt in Frankreich. (*Klaehn.*)

JARGEAU, Stadt und Cantonshauptort im Arrondissement Orleans des französischen Departements des Loiret. Sie liegt unter 47° 50′ nördl. Br. und 19° 45′ östl. L. von Ferro am linken Ufer der Loire, über welche hier eine Brücke führt, welche ihrer Länge wegen merkwürdig ist, und zählt in 428 Häusern 2355 Einwohner. (*Klaehn.*)

JARGON, eine verdorbene, dann auch eine zwischen verschiedenen Personen verabredete und daher andern unverständliche, endlich auch eine aus mehren Sprachen zusammengesetzte Sprache. Vergl. den Art. Sprache. (*R.*)

JARIGES (von) 1) **Karl Friedrich**, als Schriftsteller unter dem Namen Beauregard-Pandin bekannt, erblickte den 3. September 1773 zu Berlin das Licht der Welt. Sein Großvater war Großkanzler unter Friedrich II. Einen entschiedenen Einfluß auf das Schicksal des Knaben hatte der frühe Tod seines Vaters, der als Geh. Rath in Magdeburg privatisirte. Seine Mutter vermählte sich mit dem reichen Kaufmanne Plönies in Magdeburg, der seitdem mit Eifer für seine Bildung sorgte. Bei dem häuslich stillen Leben, welches Plönies führte, weckte er in seinem Zöglinge gleichfalls die Neigung zur Einsamkeit und nährte die angeborne Schüchternheit. Den ersten Unterricht erhielt Jariges in der Handlungsschule zu Magdeburg, und später in Kloster Bergen, wo er mit St. Schütze einen innigen Freundschaftsbund schloß, der sich nie wieder löste, und beiden durch theilnehmende Anhänglichkeit auch in spätern Jahren manchen Genuß bereitete. Nachdem Jariges auf mehren Universitäten seine Studien vollendet, ward er nach dem Wunsche seines Vormundes Kammerreferendar in Berlin. Er vermochte jedoch dem trockenen Geschäftsleben keinen Geschmack abzugewinnen, und entsagte daher bald wieder dieser Stelle, um sich ausschließlich mit den Wissenschaften beschäftigen zu können. Zu seiner höhern Ausbildung unternahm er mehre Reisen durch Teutschland, die Schweiz und Frankreich, und begleitete selbst seinen Freund, den nachherigen Oberpräsidenten von Vincke in Münster, nach Spanien und Portugal, wohin derselbe zum Einkauf spanischer Schafe gesandt worden war. Was sich ihm irgend Merkwürdiges darbot, theilte er seinem Jugendfreunde St. Schütze in einem fast ununterbrochenen Briefwechsel mit [1]). Seine genaue Kenntniß der französischen, englischen, spanischen und italienischen Sprache erleichterte ihm das Lesen der ältern und neuern Schriftsteller, und veranlaßte ihn zu einzelnen Aufsätzen in Journalen. An der jena'schen und leipziger Literaturzeitung war er im Fache der ästhetischen Kritik einer der fleißigsten Mitarbeiter. Daneben beschäftigten ihn Übersetzungen aus den neuern Sprachen, und Nachbildungen französischer, spanischer und italienischer Novellen, die er in mehren Journalen und Almanachen bekannt machte. Zu seinen selbständigen Werken gehören: Spanische Romanzen, übersetzt (Berlin 1823) Shakspeare's Troilus und Cressida (Ebend. 1823), desgl. dessen König Lear und das Lustspiel: die Irrungen, beide (1824) für die zwickauer Taschenbibliothek ausländischer Classiker bearbeitet. In den letzten Jahren seines Lebens war er ein fleißiger Mitarbeiter an dem Journal für Literatur, Kunst, Geschmack und Mode, welches, von St. Schütze redigirt, zu Weimar erschien. Aus der genannten Residenz verbannt durch seine zu scharfen Theaterkritiken, lebte er in Berlin, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, ausschließlich den Wissenschaften, bis zu seinem den 22. Juni 1826 erfolgten Tode, der ihn überraschte, als er in einem eifrigen Gespräche mit dem Freiherrn von Üchtritz begriffen war über die Erneuerung der lustigen Weiber von Windsor auf der berliner Bühne. Ohne einen selbstschaffenden Geist zu besitzen, war er unablässig bemüht gewesen, den fortschreitenden Ideen fast in allen Wissenschaften zu folgen und sich mit der Blüthe der Cultur in mehren benachbarten Ländern zu befreunden. In seinem Urtheile bewahrte er sich immer eine gewisse Selbständigkeit, und er konnte sich um so mehr von allem persönlichen Einflusse frei erhalten, da ihn in genügsamer Einsamkeit weder Verhältnisse, noch besondere Verpflichtungen fesselten. Nach den Äußerungen eines interessanten Aufsatzes über ihn von seinem Freunde St. Schütze, war dem still Genießenden das Amt der Kritik der natürlichste Beruf. Indem er aber zu mehren kritischen Blättern Beiträge lieferte, war es ihm weniger um das Bewußtsein des Verdienstlichen, als darum zu thun, seiner eignen freien Neigung zu genügen. Daher unternahm er wol nur selten etwas mit Zwang oder großer Anstrengung. In seinen Urtheilen herrschte oft eine verletzende Bitterkeit und Schärfe, die er selbst in der Kritik über Werke nicht ganz verbergen konnte, mit deren Verfassern er in freundschaftlichen Verhältnissen stand. An ein Übelwollen war dabei nicht zu denken; die Sache galt ihm immer mehr, als die Person; Verstellung war ihm durchaus fremd, und er sprach nie anders, als er innerlich empfand [2]). (*Heinrich Döring.*)

2) **Philipp Joseph Pandin**, königlich preußischer Großkanzler und wirklicher Staats- und Kriegsminister.

1) Ein Bruchstück seiner Reise durch das südliche Frankreich, Spanien und Portugal erschien, nachdem Proben in der Zeitung für die elegante Welt 1808 mitgetheilt worden waren, zu Leipzig 1810 (eigentlich 1809).

2) Vergl. einen Aufsatz von St. Schütze im Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode (Weimar 1826). Nr. 53. Den neuen Nekrolog der Teutschen 4. Jahrg. 1. Thl. S. 560 fg. Meusel's gelehrtes Teutschl. 18. Bd. S. 258, 23. Bd. S. 23.

Seine Familie war eine von denen, welche nach der Aufhebung des Edicts von Nantes (im October 1685) sich genöthigt sahen, ihr französisches Vaterland zu verlassen, um den dortigen grausamen Verfolgungen gegen die Reformirten zu entgehen, und die nun im preußischen Staate Schutz und freien Spielraum für ihre ehrenhafte Thätigkeit fanden. Ursprünglich führten die Voreltern von Philipp Joseph den Namen de Beauregard Pandin; seitdem aber sein Großvater das adelige Gut Jariges in Oberpoitou an sich gebracht hatte, schrieben sie sich de Jariges. Sein Vater stand als Capitain in französischen Militairdiensten, als jene Katastrophe eintrat. Er ward schon im J. 1687, nachdem er sich mit seiner Familie nach Berlin begeben hatte, als Hauptmann in die preußische Armee aufgenommen und avancirte 1704 zum Obersten. Philipp Joseph, am 13. November 1706 zu Berlin geboren, erhielt frühzeitig eine, auf seinen künftigen Eintritt in die Civildienste seines Vaterlandes berechnete Erziehung. Demgemäß studirte er seit 1724 auf der, damals in jugendlicher Kraft, blühenden Universität Halle unter Thomasius, Gundling, Böhmer und Ludewig die Rechtswissenschaft. Sein Eifer darin wurde gleich bei seiner Rückkehr nach Berlin im J. 1727 durch die ihm zugetheilte Beisitzerstelle bei dem Criminalgerichte der Residenz anerkannt; und von nun an schritt er immer höher im Staatsdienste aufwärts. Denn schon im J. 1729 ward er Rath bei dem französischen Revisionsgerichte zu Berlin, 1735 aber Rath bei dem obersten französischen Gerichtshofe und Consistorio daselbst, und 1740 Director dieses obersten Gerichts. Doch auch dies war nur eine Mittelstufe zu größeren Ehren; denn 1748 wurde er zum geheimen Tribunalrathe und endlich 1755 zum Großkanzler und Staatsminister erhoben. In allen diesen Staatsbedienungen erwarb er sich gleiche Anerkennung als gründlicher Jurist, guter Philosoph und rechtschaffener Staatsbürger; ein Ruhm, mit welchem er auch am 7. Nov. 1770 aus der Welt schied. Da Jariges als Staatsminister der unmittelbare Nachfolger des mit der Reorganisation des Gerichtswesens beauftragten Freiherrn von Cocceji geworden war, welchem er schon bis dahin mancherlei Beistand in dieser Beziehung geleistet hatte, so lag ihm auch bei seiner Ministerialthätigkeit grade dieser Zweig seines Departements besonders am Herzen; und es war für die spätere Consolidirung des preußischen Gerichtswesens sehr förderlich, daß er dabei ein kluges Fortgehen auf der von Cocceji eingeschlagenen Bahn jeder eigenwilligen Selbstwahl eines abweichenden Verfahrens so entschieden vorzog. Nähere Aufschlüsse über die Art und Weise, wie Jariges sich hierbei benahm, enthält eine kleine, anonym erschienene Schrift, an deren Abfassung er wenigstens sehr wesentlichen Antheil hatte, wenn er auch nicht wirklicher Verfasser davon war: **Réflexions d'un Jurisconsulte sur l'ordre de la procedure** (Berlin 1765).

Ebenso war er bei einer kleinen publicistischen, jetzt äußerst selten gewordenen Schrift betheiligt, die unter dem Titel erschien: **Lettre d'un ami de Leide à un ami d'Amsterdam sur l'exposé des motifs, qui ont obligé le roi de Prusse, à prévenir les desseins de la Cour de Vienne** (Berlin 1756). Sie bezog sich auf das bekannte Manifest Friedrich's II., welches er vor dem Einmarsche seines Heeres nach Sachsen am 29. August 1756 zur Notification für die auswärtigen Höfe über die gefährlichen Absichten seiner Feinde bekannt machen ließ *). Schon früher war übrigens Jariges als selbstdenkender, scharfsinniger Philosoph aufgetreten in der mit Unrecht jetzt fast ganz vergessenen Abhandlung: **Examen du Spinosisme et des objections de Bayle contre ce Systeme**, welche in den französischen Memoiren der berliner Akademie der Wissenschaften (Jahrg. 1745. S. 212 fg.) abgedruckt steht **). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Jarings, s. **Jahrings**.

JARKA, eine in den Gruben von Wielizka gefundene Art Steinsalz, s. Salz. (*R.*)

Jarkand (**Yarkand**), s. **Jerkim**.

JARL [1]) heißt in der nordischen Mythologie der Stammvater der Könige, dessen Ältern **Fádir** (Vater) und **Módir** (Mutter) genannt werden. Sein eigentlicher Vater ist jedoch der Gott Heimdall, welcher unter dem Namen Rigr Modir'n besuchte, weshalb auch sein Sohn Jarl den Beinamen Rigr hat. Dieser heirathete **Erna** (die Lebhafte), die Tochter Hersir's, und sein jüngster mit ihr erzeugter Sohn war Konr (König). Im **Rigsmál** wird nämlich der Ursprung der Geschlechter so dargestellt: **Ái** (Urgroßvater) und **Edda** (Urgroßmutter) werden mittels des Gottes Heimdall's Stammältern der Sklavengeschlechter, indem ihr Sohn **Thrael** (Sklave) die **Thyr** (Magd) heirathet; **Afi** (Großvater) und **Amma** (Großmutter) sind mittels des Gottes Heimdall's die Ältern **Karl's** (Bauer), und **Fádir** (Vater) und **Módir** (Mutter) sind die Ältern Jarl's und die Großältern *Konr's* (des Königs). **Fádir** und **Módir** stammen jedoch nicht von **Afi** und **Amma** ab, sondern es soll durch diese Benennungen nur angedeutet werden, daß das Geschlecht, aus welchem die Bauern entsprossen, älter ist, als das, aus welchem die Jarle und durch diese die Könige ihren Ursprung haben. In der Wirklichkeit aber waren die Könige wol eher als die Jarle, doch mag sich mancher Jarl durch Waffengewalt zum Könige aufgeschwungen haben. Dieses ist der Sinn davon, daß im **Rigsmál** Jarl zum Vater **Kónr's** gemacht wird. Wie Jarl das Schwert schwingt, siegreiche Schlachten schlägt, die Beute freigebig vertheilt, und auch dann seine Söhne und namentlich den jüngsten **Kónr** ihrem Stande angemessen beschäftigen läßt, besingt das **Rigsmál** sehr schön. Besonders bemerkenswerth ist hierbei, daß **Kónr** mit seinem Vater in der

---

*) Dieses Manifest selbst erschien zu Berlin 1756. 4., steht aber auch abgedruckt in der europäischen Staatskanzlei 111. Thl. (Frankf. und Leipzig 1757). S. 224 fg. **) Vergl. hierzu den Aufsatz über Jariges im ersten Bande von J. W. Bh. von Hymmen's Beiträgen zur juristischen Literatur in den preußischen Staaten (Berl. und Dessau 1775), S. 226 fg., welche Biographie auch besonders in einer französischen Übersetzung von de Moulines zu Berlin 1776. erschien.

1) Alt-Englisch **Yerl**, **Yerle**, Neu-Englisch **Earl**, Altteutsch **Erl**, das wallisische **Jarll** ist in diese Sprache wol durch die Nordmannen und Dänen gekommen, welche dort Eroberungen machten.

Kenntniß der Runen wettkämpft und Jarl von ihm besiegt wird[2]).

Von Jarl, in der Mehrzahl Jarlar, ist **Jarldôm** (Jarlthum) abgeleitet, d. i. die Würde eines Jarls. Im Angelsächsischen lautet das Wort **Eorl**, welches nach Spelman dänisch und von **ear** oder **ar** (Ehre) herkommen soll. Nach Dolmer[3]) hingegen irrt Spelman, da Ehre im Dänischen **Aere** heiße, und Jarl nicht dänisch sondern norwegisch sei. Nach Arngrim Jonson und Resenius[4]) kommt Jarl von **Elle** (Alter), von welchem auch **Ear** (Ehre) und **Erlig** (ehrlich) stamme. Nach Dalin[5]), welcher jenen folgt, will Jarl so viel sagen, als einer von des Landes Ältesten, die vordem allezeit Obere und Anführer der übrigen geworden. In England haben die Grafen von den dänischen Zeiten her **Earles** (das ist nach Dalin **Ealdermän**) oder Volksälteste geheißen. Mit Dalin stimmt auch Rühs[6]) überein, daß Jarl offenbar mit dem Angelsächsischen **Eorl** einerlei sei, welches ursprünglich einen alten Mann bedeute. Doch ist sehr ungewiß, ob in **Eorl** die Bedeutung alter Mann liegt. Gewiß ist dagegen, daß erst seit der Herrschaft der Dänen in England in den Gesetzen dieses Landes der **Eorl** vorkommt. So heißt es z. B. erst im Knuts-Gesetze: Wer Recht und Gerechtigkeit versage, sei schuldig zu zahlen an den, dem es zusteht, so an den König 120 Schillinge, an den **Eorl** 60 Schillinge und an den **Hundred** (Hundertschaft) 30 Schillinge; so an jeden von ihnen, wenn es nach englischem Rechte geschieht. Wenn aber nach dänischem Rechte entschieden werde, so gelte er die Brüche[7]). In demselben Gesetze heißt es kurz darauf §. 17: „und man habe drei Mal im Jahre **burhgemot** (Burg-Ding) und zwei Mal **Scirgemot** (Gau-Ding), wenn es nicht öfter ist, und es sei auf der **shire** der Bischof und der **Ealdorman**, und sie sollen weisen je Gottesrecht, je Weltrecht (weltliches Recht). Aber dieser **Ealdorman** ist von dem **Eorl** verschieden. In den Gesetzen der angelsächsischen Könige kommt der **Eorl** nicht vor, dagegen spielen die **Gerefas** (Grafen) eine große Rolle[8]). Aber die Würde derselben war der Jarlswürde nicht gleich, denn so heißt es in Edgard's Gesetze I. §. 3. S. 99: „und wenn dann Jemand den Zehnten nicht leisten will, so fahre des Königs Geresa zu, und des Bischofs Geresa und des Münsters (der Kirche) Messepriester, und nehmen wider seinen Willen den zehnten Theil für den Münster (die Kirche)" rc. Ähnlich, aber in Beziehung auf die Geresenwürde noch merkwürdiger heißt es in Athelred's Gesetze I, 4. §. 1. S. 132: „das ist, wenn Jemand den Zehnten nicht richtig leisten will, so fahre des Königs Geresa und des Münsters Messepriester und des **Landrican** (Grundherren) und des Bischofs Geresa zu" rc. Zur Zeit der Herrschaft der angelsächsischen Könige also hatten nicht blos die Könige Geresen, sondern auch die Grundherren und die Bischöfe, welche mithin von untergeordnetem Range waren. Wegen des ähnlichen Klanges und auch des Gegensatzes der Bedeutung, wird **earl** gern dem **kearl** entgegengesetzt; so im englischen Gesetze von Frieden und Mundium (**be gridhe and be munde**) I. §. 20. S. 204: „aber die sind nicht weise und recht gescheidt, die Gott nicht gehorchen wollen, und nicht besser begreifen, wie oft er die, welche auf ihn hörten, von Geringem zu Großem erhob, und mit Recht sagten wir Witan, daß durch Gottes Gnade ein **Thrael** (Sklave) wurde zu einem **Thegen** (Kriegsmann, Vasall) und ein **Keorl** (gemeiner Mann, Bauer) wurde zu einem **Eorl** (vornehmen Herrn), ein **Sangere** (Sänger) zu einem **Sacerde** (Priester) und ein **Bokere** (Bücherer, Schreiber) zu einem Bischofe." Ähnlich heißt es im Gesetze vom weltlichen Rang und Gesetz I. S. 209: „es war weiland in den Gesetzen der Angeln, daß Volk (**leod**) und Recht (**lagu**) sich nach dem Range richteten, und die **Leodwitan** (weltlicher Witan) Ehre ein jeder nach seiner Würde genoß, der **Eorl** und der **Keorl**, der **Thegen** (Diener, Kriegsmann) und der **Theoden** (der Herr, der König)." Wie in diesen Stellen der **Eorl** und **Keorl** als Gegensatz dienen, ähnlich singt der Skalde **Sighwatr** in den **Bergsöglis-visur**: **Rétt hygg ek kiósa knatto karl-fólk ok sua jarlar**; wo **karl-fólk** bedeutet Bauernvolk, und gemeine Leute überhaupt, und **jarlar** überhaupt Herren, welche etwas zu befehlen und zu regieren haben[9]). In der **Gudrunar-Quida** I. Str. heißt es: **gengo** *jarlar* **al-snotri fram, their, er hards hugar hana lautto**; die lateinische Übersetzung in der großen Ausgabe der Edda Sämundar gibt dieses S. 271: „**Accesserunt** *viri illustres*, **valde elegantes, qui saevo proposito eam retardabant.**" In Beziehung auf diese Stelle wird auch von Finn-Magnusen im Glossar. S. 686 **jarl** durch **vir illustris** gegeben. In den Anmerkungen wird Not. 11. S. 271 bemerkt: **Jarlar dynastae; sive ipsos fratres Gudrunae principes sive caeteros nobiles aulicos intelligit.** In der neuesten teutschen Übersetzung wird in dieser Stelle Jarlar durch Fürsten gegeben[10]), und in der Stelle des Liedes **Gudrunar-hvaut**: **Jörlom öllom** durch: allen Männern[11]), sowie die lateinische Übersetzung in der großen Ausg. der Edda Sämundar S. 534: **viris omnibus** hat. Besser ist jedoch im Glossar auch in Beziehung auf diese Stelle **jarl** durch **vir illustris** gegeben. Das **jörlom öllom** macht zwar den Gegensatz zu: **snótom öllom** (**foeminis omnibus**, allen Weibern); **Snótr** bedeutet dichterisch ein Mädchen, eine Frau, kommt aber aller Wahrscheinlichkeit von **snótr**, weise, schön, nett, rasch, sodaß **jörlom** und **snótom** nicht überhaupt den Gegensatz von Männern und Weibern, sondern von vornehmen Männern und Weibern macht. Da Jarl vielfältig für vornehmer Herr gebraucht wird,

2) Rigsmál große Ausg. der Ed. Säm. III. S. 170—190. 3) Jus Aulicum Antiquum Norvaegicum ex Edit. *Resenii* p. 426—428. 4) Addit. ad Jus Ant. Dan. p. 712. 5) Geschichte des Reiches Schweden, aus dem Schwedischen übersetzt durch J. Benzelstierna und J. C. Dähnert 1. Thl. S. 165. 6) Geschichte Schwedens 1. Thl. S. 180. 7) Knut's Gesetze I, 14 bei Schmid, die Gesetze der Angelsachsen 1. Thl. S. 153. 8) s. die Gesetze bei Schmid S. 5—61, 88, 89, 99, 103, 109.

9) s. die große Ausg. der Heimskringla 3. Thl. S. 20, 4 Thl. S. 180, wo die ganze Strophe und die Übersetzungen sich finden. 10) L. Ettmüller, die Lieder der Edda von den Nibelungen (Zürich 1837). S. 43. Er bemerkt Not. 6: Jarl bedeute Häuptling. 11) Derselbe S. 79.

so steht von dieser Seite betrachtet, Joh. Ge. Wachter's[12]) Ableitung des Wortes Jarl vom teutschen Er (Herr), und in der Beugung Ern, welches im Mittelalter von Honoratioren gebraucht wird, aber weniger als Herre ist, nichts entgegen. Ad. Wagner[13]) bemerkt: „Earl, errl (altgoth. Jarl, scald. hara, dux, verw. mit Herr; herus, Ehre, pers. ari. Es war bei den Sachsen die höchste Stufe der Ebenbürtigen." Gudmund Magnusen überträgt Jarl in der Stelle des Harbarz-Lioth Str. 23. S. 102 durch heroas, und bemerkt, man könne es auch durch viros ingenuos l. liberos[14]) wiedergeben. Im Glossar S. 597 sagt er zu Jarl: Jara bedeute in der Edda so viel als Schlacht, weshalb vielleicht Jarl ursprünglich nichts anderes gewesen sei, als ein Streiter oder Krieger, gleichsam Jarill; aber im Verlaufe der Zeit könne das Wort auf die Imperatores oder Praefectos allein beschränkt sein; sonst möchte vielleicht Jarl vir illustris bedeuten, von ar, Morgenröthe, das erste Licht, Morgen, Ausgang, Ursprung; oder endlich könne es, insofern es dem Knechte wie in der angeführten Stelle des Harbarzlioth entgegengesetzt zu werden scheine, auch in dem Sinne des lateinischen Herus, herilis gefaßt werden, weil ein Freier Herr seiner selbst, seiner Handlungen und seines Vermögens sei, was bei dem Sklaven nicht stattfinde. Finn-Magnusen erklärt Jarl im Ind. Onomast.[15]) durch vir strenuus aut nobilis, und vergleicht in den Glossarien zum 2. und 3. Thl. der großen Ausg. der Edd. Sæm. das Wort mit dem finnischen und lappischen *jallo*, *julo*, egregius, strenuus, dem persischen Jall, heros, athleta, und dem griechischen *ἰάλλω*, mitto, emitto[16]).

Zwei besondere Beziehungen hatte das Amt eines Jarls; er war nämlich erster Rathgeber des Königs oder erster Minister, und zweitens Statthalter eines vom Könige eroberten Reichs, in welchem dieser nicht persönlich war, oder Statthalter einer Landschaft. In letzterer Beziehung erklärt Finn-Magnusen im Glossar das in dem Formáli til Helga Quidu Haddingia-Skata vorkommende Jarl durch comes l. provinciae praefectus, doch ist diese Bedeutung in dieser Stelle nicht ganz sicher[17]). Nach Rühs bekleidete der Jarl die höchste Würde nach dem Könige, und kam dem major domus der fränkischen Könige gleich. Er stand den Geschäften des Königs vor und führte die Kriegsmacht an. Im Anfange trugen die Statthalter der Provinzen, besonders derjenigen, die an den Grenzen des Reichs gelegen, und den feindlichen Einfällen der benachbarten Völker ausgesetzt waren, diesen Namen. Vor den Zeiten des Christenthums scheint aber auch diese Einrichtung nach Rühs, welcher jedoch für seine Behauptung keinen Grund angibt, in Schweden nicht stattgefunden zu haben. In früheren Zeiten standen die Landschaften in Schweden unter Herrad's- (Bezirks-) Königen, wie in Norwegen unter Fylkis- (Volkschafts-, Landschafts-) Königen. Es herrscht in den Schriften der Neueren die größte Verwirrung und Dunkelheit über Jarl, weil sie Herrads- und Fylkiskönige als damit gleichbedeutend annehmen. So bemerkt Rühs mit Verweisung auf *Spelmani* gloss. s. v. Dux p. 190, daß die Chronisten des Mittelalters den Titel der Jarl übersetzen durch: Reguli, subreguli, duces, principes und comites. Geijer[18]) sagt: beides, der alte Titel Hersir, sowie die noch höhere Würde Jarl, wurde als Tignarnamen (Würdenname) angesehen, weswegen solche Häuptlinge auch Heradskönige, Fylkiskönige hießen. Da ein solcher Irrthum in einem geschätzten, erst im J. 1832 erschienenen Geschichtswerke vorkommt, ist es um so nöthiger, ihn aufzudecken. In Schweden waren die Könige Upsala's zwar die Höchsten, weil nämlich der Haupttempel aller Schweden daselbst war. Aber die vielen Bezirkskönige waren aus demselben Geschlechte als jene, und dadurch entstanden, daß das Reich, welches früher unter einem einzigen Herrscher gestanden hatte, unter die Brüder getheilt worden war. Außerdem, daß die Heradskönige zum Opfer nach Upsala kommen mußten, standen sie in keiner Abhängigkeit von dem höchsten Könige, der seinen Sitz zu Upsala hatte, zahlten namentlich keine Schatzung von ihrem Reiche. Ingiald verbrannte die Heradskönige, setzte Häuptlinge über die Reiche, die sie gehabt hatten, und nahm Schatzung davon[19]). Daß jene Heradskönige verschieden von den Jarlen waren, geht auch daraus hervor, daß Snorri Sturluson ausdrücklich sagt: König Ingialld sandte Mannen durch ganz Schweden, und bat zu sich Könige und Jarle und andere Fahnenmänner[20]). Die Könige zählt Snorri Sturluson hierauf auf, und es sind die nämlichen, welche er vorher durch Heradskönige bezeichnet hat. Ingialld, der Bruder Halfdan Hwitbein's, war König in Wermaland, aber nach seinem Tode unterwarf König Halfdan Hwitbein von Heidmork, Tholt und Ha-

12) Glossar. Germ. p. 378. Er zieht zugleich heres und heriles herein, mit Hinweisung auf Du Fresne unter heriles, wo Glossen angeführt sind, in denen herilis durch Herr erklärt wird, und Spelman unter Eorla. 13) *Bailey-Fahrenkrüger's* Wörterbuch der englischen Sprache S. 301. Was wir altnordisch nennen, bezeichnet er durch altgothisch. 14) Auch Studach, Sämund's Edda des Weisen 1. Abtheil. S. 155 gibt die Stelle: „die Freien (Jarle) fallen im Felde Othin, aber Thor der Troß." 15) Zum Rigsmal im 3. Thl. der großen Ausgabe der Edda Sämundar S. 264. 16) Über die Erklärungen des Wortes vgl. *Joh. Olavii* Syntagma de baptismo veterum (Havn. 1770. 4.). 17) Es heißt nämlich: „Hiorward hörte, daß König Swafnir eine Tochter hatte, die schönste aller Frauen; sie hieß Sigurlin. Ithmund hieß sein Jarl; Atli war dessen Sohn. Er reiste dahin, um Sigurlin für den König zu werben. Er blieb einen Winter lang bei dem Könige Swafnir. Franmar hieß der Jarl, der Sigurlin in der Pflege hatte. Seine Tochter hieß Alof. Der Jarl rieth, daß das Mädchen verweigert werde, und Atli zog heim." Franmar kann allerdings auch als Statthalter einer Provinz seines Herren Tochter in Pflege gehabt haben, eine Sache, die sehr gewöhnlich war, doch kann ihn der Dichter sich auch an Swafnir's Hofe denken, sowie er sich Ithmunden zu denken scheint, wenn er sagt: Ithmundr het jarl hans; vgl. Wachter's Forum der Krit. 2. Bd. 2. Abth. S. 95 fg.

18) Geschichte Schwedens, teutsch. übers. von Sw. P. Leffler (Hamburg 1832). 1. Bd. S. 105. 19) Das Nähere über diese Vorgänge s. in Snorri Sturluson's Weltkreis übers. von F. Wachter 1. Bd. S. 100—102, 108, 109. 20) d. h. vor denen her die Fahne getragen wurde, oder mit andern Worten Heerscharenführer.

daland sich Wermaland und nahm Schatzung davon, und setzte Jarle darüber, so lange er lebte. Verschieden von den Jarlen waren ebenso die Fylkiskönige in Norwegen. Der König Harald der Haarschöne besaß bei'm Antritt der Regierung blos einige Fylkis in Norwegen, während in den übrigen andere Könige herrschten. Er war selbst erst nur ein Fylkiskönig, wollte sich aber als Thiódkonungr[21]) (Volkskönig, d. h. König des ganzen Volkes) geltend machen, und that das Gelübde, sich ganz Norwegen zu unterwerfen. In der Schlacht von Orkadal besiegte er den König Gryting und unterwirft sich Orkadaelar-Fylki (Landschaft der Orkadäler). Überall, wo er Land gewann, machte er sich alle Odale zu eigen und ließ alle Grundzinsen an sich entrichten. In jedes Fylki setzte er einen solchen Jarl, der über die Gesetze und das Landrecht halten, und die Straffachgelder und Grundzinsen einfodern sollte, wofür sie den dritten Theil der Schatzung zur Tafel und anderm Aufwand zugesichert erhielten. Unter jedem Jarl sollten vier oder mehr Hersar stehen, und jeder derselben ein 20 Mark eintragendes Lehen haben. Jeder Jarl hatte dem Könige in's Heer 60 Heermannen, blos auf seine Kosten zu stellen und jeder Hersir ihrer 20. Aber so gewaltig hatte König Harald die Strafgelder und Grundzinsen vermehrt, daß seine Jarle mehr Macht hatten als ehemals die Könige. Als man dieses in Thrandheim hörte, suchten den König Harald viele mächtige Männer auf, und wurden seine Mannen. In der Schlacht von Gaulardal fielen zwei Könige; er eignete sich hierauf das Reich derselben Gauldäla-Fylki und Strynda-Fylki zu, und gab dem Jarl Hakon die Verwaltung von dem letztgenannten Fylki. Durch eine dritte Schlacht erwarb er so das Fylki Stiordal, und durch eine andere beraubte er die vier Könige der Inn-Thrándir ihrer Fylkis, nämlich Weradal's, Skon's, Sparbyggiu-Fylkis und Eyna-Fylkis, und auf ähnliche Weise nach dem Falle von acht Königen ganz Thrandheim. In Naumadal herrschten zwei Brüder, König Herlaug und Hrollaug. Der erstere davon begab sich, als er hörte, daß Harald gegen ihn zieht, freiwillig und noch lebend in den Grabhügel[22]); der andere aber ging zu dem Hügel, auf welchem die Könige zu sitzen gewohnt waren, ließ sich dort Königs Sitz bereiten, setzte sich hinein, ließ dann Decken auf den Fußschemel da, wo die Jarle zu sitzen gewohnt waren, legen, verließ den Hochsitz und ließ sich auf den Jarlssitz herab, legte sich selbst den Namen Jarl bei und reiste hierauf dem Könige Harald entgegen, ihm sein ganzes Reich mit der Bitte übergebend, daß er sein Mann werden dürfe, und sein ganzes Verfahren erzählend. Darauf nahm der König Harald ein Schwert, befestigte es ihm an das Gehänge, that ihm auch einen Schild an den Hals, führte ihn in den Hochsitz, gab ihm Naumdala-Fylki und setzte ihn als Jarl darüber. Aus diesem Vorgange erhellt, daß die Fylkiskönige selbst schon Jarle hatten, denn unter ihrem Hochsitze war bereits ein Jarlssitz, und daß die Jarle, welche Harald einsetzte, zwar anstatt der vormaligen Fylkiskönige die Verwaltung der Fylki's erhielten, aber keineswegs selbst Fylkiskönige waren. Die reguli und subreguli der Chroniken sind also nicht immer gleichbedeutend mit Jarl.

Der Gegensatz zwischen Fylkiskönigen und Jarlen zieht sich auch durch die fernere norwegische Geschichte hindurch. König Harald war 40 Jahre alt, als viele[23]) seiner Söhne herangewachsen waren. Sie waren übel damit zufrieden, daß er ihnen keine Reiche gab, sondern Jarle in jedes Fylki setzte, welche ihnen von geringerer Geburt zu sein dünkten. Da verbrannten durch einen nächtlichen Überfall Halfdan Haleggr und Gudrod Liomi Rognwalden, den Jarl Muri's, und Gudrod setzte sich in das Land, das dieser Jarl gehabt hatte. Als der König das Alter von 50 Jahren erreichte, wurden viele seiner Söhne sehr gewaltthätig im Lande und unter einander uneinig. Sie trieben von den Besitzungen die Jarle des Königs und andere erschlugen sie. Der König berief daher eine große Volksversammlung, gab allen seinen Söhnen den Königsnamen, und stellte durch Gesetze fest, daß jeder von seinen Söhnen abstammende Nachkomme die Königswürde, wenn er aber von Töchtern abstamme, Jarlswürde[24]) erhalten solle. Hierauf theilte er das Reich unter seine Söhne, seinen Hochsitz bestimmte er für seinen Lieblingssohn Erich Blutaxt, und machte, als er 80 Jahre alt geworden war, diesen zum Oberkönige. Den übrigen Söhnen hatte er bei der Theilung Fylkis gegeben, weil die früheren Fylkiskönige durch ihn vernichtet und die von ihm in die Fylkis gesetzten Jarle von seinen Söhnen vertrieben worden waren. Daß auch die von ihm abstammenden Fylkiskönige den Jarlen nicht gleich waren, ergibt sich aus Harald's Bestimmung über beide. Da seine Söhne einander aufrieben, oder aus Norwegen vertrieben, beherrschte Jarl Sigurd ganz Thrándalog ziemlich unabhängig; Harald's Enkel, Gunhild's Söhne, nahmen ihm jedoch durch Hinterlist das Leben. Aber sein Sohn, der berühmte Hakon, behauptete sich, und ihm gelang es, die Söhne Gunhild's zu vertreiben. Dem Namen nach stand er unter dem Dänenkönige; in der Wirklichkeit aber regierte er in Norwegen mit der Macht der vormaligen Könige, ohne König zu heißen, hatte aber zur Beherrschung 16 Fylki und selbst blos Jarl doch 16 andere Jarle unter sich[25]). Eine andere Ausnahme von der Regel ist unter König Olaf Tryggvason folgende. Um die Großen von Herdaland zur Annahme des Christenthums zu bewegen, verheirathete dieser seine Schwester Astrid an den schönen, aus gutem Geschlechte entsprossenen Erlingr Skialgsson, und gab seinem Schwager das Land im Norden von Sognsá und ostwärts bis Lidanes, selbst ohne die Jarlswürde, weil dieser aus Ahnenstolz blos Hersir genannt sein wollte[26]). Die Jarle und noch mehr die Hersar sind

21) Wie er dazu kam, diesen Gedanken zu fassen, s. entwickelt bei F. Wachter, Einleitung zur Heimskringla S. CXXV. CXXVI. 22) s. die Sage Harald's des Haarschönen a. a. O. 1. Bd. S. 152—163.

23) Harald lebte nämlich Anfangs in Vielweiberei. 24) Die Saga Harald's des Haarschönen a. a. O. S. 218, 214. 225. 25) vgl. die Saga Olaf's Tryggvason's, Heimskringla a. a. O. 2. Bd. S. 276. 26) a. a. O. 2. Bd. S. 299 fg.

also rücksichtlich ihrer Würde in der Regel von Herads-Königen und Fylkis-Königen sehr verschieden, haben aber in anderer Beziehung, als Besitzer einer Landschaft, mit den Königen manches gemein, z. B. die Gebräuche des Erbtrunks, mittels deren der Sohn eines Königs oder der Sohn eines Jarls das Erbe seines verstorbenen Vaters feierlich antrat [27]). Das Jarlthum war zwar ursprünglich nicht erblich, wurde es aber nach und nach ebenso, wie das Gaugrafenthum in Teutschland. Es gehörte allerdings zur Nachfolge Belehnung, aber diese ward als ein Erbrecht in Anspruch genommen. Die meisten älteren und neueren Alterthumsforscher haben Jarl durch **Comes** oder Graf übertragen, unter andern Loccenius [28]), Torfäus [29]), Haldorson [30]), Finn-Magnusen [31]) und die übrigen Übersetzer der Edda Sämundar [32]). Loccenius bemerkt zu Comes: vor Alters bei den Scandinaviern oder Gothen Jarl oder Jerl, bei den Angeln **Eorl**, gleichsam einer, der in Ehre sei, wie es Camden in der **Britannia** erklärt, aber nachmals habe man den Namen Grave oder Greve dafür zu wählen beliebt, wahrscheinlich von den benachbarten Teutschen entlehnt. Daß dieser Titel einst dem Richter und nachmals den Ortsvorstehern (**locorum praesidibus**) beigelegt worden, erhellt aus den Anzeigen vieler alten Schriftsteller. Haldorson im isländischen Wörterbuche gibt Jarl durch **comes**, und dänisch durch **en Greve**, und leitet das Wort von dem nordischen **ar** (Arbeit), und **erill** (beständige Arbeit) ab. Vor Alters wurden, wie er bemerkt, die **ministri domestici principum**, des Regenten oberste Hofbedienten, so genannt, wie denn König Atli, Budli's Sohn, seine Satelliten (Hofleute) mit der Bezeichnung Jarl angeredet habe; wobei aber möglich bleibt, daß der König sie nur als Führer ihres Gefolges so nannte, und es bleibt sehr zweifelhaft, ob im Allgemeinen **Satellites** und Hofleute mit diesem Namen belegt werden können, denn dichterisch wird Jarlar auch für vornehme Männer überhaupt angewendet. **Atlamál in Graenlenzo** Str. 54. S. 451, wo die Übersetzer der Edda **jarlar** durch **heroes** ausdrücken, gibt es eine andere Übersetzung durch: Männer [33]). In der **Quida Gudrúnar Giúkadótter III.** wird **Jörlom** allerdings durch **aulici** übertragen, und mit Bezug auf diese Stelle im Glossar so erklärt, jedoch in der Anmerkung [34]) bemerkt, daß Jarlar dichterisch auch für Menschen (und nach unserer Meinung für vornehme Männer) überhaupt stehen kann [35]). In der **Gudrúnar-hvaut** Str. 39. S. 534 würden wir Jarlar [36]) nicht **ministri**, sondern **praefecti** übertragen, insofern dort, nicht wirkliche Jarle oder anstatt derselben andere Befehlshaber gemeint sind. Sie sollen nämlich, wie wir glauben, den Scheiterhaufen, wovon die Stelle spricht, nicht eigenhändig errichten, sondern errichten lassen; da bei feierlichen Gelegenheiten gewöhnlich am Hoflager eines Königs mehre Jarlar sich befanden.

Hatte der König nur Einen Jarl, so galt es für eine Beschränkung, die er sich zu Gunsten des Landes selbst, oder auch zu seinen eignen Gunsten auflegte; denn ein Jarl verlangte stattliche Lehen und andere Einkünfte. Von der Beschränkung der Zahl der Jarle in Norwegen auf Einen, handelt Snorri Sturluson in der **Saga of Haralldi Hardráda** Cap. 49 [37]). Der König Magnus, Olaf's Sohn, erklärt darin dem um die Jarlswürde bittenden **Hakon**, daß sein Bruder Olaf und dessen Sohn Magnus nur Einen Jarl im Lande gehabt hätten und er denselben Grundsatz befolge. Die unter Harald dem Haarschönen gemachte Einrichtung, wornach die Jarle mit den Gaugrafen des fränkischen Reiches Ähnlichkeit hatten, erlitt also bald eine Abänderung. Zu weit geht ein schwedischer Geschichtschreiber [38]) bei Vergleichung der Jarle mit den Grafen, wenn er Jarl und Graf das schwedische **Grefwe**, desselben Ursprungs achtet und von dem alten teutschen und gothischen Worte **grau** [39]) ableitet und erklärt: grauhäriger Mann unter dem Volke. Holberg dagegen [40]) verwirft die Vergleichung der Jarle mit den Grafen und betrachtet sie als Statthalter, weil ein König nach Eroberung eines Landes oder einer Provinz einen Jarl darüber gesetzt habe und der Titel gemeiniglich nur für die Person gegeben worden sei mit geringen Ausnahmen, zu welchen die orkneyischen Jarle gehörten [41]), welche das Land und die Inseln von den Königen in Norwegen zu Lehen hatten und ihre Herrschaft und Titel auf ihre Nachkommen fortpflanzten. Daß die Jarlswürde sonst nicht erblich gewesen, will Holberg hauptsächlich dadurch erhärten, daß den Nachkommen des Jarls Hakon von Lade, als sie sich mit der Erbgerechtigkeit an die Jarlschaft in Trändalog halten wollten, dieses untersagt wurde, und daß der heilige Olaf dem Olaf Skialgsson, welcher auf selbiges Recht bestand, antwortete, er wolle ihn für den vornehmsten Lehnshäuptling und (mächtigsten) Lehnsmann gelten lassen, aber selbst bestimmen, wie groß das Lehen werden solle; denn die Lehnshäuptlinge seien nicht edelgeborne zur Herrlichkeit seines Reichs. Die alten Jarle, unter Harald dem Haarschönen, lassen sich unstreitig den

---

27) s. das Nähere in der Ynglinga-Saga bei F. **Wachter** a. a. O. 1. Bd. S. 102. 103. 28) **Antiq. Sveo-Goth.** 3. Cap. 2. Ausg. S. 49. 29) z. B. in seinem Werke **Orcades**. über die Jarle von Orkney s. den Art. **Orkneyinga-Saga** (3. Sect. 8. Th.), wo auch von den **Jarla-Sögor** (der Jarle Geschichten), welche der Orkneyinga-Saga zum Grunde liegen, und die auch Snorri Sturluson vor sich hatte, S. 414. 415 gehandelt wird. 30) **Lexicon Islandico-Latino-Danicum.** 31) Glossar zum 3. Thl. der Edda Sämundar S. 231: **Jarl, princeps, Comes** in Beziehung auf **Háva-mál** Str. 96. S. 110, wo Jarl dichterisch für Fürst oder Herrscher überhaupt steht. 32) **Introductio Odae Helgii Haddingiorum Herois** große Ausg. der Edda Sämundar 2. Bd. S. 27. 33) **Ettmüller**, die Lieder der Edda S. 81. 34) Im 2. Bd. der großen Ausg. der Edda Säm. S. 327.

35) s. auch den **Index verborum** zur **Viga-Glúms-Saga** unter Jarl. 36) **Ettmüller** S. 97 gibt es durch: Edle. 37) In der großen Ausgabe der Heimskringla 3. Bd. S. 107. 108, in der Ausgabe von **Peringskiöld** 2. Bd. S. 112. 113. 38) **Dalin** 3. Thl. S. 166. **Not. i.** 39) **Canus, senior**; s. *G. J. Vossius* **de Vit. Serm. L. 2.** 40) Dänische, norwegische Staats- und Reichshistorie, übersetzt von Fr. Gerh. Voß S. 592. 41) Wie diese entstanden und ihre Würde vererbten, darüber s. den Art. **Orkneyinga-Saga** (3. Sect. 8. Thl.), wo auch bemerkt ist, was Snorri Sturluson davon erzählt.

Grafen des fränkischen Reichs an die Seite stellen; denn waren nicht auch diese Statthalter des Königs in den Gauen, wie jene in den Fylkis? Beiden lag die Sorge für Rechtspflege und das Kriegswesen ob[42]). Beide Würden, die des Gaugrafen und des Jarl, waren ursprünglich nicht erblich; aber durch Berücksichtigung ihrer Söhne kam es nach und nach dazu[43]). Von Geschlechtern, in welchen die Jarlswürde erblich geworden, sind die Jarle von Orkney zu nennen. Diese lassen sich am besten mit den Grafen Teutschlands vergleichen. Anders jedoch ist's in Norwegen, seitdem nicht jedes Fylki einen Jarl hatte, sondern nur das ganze Land einen einzigen. Dieser war zuweilen beinahe dasselbe, was der major domus im fränkischen Reiche dadurch wurde, daß er die Reichsverwaltung während der Minderjährigkeit der fränkischen Könige führte[44]). Doch war der Jarl höhern Ursprungs; denn am Hofe der nordischen Könige war auch noch ein Dróttseti, welches man z. B. in der Saga Hakonar Hakonarsonar Cap. 11 durch Major domus regiae wiedergegeben findet[45]). Hier ist über dem Dróttseti noch der Jarl, während im fränkischen Reiche der Major domus dadurch seine politische Bedeutung erhielt, daß er mit dem Amte des Dróttseti das Amt eines Reichsverwesers verband. Da der spätere Jarl in Norwegen eine ganz andere Bedeutung bekommen als die früheren, so brauchte man auch Jarl nicht zur Übertragung des teutschen Grafen, sondern behielt mit einer kleineren mundartlichen Umänderung das Wort bei, z. B. in der Hakonar Hakonarsonar Cap. 405 greifa, vom Nom. greifi[46]), jedoch von einem teutschen Grafen Ernst von Gleichen, dessen Titel nicht wohl in Jarl umzuändern war. Zu jener Zeit aber, als Karl der Große die Herzoge aufgehoben hatte, und die Länder durch mehre Gaugrafen regieren ließ, hätten diese ohne Übelstand in Scandinavien Jarlar genannt werden können. Herzog war damals in Norwegen keine bleibende Würde und hatte gar nicht den Charakter eines Landesfürsten. Einen Herzog gab es nur dann, wenn der König zu jung war, das Heer selbst anführen zu können. Harald der Haarschöne bestieg den Königsstuhl, als er zehn Jahre alt war, Guthorm, sein Mutterbruder, wurde daher Regent, aber nur Herzog für das Kriegsvolk des Hofes (nach anderer Lesart, für das Kriegsvolk überhaupt). Ihm verdankte Harald seine Siege über die Fylkiskönige. Guthorm selbst ward Jarl, wiewol nicht dem Namen, sondern der Sache nach; denn es heißt von ihm: Herzog Guthorm saß öfters in Tunsberg und hatte die ganze Verwaltung, wenn der König nicht nahe war und die Landesvertheidigung[47]). Hiezu war es nicht nothwendig, Herzog zu sein; denn Wottur und Fasti, des Dänenkönigs Frodi Jarle, waren mit der Landesvertheidigung beauftragt, während er außer Landes war[48]). Bemerkenswerth ist die Art und Weise, wie Skuli zum Jarl wurde. Als sein Bruder, der König Ingi, lange krank gewesen und die Nothwendigkeit eines Regenten allgemein gefühlt wurde[49]), führte er seinen Bruder Skuli zum Sitze und gab ihm den Jarlstitel[50]); Skuli Jarl erhielt die ganze Regierung und wurde Reichsverweser. Bei ihm galt also der Name Jarl so viel als früher bei Guthorm der Name Herzog. Hätten die Verhältnisse des fränkischen Reichs in Norwegen stattgefunden, so hätte an der Stelle Skuli's Nicolas, der Dróttseti des Königs, die Reichsverweserstelle erhalten müssen. Jarl ist also nicht identisch mit major domus, sondern nur ein Analogon desselben; ebenso wenig ist es ganz gleich mit dux, weil neben Harald's Jarlen auch noch ein Herzog vorkommt, und auch später die Herzogswürde mehr galt als die Jarlswürde. Doch war von Guthorm bis auf Skuli kein Herzog in Norwegen gewesen, was der Geschichtschreiber ausdrücklich bemerkt. Der Jarl war nämlich der nächste nach dem Könige gewesen. Skuli aber begnügte sich mit dem Jarlsnamen nicht; daher gab ihm König Hakon Hakonarson, als er sich mit ihm versöhnte, noch den Herzogstitel, und Olaf Hwitaskald, sowie der Geschichtschreiber, deuten dies als Ertheilung eines höhern Titels. Dalin[51]) beruft sich für die Annahme, daß Jarl und Herzog um das J. 1170 in Schweden einerlei gewesen sei, darauf, daß Birgir von Gothland von Snorri Sturluson immer Jarl, und in den lateinischen Briefen seines Königs immer dux genannt werde. Aber seine Schlußfolge ist nicht ganz sicher; denn wie hätte man Jarl von Gothland im Lateinischen anders als dux übertragen sollen, da Comes zu wenig war und die Ämter des Jarl und dux einander sehr verwandt waren? In dem Hofgesetze Hird-skraa[52]) Cap. 7 ist die Eidesformel für den Herzog und Jarl eine und dieselbe, und die feierlichen Gebräuche bei ihrer Ernennung waren dieselben[53]). Anschaulich werden diese besonders durch zwei berühmte Beispiele, als König Magnus der Gute von Norwegen und Dänemark Sweinen Ulfsson zu seinem Jarl machte, um ihm das Dänenreich zur Verwaltung in die Hände zu geben, wenn er sich in Norwegen befände, sowie Knut der Mächtige den Jarl Ulf, Swein's Vater, zum Häuptling über Dänemark setzte, für die Zeit, wo er in England war. Der König steht auf, nimmt erst ein Schwert und befestigt es Sweinen an das Gehänge, dann einen Schild, und befestigt ihn an Swein's Achsel, setzt ihm hierauf den Helm auf das Haupt, und gibt ihm Jarlsnamen und diejenigen Lehen in Dänemark, welche zuvor sein Vater Ulf gehabt hatte. Hierauf

42) s. die Nachweisungen in Beziehung auf die Grafen bei Georgisch im Index zum Corpus Juris Germanici antiqui unter *Comes*. 43) Aus den thüringischen Gaugrafen, welche ihren Sitz zu Weimar hatten, erhob sich das Geschlecht der Grafen von Weimar und Orlamünde, und aus den Gaugrafen des Grabfelds das Geschlecht der Grafen von Henneberg. 44) s. F. Wachter, Forum der Krit. 2. Bd. 2. Abth. S. 41—44. 45) s. die große Ausg. der Heimskringla 5. Bd. S. 10. 46) s. die große Ausgabe der Heimskringla 5. Bd. S. 348 und die Fornmanna-Sögur 10. Bd. S. 101. 47) s. F. Wachter, Snorri Sturluson's Weltkreis 1. Bd. S. 150. 151. 212.

48) a. a. O. 1. Bd. S. 82. 49) Saga Hakonar Hakonarsonar Cap. 11. 50) Saga Hakonar Hakonarsonar Cap. 190. in der großen Ausgabe der Heimskringla 5. Bd. S. 195, 6. Bd. S. 215. 51) a. a. O. 2. Thl. S. 111. Der Jarl Birgir heißt in einem der Schenkungsbriefe des Königs Knut Eriksson an das Kloster Nydala: Byrgo, Sveorum et Gotorum dux inclitus, und hat die Vorderstelle vor des Königs Bruder Philipp. 52) s. dies. Art. 53) s. die Hirdskraa 12. Cap. S. 74—80.

wird der Schrein mit den Heiligthümern gebracht; Swein legt seine Hände darauf und schwört dem Könige Magnus den Eid der Treue. Endlich führt der König den Jarl zu sich auf den Hochsitz [54]). Ein anderes Beispiel einer Ernennung zum Jarl bietet Erlingr Skaki dar [55]). Die Hirdskraa gibt Cap. 13 die dreifache Weise an, wie die norwegischen Könige die Würde eines Jarls ertheilten. Sie nahmen dazu ihren ehelich geborenen Sohn, manchmal den ehelich gebornen Bruder oder einen ihrer Schwäger. Der König verlieh demjenigen, den er zum Jarl machen wollte, ein solches Stück vom Lande, als ihn gut dünkte, aber dieses wurde kein vererblicher Gegenstand, obschon Viele Rechtsansprüche darauf gemacht haben. Nirgends in Norwegen findet sich ein Hof, oder eine Länderei, oder Odal, welche der Jarlswürde inhärirte, sondern der König weist nach Belieben Besitzungen an den Orten an, wo er will, am meisten von seiner väterlichen Verlassenschaft. Oft ist auch kein Jarl in Norwegen gewesen, und das war dem Volke am bequemsten. Das 14. Cap. handelt von der Art und Weise, wie der König Männer, unter dem Namen von Jarlen über Länder setzen will, welche Schatzung zahlen, zuerst über die Orkneyar. Anwendung ist davon gemacht in dem Vergleiche des Königs Swerrir und des Jarls Harald's Maddadar-Sons, sowie ferner des Königs Magnus Hakonarson's und des Jarls Magnus Gilbert-Son im J. 1264. In diese Kategorie gehört auch die Ernennung eines Jarl für Island, wobei der König einen Vorbehalt machen konnte, wie es ihm gut dünkte und nach guter Männer Rathe. Die Gebräuche aber waren auch in diesen Fällen nicht verschieden, wie aus dem 15. Cap. der Hirdskraa zu ersehen ist. Auf einem Thinge (Versammlung) aller Mannen gibt der König, wenn er sich zu seiner Erleichterung oder Ehre einen Jarl zu erwählen beabsichtigt, demjenigen, welchen er dazu bestimmt hat, und welcher auf dem Schemel vor des Königs Hochstuhle sitzt, Jarlsnamen, und spricht eine in der Hirdskraa aufbewahrte Formel, setzt den zum Jarl Ernannten in den Hochsitz, außerhalb auf seiner Hochseite und gibt ihm Schwert und Fahne, worauf der Jarl den Eid schwört. Das 16. Cap. desselben Gesetzes handelt von den Privilegien und Obliegenheiten eines Jarls; er soll die Fahne vor sich haben, wenn er in eine Stadt reitet, außer wenn der König vor ihm ist; vier und nicht mehr als sechs in seinem Gefolge haben, wenn er sich bei dem Könige befindet; auf das Beste über das Land herrschen, welches der König ihm gibt, und die Strafgelder nach Vorschrift der Gesetze nehmen, keine größeren Otbod (kriegerische Aufgebote, militairische Conscriptionen) haben, als der König, wenn dieser nicht einwilligt; die Ländereien nicht hinweggeben, welche der König ihm überläßt, wobei er jedoch nicht behindert ist, sie Jemandem zuzuwenden, sobald er sie in seiner Gewalt hat. Auch soll er nicht mehr Mannen haben, als der König und verständige Männer gehörig finden. Wenn der Jarl die Hird (Leibwache, Hofgesinde) vermehrt, seit der König Verbot dagegen gegeben hat, sollen alle für Landesverräther gelten, welche wissentlich gegen das Verbot verstoßen. Auch darf der Jarl nicht aus dem Lande weisen, außer mit des Königs Rath, oder mit keinem Häuptlinge im Vergleiche sein, mit welchem der König in gesetzlichen Dingen im Zwiespalte ist; oder solche Menschen, gegen welche der König erzürnt ist, wider dessen Willen halten. Dagegen, wenn Unfriede im Lande herrscht, so ist er mit allen seinen Mannen dem Könige pflichtig in allen Nöthen. Kommt der Jarl selbst in unverschuldete Noth, so soll der König ihm solchen Beistand leisten, als gute Männer gerathen finden. Überall, wo der König, der Jarl und ihre Mannen zusammen sind und Unfriede herrscht, da soll jeder gegen den andern sich so benehmen, als wenn sie alle zu Einer Genossenschaft gehörten. Verpflichtet ist der Jarl, sowol im Frieden als im Unfrieden, alle Reisen zu machen, welche der König ihm mit Vernunft gebietet, und seine dazu tauglichen Mannen mitzunehmen. Wachen, Erkundschaften des Feindes und dergleichen in der Nähe des Königs haben die Mannen des Jarls ebenso zu besorgen, wie die des Königs nach ihrer Zahl, sobald sich der Jarl bei dem Könige befindet. Bei der Beutetheilung soll auch die Zahl der Männer als Norm gelten. Das Schiff des Königs hat in jedem Hafen den ersten Stand; beschuldigt der König den Jarl der Untreue, so soll die Untersuchung mit Vernunft geführt und dieser nicht angefallen werden; wenn der Jarl leugnet, so soll er Geißeln zur Untersuchung bieten. Die Hirdskraa gibt auch an, wie es bei einem solchen Processe zwischen dem Könige und dem Jarl gehalten werden soll [56]). Von den Gebräuchen bei'm Entsetzen eines Jarls findet sich jedoch nichts darin. Dagegen hat uns Snorri Sturluson in der Erzählung eines merkwürdigen Falles angegeben, wie es bei freiwilliger Abdankung eines Jarls gehalten wurde. Als nämlich dem Jarl Hallad von den Orkneyar die Seeräuber seinen Aufenthalt in jenen Eilanden verbitterten, wälzte er sich, wie der Kunstausdruck lautet (weil er sich nämlich vom Jarlssitze auf einen niederen Sitz herab begibt), aus dem Jarlthume hinüber, nahm Hauld's Recht (d. h. das Recht eines Halters, Odalbesitzers, freien Grundeigenthümers) [57]), und begab sich nach Norwegen zurück. König Hakon, des Magnus Sohn, hob den Jarlnamen und den der lendramenn (Lehnbarone) auf, sodaß nur die Königssöhne und der Befehlshaber von Orkneyar künftig noch Jarl heißen sollten [58]).

54) *Snorri Sturluson*, Saga af Magnusi Goda Cap. 26. S. 28. 29. s. auch Cap. 25. 55) Er sagt dem Könige Walldemar Treue und Gehorsam zu, dieser führt ihn eines Tages auf den Sitz und gibt ihm Jarlsnamen und die Wik zu Lehn und Verwaltung; s. *Snorri Sturluson*, Saga af Magnusi Erlingsyni Cap. 30. große Ausgabe der Heimskringla 3. Bd S. 445. 446. Unter Skatlönd, ist nicht mit dem lateinischen Übersetzer der Hirdskraa S. 428. Schottland zu verstehen.

56) Das vom Jarl dabei zu Beobachtende s. in der Hirdskraa S. 110. 57) F. Wachter, Snorri Sturluson's Weltkreis 1. Bd. S. 210—213. 58) s. die Verordnung selbst bei *Gr. Joh. Thorkelin*, Analecta ad jus publicum et feudale regni Norvigiae (in dessen Analectis, quibus historia, antiquitates, jura regni Norv. illustr. p. 4—6), s. auch den Ind. vocum rariorum unter Jarl, welches er erklärt durch: Titulus apud

Da der Dienst des Jarls nur zuweilen und durch besondere königliche Gunst, auf seine Leibeserben kam, indem der König nach eines Jarls Tode sein Reich einzuziehen pflegte[59]), so hatten sich als erbliche Jarlar nur die Jarle in den fernen Orkneyar erhalten, wohin des Königs Macht nicht so leicht wirken konnte. In Norwegen waren die berühmtesten Jarle die von Hladir[60]) (Lade) gewesen.

Jarls-rik (Jarlsreich, Gebiet) hat eine doppelte Bedeutung; einmal ist es eine Landschaft oder District, über welchen ein Jarl nur auf Lebenszeit gesetzt war, oder ein Reich, wo erbliche Jarle, jedoch auch im Lehnsverbande mit dem Könige, herrschen, wie die Jarle in Orkneyar als Vasallen des Königs von Norwegen. Unter den dänischen Königen stand ein ausgedehntes Jarlsreich im Wendenland, und seine Hauptfeste war die berühmte Jómsborg. In Schweden war ein wichtiges Jarlsreich, das von Oster-Gothland. Darin hatte das Geschlecht der Folkungar die Jarlswürde erblich und Birgir'n[61]) gelang es, damit auch das Jarlthum von Schweden (in damaliger engerer Bedeutung) zu verbinden, oder vielmehr das Ostergothländische zugleich mit auf Schweden zu übertragen. Man behauptet freilich, wie Rühs bemerkt, daß schon seit Erich's des Siegreichen Zeiten die Jarle Stellvertreter der Könige und die höchsten Reichsbeamten gewesen sind; allein es fehlen dieser Versicherung überzeugende Gründe. Während der Unruhen dagegen zwischen den Geschlechtern Swerkir's und Erich's des Heiligen führte die Noth zu diesem Mittel, und schnell mußte das Ansehen dieser Mächtigen unter schwachen und unmündigen Regenten wachsen, um so mehr, da Alle, die seit der Zeit des jüngern Swerkir mit dieser Würde bekleidet erscheinen, Folkungar waren[62]). Dieser Jarl der Schweden und Gothen unterschied sich daher auf eine wesentliche Art von den Statthaltern und anderen Personen, die fortfuhren sich des Jarlstitels zu bedienen. Über die Art ihrer Einsetzung fehlt es uns an Nachrichten. Nur Willkür wäre es aber, wenn man ohne Weiteres die Vorschriften der norwegischen Gesetze auf Schweden anwendete[63]). Der Name Jarl kam in Schweden mit dem Ausgange des 14. Jahrhunderts außer Gebrauch[64]). Nicht blos in den Geschichtswerken wird der Jarle oft gedacht sondern auch in den Liedern, und viele Jarle sind von den Skalden besungen worden. Sie haben hier mit den Königen und den Herser eine und dieselben dichterischen Bezeichnungen, als Goldbrecher (d. h. Goldvertheiler), Fahnenmänner (d. h. Männer, vor welchen die Fahne hergetragen wird), Spitzenführer (d. h. Anführer) des Landes oder der Schlacht, Volksteuerer (Regenten) rc.[65]). Jarl ist endlich auch, wie andere Bezeichnungen von Würden, z. B. König, Herzog rc., zum Eigennamen geworden; ein Beispiel davon gibt der Erzbischof Jarl von Upsala[66]); vorzüglich aber der im Rigsmál erwähnte Jarl.

(*Ferdinand Wachter.*)

JARLSBERG, eine im J. 1684 gestiftete Grafschaft im südlichen Norwegen, mit einem Areal von fast 19 schwedischen Quadratmeilen und etwa 25,000 Einwohnern, der gräflichen Familie Wedel Jarlsberg gehörig. Sie hat ihre eigene Gerichtsbarkeit, und zerfällt in dieser Beziehung in den südlichen und nördlichen Birkdistrict, mit einem Oberrichter (**Overbirkedommere**) und zwei Unterrichtern (**Sorenbirkeskriaere**). In kirchlicher Hinsicht enthält Jarlsberg zwei Propsteien (**prosstier**, [die aber auch Kirchspiele anderer Landestheile umfassen]) mit 13 zur Grafschaft gehörigen Pastoraten und 30 Kirchen. Jarlsberg liegt am Christiania- und Drammensmeerbusen, hat fruchtbaren Boden und einträgliche Fischereien und Waldungen. In der Grafschaft liegen zwei kleine Seestädte, Tönsberg und Holmeſtråd, welche aber nicht zur Grafschaft gehören; in der Nähe der erstern, die sehr bedeutenden Handel treibt, trifft man das alte Gut Sem, jetzt Jarlsberg, mit dem gräflichen Schlosse. Bemerkenswerth ist das Eisenwerk Eidfos in der Grafschaft Jarlsberg, welches jährlich etwa 2400 Schiffspfund Stabeisen und 2000 Schiffspfund Gußeisen liefert. (*v. Schubert.*)

JARLSDALR, ein tiefes Thal*) in Gaulardal (jetzt Guldal) in Norwegen, hat seinen Namen Jarlsthal dadurch erhalten, daß der berühmte Jarl Hakon Sigurdarson der Mächtige sich von Medalhus (jetzt Melhuus), wo er sich zu Schmause befand, in dasselbe flüchtete, als das Heer der Bonden, die einen Aufstand gegen ihn erregt hatten, im Anzuge war. Als er hierauf sein Gefolge bis auf einen einzigen Sklaven, Krakr, der ihn bald nachher ermordete, entlassen hatte, verbarg er sich in der Nähe des Flusses Gaul in eine Klippenhöhle (**hellir**), welche seitdem **Jarlshellir** genannt wird**).

(*Ferdinand Wachter.*)

JARLSEY, Jarlsinsel, ist der alte Name der Insel Gersöe, welche bei Tunsberg liegt[1]), und wird schon in der Ynglinga-Saga genannt, insofern König Eystein von Westfold bei derselben in der See durch ein

---

Boreales honoratior, principibus viris a regibus concessus. AS. Earl. Lat. Comitem plerique vertunt. Thorkelin jedoch selbst, sowie auch Schöning (in der Versio Heimskringlae) behalten wohlbedächtig das nordische in's Lateinische unübersetzbare Wort Jarl bei, und geben ihm nur eine lateinische Endung.

59) *Torfaeus*, Hist. Norv. T. I. p. 179. 291. 280. 281. 60) Weshalb der Jarl Hlada-Jarl (d. h. Jarl der Hladir) hieß, da dieser Ortsname ein Plurale tantum war. 61) Wie seine Ahnen auch Jarle von Ostergothland waren; s. bei Dalin II. S. 111. 62) Vgl. Ponthan's treffliche Abhandlung: de dignitate Jarlorum §. IV. et V. *Botin* Utkast, fierde tidehvarf p. 206. *Rosenhann*, Afhandl. om Rikets-jarlar vor *C. H. Ugla's* Svea-Rikes-Rads-Längd (Stockh. 1791). 63) Wie es z. B. Dalin 1. Thl. S. 334—336 thut; s. auch S. 498, wo er in Beziehung auf *J. Wild*, Hist. Pragm. P. S. C. 3. §. 9. n. 7 annimmt, daß die Macht der Jarle um das Jahr 1042 in ihrem höchsten Glanze war, sodaß sie berechtigt gewesen wären, Bündnisse zu schließen, Krieg zu führen und Frieden zu machen, mit wem sie wollten, wenn es nur nicht zum Nachtheil und mit Schmälerung der Rechte ihres Lehnsherrn geschah. 64) Dalin I. S. 165.

65) s. *Uppruni* nockra konga heita in der Skalda. 66) Dalin a. a. O. I. S. 157. 188.

*) Vergl. Schöning, Norweg. Hist. 3. Thl. S. 321. **) s. *Snorri Sturluson*, Saga af Olafi Tryggvasynì Cap. 55 in der großen Ausg. der Heimskringla 1. Bd. S. 250 und bei F. Wachter 2. Bd. S. 285. 286.

1) s. Kraft, Beschreib. Norw. S. 740. 754 und Schöning's Karte der drei alten nordischen Reiche im 1. Bd. der gr. Ausg. der Heimskringla, vgl. den 6. Bd. S. 382.

Ereigniß umkam, welches man der Zauberkunde des Königs Skiold von Worna zuschrieb[2]). Am häufigsten kommt Jarlsey in der Saga Hakonar Hakonarsonar vor, weil es König Hakon der Alte von Norwegen auf seinen Seezügen, namentlich gegen den Jarl Knut und Birkibeinar, nicht selten berührte[3]). (*Ferd. Wachter.*)

JARMEN (n. Br. 53° 55′, L. 31° 14′), Stadt im Kreise Demmin, des Regierungsbezirks Stettin der preuß. Provinz Pommern, am Norduser der Peene, worüber hier eine Fähre führt. Sie zählt drei Thore, eine Kirche, 95 Häuser und 800 Einwohner, deren Nahrungszweige Ackerbau, Brauerei und Fischerei ausmachen. Vor Zeiten soll dieser Ort größer und volkreicher und mit Wällen umgeben gewesen sein, wovon noch Überreste sichtbar sind. Ihr allmäliger Anwuchs zu der oben angegebenen Größe geht aus folgenden Daten hervor, welche uns Wuttstrack aufbewahrt hat.

	Häuserzahl.		Bewohnerzahl.
Im J. 1777	— 80	1740	— 395
= = 1789	— 81	1777	— 545
= = 1791	— 83	1784	— 542
		1786	— 476
		1791	— 562

Im J. 1523 stellte der Ort sechs Mann zu Fuß zu der von den Herzogen Georg und Barnim zu Anklam, Schlawe und Colbitz vorgenommenen Musterung. (*Klaehn.*)

Jarmuk (Geogr.), s. Jermuk.

JARMUTH (יַרְמוּת, abgeleitet von ירם, ورم hoch sein, die Anhöhe) wird 1) als Ortschaft des Stammes Juda in der Niederung genannt Jos. 15, 35. Zur Zeit als die Israeliten in Palästina eindrangen, war sie der Wohnsitz Piram's, eines der kleinen canaanitischen Könige, welcher mit vier benachbarten den Anschlag auf die Stadt Gibeon machte, von Josua aber besiegt und getödtet wurde Jos. 10, 3 fg. 12, 11. Nach dem babylonischen Exile wurde sie von den zurückgekehrten Judäern wieder in Besitz genommen Nehem. 11, 29. Die Angabe des Hieronym. (de situ et nominibus locor. Hebr.) unter d. W. Jarimuth über ihre Entfernung von Eleutheropolis auf vier Meilen ist, wie schon Vallarsius a. a. O. bemerkt, damit nicht im Einklang, daß sie unweit Esthaol gelegen sei, welches zehn Meilen von Eleutheropolis entfernt sein soll. Der Fehler scheint, die Localität in Betracht gezogen, in letzterer Zahl zu liegen. 2) Name einer Levitenstadt im Stamme Issaschar Jos. 21, 29 wahrscheinlich dieselbe, welche 19, 21 רֶמֶת und 1 Chron. 6, 58 רָאמוֹת genannt wird. Vergl. Rosenmüller, Handbuch der biblischen Alterthumskunde II, 2. S. 351. (*G. Stickel.*)

JARNAC, Stadt und Cantonshauptort im Bezirk von Cognac des französischen Departements der Charente. Sie liegt 45° 40′ nördl. Br. und 17° 22′ östl. L. v. Ferro in der Mitte sehr ausgedehnter Wiesen am rechten Ufer der Charente, welche hier einen wegen seiner Lage merkwürdigen Hafen bildet, und über welche hier eine eiserne Brücke führt. Die Zahl der Einwohner beträgt 2010. In der französischen Geschichte ist diese Stadt durch die Schlacht vom J. 1569 zwischen den Katholiken und Hugenotten merkwürdig, worin der Prinz von Condé gefangen wurde. Ein in neuerer Zeit errichtetes Denkmal zeigt den Ort der Schlacht an. Die Bewohner unterhalten starke Branntweinbrennereien (Cognac) und Handel mit Branntwein, Rindvieh und Leder. (*Klaehn.*)

JARNAGES, auch Charnage, Stadt und Cantonshauptort auf einem Hügel, im Bezirk von Boussac des französischen Depart. der Creuse. Die 600 Einwohner treiben Handel mit Vieh, Butter und Käse. (*Klaehn.*)

Jarnbudr, s. die Probe des Eisentragens unter dem Art. Ordalien.

Jarnowick (Biogr.), s. Giornovichi.

JÁRNSAXA (von Járn, Eisen, und saxa[1]), in kleine Stücke zerschneiden), wörtlich Eisenzerschneiderin, heißt in der nordischen Mythologie 1) eines der neun Mädchen aus Riesengeschlecht, welche den Wächter der Götter, Heimdall, geboren[2]), und wird symbolisch als eine der Farben des Regenbogens gedeutet; 2) die Mutter Magni's, des Sohnes Thor's, nach der Skalda S. 119[3]), und wird S. 119 als Geliebte dieses Gottes und als ein Riesenweib erwähnt. Man deutet Jarnsaxa'n als ein Wesen, welches in Berghöhlen Eisen behandle oder herausgebe, und vergleicht sie mit den drei Mädchen Luonto's[4]), den Müttern des Eisens[5]) nach finnischer Mythologie. (*Ferdinand Wachter.*)

JÁRNVIDR (von járn, Eisen, und vidr, Wald, Eisenwald), lag nach der nordischen Mythologie im Osten von Midgardr, und ist nach Utgardar zu versetzen; von ihm singt die Wala: „Im Osten saß die Alte in Járnvidr und gebar [oder erzog*)] dort Fenrir's Geschlechter**)," nämlich die Riesenwesen in Wolfsgestalt, welche dadurch so verderblich werden, daß am Untergange dieser Welt der eine den Mond und der andere die Sonne verschlingt. Finn-Magnusen bemerkt zu den Worten: „Austr sat hin aldna í Járnvidi," man könne sie auch so verstehen: „die Alte saß im östlichen Eismeer," wenn man nämlich Járnvidi lese. Sollte Eismeer die früheste Bedeutung gewesen sein, so hat doch schon der Verf. der jüngern Edda einen Wald darunter verstanden, indem er bemerkt: „Eine Gýgur (ein Riesenweib) wohnt im Osten von Midgardr im Walde, welcher Járnvidr heißt, wo sich auch andere Riesenweiber befinden, welche Járnvidiur (Eisenwälderinnen) heißen." Jene Alte gebiert viele Söhne, welche Riesen sind, und zwar in Wolfsgestalt. Darunter sind jene zwei Wölfe, der den Mond verfolgende Hati Hrodvitnisson und der die Sonne schreckende Skoll.

2) s. das Nähere bei F. Wachter, Snorri Sturluson's Weltkreis 1. Bd. S. 121. 122. 3) s. Saga Hakonar Hakonarsonar Cap. 64, große Ausg. der Heimskringla 5. Bd. S. 66. Cap. 71. S. 73. Cap. 142. S. 143. Cap. 228. S. 239 u. 240.

1) Vergl. Sax, Dolch, kleines Schwert. 2) Hyndla-Lioth 33—34, gr. Ausg. der Edda Sámundar I. S. 338. 339. 3) Ausgabe von Rask. 4) *Finn-Magnusen*, Lex. Mytholog. p. 467. 5) s. das finnische Lied: Die Geburt des Eisens bei Schröter, finnische Runen (Upsala 1819) S. 22—36 und dessen Erklärungen S. 136. 137.

*) Nämlich föddi, welches beides bedeutet. **) Völuspa Str. 36. gr. Ausg. der Edda Sámundar 1. Bd. S. 43.

Mit dem nordischen Járnvidr hat man den bei den Flüssen der Unterwelt gelegenen Eisenwald der Inder und den Eisenberg der Mongolen und anderer verglichen ***).

(*Ferdinand Wachter.*)

JAROBA, Name eines in Brasilien und auf Jamaica einheimischen Klettenstrauches, den die Portugiesen **Casca amargosa** wegen Bitterkeit nennen. Sein lateinisch-systematischer Name ist **Crescentia Jaroba**. Auf die höchsten Bäume klettert er wie Epheu, hat aber unten dreizählige, oben zweizählige Blätter, sowie auch Ranken. Seine wie Flaschenkürbisse aussehende Frucht wird auf mannichfache Weise benutzt. Marcgrav und Piso lieferten Abbildungen dieses Gewächses. (*Zenker.*)

Jaroczyn, s. **Jarotschin**.

Jaromar, Jaromer, s. **Jaromir**.

JAROMIR (lat. **Jaromira, Jaromirium**, in ältern Urkunden auch **Germer** und **Germir**), eine königl. böhmische Leibgedingstadt, im westlichen Theile des königgrätzer Kreises, an der Einmündung der Aupa in das linke Ufer der Elbe, über welche eine in den Jahren 1831 und 1832 errichtete schöne Kettenbrücke führt, an der schlesischen Post- und Commercialstraße, 15½ Postmeilen ostnordöstlich von Prag und 2½ Postmeilen nordnordwestlich von der Kreisstadt entfernt, in flacher, fruchtbarer Gegend, mit zwei Vorstädtchen; 510 Häusern, unter denen sich das Dechanteigebäude, das Rathhaus, die Schule und das k. k. Postamt hervorheben; 3417 czechischen Einwohnern, welche sich von der Landwirthschaft, von städtischen Gewerben und vom Handel ernähren; einem organisirten Magistrat; einer katholischen Dechanteipfarre des königgrätzer Bisthums, welche unter dem Patronat der Königin von Böhmen steht, von drei Priestern besorgt wird und (1831) 4457 Seelen in ihrem Pfarrsprengel zählte, zwei kathol. Kirchen und einer Kapelle; einem Gemeindespital für 14 verarmte alte und gebrechliche Pfründler beiderlei Geschlechts; vier Jahrmärkten, einem Armeninstitut, einem städtischen Branntweinhause, drei Mühlen, einer Brettsäge, einer Tuchwalke, einem Malzhause, einem Jägerhause, einem Meierhofe, drei Wirthshäusern. Die Stadt ist mit Mauern umgeben, durch welche zwei Thore aus den Vorstädten in die Stadt führen. Zu dieser Stadt gehören zehn unterthänige Dorfschaften. Die Stadt hat das Recht, mit rothem Wachse zu siegeln. Die hiesige Kettenbrücke hat eine Länge von 23 wiener Klaftern 2 Fuß, und eine Breite von 3 Klaftern. Ihre größtmögliche Belastung wird zu 2748 Centner berechnet. Der Ursprung der Stadt ist nicht bekannt; die älteste, durch noch vorhandene Urkunden bestätigte Thatsache ist, daß sie schon im J. 1307 eine Stadt war und damals der Königin Elisabeth, Witwe K. Rudolf's I., nebst vier andern Städten, als Leibgedinge zum Unterhalte angewiesen wurde. Von K. Karl IV. erhielt Jaromir mancherlei Freiheiten und Vorrechte. Um das J. 1356 stiftete der prager Erzbischof, Ernst von Pardubitz, ein Kloster der regulirten Chorherren des heil. Augustin in der prager Vorstadt, welches 1404 in die Stadt an die St. Nikolauskirche übersiedelt, aber schon 1421 bei der Besetzung durch die Horden Ziska's zerstört wurde. Die Stadt erlebte im Laufe der spätern Jahrhunderte mancherlei herbe und freudige Schicksale *).

(*G. F. Schreiner.*)

JAROMIR, JAREMIR, JARIMIR [1]). I) Jaromir, Herzog von Böhmen, Sohn des Herzogs Bolislav's des Ältern (II.) von Böhmen, nach den böhmischen Geschichtschreibern Bolislav's III. Er hat bei den gleichzeitigen teutschen Historikern und in den spätern böhmischen Geschichtswerken eine so verschiedene Geschichte, daß man ihn als zwei verschiedene Personen betrachtete. Am besten ist es wol, da die abweichenden Darstellungen, wie sie einerseits Dithmar von Merseburg und Adelbold, und andererseits Cosmas von Prag und die übrigen böhmischen Geschichtschreiber geben, sich nicht wohl verschmelzen lassen, beide abgesondert und nach einander mitzutheilen. Voran möge die teutsche Nachricht gehen. Herzog Bolislav, der Rothe, der älteste Sohn von Herzog Bolislav II., wurde von den Böhmen wegen seiner harten Herrschaft nicht geliebt und stand immer in Furcht, sie möchten ihn vertreiben und einen von seinen jüngern Brüdern, Jaromir oder Othelrich, zum Herzoge machen. Auch war ihm zuwider, daß er, obschon allein Herzog, doch diese Brüder nicht ganz von der Mitverwaltung ausschließen konnte. Um diesen Unannehmlichkeiten zu entgehen, ließ er im J. 1002 den einen Bruder Jaromir entmannen und den andern versuchte er in der Badestube zu ersticken. Auch vertrieb er seine Mutter, mit welcher seine verfolgten Brüder sich nach Baiern flüchteten. Bolislav, der nun freies Spiel zu haben glaubte, drückte das Volk jetzt unerträglich, dieses aber wählte Wolodowei oder Blademar zum Herzoge, und Bolislav mußte entfliehen. Wolodowei starb aber schon im Jahr 1003. Da riefen die Böhmen voll Reue die Gebrüder Jaromir und Othelrich nebst ihrer Mutter nach Böhmen zurück, welche jedoch sämmtlich bald darauf durch den Herzog Bolislav von Polen vertrieben wurden, worauf dieser seinen Vetter Bolislav den Rothen wieder in das Herzogthum einsetzte. An den Urhebern seiner Vertreibung nahm der Wiederkehrende schreckliche Rache, wurde aber kurz darauf vom schon genannten Herzoge von Polen geblendet und ins Elend gebracht, in Folge dessen Böhmen mit Polen vereinigt wurde. Den Herzog von Polen aus Böhmen zu vertreiben, unternahm König Heinrich II. im J. 1004 eine Heerfahrt, und drang durch den Wald Miriquidiu in Böhmen ein. Nützlich wurde ihm dabei der Umstand, daß er den vertriebenen Jaromir mit sich genommen hatte, denn durch diesen wurde ein Theil der Böhmen günstig gestimmt. Auf ihren Rath und ihre Einladung betrat Heinrich das Land ohne Hinderniß, und es wurde ihm an der Pforte des Landes ein Schloß von

***) s. die Anmerkungen zur großen Ausg. der Edda Sämundar 3. Bd. S. 43. Not. 59.

*) s. J. G. Sommer, das Königreich Böhmen; statistisch-topographisch dargestellt (Prag 1836) 4. Bd. königgrätzer Kreis S. 65—75.

1) Jarimir bedeutet, wie Dithmar von Merseburg (Wagner'sche Ausg. S. 143) erklärt, fester Friede (firma pax).

freien Stücken geöffnet. Andere Böhmen überlieferten aus Schrecken über die Nähe des teutschen Königs sich und ein festes Schloß in jener Gegend, welches Heinrich jedoch alsbald dem Jaromir übergab. Letzterer ward, während der König in Böhmen langsam vorwärts rückte, von ihm mit den tapfersten teutschen Kriegsmannen und den Böhmen, die ihm anhingen, nach Prag vorausgeschickt, den Herzog Bolislav von Böhmen zu fangen oder zu tödten; aber die Boten der verrätherischen Böhmen, welche es mit dem Herzoge von Polen hielten, kamen Jaremir'n zuvor. Bolislav, gewarnt, entfloh in der Nacht. Den andern Tag erschien Jaremir vor Prag. Die Böhmen foderten von ihm, daß er ihre Rechtsverfassung beschwören und Verzeihung ihres Vergehens angeloben möchte. Als er dieses vor den Thoren geleistet, ward er sogleich eingelassen und unter großer Freude wieder in die frühere Würde eingesetzt. Man gab ihm alle gemachte Beute und suchte ihn durch viele andere Geschenke zu erfreuen; führte ihn nach Wissegrodi (Wissegrad), wo er als Herr ausgerufen wurde. Er versprach Allen seines Königs Huld, und denen, welche bisher bei ihm geblieben, den wohlverdienten Lohn. Von allen Seiten strömte eine unzählige Menge herzu, um sich der Gnade des neuen Herzogs zu versichern und die Ankunft des teutschen Königs zu erwarten. Dieser erschien endlich, und ward vom prager Bischof Thiedeg, dem Herzoge Jaremir, der Geistlichkeit und dem Volke unter Frohlocken empfangen und in die Kirche des heil. Gregorius geführt. Hier ward Jaremir mit allen Würden, die sein Vater gehabt, vom Könige vor allen versammelten Böhmen beliehen [2]). Zu den Scharen, welche König Heinrich II. im J. 1005 gegen Bolislav von Polen führte, stießen bei Dobraluk (Dobriluk), im Gaue Lusizi, die Herzoge Heinrich von Baiern, der Königin Bruder und Jaremir von Böhmen [3]). So auch, als König Heinrich im J. 1011 eine Heerfahrt gegen Bolislav that, gesellte sich Herzog Jaremir in Byelogore zu ihm. Als der König zu Jarina (Geronstadt, Gero's Stadt, muthmaßlich jetzt Gähren) erkrankte und seine Rückkehr beschlossen war, verheerte Jaromir mit einigen andern Fürsten im Auftrage desselben die Gaue Cilensi und Diedesi [4]). Doch im J. 1012, den Sonnabend vor Himmelfahrt, wurde dieser abermals, und zwar von seinem pflichtvergessenen Bruder und Vasallen Othelrich, aus dem Reiche der Böhmen vertrieben. Zwar bat er den König um Wiedereinsetzung in sein Herzogthum, aber statt dessen wurde ihm Exil und Haft bei dem Bischofe Adelbold von Utrecht zu Theil. Jaromir hatte sich nämlich nicht etwa durch Untreue, sondern dadurch den Unwillen des Königs zugezogen, daß er eine große Schar Baiern, welche ohne Erlaubniß des Königs und mit Geschenken zu dem Herzoge Boleslav von Polen gingen, erschlagen ließ. Sein Bruder Othelrich ward vom Könige nach Merseburg geladen und erhielt das Land zu Lehn [5]). Ganz anders gestaltet sich nun die Geschichte nach Cosmas von Prag [6]). Ihm zufolge sind Boleslav's III. Söhne, Dalrich (Othelrich) und Jaremir; dieser wurde an des Vaters Hofe erzogen, jener dagegen am Hofe des Kaisers Heinrich. Als ihr Vater vom Herzoge Mesko (Micislav) von Polen eine Einladung empfängt und annimmt, bestellt er für den Fall des Nichtwiederkommens zu seinem Stellvertreter Jaremir. Diese Vorsicht wurde gerechtfertigt durch des Polen Treulosigkeit; denn auf dem Gastmahle zu Krakau wurde Boleslav gefangen genommen und geblendet [7]). Während dessen machten Boleslav's Feinde in Böhmen, das Geschlecht der Versovicer, an deren Spitze Cohan stand, einen schändlichen Anschlag. Nachdem sie erfahren hatten, was geschehen war, gingen sie mit Jaremir nach Weliz auf die Jagd, ergriffen, banden und entkleideten ihn und schlugen ihn rücklings mit hölzernen Nägeln an Händen und Füßen auf den Boden fest und spielten und tanzten zu Rosse um ihn herum. Einer aber von den Knechten, Namens Dovora [8]), eilte nach Prag, erzählte den Vorfall den Freunden des Herzogs Jaremir und führte sie an den Ort der Übelthat. Die Missethäter, plötzlich von Bewaffneten überfallen, flohen in den Wald. Jaremir, halb todt und von Fliegen zerstochen, wurde auf einen Wagen gelegt und auf die Feste Wissegrad gebracht, erhob den Sklaven Dovora und seine Nachkommen in den Adelsstand und gab ihm die Jägermeisterwürde, die zum Hofe Steina gehörte und welche seine Nachkommen noch in den Zeiten des Cosmas von Prag besaßen. Während dessen eroberte Herzog Mesko von Polen mit großer Heerschar Prag und behauptete es zwei Jahre lang, nämlich in den J. 1000 und 1001 [9]). Dalrich aber,

2) Dithmar von Merseburg, Chron. Lib. V. S. 122. 125. 143. 144. *Adelboldus*, de gestis S. Henrici bei Ludewig, scriptt. Rer. Episcopat. Bamberg. S. 810. 811. 3) s. das Nähere über diese Heerfahrt bei F. Wachter, Thür. und Obersächs. Geschichte 1. Th. S. 199—202. 4) s. a. a. O. S. 214. 215.

5) Dithmar von Merseburg Lib. VI. S. 149. 172. 186. 6) Bei Mencke Scriptt. T. I. S. 2004; ihm folgen auch die übrigen böhmischen Historiker, der Anonymus, Chron. Boh. Cap. XX, bei Mencke T. III. S. 1649. 1650. *Aeneas Sylvius*, Histor. Bohemica Cap. XVII. in dessen Opp. helmstedter Ausg. von 1690 S. 28. 29, Hageck und Dubravius S. 167 rc. 7) Was die gleichzeitigen teutschen Geschichtschreiber von Jaremir's Bruder Boleslav berichten, wird also hier Jaromir's Vater zugetheilt, und was Mesko's Sohn Bolislav nach den teutschen Geschichtschreibern vollbrachte, ist hier Mesko selbst zugeschrieben. 8) So berichtet Cosmas von Prag. Bei dem *Anonymus*, Chron. Boh. C. XXVIII. S. 1652 macht sich der Sklave Howora (Dovora) zwar auch verdient, aber unter Einwirkung des heiligen Johannes des Täufers, welchen Jaremir von Jugend auf sehr verehrt hat. Der Heilige verhindert durch seine Kleidung, daß Jaremir verletzt wird; in der nämlichen Stunde erscheint er auch der Gattin des Gemißhandelten und ermahnt sie, zur Befreiung ihres Ehegatten treues Volk zu schicken. Seiner Hilfe hauptsächlich die Rettung verdankend, läßt Jaromir den Baum, an welchen er gebunden war, umhauen, und an jener Stelle zu Ehren desselben das Kloster Welichen (nach Äneas Sylvius Velisca) erbauen, beschenkt aber auch den Howora mit dem erblichen Oberjägermeisteramte, weil dieser nach Prag geeilt war. 9) Nach Dithmar von Merseburg war Miseco damals schon todt, und sein Sohn Bolislav, Herzog von Polen. Die böhmischen Geschichtschreiber verwechseln also hier wieder den Vater mit dem Sohne.

Jaremir's Bruder, kam im J. 1002 vom Hofe des teutschen Königs nach Böhmen und vertrieb die Polen. Den dritten Tag nach seinem Einzuge in Prag ließ er seinen Bruder Jaremir blenden, worauf dieser in Lizza in Haft leben mußte. Als im J. 1037 den 9. Nov. Dalrich gestorben war und Jaremir es gehört hatte, ließ er sich nach Prag fahren und hielt in der Kirche des heil. Georgius, an der Bahre der Leiche stehend, seinem Bruder eine Lobrede. Nach dem Leichenbegängnisse führte er seines Bruders Sohn, Brecislav, zu dem Fürstensitze und empfahl ihn den Böhmen zum Herzoge, da das Schicksal nicht wolle, daß er selbst ihr Herzog sei. Seinem Brudersohne nannte er auch die Personen, welche er als Rathgeber nehmen solle, und bezeichnete ihm die Wersovicer als Feinde des herzoglichen Hauses. Darüber murrten diese, und Cohan sendete nicht lange darauf einen Meuchelmörder. Während der blinde Herzog in der Nacht seine Nothdurft verrichtete, wurde er von Hinten durchbohrt. So stirbt der gerechte Mann wie ein Blutzeuge den 5. Nov. 1038 [10]).

II. Fürsten von Rügen, 1) **Jaromir I. (Jaremar, Jarimir)**, ward im J. 1168, als der Dänenkönig Waldemar I. Rügen unterwarf, von Dänemark abhängig, nahm den Christenglauben an, ließ sein Volk taufen, stiftete und begabte das Mönchskloster Hylda, und im J. 1193 das Nonnenkloster Bergen, stand bei den inneren Kriegen der wendischen Fürsten Niclot bei, und verschaffte diesem dadurch die Oberhand, verheerte das Land der Circipaner, fing den Fürsten Borvin und sandte ihn dem Dänenkönig Knut, welcher ihn lange in Haft behielt. Der Fürst oder König der Pommern Bugislav war dagegen auf der Seite Borvin's und unternahm gegen Jaremar, als den Bundesgenossen der Dänen, seinen Verwandten, im J. 1185 eine Heerfahrt, um ihn dafür zu züchtigen, daß er dem Dänenkönige bei Unterwerfung der Slawen Beistand geleistet hatte, zog auch zu dem Ende mit 600 Seeräubern gegen ihn. Allerdings war J. an Macht schwächer, rückte dem Feinde aber doch muthig entgegen. Die Dänen hatten nicht weit davon einen Hinterhalt gelegt, zu welchem die Slawen Bugislav's arglos hinruderten. Dänen und Rugianer griffen sie an und schlugen sie; J. ließ die übrigen Slawen und verfolgte blos Bugislav, doch rettete sich dieser. Die Macht der Slawen wurde so gebrochen; fortan waren sie den Dänen tributär, und J. brachte namentlich das Schloß Wollgast in Knut's Hände [11]); auch soll er Stralsund im J. 1209 für den Dänenkönig Waldemar II. erbaut haben [12]). Rügensche Geschichtschreiber leiten von ihm auch den Ursprung der Festung Rugegard (d. i. Burg der Rugen), auf Rügen her [13]). Er habe, sagen sie, den Unwillen der Pommern und Obodriten darüber, daß sie an der Beute und Herrschaft über Rügen keinen Antheil haben sollten, recht wohl gekannt und nicht ohne Grund den baldigen Ausbruch eines neuen Kriegs gefürchtet, daher in der Mitte des Landes auf dem höchsten Punkte, von wo man weit über das Land hinschauen kann, diese neue Feste gegründet. Jarmar I. soll endlich schon gemünzt haben.

2) **Jaromir II. (Jaromar, Jaremar)**, Fürst von Rügen, Witzlav's I. Sohn und Nachfolger, trat die Regierung noch bei Lebzeiten seines Vaters an; denn in einer

---

10) Cosmas von Prag S. 2005. 2006. 2008. 2015. 11) *Helmoldus*, Chronica Slavorum Lib. II. Cap. 12 bei Leibnitz, Scriptt. T. II. p. 626. *Arnold Lubecensis*, Derelictorum Helmoldi Supplementum Cap. 4. p. 656. Cap. 7. p. 659. *Pontanus*, Rer. Danicarum Hist. Lib. VI. p. 277. 278 12) *Cranzius*, Vandalia Lib. VII. Cap. 5. S. 151. So auch nach Kantzow. Aber dieser Bau ist sehr ungewiß; denn das Chron. Slav. bei Lindenbrog sagt z. J. 1210: „Stralsund ist gebaut durch den Dänenkönig Waldemar nach Einigen, nach Andern aber von Germar, dem Fürsten der Rügen, nach Andern von einem Herzoge der Pommern." Der Bau soll nach Zerstörung des fürstlichen Schlosses Carenz im Kriege mit den Pommern, welcher im J. 1174 geendigt wurde, geschehen sein; es bleibt aber ungewiß, ob J. der Gründer war, s. „Altes und Neues Rügen 1730. S. 32." Dagegen unterliegt die Stiftung und reichliche Begabung des Klosters Hylda keinem Zweifel; denn J.'s Sohn Baruta führt in der Urkunde von 1221 (bei Schöttgen, Altes und Neues Pommerland 1. Thl. S. 42 bei Schwartz, Hist. Fin. Pr. Rug. p. 220. IV. I.) die Besitzungen auf, welche sein Vater jenem Kloster geschenkt habe und bemerkt unter Andern den Ort Hylda selbst. So auch ist die Stiftung des Klosters Bergen urkundlich sicher (s. Schwartz a. a. O. S. 86). Neuere haben sonst noch manche Vermuthungen; nach Spener z. B. (Syll. Geneal. Hist. in familia Vandalica) war J. ein Sohn von Razo, dem Nachfolger des Crito. Nach Micrälius (2. Buch Not. 82. S. 255) und Eickstädt (Epit. Annal. Manuscr) beraubte der Dänenkönig nach beendetem Kriege den Fürsten Tetzlaw, Razo's Sohn, des Reiches, setzte an seine Stelle seinen jüngeren Bruder Tetzlaw und gab ihm auch nachmals seine Tochter Hildegard zur Gattin. Doch ist nach Krantz (Vand. Lib. V. C. 32. S. 121) um das J. 1180, also zwölf Jahre nach Rügens Eroberung, Tetzlaw, ein großer Freund der Dänen. Man muß hierbei erwägen, daß bei den slawischen Fürsten auch die jüngeren Brüder einen gewissen Antheil an dem Reiche hatten, und darf sich daher J. nicht als Tetzlaw's Nachfolger denken; er war gleichzeitig mit seinem Bruder Fürst der Rügen. Sehr merkwürdig als Quelle für dieses Verhältniß ist das erst seit Kurzem zugängliche Geschichtswerk, die Knytlingasaga. Sie nennt den Fürsten Jarmar und Jarizmar, und erzählt Cap. 122 (in den Fornmanna-Sögur 11. Bd. S. 122), daß zum Könige Waldemar, nachdem er Arkun (Arkona) unterworfen gehabt, Tetizlafr (nach andrer Lesart Terislafr) der König der Ráingar (Rügner) und sein Bruder Jarmar, und alle die besten Männer von den Raeiugarn gekommen seien, um ihr Land und sich selbst in seine Gewalt zu geben. Cap. 129 (S. 398) berichtet vom Kampfe Jarizmar's gegen die Wenden unter Burizlaf (nach Helmold Bugislav) und der Niederlage Burizlaf's; endlich deutet Cap. 130 (S. 130) an, daß J. dem Dänenkönige Knut stets treu war. Vgl. *Saxo Grammaticus*, Histor. Dan. Lib. XIV. Soraer Ausg. von Stephanius S. 339. Am umständlichsten behandeln J.'s Geschichte Kantzow und Alb. Georg. Schwartz (Histor. Finium principatus Rugiae), welcher auch die meisten Nachweisungen darüber hat; S. 78. 79 handelt er von ihm als Tetzlaw's Nachfolger und Schwiegersohn und Vasallen des Dänenkönigs, S. 81 schildert er seinen Charakter und wie er von den Pommern in seiner Burg Rugigard belagert wurde, S. 86 fg. die Wiedereroberung des auf dem Festlande gelegenen Theiles seiner Besitzungen, welchen die Pommern auf 30 Jahre behauptet hatten, S. 88 fg. Zurückeroberung der Grafschaft Gutzkov, S. 89 Stiftung des Klosters Hylda, S. 89 Erbauung Stralsunds und S. 92, wie er den vom Kaiser ihm angetragenen Titel verschmäht. Nach Otto Sperling (Commentar. de Rege Kopp. 1707. §. 50. S. 64) verspricht Kaiser Friedrich den Rüglanern und Jarmar Königstitel und Verringerung des Zinses, um sie von den Dänen abzuziehen, aber vergebens.

13) C. D. Gust. v. d. Lancken, Rügensche Geschichte 1. Thl. S. 93. 94. S. 231.

Urkunde vom J. 1240, worin er dem Kloster Hylda Güter bestätigt, erscheint dieser als Zeuge [14]). Im J. 1243 stand er dem Fürsten Swantipolk von Hinterpommern gegen den Orden der Kreuzherren bei, und nahm daher an der für diese unglücklichen Schlacht bei dem See Renzin Theil. Bekannter noch ist er in der Geschichte als brauchbares Werkzeug des Papstes Alexander IV. in den durch den herrschsüchtigen Erzbischof Jacob von Lund gegen den König Erich Glipping von Schweden erregten Streitigkeiten. Nachdem der unruhige Erzbischof von Erich gefangen genommen, floh der Bischof von Roschild, Peter Bange, nach Rügen und suchte J.'s Einmischung zu Gunsten desselben zu bewirken. Dasselbe bezweckte auch ein Schreiben des Papstes. J. segelte also im J. 1259 mit Peter Bange nach Seeland, verband sich mit den Gegnern des Königs Erich, siegte in der heftigen Schlacht bei Neßved, benutzte den Sieg voller Übermuth, suchte mit Gewalt die bischöfliche Partei zu vergrößern, verbrannte und plünderte die Dörfer und kleinen Städte in ganz Seeland, eroberte Kopenhagen am fünften Tage nach Ostern, und zerstörte die Burg. Die Stelle, an der er in die Stadt drang, hieß noch lange Zeit nachher Jarmars Gab (Jaremar's Öffnung). Nachdem er Seeland ringsum verwüstet, zog er, begleitet von Andreas Erland, dem Bruder des Erzbischofs nach der Insel Bornholm, welche König Christophorus von der lunder Diöces getrennt hatte und zwang die Burg Hamershus durch Belagerung zur Übergabe. Kurz darauf nahm er seinen Weg durch Schoonen, um heimzukehren, ward aber hier noch im J. 1259, während er mit Plündern beschäftigt war, von einer Frau mit einem Messer in den Unterleib gestoßen, sodaß er starb [15]). Dieser Bericht der dänischen Geschichtschreiber ist mit der Angabe der pommerschen im Widerspruche. Denn nach letztern kam J. mit Beute reichlich beladen heim, und lebte noch geraume Zeit, wobei man sich auf Urkunden beruft, nämlich eine vom J. 1260 über Vileminitz auf Rügen, eine andere von 1281 über den Püttensee und die Rechte einiger Mühlen und selbst eine vom J. 1283, sodaß J. 1283 noch am Leben gewesen wäre. Pommersche Nachrichten geben 1282 und 1283 als Jaromar's Todesjahr; der berühmte A. G. Schwartz a. a. O. S. 150 bemüht sich, den Beweis für letztere Angabe zu geben; ist aber doch irrig, wie neuerdings [16]) nachgewiesen wurde. Alle Urkunden seit 1260 sind von Witzlaff III. oder seinem Bruder Jaromar. In keiner dieser Urkunden wird der Einwilligung und des Zeugnisses, oder des beigedruckten Siegels des Vaters gedacht, wie in den Urkunden einige Jahre vor 1249. Die einzige Urkunde des Fürsten Witzlaff's III., welche des Vaters gedenkt, ist vom J. 1261, aber in ihr heißt es pie memorie patris nostri Germari. In den Urkunden vom J. 1267 geschieht seines Bruders Erwähnung, der auch Jaromar hieß; dieser ist auch gemeint in den vom J. 1268 und 1283, wo er neben Witzlaff als Fürst der Rügier genannt wird. Dieser Jaromar war damals allerdings schon Coadjutor des Hochstiftes Cammin; aber daß er sich seines Erbrechts schon zu jener Zeit begeben habe, folgt daraus nicht; ausdrücklich wird ja berichtet, daß er sogar als Bischof die Priesterweihe noch nicht hatte. Wenn die Anlegung des Klosters mit schwarzen Mönchen zu Stralsund von Witzlav III. auch deshalb geschah, weil sein Vater es gewünscht und verheißen hatte, so läßt sich doch gewiß nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß der Fürst nach dem Geiste der Zeit beabsichtigte, darin für das Seelenheil des frühzeitig verstorbenen Vaters beten zu lassen. G. v. d. Lancken [17]) bestimmt daher als J.'s Todesjahr 1260.

Jaromar zog für die Kirche nicht nur das Schwert, sondern suchte auch anderweitig für sie zu wirken. So gab er um das J. 1252 den Minoriten (Franziskanern), welche nach Pommern und Rügen kamen, die Freiheit, in Stralsund das graue und schwarze Kloster zu bauen; ferner eins in der Stadt Barth, doch setzten sich die Bewohner des letztern Ortes heftig dagegen [18]). Demgarten erhob er zu einem Marktflecken im J. 1258. Zur Befestigung des Landes erbaute er einen starken Thurm an der Recknitz, weil zu jener Zeit Grenzstreitigkeiten mit

14) *Alb. Geor. Schwartzii* Historia finium principatus Rugiae p. 90. 101. 112. 15) *Joan. Is. Pontanus*, Rer. Danicarum Hist Lib. VI. p. 357—359. *Huitfeld*, Danmarkis rigis Krönike zum J. 1259. Hojer, Kurzgefaßte dän. Geschichte unter Erich Glipping und andere dänische Geschichtschreiber. Nach der Chronik von Seeland kam Jaromar im J. 1260 um. Von den Quellenschriften, welche von Jaromar II., und namentlich von seinen feindseligen Verhältnissen gegen Dänemark handeln, bemerken wir noch Historia gentis Danorum bei Lindenbrog, Scriptt. rer. germ. sept. Ausg. von Fabricius S. 274. Sie bemerkt zum J. 1259: Jarmar, der Fürst der Rianer (Rügner), verwüstete einen großen Theil Seelands, und zum J. 1260: Jarmar machte eine große Niederlage der Bauern bei Restwich (Restved). Er verstarb auch in demselben Jahre. Von den Scriptoribus rerum danicarum bei *Jo. Pet. de Ludewig*, Reliq. Manuscriptorum T. IX. bemerkt Nr. 8. S. 81 zum J. 1259: Gefangen ward der Erzbischof Jacob für Sache der dänischen Kirche vom Könige Christophorus; und in demselben verwüstete Jarimar, der Fürst der Rugianer, Seeland zum guten Theil, und machte eine große Niederlage der Bauern bei Restved, und nahm jene Stadt auf Veranstaltung des Petrus Bang, des Bischofs von Roskild, ein, und erschlagen wurden 3000 Mann etwa von Seiten der Slawen und etwa (von Seiten) der gundonischen Bonden (Bondonum Gundonum, d. h. Bauern von Gunderup). Von den genannten Geschichtschreibern bemerkt Nr. 6. S. 156: Im Jahre des Herrn 1260 ward Jarmar schmählich erschlagen von einem Weibe. Jaromar ist auch den isländischen Geschichtschreibern nicht fremd. In der Saga Hakonar Hakonarsonar heißt es Cap. 295: Da hatte der Dänenkönig gesandt nach Hilfe beides nach Schweden und Noreg, indem Herr Jarmar großen Unfrieden in Sjaland (Seeland) machte rc.; Cap. 298: die Brüder des Bischofs Jacob von Lund stärkten Jarmar'n am meisten von den Dänenhäuptlingen; und weiter unten: aber sobald Jarmar hörte, daß König Hakon gekommen war nach Danmörk (Dänemark), da floh er südwärts unter Windland (Wendland, Wendenland). S. den 5. Bd. der großen Ausgabe der Heimskringla S. 334. 338 und den 10. Bd. der Fornmanna-Sögur S. 90. 95. 96; s. auch S. 329 des 5. Bds. der großen Ausg. zwei andere Stellen, wo J.'s als unruhestiftenden Parteigängers im dänischen Reiche gedacht wird. Jarmar wird hier bezeichnet als Jatmarr af Re (Rügen) af Windlande, und Herra Jatmarr af Windlande.

16) C. D. Gustav v. d. Lancken, Rügensche Gesch. 1. Thl. S. 162. 163. 17) a. a. O. 18) Altes und Neues Rügen S. 42.

Mecklenburg stattfanden, wie man vermuthet, in Folge von Einflüsterungen des Dänenkönigs, welcher J.'s Feind war. Schon einige Jahre vor seinem Tode ließ er seinen Sohn Witzlav III. an der Regierung Theil nehmen, wie aus einer Schenkung des Dorfes Vijreije an das Kloster Bergen vom J. 1278 hervorgeht [19]). Sein zweiter Sohn war

3) Jaromar III., Fürst von Rügen, Bischof von Cammin, ward vom Capitel zu Cammin zum Coadjutor des Bischofs Hermann, Grafen von Gleichen, erwählt, und selbst Bischof, als Hermann im J. 1287 starb. Da er aber nicht Priester, sondern blos Diakonus war, so machte er den Doctor Peter aus dem schwarzen Kloster zu Stralsund zum Weihbischof und besorgte blos die weltlichen Angelegenheiten, jenem alles Geistliche überlassend. Unter ihm wurde das Nonnenkloster zu Crummin von den Herzogen Bogislav IV., Barnim II. und Otto I. von Pommern gegründet. Auch kam durch sie Neugarden mit dem Schlosse, so wie das Städtchen Germen zum Stifte. Doch hat Herzog Otto I. Neugarden nach sieben Jahren losgekauft. Von Witzlav, J.'s Bruder, ward das Kloster auf Hiddensee auf Rügen gegründet. Vom Markgrafen Waldemar kaufte J. Schivelbein und Falkenburg, aber unter der Bedingung des Wiederkaufs innerhalb 14 Jahren. Seinen Muth bewährte er in einem Kriege mit den Markgrafen von Brandenburg, welchen Niclot das Kind von Rostock durch Verstoßung seiner Gemahlin Agnes, einer Tochter des Markgrafen, und durch seine Wiedervermählung, wobei er hauptsächlich von Witzlav's III. Rathe abhängig war, veranlaßt hatte. Die Verwüstung, welche Damgard und der ganze darther Bezirk im J. 1298 erfuhr, bestimmte J., mit seinem Bruder Witzlav in die Mark einzufallen und viele Bewohner gefangen zu nehmen. Die Markgrafen mußten sie wieder auslösen, und wegen des Schadens, den sie früher angerichtet, sich mit dem Bischofe von Cammin vergleichen. Dieser starb im J. 1299 [20]).

III) Jaromir, der Bischof von Prag. Er war der vierte Sohn des Herzogs Brecislav's von Böhmen. Zum geistlichen Stande bestimmt, und daher einer gelehrten Bildung beflissen, besuchte er noch die Schule, als sein Vater im J. 1055 starb, und sein ältester Bruder, Spitignew, Herzog wurde. Brecislav hatte Mähren unter seine Söhne Wratislav, Konrad und Otto getheilt, Jaromir aber als künftigen Priester leer ausgehen lassen. Als aber Spitignew im J. 1061 gestorben und sein Bruder Wratislav Herzog von Böhmen geworden war, verließ Jaromir, der Spitignew wie seinen Vater geehrt hatte, die Studien in der Hoffnung, einen Theil des väterlichen Reichs zu erhalten. Aber von seinem Bruder Wratislav deshalb getadelt, wurde er im März (1061) wider seinen Willen zum Geistlichen geschoren, und in Gegenwart des Herzogs zum Diakonus ordinirt. Hierauf aber nahm er den Rittergürtel, floh mit seinen Anhängern zum Herzoge von Polen, und blieb dort bis zum Tode des Bischofs Severus von Prag im J. 1067. Von seinen Brüdern Konrad und Otto zurückgerufen, sah er sich den Rittergürtel genommen, und erhielt wieder die geistliche Kleidung und Tonsur. Sein Bruder Wratislav aber fürchtete, er möchte sich, wenn er Bischof von Prag würde, mit seinen Brüdern gegen ihn verbinden; er suchte ihn daher vom Bisthume auszuschließen und dafür seinen Kapellan Lanczo zum Bischof von Prag zu befördern. Indessen kamen Konrad und Otto aus Mähren mit Jaromir zum Herzog, um für ihn zu bitten, und erinnerten ihn an die Verordnung ihres Vaters, und das Versprechen, welches er den Grafen abgenommen, daß Jaromir nach Severus Tode Bischof von Prag werden solle. Der listige Wratislav berief sich darauf, daß er die Großen und das Volk deshalb versammeln müsse; beschloß aber dann, von seinen Kriegsmannen umgeben, Lanczo'n zum Bischof zu erheben, und empfahl diesen dem Volke und den Großen des Landes. Aber der Pfalzgraf Koyta, Usebor's Sohn, fragte den Herzog, warum er, trotz des väterlichen Willens, seinen Bruder zurückstelle und dagegen einen Mann empfehle, welcher kein Böhme, sondern ein Teutscher sei. Dann nahmen Zmil, Bozen's Sohn, der Burggraf von Satec, und Koyata die Gebrüder Konrad, Otto und Jaromir bei den Händen, und foderten sie auf, mit ihnen hinwegzugehen und zu sehen, ob Eines Arglist mehr vermöge, als die Gerechtigkeit und Billigkeit dreier Brüder. Eine große Volksbewegung war davon die Folge; der größte Theil des Heeres hielt es mit den drei Brüdern, welche sich nach Opocen begaben. Wratislav floh, damit sie nicht zuvor kämen und Prag oder Wissegrad einnähmen, schickte zugleich zu den Brüdern, erbot sich der väterlichen Verordnung nachzukommen, und lud sie ein, ihm nach Prag zu folgen. Diese aber schlugen ihr Lager bei dem Dorfe Goslivar auf, und unterhandelten mit ihm, worauf er J. zum Bischofe erwählte und im J. 1068 zum Kaiser Heinrich nach Mainz sandte. Ring und Hirtenstab empfing J. am 26. Juni 1068; am 2. Juli erfolgte die Ordination, nachdem der Name Jaromir in Gebhard verwandelt worden war. Noch an demselben Tage aber gab der neue Bischof einen Beweis, wie wenig er zum geistlichen Stande tauge, gegen welchen er sich freilich auch immer gar sehr gesträubt hatte; denn als nach dem Mittagsmahle Ritter Wilhelm am Ufer des Rheins saß, stieß ihn J., welcher von Hinten herzu kam und nicht wußte, daß dort tiefes Wasser war, mit den Worten in den Fluß: „von Neuem taufe ich dich, Wilhelm!" Der Ritter sank unter, kam aber endlich wieder empor und entkam als guter Schwimmer. Nach seiner Heimkehr gab Jaromir an dem Tage, wo er den bischöflichen Stuhl bestieg, seinem Kapellan, dem gelehrten Marcus, die Propstei. Am 8. Juni 1070 weihte er die Kirche im neuen Hofe, der Sremavez hieß. Sein Vorgänger Severus hatte die Bisthümer von Prag und Mähren oder Olmütz zugleich gehabt; jetzt aber besaß letzteres ein anderer, Namens Johann, und J. konnte seinen Bruder Wratislav weder

19) Schwartz a. a. O. 123. 20) *Eickstedt*, Annal. ad a. 1299; Klempzen bei Schwartz S. 132. 133. *Johannis Micraelii* Antiquitates Pomeraniae, oder sechs Bücher vom alten Pommerlande (Stettin 1723). S. 413. *Rango*, Origines Pomeranicae Diplom. illustr. (Colberg 1684). S. 105.

durch eignes Bitten, noch durch seine Freunde bewegen, daß er ihm auch dieses überließe. Er reiste daher nach seinem Hofe Sokircostel in Mähren, begab sich zum Bischofe Johann von Olmütz, unter dem Vorwande, ihn zu besuchen. Da vor dem Bette desselben ein geringes Mahl stand, machte er ihm Vorwürfe, daß er zu sparsam lebe, wie es einem Bischof nicht zieme, faßte ihn bei den Haaren und warf ihn zu Boden. Auch hatte er Leute in Bereitschaft, welche den Bischof geißeln mußten, indem er lachend sagte: „Lerne dulden, hundertjähriger Knabe, du Räuber fremder Schafe!" und sich dann entfernte. Johann sandte einen Boten an den Herzog Wratislav, und benachrichtigte ihn von der erlittenen Mishandlung, und erhielt von demselben zum Schutze eine Heerschar. Außerdem sandte der Herzog einen Kleriker Johann's, Namens Ahna, einen gelehrten Teutschen, zum Papste nach Rom, welcher in Regensburg bei dem Bürger Kombold, einem Lehnsmanne des Bischofs Jaromir, Herberge nahm, und demselben Abends, nachdem er reichlich getrunken, das Ziel seiner Reise unvorsichtiger Weise entdeckte. Da Kambold diese Botschaft gegen seinen Herrn nicht vollführt wissen mochte, so sandte er dem geschwätzigen Kleriker am andern Tage Räuber nach, welche ihn ausplünderten und verstümmelten. Wratislav darüber noch mehr erzürnt, ließ nun eine besser ausgerüstete Gesandtschaft nach Rom abgehen, und klagte über seinen Bruder bei dem Papste Gregor. Ein Cardinal Rudolf kam darauf nach Böhmen und hielt eine Synode, auf welcher Johann zwar erschien, Jaremir aber nicht, ungeachtet zweimaliger Vorladung. Er soll sein Kommen davon abhängig gemacht haben, daß sein Metropolit von Mainz und andere Mitbischöfe an der Synode Theil nähmen. Die Folge seiner Weigerung war Suspension von aller priesterlichen Verrichtung und Verlust der bischöflichen Würde. Aber die Chorherren und übrigen Geistlichen verweigerten alle ihnen obliegenden Verrichtungen, selbst bei Verlust ihres Amtes, wenn der Bischof nicht wieder eingesetzt würde. Der so bewirkte Aufstand im Volke nöthigte den Cardinal zum Nachgeben und Jaremir wieder als Bischof anzuerkennen; er befahl aber bei Strafe des Bannes beiden Bischöfen noch in demselben Jahre nach Rom zu gehen und dem Papste über die Streitigkeiten Rechenschaft abzulegen. Dies geschah allerdings, aber die Sache wurde doch nicht ausgemacht, und bis auf eine demnächst zu veranstaltende Generalsynode zurückgelegt. Damals hatte Mathilde von Toscana großen Einfluß in Rom, namentlich auch bei Papst Gregor. Diesen benutzte sie zu Gunsten des Bischofs Jaremir, welcher von mütterlicher Seite mit ihr verwandt war. Durch ihre Vermittelung also entschied der Papst, daß jeder der beiden im Streite Liegenden mit seinem Bisthume sich begnügen solle; wenn nicht, so sollten sie nach zehn Jahren zu dem apostolischen Stuhl zurückkehren und ihr Urtheil empfangen. Mathilde bewirkte im J. 1074 auch noch bei dem Papste, daß den Gesandten der Böhmen von ihm ein Schreiben mitgegeben wurde, worin der Herzog Befehl erhielt, seinen Bruder ehrenvoll aufzunehmen, und ihm als seinem Seelenhirten in allem zu gehorchen. Als Bischof J. von Rom zurückkehrte, eilten ihm die Großen, die seine Vasallen waren, bis an den Ausgang des böhmischen Waldes entgegen [21]). Eine ruhigere Gesinnung brachte er jedoch nicht mit. Auf der großen Synode zu Mainz im J. 1086, welche Kaiser Heinrich IV. hielt, erneuerte er seine alten Klagen über den Bischof Johann und legte das Privilegium vor, welches dem heil. Adelbert vom Papste Benedict und Kaiser Otto I. gegeben war, und nach welchem das Bisthum Prag sich über das ganze Herzogthum Böhmen und Mähren erstrecken sollte. Mit Einwilligung der auf der Kirchenversammlung anwesenden Bischöfe und weltlichen Fürsten, auch des Herzogs Wratislav's von Böhmen, setzte Kaiser Heinrich IV. den 29. April 1086 fest, daß das Bisthum Prag in seiner alten Größe wieder hergestellt werden und der Herzog Wratislav und sein Bruder Konrad ihrem Bruder J. dasselbe nach dem frühern Umfange wieder geben sollten [22]). Auch erlangte J. durch den Kaiser und den Erzbischof Wezelo von Mainz bei dem Papste Clemens die Bestätigung dafür, während sein Bruder Wratislav im Juni 1087 die Königskrone erhielt. Zwietracht brach unter den beiden Brüdern wieder im J. 1090 aus; denn Wratislav wollte als König herrschen, J. aber nur dem Kaiser gehorchen, von welchem er das Bisthum erhielt. Oft hatte der König an Festtagen keinen Bischof, welcher ihm die Krone aufsetzte; deshalb machte er seinen Kapellan Weclo zum Bischof von Mähren, und verletzte also das vom Kaiser und Papst gegebene Privilegium. Bischof J. beabsichtigte daher nach Rom zu gehen, begab sich aber zuvor zu seinem alten Freunde, König Wladislav von Ungern, und verlangte von ihm Beistand zu seiner Reise. Aber an demselben Tage, wo er den König bittend anging, erkrankte er heftig, und da er in der Nähe der Stadt Strigonia (Gran) war, schickte ihn der König dorthin, und vertrauete ihn der Sorge des dortigen Bischofes an. Am siebenten Tage darauf, den 26. Juni 1090, starb Jaremir. Ungeachtet er sich durch seine Unbesonnenheit zu Handlungen hinreißen ließ, die einem Bischofe nicht geziemten, so hinterließ er doch den Ruf eines frommen Seelenhirten, da er z. B. in der großen Fastenzeit ein härenes Gewand trug, die Füße der Pilger wusch, täglich Arme speiste, in der Kirche auf den Knien und unter Thränen betete rc. Dieses sein Verfahren beschreibt umständlich Cosmas von Prag [23]). *(Ferdinand Wachter.)*

JAROPOLK, Fürsten von Kiew. 1) **Jaropolk I.**, Swiatoslav's ältester Sohn, Fürst in Kiew, fing dort im

21) Zu Belec, welchen er schätzte, sagte er bei dieser Gelegenheit: „Siehe, welchen Bart ich zurückbringe," strich dann den Bart, und fuhr fort: „Gewiß er ist des Kaisers würdig?" erhielt aber zur Antwort: „Mir gefällt, Herr! das Omen, das du lobest; aber mehr würde ich loben, wenn du mit dem Barte eine veränderte Gesinnung mitgebracht hättest. Hättest du diese verändert, würdest du besser in Frieden leben." 22) s. das Privilegium des Kaisers Heinrich IV. (ap. *Cosmas v. Prag*, Chron. Lib. II. ap. *Mencke*, Scriptt. T. I. p. 2058. 2060. und bei dem Anonymus, Chron. Boh. Cap. 45. T. III. p. 1672. 1673), worin auch die Grenzen des Bisthums Prag angegeben sind. 23) a. a. O. S. 2065, außerdem S. 2017. 2032, 2035—2040, 2045—2049. 2050—2057, 2064. Annalista Saxo ap. *Eccardum*, Corp. Hist. Med. Aev. T. I. p. 497. 498.

J. 973 zu regieren an und hatte Blud zum Woiwoden. Seine Gattin war eine vormalige Nonne griechischer Abkunft, und ihm wegen ihrer Schönheit von seinem Vater Swiatoslav abgetreten worden. Im J. 977 fiel er in das drewische Land gegen seinen Bruder Oleg ein; dieser zog ihm entgegen und es kam zu einer Schlacht, in welcher J. siegte, sodaß Oleg mit seinen Truppen in die Stadt Wruczai (Ovrucz, in neuerer Zeit Kreisstadt im Gouvernement Volhynien, am Flusse Norin) flüchten mußte. Von der Brücke über den Graben zu den Stadtthoren fiel Oleg im Gedränge herab und fand seinen Tod. Jaropolk zog daher in Oleg's Stadt ein, nahm sein Gebiet in Besitz und schickte dann Leute aus, seinen Bruder zu suchen. Als man ihn aus den Graben genommen und auf einen Teppich legte, trat J. zu ihm und weinte, und sagte zu Svenald: „Siehe da, das hast du gewollt." Als Jaropolk's Bruder Wladimir in Nowgorod das Vorgefallene hörte, gerieth er in Furcht und floh über das Meer; J. aber setzte einen Statthalter nach Novogrod ein und war nun Alleinherrscher in Rußland [1]). Wladimir aber kam im J. 980 mit Warägern zurück nach Nowgorod und gebot J.'s Beamten: „Gehet zu meinem Bruder, und sagt ihm: Wladimir zieht gegen dich an, rüste dich zur Gegenwehr!" Auch schickte er an Ragvald, der von jenseit des Meeres gekommen war und in Polotsk [2]) (an der Düna und Polota), sowie über Tura in Turov herrschte, und verlangte dessen Tochter Rognied zum Weibe. Diese aber wies den Antrag zurück und antwortete: „Einer Sklavin [3]) Sohn will ich nicht entschuhen (d. h. heirathen), sondern Jaropolken will ich." Wladimir versammelte daher viele Truppen: Waräger, Slawen, Tschuden und Kriwitzen, zog damit gegen Ragwalden, eben damals, als dessen Tochter Rognied dem Jaropolk zugeführt werden sollte, erschlug ihn und seine beiden Söhne, die Tochter nahm er jedoch zu sich. Dann wandte er sich gegen J., sodaß J. vor ihm nicht bestehen konnte, sondern sich mit seinen Leuten und seinem Woiwoden Blud in Kiew einschloß. Wladimir bemühte sich durch Versprechungen Blud zur Ermordung J.'s zu bewegen, fand mit seinem Antrage auch Beifall, doch stand die Gesinnung der Bürger in Kiew dem Plane entgegen. Blud verleitete indessen seinen Herrn durch Erregung von Argwohn gegen die Bewohner Kiews zur Entfernung aus dieser Stadt. Die Stadt Rodna an der Mündung der Rsa, wo J. seinen Aufenthalt jetzt nahm, wurde von Wladimir nach der Einnahme Kiews belagert und litt so sehr durch Hungersnoth, daß noch zu Nestor's Zeit das Sprüchwort herrschte: „Ein Jammer wie in Rodna." Der verrätherische Blud rieth nunmehr seinem Gebieter, welcher dessen Arglist nicht durchschaute, zum Frieden mit Wladimir, machte sich gegen letztern anheischig Jaropolken zu ihm zu bringen und schlug vor, zur Ermordung desselben bei dieser Gelegenheit Anstalt zu machen. Wladimir zog also in den Thurmhof seines Vaters ein, als sähe er seines Bruders Ankunft entgegen. Jaropolk wurde gewarnt vom kleinen Waräger und aufgefodert, zu den Peczenegen zu flüchten und Truppen zu sammeln, beachtete aber den Rath nicht. Als er durch die Thüren trat, um zu Wladimir zu gelangen, durchstachen ihn zwei Waräger mit ihren Schwertern unter der Brust. Blud aber verschloß die Thüren und ließ keinen der Seinen eintreten. Der kleine Waräger flüchtete zu den Petschenegen und bekriegte mit ihnen oft den Wladimir, war auch nur mit Mühe dahin zu bringen, ihm den Eid der Treue zu schwören. Wladimir zeugte außer der Ehe mit der Frau seines Bruders J. Sviatoplok, der, wie man es ansah, darum so böse war, weil seine Mutter Nonne gewesen und der von seinem Vater Wladimir nicht geliebt wurde, da er auch als Jaropolk's Sohn gelten konnte [4]).

2) **Jaropolk II.**, Wladimirowitsch, Anfangs Fürst von Perejaslawl, dann Großfürst von ganz Rußland, von 1132—1139. Er war der Sohn von Wladimir II., genannt Monomach, nach seinem mütterlichen Großvater, welcher zuerst blos Perejaslawl, nachher aber als Großfürst ganz Rußland von 1113 — 1125 beherrscht hatte, und wurde von seinem Vater, als den 10. Mai 1113 Swätoslaw Wladimirowitsch, Fürst in Perejaslawl, gestorben war, an dessen Stelle gesetzt. Als im J. 1116 sein Vater gegen den ihn bekriegenden Fürsten Gleb Wseslawitsch von Polozk zog, begleitete ihn J. und bemächtigte sich, während jener die Stadt Orscha mit Sturm nahm, in Verbindung mit den Söhnen des Fürsten David von Tschernigow und den tmutarakanischen Fürsten der Stadt Druzk. Nach Unterwerfung des Fürsten Gleb erbaute J. auf dem Rückzuge die Stadt Shelna, wie man vermuthet, an der Stelle, wo jetzt Jelna liegt, bevölkerte sie mit den gefangenen Druzkern, und vereinigte sie mit dem smolenskischen Gebiete. Auch im J. 1116 thaten die Fürsten Jaropolk und Wsewolod Olgowitsch eine Heerfahrt gegen die Polowzer am Donez, bemächtigten sich dreier polowzischen Städte: Balin, Tschewschlujew und Sugrow, und kehrten mit vielen Gefangenen zurück. Unter ihnen hatte Fürst J. auch die schöne Tochter eines jaßischen Fürsten zu seiner Gefangenen gemacht und vermählte sich mit ihr, nachdem er in Kiew angekommen war. Einen Zug gegen die Polowzer jenseit des Donez unternahm er im J. 1120, traf sie aber nicht an. Im J. 1125 am 19. Mai starb Großfürst Wladimir Wsewolodowitsch, und sein ältester Sohn Mstislaw I., in der heiligen Taufe

1) Der Compilator Nikonianus schiebt hier etwas ein, was auch Tatisczew (Moskau 1768) theilweise aufgenommen hat. Im J. 978, heißt es nämlich, überwand J. die Peczeneger und legte ihnen Tribut auf; im J. 979 kam der Peczeneger Knäs Ilbeja, und suchte bei ihm Dienste, wurde gut aufgenommen und erhielt Städte und Gebiete. In eben dem Jahre kamen Gesandte vom griechischen Zar zu J., bezeigten ihm Frieden und Liebe, und brachten ihm Tribut, wie sie auch seinem Vater und Großvater geliefert hatten; ferner Gesandte aus Rom vom Papste. Die sehr zweifelhafte Angabe von dem Tribut der byzantischen Kaiser an den Großvater schmückt Tatisczew aus, um sie wahrscheinlicher zu machen; die römische Gesandtschaft aber, welche sonst nirgends erwähnt wird, läßt er mit Recht ganz aus. 2) Verschieden von Plotsk. 3) Wladimir war nämlich der Sohn Swiatolav's von der Maluska, der Beschließerin Olga's.

4) Nestor's Russische Annalen in ihrer slavonischen Ursprache und übersetzt von A. L. Schlözer 6. Thl. S. 189, 192—207.

Peter genannt, mit dem Beinamen des Großen, bestieg in Kiew den großfürstlichen Thron des ganzen russischen Reichs. Die Brüder des neuen Großfürsten behielten die ihnen durch Testament ihres Vaters zugetheilten Besitzungen, also J. Perejaslawl; die Polowzer kamen auf die Nachricht von Wladimir's Tode, unter ihrem Anführer, dem Fürsten Bora, nach Rußland, um an den Flüssen Sula und Chorol Gefangene zu machen, wobei sie sich auf die Hilfe der perejaslawischen Torken verließen, mit welchen sie im geheimen Einverständnisse und Bündnisse standen. J., davon in Kenntniß gesetzt, ließ die vornehmsten Torken in die Stadt bringen, zog seine perejaslawischen Truppen zusammen, brach, ohne die Hilfe seiner Brüder abzuwarten, ungesäumt auf und traf die Polowzer in der Nähe von Polkosten. Bei dem Anblicke seiner geringen Mannschaft rückten diese sogleich vor, das Treffen zu beginnen und fanden J. zum Kampfe geneigt; mit seiner Leibwache machte er einen äußerst heftigen Angriff auf sie, siegte und trieb sie in die Flucht, sodaß er mit Ruhm und Ehren nach Perejaslawl zurückkehrte. Einige der Torken, welche sich mit den Polowzern eingelassen hatten, wurden hierauf zum Schrecken der andern bestraft. Als Fürst Wsewolod Olgowitsch von Tmutarakan im J. 1124 seinen Vetter, den Fürsten Jaroslaw Swätoslawitsch, aus Tschernigow vertrieben hatte und es trotz der Auffoderung seines Schwiegervaters, des Großfürsten Mstislaw, nicht räumte, vielmehr 7000 Polowzer in Sold genommen hatte, ließ J. im Auftrage seines Bruders, des Großfürsten, alle Wege besetzen und bestellte in den Städten Befehlshaber, sodaß die an den Fürsten Wsewolod abgesendeten Polowzer beim Flusse Lokna aufgefangen und nach Kursk gebracht wurden. Die Polowzer wußten zwar von der Ankunft des Großfürsten Mstislaw und seines Heeres, da sie aber von ihren Abgesandten keine Nachricht erhielten, befürchteten sie einen plötzlichen Überfall und kehrten eilig zurück. Mstislaw, welcher den 14. April 1132 starb, ernannte vor seinem Ende seinen Bruder Jaropolk zum Nachfolger in der großfürstlichen Würde, und empfahl ihm seine Kinder, von denen Wsewolod das von J. bisher besessene Perejaslawl erhalten sollte, den minderjährigen Fürsten Wladimir ließ er nebst seiner Mutter in Kiew, und übergab sie beide der Vorsorge seines Bruders. Die vornehmsten Großen ließen J. nach Mstislaw's Tode davon benachrichtigen. Er kam ungesäumt, hielt den 17. April 1132 seinen Einzug in Kiew, wurde nach gewöhnlicher Weise mit dem heil. Kreuze empfangen, und von einer Menge Volks nach dem großfürstlichen Hofe begleitet. Gerecht, friedliebend, obschon tapferer und glücklicher Kriegsheld, gnädig gegen Jedermann, von aufgewecktem Gemüthe, leutselig und gesprächig, hörte J. über alle Angelegenheiten gern Rath an, und ward wie ein Vater geliebt. Sobald er den großfürstlichen Stuhl bestiegen hatte, berief er nach dem letzten Willen seines verstorbenen Bruders dessen ältesten Sohn Wsewolod (in der Taufe Gawrila genannt) aus Nowgorod zu sich, und übergab ihm Perejaslawl. Doch Fürst Jurii Wladimirowitsch von Rostow war hiermit unzufrieden, behauptete das Vorrecht des Alters, verachtete den letzten Willen seines Bruders, zog ungesäumt von Rostow nach Perejaslawl und vertrieb Wsewolod Mstislawitsch aus dieser Stadt. Auf die erste Nachricht von dem eigenmächtigen Verfahren seines Bruders gegen seinen Neffen sandte der Großfürst einige Truppen nach Perejaslawl und vertrieb ihn wieder von dannen, sodaß dieser schon nach einem achttägigen Aufenthalte sich von dort nach Susdal begab. Der Großfürst übergab Perejaslawl hierauf seinem zweiten Neffen, dem Fürsten Isäslaw Mstislawitsch von Polozk, entließ den andern Neffen, Wsewolod, wieder nach Nowgorod und sandte den dritten, Swätopolk nach Polozk. Aber die Polozker wollten keinen von den Söhnen Mstislaw's zum Fürsten haben, vertrieben daher Swätopolk sehr bald und setzten den Fürsten Waßilko Swätoslawitsch, einen Enkel des Großfürsten Wladimir Wsewolodowitsch, an dessen Stelle. Um diese Zeit bat Fürst Wetscheslaw Wladimirowitsch von Turow den Großfürsten J. um Perejaslawl und erreichte seinen Zweck, weil dieser innerliche Unruhen abzuwenden suchte, um so mehr, da Wetscheslaw sich mit dem Fürsten Jurii verbunden hatte. Isäslaw Mstislawitsch wurde in Folge dessen von Perejaslawl nach Minsk versetzt, und erhielt zu seinen Besitzungen noch Turow und Pinsk hinzu. Auf diese Weise versöhnten sich J.'s Neffen mit den Vettern. J., die von seinem Vater angeordnete petscherische[5]) Steuer einzufodern, sandte im J. 1132 nach Nowgorod, aber die Bewohner widersetzten sich ihm und zwar nicht blos in dieser Sache. Die Schuld davon wird auf Wsewolod geschoben, welcher gelind, selbst schwach gewesen sei, sodaß das Volk in Zügellosigkeit verfiel und Isäslaw Mstislawitsch von Minsk nach Nowgorod gesendet werden mußte, welcher die Bezahlung der Steuer bewirkte.

Auch im J. 1133 beleidigte Fürst Jurii nicht nur selbst seinen Neffen, Fürsten Rostislaw Mstislawitsch von Smolensk, sondern veranlaßte auch seinen Bruder, Wetscheslaw Wladimirowitsch von Perejaslawl, dem Fürsten Isäslaw Mstislawitsch von Minsk Turow zu entreißen. Der Großfürst J. wünschte Ruhe zu stiften und ebendadurch die benachbarten Polowzer, die Polen und Litthauer von Einfällen abzuhalten; er berief daher alle seine Brüder nach Kiew zu sich und machte sie auf die Wohlthaten ihres ältesten Bruders Mstislaw aufmerksam und ermahnte sie zur Beobachtung seines letzten Willens; hierauf verlieh er dem Fürsten Isäslaw Mstislawitsch Drogotschin, welches allein ihm Wetscheslaw übrig gelassen hatte, und dazu Pinsk, und entließ ihn reichlich beschenkt. Wetscheslaw, dem Rathe unruhiger Leute hingegeben, wollte sich nicht mit Perejaslawl begnügen lassen, verlangte auch Turow, konnte es aber von dem Großfürsten nicht erhalten; dennoch zog er mit Heeresmacht dahin, erfuhr indessen, daß man ihn nicht in die Stadt einlassen würde, kehrte deshalb um und zog sogleich darauf gegen Räsan, zu versuchen, ob er dieses Gebiet den Jaroslawitschen ent-

5) So genannt von der Erweiterung des nowgorodschen Gebietes, durch Unterwerfung der Jugrer bis an den Fluß Petschera; sie wurde gegeben außer der unter Wladimir I. bestimmten, weil sich Nowgorod's Einkünfte durch den Zuwachs an Land vermehrt hatten.

reißen könnte, obgleich es ihm vom Großfürsten untersagt war. Als er im J. 1134 nach einem kurzen Aufenthalte in Räsan nach Perejaslawl zurückgekommen war, sandte J. zu ihm und ließ ihm sein unordentliches Betragen und seine Eingriffe in fremde Gebiete verweisen. Aber Wetscheslaw achtete nicht auf seinen Rath, verließ sogleich darauf Perejaslawl und begab sich nach Turow, wo damals ihr jüngerer Bruder, Fürst Andrei Wladimirowitsch, herrschte. Jurii Wladimirowitsch von Rostow schlug im J. 1135 dem Großfürsten einen Tausch seiner Besitzungen vor, bat um Perejaslawl, wofür er Rostow und Susdal, doch nicht mit dem ganzen dazu gehörigen Gebiete, abtreten wollte. Dieser Vorschlag misfiel aber Mstislaw's Söhnen sehr, indem sie behaupteten, daß Perejaslawl laut der vom Großfürsten J. gegebenen Versicherung ihnen zugehöre. Da sie aber sahen, daß ihre Vorstellungen bei ihren Vettern keinen Eingang fanden, ließen sie ihren Schwager, den Fürsten Wsewolod Olgowitsch von Tschernigow, um Beistand bitten, welcher auch sogleich ein Heer zusammenbrachte und in seinem, seiner Brüder und seiner Neffen Namen den Krieg ankündigte. Isäslaw Mstislawitsch von Minsk zog hierauf mit seinen Truppen nach Nowgorod und rückte von da nebst seinem Bruder Wsewolod, nach der mit den tschernigowischen Fürsten getroffenen Verabredung, gegen Rostow an. Die nowgorodischen Truppen, welche die Wolga herab bis Dubna gekommen waren, erregten indessen einen Aufstand und kehrten heim, indem sie vorschützten, sie wären zwar bereit für ihre Fürsten zu stehen und ihnen Frieden zu schaffen, verlangten aber mit den tschernigowischen Fürsten weder Freundschaft noch Bündniß zu haben. Durch diese Widerspenstigkeit seiner Truppen sah sich Wsewolod genöthigt nach Nowgorod zurückzukehren; Isäslaw von Minsk aber blieb in Wolok (Wüschnei Wolotschok). Als die Verbindung der tschernigowischen Fürsten mit den Mstislawitschen bekannt wurde, zog J. mit seinen Brüdern Jurii und Andrei kraft getroffener Verabredung gegen Tschernigow, um die Vereinigung des Fürsten Wsewolod Olgowitsch mit den Mstislawitschen zu hindern. Wsewolod von Tschernigow ließ indessen nicht nur seine Bundesgenossen von dem feindlichen Anzuge des Großfürsten und seiner Brüder benachrichtigen, sondern auch Polowzer in Sold nehmen und blieb selbst in seiner Stadt, um sich in ihr zu vertheidigen. Bei der Nachricht, daß die Mstislawitschen von Dubna zurückgekehrt waren, und deshalb ohne weitere Furcht vor einer Vereinigung der genannten Fürsten, außerdem ohne alle Kunde davon, daß Wsewolod die Polowzer zu Hilfe gerufen habe, trat J. sogleich seinen Rückzug an. Sobald dagegen sich die Polowzer bei dem Fürsten Wsewolod eingestellt, desgleichen die Fürsten Isäslaw von Minsk und dessen Bruder Swätopolk Mstislawitsch sich mit ihm vereinigt hatten, rückte er ungesäumt gegen Perejaslawl und Kiew an, und bemächtigte sich der Stadt Neshatin an der Wstra und Oborutsche. Er war aber nicht im Stande seine Leute über den Dnieper zu bringen und stand drei Tage lang bei Gorodez, ohne den Feind angreifen oder das Land vertheidigen zu können, wandte sich daher endlich gegen Ljubetsch ins tschernigowische Gebiet. Hier kam auch bald darauf Wsewolod von Nowgorod an. Die Fürsten wagten von keiner Seite ein Treffen und verglichen sich dahin, daß sie alle zusammenkommen und ihre Besitzungen durch einen Vertrag berichtigen wollten. Jedoch verlangten und bestanden die Mstislawitschen darauf, daß ihre Vettern ihnen alles ausliefern müßten, was ihnen ihr Vater Mstislaw bei seinem Leben verliehen hatte; ohne diese Bedingung wollten sie keinen Frieden schließen. Hierauf brach J. und seine Brüder Jurii und Andrei mit dem Heere nach Kiew auf und blieben dort acht Tage lang, bis der Friede nach vielen gegenseitigen Unterhandlungen zu Stande gebracht wurde. Andrei Wladimirowitsch bekam Perejaslawl, Isäslaw Mstislawitsch dagegen Wladimir in Volhynien und Luzk nebst dem dazu gehörigen Gebiete, Jurii Wladimirowitsch endlich kehrte in sein voriges Gebiet Rostow und Susdal zurück. Groß-Nowgorod ward im J. 1135 durch Uneinigkeit seiner Bürger in große Unruhe versetzt; sie war Folge der verschiedenen Ansicht über das oben geschilderte Betragen der nowgoroder Truppen auf dem Zuge. Viele, welche darin Treulosigkeit gegen Mstislaw und Beschimpfung der Ehre Nowgorods sahen und vom Fürsten Wsewolod aufgeregt waren, erschlugen eine große Zahl der Gegenpartei oder stürzten sie von der Brücke in den Fluß am Sonnabende vor Pfingsten. Der Großfürst J., von diesen Greueln benachrichtigt, ließ durch den Metropoliten zur Ruhe ermahnen, mit der Drohung, daß die Widerspenstigen von dem Bischofe in den Bann gethan werden sollten. Man bat um Verzeihung, empfing auch den Metropoliten, welcher sich selbst nach Nowgorod verfügte, mit aller Achtung, wenigstens Anfangs. Viele Große suchten nämlich das Volk zu jener Zeit zum Kriege gegen Jurii Wladimirowitsch, Fürsten von Rostow, aufzureizen. Der Metropolit vermochte auf keine Weise sie davon abzuhalten und beschloß nach Kiew zurückzukehren. Aber jene Großen hielten ihn zurück, weil er sonst dem Großfürsten und seinem Bruder Jurii ihre Absicht entdecken möchte. Am 17. Dec. 1135, sobald der Frost natürliche Brücken über die Flüsse gebaut hatte, brach Fürst Wsewolod Mstislawitsch mit einem großen Heere, welches aus Nowgorodern, Pskowern und Ladogern bestand, gegen Rostow auf. Zwar erlitt es große Beschwerden von Frost und Unwetter, gelangte jedoch an den Berg Shdanei. Hier kam ihnen Fürst Jurii am 26. Jan. 1136 entgegen, war zwar schwächer an Truppen, gewann aber durch seine klugen Anstalten Tags darauf einen Sieg, der ihn berühmt machte. Die geschlagenen Nowgoroder maßen, als sie heimkamen, ihr Unglück vorzüglich dem Fürsten Wsewolod bei, setzten ihn gefangen, ließen den Fürsten Wsewolod Olgowitsch um seinen jüngern Bruder Swätoslaw Olgowitsch zum Fürsten bitten, und erhielten ihn ungesäumt zugesandt. Sobald er in Nowgorod anlangte, entließen die Nowgoroder den Fürsten Wsewolod Mstislawitsch mit seinem Sohne Wladimir zum Großfürsten nach Kiew. Der Großfürst war zwar gegen diesen sehr aufgebracht, um so mehr, da er die sonst dem Großfürsten treu ergebenen Nowgoroder durch seine unordentliche Aufführung veranlaßt hatte, sich auf eine bis dahin unge-

wöhnliche Weise unter den Schutz der Fürsten von Tschernigow zu begeben. Er gedachte aber auch der Liebe seines Bruders Mstislaw, bestrafte daher dessen Sohn blos durch mündliche Verweise und gab ihm Wüschegrad nebst dem dazu gehörigen Gebiet als Besitzung. Laut der Verordnung des Großfürsten kam im nämlichen Jahre (1136) Fürst Andrei Wladimirowitsch aus Wladimir in Volhynien nach Perejaslawl. Da erschien vor dieser Stadt sogleich Wsewolod Olgowitsch nebst seinen Brüdern, und wollte sich derselben bemächtigen. Auf die Nachricht aber, daß J. der Stadt Perejaslawl zur Hilfe komme, zog sich Wsewolod gegen die Quellen des Flusses Supoi zurück und nahm seine Stellung auf dem Wege, welchen der Großfürst kommen mußte. Dieser eilte, ohne alle Truppen abzuwarten, nach Perejaslawl, zog nach dem Ausdrucke der Geschichtschreiber, wie zu einem Gastmahle daher; kam der Gegend nahe, wo Wsewolod Olgowitsch mit seinen Truppen stand, gewahrte sie unvermuthet, glaubte aber, es sei nicht das ganze Heer dieses Fürsten, und gebot den Seinigen sich eiligst zu bewaffnen und einen muthigen Angriff zu thun. In dem Treffen, welches sich nun erhob, ergriffen die polowzischen Hilfsvölker des Fürsten Wsewolod zuerst die Flucht. Die Heerführer des Großfürsten J. vermeinten einen vollkommenen Sieg erlangt zu haben, setzten den Polowzern nach und bemerkten nicht, daß das großfürstliche Heer noch mit dem Fürsten von Tschernigow und seinen Brüdern im Kampfe begriffen sei. Zwar hielten sich J. und seine Brüder, die Fürsten Jurii und Andrei sehr tapfer, sahen aber endlich ihre Leute ermattet, setzten sich daher an einen festen Ort, und kehrten von da nach Kiew zurück. Ohne von dem allen, was vorgefallen war, etwas zu wissen, kam hierauf der Tüßäzki (Heerführer) des Großfürsten, der die Polowzer verfolgt hatte, nach dem Schlachtfelde zurück und gerieth so nebst andern Befehlshabern, welche sich bei ihm befanden, in die Gefangenschaft des Fürsten von Tschernigow, während andere fielen. Der Fürst Wsewolod Olgowitsch von Tschernigow setzte über die Desna, stand vier Tage lang bei Wüschegrad, kehrte dann nach Tschernigow zurück und fertigte von da Gesandte mit Friedensvorschlägen an den Großfürsten ab. Aber diese erfreuten sich keines glücklichen Fortgangs; deshalb rief er die Polowzer abermals zu Hilfe und that eine neue Heerfahrt gegen Kiew, ging den 29. Dec. über der Dnieper, nahm Trepol und Chläpe ein, erschien vor Kiew und stellte sich am Lübed auf. Hier rückte J. mit seinem Heere gegen ihn an. Bereits hatten die Schützen beider Theile einige Tage hindurch Pfeile mit einander gewechselt und man schickte sich schon zur Schlacht an, als der Metropolit beide Parteien mit größtem Eifer zum Frieden ermahnte und ihnen den großen Schaden, den das ganze Reich von den innern Unruhen erlitt, vorstellte und die Sünde, den Untergang unschuldiger Leute zu befördern, ihnen zu Gemüthe führte. Wohlgefällig nahm der Großfürst die Vorstellung auf, schloß den 12. Jan. 1137 Frieden, und ertheilte den Fürsten die Besitzungen, welche sie verlangt hatten. Die tschernigowischen Fürsten zogen mit ihren Truppen in ihr Land zurück und entließen die Polowzer über den Dnieper. Fürst Jurii Wladimirowitsch kam (1137) in seine Besitzungen Susdal und Rostow zurück. Die Nowgoroder theilten sich im J. 1138 in verschiedene Parteien; als nun die eine, vereinigt mit den Pskowern, Swätoslaw Olgowitsch vertreiben, dagegen den Fürsten Wsewolod Mstislawitsch nach Nowgorod zurückberufen wollte und durch eine heimlich nach Wüschegrad geschickte Gesandtschaft zu sich einladen ließ, unter der Versicherung, daß das ganze Volk ihn einstimmig wieder zu haben wünsche, gab der Großfürst, der Vaterbruder des berufenen Fürsten, demselben die Erlaubniß, der Einladung zu folgen und sich nach Pskow zu begeben. Die Angelegenheiten des Fürsten Wsewolod Mstislawitsch gestalteten sich bereits recht günstig, hauptsächlich durch die Treue der Pskower, als er den 11. Februar starb. In Pskow wählte man seinen Bruder Swätopolk zum Fürsten; dies veranlaßte Nowgorod zu dem Beschlusse, den Fürsten Swätoslaw Olgowitsch zu entlassen, mit den Fürsten Jurii von Rostow und Swätopolk von Pskow Frieden zu schließen und vom Fürsten von Rostow seinen Sohn Rostislaw sich zum Fürsten zu erbitten. Auch im J. 1138 riefen die tschernigowischen Fürsten die Polowzer zu Hilfe und bekriegten wieder den Fürsten Andrei Wladimirowitsch von Perejaslawl, welcher wol einsah, daß er weder allein Widerstand leisten, noch in der Eile von seinen Brüdern Hilfe erlangen konnte, und deshalb seinem Bruder J. von diesem Vorfalle Nachricht gab, sich aber aus Perejaslawl entfernte. Sogleich hatte J. Truppen zusammengebracht, und zog gegen alles Vermuthen des Feindes nach Perejaslawl, welcher sich sofort zum Rückzuge anschickte. Weil aber um die nämliche Zeit Fürst Swätoslaw Olgowitsch auf seiner Rückkehr von Nowgorod nach Smolensk durch die Mstislawitschen überfallen und aller seiner Habe beraubt worden war, und Fürst Wsewolod Olgowitsch daraus schloß, daß zwischen dem Großfürsten und den Mstislawitschen ein genaues Einverständniß herrsche, so wandte letzterer sich mit den Polowzern gegen die Sula, eroberte Priluki und andere Städte und gedachte gegen Kiew vorzurücken. Der Großfürst J. aber, besorgt, mit seinen Brüdern diesem Angriffe der tschernigowischen Fürsten nicht völlig gewachsen zu sein, hatte den König von Ungern um Beistand bitten lassen, und dieser schickte ihm ohne Verzug 10,000 Berendeer zu. Mittlerweile hatte der Großfürst seine Brüder und Neffen mit den susdalischen, rostowischen, polozkischen, smolenskischen, turowischen und perejaslawischen Truppen, sowie auch die Wassilkowitschen aus Tscherwen und die Wolodaritschen aus Peremüschl zu sich berufen und zog mit einem Heere, welches nach Einigen aus 60,000 Mann bestand, gegen Tschernigow. Bei dieser Schreckensnachricht gedachte Wsewolod Olgowitsch sich zu den Polowzern zu flüchten. Aber die tschernigowischen Großen machten ihm Gegenvorstellungen und gaben ihm den Rath, dem Großfürsten Friedensvorschläge thun zu lassen, da er von dessen Bruderliebe und Billigkeit eine seinem Bitten gemäße Antwort erwarten könne. Wsewolod that dies und der Friede kam wirklich zu Stande. Kraft dieses Vertrags verblieben die Fürstenthümer Wladimir in Volhynien und Nowgorod den Neffen des Großfürsten, Msti-

slaw's Söhnen; nur ward dabei bestimmt, daß Nowgorod jährlich die von Jaroslaw verordnete Steuer an den Großfürsten entrichten sollte, den tschernigowischen Fürsten aber ward untersagt, Ansprüche auf die den Nachkommen Wladimir's zustehenden Besitzungen zu machen. Der Großfürst begab sich mit allen Truppen, welche von jenseit des Dnepers hergekommen waren, nach Kiew, beschenkte die Ungern, sandte ihrem Könige ein Danksagungsschreiben und Geschenke, und entließ die russischen Kriegsvölker in ihre Wohnungen. Im nämlichen Jahre (1138) führten die Fürsten von Peremüschl und Tscherwen, Söhne der Fürsten Wolodar und Wassiliko, bei J. Beschwerde über viele ihnen von den Polen zugefügte Beleidigungen, und baten um Beistand. Sogleich brach der Großfürst mit seinen Truppen, nebst seinen Brüdern Wetschelaw und Andrei und seinem Neffen Isäslaw mit ihren Hilfstruppen auf. Diesseit Halitsch fertigte er seinen tapfern Feldherrn Sew, vormaligen Hofmeister des Fürsten Andrei, gegen das feindliche Lager ab, um zu erforschen, wo und wie die Polen ihre Stellung genommen hätten, und von welcher Seite her man ihnen am besten beikommen könne. Der Feldherr untersuchte alles sorgfältig, machte auch Gefangene, wodurch man erfuhr, daß der König von Polen (Boleslaw III.) jenseit der Ebene zwischen Morästen stehe, und die Berge im Rücken habe, daß sein Heer weit stärker als das russische sei, und daß die Fürsten von Tscherwen und Peremüschl bei den ungrischen Gebirgen ständen. Nach diesen Nachrichten gaben Einige den Rath, nicht weiter vorzurücken, sondern dem Könige von Polen Friedensvorschläge zu thun, Andere dagegen aber meinten, man müsse sich zurückziehen und zu mehrer Sicherheit bei Swenigerod setzen. Nur Andrei Wladimirowitsch behauptete, man müsse ohne Verzug einen herzhaften Angriff wagen. Nach langer Berathung entschloß sich der Großfürst um den Feind herum zu ziehen, und ihn von den Bergen herab im Rücken anzugreifen, weil unter diesen Umständen die Fürsten von Peremüschl und Tscherwen entweder sich mit ihm (dem Großfürsten) vereinigen, oder zu gleicher Zeit von ihrer Seite vordringen könnten. Hierauf wurde alles Gepäck nach Swenigerod abgesendet, was zu dem Gerüchte Anlaß gab, daß sich das ganze Heer zurückziehe. Überdies sandte der Großfürst zwei vornehme Gefangene reichlich beschenkt mit Friedensvorschlägen an den König Boleslaw Schiefmaul von Polen, welche mit eigenen Augen J.'s Rückzug gesehen zu haben versicherten. Nachdem diese hinweg waren, zog J. sogleich den ganzen Tag und die folgende Nacht mit seinem ganzen Heere um die Berge herum, und gelangte um Mitternacht hinter das Gebirge, welches dem polnischen Heere im Rücken lag. Hier fanden sich auch die Fürsten von Tscherwen und die Fürsten Wladimirko und Rostislaw ein, und näherten sich dem rechten Flügel der Polen. Aus dem Geräusche, welches man bei Anbruch des Tages aus dem Lager der Polen erschallen hörte, ließ sich abnehmen, daß die Fürsten von Peremüschl das Treffen begonnen hätten. Da gebot der Großfürst die Trompeten zu blasen, die Trommeln zu rühren und den Feind vom Gebirge herab mit dem ganzen Heere anzugreifen. Bei diesem unerwarteten Angriffe flohen die polnischen Truppen sogleich nach allen Seiten hin, König Boleslaw selbst entkam kaum durch die Flucht, und sandte bald darauf Botschafter zur Abschließung eines Friedensvertrages. Nach dessen Bestätigung kehrte J. mit Ehren und Ruhme heim.

Mit diesen russischen Nachrichten stimmen aber die polnischen nicht überein, und die Darstellung der letztern wird von russischen Geschichtschreibern eine weitläufige Fabel genannt, in welcher nicht einmal der Name der russischen Fürsten richtig angegeben sei[6]), obschon sie in sehr wichtige Geschichtswerke[7]) übergegangen ist. Nach den Polen gestaltete sich der Verlauf des Krieges folgendermaßen: Die Fürsten Rußlands dachten an Abfall und Empörung, vor allem Jaropolk Wladimirowicz. Er stellt den Russen vor, es sei schändlich, daß sie so oft an Kriegen theilnehmen müßten, welche ihnen ganz fremd wären, und unter einem Fürsten, welcher andern Glaubens sei, zu ihrer Schande und Ärgerniß gehalten würden. Jetzt müsse man das Joch abwerfen; denn mit drei Feinden, Ungern, Böhmen und Russen, würde Polen nicht gehörig kämpfen können. Als dieser Abfall der Russen dem Herzoge Boleslav von Polen hinterbracht worden und im Rathe gefragt wird, was zu thun sei, weiset Petrus Wloszoviez, Graf von Lansz, darauf hin, daß vor allem der Fürst von Wlodomirien[8]), als Urheber der ganzen Sache, unterdrückt werden müsse. Peter nimmt es selbst über sich dieses auszuführen, und die Fürsten Rußlands in der Treue zu erhalten; gebraucht List, legt Trauergewand an und kommt mit wenig Getreuen, die aber von dem Vorhaben nichts wissen, zum Herzoge Jaropolk von Wlodomirien, gibt als Grund seiner Ankunft die Tyrannei des Herzogs von Polen und viele Beleidigungen desselben an, und bittet, daß er, als billigst denkender, durch Freundlichkeit und Menschlichkeit geschmückter Fürst, ihn nach dem Rechte der Gastfreundschaft aufnehme und hege. Angenehm war J. Peter's Ankunft, ebenso den Fürsten Rußlands, weil sie glaubten, daß die Empörung, welche sie sich vorgenommen, durch diese günstige Gelegenheit sich würde beschleunigen lassen. Petrus jedoch harrte auf schickliche Gelegenheit sich des Herzogs Jaropolk zu bemächtigen; als dieser einst mit Wenigen zu Mittage speisete[9]), befahl er den Seinigen, die Waffen zu ergreifen,

6) Aufsätze, betreffend die russische Geschichte; aus dem Russischen übersetzt von C. G. Arndt (Riga 1787) 1. Thl. S. 382. 7) So z. B. in die Übersetzung der allgemeinen Welthistorie, die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertigt worden; herausg. von Semler 29. Thl. S. 163. 558. 559. 8) Wlodomiriae princeps und sogleich darauf dux Wlodomiriae Jaropolkus heißt er bei *Matthias de Michovia*, Chronica Polonorum, Lib. III. Cap. XV. ap. *Pistorium*, Scriptt. rer. polon. T. II. p. 58. *Martinus Cromerus* de origine et rebus gestis Polonorum Lib. V., auch ap. *Pistorium*, T. II. p. 484 nennt ihn, da ihm mehr ausländische Quellen zu Gebote standen, Jaropolcus Wladimiri filius, *Kioviensium princeps*, also richtiger. Weiter unten S. 58 bezeichnet Matthias von Miechow Jaropolken durch Jaropolkus dux Kioviensium. Er und Cromer haben dieselbe Erzählung, nur daß sie bei Cromer umständlicher und namentlich die Reden ausführlicher und mehr ausgesponnen sind. 9) Gleiches hat auch Cromerus, nur ist er, um der Sache mehr

ergriff ihn, legte ihn in Fesseln, brachte ihn im schnellsten Laufe nach Polen [10]), und übergibt ihn an Boleslawen als ein erwünschtes Geschenk, so durch Gefangennehmung Eines Mannes alle Russen in der Treue erhaltend. Aber es kam anders, als er hoffte. Wasilko gab ein großes Lösegeld und kaufte seinen Vater [11]) Jaropolk frei. Auch stellte er einen Unger an, den Herzog von Polen überlisten zu lassen, und sandte ihn zu ihm. Der Unger gibt vor, daß er ein Verbannter und durch den König Bela von Ungern aller seiner Habe beraubt sei, weil er auf Seite der Neffen Boleslaw's gestanden. Boleslaw bezeugte sich günstig gegen den listigen Menschen und gab ihm endlich die Befehlshaberstelle über die Feste Willisca (in der Woiwodschaft Krakau). Als eine passende Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens wählte der Unger die Zeit, wo Boleslaw sich zum römischen Könige Lothar zur Wiederherstellung des Friedens begab, und befahl allen Nachbarn, mit ihren Weibern und Kindern und ihrer Habe bei Strafe der Confiscation aller ihrer Güter nach Wiliczа zu kommen, weil er aus zuverläßlichen Briefen erfahren habe, daß die Herzoge Rußlands mit ihrer Empörung öffentlich hervorgetreten seien und nach Polen eilten. Alles in Schrecken gesetzt zog sich mit allem beweglichen Besitzthume nach Wilicza. Zu gleicher Zeit eröffnete der Unger dem Herzoge [12]) von Wladimirien, daß er mit hinreichender Mannschaft am 8. Februar nach Wilicza kommen möge, um nach seinem Wunsche sich der Leute und der Stadt zu bemächtigen. Zur Nachtzeit ließ er in der Stille die Thore öffnen und führte die Alles verheerenden Russen herein; sie verbrannten die Stadt, tödteten viele Menschen und führten Vieh und andere Habe nach Rußland. Boleslaw drang hierauf in Rußland ein und rächte sich. Die Fürsten Rußlands, wegen Verwüstung ihrer Länder in schwere Trauer versetzt, beschließen auf Anrathen Jaropolk's, des Herzogs der Kiewer, durch Ränke und List den polnischen Herzog zu unterdrücken, weil sie die Macht der Polen durch offenen Krieg zu brechen nicht vermöchten. Sie vertreiben daher den Herzog [13]) von Halitsch, den Schwager von Boleslaw, weil er ihre Rathschläge den Polen verrieth [14]). Er entwich zu Boleslaw nach Polen. Hernach veranlaßte Jaropolk von Kiew die Großen von Halitsch, daß sie bei Boleslaw um Wiedereinsetzung ihres Herzogs bitten sollten, damit er, ihn zu ehren, ihn in eigner Person zurückbringen möchte. Auch kamen Ungern an, welche in der Nähe von Halitsch wohnten, brachten Ähnliches als die Russen vor, und verhießen, bei Wiedereinsetzung des Herzogs von Halitsch Beistand zu leisten. Am festgesetzten Tage brachte Herzog Boleslaw den Fürsten von Halitsch mit einem kleinen Heere zurück; als er sich Halitsch näherte, kam ihm das Heer der Ungern entgegen, empfing beide Herzoge, begab sich dann auf die letzte und hinterste Seite; hierauf machten die halitscher Haufen in ähnlicher Weise Begrüßung und Zuruf und nahmen hinter dem polnischen Heere, ebenso wie die Ungern, ihre Stellung. Boleslaw sah das Bedenkliche seiner Lage, aber freilich erst, als ein zahlreiches Heer von Barbaren [15]) und Russen erschien unter Leitung des Herzogs Jaropolk. Die muthigste Gegenwehr von seiner Seite wurde durch eines Palatins Flucht vereitelt, dessen Name von den Geschichtschreibern verschwiegen wird [16]); denn von Schrecken erfüllt floh mit diesem ein großer Theil des Heeres. Boleslaw selbst entkam, härmte sich aber über sein Unglück zu Tode (gest. 1139). Bei aller Abweichung der polnischen Berichte stimmen sie doch zuletzt darin mit den russischen überein, daß Jaropolk einen großen Sieg über die Polen gewann, und ebendadurch, daß er sie unerwartet angriff, und zwar zugleich von Vorn und im Rücken. Auch Jaropolk erfreute sich des Sieges nicht lange, denn er verschied den 18. Febr. 1139 zu Kiew im 53. Jahre seines Alters, nachdem er sieben Jahre als Großfürst regiert hatte und wurde in der genannten Stadt in der Kirche zum h. Andreas begraben. Seine zweite Gemahlin war Helena, eine jaßische Fürstin. Von seinen Kindern ist nichts bekannt. Ihm folgte als Großfürst sein Bruder Wsewolod II. Wladimirowitsch.

(Ferdinand Wachter.)

Jaroslaw (Geogr.), f. **Jaroslawl**.

JAROSLAW. A) Großfürsten von Rußland. 1) **Jaroslaw I.**, Wladimirowitsch der Große genannt, einer der Söhne Wladimir's des Heiligen, nahm im J. 988 mit seinem Vater und seinen Geschwistern das Christenthum an und erhielt in der Taufe den Namen Georg, indem der russische Annalist bemerkt: „Wladimir wurde erleuchtet, auch seine Söhne und sein Land." Daher ist die Behauptung der Synopsis im Stufenbuche, in der Nikon. Chronik und andern neuern Zeitbüchern, Wladimir's Söhne seien früher als der Vater getauft worden, als unrichtig zu betrachten. In der Lebensbeschreibung des heil. Wladimir wird erzählt, dieser habe alle seine Weiber [1]) entlassen und der liebsten derselben, Rogneda, geboten, was

---

Wahrscheinlichkeit zu geben, umständlicher und sagt, Jaropolk sei zufällig mit kleinem Gefolge auf dem Lande gewesen.

10) Wie dieses zugegangen, gibt Matthias von Miechow nicht an. Cromer sagt, er habe ihn auf ein Pferd gesetzt und so fortgebracht, da er zuvor schon Pferde und Schiffe an passenden Punkten aufgestellt gehabt. Aber wie dieses ihm, der in Jaropolk's Lande den Exulanten spielen mußte, möglich war, ist unerklärt gelassen. Vielleicht hat den Polen bei Erdichtung der Entführung des Fürsten Jaropolk vorgeschwebt, wie Graf Heinrich von Schwerin den Dänenkönig Waldemar II. gefangen aus seinem Reiche führte, aber dieses geschah von der kleinen Insel Lyöe, nicht aus dem festen Lande; vergl. Encykl. 3. Sect. 5. Thl. S. 309. 11) Nach Matthias von Miechow hat Jaropolk einen Sohn Wasilko, ungeachtet die russischen Geschichtschreiber nichts von Jaropolk's Kindern wissen. Nach Cromer S. 488 ist Wasilko, der Jaropolken durch vieles Geld loskauft, der Sohn seines Bruders. 12) Es ist, wie aus den Folgenden erhellet, hierunter Jaropolk zu verstehen. 13) Cromer nennt ihn nämlich Jaroslaw. 14) Cromer ist auch hier umständlicher. Nach ihm hielt es Jaroslaw wirklich mit den Polen und wurde deshalb durch die Russen aus dem Fürstenthume vertrieben. Bei Matthias von Miechow ist nicht ganz klar, ob der Herzog von Halitsch nur beschuldigt wird, polnisch gesinnt zu sein, um einen Vorwand zu erhalten, ihn zu vertreiben, oder ob er sich wirklich zu Polen hielt.

15) d. h. Völker von nicht-slawischer Abkunft. 16) ist Bemerkung des Matthias von Miechow S. 39 und Cromer's S. 490.

1) Man vergl. dagegen, was Dithmar von Merseburg 7. Buch (Wagner'sche Ausgabe S. 245) von Wladimir sagt.

sie aber als ihrer unwürdig abgelehnt, dagegen nach der Taufe verlangt hätte. Ihr seit seiner Geburt lahmer Sohn Jaroslaw habe dem Himmel für diese Gesinnung seiner Mutter innig gedankt und sei in derselben Minute gesund geworden zu Wladimir's Freude. So erzählt die Legende[2]); aber J. hinkte Zeit seines Lebens. Als Wladimir im J. 988 das Reich in Gebiete theilte, gab er Nowgorod an Wyscheslaw, Polotsk an Isäslaw, Rostow an Jaroslaw, nach Wyscheslaw's Tode im J. 1010 aber dem Letztern Nowgorod, und Boris Rostow. J. und die Nowgoroder weigerten sich im J. 1014 Tribut zu entrichten. Um die Aufrührer zu züchtigen, befahl Wladimir, Truppen zu sammeln, die Wege zu bessern und Brücken zu bauen, und wollte selbst die Heerfahrt thun. Die Aufrührer aber riefen Waräger über das Meer herüber; Wladimir, zu schwach, das Heer selbst anführen zu können, vertraute es seinem Sohne Boris an, und sein Tod ließ den Krieg nicht zum Ausbruche kommen. Swätopolk schwang sich (im J. 1015) auf den großfürstlichen Thron, und J. blieb Fürst von Nowgorod bis 1025. Mit Swätopolk hatte er große Händel. Er erfuhr (1015) zu Nowgorod durch Predslawa, Wladimir's Tochter, die sich zu Kiew aufhielt, den Tod seines Vaters und die Ermordung seines Bruders Boris in einer für ihn sehr ungünstigen Zeit. Die Waräger nämlich, welche bei der Verweigerung des an Wladimir zu entrichtenden Tributs herbeigezogen waren, hatten sich allerlei Gewaltthätigkeiten und Schändlichkeiten in Nowgorod erlaubt, waren aber dafür zum Theil erschlagen, wogegen der hiermit sehr unzufriedene J. die Angesehensten Nowgorods, welche an jener Ermordung Theil hatten, nach seinem Landhause zu Rakena mit verstellter Freundlichkeit hatte einladen und in der nämlichen Nacht ermorden lassen, wo er jene Trauernachricht empfing. Er hatte Boris' Schicksal zu fürchten und von Nowgorod, dessen Ergebenheit ihn allein retten konnte, da er es so schwer beleidigt hatte, nicht viel zu hoffen. Er veranstaltete daher eine Volksversammlung und gestand unter Thränen, unsinnig gehandelt zu haben, erzählte, daß sein Vater todt sei, Swätopolk sich des Thrones bemächtigt habe und seine Brüder verderben wolle. Die Geschichtschreiber preisen Nowgorods Großmuth gegen Jaroslaw. Wahrscheinlich war aber dem Volke eine Heerfahrt vorzüglich darum erwünscht, weil es dadurch auf eine gute Art die Waräger hinwegschaffen konnte. An der Spitze seines Heeres von 40,000 Russen und 1000 Warägern rückte J. aus, gab seinem Bruder Gleb, Fürsten von Murom, Nachricht über das Geschehene, und rieth ihm von einer Reise nach Kiew ab. Doch dieser befand sich schon unterwegs, wurde überfallen und ermordet; der Verdacht, Anstifter davon gewesen zu sein, fiel auf Swätopolk. Auch Swätopolk sammelte ein zahlreiches Heer, rief die Petschenegen zu Hilfe, und traf auf seinen Gegner an den Ufern des Dniepers, bei Ljubetsch, zu Anfange des Herbstes im J. 1016. Beide Heere standen drei Wochen lang einander gegenüber, bis sich der hohe Wasserstand durch eintretenden Frost minderte. Auch verlor endlich J.'s Armee durch die Spöttereien von Swätopolk's Heerführer über ihren hinkenden Fürsten, und daß ihr Handwerk Zimmern, nicht Kriegen sei, die Geduld, und man beschloß einen Angriff. Erleichtert wurde dieser dadurch, daß einer von Swätopolk's Großen mit J. im Einverständnisse stand. Letzterer bewaffnete seine Truppen in der Nacht, befahl ihnen, damit sie sich von den Feinden unterscheiden könnten, ihre Häupter mit weißen Tüchern zu umwinden[3]), setzte vor Tagesanbruch über den Fluß und ließ, entschlossen zu siegen oder zu sterben, die Kähne vom Ufer abstoßen und munterte seine Mannschaft zur Tapferkeit auf. Während dessen hatte Swätopolk mit seinen Kriegsgefährten ohne Besorgniß eines Angriffes gezecht, und jetzt nicht Zeit, sein ganzes Heer in Schlachtordnung zu stellen. Er vertheidigte sich tapfer, aber die Petschenegen standen hinter den Seen und konnten ihm keine Hilfe leisten. Um sich mit ihnen zu vereinigen, wollten die kiew'schen Krieger über das dünne Eis des Sees ziehen; dieses brach aber, und Viele fanden ihren Tod im Wasser. Da flüchtete Swätopolk mit wenigen seiner Leute nach Polen zu seinem Schwiegervater, dem Herzoge Boleslaw dem Kühnen, und die Petschenegen eilten in die Steppe, verfolgt von J.'s Leuten, welche viele Gefangene machten. Nach diesem Siege befahl J. den russischen Truppen, welche unter Swätopolk gedient hatten, nach Kiew zurückzugehen; er selbst zog mit Siegesgepränge dort ein und belohnte seine tapfern Krieger freigebig, und entließ sie dann in ihre Heimath. Dieses geschah im J. 1016[4]). Dithmar von Merseburg, Zeitgenosse von J., berichtet die weitern Begebenheiten in folgender Weise: Da Herzog Boleslaw von Polen dem Kaiser Heinrich viel zu schaffen machte, so veranlaßte letzterer „den König der Russen" zu einem Angriffe auf erstern, jedoch führte die Belagerung einer Festung des Herzogs zu keinem glücklichen Resultate. Dieses erfuhr Kaiser Heinrich im November 1017 zu Merseburg, zur nämlichen Zeit, als ihm Boleslaw durch seinen Gesandten den lange gefangen gehaltenen Jüngling Luidulf zurückzusenden versprach, wogegen er den Kaiser um Freigebung seiner gefangenen Kriegsmannen ersuchte, und anfragte, ob er einen Gesandten an den Kaiser senden dürfe, um durch dessen Unterhandlung sich seine Gnade wieder zu erwerben. Diese Friedensanträge waren für Jaroslaw vom größten Nachtheile, denn durch sie verschaffte sich sein Gegner Sicherheit im Rücken und konnte nun seine ganze Macht gegen ihn wenden. Auch setzte Boleslaw im J. 1018 seinen Schwiegersohn wirklich wieder auf den ihm durch J. entrissenen Thron[5]). Er brach nämlich mit einem überaus

2) Daß diese Erzählung Legende sei, erhellt nicht nur aus Dithmar's Bemerkungen, sondern es beweist es auch ein anderer Umstand; s. Karamsin, Gesch. des russischen Reichs. Nach der 2. Orig.-Ausg. übers. (v. Fr. v. Hauenschild) 1. Bd. S. 366.

3) Dieses war von Alters her bei den russischen Kriegsvölkern Gebrauch. Aufsätze, betreffend die russische Geschichte, aus dem Russischen übersetzt von C. G. Arndt 1. Thl. (Riga 1787). S. 134. 135. 4) Nach dem russischen Annalisten. 5) Dithmar von Merseburg sagt Lib. VII. S. 239 in Beziehung auf Boleslaw's siegreiche Heerfahrt gegen Jaroslaw und die Wiedereinsetzung Swätoslaw's generum suimet (Bolislavi) et fratrem ejus

großen Heere von Polen und mit 300 Teutschen, unter welchen der vom Kaiser Heinrich lange gefangen gehaltene Ritter Heinrich sich befand[6]), mit 500 Ungern und 1000 Petschenegen in Rußland ein, und gelangte den 22. Jul. 1018 an einen Fluß[7]), schlug hier sein Lager auf und ließ die nöthigen Brücken bauen. Bei dem Flusse erwartete der König die Russen[8]), in Besorgniß über den Ausgang der gegenseitig verabredeten[9]) Schlacht. Indessen wurden die Russen durch Herausfoderung der Polen[10]) gereizt, sich sogleich zu schlagen, und von einem Theile der Polen gegen Erwarten von dem Flusse, den sie vertheidigten, zurückgetrieben. Als Boleslaw dieses hörte, setzte er trotz der Beschwerden schnell über den Fluß. Die feindliche Schlachtreihe stand geschart und versuchte das Land zu vertheidigen, wich aber schon bei dem ersten Gefechte. Der Fliehenden wurden unzählig Viele erschlagen; dagegen hatte der Sieger nur eine kleine Zahl verloren, darunter den teutschen Ritter Heinrich. Boleslaw verfolgte die umherschweifenden Feinde und benutzte seinen Sieg, während J. eine damals seinem Bruder gehorchende Stadt erstürmte und die Bewohner hinwegführte[11]). Die gewaltige Stadt Kitana (Kiew) aber wurde auf Boleslaw's Veranlassung von den Petschenegen durch wiederholten Sturm heimgesucht und durch schweren Brand verkleinert. Zwar vertheidigten sie ihre Bewohner, aber von ihrem in die Flucht geschlagenen Könige[12]) verlassen, ergab sie sich den 14. Aug. 1018 an Boleslaw, und Swätopolk, ihren frühern Herrn. In der eroberten Stadt befanden sich Jroslaw's Stiefmutter, Gattin und neun Schwestern, welche Boleslaw gegen seine eigne Tochter auszuliefern sich anheischig machte. Mit Dithmar, dessen Geschichtswerk nur bis zum Jahre 1018 reicht, stimmt Nestor im Ganzen überein; aber von den Polen werden die Kriegsereignisse ganz anders beschrieben[13]). Nach dem ältesten polnischen Chronisten, Martin Gallus, war Peredslawa, J.'s Schwester, hauptsächlich Schuld am Kriege, indem ihr Bruder durch Verweigerung ihrer Hand den König zu furchtbarer Feindschaft aufgereizt hatte[14]). So abweichend auch Dlugosch den Krieg zwischen Jaroslaw und Boleslaw darstellt, so haben doch Krome, Strykowsky und Andere seine Angaben wiederholt; es ist ein Gemisch von Nachrichten aus Nestor, alten polnischen Geschichtschreibern und Erdichtungen. Dlugosch beschreibt vier zu verschiedenen Zeiten geschlagene Schlachten: Im J. 1008 besiegt Boleslaw den J. am Bug, nimmt dessen Hauptstadt ein und verlegt sein Heer in mehre Städte; J. will diesen Umstand benutzen, nähert sich Kiew, wird aber von Neuem besiegt und muß fliehen. Nachdem der König Boleslaw wegen Swätopolk's Treulosigkeit[15]) Kiew den Polen zur Plünderung[16]) preisgegeben hatte, wollte er ruhig in sein Vaterland zurückkehren, aber J. ereilt ihn im J. 1009 auf der Grenze an der Spitze eines Heeres von Russen, Polowzern, Petschenegen und Warägern, ohne ihm etwas anhaben zu können. Vielmehr wird J. zum dritten Male in die Flucht geschlagen, wirft die Zeichen seiner fürstlichen Würde von sich und eilt auf untergelegten Pferden, man weiß nicht, wohin, beginnt jedoch den Krieg im J. 1018 von Neuem, trifft Boleslaw am verhängnißvollen Bug, flieht zum vierten Male vor dem Polenkönige (Herzog), erkennt seine Schwäche, schließt Frieden mit Boleslaw, der

(Jarislavi) diu expulsum inthronizavit und Lib. VIII. S. 265 in Beziehung auf Kiew et quem diu amiserat, Zentepulcum seniorem suum e. c. suscepit. Das diu in beiden Stellen ist also nicht so genau zu nehmen, wenn nämlich Swätopolk's Vertreibung durch Jaroslaw wirklich erst im J. 1016 statthatte.

6) Es waren also misvergnügte Teutsche, welche Boleslaw gegen J. beistanden, und in den Worten Dithmar's Lib. VIII. S. 665: fuerant enim in auxilio praedicti ducis ex parte nostra treceenti, et ex Ungariis quingenti, ex Petineis autem mille viri ist das ex parte nostra nicht durch Partei, sondern durch Gegend zu übertragen. 7) Dithmar von Merseburg nennt den Namen nicht; nach russischen Annalisten und polnischen Geschichtschreibern war es der Bug. 8) Im Verlauf der Erzählung zeigt Dithmar, daß er auch den Namen des russischen Fürsten kennt. 9) duelli condicti; es war nämlich im Mittelalter nicht ungewöhnlich (Beispiele finden sich bei den Franken und Nordmannen), daß man verabredete, wo man sich treffen, und eine Feldschlacht mit einander schlagen wollte. Dithmar's Angabe ist wichtig; sie zeigt, wie die polnischen Geschichtschreiber: Martin Gallus (S. 62), Kadlubek (2. Bd. S 648), und Dlugosch (2. Bd. S. 151. 152) Unrecht haben, wenn sie erzählen, J. habe keinen Überfall von Boleslaw befürchtet, sich eben sorglos mit Fischen im Dnjepr erlustigt, als der Eilbote ihm Kunde von der ihm drohenden Gefahr brachte. 10) So nach Dithmar. Nach dem russischen Annalisten Nestor hingegen verspottete J.'s Erzieher und Heerführer Budvji über den Fluß hinüber Boleslaw's Beleibtheit, und drohte prahlerisch, ihm mit spitzer Lanze den Bauch zu durchbohren, worauf Boleslaw, durch solche Frechheit aufgereizt, seine Krieger zur Rache auffoderte, sich auf sein Pferd warf und in den Strom stürzte, und das Heer ihm nach. Die durch den schnellen Überfall bestürzten Russen, heißt es weiter, wichen in Unordnung zurück; J. mußte dem tapfern Feinde den Sieg überlassen, und entfloh mit nur vier Kriegern nach Nowgorod. Jenen Zank haben die polnischen Geschichtschreiber Martin Gallus und Kadlubek (Hist. Pol. Lib. II, 649) noch mehr ausgesponnen; auch hatte „der russische Barbar," wie sie J. nennen, nach ihrer Angabe in Person Boleslaw verhöhnt; s. das Nähere bei Karamsin, Anmerkungen zum 2. Thl. S. 6. 11) Nach Karamsin a. a. O.

12) Nach Dithmar's Ausdruck; natürlich ist J. gemeint. 13) Nach Martin Gallus (S. 62. 63) und Kadlubek (Hist. Pol. L. II. p. 649) entflieht J., als er das Eindringen der Polen in Rußland vernommen hat, man weiß nicht, wohin. Boleslaw erobert Kiew, setzt dort „irgend einen Verwandten" auf den Thron, geht dann zurück und entläßt einen großen Theil seines Heeres. Der russische Fürst, an der Spitze einer zehn Mal größeren Heeresmacht, verfolgt ihn, kämpft am Bug und wird sieglos. Nach Verlauf einiger Zeit trifft er an demselben Flusse wieder auf den König von Polen, verhöhnt ihn, wird geschlagen und mit seinen angesehensten Bojaren gefangen. Wie Jagdhunde gekoppelt, führt man sie vor Boleslaw, was jedoch der großherzige Sieger misbilligte. 14) Bei Erwähnung der neun Schwestern J.'s, welche Boleslaw bei der Eroberung von Kiew in seine Gewalt bekam, bemerkt Dithmar von Merseburg: quarum unam prius ab eo desideratam antiquus fornicator Bolizlaus, oblita contectali sua duxerat. Aus dem duxerat läßt sich schließen, daß er sie nicht jetzt erst nahm, sondern vorher, und vor dem Kriege zurückgesandt hatte. Dagegen legte nach Nestor, nach den Waskresen und mehren anderen Chroniken (mit Ausnahme der Puskin., Troizk. und Königsberg) sich Boleslaw die Peredslawa, Jaroslaw's Schwester, jetzt erst bei. 15) Er soll nämlich heimlich Befehl zur Ermordung der Polen gegeben haben. 16) Wahrscheinlich ist diese Angabe dadurch veranlaßt, daß Boleslaw sich der Schätze Kiews bemächtigte; denn Dithmar von Merseburg bemerkt S. 265: Inefabilis ibi et pecunia ostenditur, cujus magna pars hospitibus suis ac fautoribus distribuitur, quaedam vero ad patriam mittitur.

sich mit einem mäßigen Tribut begnügt und die kriegsgefangenen Russen nach Hause entläßt [17]). Von Dithmar weicht Nestor darin ab, daß auch er erzählt, Swätopolk habe den Stadthäuptern von Kiew heimlich Befehl gegeben, alle Polen zu tödten, welche in der Voraussetzung, unter Freunden zu wohnen, keine Maßregeln zu ihrer Sicherheit genommen hatten. Er nimmt auch an, daß die Schandthat vollführt wurde. Ähnlich stellt der berühmteste unter den neuern russischen Geschichtschreibern die Sache dar, doch hatte nach diesem Boleslaw die Verschwörung erfahren, war aus der Stadt gezogen, indem er viele russische Bojaren, wie auch J.'s Schwestern, mit sich nahm [18]). Da Dithmar von Allem diesem gar nichts erwähnt, so scheint dies bloße Erfindung der russischen Sage zu sein, um Boleslaw's Abzug aus Kiew, welcher natürliche Folge der bewirkten Wiedereinsetzung Swätopolk's war, besser zu motiviren, und zu erklären, warum er die Hauptstadt des russischen Reichs nicht für sich behalten habe. J., erschreckt durch die Macht des polnischen Herrschers und die Rachsucht seines Bruders, hatte vor, wie einst sein Vater, über das Meer zu den Warägern zu fliehen. Aber der Posadnik [19]) Kosnätin und die angesehensten Bürger von Nowgorod hieben die für ihn bereit liegenden Schiffe in Stücke, boten ihm all ihre Habe an, nahmen Waräger in Sold und bewaffneten sich auch selbst, sodaß ein ansehnliches Heer zusammenkam. Zum Glück für J. war indessen Boleslaw nach Polen heimgekehrt, und da Swätopolk weder hinreichende Truppen, noch die Liebe der Unterthanen hatte, floh dieser bei J.'s Zuge gegen Kiew aus seinem Vaterlande zu den Petschenegen, um sich Hilfe zu schaffen. Diese um des Raubes willen immer bereit, die Waffen zu ergreifen, brachen in Rußlands Grenzen ein und näherten sich der Alta. Hier hatte sich J. an der Stelle gelagert, welche von Boris' Blute getränkt war. Mit der aufgehenden Sonne erhob sich ein hartnäckiger Kampf, da die Heerschar von Nowgorod lieber für J. sterben, als sich seinem unmenschlichen Bruder unterwerfen wollte. Dreimal erneuerte sich der wüthende Kampf; doch gegen Abend wandte sich Swätopolk zur Flucht, ward ermattet von seinen Kriegern nach Brest, einer Stadt im turow'schen Fürstenthume, gebracht, und starb dann in Böhmen. J. zog nach Kiew, bestieg den großfürstlichen Thron (im J. 1019 oder 1020, denn die russischen Geschichtschreiber sind darüber selbst nicht einig), theilte unter seine Truppen Belohnungen aus, erließ für Nowgorod gesetzliche Bestimmungen über das Gericht, welche aber nicht als ganz neu anzusehen sind, sondern blos Erneuerungen und Modificationen älterer nowgorodischer Gesetze waren [20]). Um dieselbe Zeit (im J. 1020) entstanden in Nowgorod Unruhen; J. dämpfte sie und verwies den widerspänstigen nowgorodischen Posadnik Kosnätin nach Murom. Als Brutschislaw Isäslawitsch von Polozk (Wladimir's I. Enkel) im J. 1021 erfuhr, daß der Großfürst J. mit seinem Kriegsvolke in Kiew sei, brachte er schnell ein Heer zusammen und zog damit nach Nowgorod, dessen Bewohner zum Theil mit ihm in Unterhandlung getreten waren und die Eroberung der Stadt als sehr leicht vorgestellt hatten. Ein anderer Theil, darunter viele angesehene Personen, wollte ihn jedoch nicht als seinen Fürsten anerkennen, sondern blieb J. getreu. Hierzu gehörten auch besonders diejenigen, welche der Großfürst nach vollendetem Kriege wohl belohnt nach Hause gesandt hatte. Als Brutschislaw die verschiedenen Gesinnungen in Nowgorod wahrnahm, und zugleich von der Annäherung der Truppen, welche in Kiew gewesen waren, benachrichtigt wurde, bemächtigte er sich der Personen, welche ihm ungünstig waren, und ihres Vermögens, und trat dann seinen Rückzug nach Polozk an. Allein J. erreichte ihn an dem Ufer des Flusses Sudoma (im jetzigen pskow'schen Gouvernement), schlug ihn, befreite die gefangenen Nowgoroder, schickte sie in ihre Stadt zurück und begab sich wieder nach Kiew, während Brutschislaw nach Polozk geflohen war.

Von den Warägern (Schweden, Nordmannen und Dänen, durch welche letztere Dithmar von Merseburg S. 285 die Waräger überhaupt bezeichnet), welche als Hilfsvölker in J.'s Geschichte wichtig wurden, werden einige als mit J. in Verbindung Stehende in isländischen Geschichtswerken angeführt. J.'s Gemahlin, Ingigerd, die sich mit ihm ums J. 1018 verheirathete [21]) und 1020 den Wladimir gebar, gehörte als Tochter des Schwedenkönigs Olaf selbst zu diesem Waräger-Stamme. Von Nordmannen sind in J.'s Geschichte vorzüglich wichtig König Eymund Hringsson, König Olaf der Heilige, König Magnus der Gute und Haralld Hardradi; er selbst wird bei den Isländern Jarisleifr, König von Holmgardh (eigentlich Name des am weißen Meere liegenden Theiles von Rußland), genannt, und Rußland heißt Gardariki (Reich von Gardar). Der Tháttr Eymundar ok Olafs Konúngs [22]) handelt von seinen Verhältnissen zu Eymund und zwar mit großer Umständlichkeit, aber auch in sagenhafter Gestalt. Offenbarer Irrthum ist es, wenn sein gewaltiger Gegner nicht Swätopolk, sondern Burisleifr genannt ist, wahrscheinlich durch Verwechselung des ermordeten Boris mit seinem Mörder Swätopolk. Eymund Hringsson kam mit Jarl Ragnar Agnarsson nach Gardariki, weil Olaf der Heilige die Fylkis-Könige vernichtete, wird von Jarisleifr wohl aufgenommen und tritt nebst seinen Mannen in dessen Dienste. Eymund und Ragnar erringen über Burisleifr, Jarisleifr's Bruder, welcher nach des Vaters Waldemar's Tode den größten und besten Theil der väterlichen Verlassenschaft, nämlich Känugardh (Kiew), empfangen hatte, aber doch nicht zufrieden war, einen Sieg, und machen für J. große Beute. Während Burisleifr in Biarmaland lebt, regiert Jarisleifr beide Reiche

17) Cf. *Dlugosch*, Histor. Polon. II. p. 151—168 mit Karamsin 2. Anmerk. S. 8. 9. 18) Karamsin a. a. O. S. 11. 19) Der erste Beamte des Staates nach dem Fürsten, hat seine Benennung von possadit, einsetzen. 20) Aufsätze, betreffend die russ. Gesch. 1. Bd. S. 144.

21) Snorri Sturluson Olaf's Saga Helga, in der Heimskringla bei Peringskiöld 1. Bd. S. 511. 513. bei Schöning 2. Bd. S. 129. 131—133. Saga af Haralldi Hardrada bei demselben 3. Bd. S. 170. Saga af Eysteini ok Olafi ebendaselbst S. 255. 22) In den Fornmanna-Sögur 5. Bd. S. 267. 268 und in lateinischer Übersetzung in den Scriptis Historicis Islandorum veterum Borealium Vol. V. p. 257—286.

nach den Rathschlägen und durch Mitwirkung des Königs Eymund. Ersterer dringt darauf mit einem Heere aus Biarmaland in Gardariki ein und liefert seinem Bruder eine Schlacht, verliert sie aber durch die guten Vorkehrungen, welche Eymund getroffen hatte. Obschon Jarisleifr den mit Eymund eingegangenen Vertrag in Betreff des Soldes zu erfüllen zögert, will dieser ihn doch nicht in der großen Gefahr verlassen, da Burisleifr sich nach Tyrkland (Türkenland) wandte, und mit Tyrken (Türken) und Blökumenn und vielen andern Völkern gegen Gardariki anrückt. Er reitet vielmehr mit seinem Blutsfreunde Ragnar und noch zehn Männern, alle als Kaufleute verkleidet, gegen den Feind aus und bringen des Nachts den König Burisleifr in seinem Zelte um das Leben. Das ganze Volk schwört nun Jarisleifr'n Treue, und dieser ist König über beide Reiche, über sein früheres und über das des Bruders. Der Sommer und Winter vergehen, ohne daß Jarisleifr den Sold bezahlt, und weigert sich, von Eymund daran erinnert, seine Schuldigkeit zu thun, und Eymund begibt sich zu J.'s Bruder Warnlaf (Bratschislaw), dem Beherrscher von Paltejskia (Polozk), und gibt ihm zu verstehen, sein Bruder J. wolle ihm einen Theil seiner Besitzungen nehmen. Als nun von J. Gesandte mit dem Ansinnen erscheinen, daß Warnlaf seinem Bruder an der Grenze liegende Städte und Dörfer abtreten solle, räth Eymund, statt aller Antwort, eine nach einem halben Monate an einem bestimmten Orte auf der Grenze beider Reiche zu liefernde Schlacht anzukündigen, den Angriff aber zu der festgesetzten Zeit sieben Nächte zu verschieben. Inzwischen nimmt er die Königin Ingigerd durch einen derselben gelegten Hinterhalt gefangen und bedient sich ihrer als Friedensvermittlerin und Schiedsrichterin. Nach ihrem Ausspruche erhielt Jarisleifr Holmgardh, Warnlaf Kænugardh und Eymund Palteskja, mit der Verpflichtung für die Vertheidigung des ganzen Gardariki Sorge zu tragen; Jarl Rognwald behielt Aldeigjaborg (Alt-Ladoga), welches er schon zuvor hatte. Da aber König Warnlaf nach drei Jahren starb, ging sein Reich auf J. über; auch Eymund erreichte kein hohes Alter und starb ohne Erben[23]). Dem Könige Olaf dem Heiligen, welcher im J. 1029 nach Rußland zu geflüchtet war, bot J. Bulgarien an, und da er auf den Wunsch seiner Mannen lieber nach Norwegen zurückgehen wollte, versah er ihn (im J. 1030) mit dem zur Reise Erfoderlichen. Als Olaf in der Schlacht von Stiklastadir gefallen war, flüchteten sich Harralldr Sigurdarson (nachmals Hardradi zubenannt) und Rognwalldr Brusason nach Gardariki; ersteren machte Jarisleifr zum Häuptlinge über die Landvarnar-menn (Männer der Landesvertheidigung) und gab ihm auch später (1045) seine Tochter Elisabeth zur Gattin, welche dieser in theilweise erhaltenen Minneliedern verherrlicht hat, und Rognwalldr Brusason, welcher von der Königin Ingigerd Aldeigjaborg (Alt-Ladoga) und das dazu gehörende Jarlsreich erhielt, zeigte sich in vielen Schlachten als tapferer Vertheidiger des ihn gastfreundlich behandelnden Landes. Hierüber aber, daß J. die Norweger nach dem Falle Olaf's hegte, entstand großer Unfriede zwischen ihm und Swein Alfifuson, damaligem Könige von Norwegen. Als daher die Norweger Olaf's Sohn Magnus, welcher bei J. geblieben war, statt Swein's auf den Thron von Norwegen zu setzen suchten, förderte J. diesen Plan. Diese Nachrichten geben uns die Lieder Harralld's und anderer Dichter[24]), sowie die isländischen Geschichtschreiber[25]).

Zu Folge der russischen Überlieferungen unternahm J. im J. 1022 eine Heerfahrt gegen Breß in Polen. Mstislaw, Fürst von Tmutarakan, wendete sich, nachdem er im J. 1022 die Kossogen unter seine Oberherrschaft gebracht hatte, an ihn im J. 1023 mit der Bitte um Vergrößerung seines Landes aus den Besitzungen seiner verstorbenen Brüder (Wetscheslaw, Swatopolk, Boris und Podswisd), erhielt zwar Murom, wollte aber mehr haben und hielt daher seine eignen Truppen, Kosaren und Kossogen in Bereitschaft, um sich zu gelegener Zeit mit Gewalt zu verschaffen, was ihm versagt wurde. J., nichts davon ahnend, reiste im J. 1024 nach Nowgorod. Mstislaw wandte sich daher nach Kiew, wurde aber zurückgewiesen und bemächtigte sich hierauf der Stadt Tschernigow, während der Großfürst beschäftigt war, einen durch Hungersnoth entstandenen Aufruhr in Susdal zu stillen, (die verblendete Menge schrieb die Noth der Zauberei alter Weiber zu und beging Excesse), bestrafte die Urheber des Aufruhrs mit Strenge, suchte das Volk zu belehren und auf der Wolga Getreide von den kasanischen Bulgaren herbeizuschaffen. Dann eilte er nach Nowgorod, um Maßregeln gegen Mstislaw's Aufstand zu treffen. Ihm zog der berühmte Waräger Jakun[26]) mit waräGischen Truppen zu Hilfe. So gerüstet wandte er sich ins tschernigow'sche Gebiet, wo ihn Mstislaw bei Lystwen[27]) an dem Ufer der Ruda erwartete, und beide Fürsten stellten noch am Abend ihre Kriegsvölker in Schlachtordnung. Die finstere Nacht und ein heftiges Gewitter fand der durch Tapferkeit und Kriegslist ausgezeichnete Mstislaw zur Schlacht günstig, und J. nahm sie an. Seine Waräger machten den ersten Angriff auf die Sewerier, mit welchen sich Mstislaw in die Mitte seiner Schlachtordnung gestellt hatte, während die Tmutarakaner und Tschernigower ihren Platz auf beiden Flügeln erhalten hatten. Nach langem heftigem Gefechte bemerkte Mstislaw, daß die Se-

23) Was *Torfaeus*, Hist. Norveg. T. III. p. 97 von Jaroslaw und Eymund erzählt, hat er aus dem Thättr Eymundar geschöpft, wie aus ihm wieder Karamsin 2. Bd. S. 15.

24) Bölverkr Skáld, Thiodolfr und Arnorr Jarla-Skáld. 25) Snorri Sturluson Saga Olaf's Helga bei Peringskiöld 1. Bd. S. 733. 545. 549—750. 829, bei Schöning 2. Bd. S. 315. 325. 329. 374. 399 in den Fornmanna-Sögur 2. Bd. S. 25. 37. 40. 41. 88. 117. Harallds Saga Hardráda bei Peringskiöld 2. Bd. S. 55. 61. 73, bei Thorlacius 3. Bd. der großen Ausg. der Heimskringla S. 54. 55. 60. 71. 72. Saga Magnúsar Konúngs ens góda in den Fornmanna-Sögur 6. Bd. S. 3—10. 18. 20 (handelt Cap. 1. von der berühmten Halle, welche König Jarisleifr bauen, und mit Golde und Edelsteinen zieren ließ). Saga Harallds konúngs Hardráda Sigurdarsonar ebendas. S. 127. 131—133. 169. 171. 26) Nach Bayer (Comment. Acad. IV. p. 291) und andern russischen Geschichtschreibern ist dieser Jakun Jakup (Jacob), ein Sohn des Königs Olaf's von Schweden, des Großfürsten Jaroslaw's Schwager und leiblicher Bruder der Großfürstin Ingigerd. 27) Jetzt ein Flecken bei Gorodna.

weiter zu weichen begannen, nahm einen Theil seiner Truppen vom Flügel und griff selbst die Waräger mit großer Tapferkeit an, brachte sie zum Weichen, stieß auf die Nowgoroder und schlug sie in die Flucht. Der Großfürst zog sich daher zurück und kam mit dem warägischen Häuptlinge Jakun nach Nowgorod, worauf dieser in sein Land heimkehrte. Ungeachtet Mstislaw's eigne Truppen nur wenig gelitten, und das Schwert der Waräger nur Sewerier niedergemetzelt hatte, erklärte er doch seinem Bruder, daß er ohne Besorgniß nach Kiew ziehen könne, um als Wladimir's ältester Sohn über das ganze rechte Ufer des Dniepers zu herrschen. J. glaubte ihm jedoch nicht trauen zu dürfen, ließ Kiew durch Stellvertreter verwalten und sammelte zu Nowgorod, wo er blieb, im Frühlinge des J. 1026 erst ein großes Heer, kam damit nach Kiew und hielt unweit davon bei Gorodez [28]) mit seinem Bruder eine Zusammenkunft. Sie schlossen ein aufrichtiges Bündniß und theilten sich, sodaß J. den westlichen und Mstislaw den östlichen Theil des Reiches erhielt, und der Dnieper den Grenzfluß bildete. Von dieser Zeit an lebten beide Fürsten in brüderlicher Eintracht und Liebe, der innere Streit und Aufruhr legte sich, und ganz Rußland genoß einer vollkommenen Ruhe, deren es zehn Jahre entbehrt hatte. Im J. 1029 zog J. gegen die Jassen, machte viele Gefangene und versetzte sie nach Rußland, im J. 1030 gegen die Polen, gewann einen Sieg über sie, nahm dem Sohne Boleslaw's (Mstislaw II. von Polen) Bels [29]) und andere Städte, welche dessen Vater erobert hatte, brachte auch viele polnische Gefangene mit und verpflanzte sie in verschiedene russische Städte. Eine zweite Heerfahrt that J. im nämlichen Jahre (1030) nach Livland. Dieses ganze Land hatte an Wladimir's Vater Tribut gezahlt; aber der Zwist seiner Söhne hatte dem Lande seine Unabhängigkeit wieder gegeben. J. zog im J. 1030 wider die Tschuden am See Peipus, bezwang sie, baute im eroberten Lande eine Stadt und nannte sie nach seinem Taufnamen Georg Jurjew (Georgenstadt). Aus ihr ist das nachmalige Dorpat hervorgegangen [30]). J. befahl, ganz Esth- und Livland solle nach Jurjew die Schatzung abliefern, doch wollte er aus Staatsklugheit die Besiegten nicht zur Annahme des Christenthums zwingen, ungeachtet sich nun die Grenze seines Reichs bis Memel erstreckte. Im J. 1031 versammelte er seine Truppen, vereinigte sie mit der Heeresmacht seines tapfern Bruders, unternahm einen neuen Kriegszug gegen Polen, brachte die übrigen tscherwenischen Städte wieder unter seine Herrschaft, machte im Verfolge des Kriegs in Polen viele Gefangene und siedelte sie um die Stadt Tschernigow und bei dem Flusse Rßi (an der Rosse) an, wo er, sowie jenseit des Dniepers, im J. 1032 verschiedene Städte oder Festungen anlegte. Mstislaw starb sohnlos im J. 1036; der Großfürst nahm daher auch das Fürstenthum Tmutarakan in Besitz und wurde nun Beherrscher von ganz Rußland; denn von den früheren Theilfürsten war nur Brutschislaw von Polozk noch übrig, und seinen jüngsten Bruder, Sudislaw, der, wie Karamsin vermuthet und Andere als gewiß darstellen, in Pskow herrschte, hatte Jaroslaw, durch Verläumder betrogen, in dieser Stadt im J. 1036 einkerkern lassen. Aber er war ein zu zärtlicher Vater, als daß er sein Reich, welches sich von den Küsten des baltischen Meeres bis Asien, Ungern und Dacien erstreckte, einem einzigen Sohne hätte hinterlassen sollen. Als sein ältester, mit Ingigerd erzeugter Sohn Wladimir 16 Jahre alt war, reiste er mit ihm im J. 1035 nach Nowgorod, belehnte ihn mit diesem Gebiete und bestellte ihn zum Regenten desselben. In Nowgorod wünschte man andere Gesetze über Gericht und Steuererhebung, weil die früher ertheilten nicht genügten; J. ließ daher die angesehensten Männer nach Kiew zusammenberufen, um solche zu entwerfen [31]), und die auf solchem Wege festgestellten Bestimmungen in allen Städten bekannt machen und einführen. Er befand sich im J. 1036 in Nowgorod, als er die Nachricht erhielt, daß die Petschenegen Kiew umringt hätten, sammelte also ein Heer von Warägern, Slawen und Russen, eilte den Dnieper hinab, zog in Kiew ein und führte die Reiterei, welche um ebendiese Zeit in dieser Gegend ankam, in der Nacht über den Fluß in die Stadt. Am Morgen ließ er dann die Truppen vor die Stadt ins Feld rücken und stellte die Waräger in die Mitte der Schlachtordnung, die Kiewer aber auf den rechten und die Nowgoroder auf den linken Flügel. Die Petschenegen griffen ihn an, und den ganzen Tag hindurch wüthete die fürchterlichste Schlacht. Endlich am Abend errang J. den Sieg, und zwar einen für sein Reich sehr heilsamen; denn die meisten der Rußland wiederholt verwüstenden Feinde fielen auf dem Schlachtfelde, viele kamen auf der Flucht in der Sutena, Setomla und in andern Flüssen um; auch wurde das ganze Gepäcke derselben von J.'s Truppen erbeutet. Zum Andenken dieses Sieges gründete der Großfürst auf dem Kampfplatze selbst eine prachtvolle Kirche, ließ Kiew erweitern und mit einer steinernen Mauer umgeben; die Befestigung vollendete er im J. 1037, nannte nach dem Beispiele von Constantinopel die Hauptpforte der Stadt die goldene und ließ die neuerbaute Sophienkirche (die Metropole) prächtig mit Gold, Silber, Mosaik und Kostbarkeiten ausschmücken. Auch Klöster gründete er, zuerst das des h. Georg (weil er wegen seines Taufnamens diesen Schutzheiligen besonders schätzte), und das der heil. Irene (seine Gemahlin Ingigerd war vermuthlich als Christin so genannt worden), liebte, wie der Annalist sich ausdrückt, christliche Anordnungen und die Geistlichkeit, vorzüglich Mönche, nicht minder auch theologische Schriften, ließ dergleichen aus dem Griechischen ins Slawische übersetzen, las sie Tag und Nacht, schrieb viele selbst ab und gab sie in die Sophienkirche zum Gebrauche des Volkes, baute viele Kirchen in Städ-

28) Dieses Gorodez lag Kiew gegenüber, am östlichen Ufer des Dnieprs. 29) Ist noch jetzt in Galizien vorhanden. 30) Müller's Sammlung russisch. Gesch. 5. Bd. S. 396. Nestor S. 125. Gadebusch, Livländ. Jahrbücher 1. Thl. S. 4.

31) Blos bei Tatischtschew findet sich die unwahrscheinliche Angabe, daß J. seinen Söhnen Isäslaw und Swätoslaw das Zusammenberufen angesehener Bürger aus verschiedenen Städten für jenen Zweck anbefohlen habe. Isäslaw war damals zehn und Swätoslaw erst acht Jahre alt.

ten und Flecken, sicherte der Geistlichkeit hinlänglichen Unterhalt aus seinem Schatze zu, vermehrte ihre Anzahl in allen Städten und freute sich über die Fortschritte des Christenthums. Doch schwächten diese friedlichen Beschäftigungen seinen kriegerischen Muth nicht. Die durch dichte Wälder geschützten, von Fischfang und Bienenzucht lebenden Jatwäger, welche zwar von Wladimir besiegt waren, aber Niemandem zinspflichtig sein wollten, bekämpfte er im J. 1038, gewann auch einen Sieg, konnte sich aber ihrer befestigten Wohnorte nicht bemächtigen, weil er seine Leute schonte, kehrte also mit vielem Vieh und anderer Beute nach Rußland zurück. Im J. 1040 machte er einen Feldzug gegen die Lithauer [32]) und unterwarf sie seiner Oberherrschaft, zog im J. 1041 in Kähnen auf dem Flusse Bug gegen die zur Zeit noch von den polnischen Königen unabhängigen Masuren oder Masovier, brachte viele Gefangene mit sich und verpflanzte sie in die russischen Städte. Im nämlichen Jahre schloß König Kasimir I. nachdem er sich zum Könige von Polen hatte krönen lassen, Frieden mit ihm, und vermählte sich, die Freundschaft mehr zu befestigen, mit J.'s Schwester Maria, einer Tochter Wladimir's I., und der griechisch-kaiserlichen Prinzessin Anna, verzichtete auch zu Gunsten desselben auf die tscherwenischen Städte, welche Boleslaw dem russischen Reiche entrissen und J. später wieder erobert hatte, und überlieferte ihm für den Kranz der Braut 800 Menschen (wahrscheinlich im J. 1018 durch Boleslaw gefangen genommene Russen). J.'s Sohn unternahm im J. 1042 eine Heerfahrt gegen die auf der Nordseite des Ladoga-Sees von Karelien bis an die Dwina wohnenden Jamen und besiegte sie, aber eine Seuche brach unter den Pferden seines Heeres aus und raffte sie bis auf wenige hinweg. Bei einem Streite zwischen Griechen und Russen auf einem öffentlichen Platze zu Constantinopel war ein vornehmer Russe getödtet worden; die Griechen dafür zu züchtigen, sandte J. seinen Sohn Wladimir mit einem großen Heere unter Anführung des Feldherrn Wyschata ab. Sein Sohn antwortete stolz, als Kaiser Constantin Monomach durch Gesandtschaft und einen Brief den Urheber der den Russen zugefügten Beleidigung zu bestrafen versprach und zog nach dem Rathe der Waräger auf Kähnen gegen Constantinopel, begegnete aber den griechischen Schiffen, als ein heftiger Sturm eine Schlacht zu liefern hinderte. Viele russische Kähne und selbst das Schiff, auf welchem sich Wladimir befand, wurden zu Grunde gerichtet, sodaß dieser kaum gerettet werden konnte; 6000 Russen, welche sich auf den Ufern sammelten, beschlossen zu Land heimzuziehen, und Wyschata, der Hauptanführer, ging zu ihnen an das Ufer. Der Kaiser feierte die Wirkung des Sturmes als einen errungenen Sieg, ließ die Russen durch die Flotte und zwei Legionen verfolgen. In einer blutigen Schlacht jedoch zogen 24 Galeeren der Griechen den Kürzern; mit vielen Gefangenen kam Wladimir nach Kiew zurück. Wyschata hatte in Bulgarien bei Warna mit einem großen griechischen Heere zu kämpfen, sodaß der größte Theil der Seinigen auf dem Platze blieb, 800 aber mit ihm selbst gefangen nach Constantinopel gebracht und auf des Kaisers Befehl geblendet wurden [33]). Nach drei Jahren schloß J. Frieden mit den Griechen, vermählte seinen Sohn Wsewolod mit der Tochter des Kaisers Constantin Monomach, bei welcher Gelegenheit auch russische Gefangene zurückgeschickt wurden. J. war außerdem mit vielen Königshäusern verschwägert; mit dem norwegischen durch seine Tochter Elisabeth, mit dem schwedischen durch seine Gemahlin Ingigerd, mit dem polnischen durch seine Schwester Maria Dobrognjewa. Um seine zweite Tochter Anna bewarb sich Heinrich I. von Frankreich und erhielt sie im Jahre 1044 oder 1051 zur Gemahlin [34]). Seine dritte Tochter, Anastasia, ward die Gemahlin des Königs Andreas I. von Ungern, und wie man vermuthet gab diese Ehe Veranlassung, daß sich Russen in Ungern niederließen. Mit dem teutschen Kaiserhause sich zu verschwägern, war ihm nicht geglückt; seine Gesandten, welche eine seiner Töchter im J. 1043 dem damaligen Könige Heinrich III. antrugen, erhielten eine entschieden abschlägliche Antwort [35]). Im J. 1044 griff J. Lithauen wiederum an und kehrte siegreich zurück, legte im Frühlinge dieses Jahres die Stadt Nowgorod (Sewerskoi) an, unternahm im J. 1047 auf Bitten seines Eidams, des Königs Kasimir von Polen, einen Feldzug gegen die Masuren und unterwarf sie und ihr Land dem Polenkönige, wollte nach dem Tode des russischen Metropoliten, im J. 1051, zu welcher Zeit er mit den Griechen in Zwietracht lebte, nicht ferner zugeben, daß der constantinopolitanische Patriarch in Rußland Befehle ertheile und den Reichthum des Landes an sich ziehe, befahl daher, daß die russischen Bischöfe sich versammeln und nach den Vorschriften der heil. Apostel einen Metropoliten einsetzen sollten. Sie wählten daher einen Russen, Namens Hilarion, während bisher mit einer einzigen Ausnahme alle Erzbischöfe Griechen oder Bulgaren gewesen waren. So fromme Gesinnungen auch J. hegte, so war er doch in kirchlichen Angelegenheiten zugleich auf den Nutzen des Staates bedacht; denn schon im ersten Jahre seiner Alleinherrschaft wählte er, als er sich in Nowgorod befand, den Lucas Shidäta zum Haupte der Geistlichkeit dieser Provinz. Auch Hilarion, ein gelehrter und tugendhafter Mann, früher Priester an der Kirche der heil. Apostel zu Berestow, hatte seine Erhebung zum Erzbischofe von Kiew dem Umstande zu verdanken, daß er dem Großfürsten bekannt war, indem dieser ein Lustschloß im Flecken Berestow besaß. Durch Gastlichkeit hat J. im germanischen Norden sich einen Namen gemacht; auch kamen unter seiner Regierung des englischen Königs Edmund's Söhne, welche Knut vertrieben hatte [36]), Edwin

32) Darunter müssen, wie Karamsin bemerkt, hier die Bewohner des nordöstlichen Preußens und des jetzigen lithauischen Gouvernements, besonders in dessen nördlichem Theile, verstanden werden, denn der südliche gehörte zum Lande der Jatwäger.

33) über Jaroslaw's unglückliches Unternehmen gegen Constantinopel geben Nachricht außer den russischen die griechischen Geschichtschreiber in den Mem. pop. II. p. 1010—1016. 34) s. die Stellen der französischen Geschichtschreiber zusammengestellt bei Karamsin Anmerk. zum 2. Bd. S. 18. 19. 35) s. Lambert von Hersfeld zum J. 1043 bei Krause S. 3. 36) Denn

und Eduard, sowie auch der ungrische Prinz Andreas (der damals noch nicht J.'s Schwager war) und sein Bruder Levanta in sein Land, um sich dort einen Zufluchtsort zu suchen [37]). Als J.'s ältester Sohn den 4. Oct. 1052 gestorben war, ließ der Großfürst dessen Sohn, seinen Enkel Rostislaw, welchen Wladimir mit seiner Gemahlin, einer Tochter des Königs Heinrich II. von England, im J. 1038 erzeugt hatte, in Nowgorod und Rostow folgen. Ungeachtet seines Alters und seiner Kränklichkeit beschäftigte er sich noch immer mit Staatsangelegenheiten. Die Gebeine seiner im Heidenthume verstorbenen Vaterbrüder, Oleg und Jaropolk, ließ er ausgraben, taufen und in der Mutter-Gotteskirche zu Kiew bestatten. Er wird als Gründer der ersten Volksschule in Nowgorod betrachtet. Ein nordisches Geschichtswerk erzählt uns von einer prächtigen, mit Gold und Edelsteinen [38]) verzierten Halle desselben; auch liebte er wirklich Pracht und Künste sehr. Griechische, von ihm nach Rußland berufene, Künstler verzierten die Kirchen mit Malerei und musivischer Arbeit, welche noch jetzt in zwei Kirchen seiner Zeit zu Kiew und zu Nowgorod [39]) vorhanden ist. Ebenso merkwürdig ist eine erhaltene Münze desselben [40]). Seinen erneuerten und erweiterten Hauptsitz wollte J. zu einem zweiten Constantinopel machen. Doch ließ er sich die Anlegung und Emporbringung auch vieler anderer Städte angelegen sein und schenkte vorzüglich seinem alten Sitze Nowgorod große Aufmerksamkeit und gestand den Bewohnern desselben für ihre Ergebenheit gegen ihn viele Vorrechte zu. Die Fürsten von Nowgorod waren in den folgenden Jahrhunderten verpflichtet, den Bürgern eidlich genaue Beobachtung ihres Freibriefes zu versprechen. Ihn soll nach Einigen die Zeit vernichtet haben; er ist aber offenbar die Gesetzsammlung, welche J.'s Prawda heißt. Ihm wird auch eine alte noch erhaltene nowgorodische Kirchenordnung oder Gesetz über die geistlichen Gerichte zugeschrieben; sie ist aber sicher ein Erzeugniß späterer Zeit [41]). Den Nowgorodern blieb im Verlaufe der Jahrhunderte J.'s Andenken theuer, und der Ort, wo sich das Volk zu seinen Berathschlagungen gewöhnlich versammelte, ward noch in späterer Zeit Jaroslaw's Hof genannt. Auch spielten daselbst ihm untergeschobener Privilegien eine Rolle [42]). Im Gefühle des herannahenden Todes berief J. seine Söhne, ermahnte sie zu Frieden und Eintracht unter einander, ertheilte dem ältesten unter ihnen, Isäslaw, die großfürstliche Würde und den Thron zu Kiew, Swätoslaw Tschernigow, Wsewolod Perejaslawl, Wätscheslaw Smolensk, reiste nach Wyschegorod und beschloß hier sein thätiges Leben in einem Alter von 76 Jahren am 19. Febr. 1054; bestattet wurde er in der Sophienkirche zu Kiew, wo sich sein mit ausgehauenen Bäumen und Vögeln verziertes Denkmal bis jetzt erhalten hat [43]).

2) Jaroslaw II., Wsewolodowitsch, Großfürst von Wladimir, früher Fürst von Perejaslawl, dann von Pereslawl, Twer, Wolod, Nowgorod und Kiew, der dritte Sohn des Großfürsten Wsewolod Jurjewitsch von Weißrußland. Als im J. 1201 Constantin seinen Vater Wsewolod bat, die Regierung über Perejaslawl an seiner Statt einem andern zu übertragen, wählte dieser Jaroslaw dazu, stellte ihn jedoch unter die Aufsicht zweier seiner besten Bojaren. Jaroslaw vermählte sich im J. 1204 mit einer Tochter des polowzischen Fürsten Jurii Kantschakowitsch, wurde auch 1206 von Halitsch aus ersucht, die Verwaltung desselben während der Minderjährigkeit des dortigen Fürsten zu übernehmen. Während man dort zwei Wochen lang auf ihn wartete, machte Wladislaw, ein Anhänger der Fürsten von Tschernigow, mit andern Gleichgesinnten auf die große Jugend desselben und auf die große Entfernung seines Vaters, des Großfürsten, aufmerksam. Diese Einflüsterungen verfehlten ihre Wirkung nicht; man schickte daher in das nur zwei Tagereisen von der Stadt Halitsch entfernte Lager der Tschernigower und nahm den Fürsten Wladimir Jurjewitsch heimlich in sie auf. Da aber J. davon nichts wußte, machte er sich nach genommener Abrede mit Rurik Rostislawitsch und andern Fürsten auf den Weg, erfuhr aber nahe bei Halitsch das Geschehene, und beschwerte sich sehr über die tschernigowischen Fürsten, welche versicherten, es sei alles ohne ihr Wissen und ohne ihre Einwilligung geschehen, worauf alle den Rückzug antraten. Nachdem Wsewolod (Tschermoi) Swätoslawitsch von Tschernigow Kiew ohne Widerstand eingenommen hatte, ließ er J. andeuten, sich freiwillig zu seinem Vater nach Susdal zu begeben, weil er ihn sonst mit Gewalt zwingen würde, das Kiewsche Gebiet zu verlassen. Demzufolge verfügte sich J. zu seinem Vater; das Fürstenthum desselben aber, Perejaslawl, gab Wsewolod von Tschernigow seinem Sohne Michailo. J. nahm im J. 1208 an der Heerfahrt seines Vaters gegen die räsanischen Fürsten Theil, wurde nebst seinen Brüdern Constantin von Rostow und Jurii im J. 1211 gegen Mstislaw Mstislawitsch, welchen Nowgorod zu seinem Fürsten erwählt hatte, mit Heeresmacht ausgesandt und half ihn zu Friedensvorschlägen zwingen. Nach dem Tode seines Vaters (1213) stritten sich J.'s ältere Brüder Constantin von Rostow

---

Adam von Bremen (Histor. eccles. Lib. II. Cap. 37 bei Lindenbrog, Ausg. von Fabricius, S. 26) bemerkt: filiique ejus (Edmundi) in Ruzziam exilio sunt damnati.

37) Joan de Thwrocz Cap. 39. p. 128. 38) s. die Saga Magnúsar konúngs ens góda Cap. 1. in den Fornmanna-Sögur S. 1 fg. 39) Im J. 1045 legte sein Sohn, Fürst Wladimir die Kirche der heiligen Sophia in Groß-Nowgorod an. 40) Auf ihr ist der heilige Georg (nicht ohne Absicht, weil Jaroslaw's Taufname Georg war) mit einer Krone auf dem Haupte dargestellt, trägt auf den Achseln eine Chlamys oder einen Kriegsmantel, unter welchem ein Theil des Harnisches zu sehen ist; seine Linke hält den Schild, die Rechte die Lanze. Die Aufschrift ὁ Γεώργιος und die Buchstaben sind denen aus dem eilften Jahrh. vollkommen ähnlich. Die Rückseite hat die Umschrift: Silber Jaroslaw (Jaroslawle srebro) und in der Mitte derselben ein dreizackähnliches Zeichen, und an den Seiten die Buchstaben M. A. N., welche wahrscheinlich: Μεγάλου Ἄρχοντας νόμισμα (Münze des Großfürsten) bedeuten, denn die Byzantiner nannten die russischen Fürsten Archonten. Vgl. Mém. pop. II. p. 976. 41) Dies hat Karamsin a. a. O. 2. Bd. Anmerk. S. 39. 40 dargethan.

42) Vergl. Karamsin a. a. O. 2. Bd. S. 208. 43) Karamsin 2. Bd. S. 30. Anmerk. S. 30. 3. Bd. S. 332.

und Jurii Wsewolodowitsch von Wladimir an der Kläsna um das Vorrecht, auf welches Constantin rücksichtlich seiner Jahre, Jurii aber wegen der größern Wichtigkeit des von ihm inne gehabten Thrones Ansprüche machte. Letzterer verband sich mit seinen Brüdern Jaroslaw, Wladimir und Johann, und zog mit einem Heere gegen Rostow. Auch nahm J. an dem zweiten Zuge Jurii's im nämlichen Jahre gegen Constantin Theil, aber auch an dem Frieden, welchen beide mit einander schlossen. Als sich Mstislaw Mstislawitsch von Nowgorod im J. 1215 nach Halitsch gewandt hatte, sandte man von Nowgorod an den Fürsten Constantin von Rostow, um ihn zu bitten, daß er seinem Bruder Jaroslaw von Pereslawl und Twer verstatte, die Leitung ihrer Angelegenheiten zu übernehmen und erhielt dessen Einwilligung. Nun wurde J. durch eine nach Pereslawl abgefertigte Gesandtschaft eingeladen, kam den 3. Mai 1215 in Groß-Nowgorod an, verwies aber gleich im Anfange seiner Regierung den Possadnik Jakun Subez von Nowgorod und den Possadnik Fuma Dobrünitsch von Torshok nach Twer, und machte sich dadurch bei dem Volke verhaßt. Darauf wendete er sich nach Torshok, ließ alle nach Nowgorod reisende Kaufleute auffangen, schnitt der Stadt alle Zufuhr ab, und vermehrte die durch Miswachs entstandene Theurung dergestalt, daß viele Leute ihre Kinder für Getreide zur Arbeit verkauften. Der auf diese Hungersnoth folgenden Pest suchten viele der reichsten Leute zu entfliehen und gingen über das Meer zu den Warägern. Dem Fürsten J. wurden Friedensvorschläge gemacht; er wurde ersucht nach den alten Gesetzen und Gebräuchen Nowgorods zu regieren, ohne daß er sich hierzu verstehen wollte, sodaß er sogar die nowgorodschen Gesandten einkerkern ließ. In dieser Bedrängniß foderte man Mstislaw von Toropez auf die Regierung des Landes wieder zu übernehmen; dieser weigerte sich aber lange wegen der Unbeständigkeit Nowgorods, ließ sich aber endlich doch durch eidlich gemachte Concessionen erbitten, kam nach Nowgorod, nahm daselbst J.'s Statthalter Chochat Grigoriewitsch, seinen Bojaren Jakow Stanislawitsch und alle seine Hofleute gefangen, ließ nach getroffener Übereinkunft mit seinem Neffen Wladimir Rurikowitsch von Smolensk dem Fürsten J. die Weisung zugehen, Torshok und das ganze nowgorodsche Gebiet zu räumen, sich in seine Besitzungen (nach Pereslawl) zu begeben, die gefangenen Nowgoroder in Freiheit zu setzen, wenn er nicht ihn nebst seinen Verbündeten zum Kriege reizen wolle. Zugleich bat er ihn seine Gemahlin anständig und ordentlich zu behandeln oder sie, falls sie ihm nicht gefiele, ohne Beleidigung, ihm, ihrem Vater, zurückzuschicken. Jaroslaw erwiederte jedoch: Nowgorod gehöre ihm ebenso gut als ihnen zu und sei ihrer aller Erbe; man habe ihn dorthin gerufen, nachher aber beleidigt, sodaß er es unter diesen Umständen blos mit Nowgorod, nicht aber mit den sich einmischenden Fürsten zu thun habe. Mstislaw beschwerte sich nun im J. 1216 durch eine Gesandtschaft bei den Fürsten Constantin von Rostow und Jurii von Wladimir über ihren Bruder, und Constantin ließ diesen ermahnen, die nowgorodschen und torshokschen Kaufleute frei zu lassen und nach Pereslawl zurückzukehren. Aber J. wollte sich weder zu dem einen, noch zu dem andern verstehen, und wurde darin von seinem Bruder Jurii bestärkt. Unter diesen Umständen beschloß Mstislaw in einer mit den Nowgorodern gehaltenen Berathschlagung, Jaroslawen mit Gewalt der Waffen zu dem zu zwingen, was durch gütliche Vorstellung nicht zu erreichen gewesen war. Die dazu erfoderlichen Truppen wurden ausgerüstet und Mstislaw ging nach Smolensk, den dasigen Fürsten Wladimir Rurikowitsch für seine Angelegenheit zu gewinnen. Am 1. März 1216 brach er in Begleitung des Fürsten Wladimir Mstislawitsch, des Enkels Romans, welcher die Pskower anführte, gegen Torshok auf, bemächtigte sich der Stadt Rschew, in welche J. einen Statthalter eingesetzt hatte, und zog hierauf die Wolga hinab wider J.'s Statthalter Jarun nach Sulzob. Hier vereinigte sich Fürst Wladimir Rurikowitsch mit ihnen. Beim Cholocholna machte man Halt, um Jaroslawen in Torshok Friedensvorschläge zu thun. Dieser verwarf sie aber, verlangte sogar außer Torshok das ganze dazu gehörige Gebiet, und ließ durch Verhaue alle Zugänge zur Stadt unwegsam machen. Nichtsdestoweniger wollten die Nowgoroder grade auf Torshok losgehen; die Fürsten hingegen fanden es gerathener, gegen Twer vorzurücken, und dadurch J. zu nöthigen, das nowgorodsche Gebiet aufzugeben und die Vertheidigung seines eignen Landes zu versuchen. Oberhalb Twer gelangten sie an die Wolga und unterwarfen sich J.'s Besitzungen. Da vertraute J. Torshok einem seiner Feldherrn an, brach mit einer auserlesenen Mannschaft nach Twer auf und schickte eine Anzahl junger Leute zur Auskundschaftung des Feindes voraus. Hiervon fielen jedoch 30 Mann in die Hände der Gegner, welche in gleicher Absicht eine Abtheilung von Truppen vorgeschoben hatten; durch sie erfuhr Mstislaw J.'s Ankunft in Twer und sandte an dessen Bruder Constantin, um ihn zu einem gemeinschaftlichen Zuge gegen Pereslawl zu bewegen. Er ließ die Gesandten durch die Pskower unter Anführung des Fürsten Wladimir Mstislawitsch bis an die rostowsche Grenze begleiten, setzte die Heerfahrt an der Wolga fort und bemächtigte sich der Städte Schoscha und Dubno, während Wladimir mit den Pskowern die Stadt Constantinow und alles umliegende zu Jaroslaw's Gebiete Gehörende eroberte. Constantin ging auf den Vorschlag ein. Die verbündeten Fürsten setzten hierauf ihren Marsch gegen Pereslawl fort. Bei der Nachricht, daß der Feind vor der Stadt Twer vorübergezogen sei, brach J. mit allen Truppen auf, um sich mit seinem Bruder Jurii von Wladimir (an der Kläsna) zu vereinigen. Zu ihm verfügte sich auch Swätoslaw Wsewolodowitsch aus Pereslawl. Während dessen ließ Constantin seinen Bruder Jurii durch Gesandte unter allerhand vortheilhaften Vorschlägen ersuchen, die Verbreitung des Krieges bis in sein Gebiet dadurch zu hindern, daß er einen allgemeinen Frieden vermittelte. Jurii verwarf diesen Antrag, antwortete außerdem spöttisch und rückte, sobald J. bei ihm angekommen war, mit seiner ganzen Armee, nebst den Muromern, Brodnizern, Gorodezern und andern, welche zusammen eine ansehnliche Truppenmasse bildeten, bis zum Flusse Gsá vor. Die Fürsten

Wladimir von Smolensk, Mstislaw von Nowgorod und Constantin von Rostow stellten sich in der Nähe des feindlichen Heeres auf und Constantin ließ nach gehaltener Berathschlagung mit seinen Bundesgenossen ganz billige Vorschläge zum Frieden machen: Jurii solle ihm als seinem ältesten Bruder und seinem Throne das Vorrecht des Alters zugestehen und Jaroslaw die gefangenen Nowgoroder in Freiheit setzen und dadurch dem innerlichen Kriege und dem Blutvergießen ein Ende machen. Nach erfolgter abschläglicher Antwort foderte Mstislaw von Nowgorod seinen Schwiegersohn J. nochmals in seinem Namen zur Freilassung der Nowgoroder und zum Abschlusse eines besondern Friedens auf, erreichte aber nur so viel, daß J. sich dazu bereit erklärte, wenn er in Nowgorod bleiben, und ferner keine Ansprüche auf Torshok machen wolle, zugleich aber weigerte sich J. standhaft, Schadenersatz zu leisten. Ebenso wenig wirkte es, daß nun jeder der verbündeten Fürsten einen seiner Bojaren mit friedlichen Vorstellungen an Jurii und Jaroslaw abordnete. Die beabsichtigte Schlacht wurde durch ein heftiges Gewitter verhindert; der angebotene ungehinderte Übergang über den Fluß wurde von Jurii nicht angenommen, aber auch dem Gegner auf sein Bitten nicht bewilligt. Am Morgen des 19. April sah sich Jaroslaw's Schar, welche den rechten Flügel bildete, angegriffen und setzte trotz des anhaltenden Regens und der starken Kälte das Gefecht bis zum Abend fort. Tags darauf nahmen beide Heere neue Stellungen ein, und am 21. April erfolgte allgemeiner Kampf, in welchem sich J.'s Fußvolk, welches auf einer Anhöhe postirt war, besonders auszeichnete. Doch verlor dieser endlich mit Jurii die Schlacht, und letzterer flüchtete sich nach Wladimir, ersterer nach Pereslawl, und befestigte es, wohin denn auch Constantin mit Wladimir von Smolensk und den übrigen Fürsten am 28. April aufbrach. Jetzt trat J. mit seinem Bruder sogleich in Unterhandlung, erhielt von ihm Versicherung friedlicher Gesinnungen, ging den 3. Mai zu ihm, neigte sich ehrerbietig vor ihm, und bat um Verzeihung und Schutz. Constantin versprach den Frieden mit den übrigen Fürsten zu Stande zu bringen und ihm alle seine Besitzungen zu lassen, wenn er sich künftig anständig und fürstlich betrage; J. dagegen schwur gehorsam zu sein, entsagte allen Ansprüchen auf Torshok, und setzte die gefangenen Torshoker, Nowgoroder und Smolensker in Freiheit. Mstislaw erklärte ihn für unwürdig, Gemahl seiner Tochter zu sein, da er sie wie eine Magd gehalten, und sogar von seinen Beischläferinnen habe beschimpfen lassen, und zwang ihn sie zurückzugeben [44]). Nachdem ein allgemeiner Friede geschlossen war, kehrten alle Fürsten in ihre Besitzungen zurück.

Als der Großfürst Jurii im J. 1220 seinen Bruder Swätoslaw mit allen seinen Truppen gegen die Bulgaren schickte, unterstützte ihn Jaroslaw durch Truppen unter Leitung Wassilko's. Im J. 1222 zeigte sich gegen Wsewolod in Nowgorod heftiges Misvergnügen, sodaß er zu seinem Vater Mstislaw zurückkehrte. Hierauf bat man von Nowgorod aus den Großfürsten Jurii um seinen Bruder Jaroslaw und empfing letztern bei seiner Ankunft mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten [45]). Nach dem großen allgemeinen Aufstande der Livländer gegen die Teutschen und nach dem Rückfall derselben in das Heidenthum luden ihre Ältesten die Russen in ihre Städte, überließen ihnen einen Theil des den Teutschen abgenommenen Reichthums, sandten dem Fürsten von Nowgorod Geschenke und baten um seinen Schutz. J. rückte daher mit einem Heere von etwa 20,000 Mann in Livland ein, und wurde von den Einwohnern freudig empfangen. Sie lieferten ihm alle gefangene Teutsche aus, und nahmen in Dorpat, Odenpäh und andern Städten die Russen wie Brüder auf. J. wollte sogleich gegen Riga ziehen, ging jedoch auf die Bitte der Abgesandten von Ösel nach Esthland, um dieses von dem Joche der Teutschen zu befreien. Zum größten Erstaunen erblickte er bei der Stadt Fellin die Leichname vieler gehängten Russen. Die Schwertritter waren ihm zuvorgekommen, hatten sich dieser Festung neuerdings bemächtigt, und alle daselbst befindlichen Nowgoroder dem Tode geweiht. Von Zorn ergrimmt schwur Jaroslaw, diese Unthat auf das Grausamste zu rächen, hielt sich aber statt die Schwertritter zu züchtigen, an die Einwohner des Bezirkes von Fellin, die am Vorgange unschuldig waren. Nachdem er sein Rachegefühl befriedigt hatte, vereinigte er sich mit den esthländischen Küstenbewohnern und belagerte Reval einen Monat lang, aber ohne bedeutenden Vortheil gewinnen zu können, da die sich muthig vertheidigenden Dänen ihre Steinschleudern so gut zu gebrauchen wußten, daß er von vielen verderblichen Stürmen ermüdet, die Belagerung aufgab und mit mehr Gefangenen und Beute (besonders einer beträchtlichen Menge Goldes) als Ruhm heimzog [46]). Im J. 1224 begab er sich von Nowgorod hinweg wieder nach Pereslawl; die Nowgoroder erbaten sich und erhielten von seinem Bruder Jurii dessen Sohn, den zehnjährigen Wsewolod zum Fürsten. Aber auf geheimen Befehl seines Vaters verließ der Knabe Nowgorod mit seinem ganzen Hofe wieder und besetzte Torshok, wo Jurii bald mit seinem Bruder Jaroslaw eintraf. Durch Unterhandlungen wurde dann Jurii's Schwager Michail von Tschernigow Fürst von Nowgorod, und nachdem dieser es im J. 1225 aus Sehnsucht nach seiner Heimath verlassen, wieder Jaroslaw. Um diese Zeit fielen 7000 Lithauer ein und fügten den Gebieten von Toropez, Nowgorod, Smolensk und Polozk unendlichen Schaden zu. J., an der Spitze seiner fürstlichen Leibwache, vereinigte sich daher im J. 1226 mit David Mstislawitsch von Toropez und dessen Bruder Wladimir von Pskow, holte den Feind unweit Uswät ein, erschlug 2000 Mann, nahm ihre Fürsten gefangen, befreite

44) Jaroslaw hatte drei Gemahlinnen: 1) eine Tochter des Fürsten Boris von Polozk, 2) eine Tochter des Fürsten Mstislaw von Nowgorod und 3) muthmaßlich eine Tochter des F. Igor von Räsan.

45) Aufsätze, betreffend die russische Geschichte 2. Bd. S. 296. 297. 305. 309. 310. 315. 336. 338. 345. 347—361. 363. 364. 376. 392. 46) Karamsin 3. Bd. S. 96. 391. 159. Livl. Chron. I. S. 189. Nowgoroder Chronik bei Müller, Samml. russisch. Gesch. 5. Bd. S. 412. 415. Gadebusch, Livl. Jahrbücher S. 140.

die gefangenen Russen, verlor jedoch seinen geliebten Schwertträger. Die Nowgoroder waren blos bis zur Russe vorgerückt gewesen, und dann umgekehrt; sodaß J. den Sieg ohne ihren Beistand gewonnen hatte. Bei seiner Zurückkunft vernahm er ihre Rechtfertigung und zeigte sich nicht im Geringsten unwillig. Mit ihnen that er im nächsten Jahre (1227) eine Heerfahrt in den entfernten, niemals noch von den Russen betretenen Theil von Finnland, und schleppte seine Bewohner als Gefangene hinweg, ließ auch im J. 1227 einen großen Theil der Kurelen taufen. Die Finnländer nahmen im J. 1228 Rache, lieferten, 2000 an der Zahl, dem Stadthaupte von Ladoga ein Treffen, welches nur die Nacht unterbrach, und tödteten, als ihre Friedensvorschläge nicht angenommen wurden, alle Gefangene. Während dessen stand J., der nicht Zeit gewonnen hatte, sich mit denen von Ladoga zu vereinigen, unthätig an der Newa und war Zeuge eines Aufruhrs der Krieger von Nowgorod, welche den Beamten Sudimir umbringen wollten. Kaum gelang es dem Fürsten, ihn dadurch zu retten, daß er ihn in seinem Boote verbarg. Um Pskow unter seine Herrschaft zu bringen, verfügte sich J. mit den Beamten von Nowgorod dahin; man weigerte sich aber ihn als Herrn anzuerkennen, aus Besorgniß, er werde Ketten bringen. Erbittert über diese Zurückweisung brachte er bei seiner Zurückkunft nach Nowgorod vor den im erzbischöflichen Hause versammelten Bürgern eine förmliche Klage an, und versicherte, er habe Pskow nicht die geringste Unbill zufügen wollen, ihm nicht Fesseln, sondern Geschenke, Gartenfrüchte und Stoffe gebracht; seine Ehre sei beleidigt und fodere Rache. Die Kälte der Bürger verdroß den Fürsten, und er berief ein Heer aus Pereslawl Saljesk nach Nowgorod, wo man darüber erstaunte und erschrak. Er gab indessen vor, er wolle gegen die teutschen Ritter ziehen, fand bei den Bürgern keinen Glauben, weil sie seine geheimen Anschläge fürchteten; dazu kam die Klage der Armen über die durch Anwesenheit des zahlreichen Heeres verursachte Theurung. Jaroslaw verlangte von Pskow, ihm die Verläumder auszuliefern, und mit ihm gegen Riga zu ziehen. Aber man hatte dort bereits ein enges Bündniß mit dem Orden von Riga geschlossen; im Vertrauen auf den Beistand der Ritter wurde also ein Grieche mit einer äußerst merkwürdigen Antwort an J. und nach Nowgorod geschickt, worin die Pskower sich nicht nur gegen die Teutschen, weil sie ihre Bundesgenossen, zu ziehen weigerten, sondern auch darauf hinwiesen, daß J. auf der frühern Heerfahrt vergeblich Rewal, Keß (Wenden) und Odenpäh belagert, und nicht Städte, sondern Geld genommen habe. Das Volk von Nowgorod nahm Partei für Pskow und erklärte dem Fürsten seinen Entschluß mit Festigkeit, daß es weder mit noch ohne die Pskower gegen den teutschen Orden kämpfen wolle, und foderte zugleich, daß er die pereslawische Schar entlasse. Zwar that es J., entfernte sich aber selbst auch voll Unmuth und Zorn aus Nowgorod, und ließ seine beiden jungen Söhne Theodor und Alexander unter der Obhut zweier Bojaren zurück. Nowgorod von Landplagen heimgesucht, schob die Schuld davon auf den neuen Erzbischof Arsenius, empörte sich gegen ihn, gab ihm zwei weltliche Gehilfen, plünderte und beging mancherlei andere Excesse; die Volksversammlung ließ daher J. auffodern, ungesäumt nach Nowgorod zurückzukehren, die Kirchensteuer aufzuheben, den fürstlichen Richtern das Bereisen der Provinzen zu untersagen und bei genauer Beobachtung der (falschen) Schutzbriefe Jaroslaw's des Großen in allem den Satzungen der nowgorodischen Freiheiten gemäß zu handeln, weil sonst die Verbindung zwischen ihm und ihnen zerrissen sei. Noch hatte J. keinen Bescheid darauf ertheilt, als seine Söhne Theodor und Alexander durch den Aufruhr der Nowgoroder in Furcht gesetzt, sich heimlich mit den Bojaren zu ihm flüchteten. Die Nowgoroder beschworen Einigkeit unter sich, und riefen Michael von Tschernigow zu sich, doch ihre Gesandten wurden auf dem Wege von J's Freunde, dem Fürsten von Smolensk, angehalten. Dennoch bekam Michael Kunde von der Sache, eilte nach Nowgorod und beschwor, was man verlangte. Die Freunde J.'s wurden angehalten, auf ihre Kosten die durch eine Überschwemmung hinweggerissene Wolchowbrücke bauen zu lassen, besonders mußten die Bewohner von Gordeschtsche, wo das fürstliche Schloß stand, und J. noch zahlreiche Anhänger hatte, diese Geldbuße tragen. J. setzte sich in den Besitz von Wolok-Lamsky, hielt die Gesandten Michael's, welche sich über diese Ungerechtigkeit beklagten, zurück, verwarf alle ihre friedlichen Vorschläge und harrte nur auf eine Gelegenheit, die Nowgoroder in noch größere Bedrängniß zu bringen, gerieth zu gleicher Zeit mit seinem Bruder, dem Großfürsten Jurii, in Zwist, entfernte durch heimliche Anstiftungen dessen Neffen, Constantin's Söhne, von demselben und suchte das Feuer des Bürgerkrieges anzufachen. Endlich in Susdal sprach der Großfürst so weise und rührend zu seinem Bruder Jaroslaw, daß dieser ihn umarmte, seinen Herrn und Vater nannte, was auch ihre Neffen, Constantin's Söhne, thaten. Die Nowgoroder, durch den Einfall der Lithauer im Mai 1230 beschäftigt, konnten an J. die erlittene Beleidigung nicht rächen. Ein fürchterlicher Aufruhr wüthete daselbst gegen die Beamten Michael's von Tschernigow, wurde aber gedämpft, und was von den Empörern nicht umkam, verbarg sich oder flüchtete zu Jaroslaw. Mit Ungeduld erwartete man in Nowgorod den Fürsten Michael, der versprochen hatte, im September wieder zu kommen und zum Schutze der Provinzen von Nowgorod ins Feld zu ziehen. Aber er war andern Sinnes geworden, weil sich J. anschickte, ihm wegen Nowgorod's den Krieg zu erklären und er Frieden mit ihm zu haben wünschte. Der Erzbischof von Kiew, der Bischof von Tschernigow und ein Gesandter des Fürsten Wladimir Rurikowitsch von Kiew baten den Großfürsten, zum allgemeinen Besten als Vermittler aufzutreten. Jaroslaw wandte ein, Michael's hinterlistige Eingebungen hätten die Nowgoroder gegen ihn aufgeregt. Doch brachten der Erzbischof und der Großfürst den wladimirer Frieden zwischen J. und Jurii zu Stande (im J. 1230). Die Nowgoroder, über Michael's Verfahren erbittert, erklärten ihn für unwürdig, ihr Oberhaupt zu bleiben, verwiesen seinen Sohn und seine Beamten und luden J. zur Rückkunft ein. Dieser leistete in einer Volksversammlung feierliche und eidliche Zusage, in

Allem ihre Freiheiten zu ehren, reiste schon nach zwei Wochen nach Pereslawl Saljesky, ließ jedoch abermals seine beiden Söhne Theodor und Alexander dort. Ungeachtet des zu Wladimir mit J. geschlossenen Friedens nahm Fürst Michael von Tschernigow, zweideutiger Gesinnung voll, nowgorodische Flüchtlinge, J.'s Feinde, (im J. 1231) freundlich auf und verhieß ihnen Schutz. Der Großfürst Jurii selbst, durch dieses heimtückische Betragen empört, zog mit Heeresmacht an die nördliche Grenze von Tschernigow, ging zwar selbst wieder zurück, J. aber an der Spitze der Nowgoroder und Constantin's Söhne gaben Serensk (im jetzigen Gouvernement Kaluga) den Flammen preis, belagerten Mosalsk und brachten die Bewohner der Umgegend in vielfältige Bedrängniß. So entbrannte der alte Haß unter den Zweigen des russischen Fürstenhauses aufs Neue. Die Nowgoroder Flüchtlinge versicherten, J. sei der Mehrzahl ihrer Mitbürger verhaßt und zeigten sich bereit, die Partei der Olgowitschen zu nehmen. Daher begab sich Michael's Verwandter, Fürst Swätoslaw von Trubtschewsk, nach Nowgorod, mußte aber mit Schmach bedeckt wieder heimkehren. Die Vertriebenen von Nowgorod, deren letzte Hoffnung Pskow war, wurden daselbst wieder aufgenommen, legten einen dort befindlichen Beamten J.'s in Ketten, und verlangten rachedürstend nach Krieg. Auch nahmen die Pskower sich ihrer Sache mit großem Eifer an. Aber J., der indessen in Nowgorod angekommen war, hemmte allen Verkehr mit Pskow, sodaß dessen Bewohner an allen Dingen, besonders an Salz, Mangel litten. Deshalb unterwarfen sie sich bald, und erbaten sich seinen jungen Sohn zum Statthalter. Der Vater aber gab ihnen diesen nicht, sondern seinen Schwager Jurii, welcher mit Freuden empfangen wurde. Die nowgoroder Flüchtlinge wurden aus Pskow vertrieben, begaben sich daher nach Odenpäh zu dem an Pskow Erbansprüche machenden Jaroslaw, dem Sohne Wladimir's, des vormaligen Fürsten von Pskow, und eroberten mit Hilfe der livländischen Ritter Isborsk, wurden aber im J. 1233 von den Pskowern alle gefangen genommen und an den Fürsten Jaroslaw von Nowgorod, den Sohn Wsewolod's, ausgeliefert. Seine Gegenwart war zwar zu Nowgorod nothwendig, aber von dem plötzlichen Dahinsterben seines ältern Sohnes Theodor, zu dessen Hochzeitsfeier schon Alles bereit war, in die tiefste Trauer versetzt, zog er sich nach Pereslawl zurück, und das Volk nahm an dem Schmerze des zärtlichen Vaters innigen Antheil. Aber er mußte den Thränen gebieten, um zur Vertheidigung Nowgorods das Schwert zu ergreifen; Livlands Ritter hatten den russischen Aufwieglern Unterstützung geleistet, und bereits bei Odenpäh einen nowgorodischen Beamten gefangen genommen. Er beantwortete diese Feindseligkeit mit Verheerung der Umgegend von Odenpäh und Dorpat. Da boten die Teutschen Frieden an, die Bedingungen waren für die Russen vortheilhaft und wurden angenommen. Nachdem J. die Heerfahrt gegen Esthland beendigt hatte, eilte er gegen die Lithauer, die nach Verwüstung von Kirchen und Klöstern beinahe die Stadt Russe bewältigt hatten, schlug sie im Fürstenthume Toropez, trieb sie in dichte Wälder und erbeutete 300 Pferde, viele Schilde und andere Waffen. Zu Folge des zwischen dem Großfürsten Jurii und Daniel geschlossenen Vertrags mußte Wladimir Rurikowitsch im J. 1236 Kiew zu Gunsten J.'s abtreten. Dieser setzte hierauf in Nowgorod seinen jungen Sohn Alexander ein, und übernahm die Herrschaft der alten russischen Hauptstadt. Aber Rußlands Macht von Neuem zu heben, verhinderte ihn der Einfall der Mongolen. Eine unglückliche Schlacht an der Kolomna, die Verbrennung Moskau's und die Gefangennehmung seines zweiten Sohnes Wladimir durch die Tataren setzte den Großfürsten Jurii in Schrecken, er sammelte im Lager an der in die Mologa fallenden Sita ein Heer und harrte voll Ungeduld auf die Ankunft seiner Brüder, besonders des ebenso klugen als tapfern Jaroslaw. Bei der Einnahme Twers fiel des Letztern Sohn im J. 1238 und sein Bruder, der Großfürst, fiel im nämlichen Jahre den 4. März in einer Schlacht an der Sita. Als Baty, der mongolische Oberbefehlshaber, sich entfernte, hoffte J., der Sturm sei vorüber, eilte aus Kiew nach Wladimir und bestieg den großfürstlichen Thron; über dem Jammer der Verwüstung vergaß er nicht ihre Spuren möglichst zu tilgen, brachte die in Wälder und Höhlen Zerstreuten wieder zusammen und ermuthigte sie, sodaß Städte und Dörfer aus der Asche neu hervorgingen. Zuerst befahl er zahllose unbeerdigt daliegende Leichname zu bestatten, stellte Ordnung und Recht wieder her; deshalb heißt er auch der Wiederhersteller. Aber um Rußland wieder emporzubringen war nicht blos friedlicher Wiederaufbau nöthig, sondern J. mußte sich auch von Neuem als glücklichen Feldherrn bewähren; denn die Lithauer, über Rußlands Unglück frohlockend, hatten einen großen Theil des smolenskischen Gebietes an sich gerissen. Er besiegte sie, nahm ihren Fürsten gefangen, befreite Smolensk, und setzte daselbst den vormaligen Herrscher von Nowgorod, Wsewolod Mstislawitsch, einen Enkel Romans, auf den Thron. Doch den Tataren mußte er unterliegen, weil die Fürsten des südlichen Rußlands, welche das Unglück noch nicht getroffen hatte, die Gefahr nicht erkannten, sondern nur ihre persönlichen herrschsüchtigen Zwecke verfolgten. Sobald nämlich J. Kiew verlassen hatte, besetzte Michael von Tschernigow diese Hauptstadt, und ließ seinen Sohn Rostislaw in Halitsch. Dieses aber entriß ihm Daniel wieder. Baty verwüstete das südliche Rußland, eroberte und zerstörte Kiew. Noch vor diesen Ereignissen hatte der Großfürst J. Michael's Gemahlin gefangen genommen; Daniel bewog ihn sie freizulassen, und führte sie ihrem Gemahle wieder zu. J.'s Sohn, Alexander Fürst von Nowgorod, gewann einige Siege gegen die räuberischen Lithauer. Doch dieses verbesserte die abhängige Lage Rußlands gegen die Tataren nicht. Baty berief den Großfürsten Jaroslaw zu sich; Widerspenstigkeit gestattete das erschöpfte und mit Trümmern und Gräbern bedeckte Rußland nicht. Die eigene Gefahr verachtend machte sich J., der Sieger in so vielen Schlachten, nur in keiner gegen die Mongolen, mit vielen Bojaren nach Baty's Lager auf, während er seinen Sohn, den jungen Constantin, in die Tatarei zum Groß-Khan Oktai schickte. Baty empfing ihn mit Achtung, ernannte

ihn zum Haupt aller russischen Fürsten und übergab ihm Kiew. J.'s Schritt diente für Susdal zum Vorbilde, und Wladimir Constantinowitsch, der junge Boris Wassilkowitsch und Wassily Wsewolodowitsch erkannten gleichfalls Baty's Oberherrschaft an, um friedlich in ihren Ländern herrschen zu können. Nach zwei Jahren kehrte J.'s Sohn aus der chinesischen Tatarei zurück. Der Großfürst aber mußte mit allen seinen Verwandten zum zweiten Male in die Horde reisen, sich sogar an die Ufer des Amur begeben, wo die Mongolen nach Oktai's Tode mit der Wahl eines neuen Groß-Khans beschäftigt waren. Auf ewig nahm er von seinem geliebten Vaterlande Abschied, gelangte durch Steppen und Wüsteneien zum Lager des Khans, demüthigte sich hier mit vielen Zinspflichtigen vor dem Throne Gajuk's, des Nachfolgers Oktai's, rechtfertigte sich wegen einiger Anklagen, welche ein vornehmer Russe über ihn bei dem Khane angebracht hatte, erhielt die Erlaubniß in sein Vaterland zurückzukehren, beschloß aber sein Leben auf der Reise den 30. Sept. 1246. Es ging die Sage, er sei vergiftet worden durch die Mutter Gajuk's. Man bezweifelt die Wahrheit dieser Angabe, weil die Mongolen mächtig genug waren und solcher Mittel nicht bedurften. Gewiß ist, daß auch nachmals Jaroslaw's gleichnamiger Sohn sein Leben auf der Rückreise aus der Horde im J. 1272 beschloß, sowie auch dessen Bruder Alexander im J. 1263 aus der Horde mit einer Krankheit zurückgekommen war, von der er nicht mehr genas. Jaroslaw's Reise in die Tatarei ist auch in kirchlicher Beziehung merkwürdig; denn Papst Innocenz IV. versichert in einem Briefe an Alexander, daß sein Vater Jaroslaw, als er in der Tatarei bei dem Groß-Khan gewesen, mit Wissen, oder auf den Rath eines seiner Bojaren, dem Mönche Carpini das Wort gegeben habe, den lateinischen Glauben anzunehmen und auch ohne Zweifel sein Versprechen öffentlich erfüllt haben würde, da er schon eigentlich zur wahren Heerde Christi gehörte, wenn ihn nicht der ihn plötzlich überraschende Tod daran verhindert hätte. Jedoch erwähnt Carpini selbst in seiner Reisebeschreibung nicht ein Wort von diesem Übertritte. Die treuen Bojaren brachten J.'s Leiche nach der Hauptstadt Wladimir. Seine Gemahlin Feodosia, die er in Nowgorod zurückgelassen hatte, starb daselbst im J. 1244, nachdem sie kurz vor ihrem Tode sich in dem Kloster des h. Georg zur Nonne einkleiden lassen, und wurde in demselben neben ihrem Sohne Feodor beigesetzt. Da Jaroslaw weder Kirchen noch Klöster mit Gütern beschenkte, so hat er sich des ungetheilten Lobes der russischen Annalisten nicht zu erfreuen [47]). Er hinterließ fünf Söhne: die Großfürsten Andrei und Alexander, den Fürsten Constantin von Halitsch, Jaroslaw von Twer, der nachmals auch Großfürst wurde, und endlich Wassily von Kostroma, nachmals Großfürst.

3) **Jaroslaw III.**, Jaroslawitsch, Großfürst von Wladimir, früher Fürst von Twer, war der vierte der von Jaroslaw II. hinterlassenen Söhne, und folgte ihm in Twer, verließ jedoch im J. 1254 aus Unzufriedenheit mit den Bojaren seine Hauptstadt Twer und warf sich zum Fürsten von Pskow auf. In Nowgorod gab es Beschwerden über Wassily, den Sohn Alexander's Newsky, welcher Jaroslaw's III. Bruder war, und man ernannte, uneingedenk aller Wohlthaten Alexander's, Jaroslaw zum Oberhaupte, weil dieser sie mit vieler List an sich zu ziehen wußte. Der Großfürst, unwillig über das Betragen seines Bruders und des von ihm geliebten Nowgorod's, ergriff zwar die Waffen, hoffte jedoch Nowgorod ohne Blutvergießen zur Ordnung zurückzuführen. Jaroslaw nahm die Flucht, während Alexander nach einigen Unterhandlungen in Nowgorod einzog, erkannte sein Vergehen, erlangte die aufrichtige Freundschaft seines Bruders Alexander wieder, und begleitete ihn im J. 1257 auf seiner abermaligen Reise zu Ulawtschi, dem Statthalter des Groß-Khans, welchem dieser die russischen Angelegenheiten übertragen hatte. Nach Alexander's Tode, den 14. Nov. 1263, sollte sein Bruder Andrei Jaroslawitsch den Thron von Wladimir erben, starb aber schon nach einigen Monaten (1264), und so wurde der dritte Bruder, J. Großfürst. Von Nowgorod wurde der junge Dimitri Alexandrowitsch seiner Unmündigkeit halber vertrieben; es erkannte J. als seinen Fürsten an, und verlangte von ihm die eidliche Versicherung, daß er nach dem alten Herkommen regieren, von den Bezirken Nowgorod's nur Gaben nehmen, nur in Nowgorod Eingeborene zu Beamten einsetzen und diese nicht ohne Einwilligung des Possadniks der Nowgoroder ernennen, und die von seinem Bruder Alexander, dessen Sohne Dimitry und den Nowgorodern bestellten Beamten nicht ohne besondere Verschuldung entlassen wolle. Diese merkwürdige Capitulationsurkunde, auf welche J. einging, ist auf uns gekommen, und enthält noch vieles Merkwürdige [48]). Im J. 1263 kam J. nach Nowgorod, und vermählte sich, da er Witwer war, mit Xenia, der Tochter eines gewissen Jurii Michailowitsch. Nach der Legende sah sich J. in seiner Jugend einst bei einer Jagd an den Ufern der Wolga genöthigt, unweit des Dorfes Indimonow zu übernachten, wo Xenia, die tugendhafte und schöne Tochter eines Kirchendieners, Namens Afanassij, und Verlobte des Grigorij, eines Otrok (Edelknaben) und Lieblings des Fürsten, lebte, und erfuhr gleich ihr im Traume, daß sie ihm bestimmt sei. Ohne jedoch den Sinn des Traumes zu fassen, wollte er Tags darauf Gregorij's Braut kennen lernen, während Xenia in Folge des Traumes seine Ankunft und ihr künftiges Verhältniß zu ihm schon vorausgesagt hatte, erinnerte sich bei ihrem Anblicke seines Traumes und vermählte sich mit ihr, worauf Grigorij Mönch wurde und ein reiches Kloster in Twer gründete, welches den Namen Otroksch (von dem Worte Otrok, Edelknabe) erhielt. Nach der verbürgten Geschichte jedoch feierte J. seine Vermählung in Großnowgorod. Wichtig für J.'s Lebensgeschichte wurden die Vorfälle in Litthauen. Dowmont, Mindowy's Anverwandter, hatte sein Vater-

47) Karamsin 3. Bd. S. 204—209. 211—215. 219. 220. 227. 233. 4. Bd. S. 2—5. 15. 20. 26—28. 55. 56. Tappe, Geschichte Rußlands nach Karamsin 1. Thl. S. VII. und S. 288—291.

48) Man findet sie in der Geschichte des russ. Reichs von Karamsin teutsch. übers. v. Hauenschild 4. Bd. S. 79. 80.

land verlassen, bei den Pskowern im J. 1266 den christlichen Glauben angenommen, und erwarb sich bald ihr Zutrauen in so hohem Grade, daß sie ihn ohne J.'s Einwilligung zu ihrem Fürsten ernannten, und ihm Truppen zur Verwüstung Lithauens gaben. Er bewies dabei große Tapferkeit und stieg, da er auch viel Glück hatte, in der Achtung der Pskower immer mehr. Aber J., unwillig über die Pskower, wegen ihrer eigenmächtigen Wahl eines ausländischen Fürsten, beschloß ihn zu vertreiben, führte susdalische Truppen nach Nowgorod, wurde indessen genöthigt, sie wieder zu entlassen, weil die Nowgoroder von diesem Bürgerkriege nichts wissen wollten. Er kehrte daher im J. 1267 nach Wladimir heim und ließ seinen Neffen Jurii Andrejewitsch zu Nowgorod zurück. Die Nowgoroder verwüsteten mit Dowmont und den Pskowern Lithauen. Ein anderes Heer belagerte vergebens Wesenberg oder Rakowar in dem unter dänischer Botmäßigkeit stehenden Esthland. Um dieses mislungene Unternehmen gut zu machen, ließen die Nowgoroder im Hofe des Erzbischofs große Mauerbrecher erbauen, riefen auch Dimitrij Alexandrowitsch aus Pereslawl mit seinem Heere, und Dowmont von Pskow zu Hilfe, und erwarteten selbst den Großfürsten, welcher ihnen aber seine beiden Söhne Swjätoslaw und Michael sandte. Diese Heeresmacht rückte gegen Wesenberg vor, und behauptete in der großen Schlacht gegen das teutsche Heer unter dem Ordensmeister Otto von Rodenstein den 18. Febr. 1268 zwar den Wahlplatz, erlitt aber selbst großen Verlust an Leuten. Der Ordensmeister sammelte neue Streitkräfte und belagerte im J. 1269 Pskow. Nowgorod und der Fürst Jurii Andrejewitsch kamen dem Dowmont und den Pskowern zu Hilfe; die Folge davon war ein Friede zwischen den Rittern und zwischen Nowgorod und Pskow, nach welchem beide Theile das Ihrige behielten. Zur nämlichen Zeit kam der Großfürst J. nach Nowgorod, war wegen dieses blutigen und nutzlosen Krieges über mehre Beamten erzürnt, und erklärte, daß er entweder andere statt ihrer ernennen, oder ohne Verzug die Hauptstadt verlassen würde. Die Bürger erklärten zwar mit Bestimmtheit, zu dem ersteren ihre Einwilligung nicht geben zu wollen, beschworen ihn aber zugleich doch bei ihnen zu bleiben, da ihnen der mit den Teutschen geschlossene Friede nicht zuverlässig zu sein scheine. Aber J. reiste ab, ließ sich durch den ihm nachgesendeten Erzbischof zur Rückkehr bewegen, ohne daß die von ihm getadelten Beamten ihre Stellen verloren. Um jedoch die Wünsche J.'s in etwas zu berücksichtigen, wurde der ihm ganz ergebene Ratibor zum Tausendmann ernannt. Die Rüstungen zum Kriege wurden eifrig betrieben; die susdalischen Lehnfürsten und J.'s Truppen versammelten sich in Nowgorod. Hier erschien auch der Tatar Amragan, der Großbaskak von Wladimir, und bestärkte die Russen in ihrem Vorhaben, nach Reval zu gehen. Durch die jüngst erlittene Niederlage waren die Dänen und Teutschen sehr geschwächt, traten daher die Ufer der Narowa an die Russen ab, wodurch J. besänftigt wurde, sodaß er Esthland in Ruhe ließ, und nun eine Heerfahrt nach Karelien zu thun beschloß, um dessen Bewohner in der Unterwürfigkeit zu befestigen. Aber die Nowgoroder baten, diese armen Menschen nicht zu beunruhigen und J. entließ sein Heer, ohne die ihm drohende Gefahr zu ahnen. Im Vertrauen nämlich auf die Ergebenheit der Beamten und vielleicht auch auf den Schutz der Tataren, beobachtete er den mit Nowgorod eingegangenen Vertrag nicht genau, handelte manchmal als unumschränkter Herr, selbst wenn das Murren des Volkes bis zu ihm gelangte. Allgemeine Unzufriedenheit verbreitete sich und kam endlich zum Ausbruch. In stürmischer Volksversammlung beschloß man, J. zu vertreiben und die fürstlichen Günstlinge hinzurichten. Aber nur der vornehmste derselben wurde des Lebens beraubt; denn die übrigen flohen in die Kirche des h. Nikolai und zu J. nach Gorodischtsch, und die Wuth des Volkes konnte sich nur durch Niederreißen ihrer Häuser kühlen. Eine an J. übergebene Anklageschrift warf ihm vorzüglich vor, daß er sich des Schlosses Martkinitsch bemächtigt, von den Bojaren Nikifor, Roman und Warfolomej (Bartholomäus) Silber genommen habe, aus Nowgorod die friedlich mit den Bürgern lebenden Ausländer vertriebe, und seine Vogelsteller und Jäger die Nowgoroder von der Jagd auf dem Wolchow und auf ihren Feldern ausschlössen. Zugleich wurde er aufgefodert, seiner Gewaltthätigkeit ein Ende zu machen, und bedeutet, er möge hingehen, wohin er wolle, Nowgorod werde schon einen Fürsten finden. Die durch seinen Sohn in der Volksversammlung ertheilte Versicherung, daß er hinfort Alles thun wolle, was das Volk wünsche, änderte in der Sache nichts; er möge sich gutwillig entfernen, hieß es, wenn er nicht vertrieben sein wolle. Nachdem J. abgezogen war, sandte man von Nowgorod an Dimitrij Alexandrowitsch, welcher aber keinen Thron wollte, von dem sein Vaterbruder vertrieben war. In Nowgorod erhielt man von Wassilij, dem jüngern Bruder J.'s, die Nachricht, daß dieser von Zorn entflammt, sich anschicke, in Verbindung mit mongolischen Truppen, mit Dimitrij von Pereslaw und Gleb von Smolensk, dem Sohne Rostislaw's Mstislawitsch einen Krieg beabsichtige; zugleich aber hieß er die Stadt unbesorgt sein, denn die heilige Sophia sei auch sein väterliches Erbe (insofern sein Vater Jaroslaw Wsewolodowitsch daselbst geherrscht hatte), und er sei bereit, ihr zu dienen. Er hielt Wort und wußte den Tatarenkhan, welchen J. bereits zur Absendung eines Heeres gegen Nowgorod bewogen hatte, völlig umzustimmen, sodaß er seine Truppen zurückkehren ließ. Die Stadt Nowgorod wurde darauf zum Schutze mit einem hohen Zaune umgeben, alle kostbare Habe in ihre Mitte gebracht; J. rückte bis Gorodischtsche vor, fand aber dort alle Einwohner zu Fuß und zu Roß bewaffnet, wandte sich deshalb nach Russa, besetzte diese Stadt und sandte von dort einen Bojaren mit freundlichen Anträgen nach Nowgorod, versprach alle erlittenen Beleidigungen zu vergessen und sämmtliche russische Fürsten für die gewissenhafte Erfüllung seines Vertrags als Bürgen zu stellen. Dennoch antwortete man ihm, er möge die Stadt in Frieden lassen, wo nicht, so würde sie sich auf Leben und Tod vertheidigen. Dem rückkehrenden Gesandten J.'s folgte das zahlreiche nowgorodische Heer, in welchem sich Lodogaer, Karelier, Ingrier, Woter und Pskower befanden,

und schlug sein Lager auf der einen Seite des Flusses auf, während J.'s Lager auf der andern sich befand. Nachdem hier eine Woche in Unthätigkeit vergangen war, ermahnte der alte geachtete Erzbischof Cyrill in einem Schreiben die Bewohner Nowgorods, das Blutvergießen zu vermeiden, und verbürgte sich für den Großfürsten, und machte dadurch tiefen Eindruck, sodaß J.'s Gesandte, welche im Lager anlangten, den Frieden zu Stande brachten. Es ward ein Vertrag aufgesetzt, im Inhalte dem ersten ziemlich gleich [49]); auch diese merkwürdige Urkunde ist erhalten. Dieser Capitulation zufolge mußte J. der Rache entsagen, die in Kostroma und andern susdalischen Städten angehaltenen Gesandten der Nowgoroder und Kaufleute, nebst ihrem Vermögen entlassen, die Kriegsgefangenen in Freiheit setzen, sich verbindlich machen die Staatseinkünfte an Niemanden abtreten zu wollen, und sich andere Beschränkungen, welche alte und neuere Capitulation seiner Vorgänger vorschrieben, gefallen zu lassen. Er bekräftigte den Vertrag durch den Kuß auf das h. Kreuz. Ein merkwürdiges Zeugniß der Abhängigkeit J.'s und der andern russischen Fürsten liefert die auf der hintern Seite der erwähnten Urkunde geschriebene Notiz, daß die Abgeordneten des Khans der Tatarei, Tschewgu und Banschi, mit einem Briefe desselben nach Nowgorod gekommen seien, um J. auf den Thron zu setzen. Dieser verweilte nun einige Monate in der ihm aufs Neue unterworfenen Stadt und gab Pskow, da er mit Dowmont unzufrieden war, einem andern Fürsten, Namens Aigust (doch nur auf einige Zeit), zog den Winter über nach Wladimir und vertraute Nowgorod einem Statthalter, Andrei Swatislawitsch, an. Das susdalische Großfürstenthum trug die ihm von den Mongolen angelegten Ketten mit stiller Ergebung und genoß deshalb Ruhe. Großfürst J. folgte dem Beispiele seines Vaters und seines Bruders, Alexander Newskij's, suchte dem Khan auf alle Art willfährig zu sein, reiste mit seinem Bruder Wassilij und seinem Neffen Dimitrij Alexandrowitsch in die Horde, und starb im J. 1272 auf dem Rückwege aus derselben, wie sein Vater. Seine Leiche wurde nach Twer gebracht, und daselbst beerdigt. Seine Gattin Xenia lebte in Twer bis zum Jahre 1312 und starb als Nonne. Auf dem großfürstlichen Throne folgte ihm sein jüngerer Bruder Wassilij von Kostroma [50]).

B) Andere russische Fürsten. 1) **Jaroslaw**, Fürst von Halitsch, gewöhnlich mit dem Beinamen (des Wohllautes wegen) Wladimirowitsch, richtiger jedoch Wladimirkowitsch, da sein Vater nicht Wladimir, sondern Wladimirko hieß, war der Sohn des berühmten Gründers des mächtigen Fürstenthums Halitsch, und verlor diesen im J. 1153 durch den Tod. Den Gesandten des Großfürsten Isäslaw's, welchen sein Vater Tags zuvor spöttisch abgefertigt hatte, ließ er nach dem plötzlichen Tode Wladimirko's zurückbringen, stellte sich ihm als Erben des Fürstenthums Halitsch (Halicz) vor, mit dem Wunsche, daß mit seines Vaters Tode alle Feindschaft zwischen diesem und Isäslaw im Grabe ruhen und der Großfürst bei ihm Vaterstelle vertreten möge, wogegen er bereit sei, ihm mit allen halitscher Truppen Heerfolge zu leisten. Dieselben Anträge wiederholte er durch eine bald nachher von seiner Seite an den Großfürsten abgefertigte Gesandtschaft. Dieser wünschte aber darüber Gewißheit, ob der junge Fürst die von seinem Vater eingenommenen kiew'schen Städte zurückgeben werde, und ließ durch einen Gesandten darüber bei ihm fragen. In Halitsch aber widerrieth man Jaroslaw die Herausgabe der Städte und suchte die Sache in die Länge zu ziehen; demzufolge entließ man den großfürstlichen Gesandten mit der Antwort, J. sei mit den Regierungsgeschäften noch nicht hinlänglich bekannt, müsse deshalb sein Land in Ruhe zu erhalten suchen, verspreche aber, künftig mit dem Großfürsten zusammenzukommen, um die angeregte Frage zu erledigen. Da Isäslaw die wahre Absicht der Rathgeber J.'s erkannte, so ergriff er die Waffen, und J. rückte mit den halitscher Truppen an den Seret, den Grenzfluß seines Fürstenthums; denn er herrschte wie sein Vater von den Karpathen bis zum Ausflusse des Seret und des Pruth. Isäslaw setzte, von einem dichten Morgennebel begünstigt, über den Seret; J. aber wurde von den treuen Bojaren genöthigt, sich in Terebowl einzuschließen und an der Schlacht keinen persönlichen Antheil zu nehmen. Zwar schlugen die Halitscher zuerst den von Isäslaw's Brüdern, Swätopolk und Wladimir, befehligten [51]) rechten, und dann auch den Flügel, auf welchem Isäslaw's Sohn Mstislaw sich befand; aber der Großfürst warf mit dem Haupttreffen fast alles halitschische Fußvolk und viele bulgarische Scharen. Die Nacht endigte das Treffen, und jeder Theil schrieb sich den Sieg zu. Die Halitscher zogen sich gegen die Stadt Terebowl; Isäslaw behauptete das Schlachtfeld, pflanzte auf demselben feindliche Standarten auf, machte durch diese Kriegslist viele der zerstreuten Halitscher zu Gefangenen, und ließ sie in Erwägung der geringen Zahl seiner Leibwache und aus Furcht vor einem Ausfalle der Terebowler tödten. Dieser Verlust konnte in dem jungen Fürsten keine Lust zum Kriege erwecken; man hat es ihm wahrscheinlich zuzuschreiben, daß J. ein wohlthätiger Regent wurde, voll Liebe zur Ruhe, sich ausschließlich mit der Wohlfahrt seines Volkes beschäftigte und mehr Freude an dem blühenden Zustande der Städte und des Ackerbaues hatte, als an einer gewonnenen blutigen Schlacht. Er rüstete sich blos gegen feindliche Angriffe und vertraute sein Heer lieber den Bojaren, in der Meinung, daß die innere Reichsverwaltung einem Monarchen wichtiger erscheinen müsse, als der Krieg, nahm gern fremde Krieger in Sold, um das Blut der Unterthanen schonen zu können und benutzte die Macht seines nicht unbeträchtlichen Gebietes keineswegs zu Eroberungen. Ganz konnte er es freilich nicht vermeiden, an Heerfahrten Theil zu nehmen. So belagerte er im J. 1154 für seinen Schwiegervater, den Großfürsten Jurii Wladimirowitsch, die Stadt Luzk, obwol vergebens; auch unterstützte er denselben im J. 1155, als der Fürst von Tschernigow mit dem Fürsten Swätoslaw von Se-

49) Doch enthält er einige merkwürdige Zusätze, welche Karamsin a. a. O. 4. Bd. S. 90 mittheilt. 50) Karamsin 4. Bd. S. 59. 60. 65. 78—92. 99. 288—290.

51) Beide Söhne von Mstislaw, ersterer Fürst von Wladimir in Volhynien, letzterer Fürst von Luzk.

werien sich verbündete, mit Hilfstruppen auf dem Zuge nach Kanew. Dieser suchte sich auch gegen seinen Schwiegersohn wieder gefällig zu beweisen, starb aber schon den 15. Mai 1157. Fürst Johann Rostislawitsch Berladnik, welcher von J.'s Vater aus Halitsch vertrieben war, war ein berühmter Feldherr, für J. Gegenstand des Hasses und der Furcht; schon hatte Jurii sich seiner bemächtigt gehabt, um ihn nach Halitsch auszuliefern, aber ihn doch wieder freigelassen. Im J. 1158 bemühte sich J., des Großfürsten Isäslaw Davidowitsch Verbündung mit dem damals in Kiew befindlichen Fürsten Berladnik, von welchem er einen Einfall in seine Länder besorgte, zu hintertreiben und die Fürsten Swätoslaw Olgowitsch von Tschernigow, Swätoslaw Wselodowitsch von Sewerien, und verschiedene andere versprachen ihm, ihm dazu behilflich zu sein. Da aber Berladnik vom Großfürsten als Feldherr geschätzt wurde, so ging dieser auf ihre Verwendung nicht ein und rieth wegen der Mishelligkeiten zwischen dem Fürsten von Halitsch und dessen Vetter Johann sich an den Fürsten Mstislaw Isäslawitsch nach Wladimir in Volhynien zu begeben und dort durch gemeinschaftlichen Beschluß sich zu vereinigen, auf welche Weise J.'s Vetter befriedigt werden könne. Johann fürchtete jedoch, der Großfürst möchte durch die Bitten vieler inländischer Fürsten und auswärtiger Könige sich zu Gunsten des Fürsten von Halitsch umstimmen lassen, ihm also seinen Schutz entziehen; er entfloh deshalb heimlich nach Polowz. Ein Gesandter J.'s, welcher beim Großfürsten gewesen war, reiste hierauf in Begleitung eines ungerischen Gesandten mit einer ansehnlichen Bedeckung ebenfalls nach Polowz und bat unter großen Versprechungen um Auslieferung des Flüchtlings, erhielt aber abschlägliche Antwort. Ein Versuch, ihn mit Gewalt zu entführen, ward vereitelt. Um sich an J. zu rächen, plünderte Johann einige reichbeladene Fahrzeuge auf der Donau, fing die halitscher Fischer auf, nahm 6000 Polowzer in Sold und brach in Halitsch ein, ward in Kugdätin mit aller Achtung aufgenommen und erschien hierauf vor Kuschin, welches kurz vor seiner Ankunft durch einige Truppen des Fürsten von Halitsch besetzt worden war und sich tapfer vertheidigte. Indessen kamen die dem Fürsten Johann sehr ergebenen Einwohner dieser Stadt zu ihm, und die raubgierigen polowzer Söldlinge wollten sie als Gefangene behandeln. Fürst Johann wollte dies nicht zugeben, entzweite sich dadurch mit den Polowzern, sodaß diese davon gingen und ihn allein vor Kugdätin zurückließen. Bei der Nachricht, daß Johann den Krieg begonnen habe, entbot der Großfürst ihn zu sich. In der Besorgniß jedoch, daß er seinetwegen mit dem Fürsten von Halitsch und dessen Verbündeten, Wladimir Mstislawitsch und Wladimir Andrejewitsch, in Krieg gerathen möchte, schloß er mit dem Fürsten Swätoslaw Olgowitsch von Tschernigow und andern Fürsten ein Schutzbündniß, ließ dies dem Fürsten von Halitsch und seinen Verbündeten bekannt machen [52]) und sie befragen, warum sie den Fürsten Johann zu bekriegen gedächten. Der friedfertige J. gab zur Antwort: Wenn der Großfürst dem Fürsten Johann weder heimlich noch öffentlich Hilfe leisten wolle, so gedenke er keinen Krieg anzufangen. Ähnlich erklärten sich seine Verbündeten und ließen sämmtlich ihre Truppen aus einander gehen. In Halitsch waren aber Viele, denen die gerechte und sorgfältige Regierung des Fürsten Jaroslaw alle Ausgelassenheit, Frechheit und Ränke abschnitt, für den Fürsten Johann, wurden zwar von einem öffentlichen Übertritte zu ihm durch die Furcht vor Strafe abgehalten, riefen ihn jedoch unter der Versicherung ins Land, daß J. verhaßt sei und das Volk in Scharen zu seinen Fahnen übergehen werde. Johann machte ihnen dagegen große Versprechungen, trat mit ihnen in Unterhandlung, schickte sowie sie, heimlich zum Großfürsten und ließ ihn um baldige Ankunft mit einem Heere ersuchen. Der Großfürst haßte, wie seine Vorgänger, die Größe der Fürsten von Halitsch, weil sie der Unternehmung der Großfürsten oft Hindernisse in den Weg gelegt hatten, und die bedeutende Macht desselben mußte ihm besonders zu einer Zeit lästig scheinen, wo das Großfürstenthum Kiew schon sehr gesunken war; unter diesen Umständen traute er den Versprechungen des Fürsten Johann und der Halitscher, welche ihm versicherten, daß viele Fürsten, sobald nur erst sein Heer im Felde sei, sich mit ihm zu vereinigen bereit wären. Durch diese Einflüsterungen geblendet, ließ der Großfürst bei dem Fürsten Swätoslaw Olgowitsch von Tschernigow und Swätoslaw Wsewolodowitsch von Sewerien nachfragen, wie sie sich zu verhalten gedächten, wenn er mit den übrigen Fürsten dem Fürsten Johann Rostislawitsch zu Hilfe ziehen sollte, um ihm eine mit Recht gebührende Besitzung zu verschaffen. Fürst Swätoslaw misbilligte den Aufstand der Halitscher, erkannte die Unternehmung des Großfürsten gegen J. für ungerecht und widerrieth sie; nur wenn er von J. angegriffen würde, versprachen sie Beistand. Vergebens war auch das Abrathen Kiew's. Schon war er mit dem Heere aufgebrochen, als Swätoslaw von Tschernigow ihn bitten ließ, umzukehren. Zornig verweigerte er dieses und setzte sogar noch Drohungen gegen diejenigen hinzu, welche ihm jetzt ihre Hilfe versagten. J.'s Verbündete, die Fürsten Mstislaw Isäslawitsch, dessen Bruder Jaroslaw Isäslawitsch, und die Fürsten Wladimir Andrejewitsch, zogen nebst einer Heerschar Halitscher auf einem andern Wege gegen Kiew, wie der Großfürst Isäslaw gegen das Fürstenthum Halitsch. Dieser war bereits bis Munarewo gekommen und erwartete hier seinen Neffen Wladimir Mstislawitsch, der ihm vom Don her eine Abtheilung wilder Polowzer zuführen sollte, als er die Nachricht vom Anrücken des Feindes gegen Kiew erhielt. Er sah sich dadurch veranlaßt, nach Wassilew zurückzumarschiren, vereinigte sich dort mit den Polowzern und wandte sich gegen Bjelgorod, in dessen Besitz sich die Gegner bereits gesetzt hatten. Isäslaw umringte die Stadt, und auf die Größe seines Heeres pochend, foderte er stolz Räumung der Stadt. In der Nacht aber gingen die Berendäer und Torken zu Mstislaw über; hierdurch erschreckt floh der Großfürst sammt seinem Freunde Wladimir Mstislawitsch über den Dnieper, und die Polowzer

52) Der Großfürst Davidowitsch war früher einen Friedensbund mit dem Fürsten von Halitsch und dem von Volhynien eingegangen, brach ihn aber jetzt und schloß Johann's wegen einen anderen gegen Jaroslaw.

ihnen nach. Als seine Feinde sahen, daß er sich mit seinem Heere gar nicht aufgehalten habe und Kiew vorbeigegangen sei, erschienen sie am folgenden Tage vor der Stadt, wurden ohne Widerstand aufgenommen und bemächtigten sich der nachgebliebenen Habe und Bojaren desselben, und gaben den Thron von Kiew dem Fürsten Rostislaw Mstislawitsch von Smolensk. Mit Beihilfe des Fürsten Jaroslaw von Halitsch schlugen im J. 1159 die Fürsten Wladimir Andrejewitsch und Jaroslaw Isäslawitsch die Polowzer, welche in ihre Besitzungen am Dniester und Ostorga eingefallen waren. Auf die Nachricht von der Zusammenkunft des Großfürsten Isäslaw Davidowitsch von Kiew und des Fürsten Andrei Jurjewitsch von Rostow und als das zwischen beiden im J. 1159 geschlossene Bündniß bekannt ward, schlossen im nämlichen Jahre die Fürsten Swätoslaw Olgowitsch von Tschernigow, Swätoslaw Wsewolodowitsch von Sewerien, dessen Bruder Jaroslaw Wsewolodowitsch, Fürst Olg Swätoslawitsch, Rurik Rostislawitsch aus Kiew, Wetscheslaw und Constantin aus Polozk und Jaroslaw von Halitsch unter sich ein Gegenbündniß, zogen sogleich vor Schtschisch, standen hier vier Wochen lang, zwangen aber endlich den Fürsten Swätoslaw Wladimirowitsch zu einem Vergleiche, in welchem er von dem Bündnisse mit seinem Vatersbruder, dem Großfürsten Isäslaw, abzustehen, hingegen den Fürsten Swätoslaw Olgowitsch von Tschernigow als seinen Vater anzusehen und ihm zu gehorchen versprach. Der Kaiser Manuel von Constantinopel schloß auch mit dem Fürsten J. von Halitsch ein Bündniß. Da der Kaiser erfahren hatte, daß Letzterer die Absicht hege, seine Tochter mit dem Könige Stephan III. von Ungern zu vermählen, schrieb er ihm, dieser König sei ein Ungeheuer von Treulosigkeit, und der Gattin eines solchen Fürsten stehe unvermeidliches Unglück bevor. J. konnte, da die Braut bereits nach Ungern geschickt war, die Vermählung[53]) nicht mehr hindern, und Stephan trennte sich bald von seiner Gattin. Das Bündniß mit Manuel hinderte jedoch J. nicht, einen Feind des erstern, den aus dem Gefängnisse zu Constantinopel entflohenen Andronikus Komnenus freundlich aufzunehmen; er verlieh ihm sogar einige Städte als Lehen, nahm ihn (nach den byzantinischen Schriftstellern) stets mit auf die Jagd, ließ ihn in seinen Reichsrath treten, im Schlosse wohnen, an seiner Tafel speisen und Truppen werben. Manuel mochte des Andronikus Rückkehr mit russischen Hilfstruppen fürchten, bezeugte deshalb sein Misvergnügen hierüber, aber vergebens. Endlich beredeten zwei griechische Erzbischöfe den Andronikus zur Rückkehr nach Constantinopel; J. gab ihm als Zeichen seiner Achtung und Freundschaft den Bischof Kosmas von Halitsch und Bojaren zur Begleitung mit, welche als seine Gesandte, ebenso wie Andronikus, wohl empfangen und nach Bestätigung des geschlossenen Vergleichs mit Dank und Geschenken zu ihrem Herrn entlassen wurden. J. trat im J. 1167 mit dem Fürsten Swätoslaw Wsewolodowitsch von Tschernigow in ein näheres verwandtschaftliches Verhältniß, indem er dessen Tochter Malfrida Boleslawa mit seinem Sohne Wsewolod vermählte, sandte im nämlichen Jahre Hilfstruppen, um den Großfürsten Rostislaw Mstislawitsch zu unterstützen, zu einer Heerfahrt gegen die Polowzer und schloß im J. 1170 mit dem Großfürsten Isäslawitsch ein Bündniß. Dieser erhielt von ihm eine beträchtliche Verstärkung an Hilfstruppen und zog damit gegen Wladimir Andrejewitsch. Auch im J. 1171 ließ J. den Großfürsten Mstislaw Isäslawitsch durch seine Truppen auf einem Kriegszuge gegen David Rostislawitsch unterstützen. Dieser verließ sich auf seine Polowzer nicht, weil er Mstislaw's Tapferkeit scheute, sondern suchte vielmehr den halitscher Feldherrn Constantin durch Geschenke zum Abzuge von Wüschegrad zu bewegen. Dieser meldete hierauf dem Großfürsten, daß er von seinem Herrn befehligt sei, fünf Tage lang vor Wüschegrad stehen zu bleiben und dann abzuziehen, brach trotz der Einrede des Großfürsten, daß Fürst J. Wladimirkowitsch ihn und seine Truppen bis zum Friedensschlusse seinen Befehlen untergeben habe, von Wüschegrad auf und trat seinen Rückzug an.

J. war zu schwach, seiner Neigung für ein Weib von schlechten Sitten, Namens Anastasia, zu widerstehen, hegte deshalb Abneigung gegen seine Gemahlin Olga Jurjewna, hatte sich jedoch bisher aus Achtung gegen ihre Brüder, besonders gegen den Fürsten Gleb Jurjewitsch, nicht völlig von ihr getrennt, und beschloß sogleich nach Gleb's Tode (st. den 20. Jan. 1172) sie zur Nonne einkleiden zu lassen. Olga berathschlagte sich inzwischen mit verschiedenen ihr ergebenen Bojaren und begab sich den 8. März 1172 mit ihren Söhnen Wladimir und Constantin, von vielen Bojaren begleitet, von Halitsch nach Polen. J. ersuchte den Fürsten Swätopolk Isäslawitsch, sie zur Rückkehr zu bewegen. Dieser ließ ihr auch durch seine Gesandten, welche sich mit einigen halitscher Bojaren zu ihr begaben, seine Vermittelung zwischen ihr und ihrem Gemahle anbieten, aber sie wollte sich keineswegs dazu bequemen. Während dessen ließ J.'s und Olga's Sohn Wladimir den Fürsten Jaropolk Mstislawitsch ersuchen, er möge so lange, bis er sich mit seinem Vater versöhnen könnte, ihm Tscherwen als eine nahe an Halitsch grenzende Stadt zum Wohnsitze einräumen, und versprach ihm dafür zu seiner Zeit nicht nur diese Stadt nebst Buschesk zu erstatten, sondern noch drei andere Städte dazu zu geben, erhielt vermöge eines Vertrags, den Fürst Jaropolk mit ihm hierüber schloß, Tscherwen übergeben und das Versprechen kräftiger Unterstützung. Als Wladimir's Aufenthalt in Tscherwen bekannt wurde, drangen die Anhänger der Fürstin Olga und ihrer Kinder darauf, daß J. seine Beischläferin Anastasia und ihre Freunde, die ihn mit seiner Gemahlin entzweit hatten, von sich entfernen sollte, erkühnten sich zu einem offenbaren Aufruhre, bewaffneten das Volk und tödteten mehre Günstlinge des Fürsten. Der damals in Halitsch anwesende Jaropolk Mstislawitsch von Wladimir und der halitscher Tüsäzkoi besänftigten das Volk; jedoch mußte J. seine Beischläferin nebst ihrem Sohne entfernen und versprechen mit seiner Gemahlin friedlich zu leben. Hierauf kam diese mit ihren beiden Söhnen nach Halitsch zurück (im J.

53) Gegen Pray's Zweifel s. die Bemerkung bei Karamsin 2. Bd. Anmerk. S. 83.

1172), ward von ihrem Gemahl und dem Volke mit Achtung empfangen und erfreute sich einer anständigen Behandlung. Aber schon im J. 1175 entfernte sich Olga mit ihrem Sohne Wladimir Jaroslawitsch und dessen Gemahlin wieder aus Halitsch, weil ihr Gatte mehr Neigung für seinen natürlichen Sohn als für ihre Kinder bezeigte, und begab sich nach Luzk zum Fürsten Jaroslaw Isäslawitsch. Bei diesem und dessen Neffen suchte J.'s Sohn Schutz, indem er ihnen die Zurückgabe der wolhynischen Stadt Busk, sowie auch andere Städte, verhieß. Jaroslaw Isäslawitsch versprach als Vermittler aufzutreten, um Olga's Kindern eine angemessene Besitzung zu ihrem Unterhalte zu verschaffen. Jaroslaw Wladimirkowitsch aber ließ aus Polen Hilfstruppen kommen, brach mit ihnen gegen den Fürsten Jaroslaw Isäslawitsch auf, nachdem er ihn zuvor vergeblich um Auslieferung seines Sohnes hatte ersuchen lassen, drang deshalb in das luzkische Gebiet ein und bemächtigte sich zweier Städte desselben. Jaroslaw Isäslawitsch erkannte, daß er zu schwach sei, dem Fürsten von Halitsch zu widerstehen, sandte deshalb die Fürstin Olga und deren Sohn Wladimir Jaroslawitsch und dessen Gemahlin zu ihrem Bruder Michalko Jurjewitsch nach Tortschesk, und war so glücklich, nach langen und beschwerlichen Unterhandlungen mit dem Fürsten von Halitsch Frieden zu schließen. Ungeachtet Michalko von Tortschesk sich die Lage seiner Schwester und seines Neffen sehr zu Herzen nahm, so erlaubte ihm doch seine gerechte Furcht vor dem mächtigen Fürsten von Halitsch nicht, sie lange bei sich zu behalten, sondern er sandte seinen Schwestersohn und dessen Gemahlin zu dessen Schwiegervater, dem Fürsten Swätoslaw Wsewolodowitsch, nach Tschernigow. Dieser nahm sich vor, im Verein mit dem Fürsten Andrei von Rostow für den Fürsten Wladimir Jaroslawitsch und seine Mutter gegen den Fürsten von Halitsch in die Schranken zu treten. Aber Andrei Jurjewitsch wollte sich durchaus nicht dazu entschließen, ließ zwar seine Schwester zu sich einladen, mischte sich aber in die Mishelligkeiten zwischen seinem Schwestersohne und seinem Schwager nicht; denn ihm war nicht unbekannt, daß jener sich gegen den Vater ungebührlich betrage. Wladimir tadelte nämlich mit zweizüngiger Falschheit alle Handlungen und Unternehmungen seines Vaters und gab ihnen eine üble Deutung, während er von der andern Seite häufige, aber mit seinem Betragen nicht übereinstimmende, Versicherungen von kindlicher Ergebenheit gab. Michalko wollte den Rostislawitschen, Freunden J.'s von Halitsch, gefällig sein und betrieb es, daß Wladimir zu seinem Vater, der zu verzeihen bereit war, zurückkehrte.

Als die Rostislawitschen Rurik, David und Mstislaw davon Nachricht erhielten, daß gegen sie von den Fürsten von Tschernigow und Sewerien und Jurii Andrejewitsch große Kriegsrüstungen gemacht würden, warteten sie das feindliche Heer nicht in Kiew ab, sondern Rurik verfügte sich nach Bjelgorod, Mstislaw befestigte sich mit seines Bruders David's Truppen in Wüschgrad, und David selbst begab sich zu J. nach Halitsch, um Hilfe zu bitten, erhielt aber eine abschlägliche Antwort, weil J. selbst nach dem kiew'schen Throne strebte. Während die verbündeten Fürsten sich gegen Rostislaw's Söhne vor Wüschrad schlugen, erschien J. Wladimirko mit allen halitscher und wolhynischen Truppen und ließ den Erstern kundthun, daß er ihnen gegen die Letztern beistehen wolle, wenn sie dafür ihn als den ältesten Fürsten anerkennen und ihm das Vorrecht zum Besitze des kiew'schen Thrones zugestehen würden. Diese Foderung war nicht nur für die Fürsten von Tschernigow und Sewerien, welche den Hochstuhl zu Kiew für einen der Ihrigen, und namentlich für den ältesten Fürsten ihres Stammes, Swätoslaw Wsewolodowitsch von Tschernigow, zu erlangen suchten, sondern auch für den Fürsten Andrei von Rostow und alle Fürsten von Wladimir's Stamme höchst unbequem, und veranlaßte unter den Verbündeten selbst große Mishelligkeit. So sah J. die Ausführung seines Vorhabens mit vielen Schwierigkeiten verbunden, gönnte aber auch den Besitz des Großfürstenthums weder seinem Schwager Michalko Jurjewitsch, noch dem Schwiegervater seines Sohnes Swätoslaw Wsewolodowitsch, schloß deshalb mit den Rostislawitschen insgeheim einen Vertrag und begab sich mit allen seinen Truppen zum Fürsten Rurik Rostislawitsch vor Bjelgorod. Endlich erfuhren die Schwarzmützen, daß die Fürsten von Oleg's Nachkommenschaft das Großfürstenthum für sich zu erlangen suchten, und gingen mit der Erklärung, daß sie Wladimir's und Mstislaw's Geschlechte den Eid der Treue geschworen, in ihre Wohnsitze zurück. So waren die übrigen Truppen von dem Fürsten von Halitsch und den Schwarzmützen verlassen, machten sich gleichfalls nach und nach des Nachts davon, und Mstislaw Rostislawitsch fiel aus Wüschgrad heraus auf die bedeutend verringerte Schar der übriggebliebenen Truppen und schlug sie in die Flucht. Nach dem Abzuge der verbündeten Fürsten von Wüschgrad hielten Rurik und seine Brüder, sowie J. von Halitsch und J. Isäslawitsch von Luzk in Kiew eine Zusammenkunft, verglichen sich und setzten den 20. Dec. 1174 den Fürsten von Luzk auf den kiewer Thron.

Im J. 1184, als Swätoslaw Wsewolodowitsch im Vereine mit den benachbarten Fürsten eine Heerfahrt gegen die Polowzer that, unterstützte auch J. dieses Unternehmen durch seine Truppen. Sein Sohn Wladimir fiel zum dritten Male bei ihm in Ungnade und suchte Aufnahme bei dem Fürsten Roman Mstislawitsch von Wladimir in Wolhynien, einem Freunde des Vaters, vergebens. Auch sein eigner Schwiegervater Swätoslaw, damals Beherrscher von Kiew, gestattete ihm, einem früher geleisteten Versprechen zufolge, den Aufenthalt bei sich nicht. Ebenso ging es bei Swätopolk von Turow, und David von Smolensk. Nur sein Schwager Igor Swätoslawitsch von Sewerien nahm ihn auf, behielt ihn zwei Jahre lang bei sich und gab sich alle Mühe, ihn wieder mit seinem Vater zu versöhnen, wozu sich J. durch die Vermittelung verschiedener russischer Fürsten endlich auch bewegen ließ. Wladimir erhielt nun von seinem Vater Swinograd zu seinem Unterhalt und Halitsch zu seiner Wohnung angewiesen. Nicht nur russischen Fürsten leistete J., welcher selten persönlich zu Felde zog, Hilfe, sondern auch den Polen, Böhmen, Ungern und Griechen, und war von allen seinen Nachbarn geehrt. Halitsch war unter seiner Regie-

rung blühend, glücklich und volkreich. Aus allen Ländern kamen Künstler und Handwerker nach seiner Residenz; seine Städte wurden stark bevölkert und reich. Verschiedene Städte an der Donau befestigte er und besetzte sie mit Kaufleuten, welche übers Meer nach Griechenland handelten und von ihm kräftig unterstützt wurden. Ebendeshalb kamen auch viele Fremde in seine Länder und Dienste; er verstand auch mehre Sprachen, las fleißig in Büchern, sorgte für die Erziehung der Kinder und wendete viele Kosten zum Unterrichte der Jugend und zur Besoldung der Lehrer auf. Als er in seiner letzten Krankheit das Ende seines Lebens herannahen sah, nahm er von seinen Unterthanen[54]) Abschied. Seine auf dem Sterbebette gehaltene Rede beschäftigte sich mit den Pflichten eines Fürsten. Kirchen und Klöster begabte er reichlich und wies einen Theil des Schatzes den Armen an. Hierauf berichtigte er die Nachfolge in seinem Fürstenthume, übergab also Halitsch seinem jüngsten unehelichen Sohn Oleg, welchen er mit der unglücklichen Anastasia gezeugt hatte, und mehr liebte als Wladimir'n, weil ihm dieser durch lasterhafte Neigungen viel Kummer gemacht hatte. Diesem ungerathenen Sohne theilte er blos Peremüschl zu, verzieh ihm seine vielen Vergehungen und halsstarrige Gesinnung und nahm ihm einen Eid ab, daß er auf Halitsch nie Anspruch machen wolle. Die Bojaren ließ er ebenfalls auf die Vollstreckung seines letzten Willens schwören. Doch kaum war er am 10. Oct. 1187 gestorben und bestattet, so vertrieben die Bojaren Oleg und erhoben den auch eidbrüchigen Wladimir auf den Thron. Die Schwäche und das Unglück dieses Fürsten machte, daß die Regierungszeit J.'s als ein goldenes Zeitalter erschien[55]).

2) Jaroslaw, Fürst[56]) von Luzk, Isäslawitsch, war der zweite Sohn des Großfürsten Isäslaw Mstislawitsch, saß zuerst auf dem Fürstenstuhle von Nowgorod, konnte aber wahrscheinlich der daselbst herrschenden Verwirrung nicht wohl steuern. Daher wurde man ihm dort abgeneigt und erbat sich im J. 1154 von dem Fürsten Rostislaw Mstislawitsch seinen Sohn als Beherrscher. Rostislaw gewährte diese Bitte, und Jaroslaw wurde mit Ehren zu seinem Vater entlassen. Nach des Fürsten Tscherboto's Meinung könnte er deßwegen von Nowgorod vertrieben worden sein, weil ungefähr um dieselbe Zeit die nowgorodischen Schiffe von dem Dänenkönige Swen III. angehalten wurden, und zwar in Schleswig. Nach den russischen Annalen hoffte man, wie Karamsin bemerkt, durch Rostislaw die Ordnung im Innern herzustellen, welche also doch unter J. gefehlt haben mußte. Nach dem Verluste dieses Fürstenthumes wurde der Letztere von seinem Vater nach Wladimir in Wolhynien gesandt, an die Stelle des verstorbenen Swätopolk Mstislawitsch. Nachdem sein Vater den 13. Nov. 1154 gestorben war, wurde er im J. 1155 von dem Großfürsten Jurii Wladimirowitsch bedrängt. Dieser hatte zwar auf seinem Zuge nach Kiew den Fürsten Rostislaw Mstislawitsch und Swätoslaw Olgowitsch versprochen, mit allen russischen Fürsten in Frieden und Freundschaft zu leben, allein auf den Rath seiner Großen, besonders aber des Fürsten Jurii Jaroslawitsch, des Enkels von Jaropolk, beschloß er, die Söhne des Großfürsten Isäslaw Mstislawitsch aus ihren Besitzungen zu vertreiben, sandte demnach den Fürsten Jurii nebst dem Feldherrn Schiroslaw gegen Mstislaw Isäslawitsch, Jaroslaw's ältern Bruder. Aus Peresopniza vertrieben, wandte sich dieser nach Luzk. Um ihm auch hier keine Stätte zu lassen, ersuchte der Großfürst seinen Schwiegersohn, den Fürsten Jaroslaw Wladimirkowitsch von Halitsch, zu einer Unternehmung gegen Luzk, weshalb Mstislaw nach Polen reiste, um daselbst Bundesgenossen zu gewinnen. Jaroslaw wurde indessen in Luzk vom Fürsten von Halitsch und von Wladimir Mstislawitsch, dem Vaterbruder der Isäslawitschen Mstislaw und Jaroslaw, belagert, zwang jedoch den Feind, die Belagerung aufzuheben. Der Großfürst schwor dem Fürsten Rostislaw von Smolensk, er wolle die Feindseligkeiten von Isäslaw's Söhnen, Rostislaw's Neffen, vergessen, und Rostislaw berief sie aus Luzk nach Kiew. Allein Mstislaw, der sich damals zu Wladimir in Wolhynien befand, entschuldigte sich mit Krankheit, fertigte aber seinen Bruder Jaroslaw nach Kiew ab. Dieser von Rostislaw dem Großfürsten vorgestellt, bat ihn in seinem und seines Bruders Namen um Verzeihung, erhielt kurze väterliche Verweise, dann freundschaftliche Aufnahme und das Versprechen, daß der Großfürst ihn schützen wolle, begleitete diesen dann nach Kanew, als er von einer Heeresmacht begleitet zu einer Zusammenkunft mit den Polowzern zog, und kehrte, da diese bei Annäherung der starken Truppenmacht aus Besorgniß heimlich entwichen waren, mit dem Großfürsten Jurii und andern Fürsten nach Kiew zurück. Dem Großfürsten Isäslaw Davidowitsch leistete er im J. 1159 Beistand bei Belagerung des Fürsten Jurii von Turow in dieser Stadt, welche jedoch nach zehn Wochen aufgehoben werden mußte, weil die Pferde durch eine Seuche hinweggerafft waren. An ihn wandte sich Fürst Jaroslaw von Halitsch im J. 1158 mit der Bitte, den Großfürsten Isäslaw Davidowitsch zur Auslieferung des von Wladimirko aus Halitsch vertriebenen Johann Berladnik zu bewegen. Diesem J. stand er bei in seinem Kriege gegen den Großfürsten Isäslawitsch, schlug im J. 1159 im Vereine mit demselben und mit Fürst Wladimir Andrejewitsch die Polowzer, welche in ihre Besitzungen am Dniester und um Ostarga eingefallen waren, und rettete die russischen Gefangenen. Im nämlichen Jahre zog er zu Gunsten seines Bruders Mstislaw mit demselben und dem andern Bruder Jaropolk gegen den Fürsten Jurii Jaroslawitsch von Turow, und sie schlossen dessen Residenz 18 Tage lang ein, ohne sie einzunehmen. Im J. 1167 jedoch vermählte J. seinen Sohn Wsewolod mit einer Tochter des Fürsten Jurii Jaroslawitsch von

---

54) Selbst die Bettler drangen in's Schloß zu Jaroslaw's Sterbebette. 55) Aufsätze, betreffend russische Geschichte; aus dem Russischen übersetzt von C. G. Arndt 1. Bd. S. 598. 599. 602. 603. 635; 2. Bd. S. 10. 20. 24. 29. 57. 63. 64. 110. 121. 130. 194. 198. 199. 228. 229. Karamsin 2. Bd. S. 220. 228. 239—242. 258; 3. Bd. S. 15. 17. 59—61. 56) Er saß auch auf dem großfürstlichen Throne zu Kiew, aber nur kurze Zeit, weshalb er nicht unter die Großfürsten gezählt und von den russischen Geschichtschreibern überhaupt nicht Großfürst, sondern nachher wie vorher blos Fürst genannt wird. Streng genommen, sollte er jedoch als Großfürst Jaroslaw II. aufgestellt werden.

Turow. Von dem Großfürsten Rostislaw Mstislawitsch wegen der häufigen Einfälle der Polowzer aufgerufen, begab er sich mit den andern Fürsten nach Kiew und zog mit ihnen bis nach Kanew gegen diese Feinde. Nach dem Tode dieses Großfürsten (st. d. 14. März 1167) war J.'s Bruder Mstislaw der großfürstliche Thron zu Kiew bestimmt; allein dessen Oheim von väterlicher Seite, Wladimir, der eigne Bruder J.'s, Rostislaw's Söhne und der Fürst Wladimir Andrejewitsch von Dogorobusch schlossen ein enges Bündniß und wollten über verschiedene Gebiete eigenmächtig verfügen, schickten auch Gesandte und einige der Vornehmsten aus Kiew an Mstislaw Isäslawitsch nach Wladimir, foderten Bestätigung dieser von ihnen sich auserſehenen Besitzungen und zogen, um ihren Foderungen Nachdruck zu geben, Truppen zusammen. Mstislaw dagegen erhielt vom Fürsten Jaroslaw Wladimirkowitsch und vom Könige von Polen einige Hilfstruppen und zog nach Kiew, sodaß die verbündeten Fürsten sich dort unterwerfen mußten. J. begab sich im Kriege mit den Polowzern zweimal nach Kiew und machte mit seinem Bruder, dem Großfürsten, zwei Feldzüge kurz nach einander gegen die Polowzer, stand ihm in dem Kriege gegen den Fürsten Wladimir Andrejewitsch bei, war namentlich bei der heftigen Belagerung der Stadt Dorogobusch, ging in den Vertrag ein, den sein Bruder Mstislaw mit ihm wegen der Regierung des Großfürstenthums schloß, zog mit ihm gegen die Rostislawitschen vor Wüschgrad, und floh, als Kiew den achten März verloren ging, mit ihm nach Wladimir. Als der Großfürst erkrankte im J. 1171, eilte er auf dessen Wunsch zu ihm und versprach, im Beisein des dritten Bruders Jaropolk, Mstislaw's Kindern in keinem Stücke zu nahe zu treten, bekräftigte dieses durch Küssen des Kreuzes und verlor bald darauf den 19. Aug. 1171 seinen Bruder Mstislaw durch den Tod. Er war zwar Bundesgenosse des Fürsten Wladimir Mstislawitsch von Dorogobusch, allein daß dieser nach dem Tode des kiew'schen Fürsten Gleb Jurjewitsch im J. 1172 den Thron von Kiew in Besitz nahm, geschah ohne alle Abrede mit ihm. Zu dem Fürsten Jaroslaw von Halitsch kam er dadurch in eine feindselige Stellung, weil er der entflohenen Gattin und Sohne desselben Schutz gewährt hatte; doch gelang es nach einiger Zeit, den Zürnenden wieder zu gewinnen. Als Mstislaw Rostislawitsch sich mit David's Truppen im J. 1173 in Wüschgrad eingeschlossen hatte, und durch Swätoslaw von Tschernigow und mehr als 20 Fürsten vom 8. Sept. an neun Wochen lang belagert ward, entschied J. den Ausgang. Unter dem Scheine eines Verbündeten vom Großfürsten Andreas zog er heran, war aber nur auf seinen Vortheil bedacht, indem er nach dem Besitze von Kiew trachtete, und trat also, da er erfahren hatte, daß Oleg's Nachkommen sich diesen alten Sitz des Großfürstenthums zueignen wollten, heimlich in Unterhandlung mit Rostislaw's Söhnen Rurik und Mstislaw. Nachdem diese in alle seine Foderungen gewilligt hatten, schlug sich J. entschieden auf ihre Seite und näherte sich Bjelgorod, um zu Rurik zu stoßen. Auf die schrecklichste Verwirrung im Lager der Verbündeten folgte allgemeine Flucht. Des Morgens darauf eroberte Mstislaw, welcher aus der Festung hervorbrach, das feindliche Lager. Hierauf kamen die Rostislawitschen Rurik, David und Mstislaw, sowie Jaroslaw Wladimirkowitsch von Halitsch, und der gleichnamige Fürst von Luzk in Kiew zusammen und verglichen sich dahin, Jaroslaw Isäslawitsch von Luzk als ältesten Enkel des Großfürsten Mstislaw Wladimirowitsch zum Großfürsten zu erklären; und dieser wurde mithin am 20. Dec. 1173 in der feierlichsten Weise auf den großfürstlichen Thron gesetzt. Er und die Fürsten bei ihm dachten nun darauf, Nowgorod wieder mit Kiew zu vereinigen, ließen dieses den dortigen Possadniken vorschlagen, und ihre Abgeordneten fanden die Nowgoroder wie gewöhnlich geneigt, einen dem Großfürsten von Kiew gefälligen Fürsten, besonders einen Sohn oder Bruder desselben, zu ihrem Regenten zu nehmen. Isäslaw durfte jedoch keinen seiner Söhne dorthin senden, denn die Rostislawitschen mußten belohnt werden, und es wurde also Rurik zum Fürsten von Nowgorod ersehen. Seine Brüder behielten ihre frühern Besitzungen, David Wüschgrad und Mstislaw Bjelgorod. Der Fürst Swätoslaw Wsewolodowitsch von Tschernigow ließ im J. 1175 den Großfürsten J. um Gorosdek, welches ihm durch ehemalige Verträge versprochen war, ersuchen und ihn zugleich an die bei dem Tode des Fürsten Wladimir Mstislawitsch zwischen ihnen getroffenen eidlichen Verbindungen erinnern. Denn unter den Mauern von Wüschgrad habe er ihm ein Gebiet zu verleihen, sich anheischig gemacht, sobald er auf dem Throne des heiligen Wladimir sitzen werde. J. entgegnete aber, er herrsche in Kiew nicht durch die Gnade von Oleg's Stamme, welcher seine Theilfürstenthümer nur am linken Ufer des Dnieprs zu suchen habe. Ihre beiderseitigen Versprechungen seien gegenseitig gewesen, Swätoslaw habe ihm damals mit allen seinen Brüdern und Neffen zu Hilfe zu kommen verheißen, aber diesem entgegengehandelt und vielmehr gesucht, die großfürstliche Würde für sich selbst zu erlangen. Nicht durch tschernigowische Truppen, sondern durch die Bemühungen seiner Brüder besitze er selbst jetzt Kiew. Nach dieser abschläglichen Antwort hätte J. mehr auf seiner Hut sein und sich in bessern Vertheidigungszustand setzen sollen. So aber sah er sich plötzlich von Swätoslaw, welcher heimlich ein Heer geworben hatte, überfallen. Auf die erste Nachricht von dem Anzuge desselben verließ er seine Gemahlin und Kinder in Kiew, und reiste, um Truppen zu sammeln, nach Luzk. Swätoslaw bemächtigte sich Kiews und führte J.'s Gemahlin, seinen jüngsten Sohn, die Bojaren und seine ganze Habe mit sich nach Tschernigow. Als J. von Swätoslaw's Abzuge benachrichtigt ward, kehrte er nach Kiew zurück, schob alle Schuld der schlechten Vertheidigung auf die Einwohner der Stadt und verlangte, daß sie das Lösegeld für seinen Sohn, seine Gemahlin und seine Bedienten erlegen und ihm allen erlittenen Schaden ersetzen sollten. Die Stadt entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit; aber J. ließ ansehnliche Summen von allen Bürgern, Priestern, Mönchen und fremden Kaufleuten eintreiben, vertraute Kiew einem zuverlässigen Befehlshaber an, brach mit seinen Truppen gegen Tschernigow auf und ward von

dem Umstande begünstigt, daß Swätoslaw zur nämlichen Zeit mit seinem Neffen Oleg Swätoslawitsch von Sewerien in Fehde lebte. Dieser drang auf die Nachricht von J.'s Anmarsche gleichfalls in das tschernigow'sche Gebiet ein. Swätoslaw fühlte sich zu schwach, beiden zugleich zu widerstehen, machte also bei J. Friedensvorschläge. Diesen zufolge erhielt der Großfürst seine Gemahlin, seinen Sohn, seine Diener und seine ganze Habe wieder, kehrte nach Kiew zurück, sollte aber nicht lange hier herrschen, denn Roman Rostislawitsch, Mstislaw's Enkel, traf im J. 1176 mit seinen Brüdern die Abrede, den vom Volke gehaßten und zur Beherrschung des Reichs unfähigen Großfürsten zu vertreiben, und zog demzufolge nach Kiew. J. wartete ihn nicht ab und flüchtete nach Luzk; Roman dagegen hielt seinen Einzug in Kiew. Als J.'s Nachfolger in Luzk herrschten nach einander seine Söhne, Wsewolod, welcher als Fürst von Luzk zum ersten Male im J. 1183 vorkommt, Mstislaw der Stumme und Igor. Letzterer hatte einen Sohn, Namens Ingar, und dieser einen, Namens Jaroslaw. Diesem Jaroslaw II. von Luzk, dem Urenkel von J. I., wurde im J. 1228 Luzk von Daniel mit Gewalt genommen; denn J. ward im J. 1228 von ihm in Luzk belagert, mußte Daniel's Großmuth in Anspruch nehmen und erhielt von ihm als Lehen Peremüschl und Meshiboshje [57]).

3) Jaroslaw, Fürst von Nowgorod [58]), Wladimirowitsch, ein Enkel Mstislaw's des Großen. Er erhielt Nowgorod im J. 1182, als es Fürst Wsewolod von Kiew an den Fürsten Wsewolod Jurjewitsch von Rostow abgetreten hatte. Der bisherige Regent desselben, Wladimir Swätoslawitsch, wurde veranlaßt, zu seinem Vater nach Kiew zurückzukehren, und Wsewolod Jurjewitsch um einen andern Fürsten ersucht, worauf er J., als seinen Schwager und Vetter, dazu ausersah. Da es nicht gelang, das Gebiet von Pskow vor den furchtbaren Verheerungen der Lithauer zu schützen, so schob man in Nowgorod die Schuld davon auf den Fürsten J. Im J. 1186 wurde dieser von Wsewolod abberufen und machte dem Fürsten Mstislaw Platz, einem Sohne des Fürsten David Rostislawitsch von Smolensk. Die Belagerung von Pronsk im J. 1186 durch Roman Glebowitsch und dessen Brüder Igor und Wladimir veranlaßte Wsewolod, seinen Vetter J. mit andern Fürsten dahin abzusenden. Sobald Roman von J.'s Ankunft bei Kolomna Nachricht erhielt, hob er die Belagerung auf und kehrte nach Räsan zurück, und Wsewolod Glebowitsch von Pronsk begab sich zu J., um in seiner Begleitung zum Fürsten Wsewolod Jurjewitsch nach Wladimir an der Kläsma zu gehen. Als Roman hörte, daß J. sich zurückgezogen habe, wandte er sich abermals gegen Pronsk und zwang es zur Übergabe. J. machte im J. 1188 die Heerfahrt des Fürsten Wsewolod Jurjewitsch gegen Räsan mit, bestieg 1189 den Fürstenstuhl von Nowgorod wieder, nachdem Mstislaw Davidowitsch vertrieben worden war. Mit nowgorodischen und pskowischen Kriegsvölkern machte er im J. 1192 einen Feldzug nach Livland und rückte bis Jurjew (Dorpat) vor. Da brachten die Livländer aus allen Gegenden Tribut zusammen und versprachen die rückständige Steuer für die verflossenen Jahre ebenfalls zu entrichten. Unter diesen Umständen zog J., ohne dem Lande sonst Schaden zuzufügen, nach Nowgorod zurück [59]). Um das Jahr 1197 hatte er viele Feinde in Nowgorod, sodaß man von dort aus bei Wsewolod Jurjewitsch wiederum um Entfernung desselben nachsuchte, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten. So wurde denn J. am 26. Nov. 1197 aus der Stadt vertrieben, begab sich nach Torshok, und nahm in den umliegenden Gegenden des Flusses Msta und der Dwina Tribut. Die Nowgoroder wurden überall wie Feinde gefangen genommen und nach Wladimir gebracht. Innerer Zwist hinderte jeden gemeinschaftlichen Beschluß unter ihnen, bis sie im Frühlinge (1198) Jaropolk, Sohn des Fürsten Jaroslaw Wsewolodowitsch von Tschernigow, zum Regenten wählten. Jaroslaw Wladimirowitsch ward mit den Nowgorodern, welche ihm anhingen, von Wsewolod Jurjewitsch nach Weliki-Luki beordert, um das smolenskische Gebiet gegen die Einfälle der polowzischen Fürsten zu decken. Des Fürsten Jaropolk's Gegenpartei behielt in Nowgorod zuletzt die Oberhand, sodaß dieser nach sechs Monaten zu seinem Vater zurückzukehren sich genöthigt sah. Eine Gesandtschaft seiner Gegner erschien mit der ehemals von Jaroslaw dem Großen angeordneten jährlichen Steuer und verschiedenen ansehnlichen Geschenken bei Wsewolod in Susdal, und entschuldigte das Geschehene unter allerlei Bitten und Versprechungen. Endlich entschloß sich Wsewolod zu verzeihen und schickte Jaroslaw Wladimirowitsch wieder nach Nowgorod, welcher am 12. Jan. 1199 daselbst feierlich empfangen wurde. Viele befreiete Nowgoroder begleiteten ihn; das Volk feierte seine Ankunft als die eines Vaters und wunderte sich selbst über seine frühere Verblendung. Die Ruhe wurde hergestellt; J. herrschte mit Weisheit, Gerechtigkeit, ergriff die zur Sicherung der Grenzen erfoderlichen Maßregeln und demüthigte die Polozker, die sich erkühnt hatten, in Verbindung mit den Lithauern die Umgegend von We-

57) Aufsätze, betreffend die russische Geschichte 1. Thl. S. 604. 606 630. 635. 636; 2. Thl. S. 4. 11. 17. 24. 25. 30. 63. 71. 83. 86. 97. 102. 104. 115. 118, wo von der Geburt Rostislaw's die Rede ist, welcher ein Sohn Jaroslaw's von Luzk, geb. den 24. Juli 1174, in der Taufe den Namen Johann erhielt, S. 121. 122. 180. 132. 194. 302. Karamsin 2. Bd. S. 221. 222. 229. 241. 261. 267; 3. Bd. S. 7. 15. 18—20. 35. 53. 88. 212.

58) Groß-Nowgorod, welches vorzugsweise Nowgorod genannt wurde, während das andere Nowgorod, welches auch seine besondern Fürsten hatte, immer Nowgorod-Sewerskoi heißt.

59) Vergl. Aufsätze, die russ. Gesch. betreffend 2. Thl. S. 246. Ebendaselbst wird aber S. 251 ebenfalls zum J. 1192 bemerkt: J. sei auf Bitte des Fürsten von Polozk nach Weliki-Luki gekommen, und habe sich mit ihm zu einem gemeinschaftlichen Feldzuge gegen die Lithauer und die jenseit der Düna wohnenden Tschuden verbunden, welche der Stadt Nowgorod den versprochenen Tribut nicht entrichtet hatten. Der Fürst von Polozk sei diesem zufolge mit seinen Brüdern im Anfange des Winters gegen die Lithauer aufgebrochen, aber mit den Nowgorodern und Pskowern Jurjew (Dorpat) vorüber, gegen die Simegolen gezogen, und mit vielen Gefangenen und großer Beute zurückgekehrt, bei welcher Gelegenheit auch die Jurjewer den schuldigen Tribut für alle ihre Wohnsitze bezahlt hätten. Ob J. wirklich zwei Heerfahrten im J. 1192 in die Gegend von Jurjew that, oder ob der Geschichtschreiber von verschiedenen Quellen verführt aus einem Feldzuge zwei gebildet habe, bleibt ungewiß.

liki-Luki zu verheeren. Zum Schutze des nowgoroder Gebietes setzte er nach Weliki-Luki seinen Sohn Isäslaw, der aber im J. 1199 dort starb, wie im nämlichen Jahre ein anderer Sohn, Rostislaw, bei dem Vater in Nowgorod. Auch sonst wurde J.'s Glück bald getrübt; denn Wsewolod, sein Schwager, unzufrieden mit ihm, entzog ihm im J. 1200 den Fürstenstuhl von Nowgorod. Auf seinen Befehl mußten die Nowgoroder eine feierliche Gesandtschaft nach Wladimir schicken, sich misvergnügt mit Jaroslaw bezeigen, den Fürsten von Wladimir um einen Sohn für den Thron von Nowgorod bitten und sich anheischig machen, daß sie Niemand anders als Wsewolod's Nachkommen anerkennen wollten. Dieser ernannte nun seinen Sohn Swätoslaw Gabriel, noch ein Kind, zum Fürsten von Nowgorod. Die Nowgoroder aber entließen den Fürsten Jaroslaw nach Nowo-Torg. Seine Gemahlin Helena starb im J. 1202[60]).

4) Jaroslaw, Fürst von Nowgorod-Sewerskoi[61]), ein Enkel des Großfürsten Isäslaw Jaroslawitsch, und Sohn des Fürsten Jaropolk Isäslawitsch von Wüschgrad und Wolhynien, daher Jaropolkowitsch oder zusammengezogen Jaropoltschitsch (Jaropolk's Sohn) genannt, verlor den 22. Nov. 1086 seinen Vater durch Meuchelmord, und seines Vaters Bruder, der Großfürst Wsewolod I. Jaroslawitsch, ertheilte das Fürstenthum Wladimir in Wolhynien an David Igorewitsch. Im J. 1095 war J. Theilnehmer an dem Zuge der großfürstlichen Truppen gegen die Korssuner, welche verschiedene russische Handelsschiffe weggenommen hatten; die Fahrt wurde durch den Sieg bei Kaffa gekrönt und hatte den Erfolg, daß die Räuber allen Schaden ersetzen mußten. Ebenso begleitete er im J. 1096 den Großfürsten Swätopolk gegen den Fürsten Olg Swätoslawitsch nach Tschernigow, und als Olg von dort entflohen war, nach Staborub und half diesen Ort 33 Tage belagern, sodaß sich Olg dem Großfürsten unterwerfen mußte. Nach der schrecklichen Niederlage des Großfürsten Swätopolk und der ihm helfenden Fürsten, welche ihnen Wolodar Rostislawitsch von Peremüschl und Wassilko Rostislawitsch von Terebowl beigebracht hatten (im J. 1098), war er bei demselben und ging mit dem Reste der Truppen nach Wladimir in Wolhynien. Zuletzt war er Herrscher von Berest. Nach Dlugosch[62]) plünderte er mit andern russischen Fürsten im J. 1101 polnische Provinzen; schon im Begriff, mit Reichthümern beladen und mit vielen Gefangenen nach Rußland zurückzukehren, wurde er jedoch von dem jungen Boleslaw an der Grenze eingeholt und in der Nacht geschlagen. Karamsin macht zwar die Zuverlässigkeit dieses Historikers nicht ohne Grund zweifelhaft, doch wäre ein solches Ereigniß recht wohl möglich gewesen, da Martin Gallus (S. 85) diesen Krieg gleichfalls erwähnt. Im J. 1101 ergriff J. zu Folge der russischen Geschichtschreiber in Berest gegen den Großfürsten Swätopolk die Waffen, und war gesonnen, sich anderer Städte zu bemächtigen. Swätopolk eilte mit einem Heere nach Berest, belagerte ihn, bemächtigte sich seiner und führte ihn gefesselt nach Kiew. Der Erzbischof und die Geistlichkeit erflehten ihm Freiheit; er lebte nun auf freiem Fuße in Kiew, entfloh im J. 1102, ward aber von Jaroslawez, einem Sohne des Großfürsten, bei dem Flusse Nur aufgefangen, am 20. Dec. wieder nach Kiew gebracht und ins Gefängniß geworfen, in welchem er nach zehn Monaten, den 8. Aug. 1103, starb. Er hinterließ einen Sohn Jurii[63]).

5) Jaroslaw, Prätendent von Pskow, war der Sohn des Fürsten Wladimir Mstislawitsch von Toropez, daher Wladimirowitsch genannt, uud ein Urenkel[64]) des berühmten Mstislaw Rostislawitsch. Sein Vater wurde im J. 1214 aus Pskow durch die Bewohner desselben vertrieben, und J. hielt diese Stadt für sein rechtmäßiges Erbe; er lebte in Esthland und war gleich seinem Vater bald Freund, bald Feind der Teutschen, erschien im J. 1221, als Swätoslaw, der Bruder des Großfürsten Jurii mit den Nowgorodern in Livland einfiel und die Ufer der Aa verheerte, an der Spitze eines lithauischen Hilfsheeres, vereinigte sich mit Swätoslaw und nahm an einem hitzigen Treffen Antheil. Das J. 1232 schien für ihn zum Geltendmachen seiner Ansprüche auf Pskow günstig zu werden. Aus Nowgorod verwiesene Aufrührer kamen nämlich zu ihm nach Odenpäh, und eroberten mit Hilfe der livländischen Ritter Isborsk. Aber die Einwohner von Pskow nahmen sie im J. 1233 alle gefangen und lieferten sie dem Fürsten Jaroslaw von Nowgorod aus. Gleiches Schicksal hatte der mitgefangene Jaroslaw und wurde nun mit den nowgoroder Flüchtlingen in's susdalische Pereslawl verwiesen. Einige Jahre nachher wurde seine Gemahlin von der Hand eines lasterhaften Stiefsohnes in Odenpäh getödtet, zu Pskow im Johanniskloster begraben, und in Rußland als heilige, durch Tugenden und Wunderwerke hochberühmte, Eupraxia verehrt. Ihr im J. 1233 in das Gebiet von Susdal verwiesener Gemahl erhielt die Freiheit, lebte wieder in Esthland bei den Teutschen, und nährte eifrig deren Haß gegen die Russen. In Pskow gab es einige Verräther, darunter einen Beamten Twerdilo, welche die Ritter beredeten, sich Pskows zu bemächtigen. Es brachten daher die Teutschen in Odenpäh, Dorpat und Fellin ein Heer zusammen und besetzten, in Verbindung mit dem Fürsten Jaroslaw, Isborsk. Die Einwohner von Pskow erlitten eine große Niederlage und mußten Frieden machen. Doch herrschte nun in Pskow nicht Jaroslaw, sondern der Verräther Twerdilo, welcher mit den Teutschen die Oberherrschaft theilte und das Gebiet von Nowgorod bedrängte. Im J. 1241 erschien Alexander Newski und schlug die Teutschen, welche Jaroslaw, da er durch sie seinen Zweck nicht erreichte, verlassen hatte. Dieser befehligte mit Alexander's Genehmigung in Torshok, wurde im J. 1243 von den Lithauern, welche zu rauben, in das Russische

60) Aufsätze, betreffend die russische Geschichte, aus dem Russischen übersetzt von E. G. Arndt 2. Thl. S. 181. 219. 221. 233. 238. 248. 251. 283. 285. 291. 295. 298; Karamsin 3. Bd. S. 51. 84—86. 61) Oder J. Fürst von Berest. 62) Hist. Pol. Lib. IV. p. 346.

63) Aufsätze, betreffend die russische Geschichte 1. Thl. S. 209 239. 274. 284. 286. Karamsin 2. Bd. S. 110. Anmerk. zum. 2. Bd. S. 56. 57. 64) Sein Vater war ein Enkel des Rostislawitschen Mstislaw.

einfielen, zwar geschlagen, vereinigte sich aber mit der Mannschaft von Twer, und verfolgte die Räuber bis Toropez, nach dessen Einnahme Alexander sie vertilgte[65]).

6) **Jaroslaw**, Fürst von Räsan, Sohn des Fürsten Swätoslaw Jaroslawitsch, daher Swätolawitsch genannt, erhielt im J. 1078 Räsan, als der neue Großfürst Wsewolod I. den Fürsten ihre Besitzungen theils bestätigte, theils ertheilte, lebte aber, gleich seinen Brüdern (Olg, David und Roman) mit dem Großfürsten wegen ihrer Besitzungen mehr in Streit und Feindschaft als die übrigen russischen Fürsten. Sein Bruder Olg wollte den Fürsten Mstislaw Wladimirowitsch aus Nowgorod vertreiben und sandte ihn mit wenig Truppen die Wolga hinauf in das nowgorodsche Gebiet. Aber die Nowgoroder brachten ein größeres Heer zusammen, rückten damit gegen die Wolga vor, und hoben in Kimera und andern Orten die Steuereinnehmer des Fürsten Olg auf. Bei dieser Nachricht kehrte J., welcher damals an der Medwediza[66]) stand, zu seinem Bruder Olg zurück, erhielt den 1. März 1097 in der Schlacht seines Bruders vor Susdal gegen den Fürsten Mstislaw und dessen Verbündete, dem Fürsten Wetscheslaw, welcher die ganze Reiterei und die Polowzer befehligte, gegenüber, seine Stellung, und behauptete sie, bis Mstislaw und der Feldherr Wladimir Kuman das Fußvolk unter Olg zum Weichen gebracht hatten und ihn vertreiben halfen. Hierauf ergriffen alle die Flucht; Olg kam nach Murom, ließ daselbst seinen Bruder J. zurück, und begab sich mit wenigen Leuten nach Räsan. Fürst Mstislaw erschien mit seinen besten Truppen vor Murom, um Olgen zum Frieden zu zwingen, schloß, da er ihn hier nicht fand, mit J. einen besondern Frieden, und befreite seine Leute, die in Murom gefangen lagen. Auf einer feierlichen Versammlung der russischen Fürsten an den Ufern des Dniepers in der Stadt Ljubetsch im J. 1097 trat Wladimir Monomach Swätoslaw's Söhnen, zu welchen Jaroslaw gehörte, alles ab, was einst ihres Vaters Eigenthum war; auf einer vom Großfürsten Swätopolk nach Solotitschi berufenen Versammlung russischer Fürsten, an welcher Gesandte von allen polowzischen Fürsten Theil nahmen, um mit allen russischen Fürsten Frieden zu schließen, wurde die Verbindung J.'s und seiner Brüder mit dem Großfürsten und Wladimir Monomach noch mehr befestigt. Fürst J. von Räsan zog im J. 1103 gegen die Morduanen, kämpfte in einer großen Schlacht gegen sie, siegte aber nicht. Als sein Bruder David, Fürst von Tschernigow, im J. 1123 starb, folgte er ihm daselbst, wurde jedoch von seinem Neffen Wsewolod, der im J. 1127 mit Heeresmacht vor Tschernigow erschien, daraus vertrieben. Wsewolod tödtete die ihm treu ergebenen Bojaren, und gab ihre Häuser der Plünderung preis; J. sah sich aller Mittel zum Widerstande beraubt, begab sich nach Tmutarakan, ließ in Räsan seinen Neffen Swätoslaw Olgowitsch und verfügte sich weiter nach Murom. Als der Großfürst Mstislaw I. erfuhr, daß sein Schwiegersohn, Fürst Wsewolod von Tmutarakan, in Hoffnung auf seine Unterstützung, den Fürsten J., seinen Oheim, aus Tschernigow vertrieben habe, ließ er ihm ungesäumt durch eine Gesandtschaft andeuten, daß er sogleich Tschernigow räumen und es zurückgeben solle. Aber Wsewolod gehorchte nicht; der Großfürst belagerte ihn daher in Tschernigow, worauf Wsewolod ihn durch seine Bojaren um Verzeihung bitten ließ, und die kiew'schen Großen mit Geschenken überhäufte. Während dieser Zeit kam J. aus Murom zum Großfürsten, erinnerte ihn an das ihm und seinen Brüdern gegebene Versprechen, daß ihnen Niemand Unrecht thun solle, und bat, seine Sache mit Wsewolod von Tmutarakan nach Recht und Gerechtigkeit zu schlichten. Wsewolod verdoppelte unterdessen seine Bitten und Ränke, und sparte keine Geschenke. Ungeachtet Wsewolod's Bemühungen erklärten sich doch nicht alle Bojaren zu seinen Gunsten. Aber Grigorij, Abt des Andreasklosters, welcher bei dem Großfürsten in besonderer Gnade stand, gab den Rath, für den Fürsten J. keinen Krieg zu führen, und die von ihm gelenkte hohe Geistlichkeit that auch das Ihrige, den Großfürsten in diesem Sinne zu bestimmen und versprach die Sünde des gebrochenen Eides auf sich zu nehmen. Durch dieses Zureden ließ sich der Großfürst endlich bewegen, mit Wsewolod Frieden zu machen und ihn im Besitze von Tschernigow nicht ferner zu stören. Der arme J. kehrte betrübt nach Murom zurück, starb hier nach zwei Jahren und hinterließ diese Provinz, wie auch die räsanische, seinen Söhnen als Erbe[67]).

7) **Jaroslaw Swätopoltschitsch**, Fürst von Wladimir, s. **Jarolawez**.

8) **Jaroslaw**, Fürst von Tschernigow (daher der Tschernigower genannt), war der zweite Sohn Wsewolod's II., (daher Wsewolodowitsch) welcher zuerst den Fürstenstuhl von Tschernigow, dann von dem J. 1139 bis 1156 den großfürstlichen Thron zu Kiew inne hatte. Zuerst wird seiner im J. 1157 bei einer Reise der damaligen Großfürstin von Kiew zu ihrem Schwiegersohne Gleb Jurjewitsch von Perejaslawl gedacht, indem J. sie in Ropesk freundlich aufnahm und zu ihrem Gemahle Isäslaw III. nach Gom geleiten ließ. Von Seiten des Fürsten Mstislaw Isäslawitsch geschahen bedenkliche Anfälle auf andre Fürsten; deshalb verbanden sich im J. 1162 mehre derselben mit J. wider ihn, und erreichten durch kräftiges Auftreten, daß sein Vetter, Wladimir Mstislawitsch, ihnen wegen ihrer überlegenen Macht Friedensvorschläge machte. An dem Zuge des Großfürsten Mstislaw im J. 1168 gegen die Polowzer nahm auch Jaroslaw Theil und übernahm bei der Verfolgung des Feindes die Bedeckung des Gepäcks. Im J. 1177 wurde er von seinen Bruder Swätoslaw gegen den Fürsten Roman Rostislawitsch über den Dnieper abgeschickt, weil dieser seinen Bruder, David Rostislawitsch, von welchem Swätoslaw beleidigt worden war, nicht, wie er verlangte,

65) Karamsin 3. Bd. S. 156. 219. 4. Bd. S. 22. 25.
66) Sie fließt 80 Werste unterhalb Kimera von der Nordseite in die Wolga.

67) Aufsätze, betreffend die ruff. Gesch. aus dem Russ. übers. von C. G. Arndt 1. Thl. S. 236. 243. 244. 247. 248. 250. 284. 291. 304. 328. 339—343. Karamsin 2. Bd. 93. S. 147.

aus dem kiew'schen Gebiete vertreiben wollte. Er ließ zuerst den Fürsten Mstislaw Wladimirowitsch von Tripol auffodern, die Partei der Rostislawitschen zu verlassen, rückte hierauf aber selbst gegen Tripol an, wo sich damals auch der Fürst Jaropolk Romanowitsch aufhielt. Obgleich Mstislaw bei Annäherung desselben die Stadt verschloß und vertheidigte, drang J. doch in sie ein, worauf Jaropolk Romanowitsch sich nebst den Seinigen zu seinem Vater nach Kiew begab. Bei der im J. 1180 durch Fürst Swätoslaw Wsewolodowitsch von Kiew veranstalteten Fürstenversammlung in Ljubitsch, um mannichfaltige Streitigkeiten und Fehden auszugleichen, war auch sein Bruder J. gegenwärtig, wie dieser überhaupt für die Zwecke desselben sich thätig zeigte, da er ihm das Fürstenthum Tschernigow verdankte. Als dieser daher im J. 1181 Rostislaw's Söhne und den Großfürsten Wsewolod III. Georgijewitsch zu besiegen suchte, commandirte er einen Theil seines Heeres in Tschernigow, um gegen Rurik und David zu wirken, und brach mit seinem Neffen, Igor Swätoslawitsch von Sewerien, nachdem er durch einen Haufen Polowzer verstärkt war, im Frühlinge des J. 1181 aus Tschernigow gegen Druzk auf. Kaum aber hatte er das polozkische Gebiet betreten, als die schon längst von dem Vorhaben benachrichtigten polozkischen Fürsten (Brutschislaw Wassilkowitsch von Witepsk und dessen Bruder Swätoslaw von Polozk), dann die Fürsten Wseslaw Dawidowitsch von Logosh, Andrei Woloditsch und dessen Neffen Jsäslaw Brutschislawitsch und Wassilko Brutschislawitsch ihm mit vereinter Macht diesseit Druzk entgegenkamen, während die Fürsten David Rostislawitsch von Smolensk und Gleb Rochwoldowitsch ihm auf dem Fuße nachfolgten. Das Treffen, welches die vereinigten Fürsten suchten, vermied J. sorgfältig bis zur Ankunft des Fürsten Swätoslaw aus Nowgorod; er blieb deshalb sieben Tage lang an einem festen Orte bei dem Flusse Drua stehen, wo endlich Swätoslaw zu seinem Bruder Igor stieß und setzte dann bei Druzk über die Drua. Auf die Nachricht von dieser Vereinigung J.'s mit Swätoslaw, kehrte David nach Smolenzk zurück; Swätoslaw entließ daher die Nowgoroder und fuhr von Ragatschewo zu Wasser nach Kiew herab, J. aber wurde von ihm vorausgesandt, um ihn nebst den Polowzern bei Wüschgrad zu erwarten. Beide zogen gemeinschaftlich in Kiew ein, nachdem Fürst Rurik Rostislawitsch auf die Nachricht von dem Anrücken der Brüder von Tschernigow aus dieser Stadt sich entfernt und nach Bjelgorod begeben hatte. Der polowzische Fürst Kontschak näherte sich im J. 1185 mit vielem Volke der russischen Grenze, machte in Erwartung seiner nachgebliebenen Leute am Flusse Chorol Halt, und fertigte unter dem Vorwande friedlicher Unterhandlungen einen Gesandten an den Fürsten Jaroslaw von Tschernigow ab. Dieser traute zwar den Polowzern und ihrer Gesandtschaft nicht, sandte aber dessenungeachtet einen Bojaren Olestin Oletisch an Kontschak, und weigerte sich deshalb, mit seinem Bruder Swätoslaw gegen denselben zu Felde zu ziehen. Sein Gesandter hatte sich indessen vom Wege verirrt, und fiel den Geguern Kontschak's in die Hände, welcher eine Niederlage erlitt. Seinen Neffen Igor unterstützte J., als dieser gegen Polowz zog; seine Truppen nahmen unter Anführung des Olstin Oletisch an der unglücklichen Schlacht vom 1. Mai Theil; J. wechselte viele polowzische Gefangene gegen russische aus und Igor befreite sich aus der Gefangenschaft durch die Flucht. Während dieser Zeit hatte J. das Land desselben geschützt, versprach ihm auch zu seiner weitern Unternehmung Hilfstruppen. Gegen die Polowzer verbanden sich im J. 1188 Swätoslaw von Kiew und Rurik von Bjelgrod mit andern Fürsten, und J. begleitete sie bis zum Flusse Snoporod, weigerte sich aber weiter vorzurücken, weil der Feind noch nirgends zu sehen, sein Kriegsvolk aber ermüdet und das tschernigow'sche Gebiet weit entfernt sei; dadurch wurde das ganze Unternehmen vereitelt. Misvergnügt kehrten alle in ihre Besitzungen zurück. Doch nahm Jaroslaw im J. 1195 an der Heerfahrt seines Bruders Swätoslaw gegen Kursk Antheil, schickte im J. 1197 nach gehaltener Berathschlagung mit seinen Brüdern und Neffen, im Anfange der großen Fastenzeit, seinen Neffen Olg Swätoslawitsch, zu einer Heerfahrt wider den Schwiegersohn des Fürsten David Rostislawitsch von Smolensk gegen Witebsk ab. Olg Swätoslawitsch gelangte in's smolenskische Gebiet. David von Smolensk schickte ihm seinen Neffen Mstislaw Romanowitsch mit einer tüchtigen Heerschar entgegen, welcher jedoch eine Niederlage erlitt und in Gefangenschaft gerieth, da sich die Polozker mit dem Feinde vereinten. Olg sandte unverzüglich nach Tschernigow zu seinem Vetter, um ihn durch die Nachricht von dem glücklichen Treffen zu einem eiligen Zuge nach Smolensk zu bewegen. Er erreichte seinen Zweck und J. rückte in Begleitung aller seiner Neffen gegen Smolensk vor. Fürst Rurik Rostisslawitsch von Kiew, welcher sich damals zu Owrutsch aufhielt, ließ auf die Nachricht von der unglücklichen Lage seines Bruders David dem Fürsten J. vorstellen, er sei, gegen die zwischen ihnen getroffene Übereinkunft, bis die Gesandten aller russischen Fürsten zur endlichen Bestimmung der Besitzungen zusammengekommen sein würden, keinen innerlichen Krieg anfangen zu wollen, wider Smolensk aufgebrochen; er sehe sich daher gezwungen dafür Tschernigow anzugreifen. Jaroslaw war bereits nahe bei Smolensk angekommen, als er diese Drohung erhielt, kehrte aber doch, um sein eignes Land aus der Gefahr zu retten, nach Tschernigow zurück. Von hier aus fertigte er sogleich eine Botschaft des Inhalts ab, er habe seinen Neffen Olg mit Rurik's Einwilligung gegen den Fürsten von Witebsk gesandt, David dagegen, um dem Fürsten von Witebsk, seinem Eidame, beizustehen, Truppen gegen Olg ausgeschickt, dieser aber Gottes Beistand genossen. Rurik erwiederte darauf, die von J. erwähnte Einwilligung sei nur unter der Bedingung gegeben, daß man sich vorher mit dem Fürsten David verständige; dagegen sei Olg, ohne David's Antwort abzuwarten, in's smolenskische Gebiet eingerückt, sodaß David, um sich gegen Gewalt zu vertheidigen, ihm seinen Neffen Mstislaw entgegengeschickt habe. Zugleich verlangte Rurik, Mstislaw, welchen J. in Haft hatte, müsse zuvor mit allen seinen Leuten in Freiheit gesetzt werden, ehe an Frieden zu denken sei. Die Unter-

handlungen blieben erfolglos und Rurik von Kiew machte dem Fürsten Wsewolod Jurjewitsch von Rostow den Antrag zu einem Angriffsbündnisse gegen Jaroslaw, erhielt aber den ganzen Sommer hindurch keine Antwort, weil die tschernigower Fürsten alle Wege besetzt hielten und alle Boten auffangen ließen. Endlich kam von Wsewolod die Auffoderung, den Krieg nur anzufangen; er sei bereit. Rurik fiel nun in's tschernigow'sche Gebiet ein; Jaroslaw, zu schwach, beiden Fürsten Widerstand zu leisten, erbot sich mit Rurik und seinem Bruder David von Smolensk Frieden zu machen, wobei er aber jede Einmischung Rurik's in seinen Streit mit Wsewolod von Rostow ablehnte. Rurik wollte aber ohne Vorwissen seines Bundesgenossen keinen Separatfrieden schließen, weil dies seiner Ehre zuwider sei. Jaroslaw zog nun die Unterhandlungen in die Länge und der Krieg währte bis zum Herbste fort. Von Nowgorod aus war Wsewolod gebeten worden, ihnen einen seiner Söhne als Regenten zu schicken; allein während des Feldzuges war von ihm darauf die Antwort unterlassen worden. Im Frühling 1198 sandten die Nowgoroder daher nach Tschernigow, ließen Jaroslaw um seinen Sohn Jaropolk bitten und erhielten ihn. Auf Verabredung mit den tschernigow'schen Fürsten rückte Roman Mstislawitsch, Fürst von Wladimir in Wolhynien, in diesem Jahre in der Stille bis Polonno vor, und schickte von da streifende Parteien in's Gebiet des Fürsten David von Smolensk. Dieser ließ den Fürsten Wladimir Jaroslawitsch von Halitsch zu einem Feldzuge gegen Wladimir in Wolhynien auffodern. Unterdessen war Wsewolod mit den muromischen und räsanischen Truppen gegen Tschernigow, und nach seiner Vereinigung mit dem Fürsten David von Smolensk, in's Gebiet der Wätitischen vorgerückt, wo sie Koselsk, Bolochow, Bolchow und verschiedene andere Städte einnahmen. Jaroslaw Wselodowitsch war damals auf einem Zuge gegen Rurik von Kiew begriffen, und konnte den Fürsten von Rostow und Smolensk keinen Widerstand leisten, ließ bei der Nachricht von dem Einbruche der Verbündeten in's Gebiet der Wätitschen seine Neffen Olg und Gleb in Tschernigow zurück, setzte die dasigen Städte in wehrhaften Stand, brach hierauf selbst gegen die Fürsten Wsewolod und David auf, verschanzte sich nicht weit von ihrem Heere in einem Walde, vertheilte die Polowzer unter seine Truppen, und ließ den Verbündeten Friedensvorschläge thun. Sie verlangten, er solle den Fürsten Mstislaw in Freiheit setzen, seinen Sohn aus Nowgorod zurückrufen, dem Bündnisse mit dem Fürsten Roman Mstislawitsch von Wladimir in Wolhynien entsagen und ihm weder öffentlich noch heimlich Hilfe leisten, und endlich bei Rurik's und David's Lebzeiten keine Ansprüche auf Kiew und Smolensk machen, auch die Besitzungen dieser Fürsten nicht angreifen. Jaroslaw nahm alle Bedingungen an, mit Ausnahme der einen, sein Bündniß mit dem Fürsten Roman Mstislawitsch aufzugeben, setzte sogleich Mstislaw in Freiheit, und befahl seinem Sohne Jaropolk, Großnowgorod zu verlassen. Ein Theil der Einwohner wollte diesen jedoch nicht zu seinem Vater zurücklassen, bis endlich die Gegenpartei die Oberhand behielt. Jaroslaw starb im J. 1200 und hinterließ zwei Söhne, Igor und Jaropolk[68]).

C. Jaroslaw, schlesischer Herzog zu Oppeln. Er war der zweite Sohn des Herzogs Boleslaw's I. des Langen, wurde von seinem Vater dem Herzoge Mieceslaw dem Alten von Ratibor gegen Lesk den Weißen im J. 1195 zu Hilfe geschickt. Bevor aber J. ankam, war Mieceslaw durch den Woiwoden von Krakau und den krakau'schen, sendomirischen und lublinischen Adel sieben Meilen von Krakau am Flusse Moßgawa angegriffen, und hatte die Schlacht bereits verloren. Als Jaroslaw erschien, hatte sich das Heer des Herzogs Lesk des Sieges gewiß, gänzlich zerstreut. Nur der Woiwode von Sendomir, Goworek, war noch mit dem Nachzuge auf dem Schlachtfelde. Jaroslaw griff ihn mit überlegener Macht an, führte das geschlagene Heer des Herzogs Mieceslaw zugleich zurück, gewann den Sieg und brachte den Woiwoden Goworek gefangen nach Schlesien. Durch die Vorliebe, welche Jaroslaw's Vater für seine zweite Gemahlin Adelheid, Tochter des Grafen von Sulzbach und ihre Kinder, besonders Heinrich mit dem Barte hegte, schwer gekränkt, verband er sich nachmals mit dem Herzoge Mieceslaw von Ratibor, für den er die Schlacht an der Moßgawa gewonnen hatte, und welcher jetzt mit seinem Vater wegen Glogau im Streite lebte, vertrieb seine schwangere Stiefmutter nach Teutschland, und zwang seinen Vater, ihm Breslau einzuräumen, und das Fürstenthum Neiße zu geben, wurde im J. 1198 durch Vermittelung seines Vaters Bischof von Breslau, und vereinigte sogleich im ersten Jahre seiner bischöflichen Regierung, damit es nicht in die Hände seines Halbbruders Heinrich käme, das ganze Fürstenthum Neiße auf ewig mit dem Bisthume Breslau, starb den 22. Jan. 1201 und wurde in der Domkirche begraben[69]).

(*Ferdinand Wachter.*)

JAROSLAWEZ Swätopoltschitsch, Fürst von Wladimir in Wolhynien, war ein Sohn des Großfürsten Swätopolk-Michael, begleitete seinen Vater nach einer großen Niederlage, welche dieser im J. 1098 in der Schlacht gegen die Fürsten Wolodar von Peremüschl und Wassilko von Terebowl erlitten hatte, mit dem Reste seiner Truppen nach Wladimir, wurde von demselben zu dessen Schwiegersohne nach Ungern gesandt, um Hilfe zu erbitten, erhielt vom Könige Koloman von Ungern ein Heer, bei welchem sich die Bischöfe Koman und Laurentius befanden, und zog damit über die Gebirge in's Gebiet der Fürsten Wolodar und Wassilko. Bei dieser Nachricht befestigte Wolodar Peremüschl, und bereitete sich mit allem möglichen Eifer zur Gegenwehr. J. erschien mit dem Könige Koloman von Ungern vor dieser Stadt und schloß sie ein. Fürst David Igorewitsch kam mit Polowzern gegen sie angezogen. Die Ungern ließen durch

---

68) Aufsätze, betreffend die russische Geschichte, aus dem Russ. übersetzt von C. G. Arndt 2. Thl. S. 19. 54. 61. 83. 84. 150. 151. 167. 176—178. 200. 226. 227. 256. 277—291. 295. Karamsin 3. Bd. S. 47. 48. 54. 79. 81. 69) *Sommersberg*, Silesiacarum rerum scriptt. T. I. p. 140. 286, 305. 367. T. II. p. 240. T. III. p. 8. *Duglossus*, Lib. VI. ad an. 1195.

verstellte Flucht derselben sich täuschen und erlitten eine schreckliche Niederlage, da auch Wolodar einen Ausfall that. David eroberte nun mit den Truppen der Fürsten Wolodar und Wassilko die Städte Tscherwen und Suten, und erschien vor Wladimir. J. begab sich nach Polen. Jener aber wurde von Putáta, dem Feldherrn des Großfürsten von Wladimir, geschlagen, und Wladimir entsetzt. Im J. 1100 wurde Friede und J. von seinem Vater mit Wladimir in Volhynien belehnt. Er fing im J. 1102 den aus Kiew entfliehenden Fürsten Jaroslaw Jaropolkowitsch bei dem Flusse Nur auf, und machte im J. 1111 einen berühmten siegreichen Kriegszug gegen die Polowzer mit. Dem Großfürsten Wladimir Monomach bereitete er viele Unruhe, verbündete sich im J. 1117 mit den Polen, that auf ihren Rath und ihre Aufmunterung einen Einfall in's großfürstliche Gebiet, bemächtigte sich einer dem Großfürsten am Flusse Gorán gehörigen Gegend, suchte die Fürsten Wassilko und Wolodar Rostislawitsch ihrer Besitzungen zu berauben, und verging sich auf allerlei Weise an den benachbarten Fürsten. Hierüber liefen häufige Klagen bei dem Großfürsten ein. Überdies haßte J. seine Gemahlin, eine Tochter Mstislaw's und Enkelin des Großfürsten, und scheute sich nicht, sie und in ihr den Großvater zu verunglimpfen, hatte auch den Entschluß gefaßt, sich von ihr ohne Ursache zu trennen. Vom Großfürsten durch einen Gesandten ermahnt, änderte er sein Betragen nicht im Geringsten und wurde von ihm vor das Gericht der Fürsten geladen, weigerte sich aber zu erscheinen. Nun zog der Großfürst im Vereine mit dem Fürsten David von Tschernigow und den tmutarakanischen Fürsten, und Wolodar und Wassilko gegen Wladimir und hielt es 60 Tage lang eingeschlossen; J. erwog seine Schwäche und den Mangel an Lebensmitteln, schickte einige seiner Großen mit Friedensvorschlägen aus der Stadt, erhielt jedoch die Andeutung, daß er selbst kommen, und um Verzeihung bitten solle. Er erschien bald hierauf, fiel dem Großfürsten zu Füßen und bat ihn vor allen Fürsten, die bei ihm saßen, um Verzeihung und die übrigen Fürsten um ihre Fürsprache. Der Großfürst verwies ihm sein zeitheriges Benehmen und ermahnte ihn, mit den übrigen Fürsten in Frieden und Eintracht zu leben, inskünftige Niemand zu beleidigen, seine Gemahlin nach Vorschrift der Religion zu lieben, und wenn ihm Jemand Unrecht thue, sich nicht selbst Recht zu verschaffen, auch im Falle er nach Kiew berufen werden würde, daselbst vor Gericht zu erscheinen. Nach eidlicher Versicherung über dieses alles erhielt er Verzeihung. Dies war im Jahre 1117 geschehen; aber schon im J. 1119 vergaß J. den von ihm geleisteten Eidschwur, wies mit Verachtung seine Gemahlin von sich, und dachte darauf, dem Großfürsten Kiew zu nehmen. Bei dieser Nachricht zog letzterer mit Heeresmacht gegen Wladimir; J. wartete ihn nicht ab und verfügte sich zu seiner Halbschwester Sbislawa und seinem Schwager, dem Herzog Boleslaw III. nach Polen. Wladimir erhielt nun des Großfürsten Sohn, Roman, Wolodar's Schwiegersohn, und als dieser im nämlichen Jahre starb, ein anderer, Andreas. Diesem gab der Großfürst den Auftrag, den Absichten des Herzogs Boleslaw's Krimousti von Polen zuvorzukommen; denn er sah voraus daß dieser als Schwager des vertriebenen Fürsten von Wladimir zu dessen Gunsten das Schwert ergreifen werde. J. kam im J. 1120 mit polnischer Hilfe vor Tscherwen, ward aber von dem dortigen Possadnik (Statthalter) Foma Ratiboritsch geschlagen und über die Grenze getrieben. Der Großfürst dagegen ließ durch seinen Feldherrn Adrian Petschinna Polen verheeren, welcher mit vielen Gefangenen und großer Beute zurückkam. Während er sich aber im J. 1121 mit seinen Söhnen in Smolensk befand, um die Mishelligkeiten zwischen den polozkischen Fürsten zu schlichten, erschien J. abermals, weil er für seinen Plan, durch unvermutheten Überfall sich Wladimir's wieder zu bemächtigen, eine bequeme Zeit gefunden zu haben glaubte; da er jedoch hörte, daß Fürst Andrei Wladimirowitsch Truppen in Bereitschaft habe, fürchtete er starke Gegenwehr, wandte sich deshalb gegen Tscherwen, belagerte es, wurde aber von Foma Ratiboritsch, der einen Ausfall that, geschlagen und vertrieben [1]). So brachte er vier Jahr nach seiner Vertreibung in Polen zu, und nahm 1123 zu dem Könige Stephan von Ungern seine Zuflucht, da dieser sich an den Russen wegen der Niederlage rächen wollte, welche sein Vater an den Ufern des Flusses San erlitten hatte. Unterstützt von seinem Schwager brachte J. ebenso wie der König von Ungern viele Truppen zusammen. Der Beherrscher Polens und J. kamen zuerst nach Peremüschl und beredeten die Fürsten Wolodar und Wassilko mit ihnen zu ziehen. Bald hierauf fand sich der König von Ungern bei ihnen ein; J. aber zu ungeduldig, wollte den langsamen Zug des Heeres nicht abwarten, bat sich gegen 7000 Ungern und Polen aus, eroberte verschiedene Städte seines vormaligen Gebietes und rückte vor Wladimir, ward hier vom Fürsten Andrei in gutem Vertheidigungsstande erwartet, den 15. Mai völlig geschlagen und fiel in der Schlacht [2]). Nach einer andern Angabe ritt der stolze J. an die Mauer der Stadt heran, besichtigte die Festung und bezeichnete in seinem Sinne bereits den Ort zu dem auf den nächsten Tag verschobenen Sturme. Zwei Menschen aber schlichen heimlich aus der Festung, legten sich am Wege zwischen den feindlichen Zelten und der Stadt in Hinterhalt, und durchstachen den unvorsichtigen Fürsten, als er im Begriffe war, zum verbündeten Heere zurückzukehren [3]). Zu Folge dieser Darstellung lag auch das ganze Heer der Verbündeten vor Wladimir. Dlugosch [4]) erzählt auch Folgendes: Wladimir Monomach hielt den Fürsten J. irrig für seinen geheimen Feind; dieser, im Bewußtsein seiner Unschuld, erschien im Lager der Kiewer unbewaffnet, schärfte seinem Vaterbruder das Gewissen und schloß mit ihm

1) So nach den Aufsätzen die russ. Gesch. betreffend ꝛc. In den russ. Annalen wird gesagt, daß Jaroslawez anfänglich nach Ungern floh. Aber es scheint, wie Karamsin bemerkt, er that es erst, als er an der Polen Tapferkeit und Stärke verzweifelte. 2) Diese Angabe hat Tatischew aus Mat. Striykowsky und dieser aus Dlugosch (Hist. Pol. Lib. IV. p. 420). 3) Diese Beschreibung findet sich in der rostow'schen und andern Chroniken, und Karamsin folgt ihr. 4) a. a. O. S. 410. 411.

Frieden. Wladimir jedoch hatte ihn abermals in Verdacht gefährlicher Gesinnungen, und befahl ihm, nach Kiew zu kommen; J., von seinen Rathgebern getäuscht, flieht mit Frau und Kindern zu Boleslaw, nach Polen, nachdem er die Stadt Wladimir seiner Leibwache übergeben hatte, erschien dann mit den Ungern und Polen vor Kiew (nicht Wladimir) und fand bei der Belagerung desselben den Tod. Die ungrischen Geschichtschreiber nennen den Ort nicht, wo Bezen, wie sie Jaroslaw heißen, fiel; nach ihnen waren Belagerte aus der Burg gegangen, um die Ungern zu überschauen, wurden durch Herzog Bezen angegriffen und vertheidigten sich tapfer, wobei jener tödtlich verwundet wurde [5]). (*Ferdinand Wachter.*)

Jaroslawitsch Newskoj, s. **Alexander Jaroslawitsch Newskoj**.

JAROSLAWL, gewöhnlich **JAROSLAW**, 1) eine im J. 1777 neu errichtete Statthalterschaft im europäischen Rußland, früher zum moskauischen Gouvernement gehörig, von ihrer Hauptstadt so benannt, zwischen dem 57. bis 59. Gr. n. Br. und vom 56. bis 59. Gr. östl. L. Nach Wichmann hat sie 691 □ Meil. Flächeninhalt, beinahe 900,000 Einwohner, 1265 auf einer □ Meile, ist in zehn Kreise getheilt und grenzt gegen Norden an Wologda, gegen Osten an Kostroma, gegen Süden an Wladimir und gegen Westen an Twer und Nowgorod. An Wohnplätzen finden sich darin 12 Städte, 554 Kirchspiele und 7705 Dörfer mit 16 Klöstern, 812 Kirchen, 2573 Edelhöfen und 7220 Bauernhöfen. — Das Klima ist ziemlich kalt und rauh, der Herbst und Winter lang, der Frühling und Sommer kurz, die Witterung im Ganzen jedoch heiter und wegen der reinen Luft für das Pflanzenreich, Menschen und Thiere gedeihlich und gesund. Das Land ist meistens flach und ohne Gebirge, doch hat es hin und wieder Hügel, Landrücken und hohe Flußufer. Der Boden ist mehrentheils trocken und mager, mitunter sumpfig, mit Thon und Sand, aber nur mit weniger schwarzer Erde gemischt; im Ganzen ist er mittelmäßig fruchtbar, doch bei gehöriger Bearbeitung an Getreide, Hanf und Flachs ziemlich ergiebig. Durch das Vertrocknen der Bäche entstehen im Sommer Moräste, die zum Theil beträchtlich sind. Waldungen hat das Gouvernement hinreichend. Gartengewächse werden sehr häufig gebaut, aber die Viehzucht ist nur mittelmäßig, und von Geflügel zieht man vornehmlich Hühner und Gänse. Wild ist weniger vorhanden als Fische.

Die Einwohner sind blos Russen, unter denen nur wenige Tataren, Tscheremissen und einzelne Ausländer zerstreut leben. Sie sind ungemein fleißig und treiben allerlei Gewerbe, besonders Krämerei, Gartenbau, Producten- und Victualienhandel; auch wird vieles Obst, dessen Cultur in den südlichen Gegenden ansehnlich ist, verkauft. Die den Russen eigene Betriebsamkeit verdoppelt sich hier, weil für die vorhandene Volksmenge zu wenig Ackerland da ist. Daher sind die Einwohner auch größtentheils wohlhabend, denn ihr Fleiß und ihre Thätigkeit ersetzen ihnen den Mangel des urbaren Landes. Sie beschäftigen sich in zahlreichen Manufacturen mit Linnenweberei und mit Verfertigung seidener, wollener und baumwollener Zeuche. Besonders wichtig ist die Satrapesische Leinwandmanufactur, welche vorzüglich schönes Tischzeuch liefert; auch hat das Gouvernement einige 30 Juften- und andere Lederfabriken, starken Schiffbau, Schwefel- und Vitriolhütten, ein Paar Hut-, Zitz- und Kattunmanufacturen, viele Seifen-, Talg- und Lichtsiedereien und an 100 Branntweinbrennereien. Außerdem schmieden sie viel in Eisen, arbeiten nicht allein in benachbarten Gouvernements, sondern auch vorzüglich in den beiden Residenzen als Zimmerleute, Maurer, Töpfer, Tüncher, Tagelöhner ꝛc., und ziehen alle Frühjahre als Küchengärtner nach St. Petersburg (wo sie von den dasigen Teutschen gewöhnlich **Grünkerle** genannt werden), nach Moskau und nach vielen andern großen Städten, selbst nach dem Liv- und Esthländischen. Dort pachten sie Gartenländer oft sehr theuer, und bauen auf denselben mit unermüdetem Fleiße und einer ihnen eigenen Sorgfalt und Geschicklichkeit, Gartengewächse in Menge, von vorzüglicher Güte und über Erwartung früher, als man z. B. nach dem Klima von St. Petersburg, daselbst erzielen zu können glauben sollte. Sie verkaufen ihre Gemüse und Gartengewächse sehr wohlfeil und nehmen mit einem mäßigen Gewinn vorlieb, erwerben sich aber doch durch die Menge derselben nicht selten ein kleines Capital, mit dem sie im Winter nach Hause ziehen, und ihrem Herrn davon für die Erlaubniß fortwandern zu dürfen, den Obrock (Abgabe) bezahlen. Eine in die Augen fallende Folge und zugleich der redendste Beweis des Wohlstandes der Einwohner sind die vielen und wohlgebauten Kirchdörfer, deren Insassen neben dem Ackerbaue städtische Gewerbe treiben.

Das Thier- und Pflanzenreich ist nicht ärmer als in den benachbarten Provinzen. Es gibt Bären, Wölfe, Luchse, Füchse, Dachse, Marder, Hasen, Kraniche, Schwäne, Gänse, Enten, Birkhühner, Haselhühner, Auerhühner, Falken, Habichte ꝛc. — Die größern durch diese Statthalterschaft strömenden Flüsse sind die Wolga, Mologa, Schecksna und Kostroma; außer ihnen noch 20 kleinere und eine Menge Bäche. Unter den 38 Landseen ist der Nero, auch Rostow (bei der gleichnamigen Stadt) genannt, der bedeutendste, denn er ist beinahe 2 Meilen lang und $1\frac{1}{2}$ Meile breit. Das Wappen der ganzen Statthalterschaft, sowie der Hauptstadt, ist ein stehender Bär im silbernen Felde, der in seiner linken Tatze eine goldene Streitaxt hält. 2) Die ansehnliche Stadt **Jaroslaw** oder **Jaroslawl**, ist die Haupt- und Gouvernementsstadt, am rechten Ufer der Wolga und am Einflusse der Kotoroßla in dieselbe, eine alte, schon im 11. Jahrh. erbaute, große, dabei wichtige Handels-, Fabrik- und Manufacturstadt, 120 Meilen von St. Petersburg und 30 Meilen von Moskau. Sie liegt unter dem 57. Gr. $43\frac{1}{2}$ Min. n. Br. und dem 57. Gr. 50 Min. östl. L., und hat einen Umfang von 3 Meilen, in der Länge $\frac{1}{4}$ und in der Breite beinahe $\frac{1}{4}$

5) Chronica Hungarorum Cap. 68. ap. *Schwandtnerum*, Scriptt. Rerum Hungar. P. I. p. 175. *Pray*, Ann. Reg. Hung. P. I. p. 120. Auss. betreffend die russ. Gesch. aus dem Russ. übersetzt von C. G. Arndt 1. Thl. S. 274. 277. 283. 285. 296. 315. 317. 318—323. 327. Karamsin 2. Bd. S. 105. 107. 123. 129 Anmerk. zum 2. Bd. S. 66. 67.

Meile. Früher hatte sie ihre eigenen Fürsten, sie kam aber im 14. Jahrh. unter die moskau'schen Beherrscher und später unter die Zare, welche alle Fürstenthümer in ein Ganzes vereinigten. Bis zum Jahre 1777 war sie eine Provinzialstadt des moskau'schen Gouvernements, in dem genannten Jahre aber von Katharina II. zur Gouvernementsstadt der jaroslaw'schen Statthalterschaft erhoben. Als solche ist sie nunmehr der Sitz eines Generalgouverneurs, eines Vice- und Civilgouverneurs, der Statthalterschaftsregierung und aller davon abhängigen Behörden, sowie des Erzbischofs von Jaroslaw und Rostow. Durch die beiden Flüsse wird sie von den sechs Vorstädten und der großen Satrapesischen Fabrik, welche aus Seiden-, Wollen-, Baumwollen- und Linnenwebereien, einer Schönfärberei, Papier-, Öl- und Sägemühle besteht, getrennt. Die Stadt ist in 15 Bezirke getheilt, ohne Wälle und blos mit Pallisaden umgeben, hat aber eine alte Festung mit einem Erdwalle und Thürmen, enge, zum Theil gepflasterte, im übrigen mit Balken bebrückte Gassen, eine unregelmäßige, altmodische Bauart, 2800 Wohnhäuser, 53 Kirchen, darunter 44 von Stein, 15 Kapellen, 3 Klöster, ein geistliches Seminarium für 500 Studirende, 1 adeliges und 1 Gouvernementsgymnasium, seit 1804 ein Athenäum (gelehrte Schule), das Demidow'sche genannt, mit dem Range und den Vorrechten einer Universität, und einer zahlreichen Bibliothek, an welchem sechs Professoren die Physik, Naturgeschichte, Mathematik, Philosophie, griechische und lateinische Sprache und Literatur, Geschichte, russische Sprache und Literatur, Natur-, Völker- und russisches Recht ꝛc. lehren; ferner 1 Findelhaus, 1 großen steinernen Kaufhof, mehre Armenhäuser, 1 Krankenhaus und 25,600 Einwohner. Unter die bedeutendsten Fabriken gehören außer der schon genannten, 2 Leinwandmanufacturen von 1887 Stühlen, die jährlich für ½ Mill. Rubel vortrefflicher Waaren liefern, mehre Seiden-, Wollen- und Baumwollenzeuchmanufacturen, 45 Gärbereien, welche geschätzte Justen liefern, einige Seifensiedereien, Lichtziehereien, Talgschmelzereien, 1 Papiermühle, welche jährlich 4500 Ries verfertigt, 1 Fabrik für echten und unechten Silberdraht, 1 Vitriolsiederei, die jährlich 900 Pud (à 40 Pfund) liefert, 1 Mennig- und Bleiweißfabrik, eine Wachholderölfabrik, 1 Stampfmühle für Hanf- und Leinöl, eine Tau- und Seilermanufactur, 2 Glockengießereien, viele Zinngießer, Kupferschmiede ꝛc. Der Handel mit den hier verfertigten Waaren und Erzeugnissen der Natur erstreckt sich durch ganz Rußland und beträgt jährlich über 4 Mill. Rubel. Nach St. Petersburg wird vornehmlich Getreide versendet, nach Moskau Flachs, Öl und andere Gegenstände. In den Umgebungen der Stadt sind viele Gärten, in denen ein Überfluß an guten Gemüsen und auch etwas Obst gebauet wird *).

*) Man vergl. hierbei: Statistische Beschreibung des Gouvernements Jaroslaw, in Herrmann's statist. Journal (Petersb. 1808). 2. Bd. 2. Abtheil. Beschreibung des russischen Reichs von Schäffer 1. Thl. Hassel, Erdbesch. des russ. Reichs in Europa. Makinowitz, Geogr. Wörterb. des russ. Reichs, unter diesem Worte (ist russisch geschrieben). Georgi's Geogr. Beschreibung des russ. Reichs 2. Thl. Mehre Reisebeschreibungen der petersb. Akademiker. Brömsen, Geogr. des russ. Reichs u. a. m.

3) Der Kreis Jaroslaw erstreckt sich längs der beiden Wolgaufer, und ist 9 Meilen lang und 2—6 Meilen breit, größtentheils eben, hat vielen sandigen und lehmigen Boden, wenig Waldung, geringes, nicht sehr fruchtbares Ackerland, daher auch keinen ergiebigen Getreidebau und nur 3—4fältige Ernten, aber gute Wiesen. Aus Mangel an Dünger (wegen der nur mittelmäßigen Viehzucht) werden blos die Winterfelder bemistet. Das Bau- und Brennholz erhält der Kreis auf der Wolga. Außer der Hauptstadt enthält er keinen Ort von Bedeutung, 48 Kirch- und 404 andere Dörfer nebst 76 Edelhöfen.

(*J. C. Petri.*)

JAROSLAWS PRAWDA [1]), Jaroslaw's Recht, eine berühmte russische Gesetzsammlung, betrachtet man gewöhnlich als Complex allgemeiner oder Reichsgesetze, obwol die alten Abschriften davon nur in Nowgorod gefunden wurden, und auch einige besondere oder locale Verfügungen für diesen Staat enthalten [2]). Nach Karamsin gab Jaroslaw I. ohne Zweifel dieses Gesetzbuch dem ganzen Reiche, als er schon Großfürst war; seine Söhne und Monomach stellten mit den kiew'schen, perejaslaw'schen und tschernigow'schen Bojaren einige Artikel ab und fügten andere hinzu. In Kiew und andern südlichen Städten wurden die Rechtsfälle gleichfalls nach diesen Gesetzen entschieden. Wenn russische Rechtsforscher und Geschichtschreiber behaupten, daß die Russen ihre Civilgesetze den Scandinaviern verdanken, so spricht für sie, daß auch Jaroslaw's Gesetze ganz den Grundsätzen des altteutschen, angelsächsischen und scandinavischen Rechts folgen. Sollte nun damals nicht auch der Hauptsatz des germanischen Rechts, jeden nach dem Gesetze des Landes, welchem er angehörte, nicht dessen, in welchem er sich befand, zu richten, in Rußland gegolten haben? Jaroslaw's Gesetze galten also wol nur insofern für das ganze russische Reich, als von dessen russischer Bevölkerung die Rede ist. Nach Nowgorod waren die ersten Russen gekommen und hatten von da aus ihre Herrschaft weiter verbreitet; hier, wo die meisten Russen sich befanden, mußte also auch die Hauptbildungsstätte des russischen Rechts sein. Die Gesetze Nowgorod's aber mußten gar leicht für die übrigen Russen Gültigkeit erlangen, da ihnen doch nichts anderes als russisches Recht geboten werden konnte. Die Slawen dagegen und andere Völkerschaften nicht russischer Abkunft im russischen Reiche sind damals, wo das germanische Recht noch herrschte, schwerlich nach diesem Rechte gerichtet worden. Nur die Gewalt ihrer Sieger hätte sie zur Annahme fremder Gesetze zu bringen vermocht. Ganz unwahrscheinlich wäre diese Annahme im Betreff der Völkerschaften, welche blos insofern dem russischen Scepter unterworfen waren, als sie Schatzung zahlen und Heerfolge leisten mußten; denn diese behielten sicherlich ihr vaterländisches Recht. Es folgt daraus, daß Jaroslaw's Gesetze keineswegs „allgemeine oder Reichsgesetze" im vollen Sinne des Worts zu nennen sind, sondern nur Gesetze des herr-

1) Später Ustaw (Verordnung) oder Sud, (d. i. Gerichtssprüche) genannt. 2) So wird darin z. B. von Isgojen, Bewohnern von Nowgorod, gesprochen.

schenden Volkes. Dessenungeachtet sind sie für die Geschichte von hohem Werthe, und auch für uns Teutsche darum merkwürdig, weil sie ein aus dem germanischen entsprossenes Recht enthalten, wie z. B. die Gesetze über die Blutrache, oder wenn diese nicht eintrat, die Höhe des Wergeldes nach den verschiedenen Ständen[3]), die verhängten Geldbußen gegen Gewaltthätigkeiten, die Gottesurtheile, Jagdgesetze und mehre andere Rechtsbestimmungen zeigen. Es kann daher Jaroslaw auch nicht als ein solcher gelten, welcher dieses Recht erst durch seine Gesetze geschaffen habe, sondern nur als Anordner der Aufzeichnung von geltenden Rechtsbestimmungen, wobei da, wo es räthlich schien, Verbesserungen vorgenommen wurden, wie nachmals seine Söhne wiederum daran besserten[4]). Um die erste gedruckte Ausgabe von Jaroslaw's Gesetzen unter dem Titel: **Prawda Ruskaja etc.** Russisches Recht vom Großfürsten Jaroslaw und seinen Söhnen im 11. Jahrh. gegeben, hat sich verdient gemacht **Schlözer** 1777; dann ist ein Abdruck besorgt von **Tatitschew** mit Anmerkungen 1780. Hierauf folgte die Ausgabe von **Boltin** aus der Handschriftensammlung des Grafen Mussin-Puschkin nebst einer Paraphrase und vielen Wort- und Sacherklärungen. **Ewers** teutsche Übersetzung dieser lange als Vulgata betrachteten Ausgabe findet sich in den Beiträgen zur Kenntniß Rußlands und seiner Geschichte, Dorpat, I. S. 299—324. Eine authentische Ausgabe aus der merkwürdigen, von 1280—1299 auf Befehl des Fürsten Dimitri Alexandrowitsch geschriebenen Pergamenthandschrift besorgte die Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer Rußlands. (Moskau 1815.) **Ewers** in seinem ältesten Rechte der Russen (Dorpat 1826) theilt die Prawda Jaroslaw's bei weitem einfacher und richtiger, als solches durch alle frühere Abschnitte und Rubriken geschah, in diese vier Titel: 1) Vom Todtschlage; 2) von körperlichen Verletzungen; 3) vom Eigenthume; 4) Gesetze für besondere Fälle[5]). Doch theilt auch schon **Karamsin**, Gesch. d. russ. Reichs. 2. Bd. 3. Hauptst. S. 37—52 schätzbare Auszüge und in den Anmerk. zum 2. Bd. S. 31—39 Erläuterungen mit, vorzüglich nach **Strube's** akademischer Rede vom russischen Recht.

(*Ferdinand Wachter.*)

JAROTSCHIN (polnisch Jarożyn), kleine Stadt im Kreise Pleschen und Regierungsbezirke Posen der preußischen Provinz Posen mit 170 Häusern und 1500 Einwohnern, Tuch- und Leinwandweberei. Poststation.

(*Klaehn.*)

JARRE oder **Giarre**, ein Gefäß von ansehnlicher Größe aus gebrannter Erde, in der Provence zur Aufbewahrung des Öls ꝛc. benutzt, wird auch als Maß gebraucht, so in Frankreich für Getränke, wo es etwa so viel als 40 pariser Pinten, und in mehren Städten der Levante für Wein und Öl, wo es sechs Ockas beträgt. (*R.*)

JARRIE (La), Flecken und Cantonshauptort im Bezirke von la Rochelle des französischen Departements der Nieder-Charente, mit 900 Einwohnern. (*Klaehn.*)

JARRIGE[1]) (**Pierre**), **JARRIGIUS**, ein weniger durch sein Übergehen zur protestantischen Kirche und später wieder erfolgtes Zurücktreten zur katholischen, als durch eine heftige Schmähschrift gegen seine vormaligen Ordensgenossen in der Geschichte merkwürdig gewordener Jesuit des 17. Jahrh., ist geboren im J. 1605 zu Tulle in der damaligen französischen Provinz Limousin (jetzt Departement Obervienne). Als Sohn unbemittelter Ältern konnte er sich nur unter mancherlei Aufopferung der Seinigen den Studien widmen, wandte sich nach Vollendung derselben zu den Jesuiten, fand Aufnahme in ihre Gemeinschaft und erhielt das Amt eines Lehrers der Rhetorik im Collegium zu Bordeaux. Durch eine auf den Tod des Dauphin von ihm gehaltene Rede erkannte man seinen Beruf zum Prediger und foderte ihn auf, sich dafür zu bestimmen und auszubilden. Dies that er und fand überall, wo er die Kanzel betrat, vielen Beifall, ohne jedoch zugleich, wie er sich geschmeichelt haben mochte, in dem Orden eine hohe Stelle zu erhalten. Aus gekränktem Ehrgeiz also beschloß er sein Glück anderwärts zu versuchen und wurde Calvinist, indem er 1647 zu Rochelle vor einem reformirten Geistlichen Vincent sein Glaubensbekenntniß ablegte und zu Weihnachten jenes Jahres förmlich der katholischen Kirche entsagte. Daß bei diesem Schritte ihn nicht die reine Überzeugung von der Wahrheit der protestantischen Lehre, sondern Egoismus und Rachsucht leitete, hat er später selbst ausgesagt und zugestanden. Es lag in den damaligen Verhältnissen, daß er nach dem, was geschehen war, in Frankreich sich nicht sicher fühlen konnte; er begab sich daher, dabei von dem genannten Prediger unterstützt, nach Holland, dem gewöhnlichen Zufluchtsorte der in Frankreich verfolgten Protestanten, und entwickelte zu Leyden in einer Rede vor zahlreicher Versammlung die Beweggründe, welche ihn vorgeblich angetrieben hätten, seinen Glauben zu ändern. Bei dieser Gelegenheit auf eine schmähliche Weise gelogen zu haben, ist von ihm hinterher in einer Druckschrift behauptet. Ob er aber dort oder hier täuschte, ist zuletzt gleichgültig; jedenfalls stand es mit seiner Ehrlichkeit nicht besonders[2]). Es war ihm indessen durch jene Rede gelungen eine günstige Stimmung für sich zu bewirken; die Generalstaaten bewilligten ihm eine Pension, zugleich wurde ihm die Aussicht auf ein Pfarramt eröffnet, sobald er die gesetzlich bestimmte Probezeit von vier Jahren überstanden haben würde. Was zu befürchten gewesen war, trat wirklich ein; der im hohen Grade erbitterte Orden leitete gegen den entwichenen

---

3) Jedoch nicht nach Völkern; denn es fehlt z. B. der Unterschied zwischen einem Russen und einem Slawen. 4) So sollte nach Jaroslaw für den Sklaven, welcher einen Freien geschlagen hat, und sich verbirgt, auch von seinem Herrn nicht ausgeliefert wird, von dem Letzteren zwölf Griwnen eingefodert werden, und der Kläger das Recht haben, den Sklaven, der ihn beleidigte, überall zu tödten. Jaroslaw's Söhne hoben dagegen dieses Recht auf, sodaß dem Kläger blos erlaubt war, den schuldigen Sklaven zu schlagen, oder für die Beschimpfung eine Griwne zu fodern. 5) Vergl. **Tappe**, Gesch. Rußlands nach **Karamsin** 1. Thl. S. 161. 162.

1) **König** (Biblioth. vet. et nov. p. 424) nennt ihn falsch: Jarrichius. 2) Als einen **unehrlichen** Mann bezeichnet ihn auch Bayle in seinem histor. krit. Wörterbuche.

Apostaten eine Untersuchung ein; das in Rochelle gefällte Urtheil verurtheilte ihn nicht nur zum Strange, sondern ordnete zugleich an, seinen Körper zu verbrennen und die Asche in die Lüfte zu zerstreuen. Der Ordensprovincial ließ dieses Urtheil drucken und überall geflissentlich verbreiten, es auch am Verurtheilten wenigstens im Bildnisse vollstrecken. Dieses Verfahren versetzte J. in den heftigsten Zorn; um nun seinen Feinden, welche ihm nichts anhaben konnten, empfindlich wehe zu thun, schrieb er in aller Eile ein Buch: **Les Jésuites sur l'échafaud, pour plusieurs crimes capitaux, par eux commis dans la province de Guienne**, worin er den Jesuiten nicht nur auf eine unerhört heftige Weise zusetzte, sondern sie auch der abscheulichsten Dinge bezüchtigte (Königsmord, Kindermord, Sodomiterei rc.). Zwar hatten diese darauf antworten lassen in der Schrift: **Les impiétés et sacrilèges de Pierre Jarrige**, allein Jarrige steigerte in seiner **Réplique au P. Beaufis**[3]) wo möglich noch die gehässigen Beschuldigungen, welche er ihnen gemacht hatte. Wer hätte nun nach einem solchen Zerwürfniß eine Aussöhnung zwischen J. und seinem Orden für möglich halten sollen? Dennoch bewirkte sie der Ordensgenosse Ponthelier, welcher sich im Gefolge des französischen Gesandten damals im Haag aufhielt. Wahrscheinlich haben auch hier wieder äußere Umstände mitgewirkt. Obschon nämlich J. wiederholt darauf angetragen hatte, zu seinen Gunsten von dem Gesetze eine Ausnahme zu machen und ihm noch vor Ablauf der darin festgesetzten Zeit ein geistliches Amt zu übertragen, so hatte man seinen Wunsch zu erfüllen mit Recht Anstand genommen. Dies kränkte jedoch seine Eitelkeit. Die verdrüßliche Stimmung desselben war ein gutgewählter Zeitpunkt, ihn wieder für die katholische Kirche zu gewinnen. Auf der Rückreise von Harlem, wo er abschläglich beschieden wurde, soll derselbe außerdem gegen Sitte und Anstand in der gröbsten Weise verstoßen haben[4]). Im J. 1650 verließ er Leyden und begab sich nach Anvers zu den Jesuiten, wo er in einer **Rétractation du P. Iarrige, retiré de sa double apostasie par la miséricorde de Dieu (Anvers 1650. 12.** auch in niederländischer Übersetzung) die frühern Beschuldigungen gegen den Jesuitenorden zurücknahm, ohne jedoch dadurch das gegen seine beiden Feinde Rousseau und Beaufis Geschriebene zugleich zu widerrufen. In einem Briefe an einen Kaufmann zu Leyden vom 8. Mai 1650 meldet er, daß er nach einer straflosen Wiederaufnahme keineswegs eingeschränkt oder irgendwie gedrückt werde, rühmt die Milde und Schonung des Königs von Frankreich, des Papstes und des Ordensgenerals Franz Piccolomini, welche ihm auf Veranstaltung Ponthelier's Freibriefe ertheilt hätten, sodaß er das früher gegen ihn erlassene Urtheil nicht im mindesten zu fürchten habe. Seinen Widerruf beantworteten Ezech. Daunois und Joh. Nicolai, zwei französisch-reformirte Geistliche. Es ist zuweilen, aber ohne Wahrscheinlichkeit, behauptet worden, Jarrige sei mit Gewalt von den Jesuiten zurückgeführt und gezwungen worden, seinen Widerruf zu schreiben und später eingekerkert worden[5]). Man beruft sich hauptsächlich darauf, daß seit jener Zeit gar nicht mehr die Rede von ihm ist; indessen lassen sich, wie schon Bayle[6]) vollkommen richtig bemerkt, auch andere Ursachen denken, warum ein solcher Mensch ganz unsichtbar werden konnte, und wenn J. noch einen Funken von Ehrgefühl in sich hatte, so mußte er sich von selbst gern in die Dunkelheit zurückziehen. Nach glaubwürdiger Angabe ließ man ihm die Wahl, dem Orden der Jesuiten wieder förmlich sich anzuschließen, oder zu seiner Familie zurückzukehren; er zog das Letztere vor und starb zu Tulle am 26. Sept. 1660[7]). Von seiner Schrift: **Les Jésuites mis sur l'échafaud** gibt es zwei Ausgaben. Die beste und seltenste erschien zu Leyden 1649. 12. bei Elzevier, mit der **Réponse aux calomnies de Jacq. Beaufis**. Auch gibt es eine lateinische Übersetzung davon unter dem Titel: **Jesuita in ferali pegmate cum judicio generali de hoc ordine (Lugd. 1665. 12.)**. Eine Übersicht des Inhaltes hat Restaut in seiner Übersetzung von der Monarchie der Egoisten[8]). Zuweilen hat man diesen Jarrige mit einem andern Jesuiten Jarric verwechselt[9]). (*A. G. Hoffmann.*)

JARRY 1) **François**, Prior der Karthause unserer lieben Frau von la Prée-lès-Troyes im 16. Jahrh., ist bekannt durch eine poetische **Description de l'origine et première fondation de l'ordre sacré des Chartreux (Paris 1578. 4.)** in französischen und lateinischen Versen; letztere wurden schon früher (**Paris 1551. 4.**), aber anonym, gedruckt und standen auf den Mauern des kleinen Karthäuserklosters zu Paris. Dasselbe Gedicht befindet sich auch am Leben des h. Bruno, gestochen nach Lesueur von Chauveau als Erklärung[1]).

2) **Laurent Juilliard**, bekannter unter dem Namen **Du Jarry**, geboren ums J. 1658 zu Jarry, einem Dorfe in der Nähe von Saintes, ein sehr mittelmäßiger franz. Dichter. Er hatte nach dem Wunsche seiner Ältern sich dem geistlichen Stande gewidmet und sehr frühzeitig seine Anstellung in seinem Geburtsorte gefunden, wo er seine Muße den schönen Wissenschaften widmete. Ermuthigt darin durch das günstige Urtheil von Bossuet, Fléchier und Bourdaloue, welche er auf einer Reise nach Paris kennen

3) Bei mehren wird der Name Beaufes geschrieben. 4) Er wird einer Unfläterei beschuldigt, welche er im Schiffe vor Frauen beging; Bayle (a. a. O.) erzählt den Vorfall nach Angabe zweier reformirten Prediger, welche Jarrige's bei seinem Abfalle herausgegebene Schrift: Rétractation widerlegten. Doch ist die Sache nicht genau untersucht, auch bleibt zweifelhaft, ob er bei seinem ungesitteten Betragen noch etwas Weiteres beabsichtigte, oder sich blos an dem Schrecken und der Verlegenheit der weiblichen Umgebung weidete.

5) Cf. Histoire de l'Edit de Nantes T. III. p. 93. 94; die Stelle ist auch bei Bayle (a. a. O.) abgedruckt. 6) a. a. O. unter dem Art. Jarrige. 7) Cf. *Joly*, Remarques sur le Dictionnaire de Bayle T. II. p. 440, wornach die Angabe des Dictionnaire historique von *de Feller* T. V. p. 74, daß Jarrige um 1670 gestorben sei, zu berichtigen ist. So hat auch Jöcher (Gelehrtenlexik. 2. Bd. S. 1847) den 26. Sept. 1670 als Todestag. 8) Vergl. überhaupt über Jarrige Bayle, de Feller und Jöcher a. a. O.; Biographie universelle T. XXI. p. 410 – 413. (Art. von Weiß) 9) So *Watt* in der Biblioth. Britann. Vol. II. 543.

1) Cf. Biographie univers. Vol. XXI. p. 413.

zu lernen Gelegenheit gefunden hatte, bewarb er sich im J. 1679 um die von der französischen Akademie ausgesetzten Preise, erhielt den poetischen, und würde ihn auch in der Beredsamkeit empfangen haben, wenn er nicht versäumt gehabt hätte, seine Arbeit zwei Censoren zur Billigung vorzulegen. Seit jener Zeit predigte J. in verschiedenen Kirchen von Paris und fand Anerkennung; ein zehn Jahre lang dauernder Proceß brachte ihn um einen Theil seines Vermögens und nöthigte ihn, die Hauptstadt zu verlassen. Im J. 1683 theilte er den Preis mit La Monnaye und noch in seinem 65. Jahre wagte er mit einer Ode **Sur le voeu de Louis XIII.** als Preisbewerber aufzutreten und hatte damit im J. 1713 das Glück, über den damals noch sehr jungen Voltaire den Sieg davon zu tragen, wofür sich dieser über ihn und die Preisrichter lustig machte. Dazu gab es aber in J.'s Gedichte allerdings Veranlassung; unter andern kommt darin die lächerliche Äußerung vor:

Pôles glacés, *brûlants*, où sa gloire connue.

Zufrieden mit seinem Erfolge zog J. sich zurück nach Jarry und starb daselbst im J. 1730 hochbejahrt. Seine Schriften bestehen in einem **Recueil de divers ouvrages de piété** (**Paris** 1688. 12.); **Sentiments sur le ministère évangélique avec reflexions sur le style de l'Écriture Sainte et sur l'éloquence de la chaire** (das. 1689. 12.; 1726 mit Zusätzen unter dem Titel: **Le ministère évangélique ou réflexions sur l'éloquence de la chaire**); **Essais de sermons et panégyriques** (das. 1692—1698. 5 Bändchen in 8.), eine Fortsetzung von Bretteville's Sammlung von Reden der besten Prediger; **Sermons sur les mystères de N. S. et de la Ste. Vierge** (das. 1709. 2 Bände in 12.); **Panégyriques et oraisons funèbres** (das. 1709. 2 Bde.); **Poésies chretiennes, héroïques et morales** (das. 1715. 12.). Außerdem schrieb er eine Vorrede zu Fléchier's moralischen Reden und besorgte eine Ausgabe der Haranguen von Baumorière (Paris 1723. 4.)[2].

3) **Madelon**, Schwester von Burigny, welche im J. 1573 in einem Alter von 40 Jahren starb, verfaßte eine französische Geschichte unter dem Titel: **Des faits des François**, welche jedoch wahrscheinlich niemals gedruckt ist[3].

4) **Nikolas**, der berühmteste französische Kalligraph, ist geb. ums J. 1620 zu Paris, und machte in den Jahren 1640—1663 großes Aufsehen. Die Angabe, daß er zu Folge einer im Kriege erhaltenen Verwundung ins Invalidenhospital gekommen sei, ist sehr unwahrscheinlich, da dies erst seit dem Jahre 1674 möglich gewesen sein würde, also nachdem J. sich schon längst als Schönschreiber in Ansehen gesetzt hatte und wo er vielleicht gar nicht mehr lebte. Ludwig XIV. schätzte und unterstützte ihn, ernannte ihn auch zum königlichen Schreiber und Notenschreiber. Daß er Unterricht in der Schreibekunst gegeben habe, ist aus dem Titel „Schreibmeister," welchen er bei einigen Schriftstellern erhält, geschlossen worden und läßt sich auch vermuthen. Zu den geachtetsten Belegen seiner großen Kunst wird gerechnet: **La Guirlande de Julie**, welches Meisterwerk der Herzog von Montausier für seine nachmalige Gemahlin Julie Lucine d'Angennes hatte fertigen lassen. Der Name ist von dem Titelblatte entlehnt, welches eine Guirlande enthält; jedes Blatt enthält eine Blume aus derselben, gemalt von Robert, und darunter ein von J. trefflichst geschriebenes Madrigal. Im J. 1784 wurde dies Kunstwerk für 14,502 Franken verkauft und befindet sich jetzt in England. Eine Copie davon in 40 Blättern, aber ohne Malerei, wurde damals mit 406 Franken bezahlt. Ein **Livre d'emblèmes**, 60 Blätter in 4., mit 30 getuschten Zeichnungen ist zwar anonym, wird aber nach innern Gründen diesem Künstler beigelegt; es wurde im J. 1784 für 1601 Franken verkauft. Ein **Missale solemne**, 1641 geschrieben, 100 Blätter in zwei Columnen mit den Noten, kostete im J. 1813 in einer Auction 601 Franken; das im J. 1650 geschriebene **Petit office de la Ste. Vierge, accompagné de plusieurs autres prières** im J. 1811 bei ähnlicher Gelegenheit 302 Franken, und **Les sept offices pour la semaine**, geschrieben 1663, mit gemalten Blumen verziert, 800 Franken. Andere gerühmte Beweise seiner künstlerischen Vollendung sind **Prigione di Filindo il constante**, in italienischen Versen, 51 Blätter klein Folio, vom J. 1643; **Prières devotes** vom J. 1645; **Heures de Notre-Dame** vom J. 1647, 120 Blätter in 8., worin sich Jarry selbst übertroffen haben soll; **Officium B. Mariae Virginis** vom J. 1648; **Preces christianae cum parvo officio B. Mariae Virginis** vom J. 1652; **Les sept offices de la semaine avec leurs litanies**, geschrieben 1653; **Office de la B. Vierge Marie** vom J. 1655; **Les sept offices pour la semaine** vom J. 1659, 74 Blätter in 16.; **L'office de la Vierge et l'office de Ste. Anne** vom J. 1660; **Adonis**, Gedicht von La Fontaine mit Miniaturmalerei; **Airs nouveaux de la cour**, die Initialen in Gold gemalt rc.[4]). (*R.*)

JARS, 1) **François de J.**, auch **François de Rochechouart** genannt, ist durch das besondere Vertrauen, dessen ihn die Königin Anna von Frankreich, aus dem österreichischen Hause, Zeit ihres Lebens würdigte und durch die treue Anhänglichkeit, welche er derselben bei dem in Frankreich herrschenden Parteiwesen fortdauernd bewiesen hat, ebenso bekannt als merkwürdig. Durch Geburt und Geist und seltene Charakterstärke gleich ausgezeichnet verdiente er allerdings die Beachtung, welche er am französischen Hofe genoß; allein Richelieu betrachtete ihn ebendeshalb nicht mit günstigen Augen. Eine Folge davon war, daß J. nach dem unter dem Namen der Dupes bekannten Tage nach England verwiesen wurde. Bei seiner Zurückkunft im J. 1631 zeigte es sich sehr bald, daß seine Gesinnung sich nicht geändert habe und er an den Intriguen des Hofes wieder Theil nehme; der Minister Richelieu ließ ihn daher im Anfange des J. 1632 verhaften und eilf Monate lang in der Bastille einschließen,

2) Cf. Biographie univers. Vol. XXI. p. 413. 414 (Art. von Weiß); *de Feller*, Dictionn. historique Vol. V. p. 74. Adelung, Forts. und Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. S. 2248. 3) Biograph. univers. a. a. O. p. 413.

4) Biograph. univers. Vol. XXI. p. 412 (Art. von Weiß).

ohne daß man im Stande gewesen wäre, ihm irgend ein Geständniß zu entreißen. Hierauf brachte man ihn nach Troyes und zwar mit solcher Vorsicht, als wenn er der größte Verbrecher wäre. Hier wurde ihm der Proceß gemacht, das Todesurtheil über ihn gefällt und Anstalten zu seiner Hinrichtung getroffen. In dem Augenblicke jedoch, wo er den Kopf schon auf den Block gelegt hatte, wurde ihm Gnade angekündigt. Man brachte ihn ins Gefängniß zurück, wo er nach einer, sehr wahrscheinlichen, Angabe lange Zeit stumm und bewußtlos blieb. Endlich erlangte er seine Freiheit wieder, jedoch unter der Bedingung, sich nach Italien zu begeben, kehrte auch erst nach Richelieu's Tode nach Paris zurück. In Rom war er mit dem Cardinal Mazarin bekannt geworden und bestärkte die Königin Anna in ihrer günstigen Ansicht von demselben. Sein Verhältniß zu ihm löste sich aber bald, nachdem dieser zum Minister erhoben worden war, weil er sich seinen Freunden abgeneigt zeigte. In den Unruhen der Fronde bemühte sich Jars ihn mit dem Siegelbewahrer Châteauneuf auszusöhnen. Für seine Dienste erhielt er die Komthurei Lagny-le Sec und die Abtei St. Satur. In seinen spätern Jahren zog er sich vom Hofe und aller Zerstreuung zurück und starb um das J. 1670.

2) **Gabriel**, geb. am 29. Jan. 1732 zu Lyon und gest. den 20. Aug. 1769 [1]) zu Clermont in Folge eines Sonnenstichs, ein bekannter und verdienter französischer Mineralog. Sein Vater, der ebenfalls Gabriel hieß, mit dem Betriebe der Bergwerke von Sainbel und Chessy [2]) beschäftigt, wünschte sich dabei von seinen Kindern kräftig unterstützt zu sehen. Anfangs nahm Gabriel mit seinen zwei ältern Brüdern an der Arbeit thätigen Antheil und befuhr selbst mit ihnen die Gruben; dann kam er nach Lyon, um das dortige große Collegium zu besuchen, dann nach Paris, wo er sich vorzüglich mit Zeichnen, Mathematik und Chemie beschäftigte. Zwei Jahre später wurde er in die Bretagne nach Poulawen geschickt, um die dortigen Bleigruben zu untersuchen; die von ihm bei dieser Gelegenheit in Plänen und Abhandlungen bewiesene Geschicklichkeit und Kenntniß veranlaßte später einen ähnlichen Auftrag rücksichtlich der Bergwerke zu Pontpean in derselben Provinz. Auch die Steinkohlengruben zu Anjou, die Gruben von Ste. Marie aux mines und Giromagny im Elsaß wurden von ihm besichtigt. Nachdem er sich wieder einige Zeit in Paris aufgehalten hatte, unternahm er im Auftrage eine Reise ins Ausland, deren nächster Zweck war, den dortigen Bergbau näher kennen zu lernen. So kam er nach Sachsen, Böhmen, Österreich, Ungern, Tyrol, Kärnthen und Steiermark. Die Resultate seiner Beobachtungen und Erfahrungen auf diesen Reisen legte er der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris in mehren Memoiren vor, wurde im Jahre 1761 zum Correspondenten derselben ernannt und bald nachher zum Mitgliede bei der Akademie der schönen Wissenschaften und Künste zu Lyon. Die Werke, an welchen seine Familie Antheil hatte, zu Sainbel und Chessy, verlor er bei seinen Arbeiten für den Staat nicht aus den Augen; legte z. B. bei denselben einen großen Ofen zum Reinigen des Kupfers und einen Kupferhammer an und brachte den Ertrag von Chessy ungleich höher, als er bisher gewesen war. Die Untersuchung der Kohlengruben in der Franche Comté nahm ihm ein Jahr hinweg; nach Vollendung derselben mußte er in England die Bergwerke besehen. Außer andern interessanten Bemerkungen, welche er auf diesen Reisen sammelte, lernte er auch das Verfahren kennen, wie man die Mennige gewinnt und machte es in Frankreich bekannt. Die londoner Akademie der Künste wählte ihn bei seiner Anwesenheit in England zu ihrem Mitgliede. Das französische Ministerium beauftragte ihn hierauf mit einer Reise nach dem Norden für ähnliche Zwecke, wie bei den bisherigen Sendungen desselben; sein Bruder, ebenfalls Metallurg, begleitete ihn. Die Reise ging über Holland und Hanover nach dem Harze, wo die beiden Brüder vier Monate lang verweilten, nach der Grafschaft Mansfeld und Sachsen, über Hamburg und Kopenhagen nach Norwegen, besonders zu den Silberbergwerken von Kongsberg und nach Schweden. Bereichert mit vielen schönen Kenntnissen kamen sie in ihr Vaterland zurück, machten das Gesehene, soweit es nützlich werden konnte, in Abhandlungen bekannt und bewirkten die Verpflanzung mancher wichtigen in der Fremde gemachten Verbesserung des Bergbaues nach Frankreich, welches damals in diesen Stücken auffallend zurückgeblieben war und einer tüchtigen Nachhilfe gar sehr bedurfte. Gabriel Jars wurde nach seiner Rückkunft, im J. 1768 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris und zwar für Chemie. Im folgenden Jahre wurde er beauftragt, die Manufacturen von Berri, von Bourbonnais und in der Auvergne zu besichtigen, und hatte bei dieser Gelegenheit eine Excursion zu Pferde zu machen, wobei ihn der Sonnenstich traf. Einer von seinen Brüdern, der Genosse seiner letzten Reisen und Theilnehmer an seinen Arbeiten, machte öffentlich bekannt, was er Ungedrucktes hinterlassen hatte, und war allerdings dazu am besten befähigt. In demselben Fache aller Beachtung werth, war dieser von der Akademie zum Correspondenten ernannt, mußte in der stürmischen Zeit der Revolution die Gegend von Lyon verlassen, flüchtete sich nach Paris und wurde zum Generalinspector der Bergwerke ernannt, wodurch er der ihm drohenden Gefahr glücklich entging. Später ging dieser jüngere Jars in seine Heimath zurück und starb daselbst im J. 1796. Die Reise seines Bruders edirte er unter dem Titel: **Voyages métallurgiques, ou Recherches et observations sur les mines et forges de fer, la fabrication de l'acier, celle du fer-blanc, et plusieurs mines de charbon de terre, faites depuis l'année 1757 jusques et compris 1769 en Allemagne, Suède, Norvège, Angleterre et Écosse; suivies d'un Mémoire sur la circulation de l'air dans les mines et d'une Notice de la jurisprudence des mines de charbon dans le pays de Liège, la province de Limbourg et le pays de Namur** (Lyon 1774—1781. 3 Voll. in 4., mit Abbildungen; auch ins Teutsche übersetzt). Man

1) So die Biographie univers. Vol. XXI. p. 415; Adelung dagegen (Fortf. und Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. S. 2249. 2250, hat 1768. 2) Adelung a. a. O. schreibt Cheissey.

würde sich sehr irren, wenn man eine eigentliche Reisebeschreibung in diesem Werke suchen wollte; es ist vielmehr eine Sammlung von Abhandlungen über die Bergwerke, welche J. zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. Er beschreibt sie recht genau, erzählt ihre Geschichte, schildert die in ihnen herrschende Ordnung, sowie die Art und Weise ihrer Verwaltung, verzeichnet die Gegenstände, für welche sie betrieben werden, meldet ihren Ertrag rc. Noch bei seinen Lebzeiten wurde von ihm Vieles in die Schriften der pariser Akademie aufgenommen [8]). (*R.*)

JARSATH. Nach Ptolemäus eine Stadt in Mauretania Cäsariensis in Afrika, nahe dem Flusse Sisar, östlich von Saldä. Vergl. Möller im Vergl. Wörterb. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jarske (Geogr.), s. **Ark.**

JARUC (ياروق) *), Ben Arslan, turkemanischer Emir in Haleb, ein Mann von großem Ansehen, von dem eine Horde Turkmanen sich die Jarukidischen nennen. Sie leisteten dem Saláh-ed-dín und Nur-ed-dín große Dienste gegen die Franken, und Nur-ed-dín ließ selbst den Jarûc nach dem neubefestigten Mosul mit seinen Scharen von Haleb kommen, um es gegen die Christen zu schützen **). Jarûc selbst war von hoher Gestalt und furchtbarem Ansehen, hatte seinen Wohnsitz außerhalb Haleb auf der Seite nach Mecca hin am Ufer des Flusses Coweic auf einem bedeutend hohen Hügel. Dort wohnten auch seine Leute und Anhänger in vielen und weitläufigen Gebäuden, die zusammen einer Stadt nicht unähnlich sahen. Noch zu Ibn Challekân's Zeiten waren sie in bewohnbarem und bewohntem Zustande, und die Einwohner Halebs begaben sich in der Frühlingszeit dahin, um sich im Grünen und am Ufer des Coweic zu ergehen, das als höchst heiter und zur Geselligkeit einladend geschildert und von Dichtern besungen wird. Jarûc, von dem auch Behâ-ed-dîn in der Vita Saladini und *Abulf.* III, 626 spricht, starb im J. 564 (1168—69). (*Gustav Flügel.*)

JARUCO, einer der 14 Districte (Partidos), in welche die spanisch-westindische Insel Cuba eingetheilt wird, nach einer Zählung vom J. 1820 mit 30,059 Einw. (12,878 freien Personen und 17,181 Sklaven) und einer gleichnamigen Villa. (*R.*)

Jaru dsangbotschu (Geogr.), s. unt. **Dihong.**

JARZETHA. Eine Stadt an der Westküste Libyens, welche Ptolemäus im achten Buche seiner Geographie nach dem Flusse Massa anführt. Da er den Fluß Daras darauf folgen läßt, so lag die Stadt zwischen beiden Flüssen so, daß jener der nördlichere, dieser der südlichere war. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jasch (Geogr.), s. **Jassy.**

Jaschau (Geogr.), s. **Jászó.**

JASENA, auch **JASENEG**, ein weitläufiges, zu dem mit Chlum-Binowitz und Hodetschin vereinigten Gute Nedělischt gehöriges Dorf im königgrätzer Kreise Böhmens, zwei Stunden ostnordöstlich von dem Hauptorte des Gutes Smiritz entfernt, mit 141 Häusern, 1062 czechischen Einwohnern, einer katholischen Pfarre, welche zum jaromirer Vicariatsdistricte des königgrätzer Bisthums gehört, unter landesfürstlichem Patronate steht und (1831) 2061 Seelen in ihrem Sprengel zählte, einer katholischen Kirche zum heil. Georg, einer Schule und einem Wirthshause. Die Kirche hatte schon im J. 1384 ihren eignen Pfarrer. (*G. F. Schreiner.*)

JASENITZ, Dorf im randower-Kreise des Regierungsbezirks Stettin der preußischen Provinz Pommern mit 460 Einwohnern. Es ist der Sitz des gleichnamigen königlichen Amtes, wozu 13 Dörfer, fünf Vorwerke rc. gehören. Vor der Reformation war Jasenitz eine mit Augustinermönchen (oder Mönchen vom Orden St. Victoris Parisiensis) besetzte Abtei, welche sich während der Regierung Herzogs Barnim I. hier niedergelassen hatten. Das jetzige Amthaus war das ehemalige Klostergebäude. (*Klaehn.*)

Jaser (bibl. Geogr.), s. **Jaëser.**

JASERAN ist der bei Joh. Bauhin (XL. c. 23) vorkommende Name des Kaiserpilzes (**Agaricus caesareus**, Kaiserling, Herrenschwamm). (*Zenker.*)

Jasgu (Geogr.), s. **Simoodsuke.**

JASI. Nach Plinius, der in der H. N. III, 28 ein sehr vollständiges Verzeichniß der pannonischen Völkerschaften liefert, saßen die Jasi mit den Serretes, Serrapilli und Andizetes an dem Flußgebiete des Dravus (s. Drau). Bei Ptolemäus, welcher die Anzahl der pannonischen Völkerschaften um die Hälfte verringert, kommen die Jasi, die er aber Jassii nennt, etwas nordöstlicher zu wohnen, in die Nähe des Plattensees. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jasiden, s. **Jesidi.**

JASÎN, ein berühmter Tausendkünstler seiner Zeit in Ägypten, daher Simijaï, der in der Kunst Simia, das ist Phantasmagorie, Verständige genannt, dessen Ruf selbst ausgezeichnete Männer neugierig auf die Bekanntschaft mit ihm machte. So bekennt Abdollatif (ed. *de Sacy* p. 538) gradezu, daß er eine der Ursachen seiner Reisen nach Ägypten gewesen sei. Allein er bemerkte in ihm sehr bald den Betrüger, der durch Lügen und allerlei Taschenspielerkünste mit der gläubigen Welt sein Kurzweil trieb. Seine Helfershelfer rühmten von ihm die wundersamsten Dinge, wie, daß er nach seinem Willen Geldstücke unter beliebigem Gepräge und in beliebiger Menge erscheinen lassen, daß er sich ein Zelt aus Nilwasser verfertigen und darin wohnen könne, während seine Gefährten sich auf demselben befänden. Dennoch befand er sich in schlechtem Zustande und starb wahrscheinlich im 6. Jahrh. (*Gustav Flügel.*)

Jasinus, Bischof von Speier, s. **Jessius.**

Jasiolda (Jaszolda), s. **Oginskyscher Kanal** unt. d. Art. **Oginsky.**

JASION, Ἰασίων (*Hom.* Od. V, 125), oder Jasios (*Hes.* Theog. 962), abgeleitet von ἰάσθαι oder ἱέναι ὅ ἐστιν ἐπαφιέναι τὰ σπέρματα (Schol. ad *Hes.* l. l. *Lobeck.* Aglaoph. Tom. I. p. 49), Liebling der Demeter, mit welchem sie Plutos erzeugte. So lautet

8) Biographie univers. und Adelung a. a. O., Hist. de l'Académie de Paris vom J. 1769; *de Feller*, Dictionnaire historique Vol. V. p. 74.

*) *Ibn Challekân* n. 797. **) Hist. des Huns II, 166.

die kretische Localsage (s. d. Art. Demeter). In ihr sind ehrwürdige Erinnerungen aus einer Zeit, der die Segnungen des Ackerbaues noch etwas Neues waren, niedergelegt, und die, wie in wenigen Sagen, mit den mannichfachsten historischen und localen Beziehungen verwebt. Die Sagen von Demeter's Lieblingen führen in die Zeiten und Länder, wo der Getreidebau eingeführt wurde, und weil man diese, wie jene, nicht mehr genau kannte, nannte man die Länder, welche den Ackerbau und den damit verbundenen Anbau seit Menschengedenken zuließen, machte den Ackerbau daselbst von den ältesten Zeiten her einheimisch, Demeter zur ackerbauenden Göttin und ihre Lieblinge zu den ersten Stiftern desselben in ihren Gauen, heimischen Heroen, denen man Verehrung weihte. Nach Hesiodos (l. l.) und den Scholien (*Eustath.* ad *Hom.* l. l. p. 1528) könnte es scheinen, besonders in Übereinstimmung mit Diodoros (V, 77), welcher Demeter von Kreta nach Attika kommen läßt, als wäre Kreta Jasion's Heimath, der Ursitz seiner Verehrung, d. h. das Land, in welchem am Frühesten Getreide gebaut wurde. Doch spricht der Mythos auch von Eleusis und Arkadien, als den ersten Getreideländern und berührt das zum Anbau, mit Ausnahme weniger Thalflächen, ungünstige Kreta selten. — Wie ist nun die Localsage von Jasion, welcher mit Demeter auf Kreta Plutos, den Getreidereichthum erzeugte, zu nehmen? Jasion gehört weder Kreta allein, noch ursprünglich an. Er ist ein Gott der Pelasger und Arkadien sein Heimathsland. Früh drang die Sage von ihm in mehre Länder, der Ackerbau verbreitete sich früh und schnell, und er ward in ihnen heimisch; denn alle Fäden der Sage von ihm knüpfen sich in Arkadien. Jasion wird ein Sohn des Zeus und der Elektra, einer Tochter des Atlas, ein Bruder des Dardanos. Beide versetzt Apollodor (III, 10. *Strab.* VIII. p. 532) nach Arkadien. Dardanos und Jasion gehen nach Samothrake und von da nach Troas, d. h. sie bringen den Getreidebau (Demeterverehrung) nach Samothrake und Kleinasien. Hier, in Samothrake, wird Jasion vom Blitz erschlagen, weil er gegen ein Bild der Göttin gefrevelt (*Apollod.* III, 12. *Nonn.* Dionysiac. XLVIII, 677. *Lobeck.* Aglaoph. Tom. II. p. 1222, 1275). Ein Zusatz, welchen die eleusische Mystik erklärt. Hier kommt Jasion auf der Hochzeit der Harmonia mit Demeter in nähere Verbindung, sie gewinnt ihn lieb. Homeros besingt ihn und Hesiodos deutet ihn handgreiflich und trägt ihn auf Kreta über. Er wird Sohn des Minos und der Phronima (Schol. *Theocrit.* III, 50). Nicht früher als zu Minos' Zeit, wo Arkadien auf Kreta Einfluß hatte, verehrte man Jasion auf Kreta, ursprünglich als Naturgott, später als Idäos Daktylos, d. h. in die höhere samothrakische Lehre aufgenommen. — Triptolemos, ebenfalls Demeter's Liebling, gehört dem attisch-eleusinischen Mythos, der Ruhm seines Namens stellt alle Andern, auch Jason, in Schatten. Die meisten Gegenden Griechenlands verehren ihn als den ersten Getreidespender. (*Schincke.*)

JASIONE *L.*, eine zur Familie der Campanulaceen (Pentandria Monogynia *L.*) gehörige Pflanzengattung, deren Namen man von ἴον, Veilchen, und σιός für θεός, Gott, ableitet, also Gottes- oder Jupitersveilchen, weswegen sie auch von Dalechamp flos Jovis, Jupitersblume, genannt wird (*Böhmer.* lex. rei herb. 1820. p. 110). Als Gattungscharakter ist anzugeben: Hülle vieltheilig; Kelch fünfzähnig; Blumenkrone radförmig mit linienförmigen Abschnitten; Antheren zusammenhängend; Narbe keulenförmig; Kapsel fast zweifächerig, vielsamig, an der Spitze klaffend; Blüthestock büschelförmig, kopfartig. In Teutschland gibt es zwei Arten mit einigen Varietäten; außerdem sind noch im südlichen Spanien und in der Levante ein Paar Arten, welche wir jetzt näher betrachten wollen.

1) J. montana *L.* Schaf-Scabiose, mit linienlanzettförmigen, am Grunde schmälern, rauhhaarigen, wellenförmig-krausen Blättern. Abbildungen finden sich in Engl. Bot. 882; Flora Dan. 319. Schkuhr, Handb. t. 266. *Sturm.* Flora D. I, 9. Als Synonym gehört hierher J. undulata *Lam.* Unter den Varietäten verdienen hervorgehoben zu werden: α) maritima, sehr graufottig, niederliegend, fast einfach; Blätter kurz, äußere Hüllblättchen stumpf, Kelche rauhhaarig. — β) caespitosa, glatter, weniger rauhhaarig, rosenförmig. Man trifft sie in Sandgegenden, die maritima am Meeresufer und die caespitosa in Wäldern auf Rasenplätzen. Die Blüthen sind blau oder selten weiß. Als Schaffutter nützlich.

2) J. perennis *Lam.*, straff, fast einfach, mit linienförmigen, flachen, stumpfen Blättern. Abbildungen bei *Lam.* illustr. t. 724. Botan. Mag. 2198. Botan. Reg. 505. Botan. Cab. 923. Synonym ist J. mont. β perennis *L.* Auch soll nach Sprengel (syst. I, 809) wahrscheinlich auch J. corymbosa *Poir.* eine Varietät von J. montana sein. Übrigens kommt J. perennis besonders in südlichen Gegenden vor, namentlich in der Auvergne, Spanien.

3) J. foliosa *Cav.*, Stengel aufsteigend beblättert; Blätter länglich, linienförmig, ganz glatt, Wurzelblätter gesägt, Stengelblätter ganzrandig, endständige, festsitzende Blüthenköpfchen, Wurzel dick, spindelförmig. Abbildung bei *Cavan.* Icon. II. t. 148. f. 1. In Spanien (auf den Gipfeln des Crospida und Idubesa).

4) J. supina *Sieb.*, Stengel kriechend, weitschweifig, Blätter spathelförmig, fast gekerbt, Blüthenköpfchen endständig, Blumenblätter eiförmig gekerbt, von gleicher Länge mit den Blumen. Von Sieber wahrscheinlich in Kleinasien entdeckt. (*Zenker.*)

JASIONIADES *Hübner.* (Insecta). Eine aus Papilio gesonderte Schmetterlingsgattung, nur durch die mäßig langen, ziemlich kurz geschwänzten Hinterflügel charakterisirt. Hübner rechnet zu derselben die Arten Papilio Alexanor, Turnus, Machaon und Xuthus. (D. *Thon.*)

Jasios (Mythol.), s. Jasion.

JASIS wird Jasion's Tochter, Atalante, genannt (*Propert.* I, 1, 10). S. d. Art. Ionides. (*Schincke.*)

JASIUS SINUS, ein tief ins Land eingehender Meerbusen Kariens, wird dadurch gebildet, daß nördlich die Küste unterhalb Milet und südlich die Halbinsel, auf

welcher Halikarnossos und Myndos liegen, weit ins Meer vortreten. In der Spitze dieses Busens lag an einer Einbucht auf einer Felseninsel die Stadt Jasus, von Strabon Jassos (Ἰασσός) genannt, eine Colonie der Argiver, von zehn Stadien Umfang, mit einem Hafen, und nährte sich vorzüglich von der hier fischreichen See. Die Nordseite der Felseninsel ist unzugänglich; auf dem Gipfel derselben stand wahrscheinlich die Akropolis, wenigstens ist noch jetzt derselbe befestigt. An dem Fuße des Berges und an den Abhängen standen die Häuser, mit einer starken Mauer umgeben, die aber jetzt nur Ruinen umschließt, die von armen Griechen bewohnt werden. An dem Berge sind noch Überreste eines Theaters, das in der Fronte 60 Fuß hält. Die Insel ist jetzt mit dem Festlande durch einen Isthmus verbunden, bei dem die Untergewölbe eines alten großen Gebäudes noch stehen. Die Einbucht, an der früher Jasus lag, ist jetzt ausgefüllt und in eine Ebene verwandelt. Die Stadt Jasus heißt jetzt Assyn-Kalesi. An derselben Einbucht mehr südwestlich nicht weit davon lag die Stadt Bargylia, von der sich aber keine Spuren mehr finden, weil die Einbuchten sich in Ebenen verwandelt haben und wahrscheinlich die Trümmer dieser Stadt mit dem erhöhten Erdboden bedeckt sind. Von dieser Stadt wurde der jasische Busen auch der Bargylische genannt. (*Strab.* XIV. *Plin.* V, 29. *Stephan.* Ἰασσός. Chandler's Reise. 54. Cap.)

(*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

JASK, 1) eine Stadt im Districte Moghistan der persischen Landschaft Kerman, unter 25° 48′ der Br. und 75° 24′ der L.; sie ist befestigt und liegt an einem Meerbusen, in dessen Süden sich das Cap Jask erhebt, hat ein Schloß, auch einen kleinen Hafen und treibt etwas Handel. 2) Name eines Vorgebirges, in welches das am persischen Golf sich ausbreitende Stufenland der Provinz Kerman ausläuft. (*R.*)

JASLO. Eine Kreisstadt des Königreichs Galizien, in schöner, gut bebauter, offener Gegend, am linken Ufer der Jasielka, über welchen Fluß eine 27 Klaftern lange Jochbrücke führt, unfern von der Einmündung derselben und der Ropa in die Wisloka, welche vor der Stadt von einer 50 Klaftern langen Brücke übersetzt wird, an der sogenannten Karpathenstraße gelegen, die hier die aus Ungern über Dukla nach Pilsno führende Communicationsstraße durchschneidet, 77 Meilen von Wien, 9½ Meilen und 300 Klaftern von Neu-Sandec und 8⅞ Meilen von Sanok entfernt, der Sitz des Kreisamtes des jasloer Kreises, die Station eines Straßenbaucommissariats, eines k. k. Judicial-Grenzkämmerers und eines gerichtlichen Landmessers des tarnower landrechtlichen Bezirkes, mit 263 Häusern, 1550 Einwohnern, worunter sich fünf Juden befinden, und welche nur die gewöhnlichsten Gewerbe betreiben, einer eignen katholischen Pfarre, welche zum przemysler katholischen Bisthume des lateinischen Ritus gehört, unter landesfürstlichem Patronate steht, von drei Priestern versehen wird und in ihrem Pfarrbezirke, zu welchem außer der Stadt noch 21 Dörfer gehören (nach dem Diöcesan-Schematismus für das Jahr 1834) 6043 Katholiken, 6 Akatholiken und 150 Juden zählt, einer katholischen Kirche, einer Kreishaupt- und einer Mädchenschule, den Ruinen des Schlosses Odrzikon, welche in Verbindung mit den von ihrem Besitzer durch schöne Anlagen verzierten Felsenklippen von Ulaszkowice, die sich am rechten Ufer der Jasielka der Stadt gegenüber erheben, eine herrliche Lustpartie gewähren, einem Postamte und Station, welche nach vier Seiten hin Pferde wechselt mit Krosno (in einer Entfernung von 3½ Meilen und 200 Klaftern), Gorlice (4 Meilen und 300 Klaftern), Dukla (3½ Meilen und 400 Klaftern) und Pilsno (4½ Meilen und 140 Klaftern entfernt), und sechs unbedeutenden Jahrmärkten. Nachdem die Wisloka unterhalb dieses Städtchens die Jasielka und Roppa aufgenommen hat, erlangt sie eine Breite von 35 Klaftern, bei einer Tiefe von zwei bis drei Schuhen, und kann, jedoch nur bei Mittelwässern, von hier an auch schon beschifft werden. Auf den durch diese Stadt führenden Straßen, besonders aber auf der ungrischen Communicationsstraße, wird ein sehr lebhafter Verkehr getrieben, es werden besonders hegyaller (tokayer) Weine, Eisen, gedörrtes Obst und besonders Wallnüsse aus Ungern eingeführt. Der Wein wird über Jaslo, Pilsno und Tarnow nach Polen, Schlesien und Preußen verführt, und auch in allen Städtchen Galiziens abgesetzt. Die Umgebung der Stadt ist sehr reizend. Von den meisten erhöhten Punkten der Stadt erblickt man die fernen neumarker Karpathen und die romantische Gebirgsgegend des linken Wislokaufers. Hier ist auch eine schwefelhaltige Quelle, und in der Umgegend sind viele Pferde. Es wird von dieser Stadt ein katholisches Dekanat des lateinischen Ritus benannt, welches zum Bisthume Przemysl des lateinischen Ritus gehört, 14 Pfarreien, eine Localkaplanei und 19 Priester zählt. In dieser Stadt dürfen sich keine Juden ansässig machen, daher diese außer einem einzigen jüdischen Fleischhändler blos von Christen bewohnt ist.

(*G. F. Schreiner.*)

JASLOER KREIS ist einer der 19 Kreise des Königreichs Galizien; er liegt im südlichen Theile des Landes, grenzt im Norden mit dem tarnower, im Nordosten mit dem rzeszower, im Osten mit dem saroker Kreise, im Süden an die saroser (spr. scharoscher) Gespanschaft Ungerns und im Westen an den sandecer Kreis, und umfaßt nach den neuesten amtlichen Ermittelungen einen Flächenraum von 51 öster. oder 53 geogr. □Meilen. Die ganze Oberfläche desselben ist von Gebirgen bedeckt, die gegen die ungrische Grenze sich immer mehr, theilweise bis zur Höhe des Hochgebirges, erheben, dagegen nordwärts an Höhe immer mehr abnehmen, reich bewaldet und reichlich bewässert sind. Die im südlichen Theile des Kreises allgemein vorkommende Gebirgsart ist der Karpathensandstein mit untergeordneten Kalksteinlagern; der nordöstliche Theil dagegen gehört schon zur Alluvial- und Diluvialformation. Der Boden ist im Ganzen, vorzüglich im südlichen Theile, steinig, theilweise auch sandig, besonders bei Gorlice, Brzostek und mehren andern Orten, meist Lehm und Thon, nicht selten sumpfig und überhaupt mager. Der fruchtbringende Boden nimmt 471,016 n. ö. Joche ein. Die Hauptflüsse des Kreises sind: a) die Wisloka, welcher hier an der ungrischen Grenze, im Kar-

pathengebirge bei dem Dorfe Ciehany entspringt, den Kreis seiner ganzen Breite nach von Süden nach Norden durchströmt und durch den tarnower Kreis der Weichsel zufließt. Im jasloer Kreise wird er durch die im Kreise entspringende Ropa, durch den Suchi, die Jasielka und viele andere kleine Gewässer verstärkt; berührt oder bespült das Gebiet der Städte Osiek, Jaslo und Brzostek, der Märkte Zmygrod, Debowzec und Kolaczyce und 29 Ortschaften, deren Gründe er durch seine Überschwemmungen bedeutenden Verwüstungen aussetzt. Er wird bei mäßigem Wasserstande von der Einmündung der Jasielka an befahren. b) der Wislok, welcher aus dem saroker Kreise herüber kommt, den östlichen Theil dieses Kreises bewässert, hier durch viele kleinere Bäche, unter denen die Brzozowa und die Lubatowka die bedeutendsten sind, verstärkt, noch im saroker Kreise floßbar wird, die Stadt Krosno, die Märkte Frystock, Stryszow und Czudec und 29 Dörfer bewässert, und durch den rzeszower Kreis seinen Lauf nach dem Sanflusse fortsetzt. An Morästen ist eben kein Mangel, doch sind sie hier nirgends von einer größern Ausdehnung. Teiche sind bei Baydy, Tarnowiec, Czermna, Swieczany und mehren andern Orten. Auch mehre Mineralquellen besitzt der Kreis, so z. B. soll in Zarnowa eine Salzquelle sein; unbenutzte Schwefelwasser gibt es in Pilgrimka, Wapienne, Pieznysk, Samokleski, Potok und Demborszyn, selbst bei Jaslo findet sich eine schwefelhaltige Quelle und zu Wyszwa ein guter Säuerling. Das Klima ist im südlichen Theile des Kreises rauh, nur der nördliche, tiefer gelegene Theil erfreut sich einer gemäßigtern Temperatur. Der Niederschlag aus der Atmosphäre ist im ganzen Kreise bedeutend, am stärksten im Süden. Aus dem Thierreiche besitzt der Kreis Pferde, Hornvieh, Schafe und Borstenvieh in großer Menge, und auch an Federvieh ist kein Mangel, ob es sich gleich nicht besonders auszeichnet. Zahlreich ist auch das Wild, und nicht ohne Belang sind Bienen, Fische und Krebse. Der Flächenraum der Äcker, Wiesen, Gärten und Weiden beträgt nach amtlichen Angaben 377,433 und jener der Waldungen 93,583 n. ö. Joche. Der Geldwerth wurde amtlich im J. 1830 auf 2,324,184; 1831: 4,310,029; 1832: 3,069,556; 1833: 2,515,296 und im Jahre 1834 auf 2,767,630 Fl. in Conv.-M. angeschlagen. Unter den Körnergattungen ist das Heidekorn, unter den Bastpflanzen der Flachs von größerer Wichtigkeit, und überhaupt, da sie nebst dem Buchweizen die Hauptnahrung des Landmannes ausmachen, noch immer im Zunehmen begriffen. Unter den Producten des Mineralreichs spielt nur das Eisen eine wichtigere Rolle.

Die Conscriptionslisten lieferten für das Jahr 1830: 234,856 (113,428 männliche 121,428 weibliche); 1832: 222,173 (106,092 männliche und 116,081 weibliche) und 1834: 231,664 (110,711 männliche und 120,953 weibliche) Seelen; es kommen somit in dem letztern Jahre 4542 Seelen auf eine □Meile, und es nimmt der jasloer Kreis in Hinsicht auf relative Volksmenge unter allen Kreisen, Comitaten, Districten und Delegationen der österreichischen Monarchie, unter den am dichtesten bevölkerten Theilen des Kaiserstaates den 32. Platz ein. In Hinsicht auf die Bewegung der Bevölkerung ergaben sich folgende Thatsachen: Trauungen hatten im J. 1830: 2245; 1831: 1583; 1832: 3308; 1833: 2527 und 1834: 2614 statt. Geboren wurden

im J. 1830:	5406	Knaben	5174	Mädchen
— — 1831:	4082	—	3754	—
— — 1832:	4088	—	3987	—
— — 1833:	6181	—	5972	—
— — 1834:	5522	—	5349	—

darunter waren

im J. 1830:	9834	eheliche	746	uneheliche	Geburten
— — 1831:	7204	—	542	—	—
— — 1832:	7670	—	405	—	—
— — 1833:	11,236	—	917	—	—
— — 1834:	9855	—	1016	—	—

Außerdem ergaben sich noch im Jahre 1830: 39; 1831: 24; 1832: 18; 1833: 46, und 1834: 53 todte Geburten.

Der Sterbefälle ergaben sich durch verschiedene Krankheiten

im J. 1830:	7128	gewaltsam	81	S.
— — 1831:	15,616	—	142	—
— — 1832:	7600	—	59	—
— — 1833:	6898	—	65	—
— — 1834:	6810	—	69	—

und darunter waren

im J. 1830:	3539	Männer	3670	Weiber
— — 1831:	8102	—	7656	—
— — 1832:	3714	—	3945	—
— — 1833:	3416	—	2547	—
— — 1834:	3457	—	3422	—

Die Einwohner des gebirgigen Theiles dieses Kreises sind großentheils Ruthenen (Ruszniaken), jene des frühern nördlichen Gebietes Polaken (Polen). Um Gorlice und in einigen andern Gegenden dieses Kreises findet man noch ursprünglich teutsche Benennungen einiger alter Ortschaften, deren Einwohner aber, obgleich sie noch meistens teutsche Namen tragen, nun ganz polonisirt sind. Teutsche sind als Gewerbsleute auch in den Städten angesiedelt, wo es auch an Juden durchaus nicht mangelt, nur die Kreisstadt besitzt das Privilegium, daß sich daselbst durchaus keine Juden ansässig machen dürfen. Es gibt in diesem Kreise fünf Städte, unter welchen Biecz (1834) mit 2058, Krosno mit 2155 und Jaslo mit 1550 Seelen die volkreichsten sind, die letztere hatte als Gemeinde eine Einnahme von 4702 Fl. Conv.-M., und die Summe der Auslagen belief sich auf 4438 Fl., das Passivvermögen bestand in 498 Fl., dagegen umfaßte ihr Activvermögen 57,500 Fl. Capitalwerth der Güter, Häuser, andern Realitäten und Jurisdictionen in wiener Währung, verzinsliche Staatsobligationen im Nennwerthe von 8000 Fl. und das sonstige Activvermögen belief sich auf 12,768 Fl. in C.-M., zwölf Märkte, 373 Dörfer und 31,980 Häuser. Die Cultur der Einwohner nicht nur, sondern auch jene des Landes, ist noch sehr weit zurück. Die Benutzung des Waldbodens ist im südlichen Theile durchaus vorherrschend, der Ackerbau hingegen untergeordnet. Dieser liefert in den meisten Gegenden dieses Kreises nur das sechste und vierte,

selten das achte, dagegen im Gebirge auch selbst nur das dritte und zweite Korn. Auch hier ist das sogenannte zur Hälfte Säen, welches in dem Vertrage besteht, vermöge dessen der Grundbesitzer sein Grundstück mit der Bedingung überläßt, daß der Unternehmer die Ernte mit dem Erstern theile, in vielen Gegenden des Kreises üblich. Von großer Wichtigkeit ist das Hornvieh für die meisten Landstriche. Abgesehen von der Gewinnung der Milch, deren Genuß in manchen Gegenden bei dem häufig wiederkehrenden Mangel am Brodkorne in den Frühlingsmonaten zum Unterhalte der Familien oft die einzige Aushilfe gewährt, so ist das Hornvieh häufig das einzige Zugvieh des Unterthanen, womit er seine Wirthschafts- und Frohnfuhren macht, sich zu Lohntransporten verdingt und seinen Acker, wenngleich in den meisten Gegenden nur nothdürftig, bestellt. Die Obstcultur ist in den unterkarpathischen, ja selbst in den Gebirgsgegenden, nicht unbedeutend; fast jedes Bauernhaus ist in diesem Kreise mit Pflaumenbäumen umgeben, die in manchem Jahre einen großen Ertrag gewähren, deren Früchte entweder zu Mus gekocht, zu Branntwein verwendet, oder als Wintervorrath getrocknet werden. In Ansehung des Gewerbfleißes nimmt der jasloer Kreis unter den übrigen Kreisen Galiziens einen sehr ehrenvollen Platz ein. Mit dem Spinnen beschäftigen sich sehr viele Familien der Landleute, und ebenso mit dem Weben des Flachses und Hanfes; es werden daraus zwar nur grobe, aber sehr dauerhafte Leinwande und Zwilliche gewebt, doch sind mehre Orte, wie z. B. Zmygrod, Dembovica, Korszyna und andere ihrer gezogenen Tischzeuche, mittelfeinen Damaste wegen bekannt. Die Bleicherei ist in diesem Kreise besonders stark. Fast das ganze Thal von Gorlice bis Ropa bildet nur eine große Leinwandbleiche, wohin selbst aus fernen Gegenden die Leinwand geschickt wird, weil man dem Wasser dieses Striches nachrühmt, daß es schnell und sehr schön bleichen soll. In einigen Orten wird auch etwas Tuch erzeugt, Baumwolle zu gemeinern Stoffen verarbeitet, und Pelze, Mützen und Überröcke für die Landleute bereitet. Fliegengarne werden insbesondere zu Dembowiec, Zwirne zu Zmygrod gewebt und gebleicht. Glashütten bestehen zu Polany, Bielany und Gogatow und eine Papiermühle zu Senkowa. Die Töpferei ist bedeutend zu Kolaczyce und Strzyszow. Von Krempna werden gute Mühlsteine in den Handel gebracht. Die Fischerei beschäftigt viele Leute im Flecken Czudec, da es im Wyslok Welse von einer ansehnlichen Größe, gute Aale und Aalraupen gibt, zu Krempna, wo große Forellen gefangen werden, und an einigen andern Orten. Überhaupt zählte man im J. 1832 in diesem Kreise 8 Fabriken, 1381 Polizei- und Commercialgewerbe und 56 andere besondere Beschäftigungen. Der Handel, welcher in demselben Jahre 119 Handlungen und eine große Anzahl von Speculanten und Erzeugern in Thätigkeit erhielt, ist ziemlich bedeutend. Er wird hauptsächlich mit Leinwand, von der zu Gorlice und in der Umgegend allein jährlich gegen 40,000 Stücke von verschiedener Qualität erzeugt werden, und die man nach Ungern verführt, tokayer Weinen, Obst, Garn, Töpfergeschirre, Glas und Eisen getrieben, ist meist in den Händen der Juden und gibt zu einem lebhaften Frachtfuhrwesen Anlaß, an dem besonders die Bewohner von Kroszienko, Suchodol und andern Dörfern Theil nehmen. Gefördert wird der Vertrieb der Erzeugnisse durch mehre Straßen, von denen die Ärarialstraßen (1834) 17 östr. Meilen maßen, die andern chausseeartig hergestellten Wege hingegen 16¼ Meilen. Durch diesen Kreis ziehen die sogenannte Karpathenstraße, von Ropa bis vor Miesce, die ungrische Postcommercial- und Nebenstraße, welche von Barwinek bis über Dukla hinaus und noch an zwei Punkten durch diesen Kreis zieht, und die von Dukla über Jaslo bis Kamienica ziehende sogenannte jasloer Verbindungsstraße. Außerdem dienen dem innern Verkehre noch mehre recht gut erhaltene Kreisstraßen, unter welchen die über Grab nach Ungern führende die wichtigste ist.

Die politische Verwaltung besorgt das k. k. Kreisamt und unter ihm fünf Magistrate (Jaslo, Biecz, Krosno, Gorlice und Kolaczyce) und 74 Dominien durch ihre Wirthschaftsämter, deren Besitzer, wenn sie vom Herren- oder Ritterstande und in die Ständeversammlung eingeführt sind, auch an der Berathung der Landesangelegenheiten und an der Ausübung der übrigen ständischen Rechte Theil nehmen und durch die von ihnen aufgestellten Justitiare die Verwaltung der Rechtspflege besorgen und die Polizei in ihrem Herrschaftsgebiete handhaben. Zur Beaufsichtigung der Straßen bestehen k. k. Straßenbau-Commissariate zu Jaslo und Dukla. In Hinsicht auf den Wasserbau stehen die Gewässer dieses Kreises unter dem Navigations-Ingenieur, welcher zu Jaroslau im przemysler Kreise seinen Sitz hat. Die Gefällsangelegenheiten und Staatsgüter und Monopolsgeschäfte leitet die k. k. Bezirksverwaltung zu Sandec; ihr sind in diesem Kreise untergeordnet: die mit der k. k. Kreiscasse vereinigte Filialcasse, das Grenz-, Zoll- und Dreißigstamt zu Barwinek, das Commercial-Zoll- und Dreißigstamt zu Grab, mit der Einnehmerstation zu Komeczna, die Weg- und Brückenmauth-Stationen zu Gorlice, Biecz, Barwinek, Dukla, Zmigrod und Ulaszowice. Zur Beförderung von Reisenden und Frachtstücken bestehen die Postämter und Stationen zu Barycz, Dukla, Krosno, Jaslo und Gorlice; für gewisse privilegirte Stände, Personen und Rechtsgeschäfte steht der Kreis unter dem k. k. Landrechte zu Tarnow, das hier an verschiedenen Orten acht gerichtliche Güterabschätzer bestellt hat, und in Criminalgerichtsangelegenheiten unter dem k. k. Criminalgerichte zu Rzeszow. Zur Besorgung der ökonomischen Geschäfte, Anweisungen rc. des k. k. Militairs dienen die k. k. Feldkriegs-Commissariate zu Przemysl und Jaroslau (rzeszower Kreis), sowie zur Verpflegung des Militairs die Militair-Verpflegsmagazine zu Tarnow und Rzeszow, welches letztere einen exponirten Rechnungsführer zu Krosno hat und die Monturs-Commission zu Jaroslau.

In kirchlicher Hinsicht sind die Katholiken vom lateinischen Ritus dem przemysler Bisthume desselben Ritus, jene vom griechischen Ritus dem przemysler griechisch-katholischen Bisthume zugetheilt. Das erstere zählt in diesem Kreise fünf, das letztere zwei Land-Dekanate. Im J. 1834 waren 116 katholische Pfarrbezirke mit 130

Weltgeistlichen vorhanden. Die Lateiner zählten überdies noch 17 Mönche in vier Klöstern, nämlich ein Minoriten- und Kapuziner-Convent zu Krosno, ein Bernhardinerkloster zu Dukla und ein Recollectenkloster zu Biecz. Der katholischen Pfarrbezirke waren zwei mit zwei Seelsorgern.

Für den **Volksunterricht** sorgen (1834) eine Kreishaupt- und eine Mädchenschule zu Jaslo, 42 Trivial- und 31 Wiederholungsschulen. Schulfähige Kinder waren vorhanden im J. 1830: 30,076; 1831: 31,732; 1832: 28,962; 1833: 29,401 und 1834: 28,534; davon besuchten die erstern Schulen 1830: 1676; 1831: 1697; 1832: 1863; 1833: 1926 und 1834: 2170; die letztern 1830: 1185; 1831: 1618; 1832: 1453; 1833: 1755 und 1834: 1796 Schüler. Die Gesammtzahl der die Volksschulen besuchenden Knaben belief sich im J. 1830 auf 1755; 1831: 2136; 1832: 2071; 1833: 2404 und 1834 auf 2598, jene der Mädchen im J. 1830: 1106; 1831: 1179; 1832: 1245; 1833: 1277 und 1834 auf 1368.

An **Wohlthätigkeitsanstalten** waren in diesem Kreise im J. 1834: 32 Versorgungshäuser vorhanden, in welchen 225 Individuen verpflegt wurden.

(*G. F. Schreiner.*)

Jazlowiec, s. Jazlowiec.

Jasmin (Bot.), s. **Jasminum**. 2) unechter oder wilder ist **Philadelphus Coronarius** *L.*

JASMÍN, Ibn (ابن ياسمين) Abu Muhammed Abdallah Ben Heddschádsch, gewöhnlich Ibn Jasmin genannt, dessen Sterbejahr und Aufenthalt uns bis jetzt unbekannt geblieben ist, wird als Verfasser eines Gedichts über die Algebra, oder genauer, Reduction durch Gleichung gerühmt. Unstreitig lebte er vor dem 6. Jahrh., was die Zeit der Abfassung der Commentare beweist, die einige Gelehrte, wie der Scheich und Imam Weli ed-din Abu Zar'a Ahmed Ben Abdel-rehim in Irak und der Scheich Schehâb-ed-din Ahmed Ben-el-baûn, der im J. 789 (1387) in Mecca schrieb, zu seinem Werke verfaßten.

(*Gustav Flügel.*)

JASMINEAE, eine aus den Gattungen **Jasminium** *L.* (**Mogorium** *Juss.*) und **Nyctanthes** *L.* bestehende Gewächsfamilie, deren Charakter besonders Robert Brown in seinem **Prodromus fl. novae Holl. Vol. I. ed.** *Esenbeck* p. 376 schärfer entwickelt. Die einzelnen Glieder derselben sind sämmtlich Bewohner wärmerer Gegenden oder zeichnen sich durch Schönheit der Blumen und Wohlgeruch aus. Oft erscheinen sie als windende Sträucher. Die Blätter sind gegenüberstehend, zusammengesetzt nämlich, unpaarig gefiedert oder dreizählig, oder auch einfach, wobei nicht selten der Blattstiel mit der Blattfläche articulirt. Die Afterblättchen fehlen. Die Zwitterblüthen sind regelmäßig. Die Blüthenstiele achsel- oder endständig, dreitheilig fast dreiblüthig oder wiederholt, dreitheilig vielblüthig. Der freie einblättrige bestimmt getheilte Kelch dauert aus; ein besonderer Ring oder eine aus dem Fruchtboden hervorgehende Scheibe fehlt. Die hypogynische (unter dem Stempel ansitzende) Blumenkrone ist abfällig, präsentirtellerförmig mit fünf- bis achtspaltigen gleichförmigen Samen, wobei die Abschnitte in der Knospenlage dachziegelförmig über einander liegen und zugleich gedreht sind, sodaß die Ränder abwechselnd über einander liegen. Die zwei Staubfäden werden der Blumenröhre eingefügt und von derselben eingeschlossen. Staubbeutel zweifächerig, mit an einander liegenden parallelen Fächern, welche mit einer Längslinie nach Innen aufklaffen. Fruchtknoten zweifächerig. Eierchen in den Fächern einzeln, aufrecht. Griffel mit zweilappiger Narbe. Die zweifächerige, zweisamige Frucht ist beerenartig oder kapselförmig, zweitheilig. Samen aufrecht, am Grunde des Faches eingefügt; Eiweiß fehlt oder ist in geringer Quantität vorhanden. Der Embryo ist gerade und die Wurzel unten.

Anfänglich hatte man die Jasmineen mit den Oleaceen (**Oleineae**) vereinigt, allein Brown zeigte, daß besonders ihre aufrechten Eierchen, die eiweißlosen oder mit sehr wenigem Eiweiß versehenen Samen, die dachziegelförmige, nicht klappige Knospenlage und fünf oder mehr Blumenabschnitte einen hinlänglichen und constanten Unterschied begründeten. Zwar glaubte Achille Richard (**Annal. des sc. 350**) darthun zu können, daß die Eierchen der Jasmineen anfänglich hingen und erst späterhin eine aufrechte Stellung annähmen, daß Eiweiß vorhanden sei rc., allein diese Einwürfe scheinen nicht ausreichend, um die Jasmineen wieder mit den Oleineen zu verbinden. Außerdem ist ihre Verwandtschaft mit Verbenaceen, namentlich mit Clerodendron, hier mit den Scrophularineen und Labialen nicht zu verkennen. Bei Brown (**prodrom.**) stehen sie zwischen den **Pedalinae** und **Oleinae**, wie bei De Candolle (**Theor. ed. 2**) zwischen den Oleaceen und Strychneen.

Bei weitem der größte Theil der Jasmineen wird in Ostindien innerhalb der Wendekreise getroffen, auch in Afrika und den naheliegenden Inseln, sowie in Neuholland sind einige, ja selbst im südlichen Europa trifft man ein Paar Orte, welche das dortige Klima vertragen.

(*Zenker.*)

JASMINUM *L.* **Jasmin**, eine zur Familie der Jasmineen gehörige Pflanzengattung, welche bei Linné in der zweiten Classe erster Ordnung (**Diandria Monogynia**) steht. Lamarck trennt sie in die beiden genera **Mogorium** und **Jasminum**, was jedoch viel zu künstlich ist, als daß es Nachahmung verdiente. Was den Namen anlangt, so findet man ihn bei den ältesten Botanikern noch nicht und erst Neuere gebrauchten ihn, denselben von *ἴον* Veilchen und *ὀσμή* oder *ἰασμή* Geruch ableitend. Nach den jetzigen Bestimmungen erhält diese Gattung folgende Merkmale: Kelch fünf- bis achtspaltig. Blumenkrone präsentirtellerförmig, fünf- bis achtspaltig. Beere zweiköpfig oder zweifächerig, indem das Fleisch sehr eng mit den Samen verwuchs. Samen zwei, am Grunde der Beere befestigt, eiweißlos. Embryo aufrecht. Größtentheils sind es Sträucher, welche zum Theil winden und meist in den tropischen Ostindien getroffen werden. Man theilt sie nach der Einfachheit oder Zusammensetzung ihrer Blätter in drei Gruppen.

I. Mit einfachen Blättern (n. 1—30): 1) **Jasminum Sambac.** *Ait.* (**Nyctanthes Sambac.** *L.*).

Äste kletternd rauhhaarig, Blätter entgegengesetzt, kurzgestielt, ei-herzförmig zugespitzt, fast wellenförmig, erwachsen glatt, Blüthensträußer in den Blattwinkeln mit pfriemenförmigen Kelchabschnitten, Beere kugelig (*Rumph.* Amb. V, t. 30. *Rheede* H. Malab. VI. t. 55, 50 und 51 mit einfachen, doppelten und gefüllten Blumen; Bot. Mag. t. 1785; Bot. Reg. t. 1). In Wäldern an den Meeresküsten Ostindiens. Die weißen Blumen fallen leicht ab, werden dann röthlich und zeichnen sich durch ihren Wohlgeruch aus. In ihrem Vaterlande werden sie bei Opferfesten den Götzen dargebracht, auch pflegen sie an Fäden gereiht, von den Frauen als Haarschmuck getragen zu werden. Zudem bereitet man ein Öl daraus, was als Arzneimittel benutzt wird. Bei uns trifft man den Strauch häufig als Ziergewächs. Merkwürdig ist der Umstand, daß, nach Roxburgh, die mit gefüllten Blumen versehenen Sträucher nicht klettern. — 2) **J. pubescens** *Willd.* (**J. hirsutum** *W.*, **J. multiflorum** *Roth.*, **Nyctanthes pubescens** *Retz*, **Nyctanthes hirsuta** *L.*). Äste sehr lang, feinhaarig, Blätter gegenüberstehend, kurzgestielt, herzförmig, ganzrandig, feinhaarig, Blüthensträußer end- und achselständig mit blattähnlichen Bracteen umgeben, Kelchabschnitte pfriemenförmig (Abbild. *Smith* exot. Bot. 2. t. 118; Bot. Mag. t. 1991; Bot. Reg. 15). In Bengalen, Nepal und China. Mit weißen, sehr wohlriechenden Blumen. — 3) **J. aemulum** *R. Br.* Blätter breit, eiförmig, fast zugespitzt, feinhaarig, am Grunde ganz unten weichhaarig, Blumen sechsspaltig, Kelchabschnitte pfriemenförmig, länger als die Röhre, Samenhülle siebförmig. In Neuholland. — 4) **J. arborescens** *Roxb.* (**J. arboreum** *Röm.* et *S.*; **Nyctanthes grandiflora** *Lour.*), Blätter gegenüberstehend oder zu dreien, eiförmig glatt, Blüthen endständig, doldentraubig, dicht; Kelchabschnitte pfriemenförmig; Blumensaum zehn bis zwölftheilig, Narbe zweilappig. Ein zehn bis zwölf Fuß hoher Strauch in Berggegenden Bengalens. — 5) **J. elongatum** *Willd.* (**Nyctanthes elongata** *L.* suppl.), Äste kletternd, Blätter gegenüberstehend und abwechselnd lanzettförmig, beiderseits zottig; Doldentraube endständig; Kelchabschnitte pfriemenförmig; Blumenkrone acht bis zwölftheilig mit linienförmigen Abschnitten; Narbe zweispaltig (Abbild. *Berg.* act. angl. 1772. t. 11). In Bengalen. — 6) **J. undulatum** *Willd.* (**Nyctanthes undulata** *L.*; **N. multiflora** *Burm.*), Äste schlaff, rauhhaarig; Blätter entgegenstehend, eiförmig, länglich, spitzig, glänzend, fast wellenförmig, die fast dreiblüthigen Blüthenstiele und Blattstiele rauhhaarig; Kelchabschnitte pfriemenförmig, gerade; Blumenkrone sechs bis achtspaltig; Abschnitte linienförmig, spitzig (Abbild. *Burm.* fl. ind. t. 3. f. 1). In China. — 7) **J. sessiliflorum** *Vahl.* (**J. cuspidatum** *Rottl.*), Blätter gegenüberstehend, oval und länglich, borstenförmig zugespitzt, glatt, Blüthen endständig, festsitzend, Kelchabschnitte pfriemenförmig. In Ostindien. — 8) **J. tubiflorum** *Roxb.*, Äste kletternd, Blätter festsitzend, eiförmig-länglich, glatt; Blüthen endständig, drei bis vier kurzgestielte, Kelchabschnitte sieben bis acht pfriemenförmig, fünf bis sechs Mal kürzer als das sehr lange, schlanke Blumenrohr; Beeren eiförmig. Im malaischen Archipelagus. — 9) **J. angustifolium** *Willd.* (**J. vimineum** *Willd.*; **J. triflorum** *Pers.*, **Nyctanthes angustifolia** *L.*, **N. viminea** *Retz*, **N. triflora** *Burm.*), Äste kletternd, feinhaarig; Blätter gegenüberstehend, ei-lanzettförmig zugespitzt, glatt; Blattstiel gekniet; Blüthensträußchen end- und achselständig; Kelchabschnitte (sechs bis neun) pfriemenförmig (Abbild. *Burm.* fl. ind. t. 2). In den Küstenwäldern von Coromandel. — 10) **J. laurifolium** *Roxb.* (**J. angustifolium** β., **laurifolium** Bot. Reg.), Äste kletternd, glatt; Blätter gegenüberstehend, ei-lanzettförmig, glänzend, fast dreinervig; Blüthenstiele achsel- und endständig, einzeln oder gehäuft und fast traubig; Kelchabschnitte pfriemenförmig (Abbild. *Bot. Reg.* 521). Auf Bergen Süd-Bengalens. — 11) **J. glabrum** *Willd.*, Äste walzenrund, feinhaarig; Blätter gegenüberstehend, eiförmig länglich zugespitzt, jüngere am Rande feinhaarig; Blüthenstiele achselständig dreitheilig; Blüthen festsitzend; Kelchabschnitte pfriemenförmig. Auf Java. — 12) **J. scandens** *Vahl.* (**Nyctanthes scandens** *Retz*), Äste kletternd, glatt: Blätter gegenüberstehend, länglich zugespitzt, fast herzförmig, endständige Doldentrauben zusammengeballt; Blüthenstiele dreitheilig; Kelchabschnitte pfriemenförmig. Im südlichen Bengalen. — 13) **J. trinerve** *Vahl* (**J. acuminatum** *Pers.*), Äste ganz glatt; Blätter gegenüberstehend, eiförmig zugespitzt, dreinervig, ganz glatt; Blüthen achselständig, gestielt, zweideckblättrig, fast einzeln; Kelchabschnitte pfriemenförmig abgekürzt. In Java. — 14) **J. stenopetalum** *Lindl.* (**J. trinerve** *Roxb.*), Äste kletternd, geglättet, Blätter ei-lanzettförmig zugespitzt, dreinervig glatt; Blumen achsel- und endständig, fast stiellos, einzeln; Kelchabschnitte pfriemenförmig, halb so lang als die Blumenröhre. In Wäldern bei Silhet. — 15) **J. bracteatum** *Roxb.*, Äste kletternd; Blätter entgegengesetzt, eiförmig-länglich, spitzig, zottig; Blüthen endständig, büschelförmig, mit Deckblättern versehen; Kelchabschnitte pfriemenförmig. Auf Sumatra. — 16) **J. coarctatum** *Roxb.*, Äste nicht kletternd; Blätter länglich spitzig, glatt; Doldentrauben endständig gestielt; Blüthen festsitzend, dreizählig, mit Deckblättern versehen; Kelch fünfspaltig. Auf Bergen bei Chittagong. — 17) **J. latifolium** *Roxb.* (**J. trichotomum** β., **latifolium** *Roth.*), Stengel kletternd; Blätter gegenüberstehend, herzförmig-länglich; Doldentraube endständig; Kelch weichhaarig mit pfriemenförmigen Abschnitten. Auf Bergen Ostindiens (Northern Circars). — 18) **J. trichotomum** *Heyne*, Äste glatt; Blätter gegenüberstehend elliptisch, lanzettförmig, oben glatt, unten mit einem sehr dünnen roßbraunen Filz; Doldentraube endständig; Kelchabschnitte pfriemenförmig. In Ostindien. — 19) **J. montanum** *Roth.*, Blätter fast herzförmig, stumpf, glatt; Ästchen, Blatt- und Blumenstiel rauchhaarig; Doldentraube zusammengesetzt, endständig; Kelche fast glockenförmig rauhhaarig mit stumpfen lanzettförmigen Kelchabschnitten. In Ostindien. — 20) **J. simplicifolium** *Forst.* (**J. australe** *Pers.*), Blätter länglich, glänzend; Blüthen drei und mehre endständig; Kelch glockenförmig (Abb. *Bot. Mag.* t. 980). Auf den Freundschaftsinseln. — 21) **J. oblongum** *Burm.*, Äste ganz einfach; Blätter entgegengesetzt,

gestielt, länglich, stachelspitzig, glatt; Blüthenstiel achselständig, einblüthig (Abbild. *Burm.* ind. t. 3. f. 2). In Ostindien. — 22) **J. glaucum** *Ait.* (**J. ligustrifolium** *Lam.*, **J. rivulare** *Salisb.*, **Nyctanthes glauca** *L.* suppl.), Äste nicht kletternd; Blätter fast gegenüberstehend, lanzettförmig, feinstachelspitzig, fast lederartig; Rispen endständig; Kelche glatt mit pfriemenförmigen Abschnitten (Abb. *Salisb.* rar. t. 8; *Commel.* pl. rar. t. 5. f. 5). Am Vorgebirge der guten Hoffnung. — 23) **J. dichotomum** *Vahl*, Äste nicht kletternd, glatt; Blätter gegenüberstehend eiförmig, ganz glatt; Rispen entständig, zweifachtheilig; Kelchabschnitte pfriemenförmig. In Guinea. — 24) **J. rigidum** *Zenk.*, Stengel strauchartig, glatt, senkrecht; Äste nicht kletternd; Blätter gegenüberstehend, eiförmig, fast stachelspitzig, ganzrandig, glatt; Blumen zu drei bis sechs achsel- und endständig; Kelchabschnitte vier bis sechs linien-pfriemenförmig (Abb. *Zenker* plantae ind. I. t. 6). In Ostindien (Nilagiri). — 25) **J. myrthophyllum** *Zenk.*, Stengel strauchartig, glatt, sehr ästig, fast sperrig; Blätter gegenüberstehend, lanzettförmig, stumpf, mit einer Stachelspitze, ganzrandig, lederartig, ganz glatt; Blüthen achsel- und endständig, einzeln oder zu dreien; Kelchabschnitte vier oder sechs pfriemensömig (Abb. *Zenker* pl. ind. t. 7). In Ostindien (Nilagiri). — 26) **J. nepalense** *Spr.* (**J. dichotomum** *Don.*), Blätter gegenüberstehend elliptisch, zugespitzt, glatt, glänzend; Blüthenstiele endständig, einzeln, dreifachspaltig, dreiblüthig; Kronenabschnitte echt linienförmig, stumpf. In Nepal. — 27) **J. gracile** *Andrews* (**J. geniculatum** *Vent.*, **J. volubile** *Jacq.*), Äste kletternd, glatt; Blätter eiförmig, kurz zugespitzt; Rispen end- und achselständig; Kelche glatt mit sehr kurzen pfriemenförmigen Abschnitten (Abb. *Andrews* repert. t. 127; *Ventenat* choix. t. 8; *Jacquin* Schönbr. t. 321. Fragm. t. 44. f. 2). Auf der Norfolks Insel. — 28) **J. lanceolatum** *Ruiz.* et *Pav.*, Blätter entgegengesetzt, lanzettförmig, elliptisch, an beiden Enden zugespitzt, fast stiellos; Blüthenstiele achsel- und endständig, einblüthig; Kelchabschnitte pfriemenförmig; Blumenkronen fünftheilig (Abbild. *Ruiz.* et *Pav.* fl. per. I. t. 7. f. a). In den Wäldern Peru's (Pozuzo). — 29) **J. acuminatum** *R. Br.*, Blätter eiförmig, zugespitzt, glatt, oberes Blattstielglied krumm, drei Mal länger; Kelche glockenförmig mit sehr kurzen Zähnen. In Neuholland. — 30) **J. molle** *Dietr.* (**J. acuminatum** *R. Br.*, Blätter eiförmig, spitzig oder zugespitzt feinharig, unten sehr weich; Blüthenstiele endständig dreitheilig; Kelchzähne sehr kurz. In Neuholland.

II. Mit dreizähligen Blättern: a) mit entgegengesetzten B. (n. 31—44). 31) **J. noctiflorum** *Afzel*, Blätter dreizählig, länglich und eiförmig zugespitzt, beiderseits glatt; Rispen endständig; Kelche sechs bis sieben, kleinzähnig. Auf Bergen der Sierra leona. — 32) **J. auriculatum** *Vahl.* (**J. trifoliatum** *Pers.*, **Mogorium trifoliatum** *Lam.*), Äste kletternd; Blätter einfach oder fast dreizählig, eiförmig, ausgewachsen, glatt; Rispen endständig, dicht; Kelchzähne winzig (Abb. *Bot. Reg.* t. 264). In verschiedenen Gegenden Indiens. — 33) **J. flexile** *Vahl*, Stengel kletternd, glatt; Blätter dreizählig; Blättchen eiförmig-länglich zugespitzt, glänzend; Traube achselständig; Kelchzähne winzig. In Ostindien. — 34) **J. tortuosum** *Willd.* (**J. flexile** *Jacq.*); Stengel windend; Äste und Blattstiele feinhaarig; Blätter dreizählig; Blättchen lanzettförmig, stachelspitzig, oben glatt, unten am Nerven etwas haarig; Rispen endständig; Kelche glockenförmig mit kurzen, pfriemenförmigen Zähnen (Abb. *Jacq.* Schönbr. 4. t. 490), B) **latifolium** (**J. campanulatum** *Link. Enum.*) mit elliptischen Blättern. Vaterland? — 35) **J. azoricum** *L.*, Äste glatt; Blattstiele kletternd; Blätter dreizählig; Blättchen eiförmig zugespitzt, glatt; Blüthensträußer endständig; Kelchzähne sehr kurz (Abbild. *Bot. Reg.* 89; *Bot. Mag.* 1889). Auf den Azoren. — 36) **J. capense** *Thbg.*, Äste nicht kletternd, glatt; Blätter dreizählig; Blättchen eiförmig zugespitzt; Rispen endständig. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. — 37) **J. angulare** *Vahl.*, Äste zottig; Blätter dreizählig; Blättchen eiförmig stumpf; Blüthenstiele achselständig, dreiblüthig; Kelchzähne kurz und stumpf. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. — 38) **J. didymum** *Forst.*, Äste nicht kletternd, glatt; Blätter dreizählig; Blättchen endständig, lanzettförmig; Seitenblättchen elliptisch-lanzettförmig, sämmtlich etwas borstenförmig zugespitzt; Blüthensträußchen achsel- und endständig; Kelchzähne sehr kurz. Auf den Societätsinseln. — 39) **J. divaricatum** *R. Br.*, Blätter dreizählig; Blattstiele und Äste glatt; Blättchen fast eiförmig, Kelchzähne undeutlich mit einer durchbohrten Samendecke. In Neuholland. — 40) **J. lineare** *R. Br.*, Blätter dreizählig, fast gegenüberstehend feinharig; Blättchen linienförmig, spitzig; Äste walzenrund; Rispen achselständig, dreitheilig. In Neuholland. — 41) **J. dispermum** *Wall.*, Äste kletternd, glatt; Blätter dreizählig; Blättchen ei-lanzettförmig zugespitzt, fünfnervig; Doldentrauben end- und seitenständig; Kelchzähne pfriemenförmig; Beeren doppelt. In Nepal. — 42) **J. paniculatum** *Roxb.*, Äste nicht steigend, glatt; Blätter gegenüberstehend dreizählig; Blättchen elliptisch, länglich zugespitzt, stumpf, glänzend; Rispen endständig. In China. — 43) **J. lanceolaria** *Roxb.*, Äste nicht kletternd; Blätter dreizählig; Blättchen lanzettförmig; Traubendolden endständig. In Silhet. — 44) **J. heterophyllum** *Wall.*, Äste fast kletternd; Blätter entgegengesetzt und abwechselnd einfach und dreizählig; Blättchen eiförmig und länglich wellenförmig, oben glänzend; Rispen endständig ausgebreitet; Kelchabschnitte länglich. In Nepal. — b) mit abwechselndstehenden Blättern (n. 45—47). — 45) **J. fruticans** *L.*, Äste nicht kletternd; Blätter abwechselnd dreizählig und einfach; Blättchen endständig, länglich, abgestumpft; Rispen endständig, wenigblüthig; Kelchabschnitte pfriemenförmig (Abbild. *Bot. Reg.* 461). In Süd-Europa und dem nördlichen Afrika. Die gelbe Blumenkrone ist geruchlos. — 46) **J. humile** *L.*, Äste nicht kletternd; Blätter abwechselnd, dreizählig; Endblättchen länglich zugespitzt; Rispen endständig; Kelchabschnitte sehr kurz (Abbild. *Bot. Reg.* 352). Vaterland? — 47) **J. odoratissimum** *L.*, Äste nicht kletternd; Blätter abwechselnd; Endblättchen elliptisch, sehr stumpf, mit einem

Spitzchen; Rispen endständig; Kelchabschnitte sehr kurz. Auf Madeira.

III. Mit gefiederten Blättern (n. 48—53). 48) J. officinale *L.*, Äste nicht kletternd; Blätter gegenüberstehend gefiedert; Blättchen elliptisch zugespitzt; Kelch doppelt kürzer als die Blumenröhre; Kelchabschnitte pfriemenförmig (Abb. *Bot. Mag.* 31). Wild bei Canton (China), jetzt in Südeuropa verwildert. Die Blumen sind weiß und wohlriechend. Soll Dudaim der Bibel sein. — 49) J. grandiflorum *L.*, Äste späterhin kletternd; Blätter entgegengesetzt, gefiedert; Blättchen elliptisch zugespitzt; Rispe endständig; Kelche vierfach, kürzer als die Blumenröhre mit pfriemenförmigen Abschnitten (Abb. *Bot. Reg.* 91). Aus Indien. Heißt wol auch spanischer Jasmin, gleicht dem officinellen J., hat aber größere Blumen; auch sind die drei letzten Fiederblättchen verwachsen. Man zieht ihn im südlichen Europa im Freien und benutzt ihn vorzüglich zur Gewinnung des Jasminöls. — 50) J. aureum *Don.*, Äste fünfwinklig, glatt; Blätter gegenüberstehend gefiedert; Blättchen eiförmig, dreinervig, spitzig, glatt; Rispen end- und seitenständig, wenigblüthig, glatt. In Nepal. — 51) J. nervosum *Lour.*, Äste kletternd; Blätter gefiedert; Blättchen eiförmig, dreinervig; Rispen endständig; Kelchabschnitte pfriemenförmig. In Zäunen von Cochinchina. — 52) J. revolutum *Sims.* (J. chrysanthemum *Roxb.*), Äste nicht kletternd; Blätter abwechselnd gefiedert; Rispen oder Doldentraube endständig; Kelchzähne sehr kurz (Abb. *Bot. Mag.* 1731; *Bot. Reg.* 178). In Ostindien. — 53) J. pubigerum *Don*, Äste gewinkelt, rauhhaarig; Blätter abwechselnd gefiedert; Blättchen sieben, elliptisch oder länglich, spitz, beiderseits feinhaarig; Blüthenstiele endständig, einblüthig, fast doldentraubig verlängert, feinhaarig. In Nepal. (*Zenker.*)

JASMUND. Diesen Namen führt eine der vielen Halbinseln, in welche die Küste der Insel Rügen durch tief eindringende Meerbusen getrennt wird. Jasmund bildet die gegen N. O. vorspringende Peninsula der Insel und hängt mit derselben durch die steile Hügelreihe Prora und durch einen langen und hohen, aber schmalen Wall von Rollsteinen zusammen, den das prorer Wijk auf der Seeseite begrenzt. Der Boden von Jasmund ist fruchtbar und großentheils eben; allein in seinem nördlichen Theile erhebt sich die berühmte Stubbenkammer, ein Kreideriff, das in den wunderbarsten Gestalten ganz steil in gewundenen Säulen unter 54° 34′ 12″ nördl. Br. und 31° 20′ östl. L. v. F. aus dem Meere aufsteigt und in seinem Culminationspunkte, dem Königsstuhle, nach von Hagenow's Karte der Insel Rügen 395 par. Fuß (409 rheinl. F.) absolute Höhe erreicht. Von diesem führt eine in dem Kreidefelsen gehauene Treppe von 600 Stufen unmittelbar an den Meeresstrand hinab. Die Fortsetzung der Stubbenkammer ist mit einem großen Buchenwalde bedeckt, welcher die Stubbenitz genannt wird. Wenn die Stubbenkammer wegen ihres hohen und steilen Aufsteigens und wegen geognostischer Verhältnisse ein mehrfaches Interesse erregt, so wird dasselbe bei der Stubbenitz noch durch den Umstand gesteigert, daß dieselbe ein heiliger Hain der alten Teutschen war, wo in dem Borg- oder schwarzen See sich der Isis- oder Herthadienst selbst noch bei den nachgedrungenen Slawen in Ansehen erhielt. Dieser See, der Burgwall (Herthaburg), überhaupt die Localität der Gegend, sind noch ganz so wie sie Tacitus vor 1800 Jahren beschrieb*); die Herthaburg ist aber der höchste Punkt der Insel Rügen, mit 473 par. Fuß (490 rheinl.) Meereshöhe und außer dem Hügelberge auf der Insel Alsen, welcher 600 Fuß (dänische) hoch ist, und dem 497′ hohen Aborrebjerg auf Moen, gibt es keinen höheren Punkt auf den Inseln der Ostsee. Ein Appendix von Jasmund ist die Halbinsel Wittow, ein ebenes Land mit fettem Lehmboden, an dessen nördlicher Spitze sich das aus einem Kreidefelsen bestehende Vorgebirge Arkona (unter 54° 40′ 50″ nördl. Br. und 31° 6′ 48″ östl. L. v. F.), der nördlichste Punkt Teutschlands zu 167 par. Fuß Meereshöhe erhebt. Auf demselben stand einst die alte Burg Arkona, der Sitz des obotritischen Hauptgottes Swantewit. Der Hauptort von Jasmund ist der etwa 800 Einwohner zählende Flecken Sagard, mit einer Mineralquelle und stark besuchten Badeanstalten. (*Klaehn.*)

Jasolda (Jaszolda), s. Oginskyscher Kanal unter dem Artikel Oginsky.

JASOLINUS (Julius), von Golfo di St. Eufemia in Calabrien gebürtig, war ein Schüler des Ingrassias in Neapel, dem er 1570 auf dem Lehrstuhle der Anatomie und Chirurgie folgte. Er erwarb sich ebenso großen Ruhm als Lehrer, wie als praktischer Arzt, wenngleich Riolanus seine Verdienste zu verdächtigen suchte. Es erschienen von ihm: Quaestiones anatomicae cum Osteologia parva (1573), die von Volkamer dem sogenannten Collegio anatomico einverleibt wurden. Ein Anhang dieser Schrift handelte de cordis adipe, de aqua in pericardio, de pinguedine in genere. Er untersuchte die Galle genauer in seiner Schrift: de poris choledochis et vesica fellea (1577). Er unterscheidet zweierlei Arten Galle, eine klebrige, dicke in der Gallenblase und eine flüssige aus der Leber kommende, und ist der Meinung, daß beide Theile absondern. Ferner schrieb er noch: Dei remedii naturali, che sono nella Isola di Pithecusa, oggi detta Ischia (Neapoli 1589. 4.) (*Fr. W. Theile.*)

JASON ist der Name vieler Männer aus der frühern und spätern Zeit. 1) Der älteste von allen, nach dem alle übrigen benannt zu sein scheinen, ist ein Fürst auf der Insel Lemnos, dessen von der Hypsipele erzeugter Sohn Euneus mit den Griechen vor Troja vielfachen Tauschhandel trieb, *Hom.* Il. VII, 467 sqq. XXI, 40 sqq. Ebendieser Euneus besaß einen werthvollen silbernen Mischkrug, welchen sidonische Phöniker einem Thoas geschenkt hatten, *Hom.* Il. XXIII, 741 sqq. dessen Stadt Il. XIV, 230 Lemnos genannt wird. Jason hieß aber auch der Hera Liebling, der vom Aetes schiffend mit der vielbesungenen Argo die gefahrvollen Irr-

*) In der Germania, cap. 40. Vergl. Menzel's Gesch. der Teutschen I. S. 129 und v. Gagern's Nationalgeschichte der Teutschen, in der Vorrede zum ersten Bande.

felsen zuerst glücklich durchfuhr *Hom.* Od. XII, 69 sqq. Dieser Jason war schwerlich von jenem Fürsten in Lemnos verschieden, da es sich von einem Lemnier, der mit sidonischen Phöniken in Verbindung stand, und dessen Sohn von glücklicher Schiffahrt benannt ist, am ersten erwarten läßt, daß er eine Entdeckungsreise durch die zusammenschlagenden kyanischen Felsen in den Pontus versuchte, und nach glücklich bestandener Fahrt aus dem neuentdeckten Lande (*Αἶα*) Felle oder Pelzwerk zurückbrachte. Daß er ein Grieche war, deutet Homer mit den Homeriden durch keine Sylbe an; sein Tauschhandel mit den Griechen scheidet ihn vielmehr als einen Fremdling aus, und vermuthlich ist sein Name *Ἰήσων* nur eine griechische Nebenform von *Ἰησοῦς*, was im N. T. Act. VII, 45. Hebr. IV, 8 gleichbedeutend ist mit dem hebräischen יְהוֹשֻׁעַ oder Josua, Heiland, nachgebildet dem weiblichen Namen *Ἰασώ* für die Göttin der Heilkraft. Phöniken waren es ja, welche zuerst die Inseln Lemnos, Imbros, Samos, Thasos besetzten, und auch der Aphrodite oder Astarte Gemahl Hephaistos nach Lemnos verpflanzten. Allein die Griechen eigneten sich, als sie die Phöniker aus ihrem Meere verdrängten, auch die erste Fahrt in den Pontus zu, und wußten zuletzt auch die phönikischen Namen einer navis longa *Argo* aus griechischer Sprache zu deuten.

Wie Thoas zum Vater der Hypsipyle ward, so ward dem *Ἰάσων* durch Methatesis ein Vater *Αἴσων* gegeben, dessen Herrschaft zu Jolkos in Thessalien Pelias an sich zu bringen suchte, und darum dem Jason, gleich einem Herakles, allerlei schwere Arbeiten auflegte, deren wichtigste die Fahrt zum Könige Äetes war. Diese Dichtung kennt schon Hesiodos (Theog. 992 sqq.); wie sie aber später immer weiter ausgesponnen ward, als neben den Epikern auch Lyriker und Tragiker den reichhaltigen Stoff derselben verarbeiteten, lese man im Artikel Argonautenfahrt. Es ist hier nicht unser Zweck, alle die vielen Sagen, welche Apollodor in den letzten 13 Capiteln des ersten Buches seiner Bibliothek zusammengetragen hat, zu wiederholen; uns genügt es, zu zeigen, wie das für die Weltgeschichte wichtige Factum einer Entdeckungsreise in den Pontus allmälig so entstellt wurde, daß fast kein Umstand derselben unverändert blieb. Wenn schon aus dem Obenangeführten wahrscheinlich wird, daß nicht Griechen vom thessalischen Jolkos aus, sondern sidonische Abkömmlinge von der Insel Lemnos aus die Fahrt unternahmen; so zeigt auch ein flüchtiger Blick auf die Karte von Pontus, daß nicht Kolchis der Punkt war, welchen die Argonauten erreichten. Das paphlagonische Vorgebirge Karambis erstreckt sich, dem taurischen Vorgebirge Kriumetopon oder Widderstirn entgegen, so weit in den Pontus hinein, daß es derselbe gleichsam in zwei Hälften theilt. Wenn die sonst längs der Küste segelnden Schiffer schon bei kleineren Vorgebirgen, wie Nestor beim Mimas gegen Chios über (*Hom.* Od. III, 172), lieber der hohen See zusteuerten, als Gefahr liefen, von dem veränderten Winde umgeschlagen zu werden, und daher die gegenüber liegenden Länder eher entdeckten und befuhren, als die hinter Vorgebirgen befindlichen, wie Sicilien lange vor Carthago's Gründung; so wurde auch die taurische Halbinsel, wie schon die Iphigenia in Tauris verräth, lange zuvor befahren, ehe Sinope's Gründung die Bahn nach Kolchis öffnete.

Da der Sänger der Odyssee XII, 70 die Argo *πᾶσι μέλουσα*, die allgepriesene nennt, von welcher jeder gern erzählen hörte, so kannte er schon Dichtungen von der Argonautenfahrt, und entlehnte daraus die Data zu den Irrfahrten des Odysseus, obwol keine Homerische Kunde über das paphlagonische Vorgebirge nach Osten hinausreicht; denn die Halizonen oder die Meerumgürteten (*Hom.* Il. II, 856) sind keine Chalyber, wie man aus Alybo schloß, sondern, wie schon ihr Name und die Geburtsstätte des Silbers andeuten, und wie noch mehr ihre Ordnung zwischen den meerumbrausten Paphlagonen oder Eneten und Mysiern zeigt, die westlicher wohnenden Bithynier. Wenngleich der Sänger der Odyssee allen Gegenden und Völkern, die er aus der Argonautenfahrt nach eigener Andeutung entlehnte, eine veränderte Lage gibt; so hindert doch nichts, sobald man eine vermeintliche Durchfahrt vom ionischen Meere nach dem Pontus annimmt, die ääische Insel der Kirke in der Nähe der mitternächtlichen Kimmerier (*χειμέριοι*) für das Land (*Αἶα*) zu halten, welches dem Mimnermus zufolge die Argonauten befuhren, d. h. die taurische Halbinsel, *ἧν πέρι πόντος ἀπείριτος ἐστεφάνωται* Od. X, 194 *ὅθι τ' Ἠοῦς ἠριγενείης Οἰκία καὶ χοροί εἰσι, καὶ ἀντολαὶ Ἠελίοιο* Od. XII, 3, sofern dieses der äußerste Punkt war, welchen die Argonauten auf ihrer östlichen Fahrt erreicht hatten. Ich will es unentschieden lassen, ob die Namen *Ταῦροι* und *Κριουμέτωπον* einen Zusammenhang haben mit den feuerschnaubenden Stieren, welche Jason an den Pflug spannte, und mit dem Widderfelle, das er erbeutete; nur bemerke ich, daß auch das goldene Vließ eine spätere Erfindung ist, da Mimnermos überhaupt nur ein Vließ kennt, welches Simonides nach Akusilaus beim Scholiasten des Apollonius IV, 1147 und dem Scholiasten des Euripides Med. 5, weil es über das Meer kam, *πορφυροῦν* nannte.

Das goldene Vließ, Chrysomallus bei *Hygin.* Fab. 188, welches nach Eratost. Cap. 19. Hesiodos schon gekannt haben soll, ist entweder nicht das von Jason geholte, oder ihm untergeschoben, wie vielleicht der Phasis Theog. 340. Selbst Pindaros, der doch schon Äa in Kolchis liegen läßt, wie Herodot I, 2, nennt, das Vließ im vierten Pythischen Siegeshymnus ebenso wol *δέρμα κριοῦ βαθύμαλλον* v. 286 und *δέρμα λαμπρόν* v. 429 als *κῶας αἰγλᾶεν χρυσέῳ θυσάνῳ* v. 411. Daß Äa nach Kolchis erst verlegt wurde, nachdem durch Sinope's und anderer milesischer Städte Gründung der Pontos Axinus zum Euxinus geworden war, liegt in der Natur der Fabel; daß aber wirklich Äa in Kolchis gelegen habe, und eine Stadt daselbst gewesen sei, läßt sich schwerlich behaupten, wenngleich Plinius sowol (H. N. VI, 4), als Stephanus ihre Lage genau bestimmen, wenigstens meldet Stephanus unter Dioscurias, daß Nikanor dort ein früheres Äa suchte. Die weitere Fahrt nach Kolchis, die, wie aus den Bestimmungen der Tagschif-

fahrten im Pontus erhellet, selbst in spätern Zeiten über die taurische Halbinsel ging, wie man von Kyrene aus über Sicilien nach Carthago fuhr, wurde ebenso zu der ältern Sage hinzugefügt, wie die Rückfahrt durch den Phasis, Tanais oder Istros. Nach Sophokles in den Skythiern und nach Andern kehrten die Argonauten auf demselben Wege zurück, welchen sie auf der Hinreise genommen hatten; Pindaros läßt sie aber auf dem Heimwege nach Lemnos gelangen, wo dem Homerischen Rhapsoden zufolge Il. I, 594. Od. VIII, 294 nur Σίντιες ἀγριόφωνοι, wie später tyrrhenische Pelasger Hym. in Dionys. v. 8. *Herodot.* V, 26 wohnten, wenn er gleich die Argonauten auch nach Libyen kommen ließ. Wäre die Argonautenfahrt von Griechen unternommen, so wäre auch Byzantium, welches die Sage bei Diodor IV, 49 schon in deren Zeit versetzt, nicht erst 659 Jahre vor Chr. G. (*Euseb.* Chronic. 17 F.) nach Chalcedon's (*Herodot.* IV, 144) und vielleicht noch später nach Selymbria's *Scymn.* Ch. 714) Gründung angelegt. (*G. F. Grotefend.*)

2) **Jason**, Herrscher von Thessalien. Pherä, die Hauptstadt in **Thessalia Pelasgiotis**, tritt in der Geschichte unter Jason's Regierung mit nicht geringer Bedeutung hervor. Von Jason's Abstammung und Herkunft spricht kein alter Schriftsteller. Seinen Vater nennt er bei Xenophon (Hist. gr. VI, 4, 24) einen Freund der Lakedämonier, wie sich einen Gastfreund derselben aus früherer Zeit. In den Erzählungen des Polyänus (VI, 1) von Jason's Kriegslisten wird seine Mutter und sein Bruder Meriones als sehr reich geschildert. Wir sehen ihn selbst zu Pherä als einen an Körper und Geist kräftigen Mann in der letzten Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. zu der höchsten Macht emporsteigen und plötzlich untergehen. Als Herrscher von Pherä wird vor ihm Lykophron genannt (*Diodor.* XIV, 82). Xenophon entwirft (Hist. gr. VI, 1) in einer dem Polydamas in den Mund gelegten Rede von Jason eine Charakterschilderung, welche selbst ein psychologisches Interesse hat, und eine Napoleonische Natur erkennen läßt. Nach ihr war Jason von starkem gesundem Körperbau, aller Weichlichkeit fremd und an Strapazen gewöhnt, in allen Waffenübungen und Kriegszügen der Erste. Mit Klugheit schuf er sich ein ausgezeichnetes Heer, indem er nur die Kräftigen und Thätigen in dasselbe aufnahm, sie durch sein Beispiel ermuthigte, je nachdem sie sich bewährten, mit drei- und vierfachem Solde sie lohnte und ehrte. Den Kranken reichte er selbst die sorgsamste Pflege, die Todten bestattete er ehrenvoll. Durch ein solches aus Eingeborenen und Miethsoldaten gebildetes an ihm hangendes Heer unterstützt, trat er als Eroberer auf und errang bald allgemeine Bewunderung. Groß war er, sagt Xenophon (VI, 4, 28), durch seines Heeres Macht und die Zahl der Bundesgenossen, am größten darin, daß ihm Niemand die Achtung versagte. Mit einer rastlosen Thätigkeit verband er große Gewandtheit, sodaß er in Kriegsunternehmungen Alle an Lebendigkeit übertraf und auf der Stelle war, wo er noch nicht vermuthet wurde. Seine taktischen Kenntnisse werden als die vorzüglichsten bezeichnet; von der feinsinnigsten Schlauheit und der Kunst Menschen für eigene Zwecke zu benutzen, geben die Erzählungen aus seinem Leben Beweis. Cicero nennt ihn (de Off. I, 30, 108) einen Repräsentanten der List. Dreister Muth und Scharfsinn mögen seine Rede belebt haben. Daher konnte Isokrates (Orat. ad Phil. 50) auch sagen, daß Jason nicht sowol durch seine Thaten, als durch kühne Reden, in denen er Asien und den Perserkönig zu bekriegen drohte, jenen großen Namen gewonnen habe. Die Nachbarvölker, die Doloper und andere in Thessalien, in Epirus den Alketas hatte er sich schon unterworfen, als er mit Polydamas wegen einer gütlichen Übergabe der Stadt Pharsalus verhandelte, indem er einfach darlegte, daß auf der einen Seite es nur gut sei, wenn einem einzigen Herrscher (ταγος), nämlich ihm selbst, ganz Thessalien unterworfen würde, auf der andern er das, was man ihm freiwillig ausliefern möge, gar leicht mit Gewalt sich zu verschaffen vermögend sei. Er theilte dem Polydamas großartige Plane in der Verbindung mit den Böotern und Athenern mit, welche am Ende auch nur auf eine Unterjochung von Griechenland und Makedonien abzielten. Polydamas berichtete dies den Lakedämoniern, und sprach um deren Hilfe an. Diese aber entschuldigten sich durch andere Kriegsnöthen und schlugen den Beistand ab, sodaß dem Polydamas nichts übrig blieb, als auf Jason's Foderung einzugehen, ihm außer der Burg zu Pharsalus das Land zu übergeben und ihn als Herrscher über Thessalien anzuerkennen. Nach Diodor (XV, 60) geschah die Ernennung des Jason zum Oberfeldherrn erst nach der Schlacht zu Leuktra. Jason bezog aus den neugewonnenen Ländern neben dem Tribut eine große Vermehrung seines Heeres, durch welches er nun furchtbar wurde. Die Thebaner sprachen ihn im Kriege gegen die Lakedämonier um Hilfe an. Obgleich in einem Kriege gegen Phokis begriffen, stellte er doch ein Hilfsheer von 1500 Mann Fußvolk und 500 Reitern (*Diodor.* XV, 54). Dem Epaminondas schickte er 2000 Goldmünzen, welche aber der große Held als unwürdige Unterstützung zurückwies (*Plutarch.* Apophth. p. 193 B.). Alsbald aber mischte er sich in den Kriegsrath und überredete die Böoter und Lakedämonier zu einem Waffenstillstande, welcher durch Archidamas' Erscheinen wieder aufgehoben wurde. So nahm Jason Theil an der Schlacht zu Leuktra, überall zeigend, was ein Feldherr durch Geistesgegenwart und Schnelligkeit ausrichtet (*Xenoph.* VI, 4, 21). Mit klugem Rathe sprach er den Thebanern die Warnung aus, die Lakedämonier nicht bis zur äußersten Verzweiflung zu treiben, und zugleich machte er den Lakedämoniern klar, auf welchem Wege sie nach erlittener Niederlage wieder zu Siegen gelangen könnten. So verhandelte er mit beiden Parteien für den eigenen Nutzen. Nach dem abgeschlossenen Vertrage kehrte Jason in seine Heimath zurück und eroberte und verheerte ganz Phokis, dann Herakiea, deren Gebiet er den Ötäern und Meliensern übergab (*Diodor.* XV, 57), dabei aber vorzüglich einen freien Eingang nach Griechenland gewann (*Xenoph.* VI, 4, 27). Mehr und mehr stieg sein Ansehen im Vaterlande und bei fremden Völkern. Zu den Pythischen Spielen zog er mit einer ungeheuern Zahl Opferthieren (1000 Ochsen und 2000 andern Thieren) und gedachte sich an

die Spitze der Feierlichkeiten zu stellen und wie vorauszusetzen war, in Besitz anderer Vortheile zu treten. Die Bewohner zu Delphi befürchteten von ihm einen räuberischen Eingriff in den Tempelschatz. Ihm gebrach bald Liebe und Vertrauen. Als er einstmals zu Pherä eine Musterung hielt und denen, die ein Gesuch vorzutragen hatten, Audienz gab, nahten ihm sieben Jünglinge, hoben einen Streit an und ermordeten ihn. Vergeblich eilte die Leibwache, die stets in seiner Nähe war (*Cornel.* Timoth. IV, 3), herbei; zwei der Mörder wurden getödtet, die übrigen entkamen und verkündeten die Nachricht in einzelnen Städten Griechenlands zu allgemeiner Freude. Man sah in ihm einen emporstrebenden Tyrannen. Valerius Maximus erzählt (IX, 10. Ext. 2): Als ein Gymnasiarch Torillus gewisse Jünglinge wegen körperlicher Mishandlung anklagte, fällte Jason das Urtheil, daß die Jünglinge entweder 300 Drachmen an Torillus zahlen oder zehn Stockschläge erleiden sollten. Torillus wählte die letzte entehrende Strafe und die Jünglinge ermordeten den Jason. Ihm folgten in der Regierung seine Brüder Polydorus und Polyphron, von denen der zweite den ersten auf einer Reise ermordet haben soll. Doch auch Polyphron regierte nur ein Jahr. Mit tyrannischer Härte verfahrend, indem er den Polydamas und acht angesehene Bürger in Pharsalus zum Tode, viele in Larissa zum Exil verurtheilte, die Thessalier bedrückte, den Athenern furchtbar ward, zog er allgemeinen Haß auf sich und wurde von Alexander unter dem Vorwand einer Bestrafung für den an Polydorus begangenen Mord getödtet (s. Alexander von Pherä). Nach Diodorus' Bericht (XV, 60) starb Jason kurze Zeit nach Übertragung der Oberfeldherrnwürde im J. 368 v. Chr. Derselbe bemerkt, daß jene Erzählung von den sieben Jünglingen auch Ephorus bestätigte, daß Andere aber den Bruder Polydorus als Mörder genannt haben. Die in Polyänus (Strateg. VI, 1) aufbehaltenen Anekdoten von Jason enthalten nur witzige und komische Einfälle, wie derselbe seine Mutter und seinen Bruder überlistet habe, ihm Geld zur Erhaltung des Heeres zu gewähren. Dort wird auch eines Sohnes gedacht, der den Namen Parthaon erhalten habe, weil Jason, während er seinen Bruder Meriones zu einem Gastmahle bei sich sah, demselben 20 Talente Silbers auf listige Weise abgenommen hatte. Plutarchus (Reip. ger. praec. p. 817 F.) hat den Ausspruch Jason's aufbewahrt: Um im Großen gerecht zu handeln, muß man im Kleinen Ungerechtem Statt geben. Unter den Briefen des Isokrates ist der sechste vermeintlich an die Söhne des Jason gerichtet, in welchem Isokrates sich erst entschuldigt, warum er sich scheue nach Thessalien, einem nicht wenig verdächtigen Lande, zu kommen, und dann Lehren gegen die Handhabung der Tyrannei vorträgt. Nach Plutarchus (Pelop. p. 293 A.) war des oben erwähnten Alexander's, eines Neffen von Jason, Gemahlin, Thebe, welche diesen grausamen Herrscher mit Hilfe ihrer Brüder, wie Xenophon sagt (VI, 4, 35), tödtete, eine Tochter des Jason; welche Genealogie sich widerspricht. Einen edeln Zug aus Jason's Leben, wie er seinem Gastfreunde Timotheus zu Athen zum Beistande eilte, erzählt Cornelius Nepos (Timoth. 4). Einer wunderbaren Heilung gedenken *Cic.* de Nat. deor. III, 28. *Plin.* H. N. VII, 50, 51. *Valer. Max.* I, 8. Ext. 6. Durch den Dolchstich eines Gegners, der ihn ermorden wollte, oder, nach Plinius, seiner eignen Hand, wurde ein unheilbar scheinendes Geschwür geöffnet, und er selbst dadurch geheilt. (*F. Hand.*)

3) Jason, eine kurze Zeit Hoherpriester der Juden während der Regierung des Königs Antiochus Epiphanes von Syrien, war ein Bruder des Hohenpriesters Onias III. und Nachfolger desselben. Zu Folge der Angaben im zweiten Buche der Makkabäer (Cap. 4, 8 fg.) verdrängte er diesen seinen Bruder von seinem Amte, indem er dem syrischen Könige, welchem Palästina damals unterworfen war, eine sehr bedeutende Summe Geldes dafür zahlte. Er ging außerdem in die Absichten des Antiochus ein, die Juden ihrer väterlichen Sitte und eigenthümlichen Religion zu entfremden, legte namentlich zu Jerusalem ein Gymnasium an, um darin Spiele zur Ehre der heidnischen Götter zu veranstalten, und trug durch sein anstößiges Verfahren nicht wenig dazu bei, daß das Volk sich in zwei große Parteien spaltete, in treue Verehrer Jehova's und in Abtrünnige, welche letztere aber in ihm ihre Stütze hatten. Seinen hebräischen Namen Jesus (ישוע) hatte er seiner Denkart vollkommen gemäß in das griechische Jason umgewandelt. Dasselbe Mittel aber, wodurch er seinen Bruder gestürzt hatte, wurde auch ihm verderblich. Schon nach drei Jahren (im J. 172 vor Chr. Geb.) mußte er seinem Bruder Menelaus weichen, welcher ihn überboten hatte, und flüchtete sich in das Gebiet der Ammoniten. Als sich jedoch einige Jahre später (169 vor Chr. Geb.) das Gerücht verbreitet hatte, Antiochus sei auf dem Feldzuge gegen Ägypten gestorben, eilte er mit einem Heerhaufen von ungefähr 1000 Mann nach Jerusalem, bemächtigte sich der Stadt, sodaß Menelaus sich in die Burg zurückziehen mußte, und ließ viele seiner Gegner umbringen. Das Gerücht erwies sich aber gar bald als ein falsches. Es blieb ihm daher nichts übrig, als seinen vormaligen Zufluchtsort wieder aufzusuchen. Doch auch hier war er nicht sicher, indem Aretas, König von Arabien, sich seiner zu bemächtigen suchte; er begab sich daher erst nach Ägypten, dann nach Sparta, wo er starb und zwar, wie hinzugefügt wird (2 Makk. 5, 10), ohne beerdigt zu werden. Nach Josephus'[1] Mittheilungen riß Jason das Hohepriesterthum erst nach dem Tode seines Bruders Onias III. und zum Nachtheile von dessen Sohne, Onias IV., an sich; doch war der Hebel zur Erreichung seiner ehrgeizigen Absichten das Geld, und seinem Bruder Menelaus gelang es, durch Anwendung desselben Mittels, ihn bei Seite zu schieben. Onias IV. soll in Folge dieser Ereignisse sich nach Ägypten begeben und daselbst zur Erbauung eines Tempels in Heliopolis Veranlassung gegeben haben.

4) Jason, Sohn des Eleazar, wurde wie 1 Makk. 8, 17 erzählt wird, von Judas Makkabi nach Rom geschickt, um ein Bündniß zwischen Juden und Römern zu erneuern.

1) Antiquitatt. Jud. L. XII. cap. 4.

Auch wird 5) im N. T. ein Einwohner Thessalonichs Namens Jason erwähnt, bei welchem der Apostel Paulus wohnte (Apostelgesch. 17, 7; vergl. noch Röm. 16, 21). Nach Annahme der griechischen Kirche wurde er Bischof von Tarsus in Cilicien; sein Gedächtnißtag ist der 28. oder 29. April. (*A. G. Hoffmann.*)

JASON. Auch mehre Schriftsteller des griechischen Alterthums führten den Namen.

1) Jason aus Argos wird von Suidas und nach demselben von Eudocia als Historiker und Verfasser eines Werks *περὶ τῆς Ἑλλάδος* in vier Büchern genannt. Das Ganze umfaßte 1) die alte Geschichte Griechenlands, 2) die Geschichte von den persischen Kriegen an (*ἀπὸ τῶν Μηδικῶν*), 3) Alexander's Thaten bis zu dem Tode desselben, 4) die Begebenheiten bis zu der Einnahme der Stadt Athen durch Antipater. Dasselbe Werk in vier Büchern kennt Stephanus von Byzanz unter dem Titel: *ὁ βίος τῆς Ἑλλάδος* und führt einen dem Alexander ertheilten Orakelspruch daraus an; s. u. W.: *Ἀλεξάνδρεια* und *Τῆλος*. Wenn nun Athenäus 14, 12 p. 620 d. ein drittes Buch des Jason *περὶ τῶν Ἀλεξάνδρου ἱερῶν ἐν Ἀλεξανδρείᾳ* erwähnt, so wird ohne Zweifel nicht eine besondere Schrift, sondern das dritte Buch aus obigem Werke verstanden. Wahrscheinlich ist, daß die Worte *ἐν Ἀλεξανδρείᾳ* nicht zu dem Titel, sondern zu der Anführung gehören, wenn auch der Verfasser des Verzeichnisses der von Athenäus angeführten Schriftsteller sie zu jenem gezogen hat. Die Erklärer sind getheilter Meinung, ob mit Dalecamp unter *ἱερά* Opfer, oder mit Toup Tempel, oder nach Schweighäuser's Vermuthung die zu Alexander's Ehren gefeierten Feste zu verstehen seien. Über das Zeitalter dieses Jason sagt Suidas nur unbestimmt, er sei jünger als Plutarchus. Näheres läßt sich nicht bestimmen.

2) Ein anderer Jason von Byzanz wird in der Plutarchischen Schrift: de Fluminibus erwähnt, als habe derselbe eine Schrift über tragische Dichter oder tragische Werke, *Τραγικά* geschrieben. Die Angabe des Vaterlandes läßt ihn von dem argivischen Jason unterscheiden. Gerhard Joh. Voß (de histor. Graecis p. 379) glaubte, daß der Byzantiner im Etymolog. magn. u. d. T. *ἄψ* gemeint sei. Ohne genauere Bestimmung bleibt die Angabe des Scholiasten zum Theokrit 17, 69, wo von einem Jason ein Werk *περὶ Κνίδου* erwähnt wird. Vielleicht schrieb es der zuerst Genannte aus Argos.

3) Jason von Nysa wird als der Sohn des Menekrates und einer Tochter des Philosophen und Historikers Posidonius von Rhodus (welchen Cicero und Pompejus zum Lehrer hatten) genannt und erwähnt, er sei dem Großvater auf dem Lehrstuhle der stoischen Philosophie zu Rhodus gefolgt. (S. Suidas und Eudocia im Violar. p. 244 *Villois.*, welche als Schriften von ihm nennen *Βίους ἐνδόξων, φιλοσόφων διαδοχὰς, Βίον Ἑλλάδος* und *περὶ Ῥόδου*, ob mit Verwechselung, wie bei der Geschichte Griechenlands, bleibt dahingestellt. (*F. Hand.*)

4) Jason von Cyrene, Verfasser einer griechisch geschriebenen Geschichte der Juden über die interessante Zeit während ihrer Verfolgung unter Antiochus Epiphanes und Eupator, sonst aber völlig unbekannt. Das zweite Buch der Makkabäer ist großentheils ein Auszug dieses verloren gegangenen Werkes. Vergl. über Inhalt und Werth desselben den Art. Makkabäer (Bücher der). (*A. G. Hoffmann.*)

JASONIA *Cass.* (Dict. sc. nat. XXIV, 200), eine zu den Inuleae (Syngenesia superflua *L.*) gehörige Pflanzengattung der Synantheren (Compositae). Ihr Charakter ist: Blüthenköpfchen verschieden geschlechtlich. Samenkrone zweireihig, gleichförmig, haarig, mit äußerer kronenförmigen Reihe. Blumenkrone der weiblichen Blüthe zungenförmig, Frucht schnabellos. Die hierher gehörigen Arten stellen kleine in Frankreich und Syrien wachsende Sträucher dar, mit haarigem ästigem Stengel, deren Äste abstehen und blos Einen Blüthenkopf tragen. Die Blätter sind sitzend linien-lanzettförmig und die Wurzel ist knollig. Die beiden hierher gehörigen Arten sind: 1) J. radiata *Cass.* (Erigeron tuberosum *L.* oder Inula tuberosa *Pers.*) und 2) J. discoidea. Übrigens verdient die Gattung Myriadenus oder Chiladenus *Cass.* (Dict. sc. nat. XXIII, 565; XXXIV, 34 [Erigeron glutinosus *L.* = Inula saxatilis *Lam.*]) davon kaum getrennt zu werden. (*Zenker.*)

JASONIUM. Der Name einer Stadt, welche Ptolemäus nebst Aratha in den Landstrich Margiana in dem östlichen Asien an den Fluß Margos setzt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JASONIUM PROMONTORIUM wird von Ptolemäus und im Periplus des Arrianus erwähnt als ein Vorgebirge, welches im Königreiche Pontus in den Pontus Euxinus hineinstreicht. Es wird von Strabon (XII. p. 548) am besten beschrieben. Wenn man nämlich von der Stadt Amisos an der Küste ostwärts hinschifft, begegnet zuerst das Vorgebirge Herakleon, dann *eine andere* Landspitze Jasonion und der Genetes, dann das Städtchen Kotyoron. Das mächtige Vorgebirge Jasonium springt am weitesten in den Pontus Euxinus vor und begrenzt östlich den amisenischen Meerbusen. Der Genetes ist nur ein südöstlicher Absprung des Jasonium, jetzt Vona genannt. Plinius nennt zwar nicht das Vorgebirge Jasonium, dagegen einen Fluß Jasonius, welchen er zwischen den Sidenus und Melanthius setzt und bei dem Vorgebirge enden läßt. Dies Vorgebirge hat von Jason den Namen, von welchem auch ein großes Gebirge zur Linken der kaspischen Pforten Jasonion benannt worden war (*Strabo* XI. p. 526), wie denn viele Jasonien, *τὰ Ἰασόνεια ἡρῷα*, Tempel oder Kapellen des Jason, in der Beschreibung von Albanien, Armenien und Medien von Strabon erwähnt werden. Vergl. *Justinus* XL. c. 2. 3. *Tacit.* VI, 34, 6. (*Kanngiesser.*)

JASONIUS. Ein Hauptgebirge Mediens, das nach der Bezeichnung des Ptolemäus von Rom gegen Süden herabläuft und sich mit dem Parachoathras verbindet. Strabon gibt die Lage etwas undeutlicher an, wenn er sagt, daß es links über den kaspischen Pässen liege. Vergl. Mannert's Indien 2. Abthl. S. 86. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JASOS. Der Name wird mit Jasios und Jasion oft verwechselt und gewechselt [1]), und sein Mythos spielt

1) Müller, Orchom. S. 265. Note 4.

zum Theil in den von jenen über. In den Sagen von Argos treten Mehre dieses Namens auf, wie selbst τὸ Ἴασον Ἄργος genannt wird [2]). Ein Jasos stammt von Phoroneus, Pelasgos und Agenor's Bruder [3]); ein zweiter ist Sohn des Argos und der Euadne, der Tochter Strymon's oder der Okeanide Peitho, ein Bruder des Peiras (Peiranthos), Agenor's Vater und Argos Panoptes Großvater [4]); ein Dritter stammt von Argos Panoptes und der Ismene, des Asopos Tochter, und zeugte Io [5]). Er wird sogar der Io Sohn [6]), und ein Vierter nennt Triopas Vater, Phorbas Großvater und Argos Urgroßvater, und war Herrscher des Peloponnesos [7]). — Anderwärts kommt Jasos als Lykurgos in Arkadien und Kleophiles oder Eurynomes Sohn, als Bruder des Ankäos und Amphidamas vor und wird durch Minyas' Tochter Vater der Atalante [8]). Älianos [9]) nennt ihn Jasios, Pausanias [10]) Jasion, und er ist der erste Sieger im Pferderennen in den von Herakles erneueten olympischen Spielen, dessen Bildsäule in der Linken das Pferd, in der Rechten die Palme haltend Pausanias zu Tegea sah [11]). Denselben Namen trug Amphion's Vater, König der Minyer [12]), der Sohn des Eleutheros, Vaters des Chairesileos [13]). Vergl. Poimandros. Ein Sohn des Sphelos, Jasos, führte die Athener gegen Ilion und wurde von Äneas getödtet [14]); ein Jasos herrschte über Kypros, Dmetor's Vater [15]). *(Schincke.)*

Jaspachat, s. unt. Achat und Jaspis.

JASPER, 1) eine Grafschaft des nordamerikanischen Freistaates Georgien, wird begrenzt von den Grafschaften Jones, Henry, Newton, Walton, Morgan und Putnam, und hat 16,000 Einwohner, worunter gegen 6000 Sklaven sich befinden. Sie wird bewässert von dem Okmulgee, der mehre kleine Zuflüsse hat. In der Mitte der Grafschaft liegt der Hauptort Monticello, welcher eine Akademie, ein Postamt und die Grafschaftsgebäude enthält, und über 500 Einwohner hat. 2) Hauptort der Grafschaft Marion des nordamerikanischen Freistaates Tennessee; der Ort liegt an dem Flusse Sequatchee. *(J. C. Schmidt.)*

JASPIS (Gottfried Siegmund), geboren den 8. April 1766 zu Meißen, der Sohn eines dortigen Predigers, der sich durch seine unbescholtene Redlichkeit und aufgeklärte Denkungsart allgemeine Achtung erworben, verdankte seine Bildung der Fürstenschule zu Meißen. In jenem gelehrten Institut, dessen Zögling er im J. 1779 geworden, gewann besonders der damalige Rector Gottleber einen entschiedenen Einfluß auf ihn. Durch ihn bildete er sich vorzüglich im lateinischen Styl, und gelangte zu der gründlichen Kenntniß der griechischen und römischen Classiker, von welcher seine spätern literarischen Arbeiten, vorzüglich die Übersetzung der apostolischen Briefe mehrfache Beweise liefern. Durch Fleiß und sittliches Betragen hatte er sich, als er die Fürstenschule zu Meißen (1785) verließ, zu Folge eines besondern Rescripts, den Genuß kurfürstlicher Stipendien auf der Universität Leipzig zugesichert. Seine Leiter auf dieser Universität waren vor allen Morus, Rosenmüller und Keil; er wandte seine Thätigkeit mit Vorliebe der neutestamentlichen Exegese zu. Wie viel er besonders Morus in dieser Hinsicht zu verdanken gehabt, gestand er noch in spätern Jahren mit dankbarer Rührung [1]). In der Philosophie eröffnete ihm Platner eine reiche Quelle scharfsinniger Forschungen; Jaspis ging glücklich hindurch zwischen den Parteien, denen die Religion mehr Sache des Verstandes oder des Gefühls war, und obgleich er sich insofern zur Orthodoxie neigte, als er die Annahme einer unmittelbaren Mittheilung der Gotteserkenntniß nicht in Zweifel zog und sich für befugt hielt, in der Religion Thatsachen anzunehmen, deren Natur und Zusammenhang die Vernunft nicht ganz verstehen kann, so gestand er auf der andern Seite auch dem Gefühle seine Rechte zu. Überall folgte er bei der Erklärung des Neuen Testaments den Grundsätzen der grammatisch-historischen Interpretation. Neue Erklärungsversuche wagte er nicht, hielt es auch für vergebliche Mühe, über alle Stellen des Neuen Testaments Licht und Klarheit verbreiten zu wollen. So groß aber auch seine exegetische Toleranz war, auf kirchliche Lehrmeinungen dehnte er dieselbe nicht aus. Mit Begeisterung sprach er oft von der dem Protestantismus inwohnenden Kraft zur Erhaltung und Bewahrung eines festen Glaubens was auch einseitige Eiferer, dem Katholicismus hold, dagegen einwenden mochten. Im J. 1792 war er Pfarrer zu Püchau bei Wurzen geworden. Mit vieler Sorgfalt arbeitete er seine Kanzelvorträge aus, die er, ohne sie wörtlich niederzuschreiben, sich durch Meditation aneignete. Sie waren biblisch, textgemäß und im einfachen Tone der Belehrung abgefaßt, und kaum erkannte man in jenen Vorträgen den oratorischen Prunk und die geschmückte Phraseologie wieder, die ihm als Nachmittagsprediger in der Universitätskirche zu Leipzig eigen gewesen war. Er war zugleich ein trefflicher Liturg. Lange zuvor, ehe die neue Agende in Sachsen erschien, hatte er mehre treffliche Altargebete entworfen, die er seinem Vortrage geschickt anzupassen wußte. Casualreden glückten ihm sehr, und wahrhaft erhebend war in seiner Kirche die öffentliche Confirmationsfeier. Alle Amtshandlungen verrichtete er mit unverkennbarer Würde und großem Anstande. Für die Schule seines Orts sorgte er mit aufopfernder Thätigkeit und Treue. Zufrieden mit seinen Verhältnissen lehnte er 1814 einen Ruf nach Leipzig ab, wo er durch Tittmann, Tzschirner, Goldhorn und andere ihm befreundete Gelehrte empfohlen, Diakonus an der Nikolaikirche werden sollte. Seine Gesundheit hatte damals schon bedeutend gelitten. Am 2. Febr. 1823 hatte er in einer Predigt mit den Worten: „Jeder Schritt, den wir thun, ist ein Schritt zum Grabe," auf sein eigenes nahes Lebensende in pro-

2) *Hom.* Od. 18, 245. *Paus.* 2, 16. *Eustath.* p. 1465. 61. 3) *Eustath.* p. 385. 39. 4) *Apollod.* 2, 1. 2. Schol. zu *Euripid.* Phoeniss. 1151. 5) *Apollod.* 2, 1, 3. 6) *Eustath.* p. 1845. 12 7) *Hom.* Od. 18, 245. vid. supra. 8) *Apollodor.* 3, 9. 2. *Hygin.* fab. 70. 99. 9) Var. hist. 13, 1. 10) 5, 8. 1. 8, 48; 1. 11) *Paus.* 8, 4. 12) *Hom.* Od. 11, 282. *Paus.* 9, 36. 13) *Paus.* 9, 20. 3. 14) Il. 15, 232—337. 15) *Hom.* Od. 17, 443.

1) In der Vorrede zu seiner Übersetzung der katholischen Briefe.

phetischem Geiste hingedeutet. Denn bereits den 15. Febr. 1823 schloß sich seine irdische Laufbahn, auf der er in mehrfacher Hinsicht segensreich gewirkt, und sich auch als Schriftsteller einen geachteten Namen erworben hatte, besonders durch eine musterhafte Übersetzung der apostolischen Briefe[2]). Er ist außerdem Verfasser einiger polemischen Schriften, unter andern einer ziemlich strengen Beurtheilung des leipziger Gesangbuchs[3]). Die dortige Literaturzeitung, **Henke's** Museum für Religionswissenschaft und andere Journale unterstützte er durch seine Beiträge[4]). *(Heinrich Doering.)*

JASPIS. Nach Ptolemäus eine Stadt in dem Lande der Contestani in der **Hispania Tarraconensis**, welche, wie Ukert (in s. Geogr. Iberien S. 404) glaubt, vielleicht das Aspis des Itinerariums ist. Jetzt wenigstens kennt man eine Stadt Aspe in jenen Gegenden, die man für das alte Jaspis hält. *(S. Ch. Schirlitz.)*

JASPIS. Diese dem Quarz nahe verwandte und ihm untergeordnete Mineralsubstanz, zeichnet sich durch lebhafte bunte Farben, die häufig in Streifen oder ringförmiger Zeichnung mit einander wechseln, gänzlichem Mangel aller krystallinischen Gestalt, Absonderung und Textur, muscheligen oder ebenen, fast glanzlosen Bruch und Undurchsichtigkeit aus. In Härte und Schwere steht sie dem Quarze ziemlich gleich, und die bis jetzt bekannten chemischen Verhältnisse lassen annehmen, daß der Jaspis ebenfalls einen bedeutend überwiegenden Gehalt an Kieselerde, mit wenig Thonerde und Eisenoxyd besitze.

Man unterscheidet bei dem Jaspis:

1) **Gemeinen Jaspis.** Einfarbig oder geadert und gewolkt. Derb, eingesprengt, in Geschieben. Vorzüglich auf Gängen im Schiefer und Porphyrgebirge.

2) **Kugeljaspis.** In kugeligen oder ellipsoidischen Stücken, mit deren Oberfläche im Innern die Farbenzeichnung parallel läuft. Der Kern gewöhnlich lichter gefärbt. Der braune (ägyptischer Jaspis) in einem Conglomerate in der Gegend von Kairo; der rothe in den Bohnerzlagern bei Kandern im Badischen. Auch der **Achatjaspis** von röthlich und gelblichweißer Farbe, der mit Streifen von Chalcedon, Quarz rc. als Ausfüllungsmasse der Blasenräume der Mandelsteine im Zweibrückischen, bei Ilfeld rc. gefunden wird, dürfte hierher gehören.

3) **Bandjaspis.** Die Farben in geraden Streifen oder Bändern wechselnd. Vorzüglich im Porphyrgebirge, lagenweis, wie in Sibirien, bei Gnandstein in Sachsen.

Der sogenannte **Porzellanjaspis** ist durch Erdbrände umgewandelter Schieferthon und auch der **Basaltjaspis** möchte als ein durch Feuer verwandelter Thon anzusehen sein.

Da der Jaspis eine gute Politur annimmt und durch seine Farben ein angenehmes Ansehen hat, so wird er von Steinschleifern zu Dosen, Siegelsteinen und andern Bijouteriewaaren verarbeitet. *(Germar.)*

JASPISARTIGES HOLZ (Paläophytologie). Eine in Oryktographien vorkommende Benennung versteinerten Holzes, dessen Versteinerungsmittel Jaspis ist. Vergl. den Art. Fossile Pflanzen. *(H. G. Bronn.)*

Jaspisopal (Jaspopal), s. Opal.

JASSA *Leach* (Crustacea), Krebsgattung aus der Ordnung Amphipoda, von Latreille und Lamarck zu Corophium früher gestellt, doch von dem erstern in der Ed II. von Cuvier's règne animal wieder davon getrennt. Die Kennzeichen dieser Gattung stimmen auch im Allgemeinen mit denen von Corophium überein, aber die Jassen weichen ab durch die ziemlich bedeutende Größe der ovalen Scheeren der vier ersten Füße; die des zweiten Fußpaares sind die größten und am innern Rande mit mehr oder weniger zahlreichen Zähnen besetzt. Die Augen springen nicht vor. 1) J. pulchella *Leach* (Edinb. Encycl. VII. p. 433. Transactions of the Linnean Society. XI. p. 361.) Weiß mit Roth überlaufen, der Daumen des zweiten Fußpaares an der innern Seite an der Wurzel ausgerandet. In den Tangen an der Küste von Kornwallis. *(D. Thon.)*

Jassen (die), s. Jazygen.

Jassersche Salbe, s. Krätze.

JASSII. Nach einer Inschrift auf einer Statue des Kaisers Antoninus Pius, welche bei Gruter zu finden ist (p. 259. n. 8), waren die Jassii ein dakisches Volk. In derselben Inschrift wird ihre Stadt Municipium Dacorum Jassiorum angeführt. Da nun späterhin die Städte häufig die Namen der Völkerschaften, denen sie gehörten, annahmen, wie Lutetia Parisiorum, auch schlechtweg Parisii (jetzt Paris) hieß, so ist zu vermuthen, daß die noch vorhandene Stadt Jassy am Pruth in der Moldau eine Hindeutung auf die alten Jassii enthält, und zugleich näher bestimmt, wo dieselben gesessen haben. Cellarius (in seiner Notitia Orb. Antiq. II, 8) hält dafür, daß des Ptolemäus Petrodara der ältere Name für jene Stadt der Jassii sei. 2) s. Jasi. *(S. Ch. Schirlitz.)*

JASSIORUM DACORUM MUNICIPIUM. Das heutige Jasch oder Jassy, westlich vom Pruth. S. Jassii. *(S. Ch. Schirlitz.)*

JASSUS 1) Nach Ptolemäus (V, 7) eine Stadt unweit des Euphrat in der Landschaft Melitene, die zu Klein-Armenien gehört; Eusimara läßt er voraufgehen, Kiakis darauf folgen. 2) Eine Stadt in Karien auf der Nordwestküste gelegen, und zu den Städten des ionischen Bundes in Karien gehörig. Sie heißt auch noch **Jasus** und war eigentlich auf einer Insel im innersten Theile des Meerbusens gleiches Namens erbaut. Nach Polybius ist sie von Argivern gegründet und von den Milesiern erweitert worden. Thukydides (VIII, 28) spricht von ihrem Reichthume. Auf der Nordseite schließt den weiten und glücklichen jassischen Meerbusen das Vorgebirge Posideum, worauf ein von allen Joniern und Äoliern verehrter Tempel der Vesta lag; nach der Zerstörung desselben durch Xerxes bauten ihn die Milesier so groß wieder auf, daß

---

2) Versio latina Epistolarum Novi Testamenti, perpetua annotatione illustrata. Volumen I. complectens Epistolas *Pauli* ad Romanos, Corinthios, Thessalonicenses, Timotheum, Titum et Philemonem (Lipsiae 1793. 8 m.). Ein zweiter Theil dieses Werkes erschien ebendas. 1797, und eine neue Aufl. beider Theile 1821. 3) Kritik der neuen Liedersammlung für die Stadtkirche in Leipzig (Dresden 1797). 4) Vergl. den Neuen Nekrolog der Teutschen 1. Jahrg. 1. Heft. S. 149—160. **Meusel's** gelehrtes Teutschl. 8. Bd. S. 520; 10. Bd. S. 20; 18. Bd. S. 259; 23. Bd. S. 19.

er alle bekannte Tempel weit übertraf und wegen seines ungeheuern Umfanges kein Dach bekam, oder ein Hypäthros wurde. Jassus ist jetzt noch unter dem Namen Askam-Kalesi vorhanden, zeigt die alten Mauern, eine Menge schöner Ruinen und unter diesen ein Theater von Marmor. Vergl. Mannert nach Spon und Wheler. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JASSUS *Fabricius* (Insecta), Hemipteren-Gattung aus der Familie Cicodellina, jetzt von Burmeister (Lehrbuch der Entomol. II.) auf diejenigen Arten beschränkt, welche in folgenden Kennzeichen übereinkommen. Der Vorderkopf tritt in der Mitte in einem stumpf abgerundeten Winkel hervor, Scheitel und Stirn gehen in einander über. Die Punktaugen stehen an dem sanft gebogenen Rande, nicht weit von den Netzaugen. Die ganze Körperform ist sehr schlank, die Hinterbeine sehr lang, besonders die Schienen, und mit abwechselnd größern und kleinern Dornen an beiden Kanten besetzt. Die Arten finden sich besonders auf Waldwiesen. 1) J. atomarius (Cercopis atom. *Fabricius* Syst. Rhyng. *Panzer* Fauna. Cicada reticulata *Fallén.*). Braun, überall schwarz besprengt, die Adern der Flügeldecken weiß, Hinterleib schwarz, die Einschnitte weiß gesäumt. In Teutschland auf Waldwiesen. 2) J. pectoralis *Germar*). Braun oder gelblich, Scheitelschildchen blässer, Brust schwarz, Flügeladern weißlich, die Felder bräunlich, am Ende des großen Nahtfeldes ein weißer Punkt. Auf Wiesen im Grase. (D. *Thon.*)

JASSY, 1) ein Bezirk (Zinut) in dem Fürstenthume Moldau — einem halbsouverainen der Osmanischen Pforte unterworfenen Vasallenstaate — der seinen Namen von der gleichnamigen Hauptstadt dieses Fürstenthumes erhalten hat, wird begrenzt von den Bezirken Falschy, Vaßlui, Bottoschany, Karligatury, Hrlew (Horlev) und dem Flusse Pruth. Er hat einen üppig fruchtbaren, mit schönen Hügeln durchzogenen Boden, der aber freilich nur nachlässig von den trägen Bewohnern bebaut wird und dennoch einen großen Ertrag gewährt. Der Fluß Bachlui, eigentlich mehr eine lange fortlaufende Reihe morastiger, mephitische Ausdünstungen verbreitender Teiche, durchfließt diesen Bezirk und macht die Luft ungesund. Man baut vielen Wein, der aber nicht von besonderer Qualität ist und sich nur ein Jahr lang halten soll. Hauptort dieses Bezirks, sowie des ganzen Fürstenthumes ist:

2) Jassy, auch Jasch genannt, Hauptstadt der ganzen Moldau, Residenz des Hospodaren (Fürsten) und Sitz der obersten Behörden, eines griechischen Erzbischofs und der fremden Consuln, liegt in einer schönen, fruchtbaren Gegend, theils im Thale, theils auf einer Anhöhe, die von einer höhern Hügelreihe beherrscht wird. Die Stadt wird von dem oben beschriebenen kleinen Sumpfflusse Bachlui durchflossen, zählt gegen 6000 Häuser und ist unregelmäßig und weitläufig gebaut, indem die meisten Häuser mit Gärten und Feldern umgeben sind. Die Straßen sind nicht mit Steinen gepflastert, sondern mit Balken und Bohlen belegt, unter denen Cloaken weglaufen, die sonst nie gereinigt wurden und abscheuliche Ausdünstungen verbreiteten. In der Regenzeit sind die Straßen fortwährend mit einem tiefen flüssigen Schlamme bedeckt und bei trocknem Wetter im Sommer mit einem dicken schwarzen Staube, der bei dem geringsten Winde für Augen und Lungen unerträglich wird. Nachdem in den Jahren 1821 und 1827 den 31. Jul. und 1. Aug. die Stadt von furchtbaren Feuersbrünsten heimgesucht worden ist, welche den schönsten Theil derselben und darunter die Residenz des Hospodaren, viele Paläste der Bojaren, die schönsten Kirchen und Klöster zerstörten, können wir in Ermangelung neuer und officieller Nachrichten nicht angeben, welche Gebäude jetzt besonders bemerkenswerth sind. Vor diesen Brandunfällen waren der Residenzpalast der Hospodaren, der Palast des Erzbischofs mit der Metropolitankirche, die St. Nikolauskirche, die Kirche Golic mit dem höchsten Thurme der Stadt, mehre Klöster und die walachische Buchdruckerei die ansehnlichsten Gebäude der Stadt. — Unter der provisorischen russischen Militairverwaltung, welche vom Jahre 1828 bis zum 11. Mai 1834 dauerte, ist auf jeden Fall vieles zur Verschönerung der Stadt geschehen, worüber wir leider keine genauern Nachweisungen geben können. Vor dem Brande bestanden die meisten Häuser nur aus einem von Lehmbacksteinen aufgeführten Erdgeschosse, und nur wenige waren von Steinen erbaut und einige Stockwerke hoch. Es besteht ein sogenanntes Lyceum mit mehren Professoren, welches die einzige nennenswerthe literarische Bildungsanstalt der Stadt, sowie des ganzen Fürstenthumes ist. — Die wenige Industrie befindet sich meistens in den Händen der Teutschen, und der ziemlich lebhafte Handel wird von griechischen und armenischen Handelshäusern betrieben, die namentlich Wolle, Getreide, Flachs, Talg, Häute, Honig und Wachs ausführen. Der größte Theil der Bewohner lebt von den Ausflüssen des Hofs, und von dem in großer Anzahl sich hier aufhaltenden reichen Adel. Vor den beiden letzten großen Bränden und vor dem letzten Kriege Rußlands gegen die Türkei rechnete man gegen 40,000 Einw. die sich größtentheils zur griechischen Kirche bekennen und unter denen nur wenige Katholiken und Juden leben. (*J. C. Schmidt.*)

JASTISCH heißt so viel als ionisch; dem widerspricht Niemand. Nun werden aber gewöhnlich die eigentlich griechischen Tonarten mit den altchristlich kirchlichen Tonarten völlig unter einander gemengt und für eins genommen, was Verwirrung anrichten muß. Die altgriechischen Benennungen hat man stehen lassen, die Sache selbst hingegen hatte man geändert. So kommt es, daß man unter der ionischen oder iastischen Tonart im altkirchlichen immer C dur versteht. Der Fehler liegt darin, daß man sie griechische Tonarten nannte und beide für eins hielt. In diesen Fehler verfiel Heinrich Christoph Koch in s. musikal. Lexikon und das neue Universallexikon der Tonkunst, in Stuttgart herauskommend, hat ihn nicht verbessert. Andere suchten die Verwirrung zu heben, so gut es gehen wollte, nicht selten nach vorgefaßter Meinung; Alle berufen sich aber auf die griechischen Schriftsteller über Musik, von deren Werken oder Überbleibseln wir leider bis jetzt noch keine kritisch berichtigte Ausgabe besitzen; A. Kretzschmer in s. Ideen zu einer Theorie der Musik (Stralsund 1833) fängt S. 33 in der Erklärung des Systema immutabile die Tonleiter des Ionischen mit

f an, des Hyperionischen mit b und des Hypoionischen mit c. Der Fortgang seiner Behauptungen bringt jedoch wieder abweichende Bestimmungen, die für Folgerungen gelten. In seinen Beilagen hebt die iastische oder ionische Tonreihe mit Es an. Dagegen schreibt von Drieberg in s. Wörterbuche der griechischen Musik (Berlin 1835) S. 60: „Jastisch, Name der Tonart Cis oder Des." Mit ihm stimmt Cassiodorus in s. institut. musicae überein*). Fängt man die Tonreihe von G an, so ist der jastische Ton allerdings Cis oder Des. (*G. W. Fink.*)

JASTROW (53° 25′ 10″ n. Br., 34° 29′ 20″ östl. L.), Stadt im Kreise Teutsch-Crone und Regierungsbezirke Marienwerder der Provinz Preußen, mit 260 Häusern und 2940 Einwohnern, welche Landwirthschaft, Färbereien und Tuchwebereien unterhalten. (*Klaehn.*)

JASTUS, ein Fluß in der Scythia intra Imaum, an welchem vielleicht die Jastae stehen sollten, welche Ptolemäus nach Sibirien verpflanzt hat. Er fiel von Norden her in den Oxus unweit der Mündung desselben, und soll wol der jetzige Kressel sein. Vergl. Möller im vergl. W. B. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jasus (a. Geogr.), s. Jassus.

JÁSZ-APATHI, privilegirter freier kumanischer Marktflecken im District der Jazyger, in Oberungern diesseit der Theiß, am Einflusse der Konszka in die Theiß, drei Stunden von Jász-Berény und sechs Meilen von Erlau (Eger, Agria) entfernt, mit einer römisch-katholischen Pfarre und eigenem Magistrate, 6050 magyarisch sprechenden Einwohnern, worunter 6040 Katholiken und zehn nicht unirte Griechen, und einem guten Weingebirge, worin sich der größte bekannte Birnbaum befindet. Er ist gepfropft, 58 Fuß hoch, mißt an der Wurzel im Umkreise sechs Fuß und trägt seit undenklichen Zeiten alle Jahre häufige Früchte. Sein Alter wird auf 300 Jahre geschätzt. (*Rumy.*)

Jász-Berény, s. Bereny.

Jaszene (Geogr.) s. Jeszenye.

JASZENOVA, großes Dorf in der temeschwarer banatischen Militairgrenze, zum walachisch-illyrischen Grenzregimentscanton Nr. XIII. gehörig, in der ujpalanter Compagnie, zwischen Lagerdorf und Duplay gelegen (½ St. von Lagerdorf), mit einer eigenen Pfarre, 168 Häusern und 1340 Einwohnern. (*Rumy.*)

JASZENOVACZ, JESSENOVACZ, Marktflecken in der kroatischen Banal-Militairgrenze, zum zweiten Banatregimentscanton gehörig, mit einer römisch-katholischen und griechisch nichtunirten Pfarre, 175 Häusern, einem Postamt. (*Rumy.*)

JASZKA, ein Marktflecken im karlstädter Kreise des illyrischen Gouvernements Trieste, mit einem Franziskanerkloster und starkem Weinbau. Dabei das Dorf, Schloß und Herrschaftssitz gleiches Namens. (*R.*)

JÁSZO oder auch **JASCHAU**, ein im eserthater (tscherehater) Bezirk der abaujvarer Gespanschaft in Oberungern diesseit der Theiß und an der Bava gelegener Marktflecken, mit einer schönen katholischen Kirche. Man findet hier schönen Marmor und Alabaster, und mit Getreide und Wein werden gute Geschäfte gemacht. In der Nähe ist der Wallfahrtsort St. Anne. (*R.*)

Jaszolda (Geogr.), s. unter den Art. Oginsky.

Jasz Orszag (Jazygien), s. unter Jazyger.

JASZTERNICZA, Dorf im ungrischen Littorale (Küstenlande), in der Nähe von Fiume, vormals zum Bezirke Fiume des Königreichs Illyrien gehörig mit 400 Einwohnern. (*Rumy.*)

JATAI, dieser Völkername ist wol einerlei mit Jatii, welche unter den Völkernamen vorkommen, die Ptolemäus und Plinius an den nördlichen Lauf des Jaxartes setzen. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jataronus *Adanson* (Mollusca) = Chama.

JATBA (יָטְבָה), in der griechischen Übersetzung Ἰετέβα genannt, ist nach 2 Kön. 21, 19 Geburtsort der Mutter des Königs Amon von Juda, welche Mesullemeth (מְשֻׁלֶּמֶת) hieß. Über die Lage dieses Ortes bemerkt blos Hieronymus etwas; ihm zufolge gehörte er zum Stamme Juda. Ob die 4 Mos. 33, 33. 5 Mos. 10, 7 erwähnte Lagerstätte der Juden Jatbatha, richtiger Jotbatha (יָטְבָתָה) zwischen Horgitgad und Hebron davon verschieden sei, wie auch Gesenius (im hebr. Wörterbuche) anzunehmen geneigt ist, bleibt zweifelhaft. Beide Namen sind in der Bedeutung verwandt; ersteres bedeutet bona, letzteres bonitas. Calmet*) erklärt letzteres höchst gesucht durch Lustgräber. (*A. G. Hoffmann.*)

Jaterus (Geogr.) s. Jatrus.

Jathreb, Jathrib, Jathrippa, s. Medina.

Jathyr, s. Jattir.

Jatii, s. Jatai.

JATINUM, die von Ptolemäus allein genannte Stadt der Meldi, einer gallischen Völkerschaft, welche alle alte Geographen nennen, auch schon bei Julius Cäsar (de Bell. Gall. V, 5) vorkommt. Die Meldi saßen in dem Winkel zwischen der Seine und Marne. Mannert hält, wie auch der Name Meldi beweisen kann, mit Recht das jetzige Meaux, 6 Stunden von Paris, 4½ Meil. südwestlich von Chateau-Thierry, für das alte Jatinum. In der Tabula Peuting. liest man dafür Fixtuinum, was vielleicht ein Schreibfehler ist; sonst heißt sie auch Civitas Meldorum und Meldunum. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jatir, s. Jattir.

JATRALIPTEN — Jatralipta, Jatraliptes, Alipta, Aliptes, Ἰατραλείπτης, Ἀλείπτης (von ἰατρός [ἰάομαι, heilen] Arzt und ἀλείπτης [ἀλείφω, salben] Einsalben), der Salbarzt, Salbbader, Salbmeister, Salbknecht — eine Art ungebildeter Ärzte bei den Griechen und Römern, welche sich mit dem Einsalben von Personen in den Bädern, in den Gymnasien, sowie bei Krankheiten befaßten. Dieses bei den Alten sehr ausgedehnte und beliebte Einsalben mittels der verschiedenartigsten und kostbarsten ätherischen Öle, sowie mit sonstigen mit Öl nur vereinbaren Stoffe, deren Bereitung eine eigene Kunst war und den Jatralipten nicht oblag, ge-

*) Cf. Scriptores eccles. de Musica etc. a *Mart. Gerbert* T. I. p. 17.

*) Bibl. Wörterb. 2. Thl. S. 646 der teutsch. übers.

schah nach den vielfältigsten Regeln, deren Inbegriff eine eigene Kunst, die **Jatraliptik** (**Jatraliptica**, Ἰατραλειπτικὴ [τέχνη], **Medicina unguentaria**, **Salbbaderei**) bildete, welche besonders von Vornehmen und Reichen sehr geschätzt wurde. Der Stifter der Jatraliptik war Horodicus, auch Prodicus genannt, von Selymbria, der nicht lange vor dem peleponnesischen Kriege, ungefähr zur Mitte des 5. Jahrhunderts, in Athen lebte. — Außer dem Einsalben und den gebräuchlichen Frictionen unternahmen die Jatralipten noch anderweitige Geschäfte, wie die Unteraufsicht auf die Kampfschulen, traten gleichzeitig als Kampflehrer auf, pflegten Kranke, heilten Wunden, Geschwüre, Verrenkungen und Beinbrüche, ließen zur Ader, setzten Klystiere, reichten Brechmittel, und mehre von ihnen verstanden sich nicht nur auf die Diätetik, sondern übten selbst die Arzneikunde aus. (*Wiegand.*)

Jatraliptik, s. **Jatralipten**.

Jatreusiologie, Jairice, Jatrie, s. **Arzneikunde**.

Jatrobdella, s. **Hirudo**.

Jatrochemia, s. **Chemiatrik**.

Jatromathematik, Jatromathematiker, Jatromathematische Schule, s. unter **Arzneikunde**.

JATROPHA *L.*, eine zur Familie der Euphorbiaceen oder zu **Monadelphia Decandria** *L. Spr.* gehörige Pflanzengattung, deren Namen man von ἰατρον, das Arzneimittel, und φάγω, ich esse, ableitet (*Böhmer* **lex. rei herb. p. 110**). Nach der von Kunth gegebenen Definition derselben hat sie folgende Merkmale: Blüthen einhäusig. Die männliche Blume hat einen blumenkronenähnlichen tieffünftheiligen, fast trichterförmigen Kelch, welcher oft mit einem fünftheiligen Beikelch umgeben wird. Die zehn (selten weniger) Staubgefäße haben an ihrer Basis verwachsene Staubträger (wovon die fünf äußern öfters kürzer sind) von fünf Drüsen umgeben. Weibliche Blüthen besitzen einen gleichen Kelch, drei zweispaltige Narben, eine dreiköpfige (**Capsula tricocca**) Kapsel und einsamige Köpfchen. Über die davon getrennten jetzigen Janiphaarten sehe man den Art. **Janipha**.

Im Allgemeinen sind die echten Jatrophaarten milchende Bäume oder Sträucher, selten Kräuter, mit wechselständigen, handförmigen oder gelappten Blättern, woran Nebenblätter. Ihre doldentraubigen Blüthen stehen in den Blattwinkeln oder am Gipfel. Man theilt die Arten in zwei Gruppen, je nachdem sie mit einem Bei- oder Nebenkelche versehen sind, oder ohne denselben getroffen werden. Zu den mit Nebenkelchen gehören Nr. 1—15: 1) **J. panduraefolia** *Andr.* (**J. acuminata** *Lam.*, **J. hastata** *Jacq.*) mit länglichen, geigenförmigen, zugespitzten, ganzrandigen, am Grunde beiderseits zweizähnigen Blättern, indem die untern Blätter dreilappig sind. Die doldentraubigen Blüthen haben scharlachrothe Kelche. Auf Cuba. Abbildungen lieferten *Andrews* **Nepos. 4. t. 267** und *Jacquin.* **Am. t. 173. f. 54.** 2) **J. integerrima** *Jacq.* Obere Blätter eiförmig zugespitzt, herzförmig, ganzrandig glatt, untere dreilappig. Blüthen mit scharlachrothen Kelchen, doldentraubig. Mit vorhergehender Art. Abbildung bei *Jacq.* **Am. t. 183. f. 47.** 3) **J. Berterii** *Spr.* Blätter am Grunde fast abgestutzt, fast rund, zweispitzig, ganzrandig, aderig, beiderseits sehr fein weichhaarig, Blume traubig. Am Magdalenenflusse. 4) **J. divaricata** *Sw.* Blätter eiförmig zugespitzt, ganzrandig, dreinervig, sehr glatt und glänzend, Traube ausgespreizt. Auf Jamaika. 5) **J. variegata** *Vahl* (**Croton variegatum** *Forsk.*) Blätter länglich-lanzettförmig, stachelspitzig, ganz glatt, Afterblätter dornig, Blumen doldentraubig. In Arabien. 6) **J. spinosa** *Vahl* (**Croton spinosum** *Forsk.*), Blätter dreitheilig, sehr glatt, mit sehr stumpfen, oben gewinkelten, ganzrandigen Lappen, doldentraubigen Blüthen; Stengel strauchartig, stachelig. In Arabien. 7) **J. tripartita** *Spr.* Blätter dreitheilig, unten zottig, mit lanzettförmigen, spitzigen, ganzrandigen Abschnitten, Blüthen in Trauben mit Deckblättern. In Brasilien. 8) **J. glauca** *Vahl.* (**Croton lobatum.** *Forsk.*) Blätter dreispaltig, glatt, stachelspitzig-fein gesägt, untere fünfspaltig, mit länglichen, beiderseits zugespitzten Abschnitten und ästigen, drüsigborstigen Afterblättern, Blumen rispenartig-doldentraubig. In Ostindien und Arabien. 9) **J. gossypifolia** *L.* (**Tuatua** oder **Fraylecilla** der Bewohner Havanna's), Blätter tief herzförmig, fünflappig, gesägt, drüsig gewimpert, mit ästigen drüsigen Haaren, welche die Blattwinkel und Blattstiele umgeben, Blüthen in Doldentrauben. In Südamerika. 10) **J. glandulosa** *Vahl.* (**Croton villosum** *Forsk.*) Blätter nierenförmig, fünflappig, zottig, Lappen stumpf, gezähnelt, drüsig, Stengel strauchartig, afterblattlos. In Arabien. 11) **J. peltata** *Kunth.* Blätter schildförmig, 6—7lappig, glatt, drüsig, gewimpert, Afterblätter vielspaltig, drüsig-borstig. Blüthen doldentraubig. Am Amazonenflusse. 12) **J. multifida** *L.* (bei den Einwohnern Nordandalusiens **Piñol** oder **Tartara**). Blätter vielgetheilt glatt, mit fiederspaltigen, keilförmigen Abschnitten, Afterblätter borstenförmig vielspaltig, Blumen doldentraubig. In Südamerika (Abbild. bei *Breyn.* **Cent. t. 53.** *Dillen.* **Elth. t. 173. f. 213.** *Salisbury* **parad. t. 91**). Dieser zehn Fuß hohe Strauch wird auf den Antillen als Zierpflanze cultivirt. Seine Samen führen stark ab, die Blätter, welche ähnliche, aber schwächere Kräfte besitzen, dienen zum Gemüse. 13) **J. Curcas** (**Castiglionea lobata** *R.* et *P.* **Piñol** der Einwohner). Blätter herzförmig, fünflappig, ganzrandig, glatt, Blüthen in Doldentrauben. Auf Cuba, Neu-Granada. Abbild. bei *Clusius* **exot. t. 299.** *Marcgrav.* **bras. t. 96.** *Jacquin.* **Hort Vindob. t. 63.** *Gaertner.* **de sem. t. 108. f. 1.** Die Früchte dieses Strauchs sind sehr ölreich und (schon sieben Körner) erregen heftiges Erbrechen und Purgiren, daher sie auch **schwarze Brech- und Purgirnüsse** heißen. Übrigens wird diese Wirkung durch reichliches Trinken von Chokolade oder mit Zucker und Citronensaft gemischtem Wasser aufgehoben. Der eigentliche wirkende Stoff liegt im Embryo, indem nach dessen Wegnahme die Samen eßbar werden, was auch die Eingebornen wissen. Sie enthalten nach Pelletier und Caventou: fettes Öl in Verbindung mit der scharfen Jatrophasäure, Gummi, Holzfaser, löslichen und unlöslichen Eiweißstoff (**Buchner** Rep. VI, 300). 14) **J. glandulifera** *Roxb.* (**Flor. indic. III. 1831. p. 688**). Blätter handförmig mit herzförmiger Basis, drei- oder fünflappig, lanzettförmig,

länglich, scharfgesägt, indem jeder Zahn in eine drüsige Borste endigt. Blattstiele nackt, Afterblätter borstig, vieltheilig, Blumen rispenartig, monadelphisch, fast achtmännig. In Ostindien. Der Saft ist medicinisch wichtig. 15) **J. tomentosa** *Spr.* Blätter fünffach gefingert, unten filzig, Blättchen länglich, etwas stumpf, ganzrandig; Äste afterblattlos, Blüthen doldentraubig. Am Magdalenenstrome.

Die nicht mit einem Nebenkelche versehenen Jatrophaarten sind: 16) **J. montana** *W.* Blätter länglich, gezähnt-gesägt, dreifachnervig, an der Basis zweidrüsig, etwas glatt, Äste afterblattlos, oben striegelig, Blüthen traubig. In Ostindien. 17) **J. herbacea** *L.* (**J. urens** *Walt.*, **J. stimulosa** *Michx.*) Krautartig, ganz rauh, auf abstehenden Dornen, Blätter fast handförmig-gelappt, Lappen etwas stumpf, fast buchtig-eingeschnitten, Blüthen doldentraubig, Griffel drei, Früchte dornig. In Neu-Spanien, Carolina. 18) **J. fragrans** *Kunth.* Baumartig, Blätter undeutlich fünflappig, gebuchtet gezähnt, glatt, Blüthen doldentraubig. Auf Cuba. 19) **J. urens** *L.* (Guaritoto der Einwohner). Stengel baumartig, etwas dornig, Blätter herzförmig, fünfspaltig, gezähnt-gewimpert, rauchhaarig, Blüthen doldentraubig. In Süd-Amerika. 20) **J. napaeaefolia** *Desrouss.* Stengel baumartig, etwas dornig, Blätter handförmig, siebenlappig, unten rauhhaarig, Lappen fiederspaltig, Blattstiele an der Spitze eindrüsig, Blüthen doldentraubig. In Westindien. (*Zenker.*)

JATROPHASÄURE, wurde im J. 1818 von Pelletier und Caventou entdeckt, welche sie irrthümlich nach der Jatropha curcas benannten. Es war aber der Same von Croton Tiglium, worin sie diese Substanz auffanden. Sie erhielt daher später den richtigen Namen Crotonsäure, als Caventou diese Verwechselung erkannte. Wenn anders diese Substanz nicht als ein Gemenge verschiedener Stoffe angesehen werden muß, wie Caventou nach seinen spätern Versuchen selbst zu glauben scheint, so würde sie unter die Classe der flüchtigen Fettsäuren zu zählen sein. Man stellt sie durch Verseifung des fetten Öls aus dem Samen von Croton Tiglium dar, welches in Amerika durch Auskochen derselben mit Wasser gewonnen, unter dem Namen Höllenöl, ol. infernale, in den Handel gebracht und als heftiges Abführungsmittel benutzt wird. Die erhaltene Kaliseife wird durch Weinsäure zerlegt, die von den ausgeschiedenen Fettsäuren abfiltrirte Flüssigkeit mit Baryt neutralisirt, der aus der abermals filtrirten Flüssigkeit durch Abrauchen gewonnene crotonsaure Baryt mit Phosphorsäure zerlegt und die ausgeschiedene Crotonsäure in eine abgekühlte Vorlage überdestillirt. Sie gesteht hier zu einer krystallinischen Masse, die noch unter 0° c. schmilzt, einen penetranten, Augen und Nase reizenden, Geruch ausstößt, selbst in kleinen Mengen giftig wirkt, eine anhaltende kratzende Empfindung im Schlunde erregt und sich an der Luft sehr leicht verflüchtigt. Die Salze, welche die Säure mit den Alkalien bildet, sind leicht löslich. Mit Blei-, Kupfer- und Silberoxyd liefert sie weiße unauflösliche Verbindungen. Eine wiederholte und auf dem jetzigen Standpunkte der Pflanzenchemie ausgeführte Untersuchung dieser Substanz dürfte gewiß zu interessanten Resultaten führen. (*Bunsen.*)

JATROSOPHISTEN. Jatrosophista, Ἰατροσοφιστής, wurde bei den spätern Griechen ein theoretischer oder philosophischer Arzt genannt. (*Wiegand.*)

Jatrotechnik, s. **Arzneikunde**.

JATRUS. Unter den Flüssen in der **Moesia inferior** nennt Jornandes (**de Reb. Getic.**) einen Fluß dieses Namens, an welchem Nikopolis an der Donau liege; die Peutinger'sche Tafel nennt ihn Jantrus, Andere Jaterus. Diese Namensähnlichkeit würde auf den heutigen Jantrafluß, einen Nebenfluß der Donau, führen, wenn nicht das noch vorhandene Nikopoli an der Donau an der Mündung des heutigen Otzuma läge, wonach der Jatrus der Alten der heutige Otzuma sein muß, was auch Möller im vergl. Wörterb. glaubt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JATTA, JATTE, Eiland der Inselgruppe Bissagos (s. d. Art.).

JÄTTENDAL, ein Kirchspiel im nördlichen Theile der schwedischen Provinz Helsingland, am bothnischen Meerbusen, mit einer prachtvollen steinernen, höchst anmuthig in einem reizenden Thale gelegenen, Kirche, am gleichnamigen See. Jättendal, im J. 1825 mit 904 Einwohnern, ist Filial des Pastorats Haimånger (im J. 1825 mit 117[illegible] Seelen). (*v. Schubert.*)

Jatter, s. **Jattir**.

JATTI, ein District auf der vorderindischen Insel Ceylon im Süden des Districtes Houtera; wir können von diesem Districte weiter nichts bemerken, als daß sich in demselben ein Dorf Namens Córugal befindet. (*J. C. Schmidt.*)

JATTIR (יַתִּיר, oder יַתִּר, d. i. sehr groß), in der griechischen Übersetzung Ἰεθέρ, ein Ort in Palästina (1 Sam. 30, 27), gehörte nach Jos. 15, 48 zu den Städten Juda's, welche auf dem Gebirge lagen und wurde nach Jos. 21, 14 und 1 Chron. 6, 42 [57] dem Stamme Levi von Juda's Antheile überlassen. Über die Lage desselben ist nichts Genaues bekannt; im Buche Josua wird er zwischen Samir und Socho erwähnt. Vielleicht ist einerlei damit Jether oder Jathira, welches Eusebius in die Landschaft Daroma setzt und als 20 röm. Meilen von Eleutheropolis entfernt, nach der Stadt Malatha zu liegend bezeichnet. (*A. G. Hoffmann.*)

JÄTZ-, JEZER- oder **JÜZER-ALPE**, eine hochliegende Alpe im südlichsten Theile des glarnerischen Klein- oder Sernftthales. Über dieselbe und durch die von ihr benannte Felsenkluft führt der nur für Fußgänger und Saumpferde gangbare Weg von Elm nach Panir in Graubündten, auf welchem im October 1799 die russische Armee unter Suwarow ihren Rückzug bewerkstelligte. Die Höhe des Passes ist 6770 Fuß über der Oberfläche des Meeres, und die Felsenkluft ist oft neun bis zehn Monate mit Schnee angefüllt. Dennoch wird der Felsenpaß stark gebraucht: besonders geht viel Hornvieh über denselben und durch Bündten nach Italien. (*Escher.*)

Jatzigen, s. **Jaz**.

JAUBERT (**Pierre**), geb. um's J. 1715 zu Bordeaux, Mitglied der dortigen Akademie, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, erhielt die Pfarre zu Sestas, gab sie aber nach einigen Jahren auf, um sich den

Studien ganz widmen zu können. Von dieser Zeit an wohnte er in Paris und starb daselbst um's J. 1780. Er machte sich durch eine französische Übersetzung des Ausonius bekannt, welche als die einzige in Frankreich geschätzt, auch als treu gerühmt wird. Auch übersetzte er die bekannte ascetische Schrift: de imitatione Christi in's Französische (Paris 1770. 12.); ferner beschrieb er die zu Sestas befindlichen Alterthümer in einer dissertation sur un temple octogone et plusieurs bas-reliefs trouvés à Sestas (Bordeaux 1743); die Basreliefs stellen ein der Kybele gebrachtes Opfer dar. In einem Eloge de la roture (Paris 1766. 12.) und der Schrift Des causes de la dépopulation et des moyens d'y remédier (das. 1767. 12.) ist manche beachtungswerthe Idee niedergelegt. Den meisten Namen aber machte ihm sein Dictionnaire universel des arts et métiers contenant leur description et la police des manufactures de France et des pays étrangers (das. 1773. 5 Bände; oft wieder gedruckt). Die erste Anlage dieses Wörterbuchs rührt freilich von Philipp Macquer her (im J. 1766); allein der Abbé J. hat das Werk so wesentlich verbessert und erweitert, daß es mit Recht nach seinem Namen genannt wurde. Natürlich ist darin nicht alles gleich gut gerathen; aber es findet sich darin manches Treffliche. Der fünfte Band gibt ein Lexikon der technischen Ausdrücke in den Künsten und Handwerken; dann eine alphabetisch geordnete Tabelle der Erfinder, der wichtigsten Künstler und bedeutendsten Ereignisse in der Kunstgeschichte und der Entwickelung der Handwerke. Jaubert hatte sich auch mit der Specialgeschichte von Bordeaux vielfach beschäftigt, und hinterließ Untersuchungen über ihre Alterthümer handschriftlich *). (*R.*)

Jauchart, Jauchert, Juchart, ein Ackermaß, s. **Feldmass.**

JAUCHE, flamänd. Gheten (Namen, die das vorbeilaufende, in die Demer mündende, Flüßchen theilet), ist ein Marktflecken des wallonischen Brabants, unweit der namurschen Grenzen und des berühmten Schlachtfeldes von Ramillies gelegen. Er war der Hauptort einer weitläufigen Freiherrschaft, zu welcher auch Mont-à Jauche, Autréglise, Jaucelette, Esemael, Bommal, Nil-St. Martin, Pietrain, Jandrain, Geest-St. Jean, Judoigne souveraine, Gesteau, Foulx, Ramillies zum Theil, Hedenges und der Lehenhof von Wange, die oberste Voigtei zu Mont-St. André, Ottencourt, Bevinghen und Nieuwkercken, das Stiftungsrecht der Abtei la Ramée und gewisse voigteiliche Rechte in den Abteien Malon und Helessines gehörten. In allen diesen Orten übte der Freiherr nicht nur die hohe Criminalgerichtsbarkeit, sondern er hatte auch das Recht der Begnadigung für Todtschlag, insofern die Angehörigen des Ermordeten sich abfinden ließen. Gottschalk, Sire de Jauche (denn der flamändische Name wird niemals von der Familie gebraucht), kommt in einer Urkunde der Gräfin Ida von Boulogne für die Abtei Affligem, v. J. 1096 vor. Sein Nachfolger, Hilduin, ist aus Urkunden v. J. 1100 und 1129 bekannt. Hilduin's jüngerer Sohn, Heinrich, wird im J. 1169 und 1174 als Dompropst zu Lüttich bezeichnet, der ältere, Reginer von J., verheirathete sich mit Ida von Baudour, Goswin's Tochter, und Siger's von Enghien Witwe, und hatte von ihr die Söhne Gerhard, Heinrich, den Archidiakon von Lüttich, und Goswin. Goswin besaß das mütterliche Erbe, Baudour, und die Pairien, welche das Haus Baudour von den Schlössern Mons, Valenciennes und Beaumont zu empfangen hatte, hinterließ aber nur eine Tochter. Gerhard I. war mit Maria von Gomignies, einer Tochter von Wilhelm, genannt Mockes, Sire von Gomignies und Castellan von Sanson, und von Melisenda von Hierges, die selbst eine Tochter des berühmten Connétable Manasses von Jerusalem, verheirathet, und erwarb mit ihrer Hand die Herrschaft Gomignies, bei le Quesnoy, im Hennegau, und die große Baronie **Hierges** (vergl. d. Art.). Gerhard erbaute den Nonnen Cistercienserordens, die bisher zu Kerkom, in der Meierei Cumptich, ihre Wohnung gehabt, ein neues Kloster in einer wunderlieblichen Einsamkeit der Herrschaft Jauche. In der Stiftungsurkunde nennt er sich Girars par la grace de Dieu sires de Jauche. Von dem anliegenden Gehölze empfing die Stiftung den Namen la Ramée oder Ramey. Und weil die hochadeligen Frauen von Nivelle dem neuen Kloster ebenfalls förderlich gewesen, wurde ihnen ein Herbergs- und Atzungsrecht zugesagt, für die Commissarien, welche alljährlich im Herbste nach dem Rhein ziehen würden, um in St. Gertraud's Weinbergen den reichen Segen einzusammeln. Später wurde diese Herberge Veranlassung zu Mißhelligkeiten und Streit; dann verglich man sich in der Weise, daß die rheinischen Commissarien, zwei Stiftsherren oder zwei Stiftsdamen von Nivelle, oder auch alle vier zusammen, haben sollten ein Schwein am St. Peterstage geworfen, und bei ihrer Ankunft geschlachtet, 14 Hühner, einen Blumenstrauß, 101 Eier, um einen Kuchen zu backen, und eine Gelde Wein, für ihre Pferde Heu und Hafer und Streu bis zum Bauche. Ein Bote, von dem Kloster zu bestellen, soll sie mit Laterne und Licht bis zu der Brücke von Orp-le-grand geleiten und ihnen daselbst 36 alte Groschen reichen. Gerhard I. von Jauche starb im heil. Lande im J. 1216 und wurde in der Abtei Ramée, die seitdem der Familie Erbbegräbniß geworden ist, beigesetzt. Sein jüngerer Sohn Reginer, auf Rassignies, war mit der ältesten und Erbtochter Heinrich's von Havré, des Castellans von Mons, verheirathet, hatte auch drei Kinder; es beerbte ihn aber zuletzt die an Engelbert von Enghien verheirathete Tochter. Gerhard's I. älterer Sohn, Gerhard II., Sire von Jauche, Hierges, Gomignies, Voigt von Ottencourt, Bodrenges und du petit Halley, kommt im J. 1221—1244 vor, und erheirathete mit Bertha von Bioul die schöne Herrschaft Bioul in der Grafschaft Namur. Mit seinen Söhnen, Gerhard III. und Wilhelm auf Gomignies, theilte das Haus sich in zwei Linien. Gerhard III., der ältere Sohn, auf Jauche, Hierges, Baudour, Bioul, sagte im J. 1268 dem Herzoge von Brabant die Lehentreue auf und hatte aus der Ehe mit einer von Aunoy die Söhne Gerhard IV., Raso, Erhard und Heinrich. Raso besaß Baudour, starb aber ohne Kinder; Heinrich war Domherr zu Lüttich. Gerhard IV.

*) Biographie univers. T. XXI. p. 416 (Art. von Weiß).

Herr von Jauche und Bioul, empfing den Ritterschlag in dem Beginnen der Schlacht von Woringen, im J. 1288, und hatte aus seiner Ehe mit Elisabeth von Condé außer einem Sohne Servaz, der jung gestorben zu sein scheint, zwei Töchter, von denen Katharina, Frau auf Jauche und Baudour, Pair der Schlösser Mons, Valenciennes und Beaumont, mit Jacob von Werchin, dem Seneschall von Hennegau, verheirathet war, aber schon im J. 1310 das Zeitliche segnete. Da sie ohne Kinder starb, so wurde sie von ihrer Schwester Maria, Gottfried's von Naste Witwe, beerbt, welche im J. 1358 Baudour verkaufte und Jauche auf ihre Lebtage an Johann von Looz zu Agimont verpfändete. Erhard, der noch übrige Bruder Gerhard's IV., Sire von Hierges und Sedan, Pair von Bouillon, kommt in Urkunden noch im J. 1319 vor und hatte fünf Kinder, worunter zwei an Johann von Braquemont und Hugo von Barbanson verheirathete Töchter. Die Frau von Barbanson wurde mit Solre-sur-Sambre und einem Antheile von Sedan abgefunden, verkaufte aber später den Antheil Sedan an ihre Schwester, die bereits die größere Hälfte besaß, und auf diese Weise zu Gunsten des Hauses Braquemont die Herrschaft Sedan, die seitdem als eine Souverainität galt, vereinigte (vergl. den Art. **Peñaranda**, in dem wir das gesammte Haus Braquemont und Braccamonte darstellen). Erhard's ältester Sohn, Ägidius, Herr von Hierges, empfing nach seiner Muhme, der Frau von Naste, Ableben am 19. Nov. 1367 die Lehen über Jauche und hatte seinen Sohn, den durch seine Fehden mit der Herzogin Johanna von Brabant bekannten jüngern Ägidius zum Nachfolger. Des jüngern Ägidius Enkel, Ägidius III., Herr auf Jauche, Hierges und Bioul, stand noch unter Vormundschaft, als er sich mit Johanna von Grimbergen, Johannes', des Herrn von Assche, ältester Tochter, verheirathete. Als Brautschatz erhielt Johanna, laut Ehevertrags vom J. 1457, den Hof Wilre zu Campenhout, und die demselben anklebende mittlere Gerichtsbarkeit, alles zusammen, ohne Lehensabgaben, Kapaunen und Hühner, auf mehr als 80 Muids Roggen und 200 Philipps-Clinckaerts berechnet. Ferner sollte die Braut nach der Ältern Ableben haben das sogenannte Land Hamme, oder die Herrschaften Hamme, Beverloit und Quaetmechelen, mit aller hohen und niedern Gerichtsbarkeit; it. die Herrschaften Merchene und Westwesel, it. das Land Assche mit den dazu gehörigen Dörfern Assche, Esschene, Kegelgem, Meldert, Baerdeghem, Masenseele, Molhem und Bolenbeke, welche zusammen, ohne die Grundzinse, jährlich über 1000 Clinckaerts tragen. Dagegen wird der Ertrag der Herrschaft Jauche zu 500 Clinckaerts und 500 Kapaunen berechnet, Hierges mit seinen zehn Dörfern soll, die Grundzinsen und Forsten ungerechnet, über 1500 Muids Spelt, eine andere Besitzung des Bräutigams, der Hof van der Bruggen zu Quarebbe, über 400 Clinckaerts jährlich abwerfen. Trotz seiner reichen Heirath hat Ägidius selbst noch Hierges verkauft; er starb ums J. 1475. Ein Sohn Raso war Domherr zu Lüttich. Die Tochter Johanna von J., Frau auf Pietrain, Hamme, Beverloit, Quaetmechelen, heirathete den Wilhelm von Wivove, löste Assche aus Walter's van der Noot Händen wieder ein, und kommt im Jahre 1500 als Witwe vor. Ihre ältere Tochter, Margaretha von Widove, trug Assche und Jauche, letzteres von Johanna de Gros eingelöst, in die Familie Cotereau. Ägidius' III. älterer Sohn, Jacob II., war im J. 1478 in Frankreich gefangen, und verkaufte, sich zu lösen, im besagten Jahre die Herrschaft Assche, sowie später Westwesel und Westdoren. Seine erste Ehe mit Isabella von Montenaken war kinderlos, von der zweiten Frau, von Margaretha von Burgund-Hörlaër, hatte er einen Sohn, Johann von J., der im J. 1511 die Herrschaft Jauche an Johanna de Gros und endlich auch Bioul verkaufte und in Armuth und Dunkelheit sein Leben zu Bioul beschloß.

Die Linie in Gomignies stammt von Gerhard's II. jüngerm Sohne, von Wilhelm von J., ab, der im J. 1278 vorkommt, und einen Sohn Wilhelm II. hinterließ. Wilhelm II. wird in den J. 1315, 1327 und 1329 genannt und hatte zwei Söhne, von denen der jüngere, Wilhelm III., die Nebenlinie in Mastaing begründete, während der ältere, Gerhard, seinen Sitz in dem Stammgute Gomignies nahm. Gerhard hatte drei Söhne, aber nur der älteste, Johann, auf Gomignies und Beuvrages, st. den 9. Jul. 1401, nahm eine Frau, und nur Töchter kamen aus dieser Ehe. Die ältere Anna von J., Frau auf Gomignies, wurde 1) an Johann von Esne, 2) an Johann von la Hamaide, die jüngere, Isabelle, Frau auf Beuvrages, an Johann von Marigny verheirathet. Der Nebenlinie in Mastaing Stammvater, Wilhelm III. von J., starb den 20. Jan. 1374 und wurde in der Pfarrkirche zu Mastaing, bei Bouchain, beigesetzt. Sein Enkel, Johann von J., Herr von Mastaing und Sassignies, starb auf einer Pilgerfahrt nach dem heil. Lande. Er hatte mit Isabella von Rochefort die Herrschaft Herimez und Brugelette in Hennegau erheirathet. Seine Tochter Quintina von Jauche, genannt von Mastaing, wurde die Stifterin der Paulanerklöster zu Ath und Avesnes, und der grauen Schwestern zu Chievres und Brugelette, bei welchen letztern sie auch ihre Ruhestätte fand. Sein Sohn Adrian, Herr von Mastaing, Herimez, Brugelette, befand sich in dem Heere, welches Philipp der Gütige im J. 1421, nach Frankreich führte, um Johannes des Unerschrockenen Tod zu rächen, und starb 1457, nachdem er in seiner Ehe mit Margaretha von Masmines, auf Masmines, Berleghem, Hemelveerdeghem und Uytberghen, vier Kinder gesehen. Der jüngste Sohn, Johann, auf Herbau, hatte nur Töchter, durch welche Herbau sowol als Monton, in andere Familien getragen wurden. Der älteste von Adrian's Söhnen, Jacob, Herr von Mastaing, Herimez, Brugelette, Sassignies, Masmines, Hemelveerdeghem, St. Martins-Lierde, in dem Lande Aloſt, Aishove, Courtaubois rc., gerieth in dem Gefechte bei Merville im J. 1487 mit andern Herren in französische Gefangenschaft und starb den 20. Jan. 1499. Philippine von Lannoy auf Hornaing hatte ihm die Söhne Anton, Franz und Andreas geboren. Andreas von J., Herr auf Sassignies, heirathete in zweiter Ehe die Amelberg von Cleve, eine natürliche Tochter Philipp's von Cleve, des

Herrn von Ravenstein, und der Frau von Grobbendonck, und starb ums J. 1532. Sein jüngerer Sohn, Philipp von J., verkaufte Grobbendonck im J. 1545, der ältere, Anton, auf Sassignies, hinterließ einen Sohn Johann, dessen Tochter Margaretha Sassignies ihrem Gemahl Anton von Ongnies, Grafen von Willerval, zubrachte (vgl. den Art. Ongnies). Franz, Jacob's von J. mittler Sohn, erhielt in der brüderlichen Theilung Masmines und wurde von seiner Tochter Jossina beerbt, die jedoch in kinderloser Ehe mit dem Grafen Christoph von Roggendorf und Gundersdorf, Herrn zu Condé*), lebte. Anton endlich, Jacob's ältester Sohn, Herr auf Mastaing, Hornaing, Markelen, Danjuene, Herimez und Brugelette, war mit Jossina, der ältern Tochter Johann's IV. von Flandern-Drincham, verheirathet und erwarb mit ihrer Hand die Herrschaft Drincham, in der Castellanei Bourborg, Hiesve und Thalvieshove. Jossina starb den 10. April 1535. Ihr Sohn, Gabriel von J., Sire de Mostaing, Graf von Lierde, Baron von Heyne, bei Oudenarde, und von Pouques, in der Castellanei Courtray, Hauptmann einer Ordonanzcompagnie Kaiser Karl's V., hatte in der ersten Ehe mit Katharina von Lannoy nur Töchter, von denen die älteste, Philippine, das nach dem Tode der Gräfin von Roggendorf zurückgefallene Masmines oder Masseme, in dem Lande Alost, durch Vermählung in das Haus der Grafen von Isenghien trug. Gabriel's zweite Gemahlin, Johanna von Montmorency-Croisilles, wurde aber Mutter zweier Söhne, von denen der ältere, Johann von J., Herr von Mastaing, Graf von Lierde, Baron von Heyne und Pouques, Herr von Ermerchicourt, Brugelette, Meurignies, Baulliegnies, Bausse, Cambron-Château, Huerne, Aishove und Cruyshouthem, Peer von Flandern, am 5. Januar 1622 das Zeitliche segnete, aus seiner Ehe mit Anna von Sainte-Aldegonde zwei Söhne hinterlassend. Der jüngere, Karl Robert, stiftete die Linie in Cruyshouthem, von der hernach. Der ältere, Philipp, Graf von Lierde, und zugleich von Mastaing, durch Urkunde Königs Philipp IV. vom 28. Mai 1626 auch Hauptmann über eine Compagnie Kürassiere, vermählte sich im J. 1617 mit Maria von Merode, und hatte von ihr einen Sohn und zwei Töchter. Der Sohn Johann Franz von J., Graf von Mastaing und Lierde, Herr von Herimez und Brugelette, General, auch Gouverneur von Binch und Courtray, hatte in seiner Ehe mit Maria Franziska d'Estourmel, Frau auf Mamez und Marthes, vier Söhne: Karl Philipp, Karl Joseph, Philipp Eugen und Georg. Der älteste, Karl Philipp, Graf auf Mastaing, starb ohne Kinder im J. 1679. Der zweite, Karl Joseph, Graf von Mastaing nach seines Bruders Abgange, Baron von Herimez, Herr von Brugelette, Generalmajor, Gouverneur von Courtray, auch seit dem 17. Dec. 1697 interimistischer Gouverneur und Grand-bailli von Hennegau, hinterließ aus seiner zweiten Ehe mit Eleonora de Gand dit Vilain eine einzige Tochter, Maria Paulina Josepha de Jauche, Gräfin von Mastaing und Mersicourt, die als des Grafen Christian von Melun kinderlose Witwe mit Anton Heinrich von Ongnies, des Grafen von Coupigny jüngerm Sohne, verheirathet wurde, und Mastaing rc. auf die Kinder dieser Ehe vererbte (s. d. Art. Ongnies). 3) Philipp Eugen, Herr von Mamez und Marthes, vermählt seit dem 4. Jan. 1692 mit Isabella Clara Theresia de Croix, starb auf dem Schlosse Mamez bei Aire, den 5. Mai 1702. Er hatte vier Kinder; der älteste Sohn Philipp Eugen Albert, der Graf von Mastaing genannt, starb unvermählt im J. 1724. Der zweite, Balthasar Franz, der Graf von Jauche genannt, der Comthur des Ordens von Alcantara, Commandant der wallonischen Garde in Madrid, dann Brigadier und zuletzt Maréchal de Camp, fiel in der Schlacht bei Camposanto, am 8. Febr. 1743, unvermählt. Der dritte, Philipp Benedict Bertin von J., blieb in dem Türkenkriege im J. 1716. Die Tochter Maria Felicitas von J., Stiftsdame zu Maubeuge, und seit dem 21 Jul. 1728 mit Joachim Maximilian Maria Joseph Hyacinth von Merode, Marquis von Deynse, verheirathet, erbte nach der Brüder Abgang die Herrschaften Mamez und Marthes, und starb zu Mamez den 15. Aug. 1762. 4) Georg, der Baron von Jauche genannt, wurde in der Belagerung von Mons im J. 1691 getödtet. Er hinterließ aus seiner Ehe mit Anna Ferdinandine le Poyvre drei Töchter, die aber alle drei unverheirathet blieben. Die jüngste, Florentia, starb als Äbtissin zu Guillenghien den 27. Mai 1760 und wurde mit ihr ungezweifelt das ganze Geschlecht zu Grabe getragen. Die Linie in Cruyshoutbem stammt von Karl Robert ab, dem jüngern Sohne Johann's von J. und der Anna von Sainte-Aldegonde. Er besaß nicht nur Cruyshouthem, das große Dorf der Castellanei Oudenarde, das seinen Namen einem wunderthätigen Crucifix, seine Zierde einem von Karl Robert erbauten schönen Schlosse verdankt, sondern auch Aishove, in der nämlichen Castellanei und Helesmes, und erheirathete mit Maria Bogaert, des Bürgermeisters von Brügge Tochter, die Herrschaft Moerkercke. Seine Tochter Maria Michelina, gestorben im J. 1665, wurde an Nikolaus Ferdinand Basta, des h. röm. Reichs Grafen von Huszth (in der ungrischen Marmarosch), und Mouscron, Großamtmann von Courtray, verheirathet, an den Enkel jenes Albanesers Georg Basta, der als Kaiser Rudolf's II. oberster Feldherr in Ungern und Siebenbürgen so berühmt geworden ist. Sein Sohn Philipp Franz von Jauche, genannt von Mastaing, Graf von Cruyshouthem, Baron von Moerkercke, auch Großamtmann des Landes Waes, seit dem 9. März 1678, starb den 23. Febr. 1683, aus seiner zweiten Ehe mit Anna Theresia de Harchies-de-Ville dite d'Estrepy drei Söhne und eine Tochter hinterlassend. Der älteste Sohn, der einzige, der heirathete, Claudius Albrecht Florenz von Jauche de Mastaing, Graf von Cruyshouthem, starb im J. 1734, ohne Kinder aus seiner Ehe mit Maria Katharina Charlier zu haben. Seine Schwester Maria Franziska Jauche-de-Mastaing war Priorin des Hospitals zu Oudenarde und starb den 11. Nov. 1740, in dem Alter von 67 Jahren. Das Wappen derer von Jauche war ein

---

*) Unsere Genealogien kennen nur eine Gemahlin des Grafen von Roggendorf, die Gräfin Elisabeth von Mansfeld, des sächsischen Prinzen Friedrich's Witwe.

goldener Querbalken im rothen Felde. Das alte Schloß von Jauche galt noch im J. 1645 als ein befestigter Posten und war von den Holländern besetzt, die von hier aus dem wallonischen Brabant und der Grafschaft Namur durch Streifereien sehr lästig fielen. (*v. Stramberg.*)

Jauche, s. Eiter und Geschwür.

JAUCHSUCHT, die bei manchen Individuen, in Folge dyskrasischer Körperbeschaffenheit, wahrnehmbare Neigung zur Verschwärung (s. d. Art. Geschwür und Verschwärung). (*Wiegand.*)

JAUCOURT, Kirchdorf des Aubedepartements, ½ Stunden von Bar-sur-Aube, auf dem linken Ufer der Aube, die hier das Flüßchen Landion aufnimmt, gelegen, ist das Stammhaus eines berühmten Geschlechtes. Peter von Jaucourt, Pannetier von Champagne, lebte um die Mitte des 12. Jahrh. Thomas, sein Enkel, verkaufte im J. 1252 den Zwangsbackofen zu Bar-sur-Aube an den Grafen Theobald VI., den Liedermacher, von Champagne. Nach dem Erlöschen der Hauptlinie wurde die Castellanei Jaucourt das Eigenthum einer Erbtochter, und diese, Johanna, verkaufte die Castellanei um 3000 Goldgulden an Philipp den Kühnen, Herzog von Burgund; später wurde dieselbe ein Bestandtheil des Herzogthums Beaufort-Montmorency. Geraume Zeit vor der Entfremdung des Stammhauses, im J. 1333, hatte Eberhard von Jaucourt mit einer burgundischen Erbin, mit Guido's von Villarnour Tochter Maria, die bedeutende Baronie Villarnour, zwischen Avallon und Saulieu, erheirathet. Sein Sohn Philipp trug im J. 1379 des Herzogs Philipp von Burgund Hauptpanier, war auch dessen Statthalter zu Nevers, erbaute den Hôtel de Jaucourt zu Dijon und wurde 1390 in der Stiftskirche zu Avalon, wohin er die Herrschaft Chassigni und ein Haus in Avalon gegeben hatte, beigesetzt. Philipp's Sohn, Guyot de J., des Herzogs von Burgund Rath und Kämmerer, auch Statthalter in Nevers, besaß Villarnour, sammt Rouvrai, S. Branché und Montchanin; ferner Maraut, Quarré, Vaux-de-Lugny, alle drei in dem Amte Avalon gelegen, S. Leger-de-Foucheret, in dem Amte Saulieu, Montmardelin, Vilaines, Beauvilliers, Comboy, Saux, S. Germain-des-champs, S. George-des-carrières, Aunay und la Côte, verlor während des Krieges Philipp's des Guten mit Karl VII. sein Schloß Maraut, welches durch Überfall von den Franzosen genommen wurde, erhielt dasselbe durch den Frieden von Arras zurück und wurde im J. 1462 in der Gruft seiner Väter zu Avalon beerdigt. Er hatte der dasigen Stiftskirche Montmardelin und Vilaines gegeben. Von seinen Söhnen war der älteste, Philibert, Herr von Prêle, Maraut, Villarnour, Statthalter von Auxerrois und herzoglicher Kammerherr; er zeichnete sich in der Schlacht bei Gavre, im J. 1454, rühmlichst aus und starb ohne Kinder im J. 1473. Wilhelm, der andere Sohn, wurde in dem väterlichen Testamente beauftragt, ein Gelübde seiner verstorbenen Mutter, Johanna Damas von Prêle, durch Verrichtung einer Wallfahrt nach N. D. du chemin bei Beaune und nach Puy in Velai zu lösen. Im Jahre 1474 belehnte er Wilhelm Carillon, seinen Castellan in Maraut, mit einem Lehen in Maraut, seitdem das Lehen Carillon genannt; hiermit belohnte er Carillon's kühne That, durch welche er aus seiner Haft zu Dom-Julien in Lothringen befreit worden. Später nahm Wilhelm Partei für die Erbin von Burgund, ob er gleich von Ludwig XI. Bestallung als Gouverneur von Auxerre und Amtmann von Dijon angenommen hatte; seine Güter wurden confiscirt (1471), seine 14 Schlösser oder mit Zugbrücken versehenen Häuser geschleift, doch daß man der Thürme von Maraut und Vaux schonte, und nicht ohne Mühe konnte sein Bruder Albert sich das Eigenthum der Güter retten. Wilhelm fand Zuflucht bei dem Erzherzoge Maximilian, wurde dessen erster Haushofmeister und hatte im J. 1490 ein Commando in den Niederlanden. Durch den Frieden von Senlis, im J. 1493, erhielt er die Befugniß, in seine Heimath zurückkehren zu dürfen, und freudig gab der Bruder ihm die confiscirten Herrschaften zurück. Wilhelm starb im J. 1505, aus seiner Ehe mit Johanna von Digoine mehre Kinder hinterlassend. Sein zweiter Sohn, Hugo, war ihm in die Verbannung gefolgt und erhielt erst von Ludwig XII. im J. 1498 Begnadigung und die Rückgabe seiner Güter, die aber, insbesondere Maraut, seine Erbtochter Anna von J. ihrem Eheherrn, Franz de la Platiere, Baron von Epoisses, zubrachte. Hardy de J., Herr von Vaux-de-Lugny, ist der erste Elu der burgundischen Ritterschaft, der in dem mit dem J. 1548 beginnenden Register der Stände vorkommt; seine Kinder bekannten sich zur neuen Lehre und hielten eigne Schloßprediger in Vaux, von denen Bollenat und Jordan sich durch Gelehrtheit auszeichneten. Noch zeigt man in dem weitläufigen Schloßgebäude eine aus der reformirten Kapelle herrührende Marmortafel, auf der die zehn Gebote zu lesen sind; hier wurde auch im J. 1667 eine Synode gehalten, auf der sich die protestantischen Prediger eines weiten Bezirkes einfanden, und der alsbald das berühmte Religionsgespräch folgte. Von Seiten der Katholiken erschienen zwei Paulaner, zwei Capuciner, der Theologal von Avalon, der Franziskaner P. Duhan, dessen unmäßiger Eifer aus dem Gespräche eine Prügelei und schließlich den Gegenstand einer Parlamentsuntersuchung machte. Der letzte Jaucourt von Vaux starb im J. 1674, ein Jahr vorher hatte er Vaux verkauft. Johann von J. in Villarnour, der mit Franziska von Bar, Frau auf Baugy und Estrechy, verheirathet, scheint der erste in dieser Linie, sich der neuen Lehre zugewendet zu haben. Einer seiner Söhne, Jacob, lebte in kinderloser Ehe mit Nicoletta von Vienne, und starb im J. 1587 zu Perreci in Charolais, wohin er im Gefolge der von dem Burggrafen von Dohna geführten teutschen Hilfsarmee gekommen war. Er hat zu Villarnour einen reformirten Prediger, den Jacob Louet, eingeführt, und Louet's Controversschrift von der Eucharistie thut seiner an verschiedenen Stellen ehrenvolle Erwähnung. Ein anderer von Johann's Söhnen, Ludwig, Herr von Villarnour, vermählte sich im J. 1570 mit Elisabeth de la Tremouille de Breche, und hatte von ihr sieben Söhne, die ebenso viele Linien begründeten. Einer, Johann von J. in Villarnour, war mit Martha von Mornay, des berühmten Philipp's von Mornay ältester Tochter, verheira-

thet und erwarb mit ihrer Hand la Forêt-sur-Sevre in Poitou, seine Tochter Katharina Renata von J. trug aber sowol la Foret, als auch Villarnour, in das Haus du Bellay, durch ihre Vermählung mit dem Grafen Karl du Bellay. Der letzte Mann von der Speciallinie in Villarnour, Oberster in holländischen Diensten, starb im Jahre 1738, und zwar, wo wir nicht irren, eines gewaltsamen Todes. Überhaupt waren von den sieben, von Ludwig von J. abstammenden Linien, im J. 1780 nur noch vier vorhanden, nämlich J. d'Epeuilles, aus welcher Ludwig Peter im J. 1772 als Elu des Adels von Burgund vorkommt. J. de la Vaiseri oder Cernoy, repräsentirt durch den Grafen J. von Arconcey, im Amte Arnay-le-duc-J. Chazelles und J. Favras. Der Linie von Favras war entsprossen der durch seine Theilnahme an der **Encyclopédie universelle** so bekannte Chevalier Louis de Jaucourt. Geboren zu Paris, den 26. Sept. 1704, studirte Ludwig zu Genf, Cambridge und Leyden, hier unter der Leitung des berühmten Boerhaave, denn er hatte sich der Medicin gewidmet. Im J. 1736 kam er nach Paris zurück, um seine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen; durch Aufopferung eines Theiles seines Vermögens erwarb er das Recht, ungestört seinen Studien obliegen zu dürfen. Auf d'Alembert's Ersuchen übernahm er die medicinischen und physikalischen Artikel der großen Encyklopädie; sie verdankt ihm aber auch noch sehr viele andere Beiträge, und insbesondere gilt sein Artikel P a r i s als einer der schätzbarsten des ganzen Werkes, dieses sonderbaren Monuments menschlicher Kenntniß und Thorheit, unbegrenzter Frechheit und Unwissenheit. Unter den Encyklopädisten ist J. überhaupt einer derjenigen, die am wenigsten Tadel verdienen. Mild und freundlich von Gemüth, kannte er keine andere Leidenschaft, als die der Nächstenliebe, seine Wissenschaft diente einzig den Armen; seine Börse, und er besaß doch nur ein mäßiges Vermögen, stand jedem Hilfsbedürftigen offen. Er buhlte niemals um irgend eine Gunst, enthielt sich aller litterarischen Streitigkeiten, und wie er sich selbst zeichnet, ohne Bedürfnisse, ohne Wünsche, ohne Ehrgeiz, suchte er einzig eine ruhige Dunkelheit. Das allmälige Schwinden seiner Kräfte ließ ihn seine baldige Auflösung ahnen, er entfloh der Hauptstadt, um noch ruhiger in Compiegne zu sein, und starb daselbst nach einem Aufenthalte von wenigen Monaten, den 3. Febr. 1779. Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in London, die Akademie von Berlin, Stockholm und Bordeaux, hatten ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen. Jaucourt's Schriften, so beurtheilt sie Palissot, sind anziehend; seine einfache, natürliche, fließende Schreibart wird durch die Correctheit und Zierlichkeit gehoben, überall leuchtet ein edeles und fühlendes Herz hervor. Er hatte sich mehre fremde Sprachen angeeignet und drückte sich in ihnen mit großer Leichtigkeit aus. Neben den zahlreichen Artikeln der Encyklopädie hat man von ihm verschiedene einzelne Abhandlungen; er war auch einer der Herausgeber des **Musaeum Sebneanum**. Seine Hauptarbeit aber, ein **Lexicon medicum universale**, das, zu sechs Foliobänden berechnet, in Amsterdam gedruckt werden sollte, verunglückte auf der Überfahrt, indem das Schiff an der Küste von Nordholland scheiterte. — Das Haus Dinteville ist eigentlich nur ein Zweig des Geschlechtes von Jaucourt; Peter's von J. auf Dinteville und Ormoy Sohn, Peter II., hat sich zuerst von Dinteville geschrieben. *(v. Stramberg.)*

JAUER, 1) unmittelbares Fürstenthum des preuß. Staates in dem ältern Theile der Provinz Schlesien und dem südlichen Theile des Reg.-Bezirks Liegnitz, stößt nordwärts an die Fürstenthümer Glogau, Sagan und Liegnitz, ostwärts an Schweidnitz, im Süden an das Königreich Böhmen und im Westen an das preuß. Markgrafthum Oberlausitz. Sein Flächenraum, 55¼ geographische □Meilen, zerfällt in die landräthlichen Kreise: Jauer, Bunzlau, Löwenberg, Hirschberg und Schönau. In ihm liegt der höchste Theil der Sudeten, oder das Riesengebirge auf der Grenze gegen Böhmen und der nördliche Theil des Katzbachgebirges. Hauptflüsse sind: der Bober mit dem Queiß und die Katzbach mit der wüthenden Neiße. Als Schlesien von Polen getrennt wurde, 1163, gab es noch kein Fürstenthum Jauer; als aber der Herzog Boleslav der Kahle (**Boleslaus calvus**) von Liegnitz 1278 starb, folgte ihm sein älterer Sohn, Heinrich, als Herzog von Liegnitz, und der jüngere, Bolko (später mit dem Beinamen **bellicosus**, der Streitbare), erhielt das nun erst gebildete Fürstenthum Löwenberg, worin damals Lemberg oder Löwenberg die bedeutendste Stadt war, und wozu die Stadt Jauer noch nicht gehörte. Als hierauf 1290 den 23. Juni Herzog Heinrich IV. von Breslau starb und Bolko's Bruder, der schon genannte Heinrich von Liegnitz, mit dem Beinamen der Dicke, Herzog von Breslau wurde, da erhielt von ihm Bolko sowol das Fürstenthum Schweidnitz, als auch die Stadt Jauer, die ihm den 28. März 1292 huldigte und erst durch ihn bedeutender wurde. Bolko starb 1303. Von seinen drei Söhnen, erzeugt mit Beatrix, der Tochter des Markgrafen Otto des Langen von Brandenburg, erhielt bei der Theilung der väterlichen Länder 1314 der älteste, Bernhard, das Fürstenthum Schweidnitz, der jüngste, Bolko, das Fürstenthum Münsterberg und der mittelste, Heinrich, das Fürstenthum Jauer, welches das frühere Fürstenthum Löwenberg mit in sich begriff. Er schrieb sich: Herzog von Schlesien, Herr von Fürstenberg und Jauer; erhob Jauer zu seiner Residenz, vermählte sich 1316 mit der böhmischen Prinzessin Agnes, des Königs Wenzel IV. Tochter zweiter Ehe, mit welcher er die Stadt und den District Königsgräz in Böhmen zum Brautschatz erhielt. Als hierauf Markgraf Waldemar von Brandenburg 1319, und 1320 auch dessen Sohn Heinrich III. starb, mit welchen der ascanische Mannsstamm in Brandenburg erlosch, machte Heinrich von Jauer wegen seiner Mutter Beatrix und seiner Gemahlin Anspruch auf die Lausitz, von welcher ihm auch König Johann von Böhmen, den der Kaiser Ludwig, der Baier, damit belehnt hatte, die Städte und Districte Lauban, Görlitz und Zittau gegen Wiederabtretung des königsgräzer Districtes durch einen Vergleich überließ den 22. Sept. 1319. Im J. 1329, am Tage Kreuzerfindung, trat aber Herzog Heinrich zu Breslau die Stadt und das Gebiet von

Görlitz wieder ab, und erhielt dafür die Stadt und den District Trautenau in Böhmen; der böhmischen Lehnshoheit hat sich jedoch Herzog Heinrich nicht so wie viele einer schlesischen Vettern unterworfen, daher kam auch nach seinem 1346 erfolgten kinderlosen Ableben sein Fürstenthum Jauer ungehindert an seinen Neffen Bolko II. von Schweidnitz, und erst in Folge der Verbindungen, welche dieser Herzog mit dem böhmischen Herrscherhause ngegangen war, kamen nach seinem Tode 1368 und dem seiner Gemahlin Agnes 1392 die Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer (s. den Art. Schweidnitz, Fürstenthum) als erledigte Lehen an die Krone Böhmen und durch Königs Friedrich II. von Preußen gelungene Eroberung von Schlesien unter preuß. Hoheit [1]).

2) Hauptstadt im preuß. schles. Fürstenthume und Kreise gleiches Namens, und im Regierungsbezirke Liegnitz, von Liegnitz südl. 2½ M., unter 51° 2′ 3,2″ Polhöhe und 33° 51′ 4½″ östl. L. nach Jungnitz, bei 572 par. Fuß Seehöhe nach Wahrendorf, am rechten etwas höheren Ufer der wüthenden Neiße, hier auch jauersches Wasser genannt; mit einer steinernen Brücke, geziert durch eine Nepomukssäule und drei Stege über sie; mit lieblicher Aussicht auf das Gebirge im Süden und die Ebene im Norden. Eine Mauer und ein zum Theil schon verschütteter und in Gärten verwandelter Graben sondern die Stadt von den vier Vorstädten: der striegauer, bolkenhainer, goldberger und liegnitzer, welche, wie die vier Thore, die letzten beiden aber auch zusammen, Fünfzighuben heißen, wogegen als fünfte Vorstadt Grögersdorf oder die äußersten Fünfzighuben, schon ½ Meilen im N., betrachtet wird. Es sind in den Vorstädten 223, in der Stadt 300 Wohnhäuser, in allen 40 öffentliche Gebäude und 5674 Einw. (evang. 4687, kathol. 976, jüd. 11.) Das treffliche Zeughaus war bis 1810 Franziskanerkloster. Jauer hat vier Wachten, ein Lazareth, sonst im Gebrauch des am 1. Novbr. 1826 nach Plagwitz verlegten Irrenhauses, königl. Civilbehörden, schweidnitz-jauer'sche Fürstenthumslandschaft; das Gebäude 1823 und 1824 aufgeführt, ist eine Zierde der Stadt. Landesinquisitoriat, seit 1817 in dem Kloster der Franziskaner; ein Land- und Stadtgericht; ein Zuchthaus, ressortirt von der königl. Regierung zu Liegnitz. Das Gebäude des letztern, ursprünglich fürstl. Schloß, war von 1400—1741 Sitz der Landeshauptleute und wurde Zuchthaus 1747. Sträflinge sind 300, nach der Kleidung in zwei Classen, ganz grau oder halb schwarz, halb grau, beschäftigt mit Tuch- und Deckenmachen, Stricken, Spinnen rc. Zur sittlichen Bildung Katechisation und Gottesdienst durch einen besondern evangelischen Zuchthausprediger, und die Geistlichen der kathol. Stadtpfarrkirche. Ferner sind hier: ein landräthl., ein Kreissteuer-, ein Untersteueramt, ein Aichungs-, ein Postamt, ein Rathhaus mit Thurm und Uhr, ein Stock-, ein Spritzenhaus, ein katholisches und evangelisches Hospital, in jedem zwölf arme Bürger und Bürgerinnen; eine kathol. Pfarrkirche, erbaut 1267—1290, ein schönes gothisches Gewölbe; in ihr einige Gemälde von Willmann; eine katholische Begräbnißkirche; eine katholische Schule. Eine evangel. Kirche in der goldberger Vorstadt, nur hölzern und mit biblischen Wandgemälden geziert, ist eine der drei durch den westfälischen Friedensschluß 1648 den Evangel. in den kaiserl. schlesischen Erblanden bewilligten Kirchen, daher Friedenskirche genannt, gegründet 1654 den 24. April, geweiht 1655 am vierten Adventssonntage; Glocken und Thurm wurden erst genehmigt 1707 durch die altranstädter Convention. Eine evangelische Bürgerschule mit drei Classen, einem Rector und drei Lehrern, durch Karl XII. von Schweden erwirkt vom Kaiser 1707, geweiht 1709 den 26. Juli, steht bei der evangel. Kirche; eine evangel. Elementarschule in der Stadt, und seit 1813 in dem Kloster der Franziskanerinnen dritten Ordens (welches 1703 gestiftet, 1810 säcularisirt wurde; seine Kirche und die St. Barbarakirche sind jetzt Waarenmagazine); eine höhere Töchterschule; eine Handwerkszeichnenschule am Sonntage. Die ökonomisch-patriotische Gesellschaft der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer hält alljährlich Sitzung zu Johannis im Landschaftshause. Zwei Brauereien, drei Essigsiedereien, 19 Brennereien, vier Wassermühlen, eine Windmühle, eine Tuchwalke, eine Ziegelei. Die Kämmerei besitzt zwei Dörfer und 2000 Morgen Wald, Ackerbau auf 4000 Scheffel Aussaat. Einiger Handwerksbetrieb. Handschuhe und jauersche Bratwürste werden ausgeführt. Eine Groß-, zehn andere Handlungen, 69 Krämer und Höker, eine Apotheke, eine Buchdruckerei, zwei Tabaksfabriken, 42 Stühle zu Wollenzeugen, Leinwand, Bändern und Strümpfen; eine Färberei; wichtiger Getreidemarkt am Sonnabend, als ein Hauptmarkt für das Gebirge und Böhmen. Vier Jahrmärkte mit großen Viehmärkten. Ein Wasserthurm, ¼ Meile von der Stadt, sendet durch Röhren den Bedarf. Straßenerleuchtung seit 1822. Jauer soll schon 1008 bei Kaiser Heinrich's II. Zuge gegen Boleslav I. von Polen gestanden und Jarina geheißen haben. Im J. 1133 und 1153 wurde es befestigt, und Javr, auch Javor, geschrieben. Im J. 1203 brannte der Ort nieder. Im J. 1264 starben an der Pest 1113 Menschen. Im J. 1292 kam Jauer an Bolko von Schweidnitz, der es pflastern ließ; sein Sohn Heinrich machte es zur Fürstenthumshauptstadt 1303; gab Meilenrecht 1326, und Gerichtsbarkeit 1329, 1340 die Erlaubniß zur ersten Wurstbank, 1384 das Halsgericht im Weichbilde, 1404 den Sonnabendsmarkt. Im J. 1466 Pest, 2000 Leichen; 1527 drangen aufrührische Bauern aus Peterwitz in die Stadt, um den Landeshauptmann von Seidlitz zu ermorden; er entkam, einige Thäter wurden gerichtet, die andern zum Knierutschen von der goldberger Vorstadt bis in's Schloß, auch dazu verdammt, zehn Jahre keine spitzigen Messer zu führen. Im J. 1590 Brand von 186 Gebäuden in der Vorstadt durch unvorsichtigen Schuß. Im J. 1598 halbe Uhr. Im J. 1621 Durchzug des Markgrafen Georg von Brandenburg mit 4000 Mann; im Juni der Sachsen, deren Kurfürsten, Johann Georg I., die Stadt den 25. Novbr. nebst 2000 Mann bewirthete. Im J. 1622 im Novbr. 4000 Kai-

1) Vergl. Schlesien wie es war, von Karl Friedrich Anders (Breslau 1810). 1. Thl. S. 472—508 als Hauptquelle.

ferliche unter Graf Dohna. Im J. 1626 ging Wallenstein durch. 1629 Lichtensteiner kosteten 10,000 Rthlr. 1632 Sachsen, 1633 Pest (es starben 1000 Menschen) und im October plünderten Kaiserliche; 1635 Plünderung der Vorstädte durch Schweden; sie blokirten die Stadt 14 Tage. Dann Druck der Kaiserlichen bis 1639, wo sieben schwedische Regimenter erschienen und 1640 den 2. Januar wegen Nichtgewähr ihrer Foderungen plünderten; den 5. April Sturm und Verheerung durch Kaiserliche. 1642 den 28. Mai Eroberung der Schweden unter Torstenson; den Bürgern geschah kein Leid. 1643 das kaiserliche Heer verursachte Hungersnoth, 1644 durch Schweden besetzt bis 1648 den 25. Juli, wo der kaiserl. Oberst Villani die Stadt überfiel und an sechszehn Orten anzünden ließ. 1680—1681 Pest. 1683 erste Stadtbuchdruckerei. 1702 den 14. Juli höchste Neißefluth. 1726 erhielt Jauer ein Postamt; 1736 schädliche Neißefluth; 1745 Brandschatzung durch Österreicher. Im J. 1748 zählte man 3620 Einw.; im J. 1757, 58, 60 und 61, wo auch Russen erschienen, mußte oft das kaiserliche Heer, wechselnd mit Preußen, unterhalten werden, doch fiel keine Plünderung vor; die Kriegsschuld war 39,559 Rthlr. 1776 den 2. August verheerte Brand 137 Häuser, doch König Friedrich der Große schenkte 106,000 Rthlr.; 1761 Garnmarkt; 1801 Orkan; 1804 Beschädigung der Neiße; 1806 im Dec. als erste Feinde, Baiern des französischen Heeres, dessen Foderungen und Truppenzüge bis 1808 den 28. Nov.; abermals 1812; 1813 im April Errichtung der Landwehr; seit dem 24. Mai Verbündete im Rückzuge; den 28. Franzosen unter Marmont, den 29. Napoleon, angeblich verkleidet. Durch den Waffenstillstand frei vom 12. Juni bis 14. August; von da Russen und Preußen, und am 26. fast alle in der Katzbachschlacht verwundete Freunde und Scharen gefangener Feinde; 1814 im Juli aus Frankreich rückkehrende Russen. 1815 am 23. Oct. auch Kaiser Alexander, und 1817 Fürst Blücher zur Einweihung der Siegessäule auf Christianshöhe den 26. August [2]).

3) Zwei Dörfer in preuß. Schlesien; das eine im Regierungsbezirke Breslau, Kreis Ohlau, mit 55 Häusern, 280 Einw. und bis 1810 Zubehör der Malteser-Commende zu Klein-Öls; das andere Alt-Jauer, im Regierungsbezirke Liegnitz, Kreis Jauer, und von der Kreisstadt Jauer N.W.N. ¼ Meile, mit 71 Häusern und 580 Einwohnern. (*Knie.*)

Jauerbach, s. Neisse (die wüthende).

JAUERNICK, die Hauptstadt des österreichischen Antheils vom Herzogthume Neiße in Schlesien unter dem 50° 23′ nördl. Br. mit ungefähr 2000 Einw. in 226 Häusern, einer Raschmanufactur und Wollenzeuch- und Leinewebereien. Bemerkenswerth ist daselbst das Schloß Johannesberg, welches dem Bischofe von Breslau gehört; ein Generalvicar, das Landrecht und die politische Verwaltungscommission haben daselbst ihren Sitz. (*R.*)

JAUERSCHER KREIS, ein landräthlicher Kreis der preuß. Provinz Schlesien im Regierungsbezirke Liegnitz. Ihn umgrenzen: im Norden der liegnitzer, im O. der striegauer, im S. der vorige und der bolkenhainer und im W. der schönauer nebst dem goldberg-hainauer Kreise. Er hat mäßige Berge im Süden, trefflichen Boden für Getreide- und Flachsbau, wenig Wald, viele Kalkbrüche und Öfen, und wird von der wüthenden Neiße und dem Jauerbache nebst kleinern Gewässern durchflossen. 26,449 Einwohner bewohnen die Kreisstadt Jauer und 55 Dörfer und Colonien, mit 3538 Wohnhäusern, auf 5¼ geogr. □Meilen, oder 109,889 preuß. Morgen, und der Kreis bildet kirchlich eine evangelische Superintendentur, ein kathol. Archipresbyteriat und eine katholische Schulinspection. (*Knie.*)

JAUFRE, provenzalischer Ritterroman aus dem Fabelkreise der Tafelrunde, spätestens aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts *). Das Werk existirt in zwei Handschriften in der königl. Bibliothek zu Paris, coté 7988 und coté 468. An der zuerstgenannten Handschrift fehlt das letzte Blatt. In der Vaticana 3206 befindet sich ein Fragment jenes Werks, das mehr als 10,000 achtsylbige Verse paarweise gereimt, enthält, und einem jungen Könige von Aragon zugeeignet ist, entweder Alfons II. († 1196) oder Peire II. († 1213). Nach dem Schlusse zu urtheilen, scheint es von zwei verschiedenen, doch ungenannten, Verfassern herzurühren **). Es werden in dem Gedichte die Heldenthaten des jungen Ritters Jaufre, eines Sohnes von Dovon oder Doon, besonders sein Sieg über den ungeschlachten Taulat von Rugimon, erzählt, der selbst dem Könige Artus Hohn gesprochen hatte, Jaufre's sittsame Liebe zu der schönen Brunesens, und seine Vermählung mit ihr, an Artus' Hofe mit aller Pracht gefeiert. Idee und Ausführung in diesem Romane, der unstreitig zu den vorzüglichsten des Mittelalters gehört, sind zu loben, und das Werk hätte wol einen vollständigen Abdruck verdient. Der Anfang erinnert an Ariost's rasenden Roland ***). (*Heinr. Döring.*)

JAUFRE RUDEL, Prinz von Blaya. Das Leben dieses Troubadours, den Zeitraum von 1140—1170 umfassend, liefert einen merkwürdigen Beitrag zur Charakteristik der Poesie der Provenzalen durch eine abenteuerliche Liebesbegebenheit, welche Nostradamus am ausführlichsten, doch mit manchen erdichteten Zusätzen, erzählt hat [1]). Begeistert von den Schilderungen, welche die aus

2) Vergl. Chr. Fr. E. Fischer's, Prorector's in Jauer, Gesch. und Beschreibung von Jauer (Jauer 1803—1805). 3 Theile.

*) Cf. *Raynouard*, Choix de Poesies originales des Troubadours (Paris 1816) Vol. II. p. 286.

**) Que, si'l platz, el deiny perdonar
A cel qu'el romantz *comenset*
Et a aquel que l'*acabet*.

***) Un comte de bona maneira,
D'assauta rasun vertadeira,
Di sem et de cavaleria
D'ardiment e de corresia
De proesas e d'aventuras
D'estrainas, de fortz et de duras etc.

Cf. *Raynouard* l. c. Vol. II. p. 286 sq. Fr. Diez, die Poesie der Troubadours (Zwickau 1826). S. 202 fg.

1) In seinem Werke: Les vies des plus célèbres et anciens poètes provensaux, qui ont floury du temps des contes de Provence. Recueillies des oeuvres de divers autheurs etc. par *Jehan de nostre Dame*, Procureur en la cour de Parlement de Provence (Lyon 1575).

Antiochien in die Heimath zurückkehrenden Pilger von einer ebenso schönen als tugendsamen Gräfin von Tripolis entworfen, bei der sie eine gastfreie Aufnahme gefunden, verliebte sich Jaufre Rudel nach dieser Erzählung so sterblich in sie, daß er einen Freund, Bertrand von Allamanon, der wie er Troubadour war, bewog, ihn nach der Levante zu begleiten. Im J. 1162 verließ er den englischen Hof, wohin er von Gottfried, dem Bruder König Richard's, gebracht worden war, und schiffte sich ein nach dem gelobten Lande. Zuvor dichtete er einige gefühlvolle Verse. Auf dem Meere überfiel ihn eine gefährliche Krankheit. Er hatte schon das Bewußtsein und die Sprache verloren, als er in dem Hafen von Tripolis anlangte. Die Gräfin, benachrichtigt durch seine Reisegefährten von seinem Zustande und der Ursache desselben, begab sich an den Bord des Schiffes, ergriff die Hand des Leidenden und bemühete sich, seinen Muth wieder zu beleben. Wie man versichert, erlangte Jaufre Rudel die Sprache wieder. Der Gräfin für ihre Menschenfreundlichkeit dankend, drückte er ihr zugleich seine Leidenschaft aus. Bald nachher aber vom Krampf des Todes ergriffen, starb er in ihren Armen. Er ward in dem Tempelhause zu Tripolis bestattet, in einem Grabmale von Porphyr, das die Gräfin ihm mit einer arabischen Inschrift erbauen ließ. Aus Schmerz über seinen Tod begab sie sich noch denselben Tag in ein Kloster. Die phantastische Entstehung einer so ernstlich gemeinten Liebe, völlig entsprechend dem schwärmerischen Geiste des Zeitalters, thut der Wahrscheinlichkeit jenes Vorfalls keinen wesentlichen Eintrag. Auch wird derselbe selbst im Einzelnen bestätigt durch mehre Stellen in Jaufre's Gedichten, in denen er namentlich erwähnt, daß er liebe, was er nie gesehen, doch zu sehen hoffe. Dazu kommen noch alte Zeugnisse, die seines romantischen Todes erwähnen[2]). Dessenungeachtet fragt sich's, da die Geschichte mehre Personen mit dem Namen Jaufre Rudel belegt, welcher unter diesen der fragliche Troubadour gewesen. Kaum ist anzunehmen, daß es derjenige Jaufre Rudelli war, der von seinem im J. 1048 verstorbenen Vater, dem Grafen Jaufre von Angouleme, die Herrschaft Blaya (in Saintonge am Ufer der Garonne) ererbte. Er müßte das Abenteuer als Greis bestanden haben. Denn die Grafschaft Tripolis, wo die Geliebte wohnte, ward erst im J. 1109, und der Tempelorden, in dessen Hause Jaufre bestattet sein soll, 1118 errichtet. Ebenso wenig kann der Sohn eines Grafen Gerhard von Blaya[3]), ebenfalls Jaufre Rudelli geheißen, von dem sich noch ein mit seiner Unterschrift versehener Geleitsbrief vom J. 1231 erhalten[4]), der hier gemeinte Sänger gewesen sein, weil die Grafschaft Tripolis nur bis zum J. 1200 bestand, und um diese Zeit mit Antiochien vereinigt ward. Unter solchen Umständen ist man fast genöthigt, einen dritten Jaufre Rudel aus dem Hause Angouleme anzunehmen. Das Schweigen der Geschichte über das Dasein einer Person in den untergeordneten Verhältnissen eines Herrn von Blaya darf nicht urgirt werden. Er wird überdies von einem andern Troubadour als Zeitgenosse erwähnt[5]). Hinsichtlich der Gräfin von Tripolis hat die Annahme viel Wahrscheinlichkeit, daß es Melisende, die Tochter des Grafen Raimund I., gewesen. Die Schmach, welche diese erduldet, als der griechische Kaiser Manuel Komnenus, mit ihr verlobt, sich von dem Ehebündnisse lossagte, konnte sie, nach der Denkungsart jener Zeit, leicht zu dem Entschlusse bestimmen, der Welt zu entsagen und sich frommen Werken zu widmen[6]). Nach dieser Annahme müßte sich die Geschichte gegen das J. 1170 zugetragen haben[7]).

Gering, aber nicht unwichtig, sind die Reste der Liedersammlung, welche sich von Jaufre Rudel erhalten haben[8]). Liebe ist, wenn auch nicht ausschließlich, doch vorzugsweise der Gegenstand seiner Gesänge. Die unbefriedigte Sehnsucht nach einer fern wohnenden Edelfrau trübt sein Gemüth in dem Grade, daß Wiesen und Gärten, Bäume und Blumen, das Singen und Zwitschern der Vögel in der schönen Jahreszeit ihm keine Heiterkeit geben können[9]). Er ergießt sich in Klagen über die Strenge der Geliebten, über die Entlegenheit der Burg, wo sie mit ihrem Gatten wohnt, und schließt mit dem Geständniß: nichts bleibe ihm übrig als der Tod, wenn sie ihm ihre Gunst länger verweigern sollte. In einem andern Liede erklärt er die Erfüllung seiner Wünsche, und schätzt sich glücklich, die schwere Liebesprobe überstanden zu haben, die den Leidenden selbst im Schlummer erschrecke. Die letzte Strophe dieses Gedichts erwähnt ein tragisches, doch räthselhaftes Abenteuer, das ihm begegnete. Besser liege ich, sagt er, in den Kleidern, als ausgezogen unter der Decke. Zum Zeugen kann ich die Nacht anführen, wo man mich überfiel. Stets wird mir das Herz darüber bluten. Sie entfernten sich mit solchem Gelächter, daß ich noch seufze und bebe[10]). Während sich diese und andere Gedichte auf frühere Liebesabenteuer beziehen, haben zwei Lieder offenbar die phantastische Neigung zu der Gräfin von Tripolis zum Gegenstande[11]). Den Inhalt des einen Liedes bildet das Geständniß seiner Leidenschaft

2) Der unbekannte Verfasser eines Gedichts, welches Millot in seiner Histoire littéraire des Troubadours T. I. p. 89 anführt, sagt ausdrücklich: „Le Vicomte Geoffroi, en passant les mers, pour aller voir sa dame, mourut volontairement pour elle." Hieher gehört auch die Äußerung Petrarca's in seinem Triumph der Liebe: daß Jaufre Rudel Segel und Ruder gebraucht habe, um seinen Tod zu suchen, wenngleich diese Äußerung für eine 200 Jahre ältere Begebenheit nicht von besonderem Gewicht ist. 3) Cf. Gallia christiana T. II. Pr. p. 484. 4) s. a. a. O. S. 289. Die Unterschrift lautet: Godofredus Rudelli, Dominus de Blaya.

5) Von Marcabrun, der eines Liedes gedenkt, das er an Jaufre Rudel, als befreundeten Kunstgenossen, senden wolle, damit die Franzosen es vernähmen und ihr Herz daran erquickten. Cf. Choix des poésies originales des Troubadours par Mr. *Raynouard* (Paris 1816). Vol. III. p. 373. 6) Cf. *Wilhelmi Tyrii* Hist. rerum in partibus transmarinis gest. lib. XVIII. C. 31. Sie heißt dort: „bonae indolis adolescentula." 7) In der Histoire de Languedoc T. II. p. 460 wird die Witwe Raimund's II. für die Heldin der Geschichte erklärt. Dieser Meinung pflichtet auch die Histoire littéraire de la France T. XIV. p. 562 bei. Dann müßte, was doch wol zu spät wäre, die Sache sich um das J. 1200 ereignet haben. 8) Sie befindet sich in dem vorher angeführten Werke von Raynouard (Paris 1816—1821) 6 Bde. 9) Cf. *Raynouard* l. c. Vol. III. p. 94. 10) Cf. *Raynouard* l. c. Vol. III. p. 95. 11) Cf. *Raynouard* l. c. Vol. III. p. 97. 101.

für sie, die er vielleicht nie sehen werde, nie mit Augen gesehen, die weder aufrichtig noch falsch gegen ihn gewesen und es vielleicht nie sein werde. Der Anbruch des Morgens zerstört ihm den lieblichen Traum, in welchem er zu der Schönen gewandelt. Dies Lied, in Vocalreimen und mit einem Echo, nennt Jaufre selbst gelungen. Bemerkenswerth ist noch der Schluß, wo er seinen Spielmann im Geiste über den Ilistrom sendet, hiedurch den Weg von Blaya aus nach Marseille andeutend, wo man nach Palästina sich einzuschiffen pflegte. Doch nicht Liebeshändel blos beschäftigten Jaufre's Herz. Mit Begeisterung erklärt er, nachdem der Ruf zu den Kreuzzügen abermals erschollen, alle, die wohlbehaglich daheim blieben und Gott nicht folgten nach Bethlehem, für unwürdig und des ewigen Heils verlustig; denn nur in dem Dienst des Herrn mache man die echte Schule. Seinen Entschluß, nach dem gelobten Lande zu ziehen, verkündet er in einem freudigen Liede, welches poetisch also anhebt: „Wenn die Nachtigall im Gebüsch Liebe gibt und nimmt, und ihren Gesang fröhlich regt, und ihr Liebchen öfters anblickt; wenn die Bäche klar sind, die Wiesen freundlich, dann füllt sich mein Herz durch das neue Leben mit großer Wonne." Mit ähnlicher Freude erwartet er den Moment, wo die Augen der Holden des Pilgers Stab und Tasche erblicken, und er sie um Herberge ansleht. Schließlich sagt er, wenn man sein Lied in Quercy vernähme, so werde der Graf von Toulouse es wohl verstehen. Dies wäre also Raimund V., der bisweilen in seiner Provinz Quercy zu verweilen pflegte, und als Verwandter der Gräfin von Tripolis wohl unterrichtet sein mochte von den Absichten des Dichters[12]). (*Heinrich Döring.*)

JAUGEON (N.), ein geschickter Mechaniker, seit 1699 Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften, gestorben im J. 1725 zu Paris, beschäftigte sich vielfach mit Beschreibung der Buchdruckerkunst, sammelte die Alphabete aller ältern und neuern Sprachen, deren er habhaft werden konnte und versuchte, in ihre Geschichte einzudringen. Bemerkenswerth ist, daß er zuerst das etruscische Alphabet aus den erhaltenen Denkmälern herausfand. Seine mechanische Geschicklichkeit bewies er durch einen im J. 1702 der Akademie vorgezeigten, von ihm erfundenen Mörser von Bronze, welcher von einem einzigen Menschen getragen werden konnte, dabei die stärkste Erschütterung vertrug und ein Dutzend Granaten 400 Schritte weit forttrieb. Anderweite Mittheilungen desselben betrafen Naturgeschichte und Technologie, z. B. das Gepräge der Münzstempel (im J. 1703), die Naturgeschichte des Seidenwurmes (im J. 1705), die Behandlung der Seide, ehe sie verarbeitet werden kann (im J. 1706), die Handwerker, welche mit der Seide zu thun haben (im J. 1707); ferner trug er vor über das Büchereinbinden (im J. 1708 und 1718), über die lateinischen und französischen Schriftcharaktere (in den Jahren 1710 und 1711). Nach seiner Angabe sind auch die Typen geschnitten, womit die Histoire de Louis XIV. par les médailles (Paris 1702 in gr. Fol.) gedruckt wurde. Seine Schrift: Le jeu du monde (Paris 1684. 12.) ist eine Erläuterung eines großen Spieles auf einem Tische von 24 Füßen, welches er aber wahrscheinlich nicht zu Stande gebracht hat. Die carte nouvelle et générale, contenant les mondes céleste, terrestre et civil ist wahrscheinlich ein bloßer Abriß des beabsichtigten großen Spieles*). (*R.*)

JAUJA (nach veralteter Orthographie Xauxa), Provinz des Departements Junin der Republik Peru, zwischen 11° 30′ — 12° 40′ südl. Br., grenzt nach Norden und Nordost mit Tarma, gegen Westen mit den Wildnissen des Perene, Mantaro und Apurimá, gegen Südost mit Huanta, gegen Süden mit Angaraes, gegen Südwesten mit Yauyos, gegen Westen mit Guarochiri, und liegt theils auf der Hochebene der Anden als wenig vertieftes Thal, von 18 bis 19 geogr. Meilen Länge, theils auf dem östlichen Abhange der in jener Breite noch nicht sehr bemerklich in eine Doppelreihe gespaltenen Anden. Der Flächenraum beträgt gegen 250 □ Meilen; die Höhe über dem Meere ist im Allgemeinen, wie sich aus der Vegetation und Agricultur ergibt, beträchtlich, ändert aber wegen der zwischenliegenden Bergketten sehr ab. Das einen großen Theil der Provinz ausmachende Thal des Flusses Jauja liegt ungefähr 3000 Metres über dem Meere, enthält aber keine genau gemessenen Punkte. Indessen ergibt sich jene Höhe aus der Lage des Dorfes Oroya (am Flusse Jauja, der Provinz Tarma angehörend, aber nahe an der Nordgrenze der Provinz Jauja gelegen), welches Mariano de Rivero mittels barometrischer Messung 3700 Metres hoch fand (Memoriales de Scienc. natur. par Rivero y Pierola [Lima 1828]. Tom. I. No. 2. p. 103). Die östlichen Gegenden sind dagegen wahrscheinlich nur 2000 Metres über dem Meere erhaben. Der westliche Andenzug ist auch hier der höhere, und die Pässe über denselben liegen zwischen 3500—3700 Metres. Wie in allen ähnlichen Gebirgsprovinzen Peru's ergibt sich aus jener Lage auch hier eine sehr große Mannichfaltigkeit der Klimaten, und daher der Vegetation. In den höheren oder nördlichen Districten (Jauja alto) gedeiht europäisches Getreide und Kernobst, in den Bergen aber ist selbst für Kartoffeln das Klima zu kalt, und die Gerste wird als Futtergras cultivirt. Im untern Theile des Thales (Jauja baxo) cultivirt man Coca, welche eine jährliche Temperatur von wenigstens + 12° C. erfodert, und etwas Zuckerrohr; in den östlichsten, jetzt fast ganz verlassenen Strichen, baueten ehemals die Missionarien die Früchte der heißen Zone mit Erfolg an. Die Fruchtbarkeit ist, indem Bewässerung nicht fehlt, oder doch mit Leichtigkeit auf künstlichem Wege hergestellt werden kann, sehr groß, und Jauja ist nebst Huanuco immer als die fruchtbarste Provinz der Sierra in diesem Theile Peru's angesehen worden. Die Pro-

12) Vergl. außer den bereits angeführten Schriften vorzüglich die Histoire literaire des Troubadours (par *Millot*) (Paris 1774). Tom. I. p. 85 sq. Fr. Diez, Leben und Werke der Troubadours (Zwickau 1829). S. 52 fg. J. C. L. S. Sismondi, die Literatur des südlichen Europa's, teutsch, mit Anmerkungen von L. Hain (Leipzig 1816). 1. Bd. S. 76 fg.

*) Biograph. univers. Vol. XXI. p. 418 sq. (Art. von Weiß.)

ducte, insofern sie Gegenstände des Handels abgeben, sind besonders Weizen, Gerste, Kartoffeln und etwas Hülsenfrüchte, für welche man in Lima einen vortheilhaften Markt findet; außerdem Borstenvieh, welches mit Gerste gemästet theils in Heerden nach der Küste getrieben wird, theils eine besonders berühmte Art von Schinken liefert; Schafe in den höchsten Gegenden, denen es aber, wie überall in Peru, an Veredelung fehlt, und die daher nur grobe, kurze Wolle liefern. Rohe Naturproducte werden wenige exportirt; Chinarinde wäre zwar in Menge zu liefern, indem die Wälder des östlichen Andenabhanges von Bolivia bis Quito sie überall darbieten; allein die Entvölkerung ist in jener Gegend zu groß, die Gefahr, den unbesiegten Indianern in die Hände zu fallen zu offenbar, und der Rindenhandel überhaupt in Peru in solchen Verfall gekommen, daß die Anstrengung Einzelner nicht genügt, ihn wieder emporzubringen. Bergwerke sind im 17. Jahrh. zwar um Jauja zahlreich gewesen, allein es scheint, daß die Silberanhäufungen, welche weiter nördlich die berühmten Gruben von Pasco u. s. w. auszeichnet, sich nicht im Thale von Jauja vorfinden. Nur an wenigen Orten sind jetzt einige Gruben in Arbeit; ihr Ertrag ist um so geringer, als sie während der Revolution verlassen werden mußten, und sich mit schwer zu bewältigenden Wassern gefüllt haben. Die Industrie ist überhaupt gering, und beschränkt sich auf Verfertigung der groben wollenen Zeuche, die seit der Eröffnung eines directen Handels zwischen Lima und Nordeuropa immer weniger Abnehmer finden, und nach und nach auch unter der gemeinen Classe der Indier den wohlfeileren und besseren Stoffen europäischer Fabriken weichen werden. Über die Zahl der Bevölkerung fehlt es an neuen und dabei zuverlässigen Nachrichten. Der **Mercurio peruano** gab sie im J. 1791 zu 52,000 S. an. Sie hat seitdem auf keinen Fall zugenommen, indem grade diese Provinz lange Zeit das Kriegstheater der Revolution gewesen ist, und die in ihr sehr vorherrschende Bevölkerung der Indianer zu Kriegsdiensten von den Republikanern gezwungen wurde. Weiße (1791 über 1800 S.) sind jetzt, indem die Spanier vertrieben worden, wahrscheinlich nur wenige vorhanden, dafür aber hat sich, wie in andern Gegenden Peru's ebenfalls bemerkt worden, die Zahl der Mischlinge seit der Revolution sehr vermehrt. Neger gibt es nicht in der Sierra. Die Indianer sind Nachkommen in gerader Abstammung der einstigen Unterthanen der Incas, und haben ihre Volksthümlichkeit in besonderem Maße erhalten. Theils ihre Kleidung, theils ihr Festhalten an manchen alten Sitten zeichnen sie vor andern Serranos aus. Über die Volksstämme an der östlichen Grenze der Provinz, die man mit dem Collectivnamen der Chunchos bezeichnet, ist im Lande selbst sehr wenig bekannt. Sie sollen sehr wild und kriegerisch sein, wenn auch nicht Cannibalen, wie die Vorzeit fabelte. Ihre Feindschaft gegen die Peruaner ist zu allen Zeiten dieselbe gewesen, denn weder durch kirchliche noch durch militairische Eroberung haben die Spanier und ihre Nachfolger an den Flüssen Setipos und Mantaro festen Fuß zu fassen vermocht. Verbindungen unterhalten sie durchaus keine mit der civilisirten Bevölkerung der Anden, sodaß diese über ihre wilden Nachbarn wenig mehr weiß als der Bewohner Europa's. Die Provinz zerfällt nach der neuen Einrichtung in eine Menge von kleinen Districten, denen eigentlich alle Mal ein Alcalde, und wo Parochien sind, ein Geistlicher mit vorstehen sollte. Indessen fehlen die letzteren fast überall. Hauptort ist der Flecken Jauja am Flusse gleiches Namens, 14 Leguas von Tarma, 52 Leguas von Lima, malerisch gelegen in einem mehre Stunden breiten, durch die Milde und Gleichförmigkeit seines Klima's ausgezeichneten Thale. Die Zahl der einstöckigen Häuser, die sehr schmucklos nach Landesart gebaut sind, ist zwar ziemlich groß, allein die Zahl der Bewohner ist nicht bekannt. Merkwürdigkeiten bietet dieser Ort, der zum Sitze eines Subpräfecten dient, durchaus nicht dar. Die Bewohner sind größtentheils Besitzer großer Ländereien, und ernähren sich durch den oben erwähnten Handel nach Lima, oder sie betreiben Kleinhandel mit den Indianern. Manufacturen gibt es kaum. Ehedem gewann dieser Ort beträchtlich durch seine Lage an der Straße von Lima nach Cuzco und Oberperu, ein Vortheil, der sich sehr vermindert hat, seit die Häfen der Intermedios von Fremden besucht und von dort aus die Waaren nach dem Innern geführt werden. Unter den 31 von Alcedo aufgeführten übrigen Ortschaften der Provinz, die man sich nur als Indianerdörfer zu denken hat, findet sich keine der besondern Nennung werth. Fünf Leguas südwestlich von Jauja liegt das ehemalige Missionscollegium der Franziskaner, Santa Rosa de Ocopa, in einer wilden Gebirgsgegend. Um 1724 von Francisco de S. Jose begründet, hat diese Anstalt bis Ende des vorigen Jahrh. ungemein viel für die Civilisation der Indier in Peru, und später selbst in Chile und Chiloe, gethan. Die Missionen der Franziskaner waren nächst denen der Jesuiten die ausgedehntesten im spanischen Südamerika, und waren endlich die einzigen, als die Mercenarios in Chile freiwillig ihren Wirkungskreis beschränkten, und die großen Missionen von Maynas u. s. w. nach der Vertreibung der Jesuiten dem Orden des h. Franziskus übertragen wurden. Die Disciplin im sehr schmucklosen Collegium von Ocopa war sehr streng und die Vorbereitung der jungen von Europa gekommenen Mönche wurde sorgfältig betrieben, ehe man sie auf ihre Posten in die Urwälder absendete. Die Kriege gegen die Franzosen und der Ruin der spanischen Finanzen brachte die Entziehung der ehemals gezahlten Unterstützungssummen mit sich, und daher verminderte sich seit 1798 die Thätigkeit der Franziskaner von Ocopa. Der Krieg Peru's gegen die Spanier veranlaßte Plünderung des nie sehr bedeutenden Vermögens dieses sehr nützlichen Institutes, und die Begehrlichkeit revolutionairer Häuptlinge führte zuletzt seine Säcularisation herbei. Die wenigen ergrauten altspanischen Mönche wurden verjagt, theilweise auf schimpfliche Weise gefangen gehalten, und das Archiv, in welchem sich eine Menge von handschriftlichen Berichten über Gegenden befanden, die kein Weißer wieder betreten hat, ist geplündert, oder durch Nachlässigkeit vermindert, theilweise nach Lima gebracht und dort meistentheils verstreuet worden. Mit dem Falle des Col-

legiums sind natürlich auch die Missionen eingegangen. Von den Orten, welche an der Ostgrenze der Provinz von allen Karten angegeben werden: Monobamba, Uchubamba und Andamarca, die ehedem als Grenzforts gegen die Indier mit Garnisonen versehen waren, existirt jetzt nur noch der zweite im kümmerlichsten Zustande. Die heutige Provinz Jauja hieß zur Zeit der Incas Sausa, und besaß an der Nation der Huancas eine starke, kriegerische und durch Wildheit ausgezeichnete Bevölkerung, bis sie der neunte Inca, Pachacutec, durch seinen Bruder Capac Yupangui erobern ließ, und civilisirte. Vor jener Zeit sollen die Huancas die Gewohnheit gehabt haben, ihren Kriegsgefangenen die Haut abzuziehen, um diese entweder mit Asche ausgestopft zu bewahren, oder ihre Trommeln mit denselben zu bekleiden. Unter den Incas wurden in jener Gegend die großen Bauten ausgeführt, deren Ruinen noch jetzt in Menge sich vorfinden, besonders bei Atun-Jauja, unfern der jetzigen Hauptstadt. Der Dominikaner Vincente de Valverde predigte nach der blutigen Art seines Jahrh. in Jauja zuerst das Evangelium, nachdem Almagro zu Folge einer Schlacht am Rio Jauja, in welcher Santjago selbst mitgekämpft haben soll, die Provinz (1533) erobert hatte. Zu jener Zeit soll eine große Zahl der civilisirten Unterthanen nach den östlichen Wäldern geflohen sein, und dort, wie das Volk noch immer glaubt, ein gegenwärtig noch blühendes Reich errichtet haben. Ein Indianer der Missionen, Santos Atahualpa, wiegelte 1742 seine Landsleute auf, indem er mit einer seinem Volke seltenen Gewandtheit sich für einen Nachkommen des letzten Incas ausgab. Alle Missionen der Franziskaner wurden zerstört, und der Aufruhr überschritt bald die Grenzen der Waldregion, und ergriff auch die Gebirgsindier von Tarma, sodaß das ganze Innere in größter Gefahr schwebte. Die Schlechtigkeit des geltenden Regierungssystems zeigte sich in der Unvorbereitetheit und Ohnmacht der Behörden; denn mit größter Mühe rüstete man einige Compagnien Soldaten aus. Die Spanier wurden überall geschlagen, die Provinzen verwüstet, und der Kampf nahm 1745 nur durch List und Überredung der Jesuiten und Verrätherei ein Ende. Seit jener Zeit jedoch ist es den Missionarien unmöglich geblieben, sich am Perene u. s. w. wiederum festzusetzen, und man hat sich begnügt, durch einige Forts den noch übrigen Landestheil gegen neue Angriffe zu schützen. (*E. Poeppig.*)

JAUJAC, Marktflecken im Canton Thueyts des Bezirks von Argentière im französischen Departement der Ardèche. Er liegt am Flusse Alignon und zählt 1520 Einwohner, welche Seidenzeuchweberei unterhalten. In der Nähe sind Steinkohlengruben. Der Ort liegt im Centrum der ausgebrannten Vulkane des unteren Vivarais, welche Faujas-de-Saint-Fond in seinem vortrefflichen Werke „Recherches sur les volcans éteints du Vivarais et du Velay meisterhaft beschrieben hat. In der Gegend von Jaujac sind besonders vier sehr gut erhaltene erloschene Krater merkwürdig, nämlich die coupe de Jaujac, die Gravenne de Thueyts, die coupe du colet d'Aïsa, und les Balmes de Montbral, in welchem letzteren an 50 unterirdische Wohnungen ausgehauen sind, wovon zwei zu Faujas' Zeit noch von zwei Familien bewohnt wurden. Die Ufer des Alignon sind mit den schönsten Basaltdämmen geziert. (Siehe Vivarais.) (*Klaehn.*)

JA'UK (يعوق), nach Koran 71, 23 (ed. *Flügel*), Name eines angeblich von den Zeitgenossen Noah's verehrten Götzen. Unstreitig wird hier etwas, was von den damaligen Arabern galt, auf die ältere Zeit übergetragen. Nach der einen Angabe verehrte der Stamm Morad, nach einer andern aber der Stamm Hamadan diesen Gott unter der Gestalt eines Rosses. Man combinirt den Namen mit dem Stamme عاق verhüten, abwenden, sodaß J. wahrscheinlich ein Deus averruncus war. Es wird von moslimischen Commentatoren behauptet, J. sei ein frommer Mann gewesen, dessen Tod von seinen Zeitgenossen sehr bedauert worden; der Teufel aber habe diese Stimmung benutzt, die Menschen zum Götzendienste zu verleiten, indem er sie zuerst überredete, J.'s Bild in den Tempel zu setzen, um es beim Verrichten ihrer Andacht vor Augen zu haben; allmälig habe dann der Ort, wo sich das Bild befand, Veranlassung gegeben, es als Gott anzubeten †). (*A. G. Hoffmann.*)

JAULNOIS oder **JAULNAY**, Marktflecken im Canton St. Georges-les-Baillangeaux, Bezirk Poitiers des französischen Departements der Vienne, mit 1350 Einwohnern. (*Klaehn.*)

JAULT (Augustin François), zu Orgelet in der Franche-Comté am 1. October 1700 geboren, brachte zwölf Jahre unter den Jesuiten zu, verließ aber diese im J. 1730, um Medicin zu studiren, und wurde bei der Facultät zu Besançon Doctor. Er übte indessen die Heilkunde niemals praktisch aus, und seine schriftstellerische Thätigkeit im Fache der Heilkunde beschränkte sich auf folgende Übersetzungen: *Astruc's* Traité sur les maladies vénériennes (Paris 1740). (Aus dem Lateinischen); *Sharp's* Traité des opérations de Chirurgie (Paris 1741). und Recherches critiques sur l'état présent de la chirurgie (Paris 1751), aus dem Englischen; *Cambalusier's* Pneumato-pathologie ou Traité des maladies venteuses (Paris 1754. 2 Voll.), aus dem Lateinischen; *J. Floyer's* Traité de l'asthme, aus dem Englischen; *Sydenham's* Médecine pratique, aus dem Lateinischen. Größere Verdienste erwarb er sich als Sprachforscher, namentlich als Orientalist. Er unterrichtete den Herzog von Orleans im Hebräischen und Syrischen, und bezog dafür eine Zeit lang eine Pension. Die französische Regierung übertrug ihm mehrmals die Übersetzung fremder Briefe. Im J. 1746 wurde er an Fourmont's Stelle zum Professor der syrischen Sprache am königlichen Collegium ernannt, und diese Stelle bekleidete er bis zu seinem Tode am 25. Mai 1757. Er lieferte Beiträge zur neuen Ausgabe vom Dictionnaire de la langue fran-

†) Vergl. Marracci zu Sur. 71, 24. G. Sale's Vorläuf. Einl. zur Übers. des Korans (teutsch von Theod. Arnold S. 24. 25). Wahl, Übers. des Korans S. 631 in der Anmerk. *Hyde*, de relig. vett. Pers. p. 132. 133. *Pococke*, specimen hist. Arab. p. 94.

çaise par *Ménage* (Paris 1750. 2 Vol. Fol.), hinterließ den Anfang einer Übersetzung von Plinius dem Ältern, und im Manuscript eine Défense de la Vulgate contre les Rabbins. Endlich lieferte er noch eine Übersetzung von Simon Ockley: Histoire des Sarrasins sous les onze premiers califes (Par. 1748. 2 Voll.). Er fügte dieser Übersetzung Anmerkungen, ein Leben Muhammed's und eine chronologische Tafel bei, worin die Tage der Muhammedanischen Zeitrechnung, in welche diese Geschichte fällt, auf die christliche Zeitrechnung gebracht worden sind. (*Fr. W. Theile*).

JAUMEA linearis *Pers.* ist Kleinia linearifolia *Juss.* oder Kuhnia linearifolia *Spr.* (*Zenker.*)

Jaun oder Yaun (Geogr.), s. Bellegarde.

JAUNA (der Ritter Dominicus), war kaiserlicher und königlicher Rath, endlich Generalintendant des Handels für die österreichischen Erbstaaten. Er war ein durch das classische Alterthum gebildeter Mann, der viele Sachkenntnisse besaß, und sich durch seine Reise nach dem Morgenlande auch in den dasigen Landessprachen ausbildete. Diese Reise mochte er gegen das Ende des 17. Jahrh. unternommen und sich, im Auftrage der Regierung, wegen des Handels, besonders aber wegen des Seidenbaues in Cypern, Palästina und Ägypten lange aufgehalten haben. Nur aus seinem nachher erwähnten Werke ist ersichtlich, daß er 1702 Kairo verließ, um nach Cypern und dann nach Europa zurückzukehren. Der lange Aufenthalt in jenen Ländern war ihm auch für die Geschichte dieser Länder sehr lehrreich, indem er an Ort und Stelle Denkmale, seltene Handschriften und andere aufklärende Urkunden sah und studirte, die ihn bei der Rückkehr nach Österreich in den Stand setzten, im hohen Alter mit Hilfe zugänglicher Druckwerke eine histoire générale des Roïaumes de Chypre, de Jérusalem, d'Arménie et d'Égypte, comprenant les Croisades et les faits les plus mémorables de l'Empire ottoman, avec plus d'exactitude qu'aucun Auteur moderne les a encore rapportés auszuarbeiten und dieses Werk in Leyden bei J. Lusac 1747 in 2 Theilen 4. drucken zu lassen. Ein neuer Abdruck erschien ebendaselbst 1785 in demselben Formate bei den Gebrüdern Murray mit vieler Eleganz, und erhielt in der Öffentlichkeit großes Lob, obschon der erlanger Prof. Reinhard die erste Ausgabe in seiner cyprischen Geschichte verschrieen hatte. Jauna's Werk ist durch das Reinhard'sche keineswegs überflüssig geworden, obschon seltener als dieses in's Publicum gekommen. Außer den chronologischen und genealogischen Schriften, die hin und wieder aufstoßen, sieht man den Verf. überall als eifrigen und abergläubischen Katholiken hervorschimmern; davon aber abgesehen, wird der Leser in dem starken Werke finden: zuerst der Insel Cypern alte Geschichte mit steter Rücksicht auf die Landesbeschaffenheit, Sitten und Gebräuche, ununterbrochen erzählt bis zur Zeit, als Richard Löwenherz sich des Landes bemächtigt; dann folgt die Geschichte des Königreiches Jerusalem (mit Rückblicken auf die frühesten Perioden des Christenthumes) bis zu dessen letztem Könige, worauf sie sich, wie auch Armeniens Zustände unter christlicher Herrschaft mit der wieder aufgefaßten cyprischen (unter Veit von Lusignan) so lange verweben, bis das gelobte Land den Gläubigen gänzlich entrissen wurde, und diese endlich auch mit der Eroberung des Inselstaates durch die Türken (1571) und mit der Schlacht bei Lepanto den Beschluß des Ganzen bildet. Daran reiht sich nun unter fortlaufenden Seitenzahlen der État présent de l'Égypte in vier Bücher abgetheilt, sowol auf Jauna's eigne Anschauung, als auf die Nachrichten des Capuciners Fulgentius und des französischen Consuls Maillet gestützt, sodann die Dissertation curieuse et utile sur les caractères hieroglyfiques des anciens Égyptiens, worin Jauna eine neue Ansicht von großem Werthe aufzustellen glaubt, und endlich: die réflexions sur les moïens de conquérir l'Égypte et le roïaume de Chypre. Mit Feuereifer für seine Religion schreibt er hier das brennende Verlangen nieder, diese schönen, auch für die Finanzen bedeutenden Länder den Ungläubigen entrissen zu sehen, was ihm als leichte Aufgabe für militairische Unternehmungen erscheint. Beigegeben sind eine Karte von Cypern, vom gelobten Lande, von Ägypten und Griechenland mit einem Grundrisse der Stadt Accon (Ptolemais) und der großen ägyptischen Pyramide. Von Jauna's Lebensumständen haben wir Nichts finden können, als daß er 79 Jahre alt war, da sein Werk zum ersten Male gedruckt wurde. Die Literarhistoriker haben ihn, mit Ausnahme J. M. Quérard's (aber auch höchst dürftig), in ihren Werken ganz und gar übersehen. (*B. Röse.*)

JAUP (Helwig Bernhard), geboren den 9. August 1750 zu Darmstadt, ein Sohn des dortigen Hofpredigers und Consistorialassessors Georg Daniel Jaup, genoß das Glück, mit zwei darmstädtischen Prinzen acht Jahre lang zugleich unterrichtet zu werden. Sein vorzüglichster Lehrer war der Regierungsrath Johann Samuel Silberrad, welcher namentlich sein Interesse für die historischen Wissenschaften weckte und nährte. Von einigen Hauslehrern zu den akademischen Studien vorbereitet, ging er im October 1766 nach Göttingen und 1769 nach Gießen, mit regem Eifer sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit widmend. In der letzten Zeit seines Aufenthalts in Gießen ward er Erzieher eines Barons von Rabenau. Während eines zweijährigen Aufenthaltes in Wetzlar, wohin er sich im Mai 1770 begeben, übte er sich als Secretair des kursächsischen geh. Raths Grafen von Zech, in der juridischen Praxis. Bei dem Reichsgerichtsprocurator C. F. Hofmann hörte er einige Vorlesungen, besonders über den Kameralproceß. Das J. 1771 führte ihn nach Gießen, wo er von dem Landgrafen von Hessen-Cassel zum ordentlichen Professor der Rechte, besonders des Staatsrechtes, ernannt ward. Dies Lehramt trat er im März 1772 an, und erwarb sich fünf Jahre später die juristische Doctorwürde [1]). Im J. 1798 war er zum Substituten der landständischen Obereinnehmerei

1) Die von ihm dabei vertheidigte Diss. inaug. gibt summa capita commentationis jur. publ. Germ. de privilegiorum de non appellenda S. R. J. statibus concessorum effectu, quoad querelas denegatae seu protractae justitiae, mandata de administranda justitia et alia remedia (Gissae 1777. 4.) II. Ed. (ibid. 1792. 4.).

erwählt worden, mit dem Charakter eines Regierungsrathes, zu welchem der eines geh. Raths hinzugefügt ward, als ihm 1801 auf dem Reichstage zu Regensburg die Geschäfte eines Comitialgesandten übertragen worden waren. Im J. 1802 übernahm er wieder seine Professur in Gießen. Er starb dort als Vicekanzler der Universität den 27. Oct. 1806, mit dem Ruhme eines vielseitig gebildeten Juristen, der besonders im Staatsrechte schätzbare Kenntnisse besaß, von denen er schon in seiner Inauguraldissertation unzweideutige Proben gegeben hatte. Unter seinen Schriften, größtentheils akademischen Dissertationen, verdient das zu Gießen 1772 in 4. gedruckte Programm Erwähnung: **de jurisdictione supremorum imperii tribunalium in causis ecclesiasticis Evangelicorum non magis quam Catholicorum fundata**, und die Abhandlung: **de valore et efficacia pactorum seu statutorum familiarum illustrium praecipue instituto tertii** (Gissae 1792. 4.). Am bekanntesten ward Jaup durch die mit A. F. W. Crome unternommene Herausgabe eines Journals für Staatskunde und Politik [2]). Unter den Aufsätzen, die in dieser Zeitschrift von ihm selbst herrühren, sind die bemerkenswerthesten: Etwas über das teutsche Interregnum und die Merkwürdigkeiten desselben, und: Über die Verhältnisse des burgundischen Kreises zu dem teutschen Reiche und zu den höchsten Reichsgerichten mit einer allgemeinen publicistischen historischen Einleitung. Jaup's Schattenriß befindet sich in J. C. C. Schröter's juristischem Almanach, und in den zu Frankfurt und Gießen 1782 erschienenen Biographien berühmter Rechtsgelehrten [3]). (*Heinrich Döring.*)

Jauregui y Aguilar (Juan de), s. Aguilar.

Jaurinum, s. Raab.

JAURÚ, Fluß im westlichen Brasilien, welcher auf den noch sehr wenig bekannten Hochebenen der Campos dos Parecys unter 14° 30′ südl. Br. entspringt, nach Süden gewendet die Grenze zwischen der Provinz Matto grosso und dem bolivianischen Missionsterritorium Chiquitos bildet, unter 16° 50′ in den Paraguay fällt, und nur dadurch merkwürdig ist, daß an seiner Einmündung eine in Lissabon verfertigte Marmorpyramide einen der von der bekannten portugiesisch-spanischen Grenzcommission festgesetzten Grenzpunkte bezeichnet. Die Länge seines Laufes beträgt kaum 50 Stunden. In den unteren Gegenden seines Gebietes entwickelt der Boden denselben Salzreichthum, der weiter südlich Paraguay auszeichnet, und daher versieht sich ein Theil von Matto grosso dort mit Salz, welches in zahlreichen kleinen Seen sich bildet. (*E. Poeppig.*)

2) Frankfurt am Main 1790—1792. 4 Stücke gr. 8. Fortgesetzt unter dem Titel: Neues Journal für Staatskunde, Politik und Kameralistik (Gießen 1793). Von dieser Fortsetzung erschien jedoch nur das erste Stück. 3) Cf. *L. J. F. Hoepfneri* Progr. de lege Laetoria et cura minor. (Gissae 1778. 4.) Weidlich's biograph. Nachrichten von jeztlebenden Rechtsgelehrten in Teutschland 1. Thl. S. 374 fg. Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte 6. Bd. S. 319; 8. Bd. S. 519; 16. Bd. S. 544. Meusel's gel. Teutschl. (5. Ausg.) 3. Bd. S. 520 fg.; 10. Bd. S. 20; 11. Bd. S. 396; 14. Bd. S. 229.

JAUSA, ein kleiner Fluß in der Statthalterschaft Moskau, dessen Quelle zwei Meilen von Moskau ist, und der sich in der Stadt selbst unweit der jausischen Brücke mit der Moskwa vereiniget. (*J. C. Petri.*)

JAUZIERS, Dorf im Canton und Arrondissement von Barcellonette des französischen Departements der Ober-Alpen. Es liegt in dem schönen Thale der Ubaye, 1½ Stunden von Barcellonette, am linken Ufer des genannten Flusses und zählt 1740 Einwohner, welche Seidenwebereien unterhalten. Der fast allgemeinen Meinung nach wohnten in der Nähe dieses Ortes die Ebusiani, eine Völkerschaft, welche in der Liste der von den Römern bezwungenen Alpenvölker aufgeführt wird, als jene nach langen Kämpfen diesen Theil der Alpen in ihre Gewalt bekommen hatten. (*Klaehn.*)

Java, s. am Ende des Buchstaben J.

JAVAN (יָוָן), ist im A. T. Bezeichnung Griechenlands. Der Name ist offenbar von Jonien abzuleiten, und dann auf das von allen Griechen bewohnte Land übergetragen. Die interessante Völkertafel 1 Mos. 10 rechnet zu den javanischen (griechischen) Stämmen: Elischah (wahrscheinlich Elis, welches für Peloponnes überhaupt steht; nach andern die Hellenen in engerer Bedeutung), Tarschisch (Tartessus im südlichen Spanien), Kittim (Cypern, nach Einigen mit Einschluß anderer von Griechen bewohnten Inseln des Mittelmeeres) und die Dodanim (Dodonder in Epirus), wofür jedoch vielleicht Rodanim (Rhodier) zu lesen ist. In der arabischen Landschaft Jemen gab es nach Firusabadi [1]) eine Stadt des Namens Javan (يَوَن), mit welcher man gewöhnlich den schwierigen Ausspruch Ezechiel's Cap. 27, 19 in Verbindung bringt. Rosenmüller [2]) findet darin die Erwähnung eines arabischen Stammes Javan-Meusal, welcher durch den Beisatz (מֵאוּזָל, so soll man lesen statt מְאוּזָּל, d. i. Uzal's, der Hauptstadt in Sanaa) unterschieden werden solle von Griechenland, welches Ezechiel V. 13 erwähnt. (*A. G. Hoffmann.*)

JAVARY (Yavary), der westlichste Seitenstrom des Solimoes (oberen Amazonenstromes) innerhalb der Grenzen Brasiliens, die er mittels seines östlichen Ufers bezeichnet. Sein Ursprung ist ebenso unbekannt als sein höheres Stromgebiet, denn wie häufig auch die vielgesuchten Stapelartikel der Capitanie Pará, Sarsaparilla und Cacao, dort vorkommen mögen, so verhinderte doch von jeher die große Wildheit eingeborner Volksstämme, namentlich der von da bis zum Ucayale verbreiteten Majorunas alle Entdeckungszüge, von welchen keiner weiter als 20 Tagereisen, d. h. ungefähr 60 Stunden über die Mündung, hinausdrang. Wahrscheinlich liegt ein Theil der Quellen in dem mit Grasebenen unterbrochenen Hügellande der Cerros de Conomamá, die sich östlich vom Apo-paro erheben, und in den meisten Beziehungen den salzreichen Savanen des sogenannten Cerro de la Sal auf der westl. Seite jenes Flusses ähnlich sein sollen.

1) Kamus p. 1817. ed. Calcutt. 2) Handb. der biblischen Alterthumskunde 3. Bd. S. 181 fg.

Mit dem Jutay soll der Javary Verbindung haben, doch beruht diese Sage auf keiner besseren Autorität als die der eingebornen Wilden. Minder zweifelhaft ist die durch den peruanischen Missionar Narcisso Girbal (1794) entdeckte Verbindung mit dem Ucayale durch einen wol nur in der Regenzeit fahrbaren Kanal, der den Namen Abussau tragen soll, und in einen westlichern Arm des Javary etwa unter 7° südl. Br. einmündet. Die doppelte Mündung befindet sich gegenüber, doch etwas unterhalb des Grenzfortes von Tabatinga und der von der spanisch-portugiesischen Grenzcommission (den 1. Juli 1781) gesetzte Grenzstein 1815 Klastern oberhalb derselben (4° 17′ 30″ südl. Br., 71° 55′ 30″ westl. Par.), indem weiter hinab das Land in der Regenzeit völlig überschwemmt wird. Vor Berichtigung der Grenzlinie besaßen die Spanier an der Mündung ein kleines Fort, St. Pedro de Yahuary, welches ebenso wie der von den Portugiesen 1759 angelegte und mit Ticunasindiern bevölkerte Flecken S. Jozé de Yavary untergegangen ist, ohne eine Spur zu hinterlassen. (*E. Poeppig.*)

Javell'sche Bleichflüssigkeit, s. unt. **Bleichflüssigkeit.**

JAVELLO, JAVELLUS, 1) **Chrysostomus**, ein durch mehre Schriften bekannter Dominikanermönch, von Einigen auch de Casali genannt, war gebürtig aus Canavese im Piemontesischen, weshalb er Canavacius oder Canapicius heißt. Sein Talent zeigte sich frühzeitig. Von 1507—1519 lehrte er zu Bologna; dann überließ er sich gänzlich den Studien, suchte daher auch jedes Amt, welches man ihm im Orden übertragen wollte, von sich abzuwenden. Sein Todesjahr ist nicht genau bekannt; im Juli 1538 war er noch am Leben und ungefähr 67 Jahre alt [1]). Am meisten beschäftigte er sich mit der Philosophie und auf sie beziehen sich auch die meisten seiner Schriften, welche bei weitem dem größten Theile nach gesammelt zu Lyon (1567—1574, und dann wieder 1580) und zu Venedig, in drei Folio Bänden erschienen; dazu gehören das Compendium logicae (erschien auch Paris 1573); In universam naturalem philosophiam epitome; in L. XII. metaphysicorum epitome; Tract. de transcendentibus; In libr. de causis commentarii duo; Quaestiones acutissimae super VIII. Libr. physices; dergleichen super librum de sensu et sensato, und de memoria et reminiscentia; Quaestiones naturales super III. libros de anima nach Thomas; Quaestiones super XII libr. metaphysices nach Thomas (auch Cremona 1532. und Venet. 1564). Ferner In X ethicorum Libr. epitome; In VIII politicorum libr. epitome; In oeconomica; In Platonis ethicen und politica epitome; Christiana philosophia; Philosophiae politicae s. civilis christianae dispositio (ib. 1540), und Oeconomica vel familiaris Christiana disciplina (alle 3 Venedig 1540); Super quartum meteororum quaestiones subtilissimae; Tract. de bona fortuna; Epitome super sphaeram; Tract. de animae humanae indeficientia (Venet. 1536). Mit der Theologie befassen sich nur: Quaestio resolutissima de conceptione b. Mariae virg. und die quaestio perpulcra et resolutissima de Dei praedestinatione et reprobatione. In dieser letztern Schrift erklärte er sich ganz nach der Weise des Semipelagianismus, fand aber damit bei seinen Ordensgenossen keinen Beifall. Als sein vertrauter Freund, Peter Pomponatius aus Mantua, wegen seiner Schrift: de immortalitate animae (Venet. 1516), worin er behauptete, die Unsterblichkeit lasse sich auf philosophischem Wege nicht erweisen, von allen Seiten angegriffen und bestritten wurde, ging er im J. 1519 auf seinen Wunsch dieses Buch durch und bemühte sich durch einige Zusätze den Ausdruck zu mildern, welche unter dem Titel: Solutiones rationum animi mortalitatem probantium dem Werke des Pomponatius, nach dessen eignem Willen, von nun an jederzeit beigefügt wurden, wie z. B. in der venetianischen Ausgabe vom J. 1525. Dieser J. ist nicht zu verwechseln mit seinem aus Rom gebürtigen Ordensgenossen Johann Chrysostomus Javello, welcher im J. 1644 zum General-Prädicator ernannt wurde und einen Panegyrikus auf die Wahl des Papstes Innocenz X. unter dem Titel: La columba regnante herausgab [2]).

2) **Nicolas**, ein Jesuit, geb. 1589 zu Dôle im franz. Departement Jura und gest. am 2. März 1667 zu Besançon, war Professor der Philosophie und Moraltheologie, erwarb sich auch die Doctorwürde und hat Wilh. Baldesani (d. i. Bernardin Rosignoli's) Stimulum virtutum in's Französische übersetzt [3]). (*A. G. Hoffmann.*)

JAVERLHAC, Marktflecken im Canton und Arrondissement Nontron des französischen Departements der Dordogne. Er liegt am Flusse Bandiat und zählt 1135 Einwohner, welche mehre Hochöfen betreiben und auf Antimonium und Eisen bauen. (*Klaehn.*)

JAVOGUES [1]) (**Charles**), geb. 1759 zu Bellegarde in der Bourgogne, bekleidete beim Beginn der französischen Revolution die Stelle eines Huissier und wurde für das Departement der Rhone und Loire zum Deputirten des Nationalconvents ernannt, obschon es ihm an der erfoderlichen Bildung fehlte, um auf der Rednerbühne mit Glück erscheinen zu können. Er stimmte für den Tod des Königs Ludwig XVI. innerhalb 24 Stunden, ohne Appellation und Aufschub, wurde später im Decbr. 1793 als Volksrepräsentant in seine Heimath geschickt, zunächst als Gehilfe seiner Collegen Couthon, Maignet, Château-Neuf-Randon und Laporte, welche sich nach Lyon begaben, um dort ihr Schreckenssystem in's Leben treten zu lassen. J. erhielt den Auftrag, den Club zu reorganisiren, welcher durch des fürchterlichen Chalier's Tod an Bedeutung verloren hatte. Er foderte nicht nur zur De-

1) Nach *de Feller's* dictionn. histor. Vol. V. p. 77.

2) Cf. *Echard*, Scriptores ord. Praedicatorum T. II. p. 104 sq. *Miraeus*, de scriptt. saec. XVI. p. 132. *Gaddius*, de scriptt. eccl. unter d. W. *Conr. Gesneri*, biblioth. universalis; Acta Philosoph. St. XIV. n. 8. p. 810 sq. Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 1849. 1850; *de Feller* a. a. O. 3) s. *Mandosi* Bibl. Roman. u. *Echard* a. a. O. p. 540. Jöcher a. a. O. S. 1850, nach *Alegambe's* bibliotheca scriptt. societ. Jesu.

1) So schreibt die Biogr. univers. T. XXI. p. 420 sq. den Namen, die Galerie histor. des contemporains T. V. p. 382 dagegen *Javoques* (mit q statt g).

nunciation aller derer auf, welche jenen Unhold auf's Schaffot gebracht hatten, sondern auch der Reichen, der Priester und der Gesetzmäßigen und rieth der arbeitenden Classe, sich des Besitzes der Begüterten zu bemächtigen und so die höchste Gleichheit, als Grundlage aller wahren Freiheit, herbeizuführen. Sein Rath fand Beifall und ward in Lyon buchstäblich befolgt. Nachdem Lyons Ruin vollendet worden, begab er sich mit unbeschränkter Vollmacht in die umliegenden 3 Departements des Ain, der Saone und Loire, der Rhone und Loire an der Spitze einer ihm gleichgesinnten Pöbelschar, der sogenannten Revolutionsarmee, und schlug seinen Sitz zu Feurs auf. Grausamkeit ohne Grenzen und Mangel an allem menschlichen Gefühl legte er in allen seinen Handlungen an den Tag; unzählige Schlachtopfer seines Fanatismus und Ströme von Blut bezeichneten seinen Weg. Selbst Couthon fand sich bewogen, ihn bei dem Wohlfahrtsausschuß und dem Convent der Übertreibung zu beschuldigen, indem er von ihm behauptete, er habe die ihm verliehene Gewalt mit der Grausamkeit eines Nero ausgeübt. Indessen wußte J. doch seinen Genossen bald zu beschwichtigen und beide umarmten sich versöhnt in der Versammlung unter allgemeinem Beifall. Zu Mâcon soll er viel Geld und Silberzeug für sich geraubt haben, war auch so unverschämt, die heiligen Gefäße aus den Kirchen zum Trinkgeschirr zu nehmen. Die unglücklichen Weiber, welche seiner Wollust hatten dienen müssen, überlieferte der Gefühllose den Bütteln. Auch nach dem 9. Thermidor (27. Juli 1794), wo Robespierre fiel, blieb J. seinen terroristischen Grundsätzen getreu. Am 1. Juni 1795 kam er zwar in's Gefängniß, weil er zu denen gehörte, welche in den ersten Tagen des Prairial (vom 20. Mai an) die Jacobinerherrschaft auf's Neue befestigen wollten und den Nationalconvent angegriffen hatten; allein die allgemeine Amnestie, welche am 26. October 1795 ausgesprochen wurde, kam ihm zu Gute. Indessen wurde er in der Nacht vom 9. auf den 10. Sept. 1796 unter den Aufrührern betroffen und arretirt, welche die Fanatiker zu einem Angriffe auf die Truppen des Directoriums im Lager von Grenville gereizt, diese Soldaten zu revoltiren versucht hatten, und nichts weniger beabsichtigten, als die Mitglieder des Directoriums zu ermorden und dann in früherer Weise wieder zu wüthen. Von einer Militaircommission, welcher er übergeben wurde, erfolgte das Todesurtheil über ihn, und in Folge dessen wurde er am 9. October 1796 erschossen [2]. (*R.*)

JAVOLENUS PRISCUS. So wenig Näheres auch in den geschichtlichen Quellen des Alterthums über die Lebensumstände dieses römischen Juristen sich vorfindet, so sehr haben doch Einige von denen, welche darüber schrieben, sich bemüht, die vorhandenen Lücken durch allerlei Muthmaßungen und Voraussetzungen zu ergänzen [1]. Es ist indessen durch alle diese Conjecturen etwas Sicheres nicht ausgemittelt worden; wir bemerken daher hierüber nur so viel, daß nicht blos der ganz römische Name des J., sondern weit mehr noch die Eigenthümlichkeit seines Styls, gar sehr gegen die Annahme streiten, als sei er ein Ausländer und zwar ein Grieche von Geburt gewesen, wie Hotoman, ohne weitere Beweisführung dafür, behauptet hat. Übrigens ist es keineswegs einerlei, ob man schreibt Javolenus Priscus, oder Priscus Javolenus, wie mehre Neuere, z. B. Zimmern, thun; vielmehr kommt hierauf deshalb etwas an, weil bekanntlich der Geschlechtsname als allgemeiner Name bei den Römern vorauszugehen, und der Familienname als besondere, die fragliche Person selbst näher betreffende Bezeichnung darauf zu folgen pflegt. Da nun der jüngere Plinius, dessen Auctorität hier doch für entscheidend gelten muß, 6. Bch. 15. Br. seiner Briefe ausdrücklich schreibt Javolenus Priscus, so ist wol auch dies für das Richtigere zu halten, und dieser Jurist nicht als Priscus, sondern als Javolenus κατ᾽ ἐξοχήν aufzuführen. Geboren wurde er wahrscheinlich im letzten Regierungsjahre des Vespasian, also 79 n. Chr. und starb im J. 138 [2]). Nach einigen wol kaum zu verwerfenden Zeugnissen des Alterthums hat er mehre wichtige Ehrenstellen bekleidet; namentlich war er Prätor, sodann Proconsul von Syrien, endlich aber auch noch geheimer Rath (consiliarius) bei Antonin dem Frommen [3]). Für Charakterisirung seiner Rechtsgrundsätze und Lehren ist zwar die Thatsache zu erwähnen, daß er Sabinianer, und zwar ein unmittelbarer Schüler des Cälius Sabinus gewesen ist, allein der Anhalt, der hieraus fließt, ist ziemlich geringfügig. Es fehlt nämlich nicht an Angaben darüber, daß er, gleich vielen seiner juristischen Zeitgenossen, die ursprünglich zwischen den beiden Schulen des Labeo und des Capito bestandenen Gegensätze factisch unter sich zu verschmelzen begonnen habe; sodaß also die Frage entsteht, von welchen Gesichtspunkten er wol bei dieser Verschmelzung ausgegangen? Eine richtige Antwort hierauf kann nur dann ertheilt werden, wenn wir die ursprüngliche Stellung jener beiden Schulen gegen einander dabei gehörig mit in Anschlag bringen. Labeo war bekanntlich ein Anhänger der stoischen Philosophie, ein Freund der bürgerlichen Freiheit, die damals eben durch die Staatskunst des August dem Gesichtskreise der Menge entzogen worden war. Eben dar-

---

2) Cf. Biograph. a. a. O. (Art. von Beaulieu) und Galerie historique des contempor. a. a. O.

1) Vergl. außer Fr. Hotoman im Antitribonianus, Cap. 12, besonders: *H. van Alphen* Diss.: Spicilegia de Javoleno Prisco, Icto, et specim. observ. ad quaed. ejusd. fragm. in Pandectis obvia (Utrecht 1768. 4.) in *Oelrichs* Thes. nov. diss. jur. Belgic., Vol. III. Tom. I. p. 1—94 und *G. A. Jenichen*, Diss. de Prisco Javoleno Icto incomparabili (Leipzig 1734. 4.), sowie Zimmern, Gesch. des röm. Privatrechts (Heidelb. 1826). 1. Bd. §. 88. S. 325 fg.

2) Cf. *van Alphen* a. a. O. P. I. cap. 1. §. 3. 3) Cf. Fr. 5. D. de manumissis vind. (40, 2) und die Angabe des Capitolinus in der vita Antonini Pii, Cap. 12. Zwar suchen Jenichen a. a. O. §. 13. S. 25. und Heineccius in der Histor. jur. 1. Bd. Cap. 4. §. 236. die Nachricht des Capitolinus deshalb verdächtig zu machen, weil Spartian in s. Lebensbeschreibung des Hadrian da, wo er dessen geheime Räthe nennt (Cap. 18), den Javolenus nicht mit aufgeführt habe; allein mit Recht hat sich schon v. Alphen a. a. O. gegen diese Argumentation erklärt, und man muß sich wundern, daß neuerlich doch Zimmern a. a. O. S. 326 ihr wieder beitritt.

um zeigte er sich auch jenen Rechtsansichten seiner Zeit völlig abgeneigt, wodurch so viel Schwankendes, sich selbst Widersprechendes in die alte einfache Jurisprudenz aus bloßer Nachgiebigkeit gegen den Despotismus der mit dem Untergange der alten Verfassung eingetretenen Staatsveränderungen hineingetragen wurde. In Theorie und Praxis war sein Streben darauf berechnet, zweifelhafte Rechtsfragen immer mit besonderer Rücksicht auf die einfachen Quellen des ältesten Rechts zu entscheiden. Natürlich mußte deshalb seine und seiner Schüler, der Proculianer oder Pegasianer, Entscheidung weit öfter mit dem **jus strictum**, als mit der **aequitas** zusammentreffen; besonders insofern nach und nach der Begriff der letztern zufolge willkürlicher Interpretationen immer schwankender geworden war. Auf der andern Seite erschien jedoch Labeo sammt seinen Anhängern gern bereit, in solchen Fällen, wo schon der gesunde Menschenverstand der Vorfahren eine Entscheidung **ex aequo et bono** für passend gehalten hatte, auch jetzt noch dieser Billigkeit Gehör zu geben, und dabei zugleich die immer mehr um sich greifende Selbstsucht der Staatsgewalt in Bezug auf die Gesetzgebung, wodurch die Sicherheit der einzelnen Staatsbürger so sehr gefährdet ward, in ihre rechtmäßigen Schranken zurückzuweisen[4]). Das Gegenbild zu diesem Verfahren des Marcus Antistius Labeo und seiner unmittelbaren Schüler lieferte nun aber sein Zeitgenosse Cajus Atejus Capito, ein beharrlicher Lobredner des August, und darum bei diesem in eben dem Grade beliebt, wie Labeo verhaßt war, stets bemüht, die Jurisprudenz im Verhältniß zu den neuen Staatseinrichtungen so fügsam als möglich erscheinen zu lassen, und aus diesem Grunde ein Feind von solchen Argumentationen, durch welche das Andenken an die glückliche Selbständigkeit der früheren Perioden geweckt werden konnte. Deshalb war auch Capito sammt seinen Schülern, den Sabinianern oder Cassianern, geneigt, die Strenge der noch geltenden ältern Gesetze durch Berufung auf veränderte Zeitumstände und Nationalansichten möglichst zu beseitigen[5]).

Wenn dies aber auch wirklich die ursprüngliche gegenseitige Stellung der Hauptbegründer jener beiden juristischen Secten und ihrer theoretisch-praktischen Bestrebungen war, so konnte es doch nicht fehlen, daß allmälig im Laufe der Zeit die schroffen Gegensätze in ihren Lehren sich wesentlich modificirten: sodaß es später Proculianer gab, die einzelnen Aussprüchen des Capito huldigten, und Sabinianer, die sich bereitwillig auf die Autorität des Labeo beriefen. Dies mußte auch so kommen, da mit der weitern Ausbildung des Imperatoren-Despotismus auf der einen, und mit dem zunehmenden Sittenverfalle auf der andern Seite so viele einzelne Rechtsdogmen andere Grundlagen annahmen; und da überdies durch die fortschreitende Systematisirung und Casuistik für Meinungsverschiedenheiten aller Art mehr Spielraum als jemals eröffnet ward[6]).

Um so leichter erklärt es sich nun aber, weshalb, gleich manchem andern damaligen Juristen, auch Javolenus sich nicht streng an die Lehrmeinungen des Capito band. Er bewies dies unter andern schon durch seine nirgends verhehlte Vorliebe für die stoische Philosophie, obgleich er in Bezug auf die Begünstigung der **aequitas** dem Sabinianismus treu blieb. Auch zeigte er seine politisch-juristische Selbständigkeit namentlich darin, daß er, ganz gegen die Tendenz des Capito, sogar kaiserliche Vorrechte für unstatthaft erklärte, sobald sie nach seiner Überzeugung mit den allgemeinen Grundsätzen der Gerechtigkeit sich nicht vertrugen[7]).

Um so näher lag ihm unter diesen Verhältnissen der Entschluß, selbst als Lehrer seiner Wissenschaft aufzutreten; und daß er dies nicht ohne guten Erfolg gethan habe, dafür liefern namentlich die Leistungen von zweien seiner Schüler, Salvius Julianus und Aburnus Valens, ausreichenden Beweis[8]). Zugleich wurde er aber hierdurch auch zu schriftstellerischen Arbeiten veranlaßt; weshalb wir dieselben, so weit Kunde davon auf die Nachwelt gekommen, jetzt aufführen müssen. Sie sind folgende: **1) Ex Cassio, lib. XV.**, ein Commentar über ein uns unbekanntes Werk des unter Vespasian's Regierung lebenden Juristen Caj. Cassius Longinus, dessen strenges Festhalten am Sabinianismus Anlaß dazu gab, daß man die Anhänger dieser Partei auch Cassianer nannte[9]). **2) Epistolarum libri XIV.** Eine Sammlung von entschiedenen Rechtsfällen, die ihren Ursprung meistens den schriftlichen Anfragen Abwesender und den hierauf ertheilten Antworten verdankte[10]). **3) Ad Plautinum oder ex Plautio libr. V.** Eine Erläuterungsschrift über ein Werk des unter Vespasian lebenden Juristen Plautius. Die davon unter die Pandektenfragmente aufgenommenen Stellen bezeugen, daß Javolen hier meistens der Ansicht des Plautius folgt[11]). **4) Ex posterioribus Labeonis**

4) Vergl. hierüber fr. 2. §. 47. D. de orig. jur. (I, 2.) *Tacitus*, Annal. III, 75. und *Gellius*, Noctes Attic. XIII, 12. 5) Vergl. die in der vorher gehenden Note erwähnten Schriftsteller a. d. a. O. 6) Vergl. hierzu: *Corn. van Eck* Diss. de vita, moribus et studiis M. Antistii Labeonis et C. Ateji Capitonis, in *Oelrichs* Nov. Thesaur. Diss. Vol. I. Tom. II. p. 821 sq., ferner: *C. G. Bieneri* Diss.: Antistius Labeo, juris civilis novator (Lips. 1786. 4.); *G. Mascov* de sectis Sabinianorum et Proculianorum (Lips. 1728.); *C. F. Hommel*, Diss. de principali causa dissensionum inter Labeonem et Capitonem horumque auditores (Lips. 1751. 4.).

7) Cf. fr. 11. D. de jure fisci (49, 14.) und fr. 3. D. de constitutt. Princip. (1, 4.) überhaupt aber die Diss. von Jenichen §. 13. S. 26. 8) Daß beide wirklich Schüler des Javolenus waren, ergibt sich aus fr. 2. §. Ult. D. de orig. jur. und fr. 5. D. de manumiss. vindict. (40, 2.). 9) Jenichen äußert sich a. a. O. §. 16. S. 29. und 30 folgendermaßen über das eben erwähnte Werk des Javolenus: „Scripsit Javolenus ex Cassio Libros XV., quos, uti placet Mascovio, modestiae causa ita inscripsisse videtur, significans non ideo hos libros a se esse scriptos, ut sectae suae, cum ceteris, principem reprehenderet, sed ut suppleret et illustraret, quae is litteris prodiderat. Caji itaque sententiam in his libris recitat, eandemque fere semper assensione sua comprobat. Ejus proinde sententiam ampliat (cf. Fr. 21. §. 2. D. de acquir. vel amitt. possess. [42, 2.]) mitigat (fr. 36. §. 2. D. mandati [17, 1.]) regulaeque consuetudinem subjicit (fr. 28. D. de statu liber. [40, 7.]). Aliquando tamen in aliam opinionem discedit, Cassiique sui partes deserit (fr. 54. D. de condit. et demonstrat. [35, 1.])." 10) Vergl. hierzu *Plinius*, Epist. VI, 15. 11) Vergl. die Bemerkungen von Jenichen, a. a. O., §. 16. S. 32.

und 5) **Posteriorum Labeonis Epitome**, zwei Werke des Javolenus über ein- und dasselbe Buch des Labeo; wovon das erstere einen wirklichen Commentar darüber, das zweite dagegen nur einen Auszug daraus enthalten zu haben scheint [12]).

Das größte Verdienst um die Erläuterung vieler sehr schwierigen Stellen aus Javolenus' Schriften, welche in die Pandektenfragmente aufgenommen worden sind, hat sich van Alphen in seiner bereits angeführten Abhandlung erworben, deren zweiter Theil sich namentlich ganz mit diesem Gegenstande beschäftigt. Er benutzte dabei die bekannten beiden, auf der Universitätsbibliothek zu Leyden befindlichen Bynkershök'schen Manuscripte der Pandekten [13]).

Im Betreff des bekannten Streites mehrer Gelehrten darüber, ob Plinius in seinen Briefen (Lib. VI. Epist. 15) wirklich dem Priscus Javolenus den Vorwurf mache, daß er wahnwitzig gewesen, scheint es am angemessensten, die von Karl Ferd. Hommel zuerst in Vorschlag gebrachte mildere Erklärung der Worte des Plinius festzuhalten, und unsern Javolenus, den Plinius dort **virum dubiae sanitatis** nennt, als einen Mann uns zu denken, der oft an Gedankenzerstreuung litt. Es muß auch diese, später vom ehemaligen Gymnasialdirector Lindner zu Arnstadt in einem eignen Programm weitläufiger vertheidigte Erklärung desto bestimmter festgehalten werden, je weniger die hierüber anders urtheilenden Gelehrten gerechte Ursache dazu gehabt haben, für die Beschuldigung, daß Javolen wahnwitzig gewesen, einen Beweis aus zweien seiner Rechtsentscheidungen zu entlehnen. [fr. 55. D. de condit. et demonstr. (35, 1.) und fr. 52. D. mandati vel contra (17, 1.)] Denn in der That lassen sich die Motiven zu diesen Entscheidungen ganz wohl aus der Natur der Sache ableiten, und es kann also damit jener Vorwurf gegen Javolen auf keine Weise unterstützt werden; sodaß es nicht einmal nöthig ist, den Javolen mit Geßner und Püttmann für melancholisch oder hypochondrisch zu erklären [14]).

Über den Styl des Javolenus Priscus hat van Alphen sich sehr gründlich näher ausgesprochen. Seine Untersuchungen beweisen, daß Javolenus' Ausdruck nicht frei von Wiederholungen, Gräcismen und ähnlichen Anomalien sei; im Ganzen gebührt ihm jedoch wirklich das Lob der Reinheit und Präcision, welches den Juristen seiner Zeit von allen Kennern der lateinischen Sprache noch immer zugetheilt worden [15]). (*Emil Ferd. Vogel.*)

JAVOLS oder **JAVOULX**, Dorf und Cantonshauptort im Arrondissement Marvejols des französischen Departements der Lozère. Es liegt vier Stunden von Mende, auf einem Hügel unweit des Ursprunges der Truevère (zum Lot), ist das Anderitum der Römer und war früher eine bedeutende Stadt und der Sitz der Bischöfe von Gévaudan (das jetzige Departement der Lozère). Noch jetzt gräbt man hier häufig Alterthümer, als Münzen, Medaillen rc. aus. Die Zahl der Einwohner beträgt 1150. Sie unterhalten Cadiswebereien. In der Nähe gibt es mehre kalte und warme Mineralquellen. (*Klaehn.*)

Javorski, Javorsky, s. **Jaworsky**.

Jawiszowice, s. **Jajuszowice**.

JAWOROW, eine im przemysler Kreise des Königreichs Galizien an einem Teiche liegende Stadt, mit einer katholischen und einer unirten Kirche, und 4000 Einwohnern. In dem unfern davon gelegenen Dorfe Sclovia entspringt eine Mineralquelle, welche ehemals sehr geschätzt wurde. Der König Johann Sobiesky pflegte sich in diesem Orte, welcher damals zu der polnischen Landschaft Rothreußen gerechnet wurde, oft zum Vergnügen aufzuhalten. (*R.*)

JAWORSKY, JAVORSKI oder **JAWOROWSKY** (Stephan), ein ausgezeichneter russischer Geistlicher unter der Regierung Peter's des Großen, war der Sohn angesehener Ältern, erwarb sich nicht gewöhnliche Bildung und Kenntnisse, wobei er sich der Unterstützung des Bischofs Barlaam von Kiew erfreuete. Er erhielt die Stelle eines Metropoliten von Räsan und Murom, und setzte sich durch eine Leichenrede, welche er einst in Moskau in

---

12) Edm. Merillius sagt hierüber in s. Observationen V, 38. (1. Bd. s. Werke, Neapel 1720. 4. S. 190): „Alii sunt libri Posteriorum Labeonis a Javoleno epitomati, atque alii Libri Javoleni ex posterioribus Labeonis, quamquam idem est numerus librorum in indice Florentino. Quum multa Labeo scripsisset in libris posteriorum, ad linguam latinam enarrandam illustrandamque conducentia, ut refert Gellius Lib. XIII. cap. 10. Javolenus forte in libris epitomatis selegerat, quae potissimum ad jus civile pertinebant, alia reciderat, ut Paulus in libris Digestorum Alfeni. In his nihil fere Javolenus de suo retulit; at in libris ex posterioribus Labeonis Javolenus multa de suo adjecit, probata vel rejecta quandoque Labeonis sententia. In his et illis sunt diversae quaestiones.“ Übrigens ist nicht zu leugnen, daß hierbei Javolenus mitunter als strenger Sabinianer, und demnach als bitterer Gegner des Labeo sich zeigt. Vergl. z. B. fr. 51. D. de acquir. vel amittenda poss. (41, 2.) fr. 44. D. de injur. (47, 10.) fr. 18. de fundo dotali (23, 5.). 13) Vergl. van Alphen's oben Note 1. citirte Abhandl., Vol. III. T. I. des Ölrichs'schen Thesaurus S. 53—94. Übrigens sind es folgende einzelne Fragmente des Javolenus, die van Alphen in seiner Schrift erläutert hat. Im ersten Capitel: fr. 28. D. de rebus auct. jud. poss. (42, 5.); fr. 4. D. de divers. et temp. praescr. (44, 3.); fr. 23. D. de usurp. et usuc. (41, 3.); fr. 46. D. ad Sctum Trebellian. (36, 1.); fr. 51. pr. D. loc. cond. (19, 1.); fr. 115. D. de verb. signif. (50, 16.); und fr. 107. D. de verb. obligat. (45, 1.). Im zweiten Capitel: fr. 84. D. de legatis 3. (32, 1.); fr. 39. D. de legat. 2. (31, 1.); fr. 14. pr. D. de interrogation. in jure fac. (11, 1.) fr. 39. D. de receptis (4, 8) und fr. 8. D. quemadmodum servitus amittatur (8, 6.). Im dritten Capitel: fr. 60. D. de acquir. vel omitt. hered. (29, 2.); fr. 100. §. 3. D. de legatis 3. (32, 1.); fr. 7. pr. D. de tritico, vin. etc. (33, 6.); fr. 51. D. de acquir. vel amitt. posses. (41, 2.); fr. 11. D. de jure delib. (28, 8.); fr. 39. §. 1. D. de cond. et demonstr. (35, 1.) und fr. 242. de verbor. signif. (50, 16.).

14) Vgl. hierzu Karl Ferd. Hommel's anonyme Schrift: Einfälle und Begebenheiten (Leipzig 1760). S. 45 fg. J. G. Lindner's Programm: Prolusio de Javoleno Prisco, Icto, ad *Plinii* Epist. Lib. VI. epist. 15. (Arnstadt 1770. 4.); J. M. Geßner's Anmerk. zu seiner Ausgabe des Plinius S. 247 und *Püttmann's* Probabilia Juris civil. Lib. II. cap. 10, außerdem aber die, schon oben Note 1. citirten Dissertationen von van Alphen (P. I. cap. 2.) und von Jenichen (§. 12. S. 20—24.). 15) Vergl. die Dissertation von van Alphen P. I. c. 3.

Gegenwart des Zars hielt, bei demselben sehr in Gunst. Als daher nach dem im J. 1700 erfolgten Tode des russischen Patriarchen Adrian der Zar aus politischen Gründen das Patriarchat ganz abschaffen wollte, aber doch zugleich fühlte, daß er bei dem obwaltenden Kriege mit Schweden sich hüten müsse, das Volk durch eine Neuerung im Kirchlichen aufzuregen und von sich abzuwenden, traf er den Ausweg, Jaworsky im J. 1702 zum Vicarius des Patriarchen zu ernennen unter dem Titel eines Exarchen. Über alle wichtige Gegenstände jedoch sollte er sich mit den Bischöfen berathen, welche zu dem Ende nach Moskau gerufen werden würden, und die darüber zu erlassenden Decrete dem Staatsoberhaupte zur Genehmigung vorlegen, während die Verwaltung der Einkünfte des Patriarchen mit der der Klöster vereinigt wurde. Als Peter endlich Anstalten traf, das Patriarchat auch förmlich und für immer aufzuheben, widersetzte sich J. aus allen Kräften, ohne jedoch etwas ausrichten zu können. Er starb am 27. Sept. 1722 im 64. Jahre seines Alters; als Schriftsteller versuchte er sich in dem russisch geschriebenen Werke **Kamen Wierie**, d. i. Fels des Glaubens, welches jedoch erst nach seinem Tode (Moskau 1728. fol.) bekannt gemacht wurde. Diese Schrift war hauptsächlich gegen die Secte der Raskolniken gerichtet; Peter aber, toleranter gesinnt als der erste Geistliche seines Reiches, verbot die Bekanntmachung derselben, weil sie in einem heftigen und schmähenden Tone abgefaßt war. Auch die Protestanten waren darin schlecht behandelt, sodaß Joh. Franz Buddeus eine **Epistola apologetica pro ecclesia Lutherana contra calumnias et obtrectationes St. J. (Jen. 1729. 4.)** dagegen zu erlassen für nöthig hielt. Die Herausgabe der Jaworsky'schen Schrift besorgte nach Peter's Tode Theophylakt, Erzbischof von Twer[1]). (*A. G. Hoffmann.*)

JAWORT (eherechtl.)*). Unter dem Jaworte im Allgemeinen versteht man die beifällige Erklärung einer Person des anderen Geschlechtes, abgegeben auf einen, eines mit ihr abzuschließenden Eheverlöbnisses halber, an sie gerichteten Antrag. Ob nun dem Jaworte die nämlichen rechtlichen Wirkungen, wie den Sponsalien beizulegen seien, oder ob dasselbe noch zu den vorläufigen Tractaten gehöre, hängt, der richtigen Ansicht nach, vorzugsweise von den thatsächlichen Umständen des einzelnen Falles ab, und bildet also mehr eine factische, als eine Rechtsfrage. Ging nämlich der Antrag unmittelbar auf die Abschließung eines Eheverlöbnisses und erfolgte die Erklärung darauf unbedingt einwilligend; so müssen hier dem Jaworte gemeinrechtlich wol unstreitig die Wirkungen eines rechtsgültigen Eheverlöbnisses zugesprochen werden, vorausgesetzt nur, daß beide Theile an und für sich selbst befähigt erscheinen, sich rechtsbeständig mit einander zu verloben. Auch wird man wol geneigt sein, wenn Zweifel darüber obwalten, ob das angegebene Jawort blos die Bereitwilligkeit zu einem künftig einzugehenden Eheverlöbnisse, oder die Annahme eines Eheversprechens selbst anzeigen sollte, für das Letztere zu entscheiden, sobald nur ein erweislicher örtlicher Sprachgebrauch es rechtfertigt, die Ausdrücke Jawort und Verlöbniß als gleichbedeutend zu nehmen. Anders aber freilich, wenn entweder Landesgesetze (wie z. B. das preuß. allgemeine Landrecht 1. Thl. 1. Tit. 2. Abschn. §. 82 fg.; ein königl. baiersches Edict v. 2. Mai 1806; die kursächsische Kirchenordn. vom 1. Januar 1580 Tit. 11. von Ehegelöbnissen) besondere Förmlichkeiten für Eheverlöbnisse erheischen, denen erst noch ein Genüge geschehen müßte, oder, sei es der Antrag, sei es die darauf abgegebene Erklärung, bestimmt blos auf ein künftig abzuschließendes Eheverlöbniß sich bezogen hat. Was man hier das Jawort zu nennen pflegt, fällt ohne allen Zweifel noch lediglich unter den Begriff der Verlöbniß-Tractaten. Ebendeshalb kann hier jeder Theil nach Willkür von seiner Erklärung noch wieder abgehen, ohne durch seinen einseitigen Rücktritt für den andern Theil selbst auch nur einen rechtlichen Anspruch auf das Interesse gegen sich zu begründen; zumal, da eine Klage auf das id quod interest selbst aus dem wirklichen Eheverlöbniß keineswegs entspringt. Auf jeden Fall ist das Wechseln von Ringen bei'm Jaworte**) ohne unmittelbar entscheidenden Einfluß auf die rechtliche Bedeutung desselben; denn die bekannte Parömie „Ist der Finger beringt, so ist die Jungfer bedingt" drückt keinen, am wenigsten einen noch jetzt geltenden, Rechtssatz aus. (*B. Emminghaus.*)

JAWORŽNIKA, ein zu den herzoglich teschener Kammergütern gehöriges, in dem Gebirge gegen Ungern zerstreutes Dorf im österreich. Schlesien, im Herzogthume Teschen, nahe an der ungr. Grenze, vier Meil. südöstl. von Teschen, 1¼ Meile ostsüdl. von Jablunkau, am Ursprunge des Flusses Olsa, mit 62 Häusern und 690 Einw., die schlesisch-mährisch sprechen und nach Istebna eingepfarrt sind. Der Ackerboden ist zu Gerste und Hafer geeignet. Der Flächeninhalt beträgt (nach Kneisel) 989 Joch 489⅙ □Kl. ackerbarer Felder, 114 Joch 492 □Kl. Wiesen, 10 Joch 536 □Kl. Gärten, 1162 Joch 1169 □Kl. Hutweiden und 2464 Joch 999 $\frac{1}{12}$ □Kl. Waldungen. (*Rumy.*)

JAWUD, eine stark befestigte Stadt Vorderindiens, in der von den Briten abhängigen Provinz Ajmeer, im gleichnamigen Bezirke der Rajahschaft Odeypoor gelegen; sie wurde 1818 von den Briten erobert, aber im Friedensschlusse an den Sindiah zurückgegeben. (*J. C. Schmidt.*)

JAXAMATAE. Zunächst an den Tanais (Donstrom), von der Mündung des Flusses bis zu seiner östlichen Wendung, setzt Ptolemäus die Jaxamatä, welche

---

1) Cf. Acta Eruditorum vom J. 1729 p. 226 sq. Unschuld. Nachrichten von demf. Jahre S. 645. Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. S. 1850. Biogr. univers. T. XXI. p. 421 sq. (Art. von Catteau-Calleville).

*) Besondere Schriften besitzen wir über diese Materie von *Jo. B. Wernher*, Diss. de obligatione ex pacto futuror. sponsallor. (Witteb. 1724) und Vindiciae ejusdem Dissertation. (ib. 1726); von *Chr. Thomasius*, Tract. de pactis futuror. sponsal. s. vom Jawort (Hal. 1754).; die neueste aber von *Christ. Aug. Gottschald*, Diss. de sponsionib. sponsalium, s. vom Jawort (Lips. 1802). Vergl. noch v. Glück, Erläuterungen der Pandekten 22. Thl. §. 1190. S. 384 fg.

**) *Petr. Müller*, Tractat. de annulo pronubo; s. vom Jaworte oder Trauring (Jena 1684). P. III. sq.

Polyänus in seinen Strateg. (VIII, 53) Iromatä nennt. Daher können sie, was auch P. Mela (I. 19. §. 17) thut, der sie ganz an die Mündung des Tanais in die Palus Mäotis (asow'sches Meer) versetzt, zu den mäotischen Völkerschaften gezählt werden. In späterer Zeit, bemerkt Mannert, verschwindet der Name dieses aus Osten eingewanderten Volkes, ohne daß wir wissen, zu welchem Stamme sie gehörten, oder unter welchem Namen sie in Zukunft auftreten. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JAXARTAE. Wenngleich unter diesem Namen eigentlich alle Anwohner des Flusses Jaxartes (s. diesen Art.) verstanden werden können, so hat doch wenigstens Ptolemäus eine besondere, aber große Völkerschaft in der Scythia intra Imaum, die in ihren südlichen Wohnsitzen das Norduser jenes Flusses erreichte, mit diesem Namen bezeichnen wollen. Mannert hält diesen Namen für einen erdichteten, das heißt, der wahre Name jener Völkerschaft sei unbekannt geblieben, sie selbst wurde dann mit dem Namen des Flusses, wo man ihre Bekanntschaft machte, belegt; er glaubt, daß unter ihnen die jetzigen Kirgisen zu verstehen seien, gleichwie unter den den Jaxarten in Osten sitzenden Issedonen, die Kalkas-Mongolen zu denken sind. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JAXARTES. Der Jaxartes der Alten, worunter unstreitig jetzt der Syrfluß (auch Sir, Sihun, Sir-Darja) zu verstehen ist, gehört mit dem Oros (jetzt Amu-Darja oder Abi-Amu) zu den schwierigsten Partien, wenn es gilt, in die so verschiedenen Relationen der alten Geographen über Benennung, Ursprung, Lauf und Mündung derselben Einheit zu bringen. Wir verweisen auf einen schätzbaren Aufsatz: Historisch-geographische Notiz über den Fluß Syr oder Sihun (Djihun) in den N. a. geogr. und statist. Ephemeriden 25. Bd. 5. St. 1828. S. 129 fg.; vgl. dazu, außer Mannert in s. Norden Europa's, Dr. Brehmer's Entdeckungen im Alterthume u. s. w. 1. Thl. 1. Abtheil. (Weimar 1822) S. 400. 460 u. A. und Ritter's Erdkunde 2. Thl. S. 657.

Offenbar ist der Fluß des höhern Nordens Asiens, welcher jetzt Syr heißt, von den Alten mit mehren Namen belegt worden; man kann annehmen, daß die Namen Jaxartes, Araxes, Oxyartes, Orxantes, Araxates, Tanais und Silis zum öftern alle einen und denselben Fluß bezeichnen. Den zuletzt genannten führt Plinius H. N. VI, 18 als skythische Benennung an, macht aber a. a. O. zugleich die Bemerkung, daß Alexander und seine Begleiter den Jaxartes für den Tanais gehalten. Daher auch Arrianus (de Expedit. Alex. Mag. III, 10) den Jaxartes gradehin Tanais nennt, und seine Quellen sogar auf den (indischen) Kaukasus versetzt. Zuweilen nennt er ihn aber auch Orxantes und Oxyartes, vergl. die angef. Stelle und VII, 5. Ebenso nennt auch Curtius (de Reb. gest. Al. M. VII, 3) den Syr Tanais; denn was er erzählt, paßt nicht an die Ufer des Donstroms, sondern an die des Syr. Ammianus Marcellinus (XXIII, 26) nennt den Jaxartes Araxates. Zur Aufklärung dieser Namensverschiedenheit muß man bemerken, was Ritter in der angeführten Stelle seiner Erdkunde mit so viel Umsicht zusammengestellt hat. Wir erlauben uns die betreffende Anmerkung hierher zu setzen. „Es gibt mehre Flüsse," sagt er, „welche in jenen Gegenden den Namen Syr führen, wie z. B. der am Ural. Sihun heißt er bei den Arabern [Silin bei Plinius (in der angef. St.)], Persern und in Timur's Geschichte beständig. Chaje, Sasch nennen ihn Ebn Haukal und die ältern Orientalen nach der Stadt Taschkent. Iskarte heißt bei den Mongolen so viel, als großer Strom oder großer Sarte, daher vielleicht der ältere, so verschiedentlich geschriebene Name: Orxantes und Oxyartes bei Arrian, Ordxartes bei Plutarch, Jaxartes bei Strabon und Ammianus Marcellinus (?), welche St. Croix auf das gemeinsame Orxartes glaubt reduciren zu müssen, wodurch die alte Verwechselung dieses Iksarte mit dem Araxes im Westen des kaspischen See's (dem armenischen Aras) am leichtesten sich als bloße Namenverwechselung erklärt."

Am verworrensten aber ist, was wir bei Herodot über den Jaxartes, den er jedoch Araxes nennt, lesen. Denn unter dem einen Namen ist sicher an drei, wo nicht an verschiedene Flüsse zu denken. Vergl. I, 201. 202. III, 36. IV, 11. 4. Einmal, sieht man, sind Oxus und Jaxartes mit einander verwechselt worden, welche das Land Sogdiana einschließen; sodann hat Herodot, wenn er von 40 Mündungen redet, die sich sämmtlich, außer einem, in Sümpfe und Moräste ergießen sollen, nicht den Jaxartes geschildert, sondern die Wolga; wenn ferner gesagt wird, der Araxes fließe aus der Landschaft der Mantianer, wie der Gyndes und ströme nach Osten (IV, 11), so scheint das offenbar eine Verwechselung mit dem armenischen Araxes zu sein, der von andern Geographen angeführt wird, jetzt Aras heißt und mit dem Kur vereint in's kaspische Meer fällt. Geht man auf eine Untersuchung der Quellen und des Laufes des Jaxartes ein, so stößt man auf neue Schwierigkeiten. Bekanntlich entspringt der Syr auf dem Belur-Tag oder den komedischen Gebirgen der Alten in dem nördlichen Theile von Balch, nimmt dann die beiden westlicher entspringenden Flüsse Marghinan und Fersen oder Wasch auf, womit er den Hauptstrom Syr-Darja ausmacht und ergießt sich zuletzt in den Aralsee. Die Alten, außer Ptolemäus, geben nur unbestimmte Nachrichten. Von des Herodotos und Arrianus Quellenangabe haben wir schon gesprochen; Strabon im eilften Buche seiner Geographie nennt das indische Gebirge, aus welchem der Ochus und Oxus kommen, zugleich als Quellgebirge des Jaxartes. Wie unbestimmt diese Angabe ist, sieht Jeder. Mela, der sonst den Lauf des Flusses ziemlich umständlich angibt, weiß nur das sehr Unbestimmte von dem Ursprunge: der Jaxartes, sagt er, und Oxus gehen aus den Wüsteneien Skythiens durch die Länder der Sogdianer in das Skythenland. Jener ist schon von der Quelle an groß, dieser wird noch größer durch fremden Zufluß (III., 5. §. 6). Ptolemäus erst nennt die komedischen Gebirge als Quellgebirge des Jaxartes. Was den fernern Lauf betrifft, so weiß dieser Geograph, daß aus andern Bergen von Norden her mehre Flüsse in denselben fallen; er führt den Lauf des Hauptstromes durch eine ungeheure Strecke Landes an die Nordostküste des kaspischen Meeres, östlich

vom Daix (Jaik, Uralflusse) und scheint also, wie Mannert vermuthet, die Mündung der viel kleinern Jemba mit dem Syr in einen wunderlichen Zusammenhang gebracht zu haben. Einen See Aral kannte er nicht. Darum dehnte er auch das kaspische Meer zu weit nach Nordosten aus. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jaxt (Fluß), s. **Jagst.**

JAXTBERG, 1) Stadt, s. **Jagstberg**; 2) eine weiland sehr berüchtigte Bergfeste im Würtembergischen, in der Nähe des gleichnamigen Städtchens an dem linken Ufer der Jaxt gelegen in einer wenig anmuthigen Gegend *). Von dem obern und untern Schlosse, aus welchem jene Feste bestand und die mit einer gemeinschaftlichen Ringmauer umgeben waren, haben sich, außer dem Burghofe und einem hohen viereckigen Thurme, nur noch wenige Ruinen erhalten. Die Burg soll von dem Templerorden erbaut, und die Dynasten von Jaxtberg, deren Geschlecht schon im zehnten Jahrh. erloschen, sollen die ersten Besitzer der Burg gewesen sein und gleiche Abstammung gehabt haben mit den nachherigen Fürsten von Hohenlohe, denen die Burg heutzutage gehört. Dies erhellt aus ihrem Wappen und andern Umständen. In einer Urkunde des Klosters Gnadenthal vom J. 1266 wird eine **Soror Luitgardis de Jaxtberg** erwähnt. So viel scheint gewiß, daß Jaxtberg schon vor Aufhebung des Templerordens ein Hohenlohisches Eigenthum war, weil Adelheid, die Witwe des Grafen Gebhard von Hohenlohe-Brauneck, im J. 1300 unter andern Gütern auch ein Drittel jenes Schlosses dem Stifte Würzburg zu Lehen gab. Nach einer zu Nördlingen ausgefertigten Urkunde ertheilte Kaiser Ludwig IV. im J. 1340 den Bürgern zu Jaxtberg die Privilegien der Reichsstadt Gelnhausen. Im J. 1358 vergönnte der Markgraf Ludwig von Brandenburg dem Landgrafen Ulrich zu Leuchtenburg, die Festen Jaxtberg und Lauda zu lösen von dem Grafen Gerlach von Hohenlohe und dessen Geschwistern. Im J. 1406 verkaufte Graf Johann von Hohenlohe die Pfandbriefe nebst den Ansoderungen und Rechten, die er und seine Vorfahren an den beiden genannten Festen gehabt, dem Bischof Johann von Würzburg für die Summe von 63,000 Fl. In dieser Kaufsumme war sein Antheil an Kitzingen, Landsburg und Hornburg mitbegriffen. Die Burg artete in ein Raubschloß aus, seit der Bischof von Würzburg sie (1437) an die Hornecker von Hornburg verpfändet hatte. Diesem Unwesen ein Ende zu machen, ward ein Heer zusammenberufen. Der Erzbischof Dietrich von Mainz stellte zu demselben 150 Mann zu Fuß, der Bischof Johann von Würzburg 150 Mann zu Fuß und 100 zu Pferde, der Pfalzgraf Otto 400 Mann zu Fuß und 200 Mann zu Pferde, der Markgraf Albrecht von Brandenburg 150 Mann zu Fuß und 100 zu Pferde, die Grafen und Herren von Hohenlohe, Weinsberg und Limburg endlich so viel Mannschaft, als sie irgend aufbringen konnten. Ein großer Theil dieser Truppen waren Armbrust- und Büchsenschützen, welche in der Woche nach Mariä Empfängniß die Burg belagerten und sie nach zwölf Tagen eroberten. Noch während dieser Belagerung starb der Bischof Johann von Würzburg und sein Nachfolger Siegmund gab dem Hornecker und dessen Söhnen das Schloß und Städtchen Jaxtberg zurück. Beides ward ihnen jedoch (1443) wieder entrissen durch den Bischof Gottfried von Würzburg, der jene Besitzthümer an Hans von Absberg verpfändete. Horneck von Hornburg konnte diesen Verlust nicht verschmerzen und sann auf Rache. Es gelang ihm (1445) das Schloß und Städtchen wieder zu erobern. Beides ward ihm jedoch wieder entrissen durch den Markgrafen Albrecht und Hans von Absberg.

Im J. 1505 war Georg von Vellberg, 1543 Georg von Stein und 1593 Hans Arnold, würzburgischer Amtmann zu Jaxtberg. Im 30jährigen Kriege (1632) erhielt der Graf Georg Friedrich von Hohenlohe Jaxtberg nebst einigen andern Gütern zum Geschenk von dem Könige Gustav Adolf von Schweden. Im J. 1699 huldigten die Jaxtberger wieder dem Bischof von Würzburg Johann Philipp von Greifenklau. Seit dieser Zeit blieb Würzburg im ungestörten Besitze des Städtchens und Schlosses. Letzteres nach und nach baufällig, ward im J. 1781 niedergerissen und die Materialien zu dem Baue eines neuen Amtshauses in dem jenseit der Jaxt liegenden Dorfe Mulfingen verwendet. Im J. 1802 kam das ganze Amt Jaxtberg wieder an die Fürsten von Hohenlohe, als Entschädigung für ihren Verlust der im Elsaß gelegenen Herrschaft Oberbronn **). (*Heinr. Döring.*)

Jaxtfeld, Jaxthausen, s. **Jagstfeld, Jagsthausen.**

JAXTHEIM, 1) Dorf, s. **Jagstheim**; 2) das Schloß Jaxtheim im sogenannten Rieß im Rezat-Kreis im Königreich Baiern war das Stammschloß eines ausgebreiteten ansehnlichen Adelsgeschlechts, welches in mehre Hauptstämme, als die zu Dischingen, Adel genannt zu Jaxtheim, und Jaxtheim genannt Spieß, getheilt war. Der Stamm zu Dischingen, aus welchem Heinrich 1229 zum Fürst-Bischof von Eichstädt erwählt wurde, erlosch in der Mitte des 15. Jahrh. mit Kaspar v. D., und der Stamm genannt Spieß, welcher bei Rothenburg an der Tauber seine Besitzungen hatte, und zugleich zum dortigen Patriziat gehörte, starb im 16. Jahrhundert aus; nur der mittelste Stamm, genannt Adel, dauerte bis in die Mitte des vorigen Jahrh. Heinrich, der Stammvater dieser Linie, erscheint zuerst als Zeuge, als Adelheid von Absberg dem Benedictinerkloster Auhausen unweit Wassertrüdingen etliche Güter zu Dittenheim 1238 schenkte. Sein Sohn Cuno kommt in der nämlichen Eigenschaft vor, als dieses Kloster 1280 das halbe Dorf Wessingen von Friedrich von Schwimbach erwirbt. Dessen Enkel Cuntz und Siegfried besaßen von dem Grafen von Öt-

---

*) Schon vor mehr als 400 Jahren hieß es (in dem alten Jaxtberger Saal-, Amt- und Lehnbuche) von jener Feste: „ist an der Jaxt, etwas wilder, steiniger, rauher Art, am Ottenhag gelegen u. s. w."

**) Vergl. außer Hanselmann's Landeshoheit des Hauses Hohenlohe und Balthasar Fleiner's (handschriftlicher) Chronik von Hohenlohe; Fr. Gottschalck, die Ritterburgen und Bergschlösser Teutschlands 5. Bd. S. 127 fg.

tingen sechs Höfe zu Röderbach und den Zehnten daselbst zum Mannlehn (1360). Eccard und Wilhelm werden Cuntzen's Söhne genannt. Wilhelm war teutscher Ordensritter und Trapirer zu Ellingen, wo er 1412 starb. Eccard, der 1410 als Besitzer eines Gutes und Zehntens zu Mistlau unter den öttingischen Vasallen genannt wird, pflanzte seinen Stamm mit Wilhelm II. fort. Dieser, einer der ersten Bundesgenossen des St. Georgen-Schildes, war treuer Rathgeber der Grafen Ludwig und Johann von Öttingen, und Beisitzer ihres Hof- und Lehngerichts, auch Pfandeigenthümer der Pflege Utzmemmingen. Er erwarb sich Edernheim und noch andere Lehen sowol von Öttingen als auch vom Teutschmeister. Von seinen beiden Frauen, Elisabeth von Friedlingen und Anna von Mauren, einer Erbtochter, mit der er das Schloß Mauren erhielt, hinterließ er einen Sohn, Sebastian, und zwei Töchter, Elisabeth und Barbara. Erstere verheirathete sich mit Georg von Emmershofen, kaiserl. Rath und Kammergerichtsassessor, auch Pfleger zu Öttingen, und Letztere an Leonhard Vetter von der Lilien (Ahnherrn der jetzigen Grafen Vetter von der Lilien). Sebastian trat in die nämlichen Stellen wie sein Vater (1497 bis 1500) und war ebenfalls ein Bundesgenosse des St. Georgen-Schildes. Obgleich er drei Mal verheirathet war, mit Christine von Hall, Margaretha von Wolfartsschwinden und Apollonia Löffelholz von Colberg, so hinterließ er doch nur einen Sohn, Nikolaus, welcher als öttingischer Pfleger zu Baldern bekannt. Die Pfandschaft von Utzmemmingen wurde durch dessen Verwenden in ein Lehn verwandelt, nachdem er die Pfandsumme an die Grafen von Öttingen noch vergrößert hatte. Mit seiner Frau Amalia Vetter von der Lilien hatte er drei Kinder erzeugt: Anna, an Georg von Emmershofen junior verheirathet; Elisabeth, Stiftsdame zu Zimmern und Nikolaus II. Obgleich dieser von dem Herzog von Würtemberg zum Obervoigt zu Göppingen und Heidenheim in Bestallung genommen, wurde er doch von dem Grafen Wolfgang von Öttingen zum Beisitzer des Hof- und Lehngerichts (1526) ernannt. Er starb 1565 und hinterließ von Anna Marschall von Poppenheim zwei Söhne: Nikolaus III. und David, und eine Tochter Margaretha, die sich mit Erasmus von Eselsburg 1529 verheirathete. Nikolaus III. († 1560) war Landrichter zu Greispach und Pfleger zu Monheim, darauf Landrichter und Pfleger zu Burg-Lengenfeld. Mit Margaretha von Reischach hatte er keine Kinder und sein zweiter Bruder David erbte daher seinen Antheil von Utzmemmingen, Edernheim und Mauren. Dieser Letztere war gräfl. öttingischer Rath und Landvoigt zu Christgarten und wurde 1563 mit den erwähnten Gütern von dem Grafen Ludwig von Öttingen und von dem Grafen Ulrich von Montfort beliehen. Er verkaufte bald darauf (1570) Edernheim an den Grafen Gottfried von Öttingen, starb am 15. Nov. 1597 und liegt mit seiner Frau, Anna Maria von Thürheim, zu Lentershausen begraben. Von seinen drei Söhnen starb Hans Georg auf einer Reise in's Morgenland unweit Constantinopel und Wilhelm Nikolaus blieb als kaiserlicher Hauptmann im Feldzuge gegen die Türken bei Erlau, sodaß nur Christoph Sebastian (geb. 1590, gest. 1633) das Geschlecht fortpflanzte. Die Kenntnisse, welche sich dieser auf den Universitäten Jena und Leipzig erworben hatte, veranlaßten den Markgrafen Christian von Brandenburg-Ansbach, ihn zum Geheim- und Regierungsrath zu ernennen. Mit dieser Stelle verband Christoph Sebastian zugleich das Amt eines kaiserlichen Landrichters im Burggrafthume Nürnberg, und später erhielt er die Obervoigteistelle zu Ansbach. Studien und Reisen hatten ihm, ehe er in Dienste trat, sehr viel gekostet, weshalb er das Schloß Mauren im J. 1599 verkaufte. Später aber erkaufte er von dem Bischofe Julius von Würzburg das Schloß Erlabrunn im ehemaligen Rittercanton Steigerwald, und Güter zu Wölderndorf. Mit seinen zwei Frauen, Maria Magdalena von Wöllwarth und Anna Dorothea Wallrab von Hautzendorf, hatte er zwölf Kinder erzeugt, von denen Veit Joachim, Jost Wilhelm und Ernst drei besondere Linien errichteten, Ernst Heinrich als kaiserlicher Officier in einer Schlacht gegen die Türken blieb, die übrigen Söhne aber ihm als Kinder starben. Die Töchter waren: Sibylla, verheirathet an Wolf Albrecht Engel, Freih. von Wagrein; Sophia, nach dem Tode ihrer Schwester Sibylla mit ihrem Schwager vermählt; Dorothea, an Konrad von Donhausen; Eva, an Matthias de Vorbeer; Susanna, an Alexander Tschamers, königl. schottl. Obersten; Maria Magdalena, an Lord Henri Horrey, königl. engl. Generalmajor und Oberst über ein Regiment zu Fuß, nach dessen Tode an Karl Heinrich de Groot, brandenburg. geheimen Rath und Gesandten an den königl. Höfen in England und Dänemark, verheirathet. 1) Veit Joachim, Stifter der Linie zu Kaltenbrunn und Adlitz. Als Oberamtmann zu Creglingen hatte er das Unglück, Euchar Appold in einem Duell 1639 zu erstechen, worüber man ihn lange Zeit in gefänglicher Haft hielt. Er wurde nachher vom Rittercanton Altmühl zum Ritterrath und Truhenmeister ernannt. Mit Maria Susanna Güß von Güßenberg hatte er keine Kinder; nach ihrem Tode aber heirathete er Maria Dorothea von Engelbrunn, mit welcher er drei Söhne und fünf Töchter erzeugte. Christoph, welcher in seiner Jugend starb, Johann Friedrich, der als kaiserl. Hauptmann in einem Treffen bei Heroldsheim in Oberelsaß blieb, und Christoph Adolf. Die Töchter waren verheirathet: Maria an Joh. Christoph Jäger von Gärtringen; Anna Elisabeth, an den eichstädt'schen Obervoigt Joh. Friedrich von Hagken; Johanna Maria, an Joh. Christoph von Seckendorf Gutend zu Oberzenn; Sophia, an Philipp Albrecht von Liebenstein zu Liebenhausen; und Agnes Sibylla, an Joh. Ludwig Schenk von Geyern. Christoph Adolf pflanzte sein Geschlecht mit Katharina Sibylle Moser von Vilseck fort; sein Sohn Konrad Ernst (geb. 1696, gest. 1734) war brandenburg-ansbach'scher Kammerjunker und Obermarschcommissarius, verkaufte seine Besitzung Kaltenbrunn an den Markgrafen von Ansbach. Vermählt war er mit Katharina von Wiesenthau und nach deren Tode mit Dorothea Juliana von Wackerbarth, erzeugte aber nur in erster Ehe eine Tochter Isabelle (geb. 1722, gest. 1777), welche an Gotthard Fried-

rich von Appold zu Trendel und Mebenberg verheirathet war, und einen Sohn Christian Friedrich Ernst (geb. 1715, gest. 1770), der als brandenburg-ansbach'scher Kammerjunker und Oberstwachtmeister und als der Letzte dieser Linie starb. 2) Jost Wilhelm, der Stifter der Linie zu Ober-Megersheim und Rauenberg, zweier Rittergüter unweit des Schlosses Spielberg, welche er von Konrad Wilhelm von Goldstein, Ritterrath des Cantons Altmühl, erkauft hatte. Er war in königl. großbritannischen Diensten Rittmeister gewesen, und vermählte sich mit Lady Maria Greenville. Darauf wurde er brandenburg-ansbach'scher Rath und Oberamtmann zu Stauff. Nach dem Tode seiner ersten Frau verheirathete er sich mit Anna Rosine von Goldstein, und als ihm auch diese entrissen wurde, mit Philippine Margaretha von Schönborn. Er starb 1675 und liegt in Ansbach in der jaxtheimer Begräbnißkapelle mit seinen drei Frauen begraben. Die Kinder erster und zweiter Ehe starben in der Jugend und nur aus der dritten Ehe überlebten ihn Johann Friedrich, welcher 1687 bei Napoli di Romania in venetianischen Diensten blieb; Maria Juliana, verheirathet an Wilhelm Heinrich von Rothschütz zu Bonhof, und Christian Sebastian (geb. 1647, gest. 1717), welcher mit zwei Frauen: Anna Sabine von Sperberseck und Euphrosyne Schenk von Geyern, 13 Söhne und eine Tochter erzielte. Nur einer von diesen, Wolf Siegismund (geb. 1689, gest. 1756), pflanzte diese Linie mit Friederika Dorothea Freiin von Neipperg fort, mit der er neun Kinder erzeugte. Er war fürstl. öttingischer geheimer Rath, dann Reichshofrath und endlich 1727 kaiserlicher geheimer Rath, und kam als Botschafter an den kurbraunschweig'schen Hof zu Hanover. Der Kaiser Leopold erhob ihn und seine Nachkommenschaft in den Reichsfreiherrenstand, welche Würde aber mit seinen Kindern erlosch, da sie unverheirathet in der Mitte des 18. Jahrhunderts starben. 3) Ernest (gest. 1690), Stifter der Linie zu Erlabrunn, welches bei der brüderlichen Theilung auf ihn fiel, hatte mit Maria Zollner von der Halburg sechs Kinder hinterlassen, von denen zu bemerken: Johann Christoph, kurbraunschweigischer Hauptmann, Georg Albrecht und Johann Adolf (gest. 1720). Der Letzte, Generalmajor bei dem fränk. Kreise, erheirathete mit Magdalena Sibylle von Vestenberg, als der letzten ihres Stammes, das Rittergut Vestenbergsgereuth, unweit Neustadt an der Aisch, und hinterließ zwei Kinder, Sophia Philippine an Ernst Christoph von Ballhorn vermählt und Christoph Philipp (geb. 1692, gest. 1755). Dieser war kaiserlicher Oberstwachtmeister und der letzte dieser Linie, da er von seinen beiden Frauen: Katharina Sibylle, Freiin von Heßberg und Franziska Maria von Lauter, nur eine Tochter, Maria Anna, hinterließ, welche an den königl. preuß. Hauptmann von Dobschütz sich verheirathete. Vestenbergsgereuth wurde darauf an die Familie von Holzschuer verkauft. Georg Albrecht (gest. 1728), der zweite Sohn des Stifters dieser Linie, war kaiserl. Hauptmann und verheirathet mit Margaretha Sophia Schenk von Geyern, und nach deren Tode mit Maria Juliane von Rothschütz, von welcher ihm sieben Kinder geboren wurden. Von diesen starb Ludwig Wilhelm (geb. 1727) als brandenburg-ansbach'scher Oberstlieutenant und als der letzte des ganzen Geschlechts im J. 1780.

Das Wappen: im rothen Schild drei über einander liegende Hatschirmesser, auf dem Helme ein rothgekleideter Mannsrumpf mit weißem Kragen und rother polnischer Mütze.

(*Albert Freih. von Boyneburg-Lengsfeld.*)

Jaxtkreis, Jaxtthal, s. **Jagstkreis, Jagstthal**.

JAXTZELL oder **JAGSTZELL**, ein kathol. Pfarrdorf im Jagstkreis und Oberamt Ellwangen, Königreich Würtemberg, mit 302 Einwohnern. (*Rigel.*)

JAY, 1) eine Landstadt (township) in der Grafschaft Oxford des nordamerikanischen Freistaates Maine, hat gegen 1400 Einwohner. 2) Eine sehr kleine Landstadt (township) in der Grafschaft Orleans des nordamerikanischen Freistaates Vermont; sie hat nur gegen 100 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

Jay (le), s. **Lejay**.

JAYADÊVA (sprich **Dschajadêwa**), ein indischer Dichter, dessen Name mit am frühesten in Europa bekannt geworden ist, weil sein Gedicht Gitagôvinda schon von Sir William Jones in einer etwas freien, aber sehr zierlichen englischen Übersetzung mitgetheilt wurde*). Sein Zeitalter ist, wie das der meisten indischen Dichter schwer zu bestimmen; Jones setzte ihn vor Kâlidâsa, eine Meinung, die er von seinen indischen Gehilfen, den Pandits, erhielt, die aber jetzt nicht mehr im Ernst behauptet werden kann; Jayadêva's Styl gehört durchaus einer viel spätern Zeit an. Wilson (As. Research. XVI, 37) setzt ihn dagegen tief herab, an's Ende des 15. Jahrh. Ein unerhörter Fall, daß zwei Gelehrte um 1500 Jahre in der Bestimmung des Zeitalters eines Schriftstellers von einander abweichen. Ich habe in der Vorrede zu meiner Ausgabe die Gründe angegeben, die mir Wilson's Ansicht zweifelhaft machten; seit der Zeit verdanke ich einem Freunde die Mittheilung, daß Jayadêva's in dem historischen Gedichte des Chand (Chandra) erwähnt wird. Dieser lebte im zwölften Jahrh., mithin ist unser Dichter wenigstens ebenso alt, und ich habe Recht gehabt, ihn unter die Reihe von Dichtern zu stellen, die die indische Literaturgeschichte mit dem berühmten König Bhojas (zwischen 1050—1100 nach Chr. Geb.) in eine engere oder weitere Verbindung setzt. Spuren im Gedichte deuten auf dieses Zeitalter hin und Jayadêvas bildet mit einigen Andern die letzte Nachblüthe wirklicher indischer Poesie.

Er gibt selbst Kinduvilva als seine Vaterstadt an;

---

*) In den Asiatic Researches 3. Bd. S. 185 fg. in seiner Abhandlung über mystische Poesie; der einleitende Hymnus des Gedichts, worin die Verkörperungen des Vischnus geschildert werden, ist im 2. Bande gegeben; in Jones' Werken steht die Übersetzung im 1. Bande. Aus dieser Übersetzung sind zwei teutsche geflossen: eine von Freih. H. F. v. Dalberg (Gitagovinda, oder die Gesänge des Jayadêva, eines altindischen Dichters, aus dem Sanskrit in's Englische und aus diesem in's Teutsche übersetzt (Erfurt 1808)., eine zweite von Fr. Majer in Klaproth's Asiatischem Magazin, 1. Bd. Eine freiere metrische Bearbeitung gab A. W. Riemschneider heraus (Halle 1818. 12.).

so heißen aber mehre Örter in Indien und verschiedene Provinzen bestreiten sich die Ehre, diesen Ort zu besitzen; am wahrscheinlichsten hält man Kindoli in Burdvan für das rechte.

Das Gitagôvinda, d. h. das Gedicht, worin Govindas oder Krishnas besungen wird, nicht das Lied von Govinda, wie z. B. Heeren erklärt, behandelt eine einzelne Scene aus dem Jugendleben des Krishnas unter den Hirtinnen Vrindavanas am Yamunâ oder Jumnaflusse. Krishnas ist bekanntlich eine Verkörperung des Wischnu, des welterhaltenden Gottes, Râdhâ eine der Laxmî, der Gemahlin Vischnu's, und ebenso seine Begleiterin in diesem Erdenleben. Das Gitagôvinda schildert nun, wie Krishnas Râdhâ verläßt und sich bei dem fröhlichen Feste Râsâ den Umarmungen aller Hirtinnen ohne Unterschied hingibt, den Zorn der Râdhâ und die endliche Aussöhnung der beiden Geliebten.

Die Form des Gedichtes ist eine halb dramatische; die Handlung entwickelt sich in einer Reihe von wechselnden Gesängen, bald schildert eine Freundin der Râdhâ, die Vermittlerin zwischen den Geliebten, die Zustände beider Hauptpersonen, bald spricht Râdhâ ihren Zorn aus oder bejammert ihre Verlassenheit, bald beklagt Krishnas sein Vergehen und sucht die Geliebte zu besänftigen. Doch tragen zwei Personen nie zugleich einen wechselnden Gesang vor, es ist kein Dialog und der Dichter tritt in eigner Person ein, indem er jedem Liede eine kurze Schilderung von dem Zustande der Person voranschickt, die zunächst singend auftreten wird. Da die wirkliche dramatische Form zu Jayadêva's Zeit in Indien längst bekannt war, so wird man aus der Form der Gitagovinda nicht auf ein hohes Alter des Gedichtes schließen können; in einer anderen Hinsicht steht diese Form allerdings wol in Beziehung auf die Anfänge des indischen Drama's, und in der That glaube ich, daß die ersten Anfänge der Scene bei den Indiern eine ganz ähnliche Gestalt gehabt haben; ich will hier die Bemerkung niederlegen, daß die indische Bühne in ihrem Ursprunge durchaus mit dem Cultus und den Festen des Vischnus verknüpft ist; und bei der volksthümlichen Begehung der Feste des Vischnus, als Ramas oder Krishnas, bestehen noch ähnliche unvollkommene scenische Aufführungen. Der Cultus mag in ursprünglicher Form beibehalten haben, was die freigewordene Kunst zu einer eigenen Dichtart ausbildete. Somit möchte das Gitagovinda, ohne selbst sehr alt zu sein, eine alte Form indischer Poesie uns vergegenwärtigen.

Mehre indische Erklärer legen dem Gedichte eine mystische Bedeutung bei: Krishnas sei die menschliche Seele, die, obwol ein Funke des höchsten Geistes, doch in diesem Dasein den Lockungen der Sinne nicht entgehe; die von ihrer ursprünglichen und wahren Liebe eine Weile abgezogen werde, bis die Einsicht, daß die irdischen Neigungen trügerisch und nichtig, und die Erinnerung frühern Glücks sie zum einzigen würdigen Cultus, der Betrachtung der göttlichen Schönheit, zurückführen. Der Dichter hat in einzelnen eingestreuten Strophen und Wörtern zu erkennen gegeben, daß er nicht abgeneigt sei, seinen ziemlich üppigen und die Gottheit sehr vermenschlichenden Schilderungen diese Deutung untergelegt zu sehen. Es ist keine anagogische Bedeutung, die in den einzelnen Ausdrücken des Gedichts zugleich neben der eigentlichen sinnlichen liegt; sie ist in dem Sinne der ganzen Handlung, nicht in den einzelnen Worten. Man hat schon deßhalb Unrecht, außer der allgemeinen Ähnlichkeit, diese indische mystische Poesie mit der des Hafiz und anderer orientalischer Dichter zusammenzubringen, nicht zu reden von dem Hohenliede, dessen Betrachtung wir hier nicht anzustellen haben. Bei dem Jayadevas und überhaupt bei den Indiern kommt ein anderes Element hinzu: die ganz sinnlich gewordene Götterlegende wird durch eine Deutung, die den philosophischen Schulen entlehnt wird, zu einem geistigen Gehalte erhoben, und somit wieder ein würdigerer Gegenstand des Glaubens für frömmere Gemüther. Jayadevas hat diese Deutung nicht zuerst aufgestellt; sie kommt schon ganz ähnlich bei den ältern philosophischen Secten vor, namentlich bei der der Pâncharâtrus, ebenso in andern Gedichten von Krishnas. Doch hat wol Jayadevas durch den Erfolg seiner Gesänge dieser Deutung einen neuen Schwung und festern Bestand gegeben, zumal da nach der Angabe des Jones diese Lieder jährlich festlich aufgeführt wurden. Obwol im neuern Geschmack sehr bilderreich, und ohne den keuschen Styl des Kâlidâsas, sind Jayadevas Gesänge reich an lieblichen und feurigen Schilderungen; der Ausdruck hält sich ziemlich frei von übertriebener Künstlichkeit und vermeidet den unleidlichen Bombast, der das Talent der Bhavabhûtis überwucherte; es ist oft aber mehr Klang als Inhalt; das größte Verdienst liegt in der Kunst der Verse: das Sanskrit besitzt keine lieblicher und fließender dahin eilenden Rhythmen.

Wilson gibt von Jayadevas ein ähnliches Gedicht von Ramas und Sitâ an (*Mackenzie* Collection I, 103), doch mit einem Titel, der nicht richtig sein kann; es wird eher Râmagîtâ als Râma gîtagovinda heißen.

Endlich besitzen wir eine kurze Rhetorik von Jayadevas unter dem Titel Chandrâloka; Handschriften davon sind in Paris und London vorhanden.

Vom Gitagovinda erschien 1808 in Calcutta eine Ausgabe des bloßen Textes; eine Ausgabe des Textes mit lateinischer Übersetzung und Anmerkungen vom Verfasser dieses Artikels (Bonn 1836. 4.). (*Chr. Lassen.*)

Jayme (Biogr.), s. Jacob.

JAYME (San) oder **JAIME**, eine Villa am östlichen Ende der Provinz Varinas (Barinas) im amerikanischen Freistaate Colombia, fast am Ausflusse des Rio Guanapro in den Portuguese. Wenn San Jayme von Lavaysse*) 7000 Bewohner zugeschrieben werden, so ist wol der ganze District gemeint. Die Gegend liefert vorzüglichen Tabak, leidet aber oft durch Überschwemmungen. (*R.*)

JÁZ, JASZ, JAASZ, auch teutsch Jatzygen, ein zum wallachisch-illyrischen Grenzregimentscanton Nr. 13

*) Reise nach den Inseln Trinidad, Tabago, sowie in verschiedene Theile von Venezuela 2c.

gehöriges Dorf, an der ungrischen oder banatischen Militairgrenze; es liegt in den Jaaß, auch Jazu, teutsch Jatzigen, vier Stunden von Somlyo entfernt im somlyoer Bezirke der kraßnaer Gespanschaft des Großfürstenthums Siebenbürgen, mit einer griechisch-kathol. Pfarre, mehren Mahl- und einigen Sägemühlen. Die Einwohner sind Wallachen. Das Dorf gehört der gräfl. Familie Banffy und liegt am Walde Réz.

(G. F. Schreiner.)

Jazer, s. **Jaëser**.

Jazdi, s. **Jezdi**.

Jazidi, s. **Jesiden**.

JAZŁOWIEC, JASŁOWIEC, JASLOWICZ, kleine alte Stadt im czortkower Kreise Galiziens, am Flusse Strip, mit einer römisch-kathol. Pfarre, einem Schlosse und 2000 Einw., die sich vom Feldbaue, von Handwerken und Handel nähren. *(Rumy.)*

JAZORUM. Der jüdische Geschichtschreiber Josephus (XII, 11) erwähnt eine Stadt *Ἰάζωρον*, welche Judas Makkabäus im ammonitischen Kriege soll erobert haben; es müßte demnach diese Stadt in die Landschaft Ammonitis in Peräa (Palästina) versetzt werden; indessen 1 Makkab. 5, 6 wird bei Erzählung desselben Kriegs die viel bekanntere Stadt Jazer in dem Stamme Gad als eine Eroberung des Judas Makkabäus genannt. Um beide Angaben zu vereinigen, müßte angenommen werden, entweder, daß Josephus sich geirrt habe, oder daß ein Schreibfehler in einer der beiden Stellen zu vermuthen sei. *(S. Ch. Schirlitz.)*

JAZYGER. Einer der sieben Hauptstämme [1]) des großen skythischen oder ungrischen Volkes, der an allen Großthaten und Schicksalen desselben vorzüglichen Antheil nahm, fast über ganz Europa und bedeutende Strecken Asiens und Afrika's sich verbreitete, seinen Hauptsitz jedoch nach unternommenen mehrfachen Wanderungen in der heutigen Moldau, nebst einem großen Theil von Ungern hatte, und in dem letzten Lande, noch unter dem alten Namen, in wenigen Abkömmlingen vorhanden ist [2]). Es verdient daher dasselbe nach seinen verschiedenen Namen, nach seiner Sprache, seinen Thaten und Schicksalen, seiner Volksthümlichkeit und seinem gegenwärtigen Zustande näher gekannt zu werden.

Der eigentliche und ursprüngliche Name desselben ist rein ungrisch, und heißt in der einfachen Zahl Jász (sprich Jäß), in der vielfachen Zahl Jászok (sprich Jässok), oder mit teutscher Endung Jässen. Es bedeutet dies Wort in jener Sprache einen Bogenverständigen, von Ij, abgekürzt I, der Bogen, und ész, nach einem andern Dialekt ász, der Verstand, und weil das Volk eine fast unglaubliche Gewandtheit im Bogen- und Pfeilschießen hatte, übersetzten das Wort die Griechen und Römer, die so gern die Völkernamen, welche eine Bedeutung hatten, in ihre Sprache übertrugen, durch *Τόξοται*, *Τοξόφοροι*, *Τόξιοι*, oder **Sagittarii**, **Arcitenentes**, **Pharetrarii** u. s. w., sodaß fast überall, wo sich diese Namen, auch ohne allen weitern Zusatz, finden, darunter nicht eine besondere Streitergattung, sondern jenes Volk zu verstehen ist. Die Griechen und Römer konnten das Wort Jász, da in ihren Alphabeten die Buchstaben I oder Jod und Sz fehlen, nicht anders schreiben, als *Ιας* oder *Ιαζ* und **Ias** oder **Iass**, und so kommt es auch häufig in ihren Schriften vor. Die erstern gaben es auch zuweilen durch *Ιης*, nach einem andern Dialekt des ungrischen Worts, und diesem Namen sowol, wie dem Namen *Ιας*, fügten sie öfters die Endsylbe *ων* bei, und bildeten so zur Bezeichnung des jäszischen Volks die neuen Namen *Ἰάσων* oder *Ἰάσσων* und *Ἰήσων*, welche auch die Römer beibehielten, und durch **Iason** oder **Iasson** und **Ieson** ausdrückten. Da in der ungrischen Sprache I oder Jod in den verschiedenen Dialekten gewöhnlich mit Gy verwechselt werden, und das Wort Jász auch wirklich durch Gyász ausgedrückt wird, so entstand daraus, wahrscheinlich ebenso, wie noch heutzutage Viele das Wort **diabolus** wie **gyabolus** aussprechen, auch die Benennung *Διας*, welche die Griechen den Jäszen gaben, und woraus wieder *Διάσων* und *Διασίων* geworden ist. Auch andern Völkern erging es mit der Aussprache und dem Schreiben des Namens Jász nicht besser, als den Griechen und Römern. So kann z. B. der Slawe es nicht anders als durch **Gaz**, der Walache nicht anders als durch **Gias**, der Spanier nicht anders als durch **Gyas** geben; und man findet deshalb die Provinz Moldau, den einstigen Hauptsitz des jazygischen Volks, durch **Regio Gaza**, die Bewohner derselben durch **Gens Gazorum**, die Hauptstadt Jassy daselbst durch **Giaslum**, und den Hauptort Jäszberen im heutigen Lande der Jazyger durch **Gyasbrin** bezeichnet. Ein zweiter, eigenthümlicher und noch weit gewöhnlicherer Name des Volks ist in der einfachen Zahl **Jasyx** und **Jazyx**, in der vielfachen **Jasyges** und **Jazyges**. Es erhielt ihn gleichfalls von den Griechen durch Vermehrung des ersten mit der Endsylbe *υξ*, in der vielfachen Zahl *υγες*; und die Römer, die bekanntlich das *υ* der Griechen häufig durch **u**, und das ξ derselben durch das nahe ver-

1) Diese sieben Stämme waren folgende: 1) die eigentlichen Ungern oder Magyaren; 2) die Kumaner oder Kunen; 3) die Jazyger oder Jaszen; 4) die Polowzer; 5) die Szekler; 6) die Uzen; 7) die Walven. Übersetzungen, Dialekte, träge oder willkürliche Aussprache, verwandelten diese Namen in fast unzählige andere, womit man sich wohl bekannt machen muß, wenn man nicht glauben soll, daß Hunderte von Völkern gleichsam vom Himmel herabgefallen seien, um von der Erde wieder verschlungen zu werden. 2) Dies alles hat erst jüngst der gelehrte, scharfsinnige und unermüdlich forschende Custos des ungrischen National-Museums zu Pest, H. Stephan von Horvát, in zwei in ungrischer Sprache geschriebenen Abhandlungen, auf das Überzeugendste, wie wir glauben, dargethan, und sich dadurch nicht nur um die Geschichte des jazygischen Volks, sondern um die ganze Weltgeschichte, wie um das Verständniß der alten Classiker, und selbst der Bibel ein unvergängliches Verdienst erworben. Es finden sich jene Abhandlungen in der ungr. Zeitschrift: **Tudomanyos Gyüjtemény**. Die erste: über die Jaszen, als ein ungrisches Volk und Bogenschützen, im Jahrg. 1829. 7. St. 1—59; 8. St. 1—59; 9. St. S. 1—60. Die zweite: Über die Jaszen, als Toxoten, Jonier, Pannonier, Pelasger, Päonier und Hellenen, im Jahrg. 1830, 7. St. S. 1—55; 8. St. S. 1—67; 9. St. S. 1—65. Der Schluß fehlt leider noch. Von der ersten Abhandlung findet sich eine teutsche fehlerhafte Übersetzung von Draudt im 5. Bande von Mailath's Geschichte der Magyaren (Wien 1831), am Schlusse.

wandte s ausdrücken, sie machten aus Jasyx auch Jasus und Jassius. Grade in Ungern jedoch, wo man am wenigsten es hätte erwarten sollen, wollte man den Namen der Jazyger nicht für gleichbedeutend mit dem der Jászen halten, und beiden Völkern eine ganz verschiedene Abstammung anweisen. Es findet da die allerdings seltsame Thatsache statt, daß in der Sammlung der Reichsgesetze (Corpus Juris Hung.) für die Benennung der Jászen vor dem J. 1681 nie der Name Jazyger, sondern immer nur der der Philistäer vorkommt, von da an bis zum J. 1790 ersterer noch abwechselnd mit dem letztern gebraucht wird, und erst seit dem J. 1790 jener ausschließlich üblich ist. Ebenso wenig hat sich bis jetzt noch irgend eine Urkunde gefunden, die den Namen der Jazyger für den der Jászen enthielte; in allen ist vielmehr auch nur der Name der Philistäer, oder der Jassonen anzutreffen. Und dies führte die zwei berühmten Geschichtsforscher Ungerns, einen Georg Pray und Stephan Kaprinay, welchen in unsern Tagen auch ein mit Stephan Horvát nicht zu verwechselnder Peter Horváth beistimmte, zu der Behauptung, daß die Benennung der heutigen Jászen mit dem Namen der alten Jazyger nicht nur ganz neu, sondern auch sehr irrig sei, da beide Völker völlig verschiedenen Ursprungs wären [3]). Aber sie ist keines von beiden. Für neu kann sie doch unmöglich gelten, da beide Namen schon in uralter Zeit abwechselnd für einander gebraucht werden. Es spricht fast zu gleicher Zeit Plinius von Jason in Pannonien, und Ptolemäus von Jazygern zwischen der Donau und der Theiß [4]); ebenso eine in Siebenbürgen um das J. 153 nach Chr. aufgefundene Steininschrift von dakischen Jassiern, und Ovid in der Gegend von Tomi, wo er im Exil lebte, von Jazygern [5]), und da können doch unmöglich unter zwei so nahe wohnenden Völkern zwei verschiedene gemeint sein; was auch die völlige Einerleiheit der Namen Jasus und Jasyx nicht gestatten würde. Die heutigen Jászen aber in Ungern werden schon von Bonfin, Ranzanus und andern lange vor dem J. 1681 Jazyger genannt; ebenso die moldauischen [6]), und die obige Benennung ist also keineswegs neu. Für irrig aber darf sie auch nicht gehalten werden, weil doch — der gleichen Gewandtheit beider Völker im Bogen- und Pfeilschießen, wie ihrer gemeinsamen Sprache, hier noch gar nicht zu gedenken — für den Namen der Jászen der der Philistäer und Jassonen gebraucht wird, von welchen jener, wie dieser, wie theils schon erwähnt wurde, theils noch weiter gezeigt werden wird, völlig gleichbedeutend mit dem der Jazyger ist. Ein dritte, nicht minder häufige, aber bisher ganz unbekannte Benennung des Volks ist die der Jonier. Es trugen nämlich die Griechen die Bedeutung des Wortes Jász, = Bogenverständig, noch auf eine andere Art in ihre reiche Sprache über. Da in derselben nicht nur *τόξον*, sondern auch *ἰό*, nach alter Form, wie in *ἰοχέαιρα* (telis gaudens), der Pfeil heißt, so bildeten sie daraus mit Hilfe der Sylbe *ον*, auf welche sich gewöhnlich die Völkernamen enden, das Wort *Ἰό-ον*, abgekürzt *Ἰών*, und bezeichneten so auch durch den Namen Ion das Volk der Jazyger, sowie durch Ionia das Land, in welchem sie wohnten [7]). Für die Richtigkeit dieser Behauptung spricht schon der Umstand, daß dies und jenes Land, in welchem die Jonier wohnten, auch das Land der Jászen, und umgekehrt, das Land, worin die Jászen wohnten, auch das Land der Jonier genannt wird. So heißt es bei Strabon: *Σημεῖον δέ· ἡ γὰρ Ἀττικὴ τὸ παλαιὸν καὶ Ἰωνία καὶ Ἰὰς ἐκαλεῖτο* [8]). So heißt es beim Stephanus aus Byzanz: *Ἰάς, Ἰλλυρίας μέρος. οἱ οἰκοῦντες, Ἰάται. λέγεται καὶ Ἰωνική.* Ähnliches versichert er an ein Paar andern Stellen [9]), und dasselbe bezeugen auch Athenäus, Dikäarch, Nikander, Eustathius und Plinius [10]). Noch höher steigt die Gewißheit jener Behauptung durch den Umstand, daß beide Völkernamen abwechselnd für einander gebraucht werden. Oder wenn man bei Plinius liest: Campos et Plana *Jazyges Sarmatae*, Montes vero et Saltus, pulsi ab his *Daci* ad Pathissum amnem (sc. incolunt) [11]), wenn Ptolemäus die westliche Grenze Dakiens folgendermaßen bezeichnet: *Ἀπὸ δὲ δύσεως, τοῖς Ἰάζυξι τοῖς μετανάσταις, κατὰ τὸν τίβισκον ποταμόν*; an einer andern Stelle aber die östliche Grenze der Jazyger folgendermaßen angibt: *Ἀπὸ δὲ ἀνατολῶν Δακία, κατ᾽ αὐτὸν τὸν τίβισκον ποταμόν* [12]): so ergibt sich doch daraus sonnenklar, daß die nächsten Nachbarn der Jazyger die Daker waren, und daß zwischen beiden Völkern die Theiß die Grenze bildete. Nun vergleiche man mit diesen Behauptungen, was Zonaras, folgend dem glaubwürdigen, um das J. 147 nach Chr. Geb. schreibenden Appian, von dem Feldzuge Trajan's gegen die Daker, mit nachstehenden Worten meldet: *Ἐστράτευσε μέν τοι ἐπὶ Δάκας, ἢ Δακοῖς, κατὰ Ἴωνας, ὡς ὁ Ἀππιανὸς ἐν τῷ εἰκοστῷ τρίτῳ λόγῳ τῆς*

3) *Georgii Pray*, Dissertatt. historico-criticae in Annales veterum Hunnor., Avarum et Hungaror. (Vindob. 1775. fol.) p. 122. *Steph. Kaprinay*, Historia diplomat. temporibus Matthiae de Hunyad, Reg. Hung. (Vindob. 1771. 4.) P. II. p. 313. *Petri Horváth*, Commentatio de Initiis ac Majoribes Jazygum et Cumanorum (Pestini 1801). p. 55. 191. 192. 4) *Plinii* Hist. Nat. III, 28. *Ptolemaei* Geogr. (Francof. 1605. fol.) Lib. III. cap. 7. 8. 5) *Sam. Köleseri* Auraria Romano-Dacica (Posonii 1780). p. 17. *Ovidii* Trist. Lib. II. Eleg. unica v. 191. 192. *Ejusd.*, Epistola ex Ponto Lib. IV. Ep. 7. V, 9. 10. 6) s. die Citate in Horvát's 1. Abhl. in Betreff der ungr. Jászen §. 23, in Betreff der moldauischen §. 16. 17.

7) Diese Entdeckung, die an Wichtigkeit keiner andern im Reiche der Wissenschaften nachsteht, und über hundert Stellen der alten Classiker, sowie über das ganze Alterthum ein helleres Licht verbreitet, gebührt, so viel wir wissen, ganz ausschließlich dem Scharfsinne des H. Stephan von Horvát, und verbürgt seinem Namen die Unvergeßlichkeit. 8) *Strab.* Geogr. (Amstelod. 1707. fol.) Tom. I. Lib. IX. p. 600 oder ed. *Tauchn.* T. II. p. 232. 9) *Steph. Byz.* de urbibus (Amstelod. 1694. fol.) p. 407 sub voce *Ias*; p. 432 sub voce *Ionia*; p. 165 sub voce *Arisbe.* 10) *Athenaei* Deipnosophist. (Argent. 1805). Tom. V. p. 499 oder Lib. XV. Cap. 31. Geographiae veter. Scriptt. graeci minores (Oxoniae 1703). Vol. II. p. 21. *Nicandri* Alexipharmaca (Halae 1792). p. 30. *Dionys.* Perieg., orbis descriptio *Eustathii* Commentariis illustrata (Londini 1688) p. 155; vergl. mit *Eustathii* Commentatii in *Dionys.* Perieg. (Coloniae Allobrog. 1741). p. 419. *Plinii* H. N. V, 27; vergl. mit *Strab.* Geogr. ed. cit. p. 114. 11) *Plinii* Hist. Nat. IV, 25. 12) *Ptolemaei* Geogr. ed. cit. Lib. III. cap. 7. p. 75 et cap. 8.

Ῥωμαϊκῆς ἱστορίας φησί[13]). Kann da unter den Joniern Jemand anders verstanden werden, als die Jazyger? Und wenn man auf ähnliche Art bei Plinius über die Bewohner Unterpannoniens findet: **Dravus per Serretes, Serrapillos,** *Jasos*, **Andizetes, Savus per Colapianos Breucosque, Sopalorum haec Capita**[14]); bei Stephanus aus Byzanz aber von der Stadt Mursa oder Essek, gleichfalls in Unterpannonien, liest: *Μοῦρσα, πόλις Ἰωνίας, κτίσμα Ἀδριανοῦ τὸ ἐθνικὸν Μουρσαῖος, ὡς Παρθένιος Φωκαεύς. λέγεται καὶ Μούρσιον*[15]): kann da wieder unter Jonien etwas anders als Jazygien gemeint sein? Wenn endlich noch in vielen andern Stellen der Alten die Jazyger Jonier genannt werden[16]), wenn schon Herodot die ionischen Städte in Kleinasien durch *Ἰάδες πόλιες* bezeichnet[17]), ja wenn selbst in Ungern noch im J. 1330 ein Obergespan des szolnoker Comitats, in dessen Nähe die heutigen Jászen wohnen, **Banus et Comes** *Joniae* genannt wird[18]): so bedarf es wol keines Beweises weiter, daß unter **Jazyx** und **Ion** ein und dasselbe Volk verstanden werde. Und doch ist noch einer, der überzeugendste von allen, nämlich die gemeinsame Sprache beider Völker, vorhanden, von welchem sogleich die Rede sein wird. Auch der Name **Ion** erfuhr mannichfaltige Veränderungen, und wurde bald in **Ios**[19]), bald in **Iaon**, bald in **Jovan** und **Javan**[20]) verwandelt, und aus dem erstern entstand wieder ebenso, wie aus **Ias, Dias**, die Benennung **Dios**, welche auch im Namen der uralten Stadt *Διόσπολις* (Jäsenstadt, in der Bibel Gosen und Gessur) vorkommt, und welche man daher in gar vielen Fällen weit richtiger durch jászisch, als durch göttlich, oder durch Könige, als durch Götter übersetzen wird. Noch auf eine vierte Art bezeichneten die Griechen und Römer das jazygische Volk, nämlich mit dem Namen **Yssus** oder **Issus**, in welchen jene den Namen **Ias** übertrugen, von *ἑσσὸς* oder *ἰσσὸς*, welches ebenso, wie *τοξὸν*, *ἰὸ* und *ἰὸς*, einen Pfeil bedeutet. Doch diese Benennung kommt weit seltener vor, und es sei daher genung, blos daran erinnert zu haben. Außer diesen eigenthümlichen Namen erhielt das Volk noch mehre andere, die demselben jedoch in Verbindung mit einem Gemenge aus den übrigen sechs Stämmen des Hauptvolks gegeben wurden. Die vorzüglichsten derselben sind folgende: Parther, Philister, Türken, Pelasger, Hellenen, Illyrier, Päonier oder Pannonier, die alle, wie himmelweit Verschiedenes sie auch zu bezeichnen scheinen, doch eine und dieselbe Bedeutung, sowie einen und denselben Anlaß ihrer Entstehung haben[21]), wie beides aus der Geschichte des Volks sich deutlich ergeben wird.

Vorher aber von der Sprache desselben. Von den zwei großen Geschichtsforschern Teutschlands, Gatterer und Schlözer, ging die Behauptung aus, daß die alten Jazyger ein slawischer Völkerstamm gewesen seien; und von ihnen, als von Männern der höchsten historischen Reputation, nahm sie die Welt ganz blindlings und ohne alle weitere Prüfung an. Sie gehen von dem Satze aus, daß die Slawen schon zu Ermanrich's oder Hermanrich's, Königs der Gothen, Zeiten (335—376), das ist vor dem J. 376 in Ungern wohnten, und da sie für dieselben daselbst keinen andern Platz finden konnten, als das Dreieck zwischen der Donau und Theiß, bis an die Karpathen und darüber hinaus, wiesen sie ihnen dasselbe getrost an[22]). Aber in diesem Dreiecke wohnten auch die Jazyger; diese Jazyger unterschied noch die alte Welt in **Metanastas** und in **Sarmatas**; von ihnen behauptete noch überdies der polnische Schriftsteller Sarnicius, daß sie Slawen wären; es kam dazu die Bedeutung des Wortes **Jazyk**, das im Slawischen **Volk** heißt, worauf jedoch nur Gatterer, nicht aber Schlözer, baute. Und so stand die Behauptung: die Jazyger sind ein slawischer Völkerstamm, allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit da. Doch Wahrscheinlichkeit, ob auch die größten Männer sich dafür erklären, ist noch nicht Wahrheit; und dies gilt auch von dieser Behauptung, die durchaus auf lauter falschen Voraussetzungen und übereilten Schlüssen beruht. Es ist zuvörderst durchaus falsch, daß die Slawen noch vor dem J. 376 in Ungern gewohnt hätten, da von ihnen erweislich vor dem 5. Jahrh. keine Spur, weder in Europa, geschweige in Ungern, zu finden ist. Procopius, der um das J. 562 schrieb, behauptet freilich, daß sie und ihre Brüder, die Anten, jenseit der Donau wohnen[23]). Aber bei ihm ist diesseit der Donau, was diesseit von Thrakien, wo er zu Byzanz lebte, lag; mithin kann jenseit der Donau ihm höchstens die Moldau und Walachei sein, oder, was noch weiter hinauf jenseit dieser Provinzen liegt. Noch bestimmter aber bezeichnet Jordanes, der nach 552

13) *Joannis Zonarae* Annales (Parisiis 1686. fol.). T. I. p. 584. 14) *Plinii* Hist. Nat. III, 28. 15) *Steph. Byzant.* de urbibus (ed. Lugdun. 1694). p. 566. 16) Belege hiefür siehe in Horvát's 2. Abhl. von den Jazygern in Dacien §. 51, bei Tomismar §. 32, am Borysthenes §. 33, im taurischen Chersones §. 34. 35. 17) *Herodot.* Musae VII, 94. 18) *Jos. Grossing.* Tabellae Chronologicae etc. (Posonii 1806. Querfol.) p. 16. 19) Stephanus von Byzanz (de urb. ed. Lugd. p. 419), schreibt: *Ἴος, νῆσος τῶν Κυκλάδων ἀπὸ Ἰώνων οἰκησάντων* (sc. ἐκαλεῖτο) *ὅθεν ἦν Ὁμήρου μήτηρ. Ἐκαλεῖτο δὲ καὶ Φοινίκη ἡ Ἴος. ἔστι καὶ Λυδίας. ὁ πολίτης, Ἰήτης, καὶ Ἴετης.* Plinius rechnet wol die Insel Jos unter die Sporaden, meldet aber gleichwol von derselben (Hist. Nat. IV, 23): Ios a Naxo viginti quatuor millia passuum, Homeri sepulcro veneranda, longitudine viginti quinque millium, ante *Phoenice* appellata. 20) Aus יון, das man יָוָן und יְוָן punctiren konnte. Daher hat man unter dem Könige von Javan (Dan. 8, 21) den Fürsten von Javan (Dan. 10, 20) und dem Königreiche Javan (Dan. 11, 2. 3), wo gleichsam handgreiflich Alexander der Große, König von Makedonien gemeint ist (*Joseph.* Antiquitt. Jud. Lib. XII. cap. 7. N. 6) nicht Griechenland, sondern das Land der Jonier oder Jaßer zu verstehen, weil diese einst auch in Makedonien hausten Horvát 2. Abhl. §. 56.

21) Auch diese, die gesammte alte Geschichte aufhellende und berichtigende Erkenntniß hat die gelehrte Welt der Forschung des H. Stephan von Horvát zu verdanken. 22) Joh. Chstph. Gatterer's Einleit. in die synchronistische Universalhist. (Göttingen 1773). S. 956—958. Desselben Versuch einer allgem. Weltgesch. (Göttingen 1792). S. 538. 539. 739. Nestor. Von Aug. Ludw. Schlözer (Göttingen 1802). 2. Th. S. 74. 77. In dem Versuche berichtigte Gatterer seine Behauptung in etwas; gleichwol nahm Schlözer doch die erste irrige an. 23) *Procopii* Caesar. Historiae (Paris. 1662. fol.) T. I. p. 496—499, oder de bello gothico Lib. III. cap. 14.

schrieb, den Wohnsitz der Slawen, wenn er sagt: *Antes* vero, qui sunt eorum fortissimi, qui *ad Ponticum Mare curvantur*, a *Danastro* extenduntur usque ad *Danaprum*, quae flumina multis Mansionibus ab invicem absunt [24]). Vergeblich setzt man statt des Dniepers die Donau; denn hätten die Anten zwischen der Donau und dem Dniester gewohnt, so hätten sie sich nicht gegen das schwarze Meer hin krümmen können. Überdies stritte dies auch noch mit einer andern Stelle des Jordanes, wo es heißt: Hanc *Gothiam*, quam Daciam appellavere Majores (quae nunc ut diximus *Gepidia* dicitur), tunc ab Oriente *A-Roxolani*, ab occasu *Jazyges*, a Septemtrione Sarmatae et Bastarnae, et a meridie amnis Danubii terminant. *Jazyges* ab *A-Roxolanis* Aluta fluvio segregantur [25]). Von den Slawen aber behauptet er, daß sie im heutigen Schlesien, Galizien, Lodomerien und Polen, oberhalb der karischen Berge, ihren ersten Wohnsitz hatten [26]); und wie verstümmelt auch die Stelle sein mag, wo sich diese Behauptung findet, sie selbst, diese Behauptung, geht doch daraus klar und deutlich hervor. Mögen jedoch jetzt, oder selbst früher, zwischen der Donau und Theiß Slawen gewohnt haben: so wohnten ja um dieselbe Zeit, selbst nach Jordanes, auch die Jazyger da; und wie folgte hieraus etwas für die Abstammung dieser von jenen? Ebenso wenig ist ferner auf die Unterscheidung der Jazyger in Metanastas und Sarmatas zu bauen. Sie kommt allerdings häufig vor, und es wurde auch darüber bereits ein Beispiel gegeben. Aber nicht zu gedenken, daß von einigen Schriftstellern diejenigen Jazyger Metanastae genannt werden, die bei andern Sarmatae heißen, wie bei jenem Beispiel in die Augen fällt; nicht zu gedenken, daß grade diejenigen Jazyger, die wirklich in der Nähe Sarmatiens, am See Mäotis wohnten, von keinem Schriftsteller Sarmatae genannt werden; nicht zu gedenken endlich, daß die Benennung des Volks wol noch öfter, auch ohne Beiwort, und ebenso oft mit einem andern Beiwort, vorkommt: so ist ja unter Jazyges Sarmatae nichts anderes zu verstehen, als solche Jazyger, die neben einer größern Menge von Sarmaten wohnten, in welcher Hinsicht es Jazyger in Dakien, Illyrien und noch in gar vielen andern Ländern gab. Sowie demnach Niemand z. B. die Teutschen in Ungern, oder die ungrischen Teutschen, und die Slawen daselbst, oder die ungrischen Slawen für einerlei Volk mit den Ungern halten wird, so können auch die Jazyger wegen obiger Benennung nicht für Sarmaten, das heißt Slawen, gehalten werden. Überdies aber führen die sarmatischen wie die metanastischen Jazyger allenthalben auf Parther zurück [27]), welche noch Niemand für Slawen gehalten hat; ja die alten Sarmaten selbst waren nichts weiter, als ein skythischer Völkerstamm [28]). Nicht minder grundlos ist alles, was Sarnicius in seinen zwischen 1585—1587 geschriebenen Annalen von den Jazygern behauptet. Es heißt daselbst freilich: Tametsi autem de Jazygum origine plerique haesitant, tamen Sarmatas fuisse, nemini dubium est; Sarmaticaque lingua eos locutos, vel inde evinci potest, quod *hactenus* tam hi, qui in *Podlasia* habitant, quam illi, qui ad Tibiscum in *Hungaria* hactenus manent, *lingua Slavonica*, licet paulo difficiliore, quam Russi utuntur. Et hic dux eorum *Cunathus*, de quo modo diximus, nomen prorsus Russicum habuit [29]). Ebenso behauptet er in einer zweiten Stelle: Ptolemaeus triplices gentes in Sarmatia ponit: maximas, minores et mediocres. Inter medias autem *Jazygas* recenset. Expresse autem Sarmatas vocat (?) Jazygas illos, qui Euxinum versus porrigebantur. Nomen Jazygum significat *Jugum*, vel *Par Boum*, ab ἴος ζυγὸν, id est: *tantum Par Boum.* Videmus enim hactenus, *Podlasios*, ubi eorum praecipuae sedes erant, tam felicem agriculturam habere, ut colonus unico jugo boum contentus sit ad exercendum commode agellum suum. Fuerunt alii *Jazyges Metanastae* dicti, eo, quod una cum familiis, superatis montibus Carpaciis ad Tibiscum, ubi nunc *Ungaria* est, commigrarunt, ibique sedes suas fixerant. Horum reliquias adhuc extare, *audio*, et loquuntur corrupto *Sermone Slavonico* seu *Sarmatico*. Et vocantur etiam ab accolis *Jazvinges* [30]). Allein, wie plausibel auch dies alles zum größern Theile klingt, es verdient doch nicht den mindesten Glauben. Was Sarnicius von Ptolemäus versichert, ist ganz falsch; seine Ableitung des Namens Jazyger eine kindische Spielerei. Überdies aber gehört er zu jenen Geschichtschreibern, die einestheils blos auf Hörensagen ihre Behauptungen gründen, und anderntheils aus der Sprache der jetzigen Bewohner eines Landes auf die Sprache der alten Bewohner desselben Landes schließen. Es ist allerdings gewiß, daß in jenem Theile des alten Sarmatiens, der späterhin Podlachien hieß, einst Jazyger wohnten. Aber daß diese Jazyger die slawische Sprache als Muttersprache gesprochen hätten, oder also Slawen gewesen wären, dafür weiß Sarnicius auch nicht einen haltbaren Grund anzuführen. Daß hingegen sie sowol, wie die übrigen vielen Jazyger, die einst in Teutschland, Preußen, Polen und Rußland ihr Wesen trieben, Nichtslawen [31]),

24) *Lud. Ant. Muratorii* Rerum Italic. scriptt. (Mediol. 1723. fol.) T. I. p. 194; oder *Jordanes* de rebus Geticis cap. 5. Vergl. damit die hanauer Ausgabe des Jordanes vom J. 1611, bei welcher Joh. Gruter zwei alte heidelberger Handschriften benutzte. 25) *Jordanes* ib. p. 198, oder de reb. Get. cap. 12. Gatterer's Vermuthung (Einleit. in die synchr. Universalhist. S. 947), daß diese Stelle ein späteres Einschiebsel wäre, ist unstatthaft. 26) *Jordanes* l. c. p. 194, oder de reb. Get. Cap. 5. Cf. Historiae Augustae scriptt. etc. ed. *Jani Gruteri* (Hanoviae 1611), und Archiv der Gesellsch. für ältere teutsche Geschichtskunde (Frankf. 1822. 4. Bd. S. 485; 5. Bd. S. 669.

27) Mit vielen Beispielen beweiset dies Horvát in seiner ersten Abhl. §. 50—87. 28) *Herodoti* Musae IV, 117; *Flav. Joseph.* de bello judaico VII, 4. §. 3; *Strab.* Geogr. ed. Amstelod. p. 758; *Steph. Byz.* de urbibus ed. cit. p. 662. 29) *Stanislai Sarnicii* Annales Polonici Lib. VI. ad annum 1263. Vide: *Joannis Dlugossi* seu *Longini* Historia Polonica (Lipsiae 1712. fol. T. II. Col. 1102. 30) *Stan. Sarnicii* descriptio veteris et novae Poloniae bei Dlugoß (ed. cit.) T. II. Col. 1885. 31) Ausführlich wird dies in Horvát's 1. Abhl. von §. 45—72 bewiesen.

und namentlich die getischen, dakischen und sarmatischen Jazyger, Nichtgriechen gewesen sind, dafür finden sich die glaubwürdigsten Zeugnisse [32]). Dasselbe gilt auch von sämmtlichen Jazygern. Sie waren einerlei Volk mit den alten Joniern, wie wir schon gesehen haben, und diese einerlei Volk mit den Pelasgern, wie wir noch weiter sehen werden; von diesen Pelasgern aber meldet Herodot ausdrücklich, daß sie die barbarische Sprache gesprochen haben (*ἦσαν οἱ Πελασγοὶ βάρβαρον γλῶσσαν ἱέντες*) [33]). Nun hat man unter den Barbaren des Alterthums fast ausschließlich die Skythen, namentlich die auf der Westseite des schwarzen Meeres, unter welchen Ovid in seinem Exil lebte, zu verstehen; die Skythen hingegen waren erweislich mit dem magyarischen Volke ein und dasselbe Volk, und ihre Sprache eine und dieselbe mit der ungrischen. Mit klaren, deutlichen Worten versichert dies Bonfin, zu dessen Zeiten noch die alten Jazyger in Ungern lebten [34]); und ebenso herrscht auch darüber nur eine Stimme, daß die heutigen Jaszen, seitdem sie sich in Ungern befinden, stets ungrisch gesprochen haben [35]).

Doch dies, wie alles bisher Gesagte, wird nun sein völliges Licht und seine höhere Gewißheit erhalten durch den Umriß der Schicksale und Großthaten des jazygischen Volks, den wir jetzt geben wollen. Es kann dies kaum anders geschehen, als an dem Faden der Geschichte des ungrischen Gesammtvolks, wobei denn freilich ein öfteres Hinübertreten auf das Gebiet derselben unvermeidlich ist. Es soll jedoch in möglichster Kürze geschehen [36]).

Der erst bekannte Wohnsitz des skythischen oder ungrischen Volks, und mithin auch der Jászen oder Jazyger, eines Hauptstammes desselben, war Nubien und Abyssinien in Afrika. Spätere Schriftsteller leiten wol die Skythen von Noah's zweitem Sohne, Japheth, her. Aber die magyarischen und georgischen Annalen nennen Nimrod den Riesen als ihren Ahnherrn, und wer Mose gelesen hat, wird wissen, daß Nimrod von Ham, dem jüngsten Sohne Noah's, abstamme (1 Mos. 10, 6. 8), und daß von diesem die Mosaische Völkertafel die südlichen Völker der Erde ableite. Auf Nubien aber und Abyssinien weisen mehre, daselbst noch vorhandene Namen der verschiedenen Stämme jenes Volks hin, sowie das Land Sinear, das man ganz ohne allen Grund nach Asien versetzt. Von hier aus, als von den ältesten Wohnplätzen der Skythen am Nil, wie auch der Scholiast des Apollonius Rhodius bezeugt, zogen bald mehre Horden, vorzüglich die eigentlichen Ungern oder Magyaren in das benachbarte Ägypten hinab, und gründeten dort das erste Reich der Ungern. Hier ist das alte und erste Argivia oder Arkadia, auch Iberia und Georgia genannt, zu suchen [37]); und das Stammwort Mazor, von dem der alte Name Mizraim des heutigen Ägyptens abgeleitet wird, ist mit dem Namen Magyar eins und dasselbe [38]). Ja noch heutzutage wird Mizraim in der Bibel von rohen afrikanischen Völkern das Land Magyar genannt. Der vorhin gedachte Nimrod ist auch Niemand anders als der erste ägyptische König Menes, der daher von dem ungrischen Chronikenschreiber Keza ganz richtig Menroth, d. i. Men-rót, genannt wird. Bei Manethon führt Menes auch den Namen Thynites, welcher nach Eustathius, dem Commentator des **Dionysius Periegetes**, einen Hunnen, d. h. einen Kanaanäer, bedeutet. Ebendieses Manethon's Stelle bei Eusebius: **Post Deos Semidei regnarunt annis 1255**, darf daher nicht erklärt werden: nach den Göttern herrschten die Halbgötter, sondern kann mit Rücksicht auf den Namen *Διος*, welcher dem Obigen zufolge **Jas** oder **Ion** bedeutet, erklärt werden: nach den Jaszen oder Joniern (welche nach dem einstimmigen Zeugnisse aller alten Geschichtschreiber aus Ägypten gekommen sind) herrschten die Semijaszen oder Semijonier. Die Gewohnheit, die das Volk schon in diesen Ländern hatte, über den Gräbern seiner Fürsten große Erd- und Steinmassen aufzuthürmen, führte eine große Auswanderung desselben herbei. Als es nämlich zu einiger Bildung gelangte und die Macht seiner Fürsten zunahm, fingen diese selbst an, sich ihre Grabmäler zu bauen, und einer wollte es darin dem andern zuvorthun. So traten an die Stelle jener Gräberberge oder Hunenbetten, wie sie später genannt wurden, die Pyramiden. Aber dieser Bau wurde dem Volke so lästig, daß es lieber den heimischen Boden verlassen, als auf demselben verkrüppeln wollte. Zwei Meere bespülten ihn, im Osten das rothe Meer oder der arabische Meerbusen, im Norden das mittelländische Meer, und durch die Mitte desselben rauschte der Nilstrom hin. So mußte es wol mit der Schiffahrtskunde vertraut geworden sein. Ein großer Theil des Volkes drang also auf den Nilstrom und durch die Fluthen des mittelländischen Meeres zuerst nach dem Peloponnes und nach Attika, und als

32) *Ovid.* Trist. Lib. V. El. II, 67. 68; X, 27—38; VII, 9—14. 51. 52; XII, 53—58. *Ej.* Epist. ex Ponto Lib. IV. Ep. XIII, 18—22. Vergl. mit *Procop.* Hist. sui temp. T. I. p. 178. oder de bello vandal. Lib. I. Cap. 2. 33) *Herod.* Musae V, 20. 22. Seine Behauptung gründet sich wol nur auf gewisse Voraussetzungen, mit welchen es aber seine völlige Richtigkeit hat; s. Horvát's 2. Abhl. §. 57—59. 34) Bonfin (ed. cit. p. 20) behauptet: Nostro autem tempore Ungaria *ab Unnis oriunda*, cujus *lingua cum Scythica sit*, ab omnibus finitimis nimiom videtur esse diversa, Pannonias et ultra Danubium *Jazygum* et Dacarum *Regionem* fere omnem occupavit. 35) Von Bonfin an, in eben angeführter Stelle, versichern dies alle spätere Schriftsteller, die über die Jaszen geschrieben haben. Man findet ihre Worte in Horvát's 1. Abh. §. 78—81. Die strengeren Beweise, daß die alten Jazyger wirklich ungrisch gesprochen haben, hat man noch theils in dem Schlusse der 2. Abh. des H. Horvát, theils in einer ganz neuen Abhandlung oder größerm Werke von ihm zu erwarten. 36) Wir folgen auch dabei einem andern Werke des Steph. von Horvát, das unter folgendem Titel erschienen ist: Rajzolatok a' Magyar Nemzet leg régiebb Történeteiből (Pesten 1825). 132 S. gr. 8. (Umrisse der ältesten Begebenheiten des ungrischen Volks.) Eine teutsche Übersetzung desselben findet sich im 4. Bande von Mailáth's Gesch. der Magyaren (Wien 1831), und eine persiflirende Recension in Hormayr's Archiv für Gesch. rc. Jahrg. 1827. Jan. Febr. S. 63. 69. 83, unterzeichnet durch A. W—r. Eine ähnliche Recension des Werkes liefern auch die Blätter für literarische Unterhaltung Jahrg. 1832. S. 174. 175.

37) *Euseb. Pamph.* Praeparat. Evang. X, 12; *Strab.* Geogr. ed. *Tauchn.* V, 2. p. 357. 358; Horvát's 2. Abh. §. 55. 38) Ausführlich erwiesen in Horvát's 2. Abh. §. 49—52.

man ihn von da verdrängte, nach Thrakien vor, das sein zweiter Wohnsitz wurde [39]). Möglich, daß jetzt schon einige der Ausgewanderten auf den Inseln, die sie auf ihrem Wege trafen, auf Cypern (Macaria), Rhodus (Macaria), Kreta (Macaron), Euböa (Macra), Ikarus (Macris), Chios (Macris) und Lesbos (Macaria), sich niederließen und zurückblieben. Doch konnte es auch späterhin bei einer zweiten Auswanderung, oder erst von Griechenland aus geschehen sein. Geschehen aber ist es gewiß, wie die alten Namen dieser Inseln bezeugen [40]), da das jetzige Wort *μάκαρος*, welches übrigens einen Glücklichen bedeutet, bei Hesiod (Opera et dies 548, 49) ursprünglich einen Ackersmann, was mit dem ungrischen Namen Magyar, welches gleichfalls einen Ackersmann bedeutet, übereinstimmt. In Hinsicht auf Kreta weist die Berühmtheit seiner Bogenschützen und Curetes auf Jaszen hin [41]).

Ein Paar Jahrhunderte noch vor Abraham, der um 1960 vor Christus lebte, herrschte über Ägypten der gewaltige Sesostris. Er gerieth mit den Thrakiern und daselbst eingewanderten Skythen in einen blutigen Krieg, der sich dadurch endete, daß er von den letztern fünf Millionen auf seine Seite brachte, sie zu seinen Bundesgenossen machte, mit ihnen einen großen Theil Asiens unterjochte, und ihnen zuletzt Assyrien und Kappadokien zu ihrem Wohnplatze anwies. Dies bezeugen Arrianus, Photius, Suidas, Manasses Constantinus [42]). Nur über die Anzahl der Hinweggezogenen herrscht Verschiedenheit, auf welche jedoch nicht viel ankommt. Die in Thrakien zurückgebliebenen Skythen nannten diese Abtrünnigen die Parther, auch Kymener (Ägypter), das heißt: Kumaner, Kimmerier, und der erstere dieser Namen, der Parthername, wurde bald der gewöhnlichste für dieselben, bis er späterhin jenem Gemenge von skythischen Stämmen, die den Römern so viel zu schaffen machten, ausschließlich verblieb. Es bedeutet dieser Name, der wieder rein ungrisch ist (partus = pártos), einen Ausgewanderten; und dies bezeugt eine Menge alter Schriftsteller. So schreibt Justin: *Parthi*, penes quos, velut divisione urbis cum Romanis facta, nunc Orientis imperium est, Scytharum *exules* fuere. Hoc etiam *ipsorum vocabulo* manifestatur. Nam *Scythico Sermone*, Parthi *Exules* dicuntur [43]). Fast mit denselben Worten versichert Isidor von Sevilla († 636): *Parthi* quoque et ipsi a Scythis originem trahunt. Fuerunt enim eorum *Exules*, quod etiam *eorum vocabulo* manifestatur. Nam *Scythico Sermone*, *Exules* Parthi dicuntur [44]). Noch vor ihm bemerkte von den Parthern Jordanes: Unde hodie quoque *fugaces*, quod est *Parthi*, dicuntur [45]); und bei Stephan aus Byzanz liest man: *Parthyaei*, gens *olim Scythica*, quae deinde *fugit* vel *emigravit* Medo Duce, vel tempore Medi. Sic vero a Medis vocata fuit ex natura terrae, quae eos excepit, palustris et cava, vel a *fuga*, quoniam *Scythae Parthos vocant Exules*. Dicuntur vero etiam *Parthi* et *Parthii*. Et regio, *Parthyea* et *Parthyene*, et *Parthyenus* et *Parthis*, regio Macedoniae [46]). Hieraus wird es denn begreiflich genug, warum die Griechen und Römer den Namen der Parther durch Allophylus, Metanasta, oder durch Exules, Alieni, Alienigenae u. s. w. übersetzten, da diese Benennungen ganz dasselbe bedeuten. Daß aber besonders auch die Jazyger diesen Beinamen erhielten, ist daraus bekannt genug, daß man sie gewöhnlich, wie schon erwähnt wurde, in Metanastas und Sarmatas unterschied.

Mit Kappadokien begnügten sich die eroberungslustigen Skythen nicht lange. Sie zogen von da nach Südosten, unterwarfen sich ganz Syrien und Palästina bis Ägypten hin, und gründeten daselbst die Besitzungen der Hethiter (Polovzer), Girgasiter (Magyaren), Amoräer (Jászen), Kananiter (Kumaner), Pheresiter (Waler), Heviter (Székler) und Jebusiter (Uzen) [47]). Alle aber führ-

39) Den Beweis für diese kühne Behauptung hat man noch in dem großen Werke, das Steph. von Horvát über die Gesch. des skythischen oder ungrischen Volkes bereitet, zu erwarten. 40) Die Griechen übersetzten nämlich, theils wegen der Freiheitsliebe des skythischen Volkes, theils wegen der Ähnlichkeit des Namens des magyarischen Stammes mit dem Worte, das in ihrer Sprache den Glücklichen (*μακάριος*) bezeichnet, das Wort Magyar, das auch Magar und Makar geschrieben wurde, durch Makarios, Makaria. 41) Von den Jaszen, als Bogenschützen auf Kreta, s. Horvát's 2. Abh. §. 11—22; von den Curetes aber, die ihren Namen von dem Haarbüschel hatten (*κέρατα*, Cincinnuli), das sie auf dem Vorderkopf stehen ließen, desselben 1. Abhl. §. 48. 62; 2. Abh. §. 20. 21; Rajz. §. 124. 42) Aus Arrian's verloren gegangenen 17 Büchern über die Geschichte der Parther bewahrte Photius, Suidas, der jene Bücher noch zu Anfange des 12. Jahrh. gelesen zu haben versichert (in s. Lexikon, Art. *γνῶσις*), und, wie es scheint, selbst Manasses Constantinus, einige Auszüge auf. Der Erstere behauptet nun von Arrian (*Arriani* Exped. Alexandri et Historia Indica [Amstelod. 1757]. p. XXXIV. XXXV.); Vult Parthos a Scythis originem ducere, und weiter unten: Narrat ad haec, Parthos, *Sesostridis*, Aegyptiorum regis tempore, et *Jandusi* Scytharum, ex *Scythia*, in eum, quem nunc tenent locum *demigrasse*. Noch deutlicher spricht Suidas (Lexicon. Cantabrigiae 1705. fol. T. III. p. 53): *Parthi*. Sic lingua persica vocantur *Scythae*, quibus *Sesostris*, Aegyptiorum rex *novas sedes* dedit, subactis Assyriis; und an einer andern Stelle: (T. III. p. 356): *Sostris*, rex Aegyptiorum, a Chamo genus ducens, qui subegit Assyrios, et totam Asiam et Europam, *et in Assyriorum regione collocavit Scytharum Miriades quinque*, qui vocati fuerunt *Parthi*; quod est persica lingua Scythae: et ad hunc usque diem vestitum, et *linguam* et leges Scytharum retinent. Wahrscheinlich auch nach Arrian, versichert Manasses Constantinus (*Breviar.* histor. [Paris 1655. fol.] p. 12): Ceterum id temporis Aegyptii Rex *Sesostris*, auctus magnitudine potentiae supra Reges ceteros priores, non satis arbitrabatur esse soli Aegypto imperare. Quam ob rem coacto de tota natione sua exercitu, in quo erant hastati, cetrati, sagittarii, loricati, praeliatores, viri mavortii: *adsumptisque belli sociis ex Unnorum gente*, quam muneribus sibi *totam* adjunxerat: terram universam, Asiam maxime percurrit, et omnes ut tributa sibi penderent vi coëgit. Sublatis etiam ubique nationum principibus et satrapis, sub jugum suae potestatis eas redegit. *Unnis* autem *Assyriorum Regionem dono dedit*, eı pro *Unnis* sive *Scythis*, *Parthos* appellavit.

43) *Justini* Historiae Philippicae XLI, 1. oder ed. Lugd. Bat. 1760. P. II. p. 678. 44) *Isidori* Hist. Opera (Madriti 1599. fol.) Parte priore p. 168. oder Etymologiarum Lib. IX. Cap. 2. 45) *Muratorii* Rer. Ital. Script. (Mediol. 1723. fol.) T. I. p. 195 oder de rebus Geticis Cap. 6. 46) *Steph. Byz.* de urbibus ed. cit. p. 623. 47) Horvát Rajzol. §. 142. f. 5 Buch N. 7, 1 und Note 1. Auch unter den alten Türken findet man diese sieben Völker. Horvát Rajz. §. 143.

ten sie den gemeinsamen Namen der P'lischtim oder Philistäer, welcher gleichfalls nichts weiter als einen Ausgewanderten bedeutet, und mit dem Namen der Parther völlig gleichbedeutend ist. Nach einstimmiger Meinung aller Exegeten stammt nämlich das Wort פְּלִשְׁתִּים von dem Stamme פלש oder **falasa**, her, welcher im Äthiopischen auswandern, in der sechsten Conjugation umherschweifen, wie פלש oder **fallasi**, einen Ankömmling oder Fremdling bedeutet. Es bestätigt sich diese Etymologie durch den Umstand, daß die Septuaginta das Wort Philister gewöhnlich durch **Allophylus**, und die Vulgata öfters durch **Alienigena** gibt, und daß Hieronymus behauptet: **Ubicunque in** *veteri Testamento* — **et quidni etiam in** *novo*, setzt Reland hinzu — *ἀλλοφύλους*, **id est:** *Alienigenas* **legerimus, non commune** *externarum gentium* **nomen, sed proprie** *Philisthim*, **qui nunc** *Palaestini* **vocantur, accipiendi sunt** [48]. Hieraus erhellet nun wieder auf das Deutlichste, wie einestheils die alten Philister in ungrischen Bibelübersetzungen und Legenden konnten Jäszen, und anderntheils die spätern Jäszen in Urkunden sowol als in der ungrischen Gesetzsammlung konnten Philister genannt werden [49]. Es waren ja beide nicht nur ein und derselbe Volksstamm, sondern sie kamen auch aus dem Urlande der Ungern her, aus Ägypten, der Versicherung bei Mose völlig gemäß (1 Mos. 10, 13. 14). Selbst die moldauer Jaszen wurden Philister genannt, wie man aus der Benennung ihrer Hauptstadt Jassy schließen darf, die bald **Philistinorum Forum**, bald **Forum Jazygum** genannt wird [50]. Und ebenso sind die **Fossiones Philistinae**, von welchen Plinius in der Gegend von Ravenna spricht, zu erklären.

Allen Bibellesern ist es bekannt, daß zu den Philistern in Palästina der israelitische Emir Abraham kam, lange unter ihnen lebte, wie sein Sohn und seine Enkel, und sich nach dem Tode Sara's mit Ketura verehelichte, welche nach dem Zeugniß armenischer Schriftsteller eine aus königlich parthischem Geblüt entsprossene Jungfrau gewesen sein soll. Ebenso bekannt ist es, wie diese Philister unumschränkt bis auf Mose's und Josua's Zeiten in Kanaan herrschten, wie ihre Macht von da an gebrochen und endlich durch David fast gänzlich vernichtet wurde. Aber daß bei allen ihren Thaten und Schicksalen die Jaszen eine Hauptrolle spielten, ist nicht so bekannt. Und doch weisen einige Spuren in den heiligen Urkunden nicht undeutlich darauf hin. So wird von Abraham's Sohne, Ismael, behauptet, daß er ein guter Schütze, nämlich Bogenschütze (רֹבֶה von רָבָה) geworden sei (1 Mos. 21, 20), und da darf man wol an die Jaszen denken, zu welchen er übergegangen ist. So wird von Saul gemeldet, es sei der Streit der Philister wider ihn hart geworden, und die Schützen (הַמּוֹרִים) haben auf ihn mit Bogen getroffen (בַּקֶּשֶׁת) und ihn sehr verwundet (1 Sam. 31, 1—3), und da darf man wieder an die Jaszen denken, wie 1 Chron. 10, 3, wo dasselbe Ereigniß erzählt wird. Man findet freilich solche Schützen oder Hammorim auch bei den Ammonitern (2 Sam. 11, 24) und bei den Ägyptern (2 Chron. 35, 23, יוֹרֶה und מוֹרֶה). Aber, was hindert anzunehmen, daß unter den letztern sich noch genug zurückgebliebene Jaszen mußten befunden haben? Was hindert, anzunehmen, daß die erstern von ihnen das Pfeilschießen erlernt haben? da man von David weiß, daß er nach seiner Rückkehr von dem Aufenthalte bei den Philistern befohlen habe, die Kinder Juda in dem Pfeilschießen zu unterrichten (2 Sam. 1, 18), und auch Jonathan ein guter Bogenschütze gewesen war (1 Sam. 1, 22). Es erhellet aus diesem allen sogar, daß selbst das Volk der Amoriter (אֱמֹרִי) die Jaszen bezeichne, und da unter den Amoritern öfters sämmtliche Philister verstanden werden (1 Mos. 15, 16—21), so ergibt sich auch hieraus, daß die Jaszen unter ihnen einen vorzüglichen Rang behaupteten und in der Bogenkunde große Meister waren.

Nach der Demüthigung der Philister oder Parther durch Josua zog der größte Theil von ihnen theils nach Arabien und Ägypten, theils selbst nach Cyrenaika bis Tanger hin. Von den letztern, die in ihrem neuen Wohnsitze Säulen mit der Inschrift errichten ließen: „Wir Anführer des kanaanäischen Volks, die wir von dem Räuber Josua vertrieben wurden, haben hier unsern Wohnsitz aufgeschlagen [51]," wird noch weiter die Rede sein. Die erstern aber, die von Saba, der fruchtbaren Gegend Arabiens, den Namen der Sabäer und Sabiner erhielten, und nach welchen späterhin das ganze Land selbst das glückliche Arabien genannt wurde [52], als sie wieder zu Kräften gekommen waren, schifften sich nach Kilikien über, eroberten ihr altes Land Kappadokien, bald darauf ganz Kleinasien, später Armenien und Persien, und streif-

48) *Hieronymi* Opera (Paris 1704. fol.) T. III. Col. 1376. *Relandi* Palaestina (Norimb. 1746. 4.) p. 56. 49) Es sind noch Bruchstücke einer ungr. Übersetzung des A. T. vom J. 1382 vorhanden, in welchen fast durchgehends der Name Philister, wie Amos 1, 8; Zeph. 2, 5; Zach. 9, 6 durch Jaszen gegeben wird. Dasselbe geschieht auch in einer debreziner ungrischen Legende, aus dem Anfange des 16. Jahrh. Wie oft im Gegentheil die ungrischen Jaszen in dem Corpus der Reichsgesetze Ungerns, um die Urkunden mit Stillschweigen zu übergehen, Philister genannt werden, kann Jedermann, der diesen Codex in die Hand nehmen will, bald finden. Es findet sich nämlich der Name der Philister theils in dem Codex selbst, theils in Kovachich's Sylloge Decretorum, in den Reichstagsbeschlüssen nachfolgender Jahre: (1444, 4); 1454, 9; (1459, 33. 34); (1467, 2); 1498, 47. 48; 1514, 28. 29; (1518, 15. 32); (1519, 12. 32); (1523, 51); (1525, 8); 1622, 34. §. 2; 1630, 43; 1635, 1. §. 5; 1638, 67. §. 3; 1647 post. coron. 26. 27; 1655, 44; 1659, 61. §. 1 und Art. 69; 1681, 46. §. 10; 1715, 34; 1741, 63. §. 11. Die eingeklammerten Citate finden sich blos in der Sylloge. Seit dem J. 1741 kommt der Name der Philister in dem Codex nie mehr vor, gleichsam als ob sie oder die Jaszen verloren gegangen, oder aus dem Reiche ausgewandert wären. So macht man es seit dem Ende des vorigen Jahrh. mit dem Namen Ungern und Hungarn, für welchen man den Namen der Magyaren gebraucht, gleichsam als ob seit jener Zeit, diese an die Stelle jener eingewandert wären. 50) Bei Dlugoß oder Longinus (Historiae Polonicae libri XII. [Lipsiae 1711] I, 18) heißt es: Item Dressa (fluvius), cujus fons circa Drochum oppidum, ostia prope *Jaskitarg* in Pruth, alias *Philistinorum Forum*. *Targ* heißt im Wallachischen so viel als Markt.

51) *Mosis Choren.* Historiae Armeniacae Lib. III. p. 50—58; Horvát Rajz. §. 34; desselben 2. Abh. §. 46. 52) Note 39.

ten selbst bis zum Indusfluß hinüber, bis Ninus, der Gründer des großassyrischen Reichs, um das J. 1300 vor Chr. ihre Macht allmälig beschränkte, sie zuletzt bis an den Halys zurücktrieb, und ihnen von da an Kleinasien allein verblieb. Was von jener Zeit an in diesem Lande sich begab, betraf zum größten Theil entweder sie, oder wurde von ihnen vollbracht. Auch blieben sie nach wie vor die Geißel des jüdischen Volks, und die blutigen Kriege zwischen beiden Völkern sind aus der Bibel bekannt.

Während der Blüthenzeit dieses Skythenreichs in Asien machte sich ein zweiter Theil der in Afrika und Arabien Zurückgebliebenen auf, zog unter Anführung des magyarischen oder libyschen Herkules, von Pausanias (Phocica, lib. X. Cap. 17. §. 2) *μάχηρ* und *μάχηρ* genannt [53]), aus dem skythischen Reiche in Afrika (Scythiaco Regno ad Aegyptum) nach Griechenland, eroberte zuerst den Peloponnes, darnach das ganze Festland, und vollbrachte hier, bis ungefähr hundert Jahre nach Troja's Zerstörung, oder 1083 vor Chr. jene Großthaten, die die Welt bisher den Griechen zuschrieb. Skythen oder Ungern waren es, die in Griechenland den Namen der Argolier, Argiver, Hippoboten, Ägineten, Lästrygonen, Planktä u. s. w. erhielten [54]). Skythen oder Ungern waren es, die nach Griechenland die erste Bildung und die ersten Buchstaben brachten, zum Ackerbau ermunterten und Athen erbauten [55]). Skythen oder Ungern waren es, die mit Cekrops (um 1557 vor Chr.), Kadmus (um 1492 vor Chr.) und Danaus (um 1474 vor Chr.) nach Griechenland gekommen waren. Skythen und Ungern waren es, die gegen ihre Anverwandten am schwarzen Meere die Argonautenfahrt unternahmen, und gegen die Trojaner in Kleinasien den trojanischen Krieg führten. Alle Nachrichten über die frühesten Schicksale Griechenlands stimmen darin überein, daß in der Urzeit zwei fremde Horden in das Land gekommen wären, die eine von Süden her, die andere von Norden her, und daß jene die Pelasgerhorde, diese die Hellenenhorde gewesen sei. Unter beiden Horden aber hat man Skythen, und aus Afrika gekommene oder doch von dorther stammende Skythen zu verstehen.

Von den Pelasgern ist dies am leichtesten zu erweisen. Auch der Name derselben weist auf Parther oder Ausgewanderte hin. Alle alten Schriftsteller leiten ihn vom Herumwandern des Volkes her. So versichert Strabon: *Εἴρεται δ' ὅτι κἀνταυθα* (nämlich Athen) *φαίνεται τῶν Πελασγῶν ἔθνος ἐπιδημῆσαν· καὶ ὅτι ὑπὸ τῶν Ἀττικῶν Πελαργοὶ προςηγορεύθησαν διὰ τὴν πλάνην*; und an einer andern Stelle, wo er den Namen Pelargos (Ciconia) erklärt: *Καὶ οἱ τὴν Ἀτθίδα συγγράψαντες, ἱστοροῦσι περὶ τῶν Πελασγῶν, ὡς καὶ Ἀθήνησι γενομένων τῶν Πελασγῶν· διὰ δὲ τὸ πλανήτας εἶναι καὶ δίκην ὀρνέων ἐπιφοιτᾶν ἐφ' οὓς ἔτυχε τόπους, Πελαργοὺς ὑπὸ τῶν Ἀττικῶν κληθῆναι* [56]). Dasselbe bezeugen Dionys von Halikarnaß, der Epitomator von Strabon's Geographie und Hesychius [57]). Ihre Etymologie des Namens, welcher weit richtiger mit dem äthiopischen Worte Felas = Exul, wofür der Grieche *Πέλας* setzen mußte, als von dem griechischen Pelargos = Ciconia = Storch, combinirt wird, ist wol irrig. Aber was sie von dem Hin- und Herwandern des Volks berichten, darf man um so zuversichtlicher glauben, je gewisser es ist, daß sie wirklich aus Afrika, namentlich aus Ägypten, in Griechenland eingewandert sind. Diodor von Sicilien meldet von den Athenern, daß sie für Abkömmlinge der Saïter in Ägypten gehalten würden, weil bei ihnen dieselbe bürgerliche Einrichtung stattfände, wie bei diesen [58]). Eusebius beruft sich auf den alten Zeugen Theopompos für seine Behauptung, daß die Athener Abkömmlinge der Ägyptier seien [59]). Und einstimmig läßt das ganze Alterthum Cekrops und Danaus, die Erbauer von Athen und Argos, aus Ägypten nach Griechenland kommen.

Nicht minder läßt sich auch von den Hellenen erweisen, daß sie ein skythisches Volk gewesen sind, das aus Afrika herstammte. Wol kann nicht geleugnet werden, daß ihr Name die gemeinsame Benennung sämmtlicher Bewohner Griechenlands geworden ist; aber erst geraume Zeit nach Troja's Zerstörung. Noch Homer gebraucht denselben nicht für sämmtliche Griechen; er gebraucht ihn vielmehr nur für die Pelasger, Argiver und Achiver [60]), welche alle erweislich skythische Stämme waren; und auf sein Beispiel sich berufend, versichert dies auch Thucydides [61]). Es können demnach die ursprünglichen Hellenen Anfangs nur ein Theil der Bewohner Griechenlands gewesen sein, und dies behauptet auch das ganze Alterthum. Es läßt dasselbe sie einstimmig, zunächst aus Thessalien her, aus der Gegend von Phthiotis und Hellas nach Griechenland einwandern, oder dahin berufen werden; es läßt dasselbe ebenso einstimmig Hellen, Deukalion's Sohn, den Anführer dieser Eingewanderten sein, und leitet von ihm den Namen des Volkes her. Aber wenn Deukalion ein Sohn des Prometheus war, wofür er fast einstimmig ausgegeben wird [62]), des Pro-

---

53) Horvát Rajz. §. 75. 54) Horvát Rajz. §. 44. 55) In Hinsicht auf die Buchstaben behauptet Plinius (Hist. Nat. VII, 58.): Gentium consensus tacitus primus omnium conspiravit, ut *Ionum literis* uterentur; an einer andern Stelle (VII, 57.): Ex quo apparet aeternum literarum usum. In Latium eas attulerunt *Pelasgi*; und noch an einer andern (XIII, 22.): Nuper et in Euphrate nascens circa Babylonem *papyrum* intellectum eundem usum habere *Chartae*. *Et tamen adhuc malunt Parthi vestibus literas in texere.* (Die Buchstaben der Scythen waren auf Leinwand eingewebt.) Es streitet hiergegen die Behauptung Herodot's (Musae V, 58. 59.) nicht, daß die Jonier die Buchstaben von den Phönikiern erhalten und hernach vermehrt hätten, da ja auch die Phönikier mit den Jazygern ein und dasselbe Volk waren. Siehe Note 19.

56) *Strab.* Geogr. ed. cit. IX, 1. §. 18; V, 2. §. 14, oder ed. *Tauchn.* T. II. p. 241; T. I. p. 333. 57) *Dion. Hal.* Antiquitt. Romanae I, 28. *Strab.* Geogr. ed. Amstel. T. II. L. IV. p. 1225. Hesychius schildert die Pelasger als *γένος πολυπλάνητον* (gens vagabunda). 58) *Diod. Siculi* Biblioth. historica (Biponti 1793). Vol. I. p. 80. 81. 59) *Euseb. Pamph.* Praepar. Evang. (Coloniae 1688. fol.) p. 491. oder ed. Paris. (1544 fol.) p. 288. 60) Ilias II, 681—684. 61) *Thucyd.* de bello Pelopon. (Lipsiae 1790. 4.) T. I. p. 8—12. 62) *Apollod.* I, 7. §. 2.

metheus, der in der Gegend des kaukasischen Gebirges herrschte, wohin aus Thrakien, wie sogleich gezeigt werden wird, die aus Ägypten eingewanderten Skythen sich verbreiteten, mußte er da nicht von dorther nach Thessalien gekommen sein? Und wenn er ausdrücklich ein Skythe genannt wird [63]), kann da der Sohn Hellen ein Grieche gewesen sein? Daß die Hellenen sich so feindlich gegen die Pelasger, ihre stammverwandten Brüder, benahmen, kann keine Einwendung sein; denn es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten des skythischen Volks, daß die Stämme desselben einander unaufhörlich befehdeten. Ebenso wenig darf man sich daran stoßen, daß die alte Welt den Namen der Jonier erst von Hellen's Enkel, Jon, herleitet. Es läßt dieselbe diese Jonier ja auch einerlei Volk mit den Pelasgern sein, und in Griechenland viele Jahre, lange vor Hellen, wohnen. So behauptet ja Herodot von den nach Kleinasien übergesiedelten Joniern: sie hätten, wie ihm scheine, nur darum sich nicht mehr als zwölf Städte in Asien erbaut, weil sie, während sie noch im Peloponnes wohnten, auch zwölf Städte inne hatten, wie dies jetzt bei den Achäern, die sie daraus vertrieben haben, ebenso der Fall ist; sie hätten während der ganzen Zeit, als sie im Peloponnes wohnten, der jetzt Achaja genannt wird, und ehe Danaus und Xuthus, der Vater des Jon, dahin gekommen sind, den Namen der ägialeischen Pelasger geführt, von Jon aber, dem Sohne des Xuthus, den Namen der Jonier erhalten; sie hätten ihren Ursprung aus Athen, und die benachbarten Inselbewohner, die pelasgischen Stammes sind, seien späterhin nach ihnen gleichfalls Jonier genannt worden [64]). Ebenso ausdrücklich versichert auch Strabon, daß den Peloponnes einst die Jonier besaßen, die mit den Athenern gleichen Geschlechtes sind, und daß diese Provinz, die in der alten Zeit Ägialeia hieß, nach ihnen die Benennung Jonien erhalten habe [65]). Noch ausführlicher berichtet er an einer andern Stelle, wie dies alles so gekommen sei. „Jon," meldet er, „wurde durch seinen Sieg über die Thraker so berühmt, daß ihm die Athener die Regierung ihres Staats übertrugen. Er traf darin vortreffliche Einrichtungen, und als er starb, wurde das Land nach seinem Namen Jonien genannt. Hierauf nahm die Bevölkerung desselben so stark zu, daß es eine Colonie nach dem Peloponnes senden konnte, und das Land, das es hier für dieselbe eroberte, nannte man gleichfalls Jonien, sowie die in zwölf Städte vertheilten Colonisten Jonier, statt der alten Benennungen Ägialeia und Ägialer. Nach der Rückkehr der Herakliden aber wurden diese peloponnesischen Jonier durch die Achäer vertrieben; sie kehrten wieder nach Athen zurück, wo sie mit den Kodriden nach Kleinasien gesendet wurden [66])." Und da möge nun immerhin das Volk auch von Jon seinen Namen erhalten haben, es führte ihn auch früher schon wegen seiner Bogenkunde.

Das kleine Griechenland wurde den nach Großthaten dürstenden griechischen Skythen bald zu enge. Schon Herkules' Sohn, Sardus, eroberte Sardinien; ein anderer Haufe brachte nicht lange darnach Sicilien in seine Gewalt; noch Andere bemächtigten sich Dalmatiens und Illyriens, von wo aus wieder einige nach Italien, andere nach Pannonien übergingen. Doch diese Eroberungen führten ihnen den Verlust Griechenlands herbei. Sie wurden daraus durch die Herakliden, d. h. die Nachkommen des thebanischen Herkules, vertrieben, erst aus dem Peloponnes, dann auch aus dem Festlande. Und jetzt erst fing das eigentliche Griechenvolk an, sich zu entwickeln und zu bilden [67]). Von den Skythen mochten wol einige verblieben und zu Griechen umgewandelt worden sein, der größere Theil aber zog entweder nach Kleinasien hinüber — die Jonier oder Jaszen um das J. 1053 vor Chr. — oder nach Makedonien und Thrakien hinauf, und jener wie dieser traf hier wie dort auf die Nachkommen der alten Brüder oder Voräitern. Daß sich unter den aus Griechenland ausgewanderten oder vertriebenen Skythen allenthalben auch Jazyger befanden, dafür finden sich die glaubwürdigsten Beweise. Von ihrer Anwesenheit in Sicilien spricht Appian (de bello civili lib. V. cap. 114) ausdrücklich, indem er erzählt, daß Cäsar die Felder der Paläftiner in Sicilien verwüstet habe. Dasselbe beweisen auch mehre daselbst gefundene Münzen. Auf einer derselben findet man die Inschrift: *ΒΑΣΙΛΙΣΣΑΣ ΦΙΛΙΣΤΙΔΟΣ*, welche man bisher von einer unbekannten Königin Philistis erklärte, statt dieselbe von einer philistäischen Königin zu erklären [68]).

Über das Dasein der Jaszen in Dalmatien und Illyrien sprechen zahlreiche Stellen der Alten. So meldet Livius von den Zeiten Philipp's des Makedoniers: Vix dum pace facta, nuncius Regi venit, Romanos *Dyrrachium* venisse, *Parthinosque* et *propinquas* alias *gentes* motas esse ad spem novandi res. An einem andern Orte aber sagt er: Appius nequidquam in his locis terens tempus, dimissis Chaonumque, et si qui alii Epirotae erant, praesidiis, cum Italicis Militibus in *Illyricum* regressus, per *Parthinorum socias urbes* in hiberna, militibus dimissis, ipse Romam sacrificii causa rediit [69]). Desgleichen liest man bei Julius Cäsar: At ille expositis militibus, Oricum proficiscitur. Quo quum venisset L. Torquatus, qui jussu Pompeji, oppido praeerat, praesidiumque ibi *Parthinorum* habebat, conatus portis clausis, oppidum defendere [70]). Ebenso behauptet Dio Cassius,

63) Dies geschieht von Lucian aus Samosata. Er schreibt von Deukalion: *Οἱ μὲν ὦν πολλοί, Δευκαλίωνα τὸν Σκύθεα τὸ ἱερὸν εἱσσασθαι λέγουσι, τοῦτον Δευκαλίωνα, ἐπὶ τοῦ τὸ πολλὸν ὕδωρ ἐγένετο* (*Luciani Samosat.* Opera [Biponti 1791]. T. IX. p. 93). Ja selbst noch Achilles, der Herr und Gebieter von Phthiotis und Hellas, wird von Leo Diakonus nach Arrian ein Skythe genannt (*Leonis Diac.* Historia [Parisiis 1819. fol.] p. 92. 93). Der ausführlichere Beweis über den skythischen Ursprung der Hellenen ist von H. von Horvát noch zu erwarten. 64) *Herod.* Musae I, 145 oder ed. Argent. T. I. p. 179; VII, 94 oder Tom. III. p. 240; VII, 95 oder T. III. p. 240. 65) *Strab.* Geogr. VIII.

66) *Strab.* Geogr. ib. 67) Cf. *Herod.* Musae I, 145; *Thucyd.* de bello Pelop. ed. Lips. p. 8—12; Horvát 2. Abh. §. 59. 68) *Eckhel* doctr. Num. vet. P. I. Vol. I. p. 264. 69) *Livius* XXIX, 12; XLIII, 23. 70) *Jul. Caesar.* Comment. de bello civili III, 11.

daß Dyrrachium (Durazzo) in jener Landschaft liege, welche einst die illyrischen Parther bewohnt haben [71]). Und hiermit stimmt auch die Bedeutung des Wortes Illyr oder Illur, das gleichfalls einen Parther anzeigt, völlig überein. Es ist dasselbe nämlich aus den zwei rein skythischen oder ungrischen Worten Ill = Flucht und Ur = Herr, König, Königreich, zusammengesetzt, sodaß es also ein Regnum Profugorum, und mithin Illyri oder Illuri, einen, der zu diesem Königreiche gehört, folglich einen Parther anzeigt, wie auch schon Hieronymus bemerkte [72]).

Wenn nach Herodot's und Strabon's bereits angeführten Stellen die Pelasger einerlei Volk mit den Ioniern, und diese, laut den oben geführten Beweisen, einerlei Volk mit den Jazygern sind, so fehlt es auch nicht an zahlreichen Spuren über das Schalten und Walten derselben selbst in Italien, da die alte Geschichte dieses Landes voll mit dem Namen der Pelasger, sowie anderer Stämme des skythischen Volkes ist [73]). Der Fossarum Philistinarum bei Ravenna wurde schon oben gedacht [74]). Ganz unbezweifelbare Beweise finden sich aber über die Jazyger als Bewohner Pannoniens. Schon der Name weist auf sie hin. Es ist allgemein bekannt, daß die aus dem Peloponnes und Attika nach Kleinasien ausgewanderten Ionier oder Jazyger daselbst zwölf Städte erbauten, und an dem heiligen Orte, Pan-Ionium genannt, ihre Versammlungen und Feste hielten. Sie wurden demnach Pan-Iones genannt, und dadurch von den Ma-Iones, oder den Bewohnern Mäoniens = Mesiens = Mösiens = Mysiens, unterschieden. In der Folge machte die träge Aussprache aus *Παν-Ἰωνες*, *Πα-ιωνες*, oder Paeones, und dies verwandelte sich wieder in Pannones. Schon Homer gibt den Päonern krumme Bogen (*ἀγκυλότοξοι*), und bezeichnet sie dadurch als Bogenschützen oder Jazyger [75]); und nach Arrianus sind Alexander des Großen Bundesgenossen die Päonier oder Toxoten; nach Polyän aber waren die Toxoten Skythen [76]). Es bezeugen aber auch theils Inschriften auf ausgegrabenen Denksteinen, theils alte Schriftsteller, die wirkliche Anwesenheit der Jazyger in Pannonien [77]); es ergibt sich dieselbe aus dem Umstande, daß noch damals, als das Gebiet der Römer in Pannonien die Donau begrenzte, hart auf der linken Seite derselben die Jazyges Metanastae wohnten, und also vorher auf der rechten Seite derselben wohnen mußten; und wem ist es unbekannt, daß Pannonien deshalb, wie späterhin ganz Ungern, von vielen griechischen Schriftstellern Päonien genannt wird?

Dafür scheinen die Jazyger weniger Antheil an jenen Großthaten gehabt zu haben, welche eine dritte Abtheilung der in Afrika zurückgebliebenen Skythen vollbrachte, und von welcher oben erwähnt wurde, daß sie bis Cyrenaika vordrang. Sie war es, die von da aus nach Spanien und Portugal hinüberzog, und daselbst die Städte Cadiz, Lissabon und Murcia erbaute. Sie war es, die Carthago eroberte, wo Äneas die Magaria bewunderte [78]), und dessen einen Theil noch Plautus Magara nannte [79]). Sie war es, die die punischen Kriege gegen die Römer führte, aber freilich zuletzt der Macht derselben unterliegen mußte, und nach der Eroberung Carthago's so zerstreut wurde, daß sie sich nie mehr zu einem Volke sammeln konnte. Doch da dies alles mehr das Werk und das Loos der Magyaren und der übrigen verwandten Stämme, als der Jazyger war, so schweigen wir davon.

Desto mehr ist von jenen Skythen zu sagen, die sich zuerst an dem westlichen Ufer des schwarzen Meeres in Thrakien lagerten, wo sie von den Parthern verlassen wurden. Sie breiteten sich von da immer weiter gegen Westen, wie gegen Norden und Osten hin aus. Aus jenen, zu welchen auch die aus Griechenland gekommen waren, erwuchs um das J. 711 vor Chr. das makedonische Reich, dessen Fürsten selbst skythischen Stammes waren. Alles, was daher in diesem Lande geschah; alles, was Philipp und sein Sohn Alexander der Große vollbrachte, war größtentheils das Werk der thrakischen und griechischen Skythen. Einen vorzüglichen Theil daran hatten aber wieder die Jazyger. Von ihnen erhielt Makedonien den Namen Javan = Jonien [80]), und sie befanden sich in allen Feldzügen Alexander's [81]). Jene thrakischen Skythen aber, die sich nach Norden und Osten hin ausdehnten, hatten bereits zu Herodot's Zeiten die Donau, die Nordsee und den Don, ja öfters gar die Wolga, zur Grenze. Namentlich wohnten damals die Magyaren (Scythae Aretores, Scythae Georgii) zwischen der Donau und dem Dnieper, in der Moldau (Trans-Alpina), Siebenbürgen (Transylvania) und Bessarabien (Hylaea, Bessia); die Szekler (Scythae Nomades, Scythae Hippomolgi), neben denselben in der Gegend der heutigen Krimm; die Jaszen (Jazyges, Scythae Toxotae) an dem azovischen oder mäotischen Meere [82]); die Waler (Scythae Troglodytae) um den Ausfluß der Wolga herum; die Kunen oder Hunen (Scythae Basilii, Kazari, Baslii) aber und die Polowzer (Scythae Enareas), im Norden all der übrigen, bis zur Nord- und Ostsee hinauf. Thrakien war auch das Land, aus welchem die alten Türken hervorgegangen sind, unter denen man gleichfalls ein Gemenge von skythischen Stämmen, vorzüglich Ungern und

71) *Dio. Cassii* Hist. Rom. XLI, 49; Horvát Rajz. §. 121—128; 2. Abh. §. 11. 72) Nach ihm ist: *Ἰλλυριος* = *Προσήλυτος* = Illurius = Advena (*Hieronymi* Opera [Veronae 1735). T. III. Col. 635. 636.). Die Worte: *aut Elementum etc.* die im lateinischen Texte nach dem Worte *advena* folgen, sind, wie der griechische Text zeigt, ein späterer Zusatz. 73) Eine Menge von Stellen über die Pelasger in Italien finden sich in Horvát's 2. Abh. §. 60. 74) *Plinii* Hist. Nat. III, 28. 75) *Ilias* X, 428. 76) *Polyaeni* Strateg. L. IV. cap. 3. No. 27. 77) *Plinii* Hist. Nat. III, 28; *Steph. Byz.* de urb. p. 566; *Ptolem.* Geogr. II, 15; Horvát 2. Abh. §. 29. 30.

78) So muß in Virgil's Äneide I, 425 und nicht Megalia gelesen werden. Vergl. Salust ed. Bip. p. 110. 79) *Poenulus* Prol. 83—87; Persae Act. I. Scen. 3. V. 57. 58. 80) Daniel 8, 21; 10, 20; 11, 2. 3. Vergl. mit *Flav. Jos.* Antiquitt. jud. XII, 7. No. 6. u. *Joseph.* Hebraic. I, 7; Horvát 2. Abh. §. 56. 81) *Arriani Nicom.* Exped. Alex. I, 1. 5; *Polyaeni* Strateg. IV, 8, 27. 82) Die Anwesenheit der Jazyger in dieser Gegend bezeugen eine Menge Stellen der Alten, die man in Horvát's 2. Abh. §. 8. 33. und andern Orten angeführt und beurtheilt findet.

Jazygern, zu verstehen hat. Es dünkt freilich fast räthselhaft zu sein, wie diesen Völkern der Name der Türken (Turcus, Török) könne beigelegt werden, ob es gleich von den gelehrten Byzantinern Leo dem Weisen († 911) und seinem Sohne Constantin Porphyrogenet († 956) mit klaren Worten geschieht [83]; und obgleich selbst auf der Krone Ungerns der König desselben *ΚΡΑΛΗΣ ΤΟΥΡΚΙΑΣ* genannt wird. Man ist nämlich gewohnt, bei dem Namen der Türken immer nur an die heutigen Osmanen zu denken, und da man diese nicht wohl mit den Parthern, Ungern oder Jazygern für ein und dasselbe Volk halten kann; da sie selbst ein von Hammer für wirkliche Türken erklärt [84], so glaubt man um so lieber, was einst Schlözer behauptete: „Auch mit den Parthern haben die byzantinischen Ignoranten die Türken häufig vermengt [85]). Und doch thut man sehr Unrecht daran, da sowol die Geschichte, als die Etymologie die Einerleiheit derselben mit den gedachten Völkerstämmen bezeugen. Oder wenn man die Türken schon in frühester Zeit im äußersten Norden von Europa findet [86]; wenn Abulfaragius, der zwischen den Jahren 1226—1286 schrieb, von der Regierung Constantin's des Großen berichtet: „Es waren die Länder der Griechen von den Besitzungen der Römer durch verschiedene türkische Völkerschaften getrennt, welche da festen Platz faßten und viele Städte der Griechen zerstörten, und es unmöglich machten, von Constantinopel nach Rom anders als zur See zu gelangen [87]," läßt sich da wol an die heutigen Osmanen denken? Und wenn man in einer alten isländischen Chronik liest: *Thracia* eadem est ac Graecia. Eam primus incoluit Tirus, filius Japheti, filii Noae. Ab illo gens ea descendit, quae *Turcarum* nomine venit [88]); darf man da nicht jene Türken des Abulfaragius für die alten Thraker oder Thréker halten? Wenn endlich aus zahlreichen alten Schriftstellern erhellt, daß diese Thraker und Thréker Niemand anders waren, als die Illyrier, Geten oder Goten, Jazyger und Sarmaten, ergibt sich daraus nicht, daß das türkische Volk eins und dasselbe mit dem ungrischen müsse gewesen sein? Und wenn mit diesen allen auch noch die Etymologie vollkommen übereinstimmt, da im Arabischen Tharaka so viel als deseruit, reliquit, missum fecit, in den Semitischen Sprachen Tarech so viel als expulit, ejecit; Tiruch so viel als expulsio, ejectio, exilium bedeutet [89]), wird man da nicht lieber den Worten des Cardinals Gilo:

Nam modo, qui *Turci*, veteri sunt nomine *Parthi*,
Fidere, quos versis mos est fugiendo sagittis. [90])

glauben, als der erwähnten Behauptung Schlözer's?

Es herrschte immerfort Zank und Streit zwischen diesen Völkern, und da trennten sie sich oft, bald von diesem, bald von jenem Stamme, und vereinigten sich mit einem andern, oder zogen in andere Gegenden hin. So verließen die Kunen oder Hunen weit früher, als die gelehrte Welt bis jetzt daran dachte, die Gegend an der Wolga, und zogen nach Bulgarien und zu ihren Brüdern nach Griechenland. So rückten auch die Jaszen immer näher dem Dnjeper zu, und von da wälzten sich einige Haufen nordwärts durch Rußland, Polen und Preußen, bis nach Nordteutschland hin, wo sich überall Spuren von ihnen finden. Der größere Haufe aber von ihnen zog ostwärts und nahm die Moldau in Besitz, welches zur Zeit der ersten römischen Kaiser geschah, in deren Provinz Mösien er öfter Einfälle machte, und von ihnen sogar Jahrgelder erhielt.

Ebenso uneinig waren die aus Illyrien und Dalmatien nach Latium eingewanderten Skythen. Während ein großer Theil von ihnen sich mit den Römern vereinigte, zog sich der noch größere Theil nach Pannonien und nach Teutschland hinüber, und beunruhigte von da aus unaufhörlich die Bewohner Italiens. So darf man die Toxanderes, die man an der Schelde findet und andere Völker nicht für Teutsche halten, sondern für Skythen und namentlich für Jaszen. So darf es nicht befremden, daß die alten Burgunder und Thüringer, Hunen genannt werden. So darf es nicht befremden, wenn Saxo Grammaticus, von einem blutigen Kampfe, der zwischen den Dänen und Hunen, noch etwas vor Christi Geburt stattfand, spricht. So darf es nicht befremden, wenn man sogar in Lappland und Esthland Ungern findet, und kann sich hieraus weit natürlicher die Verwandtschaft der finnischen Sprache mit der ungrischen erklären, als durch die lächerliche Annahme: die Ungern seien finnischen Stam-

83) So heißt es z. B. beim letztern, in seinem Werke de administr. Imperio cap. XXXVIII. von den Türken: Erant gentes eorum septem; et principem vel indigenam, vel alienigenam habuerunt nunquam, sed erant inter ipsos boebodi quidam, quorum primus is, cujus supra mentionem fecimus, Lebedias . . . . Ante hunc *Arpadum Turcae* principem alium nullum unquam habuerunt. 84) Joseph von Hammer, Gesch. des osmanischen Reichs (Pesth 1827—1832). I. Bd. S. I. 2. 85) A. L. Schlözer, Kritisch-historische Nebenstunden (Götting. 1797). S. 106. 86) In *Jacobi Langebek* Scriptt. Rer. Danic. medii aevi (Hafniae 1772. II. T. fol.) wird T. I. p. 3 aus einem Register der alten nordischen Könige angeführt: Voden, quem nos Odenum vocamus. Ab eo descenderunt plurimae Regum stirpes in plaga mundi septemtrionali. Erat ille rex *Turcarum*. Fugit a Romanis Aquilonem versus." In einer isländischen Chronik, welche man gleichfalls bei Langebek findet (T. II.) heißt es (p. 34): „Origines omnium historiarum in lingua septemtrionali earum, quae *veritatem* sequuntur, incipiunt, cum *Turcae* et Asiani Aquilonem inhabitabant." Adam von Bremen, der um das J. 1056 schrieb, behauptet: „Postea longis terrarum spatiis regnant Suecones, usque ad terram Feminarum. Supra illas Wilzi, Mirri, Lami, Scuti et *Turci* habitare feruntur usque ad Ruzziam;" und sein Scholiast bemerkt: *usque hodie Turci*, qui prope Ruzzos sunt, ita vivunt, ut reliqui *Scythiae populi* (cf. *Erpoldi Lindenbrogii* Scriptt. Rer. German. (Hamburgi 1706. fol.) p. 58. 87) *Greg. Abul-Farajii* Hist. compend. Dynastarum, arab. et lat. ab *Eduardo Pocockio* (Oxoniae 1663. 4.) p. 69. 88) *Langebek*, Scriptt. rerum Dan. T. II. p. 38.

89) *Jac. Golii* Lex. Arab. Lat. (Lugd. Bat. 1653. fol.). Col. 379. *Jo. Buxtorf* Lex. Chald. Talm. et Rabbin. (Basileae 1639. fol.). Col. 2648. Und lange vor ihnen behauptete schon Joh. Leunclavius († 1593): „Quum nomen ipsorum *Turcorum*, hebraica lingua significet *Exules*, et contumeliosum apud ipsos habeatur." Cf. *Laonici* Chalcocondylae Historiar. Libri X. (Parisiis 1650. fol.) p. 408. 90) *Edm. Martène* et *Ursini Durand*, Thesaur. nov. Anecdotorum (Lutet. Paris. 1717.). T. III. Lib. I. p. 217. *Franc. du Chesne*, Historiae Francor. Scriptt. (Parisiis 1641. fol.) T. IV. Lib. IV. p. 899. Col. 2. in fine.

mes. So endlich erhält man die richtigste Erklärung über die Hunenbetten oder Hunengräber, über welche sich die Welt bis jetzt ganz vergeblich den Kopf zerbrach. Sie rühren von den Hunen oder Hunnen her, die ganz ein und dasselbe Volk mit den Kunen oder Kumanern, sowie mit den Skythen sind, von welchen schon Herodot berichtet (Hist. IV, 21), daß sie ihren Fürsten Gräberberge zu errichten pflegten. Dies geschah denn überall, wo sie hinkamen, und so ist es kein Wunder, wenn man diese Berge in so vielen Ländern Europa's findet.

Zur Zeit des römischen Kaisers Claudius (41—54), trennte sich von den moldauischen Jazygern wieder ein Haufe, drang über die Karpathen in Ungern ein, vertrieb aus der Gegend zwischen der Theiß und Donau die Daker, und gründete daselbst eine den Römern oft furchtbare Herrschaft, die sich bis in's fünfte Jahrh. unabhängig erhielt. Da wurden sie aber von dem Strome der eindringenden theils verwandten, theils fremden Völkerstämme, entweder fortgerissen, oder in ihren alten Wohnsitz, die Moldau, zurückgedrängt, und es ist lange von ihnen keine Rede mehr. Aber nur ihr Name verschwand auf eine Zeit hin; sie selbst wurden nicht vertilgt. Unter den Magyaren, die zu Ende des neunten Jahrh. innerhalb eines Jahrzehends (886—897), ganz Ungern eroberten, befanden auch sie sich. Unter den moldauischen Kumanern, welche K. Ladislaus der Heilige im J. 1087 besiegte, befanden auch sie sich. Unter jenen Kumanern, welche K. Stephan II. im J. 1123 und K. Bela IV. im J. 1239 in das Reich aufnahm, und welchen K. Ladislaus IV. im J. 1279 das schöne Privilegium ertheilte[91]), befanden auch sie sich. Von diesen Zeiten an erscheinen sie schon wieder in den Urkunden unter dem Namen der Sagittarii[92]), und in jener, in welcher ihnen K. Karl Robert im J. 1323 ihre Rechte und Freiheiten bestätigte, werden sie bereits Jazones genannt[93]). So gelangten sie zu dem Besitze jener drei Districte Ungerns, Jazygien, Groß- und Kleinkumanien, welche sie noch daselbst inne haben, und erhielten von den nachfolgenden Königen noch manche ausgezeichnete Vortheile bewilligt. Doch K. Leopold I. verkaufte im J. 1702 ihr sämmtliches Gebiet dem teutschen Orden für 515,000 Gulden, und später wurde dasselbe an das Invalidenhaus in Pesth verpfändet. Erst im J. 1745 konnten sie sich wieder durch Erlegung des Kaufschillings und durch Stellung von 1400 Mann ausgerüsteter Cavalerie, der man damals gegen die Preußen so nöthig bedurfte, loskaufen, worauf sie durch ein neues königliches Diplom in ihre vorige Rechte eingesetzt wurden, und am 5. Oct. 1751, die auch vom Reichstage dieses Jahres bestätigte, aus 24 Artikeln bestehende Regulation erhielten[94]).

Unter den Eigenthümlichkeiten des Volkes, zu welchen wir jetzt übergehen, behauptet die erste Stelle seine große, fast unglaubliche Gewandtheit im Schießen mit Bogen und Pfeil, welcher die Schriftsteller der alten und mittleren Zeit so unzählig oft gedenken. Sie bestand nicht allein darin, das Ziel, dem es galt, nicht zu verfehlen, mochte dasselbe auch ein in der Luft fliegender Vogel sein[95]), oder ein Ring auf dem Haupte eines Menschen, oder eine Schlange, die um des Schützen eigenes Kind sich wand und doch ohne Verletzung desselben durch den auf sie abgedrückten Pfeil umkam[96]), oder ein Pfeil, der auf den Fluthen der Donau von dem in voller Rüstung schwimmenden Schützen in die Höhe geschossen, und im Herabfallen, von demselben Schützen, mittels eines anderen Pfeils zerschmettert wurde[97]); sie bestand vorzüglich darin, selbst in schnellster Flucht begriffen, den Pfeil rückwärts zu senden, und auch da noch den vermeinten Gegenstand sicher zu treffen[98]). Wol wird diese Gewandtheit größtentheils nur von den Skythen oder Parthern gerühmt. Aber zu ihnen gehörten ja auch die Jazyger und diese vorzüglich waren die großen Meister in derselben. Bei ihnen wurde sie so hoch geschätzt, daß die Alten, wenn sie die Abnahme ihrer Kräfte schon unfähig dafür machte, sich durch ihre Kinder tödten ließen[99]). Überall, wo von Jazygern die Rede ist, wird auch ihrer Bogengeschicklichkeit gedacht; und überall, wo Bogenschützen erwähnt werden, darf man auf Jazyger schließen[1]). Ungerns Könige wählten sich aus ihnen schon in der frühesten Zeit ihre vorzüglichste Streitergattung, und wiesen ihnen für die geleisteten Dienste in mehren Gegenden des Reichs Ländereien, als eigenthümliches Besitzthum an[2]). Die übrigen Eigenheiten, Gebräuche und Sitten des Volks, die Riesengestalten, die sich bei demselben fanden, die Gräberberge, die es seinen Fürsten errichtete, die Uneinigkeit, in welcher es mit den verwandten Stämmen lebte, die eheliche Treue, deren Verletzung es mit dem Tode bestrafte; dies alles hatte es mit den übrigen Stämmen gemein, und es wird also davon bei dem skythischen oder ungrischen Volke die Rede sein. Hier nur noch die Bemerkung, daß ein Volk, welches Pyramiden baute, die Buchstaben erfand, dem Meere sich auf so weite Strecken anvertraute, den Ackerbau betrieb, und so vielen Städten das Dasein gab, nicht konnte so roh gewesen sein, als es gewöhnlich geschildert wird.

Was endlich seine heutigen Nachkommen in Ungern betrifft, so bewohnen sie, theils im Schoße des pesther

91) s. dasselbe bei Pray in s. Dissertatt. historico-critt. in Annales veteres Hunnor., Avar. et Hungar. p. 115. oder in Pet. Horváth's erwähnter Commentatio de initiis ac majorib. Jazyg. et Cuman. p. 66. 92) Mehre Beispiele in Horvát's 1. Abh. §. 89. 90. 93) *Petri Horváth* Comment. p. 92. 94) Den Hauptinhalt jenes Diploms sowol als dieser Regulation, siehe in *Petri Horváth* Comment. p. 175—180.

95) *Silii Italici* Punica II, 93—99; Horvát 2. Abh. §. 14. 96) *Servius* zu Virgil's Ecl. V, 11; Horv. 2. Abh. §. 14. 97) Inschrift auf einem bei Ofen ausgegrabenen Denkstein bei Katancsich (Istri adcolar. Geogr. vetus P. I. No. CXXI.); Horv. 2. Abh. §. 14. 98) *Platonis* Opp. (ed. Bip.) Vol. V. p. 186; VIII. p. 384. *Virgil.* Georg. III, 31. *Horat.* Od. I, 19, 10—12; II, 13, 14—19; *Propert.* Eleg. II, 10, 13. 14; III, 9, 54; IV, 3, 66. *Ovidii* de arte amat. I, 209; Fastor. V, 520. *Seneca* im Thyestes 381, im Oedipus 117. *Lucanus* I, 229. 230; VIII, 368 seq. *Horvát* Rajz. §. 88—92. 99) *C. Valerii Flacci* Argonauticon VI, 122 sq.

1) Siehe darüber eine Menge Beispiele in Horv. 2. Abh. §. 9—23. 2) Mehre dieser Schenkungen (Terra Sagittariorum) gedenkt Horvát in seiner 1. Abh. §. 89. 90.

Comitats, theils an der Grenze und in der Nähe desselben, die drei bereits genannten Districte, und es kommen von ihnen
in Jazygien auf $17\frac{3}{5}$ □ Meil. 49,130 Menschen
in Großkumanien auf $20\frac{1}{2}$ „ 42,106 „
in Kleinkumanien „ $47\frac{4}{5}$ „ 52,200 „
zusammen also in allen drei Districten auf $85\frac{9}{10}$ □ Meil. 143,436 Menschen, die in sieben Marktflecken, 18 Dörfer und 56 Prädien vertheilt sind. Die Marktflecken heißen, in Jazygien: **Jász-Berény** mit 13,220, **Arok Szállás** mit 6415 und **Jász-Apáti** mit 6226; in Großkumanien: **Halas** mit 10,840, **Félegyháza** mit 12,970 und **Kun-Szent Miklos** mit 4300 Einwohnern. Der Boden bietet einen Überfluß an Feldfrüchten, Pferden, Schafen, Hornvieh, Tabak, Melonen, Fischen, Wildpret und Schildkröten dar. Aber die Weinrebe gedeiht nicht auf demselben, und auch an Brennholz ist großer Mangel, der durch Schilfrohr und Stroh ersetzt werden muß. Die Bewohner erfreuen sich ausgezeichneter Privilegien und einer glücklichen Verfassung. Sie stehen unmittelbar unter dem Palatin des Reichs, als ihrem obersten Grafen und Richter, und sind von keiner andern Gerichtsbarkeit abhängig, als der seinigen und ihrer eigenen. Nur in politischen Angelegenheiten sendet ihnen auch der Statthaltereirath seine Befehle zu. Sie und ihre Waaren und was sie bei sich führen, sind durch das ganze Land mauth- und zollfrei und nur allein die Dreißigstgebühr haben sie zu entrichten. Sie können wegen Schulden oder irgend einer Foderung von keiner fremden Gerichtsbarkeit verhaftet oder vor derselben deshalb belangt werden. Nur wirkliche Verbrechen, auf fremdem Boden begangen, machen eine Ausnahme. Sie erwählen sich ihre Vorsteher und Richter selbst, bis auf den obersten Capitain und Vicecapitain, welche der Palatin ernennt. Sie können zu neuen Bewohnern ihres Landes aufnehmen, wen sie wollen, und dieselben anhalten zur Tragung der gemeinsamen Lasten. Nur jene, welchen die Freizügigkeit nicht gestattet wäre und von ihren Grundherrn gefodert würden, müssen sie zurückstellen. Sie sind in Rücksicht auf gemeinsame Lasten und Vortheile alle gleich, und genießen sämmtlich dieselben Rechte und Vorzüge. Sie sind befreit (seit 1754, 28. März) von den Taxen, welche die Abhaltung der Landtage erheischen, ob sie gleich auch ihre Deputirten dahin senden, da sie sich von jener Tax, ein für alle Mal mit 3000 Dukaten loskauften. Jeder der drei Districte übt die Schwertgerechtigkeit aus; doch ist dem Verurtheilten eine Appellation an den Reichspalatin gestattet. Und für alle diese Emolumente haben sie nichts weiter zu leisten, als die Insurrection zur Zeit eines Krieges und die Entrichtung der jährlichen Contribution. Der Magistrat dieser Districte ist doppelter Art, entweder der gemeinsame für alle, oder der besondere für jeden District. Zu jenem gehören, außer dem obersten Grafen und Richter, ein Oberster- und ein Vice-Capitain, drei Notare, drei Fiscale, drei Perceptoren, ein Buchhalter; zu diesem in jedem Districte ein Districtualcapitain, zwei Assessoren, ebenso viel Jurassoren und Commissairs. Hierzu kommen ein Ingenieur, drei Ärzte, drei Chirurgen, drei Hebammen, drei Castellane, drei Wag-Commissaire und die übrige Dienerschaft. Zur Bestreitung der gemeinsamen Ausgaben bestehen drei verschiedene Cassen, die Contributionalcasse, die Insurrectionalcasse und die ökonomische Casse. Zu der erstern steuern sämmtliche Bewohner nach ihrem Vermögen und ihren Besitzungen bei, und es wird davon bestritten: die Reichscontribution, bestehend nach der neuesten Regulation vom J. 1830 zu 125 Porten, aus 86,061 Fl. $4\frac{1}{5}$ Kr., das Honorar für den Reichspalatin, bestehend in 12,600 Gulden, das Werbsubsidium, bestehend in 3201 Fl. 13 Kr., die Besoldung der gemeinsamen Beamten, und die Besorgung der gemeinsamen Bedürfnisse. Zu der Insurrectionalcasse haben diejenigen, die außer den Hausgründen noch andere besitzen, alljährlich 5000 Gulden einzuliefern, welche bei Gelegenheit einer beschlossenen Insurrection zur Bestreitung der Unkosten derselben dienen. Die ökonomische Casse erwächst aus dem Einkommen der Prädien **Paka** und **Mérges**, und es wird dasselbe verwendet zur Erhaltung des gemeinsamen Pferdgestütes auf dem Prädium **Tajo**, zur Dotirung der armen katholischen Pfarrer, zur Reparation der lateinischen Schulgebäude, und zur Bestreitung der nöthigen Fuhren und Vorspannungen. Außer diesen drei gemeinsamen Cassen hat noch jeder District seine besondere, zur Besoldung seiner eigenen Beamten und zu Besorgung seiner besondern Bedürfnisse. Von allen Abgaben kommt im Durchschnitt auf den Kopf kein voller Gulden das ganze Jahr hindurch. Die Verwaltung der Districte geschieht übrigens, wie bei den Comitaten, mittels General- und Particularcongregationen, und mittels der Gerichtssitzungen oder Sedrien, von welchen jene, wie diese, unter dem Vorsitze des Obersten- oder Vice-Capitains zu **Jász-Berény**, wo auch das gemeinsame Siegel und das gemeinsame Archiv aufbewahrt wird, gehalten werden. In gewissen Fällen halten auch die einzelnen Districte ihre Particularcongregationen. An Bildungsanstalten bestehen in Jazygien von Seiten der Katholiken ein Gymnasium zu **Jász-Berény** und fünf Hauptschulen zu **Arok Szállás**, **Fénszárn**, **Jász-Apáti**, **Jász-Berény** und **Jász-Ladány**; in Kleinkumanien ebenfalls ein Gymnasium zu **Félegyháza**, und drei Hauptschulen zu **Dorosma**, **Félegyháza** und **Majsa**. Die Reformirten, ob sie gleich fast ebenso zahlreich sind, haben nur kleinere Schulen. (*Gamauf.*)

Jazygien, s. unt. **Jazyger**.

IBA, ein kurhessisches Dorf im Amte Rotenburg (in den Urkunden des benachbarten hier begüterten hersfeldischen Klosters Blankenheim Ybach genannt), in dessen Nähe im ibaer Walde gegen Ronshausen zu die Friedrichshütte liegt. Diese 1733 vom Herrn von Waitz angelegte herrschaftliche Schmelz- und Kupferhütte lieferte sonst jährlich 471, jetzt 7 bis 800 Centner Kupfer. Diese Hütte nebst der riechelsdorfer (welche 5 bis 600 Centner Kupfer producirt) gehören beide zu dem berühmten riechelsdorfer Kupferwerke. (*Rommel.*)

Ende des vierzehnten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

